



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Secret

(Societat)

NAA

~~834~~

J a h r b ü c h e r
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
B e r l i n.

Jahrgang 1833.

Zweiter Band.

B e r l i n,
Verlag von Duncker und Humblot.

1 8 3 3.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

A N Z E I G E

über die

Fortsetzung

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Nachdem zum lebhaften Bedauern der unterzeichneten Societät durch den Tod des Freiherrn von Cotta die zwischen diesem und der erstern rücksichtlich des Verlags der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* seit her bestandene wesentlich individuelle Verbindung aufgelöst worden, hat die Societät es für zweckmässig erachtet, auf Beseitigung der aus der weiten Entfernung der Verlagshandlung vom Sitz der Redaction erwachsenden Inconvenienzen Bedacht zu nehmen. Es ist demgemäss, nach vorgängiger Verständigung mit der bisherigen Verlagshandlung, vom 1. Julius d. J. an, der Verlag der genannten Zeitschrift der hiesigen Buchhandlung *Duncker und Humblot* überlassen worden, und hegt die Societät das begründete Vertrauen, dass die allgemein anerkannte Solidität der nur erwähnten Verlagshandlung hinfort auch den Lesern der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in allen billigen und gerechten Anforderungen werde zu Gute kommen.

Während übrigens in der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche diesem Institute bisher im In- und im Auslande zu Theil geworden, die Societät nur die Aufforderung finden konnte, ihre statutenmässigen Grundsätze, namentlich bei Uebertragung und Prüfung der Recensionen, auch ferner mit Beharrlichkeit zu verfolgen, hat dieselbe doch zugleich geglaubt, den vielfältig ausgesprochenen Wunsch: eine bedeutend grössere Anzahl von Schriften in den Jahrbüchern angezeigt zu finden, als solches seither der Fall gewesen, um so weniger unbeachtet lassen zu dürfen, da ausser der speciellen Würdigung der wichtigern litterarischen Erscheinungen, auch die Gewährung einer summarischen Uebersicht der gesammten currenten Litteratur schon bei Begründung dieser Zeitschrift als zweckmässig anerkannt worden ist. — Die bisherige Geschäftseinrichtung sowohl, als auch die der Societät bisher zur Disposition gestandenen Mittel, haben es bis jetzt nur hin und wieder gestattet, ausser den den Hauptinhalt der Jahrbücher bildenden ausführlichen motivirten Recensionen, auch kurze kritische Anzeigen zu liefern. Gegenwärtig sieht sich die Societät durch neue Anordnungen in den Stand gesetzt, dasjenige, was in letzterer Hinsicht bisher nur beiläufig geschehen konnte, in regelmässige Ausübung zu bringen, und hofft dieselbe hiedurch dem Wunsche der Freunde dieses Instituts, eine vollständige Uebersicht des Ganges der wissenschaftlichen Litteratur zu erhalten, in genügender Weise zu entsprechen. Bei der vornämlich nur auf eine summarische Relation berechneten Fassung der kürzeren Anzeigen ist es nicht als zweckmässig erschienen, auch auf diese das hinsichtlich der eigentlichen Recensionen streng auf-

recht zu erhaltende Princip der Namensnennung der Referenten anzunehmen. Dagegen wird die Societät in Beziehung auch auf diesen Theil ihrer Zeitschrift eine Ueberschreitung der Grenzen der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schicklichkeit zu verhüten, um so sorgfältiger bemüht seyn.

Berlin, den 27. April 1833.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

Indem wir bestätigen, dass wir vom 1. Juli d. J. an den Verlag der *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* übernommen haben, bemerken wir hinsichtlich der äusseren Einrichtung, des Erscheinens und des Preises derselben noch Folgendes. — Wie bisher werden, ausschliesslich der Anzeigeblätter, jährlich 120 Druckbogen in gr. Quart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Eine andere als die bisherige Druckeinrichtung wird es möglich machen, künftig über mehr als noch einmal so viel Bücher als bisher in einem Jahrgange recensirt wurden, Beurtheilungen zu liefern. Ein *Anzeigeblatt*, das bisher nur hin und wieder beigegeben wurde, wird jetzt regelmässig, monatlich wenigstens einmal, erscheinen, und neben den litterarischen Intelligenznachrichten eine vollständige Chronik aller wissenschaftlichen und höheren Unterrichtsanstalten der preussischen Monarchie umfassen. Ungeachtet dieser grössere Kosten verursachenden Einrichtungen wollen wir den bisherigen Preis von 12 Thalern für den Jahrgang nicht erhöhen, hoffend durch den jetzigen mannichfaltigeren Inhalt der Jahrbücher eine noch allgemeinere Theilnahme des Publicums für eine Zeitschrift zu erwecken, die wegen des bisher Geleisteten bereits zu den trefflichsten ihrer Art gerechnet wird. — Für den halben Jahrgang vom Juli bis December 1833 beträgt das Abonnement 6 Thaler.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 27. April 1833.

Duncker und Humblot.

N^o 1.
J a h r b ü c h e r
 f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

I.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.
 Von Goethe. Vierter Theil. Nemo contra
 deum nisi deus ipse. (Goethe's nachgelassene
 Werke. Achter Band. Stuttgart und Tü-
 bingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhand-
 lung, 1833. 12.)

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren liegt zwischen dem Erscheinen der früheren Theile von Goethe's Lebensbekenntnissen und der Herausgabe dieses vierten, mit welchem nun das Ganze leider schon sich abschließt. Diese Zwischenzeit hat uns sonstige Mittheilungen aus Goethe's Leben, gehalt- und anmuthvolle Berichte von Reisen, Feldzügen, literarischen und geselligen Thätigkeiten aller Art, reichlich zukommen lassen; doch konnte keine dieser Gaben uns für den abgebrochenen Erzählungsfaden schadlos halten, den wir so lange vergebens hofften in dem zusammenhängenden und ausgearbeiteten Vortrage von *Dichtung und Wahrheit* fortgeführt zu sehen. Nun sind diese Hoffnungen erfüllt, und schöner und größer, als wir es denken konnten; dieses kleine Bändchen, dessen fünf Bücher kaum die Hälfte des Raums einnehmen, welchen die gleiche Zahl solcher Abtheilungen früher abmaß, erweist sich als ein Juwel, das im geringsten Umfange den größten Werth zusammenfaßt. Frühere Worte, je das Erscheinen der einzelnen Theile dieses Werkes nah begleitend, haben die seltenen und eignen Vorzüge desselben für die damaligen Leser anzudeuten gesucht, und wenigstens den heißen Dank und Eifer ausgesprochen, mit welchen der Eindruck und Gewinn eines solchen Buches ein zustimmendes Gemüth erfüllt hatte. Nach so langjähriger Unterbrechung vermag nun noch immer die nämliche Berichterstattung, die dem schon weit entlegenen Anfange sich beigegeben, auch den Schluss aufzunehmen, und wie der große Zwischenraum den Sinn

und die Gestalt des Autors noch unverändert als dieselben hervorgehen läßt, so nimt auch noch jetzt unverändert detselbe Antheil und Eifer das Wort, und darf in diesem Falle gleich zuvörderst die Gunst bemerklich machen, welche mit der Treue der Gesinnungen hier zugleich die der äußerlichen Umstände so weithin hat bewahren mögen.

Ein kurzes Vorwort erinnert den Leser an die Nothwendigkeit, in welcher sich der Autor bei seiner Betrachtungsweise befindet, die Zeitfolge der äußerlichen Ereignisse bisweilen einem höheren Zusammenhange der geistigen Bestandtheile unterzuordnen, und so macht er auch gleich bemerklich, daß die hier fortgesetzte Erzählung nicht grade das Ende des vorigen Buches, sondern vielmehr dessen Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufnehmen und weiterweben soll. Hierauf eröffnet sich der eigentliche Vortrag mit einem heiteren Blick auf die glücklichen Verhältnisse und Einflüsse, welche für den jungen Mann zuletzt dahin zusammengewirkt, nach manchen Kämpfen und Zweifeln, einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Solche Ruhepunkte sind die Höhen, die Haltungs- und Kräftigungsmomente des Lebens, das aber seiner Natur nach in ihnen am wenigsten zu weilen vermag, und so sehen wir auch hier diesen Frieden, kaum angedeutet, sogleich wieder zu wachsender Bewegung übergehen. Schon das philosophische Nachdenken, welches sich den Büchern und der Lehre des Spinoza widmet, und hiebei Beruhigung und Klarheit findet, vermag in diesem Kreise der Spekulation nicht lange auszudauern, sondern eilt, den Ertrag und die Gestalten desselben dichterisch anzuwenden. Was hier über Spinoza so schön als tief aus unmittelbarer Lebenserfahrung ausgesprochen ist, wird für jede künftige Betrachtung dieses gegen die Welt in immer von Zeit zu Zeit erneutes Mißverständniß untertauchenden Philosophen ein unverlöschbares, willkommenes Licht bleiben, und darf

einigermaßen dafür trösten, daß uns die Ausführung des so reizend als erhaben zu denkenden dichterischen Gebildes von einem Besuche des ewigen Juden bei Spinoza hat entgehen müssen. Die innige Verknüpfung, welche bei Goethe alles und jedes mit seinem produktiven Talente hat, führt ihn mit leichter Wendung aus den dunkeln und schauerlichen Tiefen wieder auf die heitere Bahn seines dichterischen Treibens, wo sich aber auch sogleich, durch fremdes Eingreifen in sein Autorrecht, durch unbefugtes Herausgeben und Nachdrucken seiner Schriften, ein widerwärtiger Zwiespalt öffnet, den er zwar für diesmal durch ein lieblich-kräftiges Gedicht wohlgemuth abthut, dessen Grund aber auch in der Folgezeit noch oft in wechselnden Mißverhältnissen störend fortgewirkt hat.

Nach Erwähnung von ein paar muntern, den Geist und Anblick Goethischer Jugend leicht und lebhaft bezeichnenden Vorgängen, finden wir uns zu glänzender Gesellschaft eingeführt, und hier einem holden Wesen gegenüber gestellt, dessen Lieblichkeit uns fesselnd anleuchtet, noch ehe wir durch den Namen Lilli erfahren, welch schon bekanntes Gebiet anmuthiger Bezauberung uns aufgenommen. Nun kann wohl von höchstem Lebensgefühl, von reichstem Gewinn der Tage, von Glück und Segen die Rede sein, aber an jenen äußeren und inneren Frieden, welcher sich anfangs verkündigen wollte, ist nicht mehr zu denken, und an seiner Statt waltet die erregteste Leidenschaft, von allem Wechsel begleitet, den sie erst im innern Leben entzündet, und dann unaufhaltsam auch in das Äußere hinaustreibt. Bevor wir aber in diesen Zauberkreis völlig eingehen, doch schon mit dem ersten guten Eindruck desselben, läßt uns der Autor noch schnell die düstern und sehr betrübenden Verhältnisse zurücklegen, in welchen Jung-Stilling uns hier wiederbegegnen muß. Mit diesen schweren, durch die angeknüpften Betrachtungen des Dichters zu den wichtigsten Bezügen erhobenen, und sogar im eignen Stoffe noch erhöhten Drangsalen schließt das sechszehnte Buch.

In dem siebzehnten Buche blüht, leuchtet und athmet ganz das Verhältniß zu LILLI. Wir haben den Dichter von den frühesten Empfindungen, für welche das unschuldige Gretchen ihm Gegenstand sein mußte, mit Antheil und Mitgefühl zu den höheren Stufen begleitet, die nach und nach seine Neigung erstieg, und wir sind durch Friederikens liebliche Erscheinung mit-

schuldig der Unbeständigkeit geworden, die man dem Erlöser oder Aufgeben früherer Neigung zum Vorwurfe zu machen pflegt. Nicht ganz so hell, und also minder gerechtfertigt, zeigten sich die ungenannten und wie es scheint in einziger Mischung durcheinander wogenden Leidenschaften, gegen welche Friederikens Bild zurückweichen mußte, und aus denen die Werther'schen Stimmungen sich nährten. Dagegen tritt nunmehr diese neue Leidenschaft in allem Glanz und in aller Kraft ihres vollen Uebergewichts und ihrer ureigenen Berechtigung auf. Wie gegen die aufkehende Sonne der schönste Stern, so muß gegen Lilli selbst Friederike dahinschwinden, und da von Pflichten und Verbindlichkeiten, welche schon außerhalb des Gebietes der Neigung liegen und dann oft unglücklich genug bedingend zurückwirken, hier glücklicherweise keine Rede ist, so darf der getroffene Sinn frei und froh dem neuen Lichte folgen. Daß jede neue Regung in dem Dichter einen Fortschritt bezeichnet, immer nur einen höheren Gegenstand auch mit erhöhtem Gemüth erfasst, dies thut ihm dar als der Liebe treu und der Wahrheit, in ihrer menschlich möglichen und gebotenen Entwicklung, welches eine höhere Treue ist, als die gewöhnlich dafür geltende äußere Beharrlichkeit bei einem zufällig ersten Begebnis. Das Verhältniß zu Lilli zeigt sich aber nicht nur reicher, tiefer und schöner, als alle früheren, sondern in der Reihe der Jugendneigungen auch als das höchste und letzte; ihm folgt kein ähnliches; was weiterhin von Neigungen und Leidenschaften „unseres Freundes“ sichtbar wird, und größtentheils in Dichtungsgestalt für alle Zeiten zu verehrender, sinnender, lehrreicher Betrachtung dasteht, gehört einer neuen Folge an, worin andre Richtungen und Bezüge hervortreten, nicht geringeren Werthes, als die bisher dargelegten, aber von einem ganz verschiedenen Charakter, und daher mit jenem dargebotenen höchsten Lebensglücke, wofür Goethe selbst es erklärt hat, nicht zu vergleichen noch zu messen.

Der Verlauf dieser Liebesgeschichte, von dem ersten Sehen und Kennenlernen bis zur Verlobung, wofür diesmal die Suche wirklich gelangt, ist ein ununterbrochenes Gedicht, das den reizendsten und bedeutendsten Stoff in den schönsten Formen und Maßen mittheilt, und gleichsam die beiden Endpunkte der Poesie zusammenschlingt; denn der Stoff ist ganz in dem Elemente seiner ursprünglichen Naivität und Unschuld,

seiner idyllischen und lyrischen Naturfrische verblieben, und zugleich ist die Darstellung mit aller Kraft und Ueberlegenheit der höchsten, bewußten und reifen Kunstschöpfung ausgerüstet. Achtzigjährige Weisheit und Uebersicht und fünfundzwanzigjähriges Feuer der Empfindung und des Geistes sind hier in lieblicher Gemeinschaft gegenwärtig; und beleben einander wechselselbig. Diese so zarten als gediegenen Blätter bilden in dieser Art ein Kleinod, das wahrhaft als einzig zu schätzen ist, dem keine Litteratur etwas Gleiches zur Seite zu stellen hat. An Schönheit und Macht der Schilderung solcher innigen, lebensvollen und dabei flüchtigen Zustände, können nur einige der herrlichsten Blätter von J. J. Rousseau neben diesen noch zu nennen sein, aber an Geist und Reife schon nicht. Die Feier des Geburtstages von Lilli, die träumerische Wandernacht Goethe's, und andre solche Vorgänge, sind beinahe seenische Idyllen mit plastischer und musikalischer Ausstattung geworden, und jeder Umstand und Bezug dieser glücklichen Tage ist in den goldenen Worten des Dichters zu einem selbstständigen kleinen Kunstwerk ausgeprägt. Die schon bekannten Lieder erscheinen fast neu, so sehr gewinnen sie selbst durch den Ort, wo sie nun stehen, und so sehr streuen sie Licht und Wärme auf ihre Umgebung aus.

Die Gunst der Wirklichkeit kann aber auch selten für dichterisches Erforderniß so glücklich gefunden werden, wie hier der Fall ist. Die Lage von Offenbach, so nah bei Frankfurt, und doch abseits von dem gedrängten störenden Stadtleben, dabei selber im städtischen Werden begriffen, und schon in dieser Art gesellig, bei noch ländlichem Zuschnitt; die glückliche Mischung der Personen, ihr guter Zusammenhang, ihre nicht zu große Zahl, welche grade hinreicht, um den Schauplatz zu beleben, ohne ihn zu überdrängen; die eifrige Thätigkeit des herrern Musikers André, die antheilvolle Genossenschaft eines würdigen Ehepaars, des Pfarrers Ewald und seiner Frau; endlich die beiden Hauptgestalten selbst, die reizende Lilli und der schöne Jüngling Goethe, beide zu freier Entfaltung ihres reichen begabten Innern gegenseitig angezogen, und wenigstens eine Zeit lang allen Außerselbstlichkeiten überlegen: diese Aufzählung allein schon läßt das beinahe fertige Gedicht erblicken! Und doch ist es hier nur die wirkliche Wahrheit, welche zur Dichtung geworden, ohne ihre eigenste Gestalt aufzugeben. Wir haben

hierfür ein besondres Zeugniß beizubringen, das bei dieser Gelegenheit ausgesprochen sei. Vor vielen Jahren, als dieser Theil von Goethe's Leben noch nicht geschrieben war, pflegte der nun verstorbene Pfarrer Ewald, als Theilnehmer und Vertreter jener Verhältnisse, und seine Erinnerungen aus der glücklichen Zeit, die er als die schönste und lebendigste seiner eignen Jugend mit froher Innigkeit gern zurückrief, vielfältig und umständlich vorzutragen, und seine Erzählungen, die sich bis zu den kleinsten Zügen und Bemerkungen verließen, wie er denn auch die mannigfachen Gedichte an Lilli mit dem Ton und Ausdruck ihrer frühesten Recitation behalten hatte, bewirkten dem eifrigen und aufmerksamen Hörer durchaus denselben Eindruck, welchen er jetzt aus der von Goethe selbst gegebenen Darstellung empfängt, und durch alle Einzelheiten, deren er sich aus jenen Erzählungen erinnert, werden ihm sowohl die besondern Züge als auch das Ganze dieses neuen Bildes auf das vollständigste und zustimmendste bestätigt. So daß also auch bei diesem Theile von Goethe's Leben abermals das wichtige Wort Jacobi's gelten dürfte, der von den früheren in einem Briefe an Dehm sagt: „Ich muß den Erzählungen Goethe's das Zeugniß geben (ich erlebte ja so vieles mit!), daß sie oft wahrhafter sind, als die Wahrheit selbst“.

Die durch Erwiederung glückliche Liebe hatte anfangs keine Hindernisse, in ihrem Fortgange nur solche, die zu überwinden oder doch zu bestehen waren, und nahm aus ihnen, durch Vermittlung einer beiderseitigen Hausfreundin, Dlle. Delf, deren selbstwilliger Eifer in vorgesetztem Handeln trefflich bezeichnet wird, bald den Aufschwung zu der schönen Stufe, wo die Liebenden ihre Vereinigung gebilligt sahen, und sich als Bräut und Bräutigam begrüßen durften. Hier jedoch entwickelt sich in den Grundlagen der Verhältnisse, die nun näher vor Augen kommen, ein ernstlicher Widerstreit, der die schon vergönnten Hoffnungen trüb umhüllen muß. Die Verschiedenheit der Lebenskreise, Gewöhnungen und Ansprüche, die sich vereinigen sollen, tritt für die nähere Betrachtung scharf und beängstigend hervor, und die Liebenden selbst, obwohl ihrer Neigung versichert, und ihr zu folgen entschlossen, fühlen es, daß ihr bester Wille in den gegebenen Umständen wenig ausrichten könne, sondern lieber, mit Verzichtung auf alles Ueberkommene, einen ganz neuen Boden und Anfang des Lebens zu suchen

habe. Dies führt den Autor zu einer übersichtlichen Betrachtung der ganzen damaligen Weltlage, ihrer großen politischen Beziehungen, der Gestaltung der Ständesunterschiede, der von diesen Bedingungen abhängigen Lebensansichten, und insbesondere der ihm persönlich offenstehenden, wofür seine zwiefache Eigenschaft, die literarische und bürgerliche, wiederholt zur Sprache kommt.

(Der Beschluss folgt.)

II.

France provinciale. Recue des lettres et des arts. Arignon.

Diese seit dem September vorigen Jahres bestehende Provinzial-Zeitschrift, von einem Verein junger gebildeter Franzosen gegründet, schließt sich mit einer sehr bewussten Hervorhebung ihres besonderen Zweckes jenen originellen Bestrebungen an, die nichts anderes als eine intellektuelle Emancipation des provinziellen Frankreichs im Sinne haben, und in dieser Weise nicht nur in einer Art geistiger Opposition des universalen Alleinherrschers der Hauptstadt gegenüber zu treten anfangen, sondern auch, um ihre eigene Selbstständigkeit zu befestigen, auf die Bedeutsamkeit ihrer provinziellen und lokalen Interessen sehr entschieden hinzuweisen bezwecken. Es sind in Kurzem eine nicht geringe Anzahl Französischer Zeitschriften; auch politische, in der Provinz entstanden, welche sogar durch ein zu ihrer Unterstützung in Paris selbst gebildetes Comité gefördert werden, aber so bemerkenswerth auch die Absicht aller dieser Unternehmungen ist, das vielfach verpinzelte und abgesperrte und in seiner Absonderung verödete Provinzialleben Frankreichs durch Erweckung eines allgemeineren wissenschaftlichen und literarischen Verkehrs zu erhöhen und zu beleben; so muß man doch wünschen, daß dies bald mit Aufwand noch bedeutenderer Kräfte geschehen möge, dann den einzigen Foudroyer in Bordeaux, den geistreichen Herausgeber des *Mémorial bordelais*, ausgenommen, dessen Stimme auch in Paris als eine mitzählende gehört wird, sind die Bestrebungen der übrigen provinziellen Litteratur noch theils zu einzeln, theils zu energielos geblieben, um entweder die beabsichtigte geistige Erhöhung der Hauptstadt herbeizuführen, oder die intellektuelle Selbstständigkeit der Provinz kräftig genug voranzubereiten. Aber auch Confrede muß es immer noch als einen kleinen Schatten in seinem Ruhm empfinden, daß er in der Provinz lebt. Man sagt da immer noch: der Mann hat so viel Geist und Talent, er verdient in Paris zu leben!

Die Decentralisation Pläne werden sich sehr werthlich durch einige provinzielle Stützpunkte erblicken lassen. Der Gedanke ist zu küßlich, weil die Mittel und Kräfte dazu zu schwach zu sein scheinen, denn das Centralisations-System beruht in Frankreich keineswegs bloß in einer äußerlichen und zufälligen Willkür, sondern es ist, der in der Hauptstadt sich zusammenfas-

sende Brennpunkt des Nationalbureaus, welcher sich dort nach seinen eigenthümlichsten Seiten hin in seiner geistigen Allgemeinheit entwickelt hat. Darum sagt Paris immer noch: ich bin Frankreich! und kann es sagen, weil es die Grundintereessen des Landes und Volkes nicht nur vertritt, sondern auch stets in sich zur Erscheinung gebracht hat. Die Geschichte Frankreichs ist immer in Paris gespielt worden, und wir sind der Meinung, daß diese durch lange Jahrhunderte überlieferte Macht der Hauptstadt sich nur durch einen völligen Umsturz oder Umachung aller Französischen Einrichtungen, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten dürfte brechen lassen. Indes ist das Bestreben, die unglücklichen Einflüsse dieser Centralisation von den Provinzen abzuwenden, in Bezug auf diese immer ein wahrhaft humanes und patriotisches zu nennen; wenn es auch in Bezug auf Paris selbst nicht von vorn herein als ein siegreiches begrüßt zu werden Anspruch machen kann.

Namentlich die vorliegende *France provinciale* scheint ihre Tendenz, das Französische Provinzialleben durch geistreiche Auffassung und Beleuchtung der ihm angehörigen Elemente zu heben und interessanter zu machen, mit lebhaftem Eifer auszuüben. Sie wird in dieser Weise um so mehr wirken können, da es zu ihrem Plan gehört, sich der Politik ganz zu enthalten, und sie so wenigstens nicht Gefahr läuft, ihre Interessen an Parteilzwecke des Tages zu verzetteln. Ja die Herausgeber, die mit begeistertem Selbstvertrauen an ihr Werk gehen, sprechen vielmehr die im Munde eines Franzosen neu klingende Hoffnung aus, daß sich die politischen Parteien im Interesse für das Fortschreiten der Kunst und Litteratur des Vaterlandes allmählig versöhnt zusammenfinden werden, und wollen auch dies mit als eine Hauptseite ihres Strebens hervortreten lassen. Die uns mitgetheilten Nummern dieses in Monatsheften erscheinenden Journals enthalten einen Aufsatz über Goethe, von Aimé Royet, eine Lokalschilderung von Besançon, von X. Marmier, Reiseskizzen von Alphonse Rastoul, (dem Directeur des Instituts), einen Aufsatz über das Grabmal der Laura in Avignon, von demselben, eine Kritik der neuesten Englischen Romanlitteratur und Walter Scotts, von A. S. Moran, mancherlei provinzielle Lokaldarstellungen, und hin und wieder eingestreute Gedichte, Musikbeilagen, und vermischte Notizen, die eine mannigfaltige Unterhaltung gewähren. In der That begünstigen die Provinzen Frankreichs selbst, die in manchem Betracht so reich sind an geschichtlichen Monumenten, Naturmerkwürdigkeiten und nationalen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, ein Journal, das sich auf diesem Boden zu bewegen die Absicht hat, nicht wenig, und so wird es den Herausgebern nicht an Stoff zu Mittheilungen fehlen, welche immer in die von ihnen verfolgte Tendenz passend eingreifen. Soll jedoch jene intellektuelle Emancipation der Provinzen völlig entscheidend erfolgen, so müßte auch die Regierung selbst durch officielle Begünstigung der wissenschaftlichen Bildung in den Departements von oben herab erst mehr dazu thun.

Juli 1833.

*Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.
Von Goethe. Viertes Theil. Nemo contra
deum nisi deus ipse.*

(Schluß.)

Es braucht nicht versichert zu werden, daß diese Schilderung durch Tiefe und Klarheit des Richtigen, geschweigen und Treffendausgesprochenen abermals die ganze Meisterschaft darlegt, die wir in ähnlichen Ueberblicken der früheren Theile bewundert haben; die Biographie hat ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte nie schöner und gründlicher dargethan, und diese Abschnitte können als einzelne fertige Kapitel einer Deutschen Nationalgeschichte gelten, deren Ganzes noch fehlt, und lange noch fehlen wird. Die Stellung Goethe's im bürgerlichen Leben erscheint zwar gleich anfangs vorthellhaft und befriedigend, indem die doch engen Schranken, von welchen sie umgeben ist, dem Einzelnen kaum fühlbar geworden; allein die Bedeutung, welche er durch das Uebergewicht geistiger Fähigkeiten in einem allgemeinen Kreise mehr und mehr gewinnt, entbehrt des entsprechenden Ausdrucks in den äußern Verhältnissen; die Wege der Litteratur gingen damals noch durch ödes Gefild, nur der eine Klopstock war auf ihnen als Dichter zu einer leidlichen Lebensstellung gelangt; und dabei hatte noch der religiöse Gegenstand seiner Dichtkunst entscheidend ein gewicht; für Goethe war eine solche Begünstigung nicht abzusehen, und seine praktische Tüchtigkeit in Geschäften, wie fertig und fruchtbar sie auch erscheinen mochte, versprach dafür keinen nahen Ersatz. Seine eignen Ansprüche, wie die seiner Geliebten, waren willig, sich in's Enge zu ziehen, um ein bescheidenes Glück zu gewinnen, welches allerdings der größtenteils Opfer werth schien. Allein im letzten Berufsstadium konnte man sich nicht verhehlen, daß die Richtungen und Bilde, welche man aufgehen wollte, schon im Ge-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

müth und Sinn unberechenbar eingedrungen sein mußten, und auch jenseits des Weltmeeres, wohin der Blick sich gewendet hatte, anheimlich Störendes befürchten ließen. Die Ferne ab solche lockte nicht, das Nächste an und für sich stieß nicht ab; die beiden Bahnen, welche einzeln jedem heiter und angemessen waren, würden erst durch ihre Vereinigung schwierig, und auch der Muth und das Selbstvertrauen der Jugend konnten durch die Bilder, welche sich herandrängten, beunruhigt werden. Dabei traf kein offener Widerspruch der Geister des Trotzes und Eifers in den Kampf; ihrem eignen Gange war die Seele überlassen, nur wohlwollende Warnung und verständiger Rath wirkten ein. So konnte es geschehen, daß die schon verlobten Liebenden, ohne ausdrücklichen Zwang und fremdes Hinderniß, durch die leise, aber mächtige Wirkung der gefühlten Unvereinbarkeit ihrer unreifen und nicht einander entsprechend ausgestatteten Zustände, sich wieder trennen ließen, indem sie wohl nicht in die Trennung willigten, aber sie werden haben und anerkennen! Dieser ganze Hergang, welcher im Wesentlichen für das Verständniß keine Dunkelheit behält, ist gleichwohl von dem Autor in den einzelnen Zügen mit einem zarten Huldunkel behandelt, welches nur eben verhindert, auf das Einzelne zu scharf den Blick zu heften, und diesen grade im Hingleiten über das Ganze die Bedeutung zu suchen nöthig. Merkwürdig sind in diesem Betreff die Worte Goethe's, die er unendlich gegen einen Freund geäußert, daß die Tiefe und Zartheit seines Gefühls für Lilli noch auf die Schreibart und den Ton seiner Erzählung gewirkt, und er den leidenschaftlichen Gehalt dieses Verhältnisses keineswegs ausgesprochen habe; was denn insbesondere auch von diesem wunderbaren Auseinandertreten gehen muß.

Die Empfindungen, welche den wiederkehrenden Kämpfen dieser nur allmählichen und im Augenblicke niemals zurwiderstehlichen Entsagung angehören, haben

durch den Dichter zum Theil ihren lyrischen Ausdruck empfangen. Schmerz und Trauer sind in diesen Gedichten aber stets von dem Eindruck einer gegenwärtigen oder doch erreichbaren Anmuth und Lieblichkeit überwogen, und auch bitterer Verdruß wandelt sich in wunderliche Laune, so daß das Glück und die Heiterkeit dieses Verhältnisses auch in diesem Betreff hervorragend bleiben. Ueberhaupt aber zeigt sich in Goethe's Poesie eine kräftige Steigerung, und es ist charakteristisch, daß er, in Deutscher Vortzeit nach Anhalt und Beispiel umherblickend, nicht zu den Dichtern des Mittelalters zurückgeht, sondern bei dem derben und tüchtigen Hans Sachs stehen bleibt, wofür denn auch die gültigsten Erklärungsgründe gegeben werden. Die Wirkung dieses Meistersängers ist bei Goethe, dem er doch mehr Liebling als Muster sein konnte, lebenslanglich merkbar geblieben; und ein wesentliches Element seines nicht-deutschen Charakters. Wir können nur beklagen, daß grade von dieser Art so manches verloren ist, andres nur in Andeutungen noch fortlebt, oder wenigstens für jetzt nicht mitgetheilt werden soll. Wir dürfen nicht verkennen, daß auch das Grundgedicht des Goethischen Genius, welches keinem seiner Jahre und keiner der Epochen seiner Dichtung, sondern gradezu allen angehört und sie alle umfaßt, das der Faust, wenigstens in seinen Anfängen, aus jenem Element hervorgeht. Mit diesem großen Gegenstande finden wir den Dichter auch in jener Zeit erfüllt, indem er lebhaft vermißt, daß die Gegenwart ihm weder die Stoffe noch die Formen anbietet, deren er bedarf, und die erst eine spätere Entwicklungsstufe bringen sollte.

Mitten in die mannigfachen Bewegungen jener Herzensunruhen und dieser dichterischen Angelegenheiten trifft der Besuch der beiden Grafen zu Stolberg, die mit dem Grafen von Haugwitz auf einem Auszuge nach der Schweiz begriffen sind; und Goethe'n leicht zur Mitreise bereiten. Ein lebendiges Bild wird uns von diesen in der Geschichte Deutscher Geistesbildung höchst bedeutenden Männern gegeben; wenige Auftritte, kurz und schlicht erzählt, stellen uns ohne Mühe auf den Standpunkt, wo uns so viele spätere Verwirrungen und Mißverständnisse völlig begreiflich werden, mehr sagen uns ganze Bücher ab, als diese wenigen Seiten klar machen. Goethe berichtigt und ergänzt die Auktographen von Wolf, ohne daß er ihm eigentlich widerspricht. Wer die Zeiten und Zustände vergleichen will,

mag zu lehrreichem Nachdenken veranlaßt sein, wenn er die Jünglingsgestalt betrachtet, in welcher die nachher so gesetzten und gesetzlichen und hochverehrten Männer damals jene Gegenden durchstürmten, wo doch ein regeres Lebensfeuer sich minder auszufluten pflegt. Die vor einigen Jahren vernommene Erzählung des Grafen von Haugwitz von manchen Vorgängen jener Reise möge hier abermals für die Treue der Goethischen Darstellung als ein Zeugniß angeführt sein, indem sie, mit dieser sonst übereinstimmend, nur die geniale Persönlichkeit Goethe's heller leuchten läßt, als dessen eigne Nachrichten es wollen zu erkennen geben. Daß der Ungestüm der Gefährten von andrer Art war, als die Genialität des auch nicht eben zaghaften Dichters, gesteht dieser selbst, wie auch, daß er nicht ungern, was der Scharfblick des Freundes Merck richtig vorausgesehen hatte, auf der weiteren Wanderung sich von ihnen trennte. Einiges Verwundern und Lächeln muß es hiernach wohl erwecken, wenn man gedenkt, daß, nur ein Jahr später, der gute Klopstock den jüngern Stolberg nicht wollte nach Weimar reisen lassen, weil er für ihn die dortige Lebensart fürchtete, und in wehmüthiger Besorgniß sich die Autorität nahm, den versprochenen Besuch desselben ungünstlich abzusagen. —

Merck, den wir eben genannt, erscheint ferner, wie in den früheren Theilen, als ein durch Charakter und Verstand eigenthümlich ausgezeichneter Mann, dessen Freundschaft und Denkart nicht ohne Einfluß auf Goethe bleibt. Sehr wäre zu wünschen, daß die zerstreuten Blätter und Nachrichten, welche von diesem Manne noch übrig sind, zu rechter Zeit gesammelt würden, da es doch immer denkwürdig sein wird, die wirklichen Züge näher zu betrachten, von welchen einige dem Faustischen Mephistopheles verglichen werden konnten. Nächst diesem alten Bekannten finden wir in diesem Theile auch Goethe's Schwester wieder, und zwar nicht mehr im irdischen Hause, sondern als Schlossers Gattin. Ihr Zustand in Emmendingen, das Verhältniß ihrer äußern und innern Bildung, die Wirksamkeit ihrer Eigenschaften, und besonders ihr Einfluß und ihre Macht über den Bruder, dem sie die Trennung von Lili als unerläßlich einleuchten läßt, werden mit außerordentlichen Meisterstrichen hingeleichnet, und während der Autor fast verächtet, das schwierige Bild zu vollbringen, so ist es ihm unter dem Zweifel schon fer-

tig geworden. In solchen Zeichnungen offenbart sich der wahre Seher, dessen Auge die tiefsten und absonderlichsten Kombinationen, die sich zu dem Wesen eines Menschen vereinigen, durch sein Hinblicken auch sogleich für Andre sichtbar macht. Eben so vollendet sich uns auch das Bild Lavaters, der, allerdings schon ein andrer, als in dem dritten Theile, doch noch genug derselbe ist, um nicht einer ganz neuen Schilderung zu bedürfen. Liebenswürdig und ehrenwerth bleibt seine Person, dagegen erscheint sein physiognomisches Talent in fast dämonischer Macht, und sein religiöser Eifer überläßt sich mehr und mehr der Ueppigkeit eines warmen und überschwänglichen Dahinwallens, das ohne feste Gedankentiefe, und selbst ohne den erforderlichen Gehalt gelehrter Kenntniß, bei aller hineingelegten Gefühlsstärke, sich zuletzt doch nur in Schwäche verliert. Sehr wichtig und beziehungsreich ist alles, was Goethe über die Lavatersche Physiognomik sagt, und es wäre wohl der Mühe werth, jenes Werk und die ganze Richtung aus dem heutigen Standpunkte kritisch zu beleuchten, wozu die Mittel in Hegel's Phänomenologie reichlich gegeben sind. Die physiognomische Beschreibung der beiden Stolberg ist hier aus Lavater eingerückt, und mag den Reiz wecken, das Buch selber wieder zur Hand zu nehmen.

Von neuen Personen lernen wir in diesem Theile, außer den bereits erwähnten, nicht viele kennen. Der alte Bodmer ist mit billiger Achtung als ein guter Alter dargestellt. Goethe's Freund Passavant tritt nicht bedeutend hervor. Die Markgräflichen Herrschaften in Karlsruhe werden nur im Vorübergehen, und daselbst auch der Herzog und die Herzogin von Weimar eben nur erwähnt. Hingegen erscheint Dlle. Delf, die vermittelnde Hausfreundin, noch zuletzt ausführlich in der ganzen Thätigkeit ihres Charakters.

Die Schweizerreise ist eine der glücklichen Schilderungen, wie sie Goethe'n so einzig gelingen, in welchen Naturanschauung, äußerliche Begebenheiten und Zustände, und die tiefsten Geistes- und Gemüthsstimnungen zu dem lebendigsten Gesamteindruck sich verbinden. Die Neigung zu Lili begleitet den Wanderer in diese Berge, haucht ihm süße Lieder ein, und reißt ihn zuletzt, da er schon im Begriff steht nach Italien hinabzusteigen, gewaltsam in das heimische Mainthal zurück. Zwar weiß er schon, und hat mit dem

Verstande schon zugegeben, daß die Geliebte nicht mehr ihm angehören soll, allein dem Herzen und den Augen gehört sie dennoch an, und der beglückende Umgang dauert fort, wenn auch unterbrochen und gestört. Der Kampf erhöht nur die Leidenschaft, sie ringt mit Möglichkeiten und Entschlüssen, sie strömt poetischen Leben aus, mit welchem sie auch das Störende sich unterordnet und aneignet; doch zwischen allem diesem wächst unaufhörlich die Trennung, bestärkt sich nur immer die Entsagung.

Wie schon mehrmals nimt auch jetzt den Bedrängten sein produktives Talent in Obhut; ein heitrer und fruchtbarer Zeichner Kraus regt die Kunstliebe nach dieser Seite zu praktischen Übungen an und rückt durch seine Bilder nebenher die Weimarschen Verhältnisse nah und traulich vor den Sinn. Jedoch kann diese Lockung, da kein ächter Beruf ihr gesellt ist, nicht lange festhalten, und Goethe stürzt sich in sein eigentliches dichterisches Element; wir sehen den Egmont aus den Wogen emporsteigen, und zwar aus dem tiefsten Grunde einer großen, erschütternden Betrachtung über das Walten eines Dämonischen, das in Natur und Geschichte sich offenbart. Was über die Erfordernisse und die nähere Behandlung dieses großen dramatischen Stoffes erläuternd gesagt wird, muß jeden nachdenkenden Leser willkommen anregen. Hier wird auch der diesem Bändchen vorgesetzte Spruch: *Nemo contra deum nisi deus ipse* als der Sache angehörig entwickelt und aufgestellt.

Nun aber wird dieser vielfach erfüllte Zustand nicht länger haltbar, die höchste Spannung drängt zu Entscheidungen, zu Entschlüssen. Was aufzugeben sei, steht fest; wohin aber nun Sinn und Muth sich wenden soll, darüber schwankt alles, und doch muß der nächste Schritt die ganze Lebensfolge bestimmen. Die Neigung ist für Weimar entschieden, wohin die dringendsten Einladungen, die günstigsten Ausblicke locken, vor denen aber der Vater warnt, und bemüht ist, das herrliche Bild Italiens vorzuschieben. Dieses Schwanken verlängert sich durch nothgedrungenes Abwarten nicht gerechneter Zufälle, und setzt sich sogar in die genommenen Entschlüsse hinein unangenehm fort, die Leidenschaft sucht in dem Aufschub noch einigen Gewinn zu fassen, der aber schon entrückt ist, und so erscheint gleichsam im Schlussschor aller Elemente und Motive,

welche dieses Leben zusammenbilden, die Hauptentwicklung desselben, wodurch, nach einem letzten Kampfe, der dem Spruche abdingungsvoller Neigung über alle Gegenrede warnender Verständigkeit und lockender Vorstellungen den Sieg läßt, unser Freund und Dichter endlich dem verheißungsvollen Weimar zugeführt wird, wo sich die größten und glücklichsten Schicksale für ihn erfüllen sollten.

Auf diesem Boden angelangt, bleibt uns der Dichter fortan in heitrem Tageslichte, von nun an wird seine Erscheinung und seine Thätigkeit mehr und mehr öffentlich, der Nation angehörig, und kann nicht mehr in völliges Dunkel zurücktreten. So groß der Verlust auch in aller Hinsicht sein mag, daß seine Erzählung uns nicht auch in die reizenden, gestaltenreichen und bewegten Anfänge dieser neuen Lebensstufe einführt, so können wir denselben doch, was den Stoff anbelangt, eher verschmerzen, als wenn uns eine der früheren Perioden fehlte; diese konnte nur Goethe selbst mittheilen, für jene dürfen allenfalls auch andre Erzähler eintreten. Ueberhaupt mögen wir bei dem Abschlusse dieser vier Theile von Wahrheit und Dichtung nicht zu sehr trauern über das, was noch fehlt. Gleich im Beginne dieses Werkes sprach sich die Meinung aus, für den wahren Vertrauten und Freund des Dichters bedürfte es dieser Erläuterungen nicht, das eigentliche Leben desselben sei vollständig in seinen Dichtungen, und Goethe selbst hat in solchem Sinne gesagt, seine Denkschriften seien ein Versuch seine poetische Konfession zu ergänzen. Wenn wir aber auch nicht zu dem Stolze jener Meinung uns erheben, sondern uns des Gegebenen sehr bedürftig und durch solches unendlich bereichert eingestehen, so dürfen wir doch hinwieder uns dabei beruhigen, und allen dringendsten Forderungen genügt finden. In der That haben wir ein wenn auch nicht geendigtes, doch vollständiges Werk vor uns; die Grundlagen sind unveränderlich, die Bestandtheile nach allen Verhältnissen bestimmt, der Aufbau bis zu gewisser Höhe durchgeführt; nun können weiter hinauf die Gebilde doch nur mit geringen Veränderungen sich wiederholen, und in diesem Sinne hätten wir, wäre die Stelle nicht schon besetzt, als Titelspruch dieses Theiles die eignen Goethischen Worte vorzuschlagen: „Mit

dem Jahren stetigem sich die Prüfungen“. Wirklich könnte uns die Folge fast nichts anderes zeigen, und schon bisher mußte bemerklich sein, daß auch die größte Macht des Genies und die reichste Fülle des Lebens, welche den einzelnen Menschen bedeutend machen, in Grunde nur Variationen weniger einfachen Themen sind, zweier oder dreier tiefen Erschaue oder Empfindungen, mit welchen aller Reichthum der vielfachsten Erscheinungen bewirkt wird. —

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

Eduard Hagenbach D. M. Disquisitiones anatomicae circa musculos auris internae hominis et mammalium, adjectis animadversionibus nonnullis de ganglio auriculari sive otico. Cum tab. aen. 4. Basileae, 1833. 4.

Nach einer historischen Einleitung geht der Verfasser zu Beschreibung der Trommelhöhle und der Gehörnmuskeln des Menschen über. Er bezweifelt die Existenz des *Musc. laxator maior* und erklärt den *laxator minor* für nicht vorhanden. Nach einer Beschreibung der Paukenhöhle bei den Säugethieren, theilt er die Resultate seiner Untersuchungen über die Muskeln des innern Gehörorgans mit.

Nur der *Musc. tensor tympani*, den er bei Thieren aus der Ordnung der Wiederkäuer, der Rindhufer, der Raubthiere, der Pachydermen, der Nager und der Fledermäuse untersucht und der *Musc. stapedia* sind vorhanden; die sogenannten *Musculi laxatores* fehlen indeß Allen mit Bestimmtheit. — Magendie's Behauptung, daß alle diese Theile keine Muskeln seien, wird mit allen Gründen zurückgewiesen. Die zweite Abtheilung des Werkchens ist dem viel bestrittenen Arnold'schen Organon gewidmet. Seine Existenz wird beim Menschen und bei mehreren Thieren, namentlich dem Ochsen, der Ziege, dem Rehe, dem Pferde, dem Schwein, dem Hunde, dem Hasen nachgewiesen. Das über dies Organ, wie es beim Menschen sich findet, Angeführte ist höchst dürftig; des Zweiges zum *M. tensor tympani* geschieht keine Erwähnung, dagegen soll der Zweig zum Spanner des weichen Gaumens aus dem Ganglion entspringen. Der *Nerv. petrosus superficialis minor* ist nicht in die Paukenhöhle verfolgt. Dagegen verdienen die anatomischen Untersuchungen alles Lob und stimmen zum größten Theile mit dem überein, was Ref. selbst gefunden. — Die 4 Kupfertafeln sind mit Sorgfalt ausgeführt.

№ 3.
J a h r b ü c h e r
 für
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

IV.

- 1) *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-
 Sprache von Franz Bopp, ordentl. Prof. u.
 s. w. u. s. w. Berlin 1827. Dümmler, gr. 4.
 360. XVI.*
- 2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae au-
 ctore Francisco Bopp, Dr. Prof. P. O. Al-
 tera, emendata Editio. Berol. 1832. Prostat
 apud Ferd. Dümmler. kl. 4. 335. XIV.*

Indem *) wir uns zu der Anzeige der vorliegenden beiden Werke würdigen, müssen wir überhaupt auf den Standpunkt zurückkommen, von welchem der geehrte Hr. Vf. in allen seinen grammatischen Schriften ausgeht. Zwei unläugbare große Verdienste um die Wissenschaft hat Hr. Bopp sich erworben, das erste, das Indische Studium im Kontinent eingeführt, das zweite größere aber, diesem Studium eine Richtung angewiesen zu haben, durch welche es allein kräftig in unsere gelehrte Bildung einzugreifen, und sich eines dauernden Lebens unter uns zu erfreuen vermag. Und für den ersten Punkt sprechen nicht bloß die Jahre der Erscheinung des Konjugationssystems, und des Nalus, dessen Interlinearversion im Anfange dem Deutschen statt Lexicons und Grammatik dienen mußte, sondern auch die Mühe und Sorgfalt, welche Hr. B. darauf wandte, durch Herausgabe der Grammatik, eines ziemlich umfassenden Glossars und endlich der Texte, welche durch

Wohlfeilheit und vollkommene Worttrennung zugänglicher als alle früheren waren, dem Anfänger das Studium dieser reichen Sprache zu erleichtern, und so deren Ausbreitung am wirksamsten zu befördern. Schwieriger und mehr dem Streite der Parteien unterliegend ist der zweite Punkt. Was soll das Studium des Indischen? dies scheint die erste Frage derer sein zu müssen, welchen überhaupt der Fortgang unserer Bildung am Herzen liegt. So viel ist nun aber zuvörderst gewiß, daß diejenigen, welche ohne weiteres die Indische Literatur der Griechischen und Römischen zur Seite stellen, und für sie ohne alle fernere Erörterung dieselbe Berechtigung fordern, darin irren, daß sie nicht einsehen, wie der schönste Theil unserer Bildung in dem klassischen Leben wurzelt, und dies das einzige Recht jener Sprachen auf die allgemeinere Betreibung sei. Hat man also nicht bessere Gründe aufzuzeigen, so wird das Studium Indischer Sprache und Indischen Lebens, trotz seiner Fülle und seines Reichthumes, und bei aller seiner Wichtigkeit für die Geschichte der Philosophie und der Poesie, nur den Eifer einiger Wenigen erregen, deren Forschungen und Resultate dann den übrigen Gebildeten als Quellen dienen müssen. Hr. Bopp nun ist der erste, der das Studium der *Sanskritsprache* mindestens einem Kreise der Gelehrten, und zwar einem beträchtlichen, zur Pflicht gemacht hat; indem er, nicht etwa nur im Allgemeinen es ausgesprochen, sondern bis in die geringste Einzelheit durch Sprachvergleichung nachgewiesen hat: „es sei hinfort an eine wissenschaftliche Auffassung irgend einer Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes, d. h. also irgend einer Europäischen Sprache, ohne des Kenntniß der Indischen Sprache nicht mehr zu denken“. Indem so der Indischen Sprache ein fester Mittelpunkt unter uns gegeben ward, denn das Interesse der Muttersprache muß uns, abgesehen von den klassischen Sprachen, auf sie zurückführen, konnte es Hr. Bopp

*) Ich benutze diese Gelegenheit um einen heftigen Irrthum in No. 112. p. 801. dieser Blätter bemerklich zu machen. Wenn nämlich dort die Drupadi (Tochter des Drupada, vergl. Ges. 3, 5.) Schwester der Pándavás (Söhne des Pándus) genannt ward, so beruhte dies auf einer momentanen Verwechselung der polyandrischen Ehe mehrerer Brüder, mit der Schwesterheh. Für jene doppelt unmittelbare Form der Ehe (Polyandrie mehrerer Brüder) gilt also das dort Gesagte, wo statt „Schwester“ Schwägerin zu setzen ist.
 Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

nicht in den Sinn kommen, durch dies Hervorheben des Sprachlichen das Studium der Poesie und überhaupt der Alterthümer ausschließen zu wollen, denn wahrlich es bedarf wenig mehr als der Einsicht eines Kindes um zu begreifen, wie das besonnene Studium des Sprachlichen das der Geschichte und der Alterthümer nothwendig nach sich ziehe, ja oft von demselben eine sichere Begründung zu entnehmen habe. Des Verf. Standpunkt in der Grammatik aber ist wesentlich der *vergleichende*, und es sei uns deshalb erlaubt den Charakter desselben mit wenigen Worten hervorzuheben. Die Abstraktion der Philosophie der Sprache im beginnenden Jahrhundert war nachgrade dahin gekommen, von allem positiven Inhalte der Sprache sich loszumachen und sich eine Sprache aus dem Verstande herauszukonstruiren, folgend der allgemeinen Richtung der Wissenschaft, das Positive überhaupt als Ballast wegzuzwerfen, und sich alles Gehaltes baar und ledig, auf dem breiten und flachen Strome der sogenannten Aufklärung herumzutreiben. Dies nannte man die philosophische Bildung, neben welcher, da die Sachen und z. B. die Sprachen doch einmal da sind und ein gewisses Recht auf uns haben, ohne alle Beziehung die Betrachtung der speciellsten geringfügigsten Einzelheiten und die Untersuchung über deren Herkommen einkerkelten; und dies war — die historische Bildung. Solches Treiben hat nun in Deutschland gegen die Kraft der modernen Philosophie nicht Stich halten können; — aber ungerechtfertigt wäre es, wenn wir die Vortheile verkennen wollten, die beide Seiten dem Fortgange der Wissenschaften brachten; in jener lag formell das Streben, gegen die Einzelheit das Allgemeine geltend zu machen, obwohl nicht die Kraft, jene in dieses zu erheben; dieser aber verdanken wir die freilich oft etwas abgeschmackte jedoch vollständige Sammlung und kritische Beleuchtung des Materials der Wissenschaft. Der nähere Fortgang im Sprachstudium, nur war aber der, daß man zunächst jene allgemeinen Grundsätze in den einzelnen Erscheinungen der bestimmten Sprachen nachweisen, und diese aus jenen erklären wollte. Hierbei ergab es sich indess bald, daß jene allgemeinen Grundsätze selbst, von falschen Kategorien ausgehend, mindestens zum Theil der Wahrheit entbehrten, dann aber, daß sich aus einem Kreise gewisser Sprachen allgemeine Gesetze entnehmen ließen, die diesem allein zukamen, und seinen Unterschied von

einem anderen, anderen Gesetzen folgenden, begründeten. So hätte man zwar eine Identität, aber eben so die Differenz, d. h. man war aus der *Einzelheit* zur *Besonderheit* gekommen, wobei es indessen deutlich ward, daß trotz der früheren Anhäufung des Materials noch bedeutende sprachliche Mittel- und auch Anfangsglieder *) fehlten. Zwei Punkte waren es, die jetzt den weitem Fortschritt bezeichneten und die Sprachwissenschaft zu ihrer gegenwärtigen Höhe führten, einmal, daß im Fortgang des philosophischen Denkens, die auch die anderen Wissenschaften ergriff, andererseits daß die nähere Bekanntschaft des Sanskrit, plötzlich das bisher fehlende Glied in dem gebildetsten und ausgebreitetsten Sprachstamme nachwies. So gelangte man denn zu der Ansicht der Sprache überhaupt, die wir die philosophische nennen und deren Grundgedanken folgende sind:

1) Die Sprache ist ewige Manifestation des Geistes und zwar die erste und gewisste, also göttlich; — als solche aber ist sie wesentlich *vernünftige Entwicklung und Gliederung*; ihre Theile sind eben so wenig zufällige, neben einander liegende, als ihre Gesetze, sondern durchaus Organismus.

2) Der Geist bringt seine ihm immanente Entwicklung in der Geschichte so zur Erscheinung, daß seine Momente in den Völkern sich darstellen als ewiges Fortschreiten des einen Gedankens. Diese Unterschiede sind seine Unterschiede. Der Fortgang des Geistes der Sprache ist aber konsequent der Fortschritt des Geistes überhaupt, und der Unterschied der Sprachen der Völker drückt nur den allgemeinen Unterschied des Geistes derselben selbst aus, so daß mit dem Fortschritte der allgemeinen Entwicklung auch die Entwicklung des Sprachgeistes fortschreitet. Es kann die Sprache an formellem Reichthum ärmer zu werden *scheinen*, das Verlorene ersetzt sie in größerem Maße durch größere Bestimmtheit der Bedeutungen des Wortschatzes und durch größern Umfang des syntaktischen Gefüges.

3) Wie in der Geschichte des Geistes überhaupt sich größere, umfassendere Gliederungen sichtbar machen, jenen größeren Sphären des logischen Gedankens

*) Daß man diese vermisse zeigt, wie einerseits bei Erklärung des Griechischen und Römischen die stete Hinweisung auf das Pelagische, so bei der des Germanischen auf das Altpernische.

entsprechend, so zeigen sich auch in der des Sprachgeistes große Gliederungen, von denen die folgende stets gegen die frühere als die höhere erscheint, jede aber in sich ihre Entwicklung hat. Dies sind die von der vergleichenden Grammatik sogenannten Sprachstämme.

Diese ist dann gelangt, vorzüglich drei Stämme zu scheiden, deren Unterschiede sie genau angeht, und die durchweg dem Fortgang des logischen Gedankens überhaupt entsprechen;* es sind dies aber

1) der *Hinterasiatische Stamm*,

2) der *Semitische*,

3) der *Indogermanische*.

Diese drei Stämme bezeichnen die drei großen Stufen der Entwicklung des Sprachgeistes, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß es Sprachen giebt, die physisch, d. h. ihrer Abstammung nach, nicht zu ihnen gehören, so entspricht doch das *Wesen* ihres Organismus durchaus dem den ihnen edwardent vorthuen. Die vergleichende Grammatik hat also wesentlich die höhere Aufgabe gehabt, nicht bloß die Ähnlichkeiten aufzuweisen, sondern den *Organismus* der einzelnen Sprachen zu durchdringen, an ihnen die Stammgesetze in ihrem Unterschiede aufzuweisen, und in diesem Unterschiede dem Fortgang des Sprachgedankens darzuthun, so zeigt sich ihr Name freilich als zu eng. Wenn nun H. Bopp die vorhergehenden Gedanken niemals direct ausgesprochen hat, so trägt Rec. doch kein Bedenken, zu behaupten, daß sie die substantielle Grundlage sind, auf die sich alle Forschungen des verdienstvollen Vfnützen. Fragen wir nun, wie diese Gedanken bei der Abfassung einer speciellen *wissenschaftlichen* Grammatik — denn um diese handelt es sich jetzt — ins Leben treten müssen, so werden wir folgende Anforderungen erhalten:

1) Das allgemeine Gesetz des Sprachstammes kommt vorzüglich durch die Gliederung des Sprachstoffes zum Vorschein, deren Ausführung einzelner Ähnlichkeiten oder Gleichheiten gehört nicht der speciellen, sondern der allgemeinen Grammatik des Stammes an.

2) Der Organismus der einzelnen Sprache ist als solcher darzustellen, die Ersetzungen sind als den

* Es fehlt uns hier an Raum, dies an dem Charakter der Sprachstämme nachzuweisen, wir müssen uns diese Untersuchung für eine weitläufige Erörterung ersparen, die wir nächstens an einem andern Orte geben wollen.

einfachsten Geboten zu entwickeln, und zwar abwechselnd aus den allgemeinen, dem Stamm angehörigen, als den individuellen, von dem Organismus und dem Charakter des einzelnen Volkes bestimmend mit

3) Scheinbar unorganische Fortkommen und Erscheinen der einzelnen Sprachen sind durch Zurückführung auf das allgemeine Stammgesetz, daß in dem einzelnen Sprachen oft nur in einigen Zügen übrig geblieben, in ihrem ursprünglichen Organismus zu erklären.

Dies sind die Grundzüge, aus welchen die Bearbeitung einer nach wissenschaftlichen Standpunkte gegliederten Formenlehre aufgeführt werden muß, und wir können es nicht sagen, wie Allgemeinwissen Hr. Bopp zurückgeführt werden ist. Gegen diesen Standpunkt muß der, wie wir gesehen, dem wissenschaftlichen Geist untergeordnet, nicht als ein Theil der Polonik stehen. Es gehört freilich, um ein System der Grammatik zu begreifen, mehr dazu, als sich eine linguistische Fertigkeit im Verständniß der Sprache verschafft zu haben, obwohl kein Mensch läugnet, daß letztere von einem dem Grammatiker von Nothen ist. Denn an der Sprache, wie sie in den Denkmälen vor uns liegt, hat der Grammatiker seinen Stoff, worin aufser dem in der Formenlehre oft als in den Schriftstellern nicht mehr verknüpfte, von einheimischen Grammatikern oder Lexicographen erhaltene Form- und Wortbildungen kommen. Wegen letzterer ist das Studium jener Grammatiker zu empfehlen, da selbst eine alte Form vielfachen Aufschlusses geben kann, ganz ungehörig aber ist das Verlangen an einen systematischen Bearbeiter der Sprache, sich um die Systeme der alten einheimischen Grammatiker zu kümmern, vollends wenn diese, wie es kaum anders sein kann, nicht den freien Blick haben, der zur Auffassung der Sprache gehört, sondern an einer Schwierigkeit des Verständnisses leiden, die die Vorarbeiten lästiger und langwieriger machen würde, als nur jeder denkbare Nutzen sein könnte. Wir billigen deshalb Hr. Prof. Bopp's Weg, der, ohne sich eben um jene alten Heiligen oder Höllenrichter (denn man hat sie ja neuerdings zu solchen gemacht) viel zu kümmern, seinen Stoff aus der Sprache selbst geschöpft und dabei die modernen Vorgänger geziemend benutzt hat. Demjenigen, der Lust an den Formeln jener Alten hat, bleibt es ja hierbei unbenommen, diese nach Gefallen zu befriedigen, und etwanige Bersicherungen und Verbesserungen mitzuthet-

len, obwohl offen zu liegen ist, daß uns bis jetzt außer zwei bis drei Formen nicht Erhebliches der Art zu Gesicht gekommen, und daß diejenigen, die den Panini am häufigsten im Munde führen, bis jetzt auch nicht ein Satz selbstständig übersetzt, sondern immer nur die bei weitem leichteren Kommentatoren gegeben haben. Daß Hr. Prof. Bopp indess diese Stellen zum Panini zu der zweiten Auflage seiner Grammatik fleißig benutzt, und die abweichenden Formen verglichen habe, dies beweist der Nachtrag zu der Grammatik, wie die jetzt eben erschienenen vergleichende Grammatik, in welchen auf diese alten Eigenheiten scharfsinnig eingegangen, dabei aber auch die Zopdsprache berücksichtigt wird, deren Formenlehre fast ganz und zwar ohne alte Grammatiker aufgestellt zu haben, Hrn. Bopp das anklagbare Verdienst gehört. Wenden wir uns nun aber zu der Grammatik selbst, wie sie uns vorliegt, so müssen wir gestehen, daß die oben von uns aufgeführten Grundsätze trefflich durchgeführt sind, und daß namentlich die Erklärung der grammatischen Erscheinungen durch die einfachsten Sprachgesetze selten etwas zu wünschen übrig läßt. Hierbei ist natürlich, wo im Indischen sich das Genus nicht auffindet, die Vergleichung der andern Sprachen angewandt. Heben wir vor allen diejenigen Punkte hervor, die von durchgreifender Wichtigkeit für die ganze Formenlehre, von Hrn. Bopp zuerst in ihrem wahren Lichte dargestellt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht nach Hanifitischen Grundsätzen. Aus Arabischen Handschriften, herausgegeben von Georg Holmsdörfer, Dr. der Philosophie, Fürstlich Isenburgischem Archivrath, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris u. s. w. Frankfurt am Main gedruckt bei Heinrich Ludwig Brönnner, 1832. VII. u. 61 S. in 8.

Mit Recht verwundert sich der Hr. Verf. in der Vorrede, daß die historische und kritische Gelehrsamkeit, so wie die Rechtskunde der Moslemen so vernachlässigt werde, während

man doch der Um- und Verpflanzung der wenigen Rebesten Arabischer Poesie so viel Fleiß zewende. Bei mir soll wenigstens diese Nachlässigkeit insofern nicht gefunden werden, als ich die Uebersetzung des ersten Buches des Kodurischen Eherechts, die der Hr. Verf. hier liefert, so wie seine erläuternden Bemerkungen mit der größten Freude gelesen habe, und mit einer Empfindung, als wenn einem lange in einer Wüste umhergehenden, endlich das Glück zu Theil wird, daß sich ein Geselle, wenigstens auf eine Strecke hin, zu ihm findet. Die Bemerkungen, die der Hr. Verf. in der Einleitung macht, zeigen einen Mann, der nicht bloß darauf ausgeht, die Masse der rechtsgeschichtlichen Kenntnisse mit einem neuen Stoffe zu bereichern, sondern der ihn geistvoll durchdrungen hat, und den der Gegenstand selbst als Gedanke erscheinen muß. Es ist vollkommen richtig, wenn er meint, daß der Mangel der Moslemischen Jurisprudenz nicht etwa in einer fehlenden Entwicklung, sondern grade in einem zu fixirten, fertigen und abgeschlossenen Wesen liege. Der Mohammedanismus, als chronologisch hinter dem Christenthum folgend, als, in der Meinung der Moslemen, der Schlussstein des ganzen Geschäfts göttlicher Erlösung, hat auch dem Koran diese völlige Sättigung und Ruhe mitgetheilt, die keiner neuen Prophetenzeitung oder Verheißung entgegensteht. Wenn das Evangelium die Christen versüßte und zu immer reicherer Entwicklung hat aufsteigen lassen, so sind die Bekenner des Islam durch den Koran gealtert, und alle Lebenskeime, die bei uns neu erwachen, sind dort abgestorben. Selbst die Schismen, die im Christenthum als Katholicismus und Protestantismus eine neue geistige Regung hervorbrachten, haben, als Schismus und Sunnismus dies im Islam nicht vermocht, und der Streit über die rechtmäßige Nachfolge des Propheten, hat sich eigentlich weder religiös noch juristisch über die verschiedenen einzelnen Lehren und ihre Auffassung erstreckt. Die Hanifitische Jurisprudenz, deren ältestes Compendium der *Mohtassar des Koduri* ist, unterscheidet sich daher nur in äußerer und klügerer Anordnung von den Werken aus der Richtung des Malik, Schafii und Hanbel.

Die Uebersetzung, welche uns der Hr. Verf. von dem ersten Buche des Kodurischen Eherechts giebt, das von den verbotenen Graden und Ehen, von dem Heirathsgute und von der Behandlung der Frauen redet, ist zu gleicher Zeit von ihm mit sehr gelehrten und geistreichen Bemerkungen versehen worden, die meistens einen vergleichenden Hinblick auf das von Sir Charles Hamilton herausgegebene *Mohtayes* und auf das *Mohammedanische Schulchan Aruch* enthalten. Das Moslemitische Eherecht erscheint hier in freierer Haltung als irgend ein Orientalisches, wie denn der Islam auch die höchste Blüthe des Asiatischen Geistes ist.

Wünsche der Hr. Verf. recht bald die Uebersetzung der übrigen Bücher mit dem Arabischen Text folgen lassen.

Gars.

N^o 4.
J a h r b ü c h e r
 f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

A) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.

B) Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.

(Fortsetzung.)

Das erste, was uns hier auffällt ist die richtige Würdigung des Werthes der Buchstaben vorzüglich im Anlaute. Zwei Zeichen, deren Werth früher ganz unbekannt ward, treten durch Hrn. Bopp's scharfsichtige Sonderung in helles Licht, wir meinen das *Anusvara* und *Visarga*. Die Indischen Grammatiker, mindestens Goldrupke, der ihnen fast noch durchgehends folgt, setzen sie zu den Vokalen, obwohl ein Blick in ein Gelehrtenbuch das Gegentheil dadurch beweist, daß sie vor Konsonanten Position machen. Dann aber wurden sie stets als primäre Laute betrachtet, und grade die Laute, deren euphonische Veränderung sie sind, als die secundären; endlich ward ihre verschiedene *notwendige*, und *graphische* Bedeutung durchweg nicht gesondert. Das *Anusvara* nun bestimmt Hr. Bopp als notwendig, d. h. als eigenthümlichen Laut, im *Inlaute* als Nasal überhaupt nach Vokalen vor Zischlaut und *h*, im *Auslaute* aber nur als *euphonische Verwandlung des M* nach Vokalen und vor denselben Lauten und den Halbvokalen, (ein Unterschied, der Hrn. Lassen *Ind. Bibl. III. 1. p. 10. entging*) in allen übrigen Fällen ist *Anusvara* nichts als graphisches Zeichen für den jedesmaligen Klassennasal, den der folgende Buchstabe bestimmt. Hr. Bopp thut sehr wohl daran, jetzt nur dem notwendigen *Anusvara*, d. h. dem *Laute*, das Zeichen zu geben, in allen übrigen nur graphischen Fällen, also auch in Pausa, den gehörigen euphonischen Nasal oder *M* zu setzen. Wenn Hr. von Schlegel u. B. *Anusvara* noch in Pausa anwendet, und anlautendes *an* mit folgendem Vokal verbindet, so zeigt er hiermit, daß er sich von dem alten Irrthum, das *Anusvara* für den Grundlaut zu halten, nicht getrennt habe.

Das zweite Zeichen, das *Visarga*, drückt einen eigenen dünnen Laut aus, in den das *s* oder *r* vor den schweren folgenden Lauten des *P* und *K* oder durch das Senken der Stimme in *Pausa* übergeht; auch *śibilans* kann diese Wirkung haben, wiewohl es nicht notwendig ist. Daß die Schwere des folgenden Lautes die Verdünnung bewirke, zeigt sich offenbar durch die Erscheinung, daß auch *t* durch *s* vermehrt, und *s* mit jedem dumpfen Buchstaben *Visarga* notwendig macht. Wir können hierbei nicht unterlassen, Herrn Bopp darauf aufmerksam zu machen, daß er in Rücksicht der Konsonanten eine wichtige Eintheilung in *leichte* und *schwere* übersehen habe, die sich in der Betrachtung des ganzen Indogermanischen Sprachstammes aufdrängt. Zu den schweren Konsonanten gehören die *Labialen* und *Gutturalen*, zu den leichten die *Dentalen* und *Lingualen*, Palatine stehen in der Mitte, neigen sich jedoch gewöhnlich zu den *leichten*. Schon in den Wohllautregeln würde Hr. Bopp den Unterschied beider Klassen bemerkt haben, 1) im Mangel des Zischlautes, der schweren Ordnungen, da die leichten alle ihn besitzen, 2) in der Lehre des *Visarga*, welches sich nicht etwa auf jenen Mangel gründet, wie man glauben könnte, 3) bei der Lehre von der Verwandlung des *dentalen n* in das *linguale*, wo die schweren Laute als nicht hemmend erscheinen, während die leichten die Verwandlung aufheben. Aber von bedeutend größerer Wichtigkeit ist auch für das Sanskrit diese Scheidung in der Lehre vom Anlaute des Wortes, denn hier gilt es als bestimmtes Gesetz, daß *schwerer* Konsonant vor *leichtem* Statt finden könne, während weder umgekehrt *leichter* vor *schwerem* sich zeigt, noch *schwerer* vor *schwerem* *pā, āg, āp, āg*; *leichter* vor *leichtem* *śā, tā*, denn nur die Palatinen mit Dentalen wären möglich, ist mir auch unbekannt. Hätte Hr. Bopp die so wichtige Lehre vom Anlaute der Worte behandelt, wie er den *Inlaut* und *Auslaut* be-

len, obwohl offen zu sagen ist, daß uns bis jetzt hieses zwei bis drei Formen nicht Erhebliches der Art zu Gesicht gekommen, und daß diejenigen, die den *Panini* am häufigsten im Munde führen, bis jetzt auch nicht ein Satz vollständig übersetzt, sondern immer nur die bei weitem leichteren Kommentatoren gegeben haben. Daß Hr. Prof. Bopp indess diese Stellen zum *Panini* zu der zweiten Auflage seiner Grammatik fleißig benutzt, und die abweichenden Formen verglichen habe, dies beweist der Nachtrag zu der Grammatik, wie die jetzt eben erschienenen vergleichende Grammatik, in welchen auf diese alten Eigenheiten scharfsinnig eingegangen, dabei aber auch die Zopfsprache berücksichtigt wird, deren Formenlehre fast ganz und zwar ohne alte Grammatiker aufgestellt zu haben, Hrn. Bopp das anklingende Verdienst gebührt. Wenden wir uns nun aber zu der Grammatik selbst, wie sie uns vorliegt, so müssen wir gestehen, daß die oben von uns aufgeführten Grundsätze trefflich durchgeführt sind, und daß namentlich die Erklärung der grammatischen Erscheinungen durch die einfachsten Sprachgesetze selten etwas zu wünschen übrig läßt. Hierbei ist natürlich, wo im Indischen sich das Gesetz nicht auffindet, die Vergleichung der andern Sprachen angewandt. Heben wir vor allem diejenigen Punkte hervor, die von durchgreifender Wichtigkeit für die ganze Formenlehre, von Hrn. Bopp zuerst in ihrem wahren Lichte dargestellt sind!

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht nach Hanifitischen Grundsätzen. Aus Arabischen Handschriften, herausgegeben von Georg Helmsdörfer, Dr. der Philosophie, Fürstlich Isenburgischem Archivrathe, Mitglied der Asiatischen Gesellschaft zu Paris u. s. w. Frankfurt am Main gedruckt bei Heinrich Ludwig Brönnner, 1832. VII. u. 61 S. in 8.

Mit Recht verwundert sich der Hr. Verf. in der Vorrede, daß die historische und kritische Gelehrsamkeit, so wie die Rechtskunde der Moslemen so vernachlässigt werde, während

wie doch der Um- und Verfallung der westlichen Nationen Arabischer Poesie so viel Fleiß zuzuwende. Bei mir soll wenigstens diese Nachlässigkeit inofficiell, nicht gefunden werden, als ich die Uebersetzung des ersten Buches des *Kodurischen* Eherechts, die der Hr. Verf. hier liefert, so wie seine erläuternden Bemerkungen mit der größten Freude gelesen habe, und als einer Empfindung, als wenn einem lange in einer Wüste allein Gehenden, endlich das Glück zu Theil wird, daß sich ein Geselle, wenigstens auf eine Strecke hin, zu ihm findet. Die Bemerkungen, die der Hr. Verf. in der Einleitung macht, zeigen einen Mann, der nicht bloß darauf ausgeht, die Masse der rechtsgeschichtlichen Kenntnisse mit einem neuen Stoffe zu bereichern, sondern der ihn geistvoll durchdrungen hat, und dem der Gegenstand selbst als Gedanke erscheinen muß. Es ist vollkommen richtig, wenn er meint, daß der Mangel der Moslemischen Jurisprudenz nicht etwa in einer fehlenden Entwicklung, sondern grade in einem zu fixirten, fertigen und abgeschlossenen Wesen liege. Der Mohammedanismus, als chronologisch hinter dem Christenthum folgend, als, in der Meinung der Moslemen, der Schlussstein des ganzen Geschäfts göttlicher Erlösung, hat auch dem Koran diese völlige Sättigung und Ruff mitgetheilt, die keiner neuen Prophetenzeit oder Verheißung entgegensteht. Wenn das Evangelium die Christen verführt und zu immer reicherer Entwicklung hat aufsteigen lassen, so sind die Bekenner des Islam durch den Koran gealtert, und alle Lebenskeime, die bei uns neu erwachen, sind dort abgestorben. Selbst die Schismen, die im Christenthum als Katholicismus und Protestantismus eine neue goldige Regung hervorbrachten, haben, als Schismus und Summus das im Islam nicht vermocht, und der Streit über die rechtmäßige Nachfolge des Propheten, hat sich eigentlich weder religiös noch juristisch über die verschiedenen einzelnen Lehren und ihre Auffassung erstreckt. Die Hanifitische Jurisprudenz, deren ältestes Compendium der *Hochdass* des Koduri ist, unterscheidet sich daher nur in äußerer und klügerer Anordnung, von den Werken aus der Richtung des Malik, Schafii und Hanbel.

Die Uebersetzung, welche uns der Hr. Verf. von dem ersten Buche des *Kodurischen* Eherechts giebt, das von den verbotenen Graden und Ehen, von dem Heirathsgute und von der Behandlung der Frauen redet, ist zu gleicher Zeit von ihm mit sehr gelehrten und geistreichen Bemerkungen versehen worden, die meistens einen vergleichenden Hinblick auf das von Sir Charles Hamilton herausgegebene *Madayet* und auf das *Asiatische* Schulbuch Aruch enthalten. Das Moslemitische Eherecht erscheint hier in freierer Haltung als irgend ein Orientalisches, wie denn der Islam auch die höchste Blüthe des Asiatischen Geistes ist.

Möchte der Hr. Verf. recht bald die Uebersetzung der übrigen Bücher mit dem Arabischen Text folgen lassen!

Gaus.

№ 4.
J a h r b ü c h e r
f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

1) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-
Sprache, von Franz Bopp.

2) Grammatica critica Sanscritae Linguae au-
ctore Francisco Bopp.

(Fortsetzung.)

Das erste, was uns hier auffällt ist die richtige Würdigung des Werthes der Buchstaben vorzüglich im Anlaute. Zwei Zeichen, deren Werth früher ganz unbekannt ward, treten durch Hrn. Bopp's scharfsichtige Sondernung in helles Licht, wir meinen das *Anusvara* und *Visarga*. Die Indischen Grammatiker, mindestens der ihnen fast noch durchgehends folgt, setzen sie zu den Vokalen, obwohl ein Blick in ein Ge-
richt das Gegentheil dadurch beweist, daß sie vor Konsonanten Position machen. Dann aber wurden sie stets als primäre Laute betrachtet, und grade die Laute, deren euphonische Veränderung sie sind, als die secundären; endlich ward ihre verschiedene *nothwendige*, und *graphische* Bedeutung durchweg nicht gesondert. Das *Anusvara* nun bestimmt Hr. Bopp als *nothwendig*, d. h. als eigenthümlichen Laut, im *Inlaute* als Nasal überhaupt nach Vokalen vor Zischlaut und *h*, im *Auslaute* aber nur als *euphonische Verwandlung des M* nach Vokalen und vor denselben Lauten und den Halbvokalen, (ein Unterschied, der Hrn. Lassen *Ind. Bibl. III. 1. p. 40.* entging) in allen übrigen Fällen ist *Anusvara* nichts als graphisches Zeichen für den jedesmaligen Klassennasal, dem der folgende Buchstabe bestimmt. Hr. Bopp thut sehr wohl daran, jetzt nur dem *nothwendigen Anusvara*, d. h. dem *Laute*, das Zeichen zu geben, in allen übrigen nur graphischen Fällen, also auch in Pausa, den gehörigen euphonischen Nasal oder *M* zu setzen. Wenn Hr. von Schlegel z. B. *Anusvara* noch in Pausa anwendet, und auslautendes *m* mit folgendem Vokal verbindet, so zeigt er hiermit, daß er sich von dem alten Irrthum, das *Anusvara* für den Grundlaut zu halten, nicht getrennt habe.

Das zweite Zeichen, das *Visarga*, drückt einen eigenen dünnen Laut aus, in dem das *s* oder *r* vor den schweren folgenden Lauten des *P* und *K* oder durch das Senken der Stimme in *Pausa* übergeht; auch *schliss* kann diese Wirkung haben, wiewohl es nicht *nothwendig* ist. Daß die Schwere des folgenden Lautes die Verdünnung bewirke, zeigt sich offenbar durch die Erscheinung, daß auch *t* durch *s* vermehrt, und *s* mit jedem dumpfen Buchstaben *Visarga* *nothwendig* macht. Wir können hierbei nicht unterlassen, Herrn Bopp darauf aufmerksam zu machen, daß er in Rücksicht der Konsonanten eine wichtige Eintheilung in *leichte* und *schwere* übersehen habe, die sich in der Betrachtung des ganzen Indogermanischen Sprachstammes aufdrängt. Zu den schweren Konsonanten gehören die *Labialen* und *Gutturalen*, zu den leichten die *Dentalen* und *Lingualen*, Palatine stehen in der Mitte, neigen sich jedoch gewöhnlich zu den *leichten*. Schon in den Wohlanteregelungen würde Hr. Bopp den Unterschied beider Klassen bemerkt haben, 1) im Mangel des Zischlautes, der schweren Ordnungen, da die leichten alle ihn besitzen, 2) in der Lehre des *Visarga*, welches sich nicht etwa auf jenen Mangel gründet, wie man glauben könnte, 3) bei der Lehre von der Verwandlung des *dentalen s* in das *linguale*, wo die schweren Laute als nicht hemmend erscheinen, während die leichten die Verwandlung aufheben. Aber von bedeutend größerer Wichtigkeit ist auch für das Sanskrit diese Scheidung in der Lehre vom Anlaute des Wortes, denn hier gilt es als bestimmtes Gesetz, daß *schweren* Konsonant vor *leichtem* Statt finden könne, während weder umgekehrt *leichter* vor *schwerem* sich zeigt, noch *schwerer* vor *schwerem* *pā, ḍg, ḥp, gō*; *leichter* vor *leichtem* *ad, to*, denn nur die Palatinen mit Dentalen wären möglich, ist mir auch unbekannt. Hätte Hr. Bopp die so wichtige Lehre vom Anlaute der Worte behandelt, wie er den *Inlaut* und *Auslaut* be-

luten starr geworden und scheint in dieser Erstarrung verbleiben zu wollen. Seine Lehre hat weder Anfang noch Ende, nur den Mittelpunkt, der als Convolut sich nicht gliedern kann. Er hat den Geist des Absoluten — der nun da ist und sich nicht wieder verläugnen läßt — aus der vorüberigen Nicht-*in-sege* Leben der Gedankenwelt heraufschwachen; aber er vermochte nicht diesen allmächtigen Geist wiederum zu heben, noch ihn festzuhalten und zu verfolgen aus dem Mittelpunkt der Uerzeugung bis in die kleinsten Fäden, in die er sich in der endlichen Erscheinung verläuft. Schelling wußte nicht vom Wesen bis zur Erscheinung durchzudringen, noch viel weniger umgekehrt, wie es die notwendige Stufenfolge des Gedankens erheischt, vom der Erscheinung zum Wesen, von der Einzelheit zur Totalität, vom dem schlichten, naiven und unbewussten Sein zur Idee hinaufzusteigen, die, durch die Identificirung des Begriffs mit dem Objekt, in jedem Sein eine Seite ihrer eignen Wesenheit aufzeigt, nicht so, daß jedes Einzelne an sich, sondern durch sein Aufheben und sein Zusammengehen mit dem Weltsystem seine Wahrheit hat.

Unter die Bestrebungen, den Förm der Schelling'schen Lehre zu einer lebendigen und konkreten Geburt anzubringen, gehört zum Theil die vorgepannte Schrift, die jedoch weit weniger ein Fortschreiten, als ein Müdwerden und Abfallen von dem Streben verräth, das *es* mit dem *es* lebendig zu vermitteln. Der Verf. bezweckt nichts geringeres, als ein vollständig in sich gegliedertes System der philosophischen Wissenschaften in ihrem Vereine, ihrem Verbande und Endziel; mit gegenwärtigem ersten Theile giebt er jedoch zuvörderst „einen schwachen Versuch“, wie er selbst sagt, das Erkenntnisvermögen, die Methode des Erkennens und die Gegenständlichkeiten desselben zusammenzustellen. Die Irrthümer des Verfs. sind, wie sich gleich zeigen wird, nichts als Schwächen des Gedankens, der sein Ziel, sich selbst, nicht erfafst. Eine Untersuchung über eine philosophische Materie *ab ovo* anzufangen, bedarf keiner *captatio benevolentiae*, wie sie der Verf. für nöthig erachtete; vielmehr kann sie, sofern sie gründlich sein will, nicht anders anheben; nur das absichtliche Sichherausstellen aus dem allgemeinen Gedankenzug macht eine solche isolirte Forschung zu einer bloßen Winkelkrämerei, wo einer nach willkürlicher Elle messen zu dürfen vermeint; das Ignoriren des schon Gedachten, schon im Geiste Erlebten, macht die Unternehmung vollkommen überflüssig. Bei aller Bescheidenheit bläht sich der Verf. doch in seinem geistigen Winkelchen, in das seine Gedanken sich hineinverlieren, gar sehr auf, indem er meint, die Metaphysik befände sich noch in dem Zustande der Kindheit.

Als Schellingianer, irre geworden an der Möglichkeit, das Absolute zu gliedern, giebt der Verf. diese Region ganz auf, stellt die abgemattete und geblödete Kategorie des Transcendenten auf und erklärt nicht das Absolute, sondern das Immanente, den Zusammenfluß des Idealen (des Subjekts) mit dem

Realen (dem Objekt) für das lediglich Erkennbare. Gleich wie eine Ursache ohne Wirkung — heißt es S. 88. — nicht denkbar, also = a wäre, ebenso wäre auch der Begriff des Absoluten ohne ein Relativs = o . Aber so wie Ursache erst in der Wirkung gegeben wird und fortbleibt, und wiederum zur Ursache und Wirkung bis ins Unendliche wird; so ist auch Ursache nichts Verschiedenes von Wirkung; sie ist, sie selbst, und ihr identisch, wie Subjekt und Objekt. Das Absolute und Relative ist daher nur Eins, aber nur Letzteres erscheint für uns in dem Begriffe des Immanenten als gegeben, als positiv“.

Indem nun der Verf. nichts weiter als eine Erscheinungslehre mit seinem System aufstellen will, wifft er gar nicht was Erscheinung ist. Ueber das absolute Verhältniß zwischen Erscheinung und Wesen herrscht hier, wie bei vielen Schellingianern, die dumpfste Vorstellung, denn Hr. Pfnor ahnt nicht, daß das Wesen nicht etwa zufällig erscheinen kann, sondern erscheinen, sich entfalten und ausprägen muß, mithin die Erscheinung nicht des Wesens Schein, sondern das in die Wirklichkeit ungeschlagene Wesen selber ist, wie ja auch die Form nicht als ein von außen angefügtes Kleid des Inhalts, sondern vielmehr als der in das Äußere sich umsetzende Inhalt selbst angesehen werden muß. Ich kann die Form nicht begreifen ohne den Inhalt zu erfassen, ebenso wenig die Erscheinung verstehen und dabei das Wesen aufgeben, denn dieses ist nicht Äußer jener, sondern ist ihr als das Innere, das sein Äußeres selbst aus sich herausgiebt! Möchte nur der Verf. die Erscheinungen richtig zu erfassen suchen, so wird ihm das Wesen nicht entgehen. Das Subjektobjektiviren der materiellen wie der geistigen Welt, und — wie es der Verf. mit besonderer Vorliebe ausdrückt — das Ineinanderfließen des Idealen (Formellen) und des Realen (Inhaltsvollen) macht den ganzen Denkproceß des Hrn. Pfnor aus, und gleichwohl kommt er nicht zur Feststellung dessen was der Begriff ist, — der wahrhafte Begriff, der nämlich der Substanz nicht gegenübersteht, sondern sie selbst, oder die sich frei fühlende Macht derselben ist. Der Verf. verräth in seiner zaghaften Weise, das was er will zu entwickeln, eine Scheu gegen Mysticismus und Dogmatismus: was ist aber Mysticismus? — nichts anderes als das bewußtlose, aber tieffinnige Gefühl von der Existenz des Absoluten, das uns wie ein dunkel geahnter Geist aus dem All wie aus dem Einzelnen entgegenblickt; — und was enthält das Dogma? — nichts anderes als dasselbe Gefühl, nur seiner unsäglichen Dumpfheit entnommen und zum bestimmten Gedanken verklärt und gelichtet. Wie man aber philosophiren könne oder es unternehmen wolle, ohne von jenem zu kommen in der kindlichen Einfalt der Ahnung, und ohne zu diesem zu streben als dem Ziele des innern Bewußtseins, ist uns noch immer räthselhaft. Der Verf. will jenes nicht und dieses nicht und weiß doch kein Drittes. —

Juli 1833.

1) *Ausführliche Lehrgebäude der Sanskrit-
Sprache von Franz Bopp.*

2) *Grammatica critica Sanscritae Linguae au-
ctore Francisco Bopp.*

(Fortsetzung.)

Es ist ganz Ähnliches, meines wir erscheint im 18. Jahrhundert, das Moment ist, welches den Charakter des Wortes bestimmt, so lehren die Indischen Grammatiker, die in Sachen der Aussprache einzige Autorität bleiben, daß es fast wie lang klänge. Nämlich das *a* neg. gerade um seine Kraft zu bewahren in Nothfällen positioniren nicht den Bindelaut *a* an, wir würden, wenn es nicht vor Vokalen dieselbe jetzt von uns bei jeder Modification setzen; vielleicht daß sich in den Vedas solche Beispiele finden, und einen neuen Beweis der Identität des *a* neg. und *a* augm. geben, von der wir unten reden müssen. Daß übrigens auch in anderen Fällen, noch als aus *a* + *a* entstanden sei, lehrt selbige Stelle, bei Bopp gr. n. 322.

Wichtiger noch als diese phonetischen Bestimmungen, ist ein für die Formalehre durch Hrn. Bopp zuerst vindicirtes Princip, das der Agglutination. Diese kann man nicht als die Spitze der grammatischen Formbildung in den Indogermanischen Sprachen bezeichnen, denn sie theilt dieselbe mit dem Semitischen Sprachstamme; die höchste Stufe der Formenentwicklung wird vielmehr in unserem Sprachstamme durch die Composition erreicht. Aber nichts destoweniger war die Theorie der Agglutination kaum früher geahnt, geschweige denn bekannt. Bestimmen wir dieselbe näher, so ist Agglutination der Ausdruck der Entwicklung allgemeinen Verhältnisse aus dem Begriffsworte — sei es Thema oder Radix — durch Anfügung von Wurzelsyllben oder deren Stammsuffixen; — Composition aber die Vermittelung, wobei an sich der Bedeutung nach

freier Elemente zu einem neuen Begriffsworte durch enges Zusammengehen beider Momente.

Wir haben mit Bedacht den Begriff der *Komposition* zugleich auseinander gesetzt, weil zu häufig der wirkliche Unterschied beider verkannt, und ihr Wesen nirgends deutlich gefaßt ist. Zwischen beiden liegt jedoch im Indogermanischen eine Stufe, die wir als Anfang der Composition betrachten können, obwohl sie noch nicht als ganz freie Composition sich nehmen läßt. Dies ist die Tempusbildung durch Augment oder selbstständige Verbalwurzeln, die zu der Radix hinzutreten. Ganz den Charakter der Composition haben sie darin, daß beide Seiten der Verbindung an sich der Bedeutung nach frei sind, auch zeigt das Augment formell den Compositionscharakter, da es nicht, wie im Indogermanischen die Agglutination immer, wie es auch der *Herleitung* aus dem Begriff geziem, hinter sondern vor das Wort tritt; den Agglutinationscharakter aber bewahren sie darin, daß sie, obwohl sie bestimmtere concretere Unterschiede des Begriffs bezeichnen — doch immer nur Unterschiede, Verhältnisse ausdrücken, endlich aber selten unverstümmelt der Form nach oder überhaupt *frei* der Form nach — als selbstständige Worte — auftreten. Letzteres theilt auch die schon etwas freiere Zusammensetzung der Präpositionen. Solche Mittelstufen bilden sich in jeder organischen Gliederung, und es ist ein besonderes Verdienst der Physiologie auf sie aufmerksam zu machen und ihnen ihren gehörigen Platz anzuweisen. Es ist nun eine der wichtigsten Lehren Bopps, die dann später von Anderen verfolgt ist, daß die meisten Agglutinations-syllben sich auf *Präpositionen* d. h. auf Wurzeln zurückführen lassen, deren ursprüngliche Töne es war, die drei Beziehungen des Räum, des We, Weher, Wohin auszudrücken, welche das erste Erwachen sinnlichen Bewußtseins bezeichnen. Aus diesen Wurzeln heraus bilden sich in der Sprache selbst-

ständig durch Zusammengehen mehrerer 1) die *Pronomina*, die zuvörderst nichts ausdrücken, als die räumliche Unterscheidung der Gegenstände ohne alle weitere qualitative Bestimmung, d. h. nichts ausdrücken, als das Dies, das Jenes u. s. w. Die Pronomina sind ihrem Ursprunge nach das Allgemeinere gegen die Nomina; 2) die Formwörter, zunächst Orts- und dann Zeitadverbien, Partikeln, Präpositionen, denn letztere Wortklassen sind nur Uebertragungen der ersten, die den allgemeinen räumlichen Unterschied ausdrücken, und dann wiederum Bedeutung erlangen. Neben diesen Wurzeln bildet sich die zweite Art der Wurzeln die *qualitativen*. Aus ihnen entwickelt sich, indem die Eigenschaft als Sein aufgefaßt wird — das Nomen und zwar a) je nachdem die Eigenschaft in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wird — Adjektivum; — oder b) indem die Eigenschaft einem Dinge vorzüglich zukommt, und so, abin Name wird — das Substantivum; wird aber c) die Eigenschaft, der Zustand im Werden, d. h. in der Bewegung gedacht, so entsteht das Verbum, was sich dann weiter als aktiv u. s. f. nach den bestimmten Kategorien entwickelt. Wir haben diese Auseinandersetzung des ganzen Wurzelverhältnisses — als *Raumwurzeln* und *Qualitätswurzeln* — mittheilen müssen, weil der neuern Sprachwissenschaft oft vorgeworfen ist, als gehe sie nur in die Atomistik der Sylben ein, ohne auf die eigentliche Darstellung des Gedankens zu sehen, wir hoffen das Vorstehende wird hinreichen, zu zeigen, daß innerhalb dieser Untersuchungen, der vernünftigen Sprachgenese kein Abbruch geschieht. Klar nun ist es, daß zum Ausdruck der allgemeinen Verhältnisse der Objekte zu einander, die größtentheils auf jene räumlichen oder, — was ein leichter Uebergang ist — zeitlichen Kategorien beruhen, nichts dienlicher sei, als jene Wurzeln, die wir denn auch fast durchgängig angewandt finden, sowohl in den Catua, als in den Verbalunterschieden der Genera (*Act. Passiv*) und der Personen, (die Tempora und Modi jedoch bilden sich durch jene schwächste Kompositionsart, die wir oben betrachtet haben); endlich auch in adverbialen Bindungen u. s. f. Die Untersuchung hierüber ist freilich schwierig, da es sich oft um die kleinsten Sylbentheile handelt, die in ihrer Prototypgestalt unmittelbar täuschen, und ein durch Sprachvergleichung geübtes und geschärft Auge fordern; es ist freilich indessen zu sehen, daß diese Lehre

nach gerade schon ihre Geschichte sich gebildet, und unter ihren Bearbeitern auch Hr. W. v. Humboldt Namen zählt. Leid thut es uns, daß Hr. v. Schlegel auch nicht, wie Hr. Lassen uns hoffen darf, (*Ind. Bäl. u. D. p.*) über diesen Gegenstand geschrieben hat, obwohl wir von ihm vielfache Belehrungen erhalten, danken Hr. Lassen, der um des Versprechens willen, Hr. v. S. wegen sich Stillschweigen auferlegte, hätte natürlich gut gethan, auch seine folgenden Einwendungen zu ausdrücken, da gegen sie freilich jeder, der sich über diesen Gegenstand zu schreiben wagt, strengen und meisterhaft erscheinen muß. Hr. Lassen's Einwendungen betreffen 1) die Anwendung der Formerklärung des Verbi von Hr. Bopp, indem Verbo *as* gemacht wird, und welches nach Hr. Bopp ein wahrer „alter Ueberfall“ und (wie wir auf diesem Punkte später) 2) sodann die Bildung des Augmentsylbe *a* als Agglutination. Wir müssen zunächst bemerken wir nur Hr. L., daß er gar den Charakter beider Formbildungen nicht erkannt, indem er sie *Agglutination* nannte, was wir oben gesehen haben, zur schwächsten Agglutination hören, ein Unterschied, den freilich Hr. L. nicht leicht finden mochte. Die Stelle selbst, die Hr. L. polemisiert, ist wirklich so komisch, daß uns zum Gewissen machen würden, wenn wir nicht heitern Augenblicke zu entziehen, die uns von der Pforte sicherlich verschafft. „Die Sprache der Agglutination erreichen wir aber, sagt Hr. L., in der Leitung des einfachen Augments vor dem Verbum, unter allen wunderlichen Eigenschaften, welche der uralte (†) Menschen begabt hat, ist diese die merkwürdigste, daß sie statt zu sagen: *ich sehe*, *ich sehe nicht*. Auf die Pädagogik angewandt würde diese Verfahrensart so ausfallen: Fange die Erziehung deiner Kinder mit dem Kopf abzuschlagen. Ein Verbum, welches um seine Bedeutung gebracht, um daraus eine neue Form daraus bilden zu können.“ Setzen wir nun so wenige Zeilen so viele Irrthümer, so vielen Mangel an Denken und so viele Geschmacklosigkeit entgegen, so schließt sich. Man hätte gegen Bopp's Ansicht einwenden können, z. B. von etymologischer Seite einzuwenden, daß die älteste Form der Negativpartikel *an* gewesen die vor Konsonanten ihr *n* abgeworfen, und hätte sich hierbei auf die Römische Negativpartikel *non* und die

Deutsche, zu stümm, können, und man hätte so einen Schluß der Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit für sich gehabt. Aber die Waffen der Logik, d. h. der gemeinen formellen Logik, scheint Hr. Lassen so wenig je geführt zu haben, daß ihm auch die erste gewöhnlichste Bestimmung der Negation ganz und gar entgangen zu sein scheint, besonders aber ihr Unterschied von dem *Widerprohabe*. Hat denn Hr. L. nie gehört, daß auch das *Anderes* schon überhaupt die Negation des *Dieses* sei, und daß vom Standpunkte der Gegenwart das Vergangene allerdings als *negirt* erscheint. Und wer, in aller Welt, hat denn Hr. L. gesagt, daß die Negation die Sache um ihre *Bedeutung* bringe? oder ist nach Hrn. L.'s Logik in *nescire* die Bedeutung (!) von *scire* zerstört? und wer endlich berechtigt denn Hrn. L. zu der Annahme, daß *a neg.* mit der Wurzel *sehen* heiße: „*ich sehe nicht*“? oder kennt Hr. L. nur diese Form des Negativen, ohne auf die vielen andern Rücksicht zu nehmen? hat er etwa noch nie darüber nachgedacht und auch nicht gefühlt, daß es doch unterschieden gesagt sei, wenn auch in der gemeinen Sprachweise dergleichen Unterschiede übergangen werden und untergehn; er ist ein unfleißiger Mensch, und der Mensch ist nicht fleißig. Daß *aparyam* nicht „*ich sehe nicht*“ sei, dieser Lehte bedürfen wir von Hrn. L. nicht, *na paryami* ist wohl davon unterschieden. Es ist wirklich unangenehm, solche Dinge noch vorzubringen, traurig, wenn man dazu genöthigt wird. Wir wollen nun Hrn. L. das Wahre der Sache auseinandersetzen, vielleicht gelingt es ihm, sie zu begreifen. Das Vergangene überhaupt ist nicht bloß ein *Anderes* der Gegenwart, sondern *ihr Anderes*, d. h. ihr Unterschied, also wesentlich in sich *Position* und nur Entgegensetzung zum andern — *a neg.* Diese Entgegensetzung braucht und kann die Sprache nur an dem einen oder andern Momente ausdrücken und diese Bezeichnung des Unterschiedes und der Entgegensetzung zu dem ihm zugehörigen (auf es bezogenen) *Andern* drückt das *a negat.* aus und zwar immer aus, auch in *Nominalkomp.*, das heißt, es setzt an sich Positives, aber dies Positive durchaus als im *Unterschiede* zu seinem andern, (unfleißig ist etwas sehr Positives aber doch entgegengesetztes) und dies ist der wesentliche Unterschied von der ganz abstrakten, den Begriff total negirenden Negation — *na-non*. Um deshalb hat auch die Sprache fast jede Kompos. der Worte *non-oux* nicht, mit dem blo-

ßen Adjectiv verdrängt, weil jedes Adj. sogleich an sich *Position* ist, das nur entgegengesetzt werden kann, wie denn umgekehrt *a* nur in der *Komposition* sich findet, weil die Entgegensetzung nur in beiden Momenten erscheinen kann. Daß solche Partikeln, namentlich in der Komposition, durch welche wesentlich neue Bestimmungen hinzutreten, mit feinerer Hand behandelt werden müssen, als es Hr. L. gewohnt ist, das konnte ihm z. B. schon der Gebrauch von *na* zeigen, in Stellen, wie bei *Rosen Rig. Ved. Spec.* vergl. pg. 6. v. 1, a. v. 3, b. (vg. p. 7. not.) wozu noch pag. 9. not. (*na d'aram*) und pag. 10. v. 4, a und b., ein Gebrauch, der auch in der epischen Litteratur sich noch nachweisen läßt; vg. *Hidimb. Tod.* 1, 43, 6. Rosen und Bopp haben in den Stellen *na* getrennt, ich trage kein Bedenken, die Verbindung als Komp. gewöhnlich als die wahre zu halten, auch halte ich Rosens Erklärung dieses *na* als adäquat mit *eva* für nicht stark genug, es heißt vielmehr „*noch nicht ganz*“, das ist „*fast ganz*.“ Denn es drückt *na* in solchen Stellen den Unterschied aus (die Negation als *Beschränkung* des totalen eigentlichen Begriffes,) der indessen so geschwächt ist, daß er eben in die Identität des Gegensatzes übergehen will, wobei *na* als Bezeichnung der Negation überhaupt diesen Unterschied noch immer auszudrücken vermag. Doch ist es aus dem obigen begreiflich, wie solche Kompos. weder durchgreifend werden, noch überhaupt lange vorhalten konnte.

Da wir uns nun mit der schwächsten Komposition so weit beschäftigt haben, sei es uns erlaubt, hier zu der andern Art derselben überzugehen, wir meinen die Anfügung der Verbalwurzeln zur Bildung der Modi und Tempora. Manche liegen so klar am Tage, daß auch das schwache ungeübte Auge sie nicht zu verkennen vermag, wie das Fut. I. und das Perf. periphr. Der Begriff solcher Komposition ist nicht schwierig, mindestens ist er dem Deutschen geläufiger, es kommen bei vielen Völkern auffallendere Erscheinungen vor, z. B. die Bildung der Tempusformen durch Praepositionen. Indessen formell verkümmern sich die Wurzeln oft sehr, und so kann man das V. *as* allerdings eine Proteugestalt voll der Veränderungen nennen, die es denn aber gewöhnlich schon im freien Zustande hat. In der Buntheit der Erscheinungen aber das Wesen der Sachen festzuhalten, ist überhaupt Aufgabe des Denkens — obwohl nicht jedes Mannes Sache.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Memoiren eines Deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1788 — 1816. Leipzig, bei Friedrich Fleischer, 1833. 316 S. in 8.

Ein wirkliches Leben, das sich während eines wichtigen Zeitraums in großer Welt und Staatssachen hinreichend umgethan hat, liegt diesen Memoiren zum Grunde, die Person, an welcher sich diese Erlebnisse anreihen, ist nicht schwer zu errathen, und wir finden es glaublich genug, daß der Text, der vor uns liegt, größtentheils aus des Mannes eignen Aufzeichnungen stamme. Nach diesen vorausgeschickten Angaben sollte man nun meinen, daß eine für Unterhaltung und Belehrung ergiebige Ausbeute erfolgen müßte. Das ist aber nicht der Fall. Zwar langweilig kann man diese Memoiren nicht nennen, es wird immerfort rasch erzählt, und auf jeder Seite stehen einige Thatfachen, so daß man die Wanderung durch so viele Mannigfaltigkeiten sich nicht eben verdrießen läßt. Aber im Ganzen ist doch die Bearbeitung gar zu oberflächlich, und die wichtigsten Ereignisse und merkwürdigsten Personen werden aufgenommen und entlassen, ohne daß etwas Sonderliches dabei gewonnen würde, weder allgemeine Schilderungen, noch einzelne Züge, wodurch eine hellere Beleuchtung der Gegenstände und eine bestimmtere Einsicht in ihre Beschaffenheit und ihren Zusammenhang hervorginge. Eben so, wo gesellige Verhältnisse berührt und die kleinen Geheimnisse des Privatlebens enthüllt sind, erkennt man zwar genugsam den Stoff, der durch Aergerniß und Beifall ergötzen könnte, aber aus Mangel gehöriger Behandlung bleibt dieser Stoff größtentheils ohne Wirkung, und man genießt ihn ohne rechten Geschmack und Dank. Der Verfasser hat es doch sogar für einen bloßen Weltmann etwas zu leicht genommen, sowohl mit dem Aufschreiben, als auch wie es scheint mit dem Leben selbst, das wenig Eigenthümliches zeigt, sondern fast nur ein gewöhnliches Mitsachen dessen, was die Verhältnisse des Tages dem Tage auswerfen. Dabei können wir große Gewinnungen und tiefe Gedanken allenfalls missen, aber irgend eine Feinheit der Beobachtung, irgend eine Anmuth des Beschreibens haben wir dafür von dem gebildeten Weltmann zu fordern, es müßte denn sein, daß er uns an deren Statt das noch seltene Geschenk einer im verfeinertsten Lebenselement bewahrten Unbefangenheit des Sinnes und Naivität des Ausdrucks brächte! Von dem allen aber ist hier nichts. Unser Graf geht durch seine Bahn, wie ein Handwerksgesell durch die seine, er läßt das Meiste dahingestellt, oder vorausgesetzt, und bemerkt nur das nothdürftigste Nächste. Dies letztere bei dem Handwerksgesellen kennen zu lernen, hat noch seinen Reiz, eben weil es uns nicht so nahe liegt, und etwas Eigenes sich darin abspiegeln kann; aber bei dem Grafen ist es nur das gleichgültige Alltägliche, dem erst ein Interesse durch besondere Ereignisse oder durch geistige Verarbeitung herzukommen müßte. In Frankreich würde der

Verfasser selbst, oder auch ein Freund, sein Gehülfe, der Herausgeber, ja nöthigenfalls der Buchhändler sagt, diese Materialien, welche doch einmal eine gute Grundlage bilden, mit einigen Händen voll Salz bestreut haben, und es wären höchst genießbare Memoiren geworden; bei uns sind sie ja ihrer ungewürzten Bereitung aufgeschütt, und sie schmecken weniger, und nähren gar nicht. Dazu kommt noch der große Uebelstand, daß die meisten Namen, an die sich irgend ein vorübergehender Reiz knüpfen will, fast immer nur mit Buchstaben und Sternchen angedeutet sind, für den nicht schon unterrichteten Leser eine wahre Qual, denn hundert Vorstellungen und Beziehungen, die er mit dem wirklichen Namen allenfalls verbinden und dadurch das Erzählte beleben und erhöhen könnte, müssen nun unterbleiben, und er bewegt sich zwischen Märken und Räthseln fort, deren Lösung ihm aus dem Buch allein nicht werden kann. Zu rügen ist daneben noch die Ungepauigkeit in Schreibung der wirklich mitgetheilten Namen; auf der ersten Seite wird des Grafen Hofmeister irrig Leisering genannt; er hieß aber Leuchsenring, ein schon aus Goethe's Leben und aus Jacobi's Briefwechsel sehr bekannter Name, und es hätte sich über den Mann, der als ein sentimentaler Ordensstifter aus dem Reich nach Berlin kam, von da den Baron Labes (nachherigen Grafen Schlitz) auf Reimen begleitete, nachher eine Hofdame heirathete, und mit dieser aus Liebe zum Jakobinerthum nach Paris ging, wo er unter der Kaiserregierung und Restauration ein herbes dunkles Leben führte, und im Jahr 1827. starb, noch viel Merkwürdiges sagen lassen, so daß der Leser gleich anfangs auf den interessantesten Boden gestellt gewesen wäre. Aus dem Gebiete der eigentlichen Staatssachen ist uns nichts vorgekommen, was als erheblich und neu zu bemerken wäre; einige Anekdoten aus dieser Sphäre mögen doch beides vielleicht für manche Leser sein. Die Nachrichten über den diplomatischen Gang der Verhandlungen wegen Sachsen auf dem Wiener Kongresse konnten im Augenblicke, als der Verfasser sie schrieb, ein gutes Zeugniß für seine diplomatische Gegenwart und Achtung abgeben; seitdem ist die Neugier in diesem Betreff vollständiger befriedigt worden, oder auch unbefriedigt erloschen. Der Verfasser hat es auch eigentlich mehr auf seine persönliche Geschichte angelegt, und da finden sich freilich Andeutungen und Bekenntnisse genug, die aber nicht zu gehöriger Reife kommen, und sowohl Verwicklungen als Aufschlüsse auf halbem Wege stehen lassen. Wenn man auf so bedenkliche Sachen hinweisen mag, wie S. 89. in den ersten Zeilen, so sollte man mit andren Dingen nicht mehr so große Umstände machen. Die litterarische Gestalt und vielleicht auch der historische Werth des Buches würde allerdings gewonnen haben, wenn die darin unläugbare Richtung zum Aergerniß und Vorfälligen noch etwas mehr wäre ausgebildet worden; und daß der moralische Werth dabei noch ungefähr eben so gut zu stehen käme, als bei der jetzigen halben Zurückhaltung, ist ganz außer Zweifel. —

Juli 1833.

1) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp.

2) Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.

(Fortsetzung.)

Viel schwierigere Erscheinungen noch bietet das Römische und Griechische dar, da hier die Einschreibungen mannichfacher sind, während im Sanscrit gewöhnlich nur *as* und *i* erscheint. Denn ich muß mich dafür erklären, den Charakter des Potent. (Optat.) für das Verbum *i* (*i-re*) zu erkennen. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die treffliche Darstellung des Hrn. B. rühmen, der diesen Charakter p. 150. r. 311. gr. lat. schön entwickelt und vorzüglich durch seine Sonderung der ersten von den drei letzten Conjugationen, so wie durch die sinnvolle Vergleichung des Griechischen auch hier vollkommenes Licht in die frühere Verwirrung brachte, man vergl. nur:

	Parasm. (Act.)	Atm. (Med.)
I. Conj.	$a + i = e$ — <i>tudes</i>	$a + i = e$ <i>tudeta</i>
	$o + i = oi$ — <i>τίτροι</i>	$o + i = oi$ <i>τίτροιτο</i>
II—IV. C.	$i + \bar{a} = yā$ <i>δωσι'γām</i>	$i = i$ <i>δωσι'ita</i>
	$i + \eta = \eta$ <i>ισταιν</i>	$i = i$, <i>ιστα-ιτο</i> .

Man sieht, es läßt sich über die Quantität des J nichts bestimmen, als nur aus der 2ten Bildung des Atm., wonach es lang wäre. Dies würde der Ableitung von *i* (*i-re*) widersprechen; sieht man indessen die Schwachheit der Form dieses Atman. an, so kann man sich nicht erwehren, zu glauben, daß hier eine Verstärkung möglich sei. Das Griechische giebt keine Auskunft, da der Charakter nie rein sich zeigt, das Lat. scheint in den Formationen der Verba ohne Bindevokal *velip*, *velimus*, *simus* für *es-imus* (R. 365.) *du-imus* die Länge zu bestätigen. Allein auch hier gilt das oben vom Atman. Gesagte; sehen wir hingegen die Lateinische Bildung der vermittelten perfekten Conjugation

Jahrb. f. wissenschaft. Kritik. J. 1833. II. Bd.

an, *amaver-imus*, *leger-imus* u. s. w., so tritt uns kurzer Vokal konstant entgegen, denn nur metrische Schwierigkeit gestattet dessen Verlängerung. So glauben wir also sprachvergleichend die Kürze des J und somit die Annahme des Verbi *i* (*i-re*) gerechtfertigt zu haben. Wie aber stimmen die Formen des Conjunct. Praes. in den Conjugat. des Römischen? Hr. Bopp hat zwar scharfsinnig *ames*, *amemus* als dem Indischen entsprechend erklärt, wie aber ist es mit *legas*, *doceas*, *audias*, die dem nicht gleichkommen; wie endlich mit den Futuris *audies*, *leges* u. s. w.? Offenbar hat im Römischen der Charakter *i* in den Conjugationen mit Bindevokalen, in den sogenannten regelmäßigen, zu seiner Versträrkung den Vokal *a* vorgesetzt, wie ihn die 2te Parasm.-Bildung bei Hrn. Bopp nachsetzt. Diese Verbindung des $a + i$ giebt regelmäfsig im Römischen *a*, da es als Gesetz gilt, daß beim Zusammenziehen ungleicher Vokale der zweite weicht und nur der erste verlängert wird;*) also *leg-a-is* = *legās*, *audia-is* = *as*, *doce-ais* = *doceas*, wobei sich *ea* nicht weiter zusammensog, weil sonst der Indicat. vom Conjunctiv nicht geschieden wäre. Derselbe Fall bewirkte aber in der ersten Conjugation die Zusammenziehung des *ai* in *e*, regelmäfsig dem Secr. Gesetze nach, nicht ganz regelmäfsig nach dem Römischen, daher ward *ama-a-is*, nachdem sich $a + a$ in *a* zusammengezogen *ames*. So stimmte also der Conjunct. regelmäfsig überein, und nur das verschiedene Römische Contractionsgesetz, stets das thueud, was Griech. nur seltener und beschränkter in α , φ und γ geschieht, konnte die Form und die Verstärkung *a* verstecken.

Aus diesem Tempus aber entwickelte sich in der starken Conjugation und auch in der schwachen mit Charaktervokal *i*, wiewohl in letzterer nicht ausschließ-

*) Man vergl. dazu *doce-is* = *doceas*, *ama-unt* = *amant*, *ama-is* = *amas*, *ama-itis* = *amantis*, *no(v)enus* = *nonus*, *ho(v)ernus* = *honus*, *ma(v)ellem* = *mallem* u. s. w.

lich, eine eigene Futurform, indem diese die organische Römische Contraction mit der ungewöhnlicheren, aber in der schwachen *a* Conjugat. im Conjunct. schon gebräuchlichen, in *e* vertauschte. Denn daß sich dies Fut. aus Conj. Praes. entwickelte, wie Fut. exact. aus Perf. Conj. identisch sich aus Perfectstamm bildet, wird wohl heut zu Tage keiner mehr bezweifeln, nur die erste Person macht in beiden Fällen Ausnahme, was indessen mehr syntaktischen als formellen Gesetzen angehört. So erhalten wir denn für diese beiden Temp. folgende Uebersicht:

I. Starke Conj.

a) Conj. Praes. *lega-is* = *gäs*;

β) Fut. *lega-is* = *gis*;

II. Schwache Conj.

a) Charakter *i* b) Ch. *e* c) Ch. *a*
audia-is = *is*; *doceat* = *eat*; *ama-is* = *ais* = *te*.
audia-is = *is*; — —

Rechnen wir hierzu die Conjugat. ohne Bindevokal mit langem *i*, und die vermittelte perfecte mit kurzem *i*, so haben wir die vollständige Bildung dieses Modus, wobei ich nur bemerke, daß im Imperf. Conj. das Hülfswort *es* (*es-um*, Sskr. *ae*) mit den Endungen *am*, *ai*, die sich hier nach der zweiten Weise in *em*, *is* verwandeln, erscheint; seinen Anfangsvokal *e* wirft es weg, (*sum-sim* für *esum* u. *esim*, r. 365.), wie man dies aus der Conjugation ohne Bindevokal sieht — *vel + sem* = *vellem*, *es + sem* = *essem*, *fer + sem* = *ferrem*; kommt es aber nach Charaktervokal der schwachen Conjugation, oder nach Bindevokal *e* der starken, so verwandelt sich *s* zwischen zwei Vokalen in *r*, *ama-r-es*, *legeres* etc., (vergl. Bopp vergl. Gramm. r. 22.) So allein läßt sich Imperfect. Conjunct. erklären, denn es aus dem Infinit., d. h. aus einem starren Substantiv ableiten wollen, gehört wohl nur der sinnlosen Klanggrammatik und höchstens der Gemächlichkeit des Schulunterrichts an, (obwohl auch da die Länge des *e* auffallen könnte) nicht aber der Sprachwissenschaft. Aus der Form *essem* erklärt sich leicht das Plusqperf. conj. welches diese mit Verwechslung des *e* in *i* rein an den Perfectstamm anhängt.

Wir haben hier uns etwas länger verweilt um einigen solchen Bildungen des Wortes *as* und *i* auf die Spur zu kommen; noch wandelbarer zeigt sich im Römischen das Stammverbum *bāu* sein, was regelmäßig *fio* und *fui* wird, aber, weil im Lateinischen nie-

mals *Aspiration* in grammatischen Formen erscheint, höchst selten sogar im Inlaut überhaupt ist, sich in die entsprechenden Konsonanten d. h. *B* oder *V* verwandelt, also — *bo*, *bam*, *vi* gehören diesem Verb. an. Wir können dies Gebiet nicht verlassen, ohne die Erklärung des Griech. Aor. Pass. durch den Stamm *θη* (Sskr. *d'ā*) von Bopp und des schwachen Deutschen Präteriti durch das Verbum *thuen* von Grimm und Bopp zu erwähnen, uns scheinen beide nur ein Stamm zu sein. Gern hätten wir noch einiges über Agglutination zugefügt, doch gebietet uns der Raum Kürze, und wir gehen deshalb zu einem anderen Punkte über.

Der größte Vorzug dieser Grammatik besteht offenbar in den allgemeinen, vorangesandten Theorien, z. B. der Wohl lautgesetze, der Casuslehre und der Tempuslehre. Denn indem so geschieden wird, was allen Erscheinungen gemein ist, von dem was nur bestimmten Sphären angehört, wird es möglich dem grammatischen Gesetze genauer auf die Spur zu kommen, dann aber auch wird der Vergleichung der anderen Sprachen vortrefflich vorgearbeitet. Denn das Sanskrit bietet oft bestimmten Gesetzen gemäß innerhalb seiner Beugung eine Fülle der Formation, die in ihm zu einem Kreise gehörend, in anderen Sprachen nur als vereinzelte Biegungsnormen sich wiederfinden. Vorzüglich gilt dies von den Unterschieden, die für die starken und schwachen Substantiv- und Verbalformen, und im Verbo dann wieder für die vermehrten und reinen Formen von Hrn. B. gemacht werden. Dabei herrscht stets die größte Konsequenz der Eintheilung, die neu ist, wo die alte Indische den Unterschied nicht scharf zu fassen scheint. So macht die Eintheilung der 10 Indischen Klassen in vier Conjugat. die Theorie des Verbi erstaunlich einfacher, wiewohl wir die Beibehaltung der 10 Klassen ihrer Nummer nach, trotz ihrer geringen Ordnung, wegen der Bequemlichkeit beim Gebrauch alter Lexika billigen. Manches freilich, was bei den Indischen Grammatikern figurirt, ist weggeworfen, wie z. B. die *Unadi suffixe*, eine Klasse, deren Sinn und Bedeutung schwerlich zu begreifen ist, wenn man sie nicht als alte Polsterkammer betrachtet, um theils müßige, theils nicht leicht erklärliche Erscheinungen hineinzuwerfen, und sich aus den Augen zu schaffen.

Die Casustheorie ist von Hrn. B. mit der Sorgfalt und dem Scharfsinne behandelt, welche wir schon in den Abhandlungen, die früher über den Gegenstand ge-

schraben wurden, bewundern mußten. Ausführlicher hat nun freilich diese Lehre in der vergleichenden Grammatik entwickelt werden können, vorzüglich da hier das Zend vieles aufklärend neu hinzugesetzt ist. Indessen können wir, so geistvoll das meiste Neue dort ist, uns mit manchen nicht befreunden, obwohl man zugestehen muß, daß solche Formen oft so feiner Natur sind, daß Zweifel durchaus nicht vermieden werden kann. So können wir Hrn. B. nicht zugestehen, daß die Endung *au* des Duals eine bloße Bildung des Plurals sei, da im Skr. sich der Dual als selbstständig erweist, und wohl ein Abschwächen seiner Formen denkbar ist, und nach und nach ein Uebergehen in den Plural, nicht aber eine Bildung des Duals aus dem Plural. Auch beweiset uns die Neutralendung: die ursprüngliche Selbstständigkeit dieses Numerus, wie andererseits die Endung *os* des Gen. auf ein eigenes *U* Element des Dual führen muß, so spasshaft auch Hrn. L. die Sache dünkt. Die Vedaform *ā* erklärt sich hierbei durch einfache Auslassung des *u*, die Zendformen *dos'* vor *ca* aber sind als Plurale zu betrachten, da sie nur bei Stämmen auf *a* eintreten, nicht bei konsonantischen — was für Hrn. Bopp's Annahme beweisend wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Die Resultate des Maschinenwesens, namentlich in Bezug auf wohlfeile Produktion und vermehrte Beschäftigung. A. d. Engl. Lübeck 1833. 8. 10 und 207 S.

Die Vorrede, oder wie sie hier genannt ist, Einleitung des vorliegenden Werchens, vom Uebersetzer herrührend, giebt den Titel des Originals so wenig, als den Namen des Verfs. oder des Uebersetzers an. Da uns das Original nicht vorliegt, so müssen wir uns allein an die Uebersetzung halten, und es nach dieser beurtheilen.

Das Buch ist zunächst für die arbeitende Klasse geschrieben, und hat den Zweck, sie mit dem Maschinenwesen auszuwöhnen, nachzuweisen, daß jedes Werkzeug eine Maschine sei, und daß die Menschheit ohne die Anwendung derselben noch auf der Stufe der Thierheit stehen würde, daß Maschinen zu den größten Wohlthaten gehören, und ihre Einführung und Benutzung durch nichts verhindert werden könne; daß sie keinesweges die Menge der Arbeit vermindern, sondern vermehren, indem sie durch wohlfeile Produktion die Fabrikate einem größeren Kreise zugänglich machen; daß es thöricht sei, durch viele Arbeit zu bewirken, bloß um Arbeiter zu beschäftigen, was mit geringer eben so gut bewirkt werden könne, und en-

digt mit Rathschlägen an die Arbeiter, wie sie sich in solchen Zeiten helfen können, wo die Einführung einer neuen Produktionsweise sie in augenblickliche Verlegenheiten stürzt. Das Wort Maschine gebraucht der Vf. in dem ausgedehntesten Sinne, so daß auch Landstraßen, Kanäle, Brücken, mathematische Tafeln u. s. w. darunter begriffen werden.

Wer den Umfang der Maschinenstümmerei in England und anderwärts kennt, und weiß, wie viel Unglück die verblendete Menge durch ihr thüriges Beginnen Andern und sich selber herbeizieht, wird die Absicht des Verfs. nur billigen können, richtige Ansichten über das Fabriciren mit Maschinen zu verbreiten. Wer da weiß, wie verwirrt die Ansichten darüber noch in vielen Gegenden, auch in Deutschland, und nicht bloß unter der arbeitenden Klasse sind, wird es dem Uebersetzer Dank wissen, das Buch auf Deutschen Boden verpflanzt zu haben, da es wohl geeignet ist, die Ansichten zu berichtigen, und über eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen in der Menschheit Licht zu verbreiten. Sehen wir, wie unser Vf. dabei zu Werke gegangen ist.

Zuvörderst würde man sich irren, wenn man aus dem Zwecke des Buches folgern wollte, es könne nur dem niederen Kreise, welchem es zunächst bestimmt sei, zusagen. Der Gegenstand ist einer von denen, welche für alle Klassen der Gesellschaft von hohem Interesse sind, und der Verf. hat ihn zwar durchgängig popular, aber nirgend trivial behandelt. Die Richtigkeit der Uebersetzung vermögen wir bei dem Mangel des Originals nicht zu prüfen; allein sie ist in gutem fließendem und gebildetem Deutsch geschrieben, und giebt überall einen richtigen Sinn. Beides wird dem Buche einen weit größeren Kreis eröffnen, als für den es zunächst bestimmt war. Die Menge wichtiger Mittheilungen über ausgedehnte industrielle Unternehmungen in Großbritannien, das Gemälde der unzähligen Segnungen der Civilisation, deren wir uns durch Gewohnheit abgestumpft kaum in dem Maße bewußt worden, wie wir sie in dem Buche concentrirt, gleichsam im Spiegel erblicken, macht dasselbe für jeden, der sich für große geschichtliche Erscheinungen interessiert, eben so anziehend als belehrend. Es ist dabei sehr klar und faßlich behandelt, reich an Rückblicken auf die Vergangenheit, und nicht selten liefert die Vergleichung mit der Gegenwart höchst überraschende Resultate.

Weniger wird man vielleicht mit der Behandlung des Stoffes zufrieden sein; Unser Vf. geht Kapitelweise die Buchdruckerei; Ackerbestellung, Mehlmühlen; Eisenfabrikation, Kohlenproduktion, die Kunststraßen; Kanäle und Dampfschiffahrt, die Brunnen- und Röhrlleitungen, die Baumwollfabrikation, die Baumaterialien, Glasbereitung, Nadelfabrikation u. s. w. durch; zeigt, welche Vortheile die Maschinen im Verhältnisse zu den gewöhnlichen Werkzeugen gewähren, wie ungeheuer die Produktion dadurch gestiegen, und der Preis geringer, die Fabrikate selber aber ein Gemeingut aller Klassen geworden sind, und wie groß die Zahl der Arbeiter ist, welche jetzt mehr als früher davor beschäftigt werden. Er wirft Blicke auf den früheren Zustand der Menschheit, den sie nicht hätte verlassen können, wenn man von Anfang an jede Maschine, welche Arbeit spart, also auch

das einfachste Werkzeug, zurückgewiesen hätte. Es geschieht dies alles in jedem der ersten 16 Kapitel, nur in jedem auf einen andern Fabrikationsgegenstand angewendet, und diese gleichförmige Behandlung, die unvermeidliche Aehnlichkeit der Gedanken in allen Abschnitten, geben dem Buche eine gewisse Monotonie und Breite, welche leicht ermüdet. Dies wäre vermieden worden, wenn er das, was er in jedem Kapitel that, zu allgemeinen Eintheilungsbestimmungen erhob, und die verschiedenen Fabrikationsbetriebe subsumirt hätte, statt umgekehrt zu verfahren. Seine Folgerungen und Resultate träten gedrängter zusammen, und erschienen noch schlagender, das Buch wäre kürzer geworden, oder er hätte noch Platz zu anderen Betrachtungen behalten, die hier eine zweckmäßige Stelle gefunden hätten. Namentlich wäre es nicht nöthig gewesen, so oft darauf zurück zu kommen, wie viel wir den einfachsten Werkzeugen schon verdanken. Konsequent ist es, daß der Vf. sie eben so gut als Maschinen betrachtet, wie die zusammengesetzten. Aber es wäre hinreichend gewesen, dies nur einmal bedeutend hervorzuheben, da auch der gemeinste Arbeiter recht gut weiß, wie viel ihm sein Messer, die Axt, der Brunnen u. s. w. nützt, und nicht diese abgeschafft wissen will, sondern nur die neuen Maschinen, ohne zu bedenken, daß auch die einfachste einmal neu war, wie der Vf. selber im 16. Kap. richtig bemerkt. Von einem Hauptargumente hat der Verf. gar keinen Gebrauch gemacht, nämlich für den Satz, wie Maschinenarbeit vermehrte Beschäftigung gewährt. Es stützt sich dies auf die ungleiche Vertheilung der Güter. Ordnet man die Menschen nach ihrem Vermögen, so bilden die Individuen nach den unteren Klassen hin eine überaus divergirende Reihe. Ungefähr verhält es sich damit, wie mit den Sternen. Es giebt nur wenige von der ersten Größe, aber weit mehr als doppelt so viel von der zweiten, und wiederum weit mehr als das Doppelte der vorigen von der dritten Größe u. s. w. So ist auch überall die Zahl derer, welche jährlich halb so viel ausgeben können, als Andere, weit mehr als doppelt so groß wie diese. Wird durch irgend eine verbesserte Fabrikationsmethode der Preis eines Fabrikats, welches bis dahin nur der Reichere kaufen konnte, auf die Hälfte herabgesetzt, weil die doppelte Menge von denselben Arbeitern in gleicher Zeit erzeugt werden kann, so ist es wohl möglich, daß der Fabrikherr die Hälfte seiner Arbeiter entläßt, weil seine Bestellungen nur das bisherige Quantum des Fabrikats verlangen. Bald aber müssen sich diese mehrten; denn da der Artikel nur halb so viel kostet, als sonst, so kann ihn außer der reicheren Klasse nun auch diejenige kaufen, welche nur halb so viel wie jene ausgeben kann, und ihrer sind weit mehr als doppelt so viel. Der ganze Bedarf dieser letzteren Klasse muß daher, außer dem bisherigen Bedarf, erzeugt werden, so daß nun nicht bloß die entlassene Hälfte der Arbeiter wieder beschäftigt werden muß, sondern auch noch eine neue und größere Anzahl als die vorige. Es werden daher weit mehr Arbeiter als vorher dabei beschäftigt, und da jede Sache, sobald sie weniger kostet, auch weniger geschont wird, so wächst der Verbrauch durch ein neues Moment, und macht wiederum neue

Arbeit nöthig. Noch vorthellhafter stellt sich die Sache, sobald der Preis tiefer, als bis auf die Hälfte herabgedrückt wird, weil der Mehrverbrauch immer in einem weit größeren Verhältnisse wächst, als die Vervielfältigung durch die verbesserte Produktionsmethode. Diesen Beweis hätte der Vf., gehörig ausgeführt, nicht übergehen sollen, da er auch dem ungebildeten Verstande begreiflich ist. Die von ihm beigebrachten zahlreichen Erfahrungsbeweise hätten dadurch zugleich ein theoretisches Element gewonnen.

Wenn indessen diese breite Behandlung dem an systematische Entwicklung eines Gegenstandes Gewöhnten nicht besonders zusagt, so wolle man doch bedenken, daß sie für den nächsten Zweck unsers Verfs. wohl geeignet ist. Es bildet jetzt jeder Abschnitt, jedes Kapitel beinahe für sich ein Ganzes, und macht das Festhalten einer langen Gedankenreihe unnöthig. Das Buch gestattet so leichter ein aphoristisches Lesen, und zugleich eine vielfache und wiederholte Nachweisung der Sätze, auf welche es unserm Verf. besonders ankam, und die unmittelbare Folgerung aus jeder einzelnen Thatsache wirkt auf die Menge überzeugender, als summarische Folgerungen aus einer Fülle von Thatsachen. Berücksichtigt man dies, so muß man zugestehen, daß der Verf. mit Geschick und Ueberlegung zu Werk gegangen ist.

In den beiden letzten Kapiteln, dem 18. und 19ten, kommt der Verf. auf den schwierigen Fall, wo durch Einführung einer Maschine die Handarbeit überflüssig wird, der Kampf der bisherigen Produktionsweise mit der neuen zum Nachtheil der ersten entschieden, und eine Menge von Arbeitern brodlös wird. Er zeigt, daß letzteres immer nur auf eine nicht eben lange Zeit geschehen wird, wenn der Arbeiter nur sonst ordentlich, fleißig und nicht zu unwissend ist, um erforderlichen Falls sich einem andern Erwerbszweige hingeben zu können, daß aber während dieser Epoche des Stillstandes seiner Arbeit allerdings von Aussen her Hülfe geschafft werden müsse, indem eine allgemeine Wohlthat, wie die Einführung einer zweckmäßigen Maschine nicht zurückgewiesen werden könne noch dürfe, weil Einzelne dabei leiden, letztere aber allerdings Anspruch auf Hülfe an die Gesamtheit machen können. Die Hauptsache liege jedoch im Arbeiter selber, sich in solchen Fällen zu helfen, und er empfiehlt ihm deshalb dringend das Einsammeln von Kenntnissen, namentlich von den Dingen um ihn her, so wie Sparsamkeit während der Epoche seiner Beschäftigung. In allem dem zeigt sich unser Verf. als ein Mann von Umsicht und sehr wohlwollender Gesinnung. Einige statistische Tabellen schließen das Werk.

Jedenfalls ist das Buch ein sehr werthvoller Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über das Maschinenwesen, und in dieser Beziehung jedem zu empfehlen, der sich für solche Gegenstände interessiert. Es wird aber auch denen, welchen der Gegenstand entfernter liegt, eine vielfach belehrende und anregende Lektüre gewähren.

Kluden.

Juli 1833.

1) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, von Franz Bopp.

2) Grammatica critica Sanscritae Linguae auctore Francisco Bopp.

(Fortsetzung.)

Denn Dual und Plurale wechseln im Zend und wie *āo'sce* als Dual bei *a* Stämmen eintritt, so stellt sich *āo* bei konsonantischen Stämmen wieder im Plural (Bopp v. Gr. S. 229.) ein. Andererseits wirft der Sacr. Dual auch seine Endungen fort — und ersetzt sie nur durch Verstärkung des Stammes, so bei Worten auf *i* und *u* und in diesem Sinne scheint es uns unwiderleglich, wenn Hr. Bopp in der vergleichenden Grammatik gegen seine frühere Ansicht den *Nom. dual. foem.* der Worte in *ā* auf *e* nicht durch *ā + i* entstanden erklärt, sondern als eine einfache Verstärkung des Stammes — auch im Sing. verstärkt es sich in *e* — die nach dem Verlust der Endung eintrat. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin auf einen sonderbaren Ueberrest des Duals im Römischen aufmerksam zu machen, der sich in einer Form erhielt, wo man ihn kaum erwarten konnte, im Zahlworte *octo*. Dafs dies für *octau* gesagt sei beweiset die schlagende Auflösung des *o* in *av* in dem Worte *octavus*, doch würde die Sache noch zweifelhaft sein, wenn nicht alle verwandten Sprachen diese duale Endungen bewahrten. *Sskr. aśtau*, Gr. *ὀκτώ*, Goth. *ahtau*, Alt. D. *ahto*, wo *o* wieder vor Vokalen in *ov* sich auflöst. Notk. bei Grimm. gr. 1. p. 762. Dafs *ambo* und *duo* Römisch und Gr. dieselbe Form zeigen ist bekannt. Woher nun diese Dualform bei der Zahl 8? Nimmt man an, dafs ursprünglich das Zählen durch die Finger der Hände nach Al. von Humboldts Bemerkung die gäng und gebe war, so darf man wohl vermuthen, dafs mit Hinweglassung der beiden Daume bis 8 in zweimal vier gezählt worden sei, wodurch die duale Endung für *octo etc.* gerechtfertigt, und auch der unlängere Zahlw. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

zusammenhang des *novem* mit *novus*, *navan* mit *navas*, *neun* mit *nen*, *ἐννέα* mit *νέος* erst erklärbar wird, indem nach Vollendung der Zählung der Finger, das *neue* beginnt; auch begreift sich so *pānca* *) sehr einfach, beim Beginn des Zählens mit der andren Hand, als Verstümmelung aus *pān'i + ca* (und die Hand), welche Ableitung noch dadurch bestätigt wird, dafs *ca* im Griechischen und Römischen sich durch den Uebergang als Konjunktion klar beweiset, *πρ-ετ*, *quis-que*, auch als das unwesentlichere in neuen Bildungen wegfallen kann, *quis + tus*.

Die sonderbare Lokativform der Masc. Worte auf *i* und *u* in *as* sucht Hr. B. jetzt so zu erklären, dafs er sie auf ein *ās* eines alten Genitives, darin den Localis übergetreten sei, zurückführt. Hierbei bleibt indessen immer die Bedenklichkeit wie *i* und *u* vor dem Stamme wegfallen konnten, was bei der Attischen Deklination nicht der Fall ist, da hier *e* offenbar wechselnd mit *i* dessen Stelle vertritt, bei den Worten auf *u* aber, den regelmäfsig und den 4 attisch deklinirten, ist entweder *e* überhaupt Stellvertreter des meisten *F* zu verwandelnden *u*, oder man muß Guntrung des *u* in allen Formen annehmen, *su* und darauf einen Ausfall des vor Vokalen in Übergegangenen *u*, wie wir dies oben bei den Verbis *χέω* u. s. w. bemerkten. Wie gesagt, blüht Hr. B's. Erklärungsweise jenes Locativs sehr problematisch, doch wüßten wir nicht, wie wir denselben erklären sollten. Scharfsinnig aber nicht ganz unbestweifelt scheint uns ferner die Bemerkung, die Hr. Bopp über die beiden Suffixe *ov* und *oi* macht, welche er schon früher mit

*) *pānca*, Form der Indischen Grammatiker, ist weder im *Sskr.* noch durch Vergleichung gesichert, was auffällt, da *saptan* im Lat. *septem* Goth. *sibun* sein *n* behalten hat. Nur der Instr. auf *as* statt *is* und Lok. *asu* für *ei's* scheinen auf *en su* weisen, könnten indeß auch von *e* entstanden sein, wie z. B. im Lat. *duo* und *ambo*, alte Formen bewahrt haben.

dem Stamme in *dyām*, *dyā*, *dyas* und dem Lat. *ti-bi*, *o-bis*, *mi-hi* (= *mihī*) *no-bis*, *si-bi* zusammenstellte. Hr. Bopp nimmt jetzt an, es sei *qi* und *qiv* ursprünglich geschieden, und zwar so, daß jenes Locat. Singular, dieses Dativ Plural sei, dann wäre *qiv* ein Wechsel des *qis* nach Analogie des *λέγοις* und *λέγομεν*. Allein da der Verf. ganz mit Recht in *ἡμῖν ὑμῖν* eine Verstümmelung des *dyām* anerkennt, welches aus dem Sing. statt des Pluralen *dyas* in den Plural der beiden ersten Pronomina tritt, (wie denn überhaupt dieser Plural häufiger Singularendung annimmt, z. B. im Ablat. *at*.) folglich *ya* auch in *ἡμῖν* zu *v* wird, so würde *qiv* der dem Pronomen eigenthümlichen Singularendung *dyām* entsprechen, *qi* aber so verstümmelt sein, wie das Lat. *tibi-sibi*, was ebenfalls *n* wegwirft. Was nun im Sscr. dem Pronomen allein angehörte, hat sich im Griechischen wie häufig auf alle Worte erstreckt, und wie Sscr. *dyām* auch dem Pronomen im Plural zukömmt, wird *qiv* und *qi* ohne Unterschied des Numerus gebraucht. Daß Formen, wie *τιν-σφι*, *ὑμῖν* gleichfalls zu dieser Endung gehören, darin glauben wir Hr. Bopp gegen Max Schmidt vollkommen beistimmen zu müssen. Betrachtet man das Lat. *ubi*, *ibi*, *ali-cubi*, *alibi* und so fort, so könnte man leicht zu der Ansicht kommen, es sei *qi* die Urform und ein ursprünglicher Locat. Sing.; indessen ist einerseits die obige Annahme der Korrespondenz des *qiv* mit *dyām* viel leichter, andererseits hat sich diese Lokalform, wie von Hr. Bopp mit Recht bemerkt ist, in der Griech. Endung *θι* erhalten, mit Wechsel des *d* und *b* der allgewöhnlich ist.

Uebersehen wir die Tempusbildung in ihrer allgemeinen Auffassung, so wüßten wir bei ihrer Klarheit und Bestimmtheit kaum etwas hinzuzusetzen; seine Bemerkungen treten auch hier überall entgegen, wie z. B. die Scheidung der Haupt- und Nebentempora, nach ihren verschiedenen Personalbezeichnungen, die das Griechische bezeugt, und so, wenn man nur recht die organischen Konsonantenänderungen betrachtet, die evidenteste Gleichheit der Bildung bezeugt. Doppeltes Interesse gewährt es Rec. stets, Hr. Bopp auf dieses Feld der Vergleichung zu folgen, einmal weil man immer auf neue Belehrung rechnen kann, dann aber weil dies der Punkt ist, von dem aus vor nun 18 Jahren die neue Methode der Grammatik sich entwickelte. Geschlossen freilich können wir die Untersuchungen nicht nennen, denn noch vieles entzieht

sich dem Auge, indessen sehen wir doch immer mehr das Ganze sich entfalten. Gefreut hat es uns z. B. auf eine Bemerkung in der vergleichenden Grammatik zu stoßen, auf die Rec. auch unabhängig von Hr. B. gekommen ist, und die eine wichtige Aufklärung für das Römische giebt. Es ist dies die Annahme, daß das Plurale *tis* der zweiten Person ursprünglich Dualperson sei. Daß *te*, die eigentliche Pluralendung, daneben existirte, beweiset der Imperat., der sie erhalten hat, wenn man bedenkt, daß die 2te Person Imperat. der 2ten Person Praes. gleich ist, wobei im Sscr. z. B. der Wechsel zwischen *t* und *t* uns nicht primär erscheint. Griechisch aber ist in derselben Dualperson das Sscr. *tas* so erhalten, daß *s* mit *v* in den Haupttemporibus wechselte, während in den Nebentemp. *rov* und *την* dem Sscr. *tam* und *tām* regelrecht entspricht, diese Gleichheit aber mag eben jenen Wechsel zwischen *s* und *n* hervorgerufen haben. Ueberhaupt aber ist es wohl nirgends mehr sichtbar, als im Verbo, wie das Sscr. in seinem Formenreichthum, das gewöhnlich als feste Bildung umfaßt, was in den andern Sprachen als vereinzelte Form erscheint, oder doch in mehreren Bildungen auseinandergeht, wenn auch mitunter umgekehrt das Sscr. für seine organische Formation Licht aus dem Griechischen und Lat. erhält, wie dies z. B. bei dem Imperat. auf *d's* von Hr. Bopp nachgewiesen ist. Vor allem aber zeigt sich dies z. B. in der Bildung des Praet. *augm. multiform. (Aoristus)*, der in seinen 7 Bildungen dem Griech. Aor. I. und Aor. II. entspricht. Die siebente reduplizierte Bildung mit *Augm.* vergleicht Hr. Bopp mit dem Plusquamperfecto. Allein wir möchten dies mindestens nicht im Vergleich mit dem Griechischen gelten lassen, denn hier finden wir in wunderbarer Uebereinstimmung eine ähnliche, obwohl nur wenig gebrauchte Aoristform sowohl die mit der sogenannten Attischen Reduplikation, als auch die sogenannte *epische* (Buttmann Gr. gr. §. 82. A. 10. und §. 85. Anm. 7.), wobei auch das von Hr. Bopp sehr gut aufgefaßte System des Gleichgewichts rückichtlich der Reduplikationssylbe und der langen Stammsylbe sich beobachtet findet, wenn ich auch nicht läugnen will, daß selbst im Griechischen oft die Grenze zwischen Aor. redupl. und Perf. cum augm. (wiewohl Augm. dann wenig erscheint) sich in solchen Bildungen nicht ganz genau ziehen läßt. Wichtiger für die Vergleichung werden einst die Sanscrit. abgeleiteten

Formen werden, die Hr. Bopp weitläufig in der Wortbildung behandelt. So weit sie in die Sphäre der bloßen Formation der Participia, Gerundia u. s. w. gehören, ist vieles geschehen, sobald sie aber ganze Ableitungskonjugationen bilden, wie *Causale*, *Intensivum* u. s. w. führt die Untersuchung auf die genauere Betrachtung der Wurzeln, denn mit solchen erscheinen die Sscr.-Ableitungen in den verwandten Sprachen verwachsen. Vieles ist auch hierin klar, wer würde in der Griech. Konj. auf $\iota\omega$, $\alpha\omega$, das Causale verkennen? da y und ζ selbst im Anlaut wechselt, man verg. $\zeta\upsilon\gamma\gamma\upsilon\zeta$, *jug*; $y\upsilon$, $\zeta\omega\upsilon\eta$, $\zeta\omega\upsilon\mu$ u. s. w. Aber auch andere Formen sind möglich, wenn man bedenkt, in welche Modifikationen sich Sanskrit y in den verwandten Sprachen zeigt. So sind wir überzeugt, daß der Bildungsbuchstabe g , der im Römischen dazu dient, Verba von Subst. in causal-er Weise zu bilden, — wie ja auch, was dasselbe ist, im Sscr. fast jedes Subst. sich in ein Verbum der 10ten Kl. verwandeln kann —, ursprünglich aus y entstand, wie *pur-gare*, *jurgare* (s vor g geht in r über), in beiden ohne Bindevokal selbst mit Auslassung des thematischen Vokals, gewöhnlich aber mit dessen Beibehaltung *casti-gare*, *miti-gare*,*) ja selbst von einer Partikel *negare*; am sichersten aber beweisen die Causalform, d. h. die bloße Bildung durch Agglutination, nicht durch Antreten der Verbalkomposition, solche Worte, die sich von reinen Verbis bilden, wie von *insto*, *insti-gare*, von dem verlorenen *re* oder *ri* (vergl. *ri-vus*, *ri-pa*) *irri-gare* u. s. f. Gewöhnlicher überhaupt ist freilich die bloße Beugung nach der ersten, ohne allen Bildungskonsonanten, *pugnare*, *caussari*, *jurare*, und hundert andere. Bei zwei Wurzeln, so viel ich weiß, tritt die sonderbare Erscheinung ein, daß sie mit Veränderung des Stammvokals von der starken dritten, in die schwache e -Konjugation übergehen; sollte hier e das Sscr. y ausdrücken? Wir führen die Worte ihres seitherigen Verkennens wegen an, es sind *disco* und *memini*; *disco* beruht offenbar auf Stamm *dic*, und ist Iterativform für *dicisco*, wo wegen Häufung des c und s Lautes (nach Analogie des *dixi*, *justi*), die eine Sylbe

ausfiel, dies zeigt *di-dic-i*.) *Memini* führt auf *man* und hat zu *remissor* ($\mu\epsilon\mu\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$) dasselbe Verhältniß wie *disco* zu *dic*. Nun bilden sich aus *man* (*me-min-i*) *die* (*di-dic-i*) offenbar die beiden Causale *mon-e-o*, *doc-e-o*. Wie weit andere Bildungen, z. B. des *jac-io* in *jaceo* und des *nec-are* *Ssc. naç*, (aber auch stark konjugiert im Perf.) zu *noceo* hierher gehören, werde ich an einem andern Orte weitläufiger zu erörtern haben. Wir müssen hier vieles unterdrücken, was noch bemerkt werden könnte, wollten aber diese Gelegenheit ergreifen, um zu zeigen, wie mangelhaft die Römische Grammatik trotz der dreihundertjährigen Arbeit in dieser Beziehung noch ist, vielfach glaubt man ja, es sei in diesem Felde nicht viel mehr zu thun, als Nachlese zu halten!

Auch das Passivum ist im Sscr. von Hrn. Bopp zu der Wortbildung gezogen; es ist eine sonderbare Bildung und wenig übereinstimmend in den verwandten Sprachen. Das Sscr. hat sich durch Anfügung eines relat. Pronom. geholfen, das Griech. hat sich am armseligsten benommen und alle Passivform wegwerfend, sich nur für einige Zeiten mit der schwächsten Komposition beholfen. Anders das Römische, welches überall durch die Aktivform sich bildend, das Pronomen reciproc. s anfügt, bald mit Bindevokalen, bald bei Vokalende ohne dieselben, es aber am Ende vorzüglich nach dunklen Vokalen in r verwandelt (vergl. *honor-honor*, *arbor-arbor*); also *amo-amor*, *amat-amar-i-s* (für *amas-i-s*), *amat-amat-u-r*, *amamus-amamur* (s vor r fällt weg), *amant-amantur*. Für die zweite Person Pl. *-mini* hat Hr. Bopp früher schon eine sehr sinnige Erklärung gegeben. Das alte Sscr. y scheint mir indessen in einer Form des Inf. *amarier* und deren Abstumpfung *amari*, als i sich erhalten zu haben, die erste Form enthält nichts als die einfache Wiederholung des Verbi substantivi nach dem alten Passivcharakter i und dem Infinitivcharakter des Activi — ebenfalls dem Verbo substantivo, — und konnte mithin dieses wiederholenden Zusatzes leicht entbehren.

Die Suffix- und Kompositionslehre, welche das Werk schließt, ist mit Klarheit und Schärfe vorgetragen, manches in der ersten Ausgabe des Werkes noch Unvollkommene ist berichtigt, wie z. B. die Annahme, daß der Zutritt der Suffixe *in* und *vat* an Possessivom-

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß Bildungen auf *-care* wie *claudicare* hierher gehören, wiewohl man sie auch auf den Sanskrit-Bildungsbuchstaben p , der so häufig in dem Causale erscheint, durch die geläufige Verwechslung des p in c zurückführen könnte.

*) Aehnlich Griechisch $\delta\delta\delta\alpha\alpha\alpha$ für $\delta\delta\delta\alpha\alpha\alpha$, wonach sich Fut. welches $\alpha\alpha\alpha$ abwerfen muß, vollkommen erklärt.

posita sie noch als solche Composita gelten lasse, da es doch im Gegentheil offenbar ist, daß in solchem Falle der erste Theil kein Possessiv, sondern ein Abhängigkeits- oder Bestimmungscompositum ist, welches durch Antritt jener Sitten die *Bedeutung*, nicht die *Form* eines Bahubr. erhält. Doch liesse sich unserer Meinung nach die Eintheilung und Gliederung der Composita bei weitem vereinfachen, wenn man nicht strikt den Indischen Grammatikern folgte.

(Der Beschluß folgt.)

IX.

Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich so genannte, in ihrem Verhältnisse zum evang. Christenthum dargestellt v. Dr. J. W. Friedr. Höfling, Pfarrer zu Sct. Jobst. Erlangen 1832. XII. u. 70 S.

Der Zweck dieser Schrift ist, darzuthun, daß die fälschlich des Mysticismus angeklagten Glaubensgenossen des Verfassers diesen Namen gar nicht verdienen, sondern, wie er selbst, den reinen evangelischen Glauben bekennen. Ohne erst zu bestimmen, was eigentlich Mysticismus sei, denn was S. 21. als Princip des Mysticismus angegeben wird, ist nur eins der einzelnen Elemente des Begriffes, deren organische Einheit erst den vollständigen Begriff ergibt, fängt die Schrift damit an, der Reihe nach diejenigen Gründe, welche den Mystikern des 17ten und 18ten Jahrhunderts von den Vertheidigern des kirchlichen Lehrbegriffes entgegengesetzt wurden, zu beurtheilen S. 1—30, welches in der Weise geschieht, daß sowohl die Beschuldigungen, als die Gründe der damaligen Theologen für ausreichend und noch heut anwendbar befunden werden. Dies soll der wahrhafte historische Mysticismus sein. Einzelne Einwendungen, z. B. dagegen, ob der Keim des Mysticismus einem Lehrer wie Origenes, dem der Ruhm der Stiftung einer christlichen Theologie mit weit größerem Rechte gebührt, mit so vollem Rechte zugeschrieben werden könne, als es hier geschieht, übergehen wir, um bei der zweiten Hälfte, als dem eigentlichen Ziele der Schrift, ausführlicher zu verweilen. Daß dasjenige, was von dem „verblendeten Parteigeiste unserer Zeit“, für Mysticismus ausgegeben wird, wirklich das sei, wofür es verschrien wird, verneint dieser Theil nicht ohne Eifer, indem die Anklagepunkte der Gegner so vorgeführt werden, daß jeder Vorwurf umgangen und auf ein ächt evangelisches Element hingelenkt wird. So kann allerdings 1) eine unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der heiligen Schrift, nur das

größte Lob evangelischer Christen sein, wie groß bleibt aber der Vorwurf, wenn damit egherrziger Buchstabendienst und ein willkürliches Deuten des Buchstaben gemeint ist! 2) Ein starres Festhalten an den S. 45. vom Verf. aufgeführten Glaubenssätzen: „von dem allgemeinen sündhaften Verderben der menschlichen Natur“ u. s. w. zumal wenn es auf Kosten anderer z. B. der Lehre von der allgemeinen Bestimmung aller Menschen zur Seeligkeit, von der unendlichen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung, geschieht, ist und bleibt eine angemachte Eigenschaft des Mysticismus. 3) Ein Schwärmen in dunklen Gefühlen, mit einem durch die Vernunft beherrschten und durch einen festen Glaubensgrund geläuterten Gefühle, welches die eigentliche christliche Frömmigkeit ausmacht, zu verwechseln, wäre der unerhörteste Mißgriff der Gegner des Verfs, wenn es überhaupt möglich wäre, daß sie ihn machten. 4) Auch die Opposition gegen das Princip alles Fortschreitens, würde, als nur gegen den Zeitgeist gerichtet, lobenswerth sein, so lange sie sich nicht gegen das beständige Fortschreiten in der tieferen Erkenntniß der Wahrheit wendet, welches der Verf. freilich seiner Partei in hohem Grade zuerkennt. 5) Wenn man ferner die Vernunft im Einklange mit der Offenbarung ihre unbestreitbaren Rechte üben läßt, so wird sich Niemand über Verläugnung ihrer Rechte beklagen können; geschieht es gleichwohl, so wird auch eine Berechtigung dazu vorhanden sein. 6) Gegen den letzten Vorwurf: der Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit reinigt sich der Verf. durch seine Berufung auf die freie Unterwerfung unter die göttliche Autorität der heiligen Schrift und auf das Gebundensein durch das Wort Gottes; nur in dem Festhalten an diesen Principien bestehe auch die seiner Partei angeschuldigte lieblose Unduldsamkeit. Der sogenannte Mysticismus, schließt der Verf. S. 62. sei also nichts Anderes, als das wahre, das ächte, evangelische Christenthum; er verdient den Namen durchaus nicht. — Aber durch dieses bloße Zurückweisen und Umdrehen der Vorwürfe hat sich der Verf. von dem Makel des Mysticismus keineswegs gereinigt, sobald er seine Ansicht nicht in fester und klarer Weise, auf wissenschaftlichem Grunde in der Lehre, auf welcher der objektive Inhalt der Kirche beruht, darlegt, so lange entzieht er sich ihrer vernünftigen Allgemeinheit und der Vorwurf der Absonderung bleibt auf ihm haften. Daß er übrigens S. 69. den Rationalismus des Mysticismus beschuldigt, nimmt Niemand Wunder, ist man nicht daran gewöhnt, daß beide Parteien sich damit begnügen, einander ihre Vorwürfe zurückzugeben? Wenn er aber die neuere spekulative Philosophie, die er mit vollem Rechte die Deutsche nennt S. 66. des Mysticismus anklagt, so müssen wir glauben, es sei ihm dies irgendwoher so zu Ohren gekommen, denn wer behaupten kann, daß diese Philosophie sich auf Jacob Böhme stütze, giebt hiermit seine völlige Unbekanntschaft mit ihr zu erkennen.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juli 1833.

1) Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-
Sprache von Franz Bopp.

2) Grammatica critica Sanscritae Linguae au-
ctore Francisco Bopp.

(Schluß.)

So können wir z. B. die sechste Klasse, die *Composita adverbialia* (*avyayibhāva*) gar nicht als eigene Kompositenklasse fassen, sondern sie sind die reine Bildung des Adverbiums von Possessivkompositen durch den Accus. *neutrius gen.* (Bopp Gramm. r. 633. 2.), was schon der Umstand beweist, daß sie ganz die Modifikationen des Grundvokals jener Kompositen theilen. Man versuche es nur, auf unsere Weise die zahlreichen Beispiele bei Hrn. Bopp zu erklären, und man wird nirgends Schwierigkeit finden. Auch die fünfte Klasse, die Kollektiv- (*Dvigu*) Komposita, kann ich nicht als besondere Art des Kompositums erkennen, sie sind offenbar eine eigene Ableitung der Determinativkomposita, (wie bei den oben erwähnten auf *in*, *val* Hr. Bopp dies selbst anerkennt) in der das erste Wort ein Zahlwort ist, und das letzte ein substantivischer Theil, durch das Suffix *a* (*neutr.*) oder *i* *foem.* gebildet. So ist *trilokī* die Dreiwelt — d. i. die Einheit der drei Welten in *eine*, denn der Begriff der Einheit muß immer vorherrschen, *trilokī* ist die Genossenschaft von drei Zimmerleuten, nicht bloß drei Zimmerleute.

Welchen Einfluß die Theorie der Suffixlehre auf die Griech. und Lateinische Sprache haben müsse, ist unnöthig zu bemerken, wenn man bedenkt, daß beiden noch eine Theorie der *Composita*, so nöthig und so aufdrängend sie auch sei, fast gänzlich fehlt. Wie vieles freilich hierin von dem gelehrten und geistvollen Lobeck in den *Parergis* zum *Phrynichos* geschehen sei, darf nicht verkannt werden. Indessen sind so viele einfache Gesetze, die durch die Fassung der Sanskrit-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

grammatik fürs Griechische sich ergeben, verkannt worden, daß man sich nicht wundern muß über die von unserm Standpunkte aus einfachsten Dinge, — z. B. über die Etymologie von *ἀγαθός*, das sich als Determin. compos. (nach Regel 645. Suffix *δ*) auf *αγ* + *ος* = *θεός*, + *αγα* (als Form des *αγας* in Comp.) = *ἀγαθός* überzeugend hinweist, seltenlange resultatlose Untersuchungen zu lesen.

Indem wir unserer Pflicht, das vorliegende Werk anzudeuten, nach unsern besten Kräften genügt haben, bemerken wir, daß es unsere Absicht nur sein konnte, die hauptsächlich großen und eigenthümlichen Richtungen des grammatischen Systems des Verfs. in ihrer Wirkung auf das grammatische Begreifen des Sanskrits, insbesondere und der verwandten Sprachen überhaupt hervorzuheben, nicht aber gegen Einzelheiten aus ihrer systematischen Begründung herausgehoben, streitend aufzutreten. Wie wichtig und reich nun aber die Entdeckungen des Hrn. Vfs. in diesem Felde sind, davon werden selbst die mit demselben unbekannten Leser durch das von uns Hervorgehobene sich überzeugen haben, wenn auch der Zweck unserer Blätter uns wahrlich nur eine sehr beschränkte Auswahl gestattete. Es ist von Hrn. Lassen bemerkt worden, daß manche von Hrn. Bopp gegebene Lehren, die auch wir hier aufgeführt haben, von den Indischen Grammatikern schon gegeben würden, nur freilich in *einer andern Weise*. Bei dem Werth, den Hr. Lassen auf die Indischen Grammatiker legt, kann es freilich für Hrn. Bopp nur eine Anerkennung sein, mit diesen Heiligen übereinzustimmen; indessen sei uns die Bemerkung erlaubt, daß uns mindestens ein System ganz auf der *Weise* der Entwicklung beruht, hier also grade jene *andre Weise* das Entscheidende ist, und daß demnach, so lange Hr. Lassen diese, der Indischen Grammatiker, Weise, uns mitzutheilen nicht für gerathen

hält, uns bei solchen hohlen Einwendungen nur Grotchens Worte einfallen können:

Das ist alles recht schön und gut;

Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,

Nur mit einseitigen andren Worten.

Agathon Benary.

X.

Ueber Verderbniss und Herstellung der Eidgenossenschaft. In Reden an das Schweizervolk von Severus Pertinax. Rapperswil, gedruckt bei J. B. Curti 1892. IV. u. 236. in 8.

Unter allen geschichtlichen Bewegungen, welche in den verschiedenen Staaten Europas vor sich gehen, sind die Schweizerischen in der Regel die ungekanntensten, theils, weil sie selbst auf keine weltgeschichtliche Bedeutung Anspruch machen, theils, weil sie nothwendig nur den Reflex desselben enthalten, was im Ganzen und Grossen bereits in den ansehnlicheren Staaten sich vollführt hat. So hat die erste Französische Revolution die eine und untheilbare Helvetische Republik von 1798 hervorgebracht, die Napoleonische Zeit hat der Schweiz die Mediationsakte zugetheilt, und der Bundesvertrag von 1815, so wie die schon vorher erfolgte Reform der Kantonalverfassungen sind nur der Nachhall der Restaurationsepoche gewesen. Auch die Pariser *Juste-milieu*-Revolution von 1830, hat der Schweiz entsprechende Umwälzungen verehrt, und mehrere Stände haben seit dieser Zeit ihre aristokratischen Verfassungen im Volksinne umzuwandeln gesucht. Aber wenn das *Juste milieu* selbst in dem einheitlichen Frankreich ungenügend erscheint, um wie viel mehr muß dies in der Schweiz statt finden, wo schon der natürliche Unterschied von 22 Kantonen schwerlich anders, als durch die Energie eines durchdringenden und kräftigen Gedankens zu beseitigen ist.

Und doch ist, kann man sagen, die Schweiz von jeher als Musterstaat Europäischer Freiheit aufgestellt worden. Es herrscht hier die Freiheit von Gottes Gnaden, und zu jeder Zeit haben die Europäischen Grossmächte theils durch Anerkennung der Neutralität, theils durch Abweisung eines jeden einseitigen Einflusses, theils durch den Schutz der Verfassungen selbst, ihren Willen kund gethan, daß auch die republikanische Regierungsform in Europa nicht ausgehen, und nicht min-

der, wie die monarchische ihren Kern und Inhalt bewahren soll. Auf republikanischen Boden versetzt, dürfen wir daher vom Standpunkte dieser Staatsform aus, ein Urtheil über die Zuckungen fällen, denen jetzt die Schweiz kampfhaft zu erliegen scheint.

Wird die Schweiz in ihre völkerschaftlichen Abtheilungen zerlegt, so sind es hauptsächlich zwei große Sonderungen, die sich hervorthun, die Deutsche und die Französische Schweiz. Denn das Italienische Aargau, der Kanton Tessino, kann kaum als ein besonderer Bestandtheil genannt werden. Der Naturanschauung nach sind diese beiden Theile vollkommen von einander zu trennen. Wenn man sich die Mühe genommen hat, die hohen Berge der Deutschen Schweiz zu erklimmen, so gelangt man in liebliche Thäler, in anmuthige Gegenden, die diesen Höhen abgewonnen zu werden scheinen. Es ist das Deutsche Leben, das nur durch Mühseligkeiten dazu kommen kann seine Innerlichkeit zu erringen. Dagegen besitzt die Französische Schweiz eine äußerlich hingelegte Anmuth, die man genießen kann, ohne sie zu erkämpfen: die Berge umgeben diese Schönheit nur, aber hüllen sie nicht ein: es ist dies der Französische Charakter, der zwischen dem Erstreben und dem Besitz nicht gern einen langen Zwischenraum zugiebt. Minder aber, wie durch die Natur, sind diese Theile durch den Geist getrennt. Wenn auch die Sprache hier eine große Scheide zu machen scheint, so ist doch der Deutsche Geist auch in die Französischen Kantone hinübergedrungen. Niemals können sich wirkliche Franzosen so leicht der Deutschen Sprache bemächtigen als die Französischen Schweizer, deren Schriftsteller das Herüberwehen des Deutschen Sinnes nicht verläugnen dürfen. Rousseau ist in mehr als einer Beziehung ein Nichtfranzose zu nennen: seine Gedankenrichtung, seine Melancholie bezeichnen ihn als solchen, und lassen ihn charakteristisch genug, dem eigentlichen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, gegenübertreten.

Die Kämpfe, die jetzt in der Schweiz begonnen haben, sind daher keine Unterschiedenheiten der beiden Volksstämme, keine abweichenden Meinungen der Französischen und Deutschen Schweizer. Vielmehr hat Waadt, und in den meisten Beziehungen auch Genf sich den freisinnigen Bemühungen von Bern, Zürich, Lucern und Thurgau angeschlossen, und es hat sich in dieser Verbindung gezeigt, wie wenig Volks- und Sprach-

verschiedenheiten heut zu Tage etwas bedeuten; die oberschwebenden Streitigkeiten begeben sich jetzt zwischen zwei dem Begriffe nach verschiedenen Richtungen, zwischen der Kuh- und Mistsehweiz, und denjenigen Kantonen, die durch Bildung, Geist und Bedeutung von jeher dem Helvetischen Namen Ehre gemacht, und als die Verfechter des Schweizerischen Volkes zu betrachten waren. Es ist übrigens kein Wunder, daß grade die Kantone, von denen die Schweizerische Freiheit sich ursprünglicher Weise datirt, im weiteren Verlauf der Geschichte zurückgeblieben sind. Die ursprüngliche Freiheit ist eben nicht die fortgeschrittene, und man kann vor vielen Jahrhunderten Wilhelm Tell hervorgebracht haben, ohne irgend in den Verwickelungen sich bewegen zu können, mit denen das neuere Staatsleben umgeben ist. Nur, wenn Basel, diese reiche gebildete und gelehrte, diese um Reformation wie um politischen Fortschritt von jeher so verdiente Stadt, nicht allein sich den Kantonen anschließt, sondern eigentlich den Inhalt ihres Widerstrebens ausmacht, so kann dies lediglich in einem gewissen widerhakigen Eigensinn gesucht werden, dem auch der Bessere bisweilen verfällt, und der oft zu einem wundersamen Gefüge falscher Schritte und unzusammenhängender Maßregeln verfährt.

Die eigentliche Lebensfrage, auf die es in der Schweiz besonders ankommt, ist die: Soll die Helvetische Eidgenossenschaft eine einige und zusammenhängende sein, die in den Kantonen nur ihre Theile hat, oder sind die Kantone die wahrhafte Hauptsache, die nur in der Tagsatzung ihre willkürliche Verbindung besitzt. Die Tagsatzung hat bis jetzt in der Schweiz keine eigentliche Gewalt gehabt; sie ist nicht mehr und nicht minder als das freiwillige Zusammenkommen der einzelnen Stände gewesen: sie bildet kein Gericht, und hat kein Recht mit Gewalt zu erzwingen, was nicht etwa durch das Beistimmen der Stände geleistet wird. Sie ist, wenn man will, eine reine Nullität, und kann gar nichts dazu beitragen, den staatsrechtlichen Charakter der Schweiz zu erhöhen, und ihr eine Europäische Bedeutung zu verleihen. Soll nun der Schweizerische Bund in seinen Grundlagen verändert werden, und kommt hierauf und nicht auf die Veränderung der Kantonalverfassungen Alles an, so kann die Frage entstehen, ob diese Umarbeitung der Bundesverfassung durch die bisherige Tagsatzung geschehen solle, oder ob dazu eine außerordentliche Versammlung des

Schweizervolkes nothwendig wäre. Es läßt sich nicht läugnen, daß es in der That etwas unpassend erscheint, wenn jeder Kanton, weiß er einmal ein Kanton ist, mag er der Volkszahl nach noch so unbedeutend sein, ein eben so großes Gewicht in die Waagschale der Abstimmung legen können, als die volkreichsten, gebildetsten und wichtigsten Stände der Schweiz. Will man auch der historischen Grundlage ein gewisses Recht zugestehen, so wird doch in unserer Zeit auch ihrerseits das Recht der größeren Bevölkerung und Bedeutung seine Geltung haben, und die am wenigsten revolutionär Gesinnten werden mindestens verlangen dürfen, daß beiden Beziehungen neben einander, die Berathung über die wichtigsten Interessen des gemeinsamen Vaterlandes geübt werde.

In der gegenwärtig vorliegenden Schrift hat nun der Verf., der den Namen Severus Pertinax führt, verschiedene Aufsätze gesammelt, die er in Form von Reden an die Eidgenossenschaft richtet. Mit einer Beredsamkeit, wie sie im Deutschen selten gefunden wird; mit einer sich dem Volke oft derb anschmiegenden Weise, verbindet derselbe eine tiefe Kenntniß der Schweizerischen Geschichte, eine philosophische Anschauung, die ihn die historischen Thaten bewegen läßt, und vor allen Dingen einen praktischen Blick in die Hindernisse und Parteilungen, welche die Eigenschaft erregt, und die politische Philisterei lebendig erhalten hat. Man hat es hier mit einem Schweizer zu thun, der ein Staatsmann genannt werden kann, der der Kantönlisucht, der „Schweizerischen Cholera“, kühn und männlich entgegentritt, und der nur in der vom Schweizerischen Volke, und nicht von den Kantonen als solchen ausgehenden Berathung eine Bürgschaft für den künftigen Werth der hier zu schaffenden Bundesverfassung erblickt. Es muß zum Lobe dieser Schrift hinzugefügt werden, daß sie rein Schweizerisch gehalten ist, und daß sie es für unwürdig hält, mit dem, was lediglich das Helvetische Volk angeht, Herabsetzungen benachbarter Regierungen und Ausfälle auf dieselben zu verbinden. Wenn der Charakter des Verfassers in der neuesten Zeit von Gegnern häufig hat Anfechtungen erleiden müssen, so zeigt er sich in dieser Schrift in der ungetrübtesten Reinheit, als von Vaterlandsliebe durchdrungen, als wahrhaft gesinnungsvoll und begeistert. Wie viele haben nicht seit dem Wiener Kongresse ihre Ansichten nach den Begebenheiten

geändert, und ihren ganzen politischen Anzug umgestickt! Von unsrem Verfasser läßt sich dies nicht sagen: er ist immer beharrlich bei dem geblieben, was das Recht ihm eingab, und die Pflicht ihm zu gebieten schien. Und so wollen wir denn in diesen Reden hauptsächlich die mannhafte Stärke preisen, die sie eingab, und die aus den einzelnen Ruthen ein Gebinde von gewaltig züchtigender Kraft zusammensetzte,

Gans.

XI.

Der Mysticismus nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe; für alle höher Gebildeten zuerst streng wissenschaftlich dargestellt und geschichtlich erläutert von D. Georg Christ. Rud. Matthäi. Göttingen 1832. 195 S.

Schon das in unserer Zeit so viel besprochene Wort Mysticismus, noch mehr aber der streng wissenschaftliche Charakter des gegenwärtigen Bearbeiters dieses Gegenstandes, welcher bisher einer scharfen und klaren Darstellung mehr als irgend ein anderer von gleicher Wichtigkeit entbehrte, muß die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese ebenso belehrende als interessante Schrift um so mehr lenken, als die Umtriebe der heutigen Mystiker die Gefahr täglich mehrten und ernstlich zu Mitteln, sowohl der eigenen Sicherung als des Kampfes gegen sie ermahnen. Möge folgende Inhaltsanzeige dazu beitragen, dem an sich werthvollen Bestreben dieses Werkes viele Leser und Beherziger zu verschaffen.

Theil I. der Begriff des Mysticismus.

Nach der Einheit der vier Elemente des Begriffes ist Mystic, 1) der 1) aus einem phantastischen Gefühle hervorgehende und von ihm geleitete Glaube, an 2) eine offenbarungsreiche Gemeinschaft einzelner Geweihter mit Gott, welche zugleich 3) gewisse Lehren als höchst wesentlich betrachtet und 4) auf Geheimlehren sich richtet. Diese Elemente zeigen sich in den Denkart der Völker und der Einzelnen: a) in gröbren und feineren Potenzen. Die gröbste erscheint im Heidenthume, die minder grobe im Muhamedanismus, die mindest grobe im Judenthume. Auch im Christh. erscheinen die Potenzen aller Elemente in groben, feineren und feinsten Gestalten. b) In schwächeren und stärkeren Potenzen und zwar nur nach dem ersten Elemente hin. Sie sind sehr hoch potenziert im schwärmerisch-myst. Fühlen, welches sich zu äußern ringt; höher im fanatisch-myst. Fühlen, welches zu bekehren und zu verfolgen strebt; höchst potenziert im wahnsinnig-myst. Fühlen, welches das ganze Seelenleben des Menschen verrückt, ja verwüstet. c) In allgemeineren und be-

stimmteren Potenzen. Diese sind die Arten des Mystic.; sie sind a) der theoretische (betrachtende) und zwar entweder der schlechthin theoretische d. i. ein phantastisches Betrachten Gottes ohne Anspruch auf Untrüglichkeit, oder der theoretisch-theosophische mit diesem Ansprüche; ß) der praktische, welcher entweder ein asketischer (übender) und zwar 1) ein asketischer der auf die Vernichtung der menschlichen Kraft ausgeht, 2) ein quietistischer, der auf das Ruhen derselben dringt, 3) ein pietistischer, der sich frommelnd vom Menschlichen zurückzieht, oder ein theurgischer, der nach Wundern strebt. Alle diese Potenzen aber, in der Wissenschaft zwar unterschieden, vermischen sich im Seelenleben einzelner Mystiker und erzeugen mancherlei Formen und Vermischungen: Hierauf werden alle möglichen Vermischungen nach ihrer Erscheinung in der Geschichte von den ältesten heidnischen Mystikern bis auf die neuesten herab betrachtet, der konkreteste und interessanteste Theil des Buches, wobei die schwerere sachliche Ordnung neben der chronologischen beobachtet wird.

Theil II. der Ursprung des Mysticismus.

A. Der geschichtliche Ursprung der vier Elemente liegt schon in der Urzeit, ihr erstes Hervortreten ist nicht bestimmt geschichtlich nachzuweisen, wohl aber die bestimmteren Potenzen B. der psychische Ursprung umfaßt 1) ihre Quelle, welche die sinnliche, selbstsüchtige Seele ist; 2) ihren Grund, er ist die vermeintliche Selbstbefriedigung im Mystic.; beide aber, steigen erst 3) ihre Anlässe, die von außen kommend, im Innern der Seele wirken. Sie sind a) Anlässe in der Natur b) in der Menschenwelt, und zwar ausgehend von Einzelnen: in Erziehung, öffentlichen Reden sowohl durch Form als Inhalt, Schriften (Traktaten), Sektirern und Gemeinschaften. c) im Leben des Einzelnen: Uebersättigung und außerordentliche Schicksale, aber nur durch eigene Schuld. Der psychische Ursprung der Potenzen ist von dem der Elemente nicht verschieden, denn die Potenzen sind die Steigerungen oder die näheren Bestimmungen der Elemente. Die Potenzen entstehen auch nach dem Maasse des Temperaments der Individuen.

Theil III. der Unwerth des Mysticismus.

Unwerth der Elemente. Aus dem phantastischen Gefühle stammt alles Falsche in der Rel.; ein ursprünglich relig. Gefühl giebt es nicht; das Gefühl ist nur werthvoll, wenn es der Gedanke vergeistigt; werthlos aber an und für sich; verderblich wenn es nur immer mehr die Seele vernünftigt. Eben so christwidrig als das erste sind die anderen Elemente, denn die Offenbarung ist allgemein. Alle Lehren sind gleich wesentlich. Mysticism hat das Christenth. nicht. Vollends außer Zweifel ist der Unwerth der Potenzen, denn sowohl die theoretisch-theosophische, als die asketische und theurgische widerstreiten der Schrift und sind unchristlich. Der Unwerth endlich aller Elemente und Potenzen überhaupt, erhebt aus dem mehr oder minder gemeinsamen theoretischen Fehlern und praktischen Folgen. Jene bestehen im Verendlichen des Menschen und Gottes, woraus der Ruin aller Wissenschaft von Gott im Bewusstsein des Menschen und in der heil. Schrift folgt; diese sind theils allgemeine, in allen Elementen und Potenzen mehr oder weniger gemeinsame, theils besondere d. i. aus einzelnen Potenzen hervorgehende und nur in einzelnen Individuen erscheinende. Beide bestehen aber in Folgen für Gemüth; Selbstsucht und Dummheit; für Gesinnung und Handlung, zugleich: Unduldsamkeit; für Selbstbewußtsein: Blindheit; für Selbstbewußtsein und Handlung zugleich: Verrücktheit und die größten Verbrechen.

Als Mittel wider den Mysticismus giebt der Anhang an 1) Mittel der Verhütung: Vermeiden der vier Elemente; Unterdrückung des Begriffes des Geistes gemäß; Meiden der Anlässe, besonders im akademischen und Kanzel-Vortrage. 2) Mittel der Heilung: Nachweisen des Ursprungs des Mysticismus, aus der Selbstsucht; wirksamer: die Ablegung (nicht Deutung) der heiligen Schrift; am wirksamsten: die Beispiele aus der Geschichte; endlich: das Zerstören der Konventikel.

Juli 1833.

XII.

Meister Franz Rabelais, der Arznei Doctoren, Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutsch, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweiten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua, herausgegeben durch Gottlob Regis B. RR. Bacc. Erster Theil. Text. Mit des Autors Bildniss. Leipzig 1832. Verlag von Joh. Ambr. Barth. 8. S. 981.

Unsere gesellige Unterhaltung ist, wenigstens in den größeren Städten, eine zu häufige, als daß neben ihr noch irgend etwas naturwüchsiges bestehen könnte. Stille Naturen, die diese Unterhaltung entweder überhaupt meiden, oder nur passiven Antheil daran nehmen, sich aber unbefangen an Erlebnissen und Empfindungen freuen, sind theils in zu geringer Anzahl vorhanden, theils haben sie auf die Entwicklung der Unterhaltung und des Stoffes derselben eben ihres Wesens halber keinen Einfluß. Die gesellige Mittheilung und Beurtheilung bemächtigt sich in ihrer Armuth also sofort aller eben sich entwickeln-wollenden Erscheinungen, macht sie zum Gegenstand der Reflexion und dadurch zu etwas natürlicher Weiterentwicklung ent-rissenem. Selbst natürliche Ansätze religiöser Stimmung werden dadurch sofort zur *Fratze*. Göthe braucht das Wort: „Alles keimt getrocknet auf“, und nichts ist geeigneter, um dieses mumienartige Geistesdasein zu bezeichnen. So oft Ref. das Glück oder vielmehr Unglück hatte, der Ehre zu genießen der Gesellschaft von Damen, denen es nicht gut mehr möglich war, das Wort „Liebe“ zu gebrauchen, weil ihnen das Wort „Neigung“ in eben dem Grade angemessener schien, als jene krausen, salatartigen Garnirungen ihrer Kleider geschmackvoller, denn einfache Linien der Abschnitte

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

und Näthe; — so oft ihm das Glück oder Unglück be-schieden war, am Abend die ganze winzige Unendlichkeit der religiösen oder vielmehr irreligiösen Antheil-nahme des Fräuleins an der Frühpredigt und somit zugleich den Werth oder Unwerth des Frühpredigers selber als anatomisches Präparat vorgelegt zu erhalten; so oft er Leute über den künstlerischen Gehalt eines Landschaftsgemäldes reden hören mußte, die bei aller Bildung doch nicht einmal im Stande waren, auch nur die lumpigste, täglichste Erscheinung in der Natur, etwa das lustige Zittern eines schlanken Pappelbaumes im frischen sonnigen Morgenwind, oder den architektonischen Reichthum einer Petersilienpflanze mit wahrhaft natürlicher Freude zu bemerken; so oft von irgend einem verfluchten Geiger oder Pfeifer oder Sänger, der kastriert war, oder kastriert zu werden verdiente, die Rede war, als bezeichne er einen welthistorischen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit; — so oft —; so oft —; so oft auch wandelte ihn ein unwiderstehlicher Naturreiz, ein Jucken und Brennen, oder wenn der wohlgezogenere Leser lieber will, eine überman-nende Teufelsversuchung an, trotz aller sonstiger Achtung vor keuschen Seelen und vor dem Vorzug einer keuschen, reinlichen Zunge, mit faustdicken Zoten dar-einzuschlagen und für die unnatürliche Verkrüppelung jener chinesischen Porzellanbildung Rache, kecke, höh-nende Rache zu nehmen an den Verbildnern und dem Lumpengeschlecht ihrer Nachtreter durch eine recht über-natürlich-natürliche Flegel und Ungezogenheit. Es ist dies ein Standpunkt, auf welchem die tolle, spuk-hafte Ausgelassenheit, ja! die im Schmutz der Sinnlich-keit wühlende Zotenlust *ehrwürdig* wird, weil sie sich als die einzige Waffe darstellt zum Schutz wahrhaftiger, unmittelbarer, reiner Empfindung gegen das Gift jener alles lähmenden, austrocknenden, anfreassenden Mumienbildung kraftloser Zierpuppen. Wahrhaftig! wer einmal in seinem innersten Herzen die Bührung

nachempfunden hat, mit welcher Aristophanes von der altväterlichen Sitte spricht in den Zeiten der marathenischen Schlacht, und dem Jammer über die raupenartige Verwüstung, die die Bildung der folgenden Jahrzehnte an jenem edlen Gewächse hervorgebracht hatte — wahrhaftig! der erkennt das Edle, das Sittlichkeit auch, was Aristophanischer Uebermuth einschließt, und ihm ekelte nicht mehr vor dem *νέος* und dem *χέλευρ*.

Verzeihe uns der Leser diese wenigen, derben Einleitungsworte, welche wir vorausschicken zu müssen glaubten, um unseren Rabelais zu Ehren zu bringen — nicht daß wir seinen Namen erst berühmt zu machen brauchten; jeder Wisch von Abriss (— wir möchten rabelaisirend lieber sagen: Abschiß) der französischen Litteratur nennt ihn ja! — aber anpreisen möchten wir die so seltene, die noch seltener verstandene Lektüre der Schriften dieses modernen Aristophanes, dieses Aristophanes über alle Aristophanes, denn eine Mumie sieht im Wesentlichen der andern ähnlich, wie ein Ei dem andern und der lustige, kräftige, selbst wie seine Helden mühlstein- und ambosgeharnischte Riese, der die Mumien, die ihm zu seiner Zeit aufstießen, in dem Leben des Gargantua und Pantagruel wie zu einem großen Scheiterhaufen aufschichtete und mit der Leuchte seines Wissens in hellodernde Flammen, zuletzt in Asche verwandelte, dieser Riese, wenn ihn, in dem seligen Leben, was Gott ihm zweifelsohne beschieden hat, die Andacht der Leser, der vielen, vielen Leser rührt, er kann auch uns helfen, *Creaturen* aller Art, *invita Minerva* gemachte Professoren, schaurbardrehend - plempenanwatschelnde Officiere, Predigtmaschinen, Tausendkünstler, blauangelaufene Keuschheiten und wie die Bestien, die das Leben in unseren so wohlfahrtspolizeilich eingerichteten Zeiten verunsichern, weiter heißen mögen, vom Leibe zu halten oder auf den Scheiterhaufen zu bringen; es sind diese gefährlichen Personen nämlich nichts als aus der Asche phönixartig erstandene Magistri Thubal Hofoernes und Jonas Fochtelnburg, Hauptmänner Dünnschiffs u. s. w. wie sie leibhaftig in unserem Buche (mit Angebung der Urtheilskrücken zu Hülfe ihrer Erkennung unter allen Verkappungen) abkonterfeit sind.

Wo Witz und Spas so centnerweis weggewogen werden; wie in Rabelais' Schriften, ist es ohnehin nicht gut möglich, daß sie von jener Art sind, welche ohne einen soliden Kern der Achtung und Verehrung vor achtbaren und verehrungswürdigen Dingen, an jedem be-

liebigen Gegenstand nur die (durch jedes bestimmte, also bornirte Dasein nothwendig auch bei den achtbarsten Dingen gegebene) *schwache Seite*, die Kehrseite hervordreht und carikirt; — solchen grundlosen, sich überall nur an Einzelnes hängenden Humor, würde weder irgend ein Leser, noch der Schriftsteller selbst in solchem Maasse ertragen können. Schon der Umfang des Buches ist also ein Beweis, daß hier jener Humor zu Grunde liegt, wie er freilich in nicht so reichem Umfange und nicht so leidenschaftlich, aber von noch schönerem, genialerem Gemüthe zeugend in Cervantes waltet — jener Humor der eigentlich *ein tiefer Schmerz ist über fratzenhafte Verzerrung und mumienhafte Austrocknung ursprünglich schöner und lebendiger Gestaltungen und Intentionen*. Es ist nothwendig, naturnothwendig, daß in Rabelais' innerstem Herzen ein schöner, reiner Diamant wahrhaften, ächten Gefühls lag — ein Diamant, dessen Lichter so hell aus ihm heraus und auf die umgebenden Gegenstände strahlten, daß diese letzteren (wie die Hand des Menschen zu Nacht vor eine Flamme gehalten) durchscheinend wurden und so statt der äußerlich affektirten Gelehrsamkeit, Urtheilsflüchtigkeit, Tapferkeit und Keuschheit auch die einwohnende Unwissenheit, Dummheit, Feigheit und Bestialität offenbarten. Rabelais reißt den Menschen, die ihn umgeben, ihre Larven, ihre Puppenkleider ab und stellt sie — der tapfere Ritter der Wahrhaftigkeit des Gefühls und der Natürlichkeit des Lebens! — *à paré naturalibus* hin. Richtungen, die in ihrer Scheußlichkeit im wirklichen Leben nicht ganz erkannt werden, weil die sie tragenden noch nicht Muth des Handelns und Kraft des Denkens genug besaßen, alle Konsequenzen derselben zu entwickeln, deckt Rabelais schonungslos auf. Daß wir doch nur *einen* Schriftsteller hätten, der so genial, wie er die leeren politischen und gesellschaftlichen Ideale der Vornehmen seiner Zeit in seinem Kloster Thelam verhöhnt, jene letzte Konsequenz der atomistisch-liberalen Ansicht unserer Zeit entwickelte, der zu Folge die Menschen wesentlich dazu da sind geistig und körperlich sich anzustrengen, um Produktion und Fabrikation sicher und ungestört so weit als möglich zu treiben, und demnächst selbst so viel Mist zu machen als menschenmöglich! Wie schön würde Rabelais *diese kolossale Miststätte des liberalen Civilisationsstaates* beschrieben haben! hat er ja doch ähnliches auf das Ergötzlichste durchgeführt:

so kommt z. B. in der „*Lobrede auf die Schuldner und Borger*“, nachdem aneinander gesetzt ist, wie das ganze Weltgebäude auf Leihen und Schuldigsein beruht, eine Stelle vor, die auch den Menschen nicht bloß des Leihens und Schuldigseins wegen dasein, sondern selbst daraus bestehen läßt; es heist daselbst: „nach diesem Muster denkt Euch ist unser Mikrokosmos, d. i. die kleine Welt, den Menschen, in allen seinen Theilen als Borgern, Schuldnern, Gläubigern d. i. in seinem Naturstand; denn nur zum Leihen und Borgen schuf Natur den Menschen. Größer kann nicht die Harmonie der Sphären als seines Haushaltes sein. Des Stifters dieses Mikrokosmi Absicht war: die Seel darin- man, die er als Gast hineingethan, zu erhalten und das Leben. Das Leben besteht im Blut. Blut ist der Sitz der Seelen: *Blut demnach zu brauen in einem fort, be- zielt allein all Müh und Arbeit dieser Welt*“.

(Der Beschluss folgt.)

XIII.

Report of the Commission appointed by the sa- nitary board of the city councils to visit Ca- nada, for the investigation of the epidemic Cholera, prevailing in Montreal and Quebec. Philadelphia 1832.

Die große Frage über die Natur der Seuche, deren Erscheinen vor Kurzem noch Schrecken über Europa verbreitete und dessen stolzen Wahn vernichtete, als vermöchte seine Weisheit durch polizeiliche Vorkehrungen einen anderswo so gefürchteten Gast leicht zu bannen, oder doch durch ärztliche Kunst seiner Wuth bald Schranken zu setzen, sieht ihrer Beantwortung noch immer entgegen. Durch das Studium ihrer Erscheinung in unserem Welttheile, dem Viele, und nicht Alle fruchtlos, ihre Kräfte gewidmet, ist erst ein Theil der Aufgabe gelöst: den Zusammenhang zwischen ihrem und anderer Naturereignisse Auftreten zu ermitteln, ihren Kampf mit der Menschheit, wie er unter den verschiedensten äußeren Bedingungen Statt hat, zu betrachten, die Reaction menschlicher Natur, wie sie unter den mannigfachsten Verhältnissen die mannigfachsten Charaktere angenommen, gegen den Angriff der Krankheit zu beobachten.

Wenden wir jetzt daher den Blick nach jenem Welttheile, dessen Bewohner, schon der Europäer Nebenbuhler, nun erst, später als diese, der schrecklichen Seuche zum Opfer fallen. Folgen wir Samuel Jackson, Charles Meigs und Richard Harlan, den Aerzten, die Philadelphia's Gesundheitsrath, die Cholera zu beobachten, nach Canada sandte. Montreal und Quebec, des Lan- des Hauptstädte, sind es, die vorzugsweise uns interessieren. Bei-

der Städte Bevölkerung, dort 25000, hier 27000 Seelen, besteht aus Französischen Canadiern, aus Engländern, Schotten, und aus Ankömmlingen, die schon 1 bis 5 Jahre sesshaft sind; sie mehrt sich täglich durch Irländer und Deutsche, die Europa, zum Theile von größter Noth gedrängt, verlassen, die meistens jedoch nur einige Stunden in den Städten verweilen, um in gro- ssen Massen den Lorenzstrom aufwärts zu fahren, zu den Seen hin, oder auf dem Ottawa ins Innere zu schiffen, oder über La Prairie, St. Johns und Lake Champlain nach Vermont sich zu begeben. Die Zahl dieser Ankömmlinge ist ungeheuer; vom 2. bis zum 23ten Juni 1832. waren deren in Quebec 30494, in Montreal binnen 6 Tagen (vom 7ten Juni bis zum 12ten) 7308 aus Europa angekommen. Ihnen folgten bald in Quebec 5000, in Montreal 3000 ungefähr. Dürftig, wie sie sind, nehmen in ihrem Vaterlande schon nur schlechte Schiffe sie auf, die, des Gewinnstes wegen ausgesendet, eine möglichst große Zahl Aus- wanderer fortzuschaffen streben. Die Fahrt geht langsam vor sich; 50 bis 60 Tage lang müssen die Leute im engen Schiffs- raume zusammengedrückt, unverdauliche Speisen genießend — verdorbenes Wasser ist ihr Labetrunk — auf der See zubrin- gen. Am Lande angekommen, sind sie, erschöpft von den Mü- hen der Reise, allen Einflüssen eines fremden Klima's ausgesetzt. Ihnen wird keine Pflege, kaum ein Obdach zu Theil, das, aus dünnen Brettern zusammengesetzt, der Fremden Viele zugleich beherbergen muß. Innerer müssen Einige längs den Ufern des Lorenzstromes auf freiem Felde lagern, vor dem verderblichen Wüthen der Stürme durch wollene Decken nur kümmerlich ge- schützt. Andere werden in niedrige Häuser eingesperrt, welche dicht aneinandergereiht, enge Gassen bilden, zu denen Strö- mungen frischerer Luft kaum Zugang finden. Den größten Schmutz duldet die nachlässige Polizei. Es ereignete sich in Montreal, daß 6, 8, ja 10 Familien einen Raum bewohnten, der für eine einzige bestimmt war. In einem Hause von 2 Zimmern lebten im letzten Jahre 50 Menschen, von denen 27 am Typhus daniederlagen, eine Krankheit die jährlich dort viele hinrafft. So zu Montreal, am St. Lorenzstrom gelegen, der den Prud- homme aufnimmt, in welchen viele kleine Nebenflüsse dort sich ergießen. Ueberschwemmungen sind nicht selten und nicht al- len Bewohnern wird das klare Trinkwasser aus dem Lorenz- strome zu Theil; Viele genießen das Wasser des ihnen näher strömenden trüben Ottawa. Mittags pflegt die Hitze drückend zu sein, Morgens und Abends Kälte zu herrschen.

Von Dublin aus war die Brigg Carricks mit 133 Passagie- ren im April des Jahres 1832. absegelt. Innerhalb 15 Tagen verlor sie deren 39 durch den Tod. Am 9ten Mai, 30 Tage vor dem Ausbruch der Cholera zu Quebec, 25 Tage vor ihrer An- kunft zu Grosse Isle, das 39 (Engl.) Meilen von jener Haupt- stadt entfernt ist, starb der Letzte der Kranken. Obwohl seit- dem kein Erkrankungsfall auf dem Schiffe sich ereignet, wur- den die Ankömmlinge sogleich in das Kontumazhaus zu Grosse Isle geschickt. Keine Kommunikation mit Quebec hatte Statt, keiner der Fremden erkrankte, keiner auf der Insel. So berieh- tete Dr. Morin, der in Begleitung des Secretairs, Hrn. Young, die Quarantaineanstalt am 7ten Juni besuchte.

Am 8ten Juni erkrankten zu Quebec in einem Wirthshause Auswanderer, die früher auf unverdächtigen Schiffen, so weit irgend ermittelt werden konnte, angekommen waren. Am Bord des Dampfschiffes Voyageur hatten sie sich zu Quebec eingeschifft, um nach Montreal zu gelangen. Das Schiff hatte aber der Reisenden so viele aufgenommen, das Wetter war so fürchterlich, daß Alle in Gefahr schwebten, unterzugehen. Von Europa waren sie mit Mühe vor kurzem angelangt, um hier glücklicher zu leben, als sie im Vaterlande vermochten. Mancher vielleicht hoffte Großes vom neuen Welttheile: hier sollten sie sterben. Schrecken, Entsetzen überfiel Alle, die solches bedachten; allgemein wurde die Verwirrung auf dem Schiffe; seinem Führer schien es unter solchen Umständen bedenklich, die Reise fortzusetzen; er entschloß sich nach Quebec zurückzukehren, das er Nachts erreichte. Etwa 150 bis 200 Passagiere, von den Mühen der ersten Reise noch nicht erstärkt, aufgeregt, erschreckt und ermüdet von den Ereignissen des Tages, stiegen ans Land; Manche waren ganz durchnäßt. Am nächsten Morgen wurden mehrere dieser Unglücklichen Opfer der Cholera. Zur selbigen Zeit wurden ein Canadier, der an Bord eines Schiffes arbeitete und eine Frau zu Point Black von der Krankheit ergriffen.

Das Dampfschiff Voyageur hatte sich unterdeß nach dem 180. Engl. Meilen entfernten Montreal begeben, wo es am 9ten Juni anlangte. Ein Passagier erkrankte während der Fahrt und starb zu Montreal in derselben Nacht. Am folgenden Tage ergingenen sich viele Erkrankungsfälle in der St. Lorenzvorstadt; an den verschiedensten Punkten zeigte sich die Cholera, am häufigsten in der St. Lorenz- und Quebecvorstadt, auch in der zwischen beiden gelegenen St. Louisvorstadt, seltener in der Stadt selbst, am meisten noch in den am Wasser gelegenen Straßen und längs dem Ufer des Stromes, wo die Ankömmlinge lagerten. Bis zum 15ten Juni waren in der Stadt, die 2500 Einwohner zählt, 1204 derselben erkrankt, 230 gestorben, nach 24 Stunden wieder 431 erkrankt und wieder 82 Todesfälle mit Bestimmtheit nachzuweisen. Nachdem abermals 24 Stunden verflossen, verkündeten die Behörden, daß abermals 475 Menschen erkrankt, 162 aber gestorben. Solche Nachrichten vermehrten den Schrecken der Bewohner, die durch Zwietracht sich entfremdet, ohne Vertrauen zur Obrigkeit an die Errichtung von Spitalern nicht gedacht, wozu jetzt die bretternen Verschläge genommen wurden, die früher den Ankömmlingen schlechten Schutz vor Wetter und Kälte gewährt hatten. Jemehr Todesfälle die Regierung publicirte, desto größer wurde die Aufregung; mit ihr aber stieg die Zahl der Erkrankungen. Auch in Quebec verbreitete sich die Seuche mit reissender Schnelligkeit; sie zeigte sich bald in jedem Punkte der Stadt. Binnen drei Tagen waren 70 Menschen ihr zum Opfer gefallen. Zugleich hatten binnen dieser Zeit Erkrankungen in Point Levi am entgegengesetzten Ufer des Lorenzstromes, in Beauport und in Little River Statt gefunden.

Längs des St. Lorenz, der großen Strafe der Einwanderer, ging die Krankheit in die Dörfer über; sie erreichte Kamouraska, 80 Meilen von der Stadt, sie ergriff die Bewohner von

Rivière Ouelle, von Bertha, von Point Levi und Beauport. Sie setzte die von Lotinière, Berthier, Point au Trembles, Longpoint und vielen andern Oertern in Schrecken. Von Montreal aus ging sie am Lorenzstrom hin, wandte sich rings um die Ufer des Ontario bis nach Buffalo. La Prairie, Lachine, Cawgnawaga, die Indianische Niederlassung, Chateauguay, St. Regis, Cornwall, Prescott, Ogdensburgh, Brockville, Kingston und York wurden nicht verschont. Die großen Nebenflüsse des St. Lorenz wurden Wege für ihre Verbreitung. Sie ging den Richelieufluß hinauf. Sie zeigte sich in Plattsburgh am Champlainsee, wo 7 Fälle vorkamen und dann keine mehr. Aus imficirten Orten kamen Leute nach Buxington, Montpelier, Vermont, Whitehall, Fort Miller, Mechanicsville, New-York. Sie erkrankten, aber nur sie; der Keim der Krankheit, den sie in sich trugen, erstarb mit ihnen. Der große oder Ottawafuß, der von Nordwest her in den St. Lorenz strömt, öffnete der Cholera den Zugang gen Cornwall, Greenwich und Bytown. Die Seuche erschien eben sowohl in einzelnen und abgesondert gelegenen Pachtthöfen, als in bevölkerten Dörfern und vollgepfropften Städten. So erstreckte sich die Cholera binnen 20 Tagen über 600 bis 700 Meilen längs dem Lorenzstrom, über 100 längs dem Ottawa und 100 längs dem Richelieu.

Nicht Menschen allein starben dahin, auch auf die Vegetation erstreckte sich der tödtliche Einfluß des Giftes, das sich entwickelt. Ein sonst nie bemerktes Absterben einer großen Menge von Waldbäumen mehrte das Unglück.

Tiefgelegene Orte, wo Nebel herrschen, litten mehr als erhabene, mit sandigen Boden, die freien Luftzug genießen. So kam es, daß Plütze, nie von Einwanderern besucht, Krankheitsheerde wurden, Andere, wohin die Europäer strömten, verschont blieben, oder nur Ankömmlinge zu begraben hatten. In den am Ufer der Flüsse gelegenen Theilen der Städte wüthete die Seuche am heftigsten, Menschen, die den Tag über in freier Luft arbeiteten, starben hier häufig, vorzüglich, wenn sie dem Trunke ergeben waren. Große Reinlichkeit, strenge Diät schützten am sichersten: in Quebec, wo die höchste Sorgfalt auf die Truppen gewendet wurde, die doch auch in den niedrigen Theilen der Stadt den Dienst verrichteten, starb nur ein, früher schon entkräfteter, Soldat.

Als die Epidemie erschien, erstreckte sich ihr Einfluß zugleich auf die Ankömmlinge und die Französischen Canadier, welche den Sitten ihres Landes treu, vegetabilische Kost lieben, außerdem unreinlich und oft unmäßig sind und lebhaftes Temperament haben. In Quebec starben mehr Ankömmlinge als Canadier, in Montreal wurden diese häufiger und heftiger ergriffen, als jene. Am wenigsten litten immer die Engländer, die den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens ruhigen Sinnes nachstrebend, gut und mäßig leben, animalische Kost aber lieben. Die höheren Stände wurden, besonders zu Quebec, wo der Schrecken weniger groß war, als in Montreal, viel seltner befallen als die Armen, welche mit dem Schrecken Sorge und Noth niederdrückten.

Juli 1833.

**Meister Franz Rabelais, der Arzenei Doctoren,
Gargantua und Pantagruel aus dem Franzö-
sischen verdeutsch, mit Einleitung und Anmer-
kungen, den Varianten des zweiten Buchs von
1533, auch einem noch unbekannten Gargan-
tua, herausgegeben durch Gottlob Regis.**

(Schluß.)

„Bei diesem Brauwerk nun hat jedes Glied und Theil sein beschieden Amt und dies ist ihre Hierarchie, daß sie ohne Unterlaß eins dem anderen leihen, eins dem anderen borgen, jedes des anderen Schuldner sein soll“. Dies Thema wird dann mit skurriler Anwendung physiologischer Gelehrsamkeit in allen körperlichen Funktionen des Menschen bis zum Zeugungsakt durchgeführt — dies Thema, daß der Mensch nur da sei um zu leihen und zu borgen, und daß er leihe und borge nur um Blut zu machen.

Die ernste Tiefe des Rabelaisischen Scherzes bricht in verschiedenen Formen zu Tage, z. B. so daß ihm mitten im tollen Lauf der Rede eine edle, heradurchschneidende Rührung erfasst. Wer in seinen jungen Jahren einmal zu Dorfe gestiegen war, in die Nacht hinein lustig geschwärmt und getrunken hatte, und nun beim Heimgehen durch die kühl-saurige, unheimliche Nacht mit einemmal von den lockend-nachklingenden Geigenstrichen ergriffen im tiefsten Ernst der Nichtigkeit und Wütheit dieser jugendlichen Lust gewahr geworden ist; wem dann die lustigen Weisen des Tanzes zu blutigen Schnitten durch sein Inneres, und wie einen Augenblick vorher Ursache heiteren Frohsinns so nun der Rührung geworden sind — der wird etwa jenes Herausflammen eines gewissermaßen wilden Ernstes mitten unter scheinbaren Fasteien bei Rabelais verstehen. Wir führen als Beispiel einen Vers aus der Aufschrift des großen Thors zu Thalem an, der recht als Beleg dienen kann:

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

„Hier kommet her, die ihr des Herren Wort
Dem Feind zum Tode mit stinkem Geist verkündet.
Hier sollt ihr haben feste Burg und Hart,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort uns zuschließt und verspündet.
Kommt! gründet hier den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wann ihr schreiet und spricht,
Was sich geschworen wider Gottes Recht“ u. s. w.

Anderem Orts zeigt sich der Ernst Rabelais' vermittelt; so z. B. in dem Beschluss des zweiten Buches, wo sich der Autor also vernehmen läßt:

„So ihr etwann zu mir sprächet: lieber Meister, uns dünkt, ihr seid nicht allzuklug, daß ihr uns solche Pfifferling und schnakisch Fetzwerk aufischt, so antwort ich euch: und ihr seid traun nicht klüger als ich; was hebt ihr's auf und leset's? Gleichwohl wenn ihr's aber zu eurer Lust und Kurzweil leset, wie ich mir schreibend mein Zeit und Weil damit gekürzt hab, werden wir wohl beiderseits viel eher dafür Vergebung finden als ein ganz Heer Sarabalter, Blindschleicher, Kuttner, Hypokriter, Tuckmäuser, Stock- und Stiefelbrüder und andere des Gelichters mehr, die sich verummehnen und die Welt mit ihren Larven zum Besten haben. Denn während sie dem gemeinen Volk einbilden als wenn ihr ganzes Thun nur eitel Beschaulichkeit, Andacht, Fasten und Ertödtung des Fleisches wär, außer was zu Erhaltung und Nothdurft ihres armen, sterblichen Leichnams erforderlich, verführen sie gleichwohl ein Leben, das Gott bewußt ist, *et Curios simulant, sed bacchanalia vivunt*. Ihr könnt an ihren Polakenbäuchen, an ihren rothen Goschen könnt ihr's mit feuriger Schrift geschrieben lesen, wenn sie sich nicht etwann mit Schwefel weiß brennen und räuchern“ u. s. w.

Wenn aber auch solche bestimmtere Stellen nicht vorhanden wären, in denen der Autor selbst seine Absicht, bei aller Ergötzung des Augenblicks das über den Augenblick Erhabene zu suchen, ausspricht — der Geist des Buches selbst würde davon zeugen. Wenn Rabe-

lais also in dem Capitel „von des Gargantua Studien unter seinen sophistischen Lehrern“ so recht cynisch genial das ungeschlachte Leben eines adeligen Rülpers verhöhnt hat —, wenn er erzählt hat, wie Gargantua, wenn er nach langen Faulenzerumständlichkeiten aus dem Bett gekommen: „schiß, pisset, kotzt, rülps, sarzt, jähnt, spie, hustet, räuspert, niest und rotzt wie ein Archidiaconus“ und dann: „den bösen Thau und Nebel zu legen, schöne Karbonädel, schöne Brotkutteln, schöne Schunken, leckere Rebhuhntunken und Primsuppen voll auf frühstuckt“ wenn dann nach mancherlei anderen interessanten Details über seine Lebensweise von dem zu Mittag am Tisch sitzenden Gargantua ergötzlich gesagt wird: „mittlerweil warfen ihm vier seiner Leute ohn Unterlaß einer nach dem andern Mustrich mit vollen Schaufeln ins Maul“ — und wenn, nachdem diese Darstellung durchgeführt ist, dann beschrieben wird, „wie Gargantua beim Ponocrates solcher Lehrzucht theilhaft ward, daß ihm nicht eine Stunde vom Tag verloren ging“ — wenn diese Darstellung uns eben so ergötzlich einen Ausbund von Pedanterei und eine so aberwitzig raffinierte Erziehung sehen läßt, wie sie *rerum natura* in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts und im 16ten wohl häufiger vorgekommen war und wie sie unglücklicher Weise unser vortrefflicher Kaiser Max erhalten hatte, wenn bei der Gelegenheit eine besondere Tagesordnung mitgetheilt wird für das schöne und eine besondere für das Regenwetter, wenn das eine Capitel schließt: „um Mitternacht, bevor sie sich zur Ruh begaben, stiegen sie auf den freiesten und höchsten Söller ihres Hauses, des Himmels Antlitz zu beschauen; und gaben da auf die Cometen acht, wanns ihrer hätt, auf die Figuren, Aspecten, Stellung, Oppositionen und Conjunctionen der Gestirn. Dann recapitulirt er kürzlich nach der Pythagoräer Art mit seinem Lehrer, Alles was er im Laufe des Tages gehört, verkehrt, erstört, gethan und gelesen hätt. Und ruft an Gott den Schöpfer im Gebet an“, u. s. w. ein anderes bisher gehöriges Capitel aber: „wenn sie dann banketirten, schieden sie von dem gewässerten Wein, wie *Cato de rs rust.* und Plinius lehren, mit einem Becher von Epheu das Wasser, wuschen den Wein in einem vollen Wasserbecken, zogen ihn darauf mit einem Trichter wiederum ab, vermachten das Wasser aus einem Glas ins Andere, bauten vielerlei kleine Automata“ u. s. w., so sieht jedermann, daß Rabelais recht wohl eine

dritte gesunde, natur- und geistgemäße Erziehung und Lebensweise kennt und ehrt, aber die Caricaturen sowohl sinnlich-natürlicher Flagelei als hypergeistiger Schulmeisterei und Tausendkünsterei als elende Mumien und Geistesigkeiten verhöhnt.

Zuweilen, besonders wo sich der gute Sinn des Rabelais persönlich *feindlicher* ausspricht, wie so oft (und namentlich im 40sten Capitel des ersten Buches) gegen seine eignen Standesgenossen die Mönche, wird sein Vortrag fast dogmatisch. Mit leichterm, fröhlicherem Scherz als die Mönche geisselt er überall pedantische Gelehrte, so ist die Satire auf die academischen Disputationen in dem Capitel: „wie ein großer Gelahrter aus Engelland mit Pantagruel argumentiren wollte und vom Panury überwunden ward“ unbeschreiblich lustig und schön. Doch nicht bloß in solcher mehr oder minder reflectirter Geisselung der Gebrechen, Geisteslosigkeiten und Heucheleien seiner Zeit, sondern auch in unmittelbaren Scherzen in Verhöhnung geschmackloser Schriftsteller seiner Zeit durch Verwendung der Eigenthümlichkeiten ihrer Darstellung zu Beschreibung lächerlicher und der Natur dieser Schriftsteller ganz widersprechender Gegenstände oder eben in so lustiger Ausführung sophistischer Themata wie die Lobrede auf Borgen und Schuldenmachen ist, tritt einem immer im letzten Hintergrund eine große sittliche Tiefe entgegen. In unserer deutschen Litteratur ist niemand, der mit Rabelais einigermaßen verglichen werden kann, als zuweilen Abraham a Sta. Clara, der oft ganz in ähnlicher Weise seine Zeitgenossen auffaßt und ihnen ihr Porträt mit ähnlichen Wendungen und in ähnlichem Sinne vorhält als Rabelais den seinigen. Aber wer könnte beide auf eine Linie setzen wollen — denn bei aller Verhöhnung pedantischer Gelehrsamkeit bezeugt Rabelais eine so ausgebreitete, durch und durch geistreiche und wahrhaft erstaunenswürdige Gelehrsamkeit, daß man sieht er hat, so viel dies damals möglich war, die ganze historisch entwickelte Bildung der Vor- und Mitwelt in sich aufgenommen und so gezwungen, daß sie zum Werkzeug in seinen Händen wird. Er ist ein durch und durch gebildeter Geist, der ganz über der aus erhabenen und gemeinen Bestandtheilen gemischten Masse schwebt, die er in seinen Schriften zu ergötlichen Figuren verknetet.

Wenn wir es gewagt haben mit obigen wenigen Worten die Summa des Vergnügens, der Belehrung

und der wahren sittlichen Besserung, die jeder aufmerksame, andächtige Leser in Rabelais' Schriften finden wird, aussprechen zu wollen — jene Summa die ein in das Werk eingereiheter Vers weit schärfer noch so ausspricht:

So Du dies thust (nämlich das Buch andächtig liest), wirst

Du Dich trefflich setzen,

Und Dein Gewinn wird überschwenglich sein.

Es muß ein so vergnügliches Ergötzen

Dem Geist zu allen Stunden wohl gedeihn" —

so bleibt uns noch übrig von der Uebersetzung als solcher zu sprechen — aber indem wir dies unternehmen, fällt uns aller Muth. Nichts kann beleidigender für den tüchtigen sein, als das Lob seiner That aus dem Munde eines solchen, der ähnliches Großes zu vollbringen auch entfernt nicht im Stande ist — und in der That, wer Rabelais, wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten alle einer Uebersetzung dieses Schriftstellers, einer Uebersetzung dabei in gutes, lebendiges grunddeutsches Deutsch, einer Uebersetzung, die den Sinn des Einzelnen und den geistigen Hauch des Ganzen wieder geben soll — wer dies alles kennt, und nur Ein Capitel dieser Uebersetzung mit dem Original vergleicht, der wird unsere Erklärung verstehen — daß wir vor so vollbrachtem Werk wie die vorliegende Uebersetzung ist, uns in Demuth beugen, und nicht einmal zu loben wagen, weil ein Lob aus unserem Munde, was sich über die Leistung stellen wollte, nur Annäherung sein könnte. Der Uebersetzer muß so gelehrt sein als Rabelais — und weit, weit gelehrter noch; er muß einen so tiefsten Sinn haben wie er, und dabei eine Macht über die Sprache besitzen, die unser Lob nicht erreichen würde. Auch der Herr Herausgeber hat Alles gethan, was nur irgend nöthig und möglich war, Rabelais würdig auf deutschem Grund und Boden anzusiedeln.

Heinrich Leo.

XIV.

Beiträge zur Anatomie und Physiologie von Dr. M. J. Weber, Prof. zu Bonn. Ersten Bandes erste Nummer. Mit 2 lithographischen Tafeln. Bonn, bei Henry und Cohen. 1832. 4.

Kaum möchte Etwas im Stande sein, fester von der Beschränktheit unserer Kenntnisse über die thierische Organisation was zu überzeugen, als der Umstand, daß täglich noch die in-

teressantesten Entdeckungen über Formation und Funktion der bedeutendsten Theile der am häufigsten bei uns vorkommenden Thiere gemacht werden. Wer hätte es für nöthig erachtet, das Herz der Reptilien einer neuen Untersuchung zu unterwerfen? Und wie viel des Neuen ist aus einer solchen hervorgegangen. Wie interessant sind die Mittheilungen die Hr. Weber in dem ersten Aufsätze vorliegenden Hefes über diesen Gegenstand uns macht! Es sei uns gestattet, die überaus scharfe und bittere, gegen Hrn. Meckel gerichtete Polemik, von der jede Seite dieses Buches voll ist, hier unberücksichtigt zu lassen und sogleich zur Mittheilung der vorzüglichsten Facta zu schreiten.

Im Jahre 1825 schon hatte J. Davy in Corfu die interessante Entdeckung gemacht, daß die Frösche nicht, wie man gewöhnlich annimmt, einen einfachen Herzhof, sondern zwei, durch eine vollständige Scheidewand getrennte Vorhöfe des Herzens besitzen. Mehrere Jahre lang blieb die in dem *Edinburg New philos. Journal* enthaltene Notiz über diesen Gegenstand unbeachtet, bis neuerlich in Frankreich Martin Saint-Ange und in Deutschland Hr. Professor M. J. Weber, Beide selbstständig, aufs Neue diese Thatsache entdeckten.

Das Herz der Batrachier (untersucht sind: ein amerikanischer Frosch, *Rana esculenta*, *R. temporaria*, *R. paradoxa*, Salamander, der Axolotl; *Rana pipa* und *Proteus anguineus*) besteht also aus zwei Vorkammern, einer rechten und einer linken, die durch ein vollständiges aber zartes Septum getrennt sind, und aus einer einfachen Herzkammer. Da die Scheidewand der Vorhöfe in die einfache Herzkammer hineinreicht, so sind zwei kleine *Foramina venosa* vorhanden. Die Vorkammern stehen nicht mit ihrer ganzen Basis, oder nach ihrer ganzen Ausdehnung mit der Herzkammer in Höhlenverbindung, sondern diese findet nur an einer kleinen Stelle Statt. In den rechten Vorhof mündet ein gemeinschaftlicher Venenstamm, der nur durch die beiden vorderen Hohlvenen und durch die hintere Hohlvene gebildet wird. In den linken Vorhof dagegen mündet ein gemeinschaftlicher Stamm, der durch die beiden Lungenvenen gebildet wird. Die Grenze zwischen den Vorkammern und der Herzkammer macht ein kallöser Muskelring, an dem sich die vielen Muskelbündel der Kammer gleichsam concentriren oder befestigen. Von Klappen an den venösen Mündungen ist keine Spur vorhanden. Aus der rechten Seite der untern Fläche der Herzkammer entwickelt sich ein gemeinschaftlicher arteriöser Stamm, welcher zwischen den Vorkammern einige Linien nach vorn verläuft und dann in 2 Aeste sich theilt, deren jeder in eine Aorta und eine Lungenarterie sich spaltet. Schneidet man den *Truncus arteriosus communis* auf, so bemerkt man zuerst an seinem Ursprung zwei kleine halbmondförmige Klappen, und dann, daß ein halbes Septum, seiner ganzen Länge nach, aus dem Grunde hervorragt und ihn so unvollkommen in zwei Hälften theilt.

Das Körperblut gelangt also bei den Batrachiern durch die Hohlvenen, zum rechten Vorhof und von hier in die einfache Herzkammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da gleichfalls in die einfache Herzkammer, in der also beide Blutarten zusammentreffen. Doch auch in ihnen findet

keine Vermischung derselben Statt. Denn wenn man einen Frosch lebendig öffnet, so unterscheidet man sehr bestimmt in der einfachen Kammer die beiden Blutarten und zwar nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch einen weißen Streif, der von der Basis gegen die Spitze des Herzens verläuft. Besonders unter Wasser, jedoch, daß der Frosch noch athmen kann, macht sich dies Experiment deutlich. Die Vereinigung oder die innige Mischung beider Blutarten findet also wohl erst im gemeinschaftlichen arteriösen Stamme Statt, doch ist hierbei wohl zu beachten, daß derselbe an der rechten Seite der Kammer entspringt und daß er im Innern durch eine halbe Scheidewand abgetheilt wird. Durch diese zwei Punkte nämlich ist die Möglichkeit gegeben, daß die beiden Blutarten auch hier zum Theil eine bestimmtere Bahn einschlagen, nämlich so, daß das Körperblut zuerst durch den Arterienstamm zur Lunge strömt und dann erst das Lungenblut, als das vom Arterienstamme entferntere Fluidum, seine gewöhnliche Bahn verfolgt, wodurch denn auch kein oxydirtes Blut zu den Lungen gelangen könnte. Beide Blutarten sind ja ferner nicht nur materiell, sondern auch vital von einander verschieden und fließen daher vielleicht ein Moment neben einander, ohne sich zu vermischen. Auch glaubt Weber wirklich beobachtet zu haben, daß, wenn man den gemeinschaftlichen Arterienstamm durchschneidet, noch helles und dunkles Blut zugleich zu unterscheiden sei. Jedenfalls ist aber in anatomischer Hinsicht der Körper- und Lungenblut-Kreislauf der Batrachier unvollkommen geschieden, als es bei den übrigen Amphibien der Fall ist, bei denen keine Vermischung des Blutes Statt findet. Die Ursache davon ist einzig und allein die, daß die Batrachier in ihrer ersten Entwicklungsperiode ununterbrochen im Wasser sich aufhalten und durch Kiemen athmen. Sie besitzen eigentlich nur ein Körperherz und im linken Vorhof die erste Anlage zum Lungenherzen.

Für die Anatomie des Herzens der übrigen Amphibien, ist das Interessante viel geleistet, das hier aber nicht ausführlich mitgetheilt werden kann. Wenden wir uns daher zur Darstellung der Art, wie bei ihnen der Kreislauf von Herzen aus geschieht. Das Körperblut gelangt bei diesen Thieren durch die Jugular- und Hohlvenen zum rechten Vorhof und von da in die rechte Kammer. Das Lungenblut strömt in den linken Vorhof und von da in die linke Kammer. Beide Vorhöfe sind durch eine vollständige Scheidewand von einander getrennt. Auch zwischen beiden Kammern findet sich eine Scheidewand, die von der Spitze des Herzens gegen die Grundfläche vortritt, das *Septum atriorum* aber nicht erreicht, so daß zwischen dem hinteren, freien Rande des *Septum atriorum* und dem vordern Umfang des *Septum ventriculorum* eine ovale Oeffnung übrig bleibt, wodurch der rechte und der linke Ventrikel mit einander communiciren. In dem Momente, wo die beiden Vorhöfe ihr Blut in die entspre-

chenden Kammern ergießen, schlagen sich zwei halbmondförmige Klappen, Fortsetzungen des *Septum atriorum*, am *Ostium venosum* gelegen, zusammen gegen die ovale Oeffnung, welche beide Herzkammern vereinigt und bewirkt dadurch deren Schließung, so daß in diesem Momente zwei vollkommen getrennte Kammern vorhanden sind. Es ist also jetzt unmöglich, daß venöses und arterielles Blut sich mischen. In dem Momente, wo sich die beiden Kammern zusammenziehen, heben sich wieder die beiden halbmondförmigen Klappen des *Septum atriorum*, entfernen sich von einander und legen sich vor die *Ostia venosa*, wodurch sie den Rücktritt des Blutes aus den Kammern verhindern. Aus der rechten Herzkammer tritt das venöse Blut in die Höhle des von ihr durch eine scharfe Muskelleiste getrennten *Conus arteriosus*, woraus die Lungenarterie sich entwickelt, durch die nun das Körperblut zu den Lungen gelangt. Zu der Zeit, wo das venöse Blut aus der rechten Herzkammer ausgetrieben wird, strömt das arterielle Blut durch die Kommunikationsöffnung der Kammern aus der kein Gefäß abgebenden linken Kammer in die rechte. Es kann dies arterielle Blut nur zu den Aorten gelangen, indem die Muskelleiste des *Conus arteriosus* in dem Verhältnisse, als die rechte Kammer des Blutes sich entleert, an die Wandung des Ventrikels sich anlegt und so das oxydirte Blut hindert, in die Lungenarterie zu gelangen. Dies ist also die Funktion der Muskelleiste und darum ist die Abtheilung der rechten Herzkammer in zwei Räume gegeben. Zugleich werden, in dem Verhältnisse, als die Kammern sich zusammenziehen, die Oeffnungen der Aorten der Kommunikationsöffnung der Kammern und dadurch dem linken Ventrikel selbst näher gebracht und die Muskelleiste des *Conus arteriosus* selbst bildet an ihrer obern Fläche eine Rinne, wodurch der oxydirte Blutstrom seine bestimmte Richtung erhält, so daß also auch in den Kammern keine Mischung des arteriellen und venösen Blutes Statt finden kann. Diese Angaben werden zu unumstößlichen Lehrsätzen erhoben durch die Resultate von Vivisektionen. Wenn man nämlich bei Schlangen das Herz bloß legt, so sieht man, daß in dem rechten Vorhof, in der rechten Herzkammer und in der Lungenarterie nur schwarzes Blut sich befindet, daß dagegen im linken Vorhofe, in der linken Kammer und in den beiden Aorten nur rothes Blut strömt. Sammelt man durch vorsichtiges Öffnen der verschiedenen Herzhöhlen und Gefäße dieses Blut, so kann man sich noch fester überzeugen, daß keine Mischung der beiden Blutarten Statt findet. Warum sind aber sowohl das Herz als die Gefäße so gebaut, daß eine solche Mischung Statt finden kann. Wenn diese Thiere nicht athmen und somit, wenn sie sich unter Wasser aufhalten, oder wenn man bei ihnen das Athmen absichtlich unterbricht, findet auch in der That eine Mischung beider Blutarten Statt. In diesen Fällen strömt nach kurzer Zeit kein Blut mehr durch die *Arteria pulmonalis* zu den Lungen, sondern fließt in die linke Aorte. Der linke Vorhof und die linke Kammer werden von oxydirtem Blute leer und dadurch geschieht es, daß das venöse Blut auch in die linke Kammer einen Weg sich bahnt. Alle Räume des Herzens und die Gefäße sind dann voll schwarzen Blutes. Und auch hierin ist die von den höhern Wirbelthieren abweichende Herzform der Amphibien begründet.

Nach dieser Darstellung geht der Verf. in eine Widerlegung der von Meckel in seiner pathologischen Anatomie aufgestellten Eintheilung und Vergleichung der beim Menschen vorkommenden abnorm gebildeten Herzen mit den Herzbildungen niederer Thiere ein.

Den Schluss machen Notizen über das Vorhandensein der hinteren Kapselwand der Krystalllinse, über Varietäten der Venen und Arterien und über die zwei Penes des Krokodils. — Die lithographischen Tafeln sind mit sehr großer Sorgfalt ausgeführt. —

N^o II.
J a h r b ü c h e r
f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

XV.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstel. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung. 1830. u. 1832.

Zweiter Artikel.

III. Eben so inhaltsreich und für jeden Freund der Kunst, nicht allein für den Reisenden in Rom interessant ist das dritte Buch, oder die *kunstgeschichtliche Einleitung*, welche den größten Theil dieses ersten Bandes, von S. 277 bis 617 einnimmt. Sie behandelt im ersten Hauptstücke die antiken Bildwerke Roms, im zweiten die Steinarten dieser statuarischen und der architektonischen Ueberreste, im dritten und vierten die Katakomben und Basiliken als Einleitung für die christlichen Alterthümer, im fünften endlich das reiche Gebiet der neuern Kunst in Rom. Dabei vermisst Ref. dann doch noch einige einleitende Bemerkungen über antike Malerei auf Thon und Kalk und über die Mosaikfußböden, besonders aber eine Darstellung der architektonischen Grundsätze der Alten bei Anlegung der Tempel, Fora und Thermen, da die spezielle Beschreibung immer wieder auf das Allgemeine bei denselben zurückkommen muß und selbst von christlichen Basiliken nicht eher recht verständlich gesprochen werden kann, ehe nicht von der Einrichtung der alten zum gerichtlichen Gebrauche bestimmten geredet worden. Allerdings hätte dabei vieles aus den abhandelnden Schriften über die alte Architektur entlehnt werden müssen: indess ist dies überhaupt bei dergleichen Einleitungen unvermeidlich und es würde durch die lokale Anwendung auf Rom einen eigenthümlichen Werth bekommen haben.

Bei dem überaus großen Sachreichtum besonders des ersten und fünften Capitels wird Ref. sich begnügen müssen, die eigenthümlichen Ansichten und nächst-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

sten Zwecke der Verf. hervorzuheben, so schwer es ihm wird nicht auf das Einzelne mit derjenigen Ausführlichkeit einzugehen, welche das tiefe Studium der Verf. bei dem Interesse der Sache verdient, und welche dem Ref. selber am leichtesten sein würde, da er das Glück gehabt hat, nach der Publikation dieses ersten Theils der Beschreibung Roms und mit derselben vertraut die Resultate jener Forschungen mit den Eindrücken, welche die Sachen auf ihn gemacht haben, vergleichen zu können.

In der ersten Abhandlung trägt Hr. Gerhard seine Ansichten über Zeit, Bestimmung und Darstellungskreise der in Rom vereinigten antiken Bildwerke im Allgemeinen vor, da im Fortgange des Werks die Beschreibung der einzelnen Museen, bei größter Vollständigkeit in Angabe alles Vorhandenen, nicht sowohl eine archäologische Auslegung oder Beurtheilung des Kunstwerthes bei der Masse des Mittelguts, als eine genauere Angabe der äußeren Verhältnisse, wie Fundort und Ergänzungen sind, enthalten und durchweg eine schärfere Terminologie aufstellen soll. Hr. Gerhard hat die ganze Masse der Römischen Antiken vor Augen und ordnet das Einzelne mit bewunderungswürdiger Gedrängtheit seinen allgemeinen Ansichten unter, zugleich befindet er sich häufig im Widerspruche gegen gangbare Vorstellungen, die er berücksichtigt und widerlegt, jedoch aus Abneigung gegen Polemik nur seitwärts blickend und andeutend, oft auch im Ausdrucke scheinbar nachgebend, die Assertion zurückhaltend oder versagend. Durch jene sachliche Zusammendrängung und diese Vorsicht im Ausdruck der eignen Ansicht wird die Lectüre des reichhaltigen Aufsatzes etwas schwierig. Der Verf. hätte ihm leicht durch eine etwas ausführlichere Charakteristik sei es der Kunstperioden oder der Klassen von Gegenständen, oder der einzelnen Werke, auf welche Bezug genommen wird, mehr Licht geben können, und schwerlich würde ihm ein unbefan-

gener Leser aus der entschiedener auftretenden Assertion einen Vorwurf gemacht haben, der vielleicht durch den schwebenden Ausdruck vermieden werden sollte, da niemand verkennen wird, mit welcher Gewissheit auch eine Behauptung ausgesprochen wird, daß es sich dabei um Bestimmungen sehr zarter Natur handelt. Hr. Gerhard hat es nämlich, wo es sich um die Zeit und die Bestimmung der Römischen Bildwerke handelt, hauptsächlich mit der Zurückweisung von mancherlei überschwänglichen Ansichten der Kunstfreunde zu thun, indem er auseinandersetzt, daß wir in Rom sehr wenige Werke echt Griechischer Kunst besitzen, das Vorzüglichste den ersten Kaiserzeiten zuzuschreiben sei, die bei weitem größte Masse aber aus nach-Hadrianischer Zeit herstamme, ferner daß der geringste Theil der Römischen Bildwerke dem religiösen Cultus angehörte, ein bei weitem größerer der müßigen Pracht diene, sogar auch mehr vormahliger Privatbesitz als der öffentlichen Beschauung bestimmt war. Gegen diesen letzten Satz würde sich vielleicht am meisten im Allgemeinen einwenden lassen, da Hr. Gerhard selber anführt, daß die Thermen, öffentliche Vergnügungsorte, sehr viel schönes Bildwerk erhalten haben, und der gegenwärtige Bildervorrath durch den Schmuck der städtischen Brunnen sehr vermehrt ist, da die kaiserlichen Gärten und Villen gewisser Maßen auch öffentlich waren, da selbst Gräber zu Tempeln ausgeschmückt ihren Statuens Schmuck zur Beschauung ausstellten u. s. f. Auch geht der Verf. wohl auch darin zu weit, daß er die Ausschmückung der Tempel mit den Statuen verwandter und nicht verwandter Gottheiten, wofür nicht ein äußerer Grund zu einer solchen Annahme nöthigt, in Abrede stellt. Aber worauf er vorzüglich dringt, eigentliche Tempel- oder Cellenbilder, welche der Anbetung geweiht gewesen, nicht anzunehmen, ohne daß äußere Anzeichen und vorzüglich Hieratische Anordnung dazu berechtigen und so zu sagen zwingen, darin wird man ihm unbedenklich beipflichten müssen, und man wird noch den Grund hinzufügen können, weil bei der Verfolgung des heidnischen Gottesdienstes gerade diese Bildwerke am meisten, wie wir wissen, zerstört wurden. Auch in Bezug auf die Zeit der Hervorbringung und die große Zahl der gewöhnlich mit dem Worte *alt-Griechisch* bezeichneten Bilder dringt Hr. Gerhard mit Recht auf Unterscheidung dessen, was wirklich alt-Griechisch ist, von dem was späterer hie-

ratischer und Römisch-hieratischer Stil ist: Im Einzelnen wird man mit ihm rechten können, aber ohne Zweifel ist seine Gewissenhaftigkeit hierin vorzüglicher als die unüberlegte Vermischung der Zeiten. Wenn er jedoch zu Anfang der Abhandlung den Satz anstellt, „Wenige Denkmäler ausgenommen, die der Zufall aus Etruskischer und Campanischer Nähe herbeigeführt, sind die Bildwerke Roms nur aus Römischem Boden hervorgegangen und tragen in dem gleichförmigen Ausdruck mannigfaltiger Religions- und Kunstelemente das *entschiedene Gepräge dieser Herkunft* an sich“, so möchte dieser Satz sowohl von Seiten des Ausdrucks einer Mißdeutung unterliegen, als auch in der Sache eine Beschränkung erleiden müssen. Durch die Verbindung beider Bestimmungen, Fundort und Ursprung, könnte Hr. Gerhard selbst gegen seine Absicht leicht zu viel behauptet haben. Allerdings sind die außerhalb der Stadt und ihrer unmittelbaren Nähe gefundenen Statuen ganz unerheblich an Zahl: aber was thut der Fundort zur Herkunft, da es ja bekannt ist wie der Staat und die einzelnen die Stadt mit den Spolien des Erdkreises auszuschmücken sich bemühten? Nimmt doch Hr. Gerhard selber im Fortgange der Untersuchung noch eine verhältnißmäßig nicht geringe Zahl von Werken Griechischer Kunst an. Alsdann geben wir dem Vf. zwar unbedenklich zu, daß von den Werken der *blühendsten* Griechischen Kunst das Meiste nur in mehr oder weniger entfernten Nachbildungen auf uns gekommen ist. Wie sollte auch der Zufall bei der Erhaltung dieser im alten Rom vereinigten Meisterwerke bei der unendlich größeren Menge anderer Bildwerke so glücklich gewaltet haben? Die Nachweisung dieser Nachbildungen von Werken des Phidias, Polyklet, Myron, Skopas u. s. bildet einen sehr interessanten und lehrreichen Abschnitt der Abhandlung, und Hr. Gerhard ist dabei noch geneigt, in dem stehenden Discuswerfer der vatikanischen Sammlung das Original des Naukydes, und in der Niobide des musei Chiaramonti ein Werk des Skopas zu erkennen. Aber wenn wir auch von den wirklichen, uns sonst aus dem Bericht der Autoren bekannten Originalen jener Kunstheroen nur wenig und zerstreutes besitzen, so vermögen wir doch theils unter jenen Nachbildungen, theils in andern Werken immer noch Denkmäler der gereiften und sich ihrer Höhe bewußten Griechischen Kunst zu erkennen, zumahl aus jener Zeit von Alexander bis auf die Zerstörung von

Korinth und die Verpflanzung der Kunst nach Rom, aus der sich so wenige *Nahmen* von Künstlern erhalten haben, offenbar nur deswegen weil keine Ideale mehr selbständig zu *schaffen* waren, sondern die Kunst auf der erreichten Höhe sich in den gegebenen Kreisen fortbewegte. Aus welcher Zeit anders füllten sich die Sammlungen Römischer Großen, wenn sie kaufen, nicht öffentliches Gut an sich bringen wollten? Hier beginnt aber der Zwiespalt der neusten Kunstansicht, der auch auf die Darstellung unsers Verfs. nicht ohne sichtbaren Einfluss geblieben ist. Hr. Gerhard macht eine Anzahl Werke nachmahft, die man jener späteren Zeit der gereiften Griechischen Kunst zuschreiben *könnte*. Aber gleich darauf wendet er sich lieber dahin, den Unterschied jener Kunstperiode und der früheren Kaiserzeiten in Abrede zu stellen, und sich dafür zu entscheiden, daß „fast alles, was den Beschauer in Rom durch vorzügliche, obwohl nicht rein Griechische Kunst übertrifft, dem früheren d. h. vor-Hadrianischen Kaiserzeiten angehört“. Dabei scheint er unter rein-Griechisch jene strengere, mäßige, an sich haltende Schönheit zu verstehen, wie wir sie allerdings als den Charakter der älteren Griechischen Kunst anerkennen. In dem Laocoon und in dem Apollo von Belvedere findet er diesen Charakter nicht: der Laocoon verräth ihm eine mehr elegisch künstliche, als eine anspruchlos tragische Auffassung; der Apollo ist ihm für die *beste* Griechische Zeit zu bewegt, poetisch, nicht plastisch genug, für ein Tempelbild (was wir ihm zugeben können, wenn ein Collobild verstanden wird) wegen der triumphirend vorschreitenden Stellung nicht geeignet, er glaubt ihn, als Original also, wie wir voraussetzen müssen, für die Prachtsäle des Nero zu Antium verfertigt. Ref. theilt nicht das Vorurtheil, welches Hr. Gerhard bestreitet, vom dem schnellen Sinken der Kunst in der Kaiserzeit; ein genügendes Zeugniß von der Vortrefflichkeit späterer Kunstpraxis geben noch viele Werke, wie Tiberius' Togastatue im Vaticanischen Museum und die Familie des Balbus aus Herculaneum. Aber es wird doch ein wesentlicher Unterschied zwischen der kunstreichen Nachbildung der Wirklichkeit und dem belebenden Hauch der Idealität in jener freien und ungetrübten in sich befriedigten Kunstübung zu machen sein.

Hr. Gerhard fühlt dies auch wohl und er drückt sich sogar sehr hart für eine in der Kunstübung noch so mächtige Zeit aus, „es scheine fast ein Frevel neben

der Erwähnung jener im Steine neu gebornen Natur der Kaiserzeiten zu erwähnen“. Sehen wir also nur, was ihn dazu nöthigt. Es wird nicht eine gewisse vorgefasste Meinung von einem stehen gebliebenen Charakter der Griech. Kunst sein, sondern es ist nur weil er sich aus *historischen* Gründen veranlaßt sieht, die Gruppe des Laocoon in dieselbe Zeit des Nero und Vespasian zu setzen, und dies ist allerdings der Mittelpunkt seiner Ansicht über die Zeitbestimmung der Röm. Bildwerke. Er eignet sich, wie auch schon bei der Bestimmung des Apollo sichtbar, das Resultat der von Hrn. Thiersch wieder aufgenommenen und glänzend durchgeführten Untersuchung über die Zeit des Laocoon an. Ref. hat ihr alle Aufmerksamkeit gewidmet, aber er kann nicht umhin als sein philologisches Urtheil eben so entschieden auszusprechen, daß Plinius in jener Aufzählung berühmter Bildhauer (XXXVI, 4, 11.) die Meister des Laocoon durchaus *nicht* als seine *Zeitgenossen* betrachte. Man könnte aus der Ordnung, in welcher er sie erwähnt, allenfalls auf die letzte Zeit der Römischen Republik schließen; aber es hindert in seiner Aufzählung gar nichts, daß sie selbst bis an die 120ste Olympiade herangerückt werden, indem Plinius die ganze Zeit der durch die großen Erfinder der Ideale ausgebildeten Kunst zusammenfaßt und einen besonderen Grund hatte, die drei Künstler wegen ihrer den Ruf der einzelnen verdunkelnden Mehrheit zuletzt zu nennen. Ueber die Augustische Zeit geht er aber überhaupt in diesem Theile seiner Kunstgeschichte nicht hinaus. Wenn er dessen ungeachtet ein Werk des neuesten Tages hätte erwähnen wollen, welches alle früheren Werke der Skulptur und Malerei nach seiner Meinung *übertrüfe*, was würde er bei der Verehrung der *veteres*, die ein für alle Mal Ton der Kaiserzeit geworden ist, für einen Anlauf haben nehmen müssen, um die Kunsthöhe der Gegenwart gebührend zu preisen? Er erwähnt an einem andern Orte bei den Verfertigern der Kolosse des Zenodorus *aus unserer Zeit*, der *keinem* der Alten in einem Theile seiner Kunst *nachgestanden*, aber in einem andern Theile, in der Mischung des Erzes, habe er desto mehr den Vorzug jener bethätigt. Keine solche Beschränkung des Lobes bei den Verfertigern der Gruppe des Laocoon. Und wie hätte nun dem Rufe der Künstler ihre Mehrheit schaden können, wenn sie *so eben erst*, (denn Plinius publicirte ja sein Werk noch zwei Jahre bevor Titus

Kaiser wurde,) in Rom, im Auftrage des Mitregenten ein so gepriesenes Werk verfertigt hätten? Auch der Ausdruck *qui est in domo Titæ Imperatoris* zeigt nur eine jetzige Aufstellung, nicht eine Darstellung für den Ort (wie nachher *decoravit*) an.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVI.

Notice sur Goethe. Genève, 1832. 62 S. 8.

Einige hin und wieder durchblickende Zeichen lassen mit Sicherheit als den Verfasser dieses schätzbaren Aufsatzes Hrn. Sorot erkennen, welcher den edlen und reichen Stoff, der für uns bereits so glücklich durch den Kanzler Fr. von Müller bearbeitet worden, mit geschickter, taktvoller Hand abermals aufgenommen, und von neuem Standpunkt aus für einen besondern Lesekreis eigenthümlich dargelegt hat. Die Genfer *Bibliothèque universelle*, für welche der Verf. zunächst schrieb, bezeichnet in der That ein eignes Gebiet, das nicht mehr das Deutsche, und noch nicht das Französische ist, aber aus seiner Zwischenstellung nicht nur in diese beiden, sondern vorzüglich auch nach England und Italien stark gewirkt, und es war sehr zweckmässig, auch von solchem Orte her ein gehaltreiches und verständigendes Wort über den Mann auszusprechen, dessen Grösse weit über seine dichterischen Eigenschaften hinausgeht, und noch immer zu neuen Enthüllungen Anlaß giebt. Dem Bedürfnisse seiner Leser gemäß, versucht der Verfasser einen raschen gedrängten Abriss von Goethe's Lebensumständen mit eben solchen kurzen und festen Hauptzügen der inneren Geschichte desselben zu verbinden, und auf solche Weise ein vollständiges, klares Bild dieser persönlichen und geistigen Krafterscheinung hervorzurufen. Dies ist ihm vortrefflich gelungen, durch ruhige, milde, Anreihung der Thatsachen, durch heitere, partheilose Erörterung, durch einfache, leuchtende Ausdrucksweise. Sehr natürlich kann für uns nicht alles neu sein, was der Verfasser mittheilt, weder in den Sachen, noch in den Urtheilen und Betrachtungen, die sich damit verbinden, allein auch das Bekannte gewinnt in so gebildeter Hand einen neuen Reiz, und man vernimmt gern eine solche Wiederholung, die denn doch in ihrem Zuschnitt und Zweck eigenthümlich ist, und neue Verknüpfungen theils giebt, theils veranlaßt. So empfängt in dieser Darstellung alles, was Goethe's wissenschaftlichen Geist und Gang betrifft, eine besonders helle Beleuchtung, wie es sich von dem Verfasser allerdings erwarten liefs, der sich als sinnvoller und thätiger Gefährte seines hohen Freundes in manchen Wegen jener Richtung bereits öffentlich dargethan hat. Auch nach andrer Seite jedoch überrascht uns diese Schrift mit unerwarteten und bedeutenden Neuigkeiten. Einige Nachrichten, die Verbindung Goethe's mit Lilli betreffend, müssen wir als vorläufige Aufschlüsse, die uns auf weitere vorbereiten, sehr willkommen heißen. Eben so die merkwürdigen Aeuße-

rungeu über Marbean's angefochtene Selbstgröße und Ursprünglichkeit, auf Anlaß der neuerlich von Dament herangegebenen Erinnerungen an diesen Revolutionshelden; sogar ein Streiflicht aus den Memoiren des Fürsten von Talleyrand blüht hier auf, wodurch zum erstenmal das bisher zweifelhafte Dasein ächter Dekkschriften des Erzdiplomaten unsrer Zeit durch ein unbestreitbares Zeugnis erwiesen wird. Die noch sonst aus Goethe's Gesprächen beigebrachten Urtheile und Bemerkungen sind wichtig und anmuthig, und regen, wie alles von ihm, das eigne Nachdenken still und mächtig auf. Ueberhaupt wird Goethe's Wort, wie sehr sich die Menge der theils schon alten verstockten, theils noch jungen verwahrlosten Kinder der Zeit dagegen sträubt, noch weithinaus das wirksamste und mächtigste in unsrer Nation verbleiben, und auch die Gegner werden sich wider Willen vorzugsweise mit ihm beschäftigen müssen, und grade an ihm ihre gefährlichsten Proben bestehen. Sind doch diejenigen, welche so sehr über Mangel an Religion in ihm klagen, durch den lieblosen Eifer, den sie bei dieser Gelegenheit zeigen, mit ihrer eignen Frömmigkeit schon im zweideutigsten Lichte! und machen doch ebenso diejenigen, welche wohl noch den früheren Goethe gelten lassen, aber den späteren für schwach geworden erklären, nur gefährlich aufmerksam auf die Schwäche, in der sie selber längst haben still stehen müssen, und den ungestört und kräftig Fortschreitenden weder aufzuhalten noch zu begleiten vermochten! Denn in Wahrheit, wer von seinen jetzigen lauten oder heimlichen Verunglimpfern dürfte sich rühmen, an lebendigem Antheil, an vielseitiger Thätigkeit und Frische, stets neuer und wechselnder Produktivität bis in das hohe Alter hinein mit Goethe gleichen Schritt gehalten zu haben? Unser Verfasser kann von dem Greise, dessen letzte Lebenszeiten er mit angesehen, mit vollem Rechte sagen: „*Son esprit était resté créateur, observateur et productif jusqu'à la fin, et ne s'arrêtait dans son action que là où s'arrêtaient les forces physiques; celles-ci étaient tout ce qu'elles pouvaient être à cet âge. Non, Goethe n'a point eu le douloureux avertissement de sa fin prochaine par le sentiment du déclin de ses facultés; mais il l'a pressentie en supputant le nombre de ses années, et à la vue des vides cruels qui se formaient autour de lui.*“ —

Hier sei zum Schlusse noch des artigen schlimmen Streiches gedacht, der den Widersachern Goethe's neulich von einer Seite gespielt worden, woher sie ihn am wenigsten erwarten mochten. Heine trat aus den Reihen, wohin man ihn schon sicher zählte, plötzlich hervor, und erklärte, die Triebfedern der Andern zur Feindschaft gegen Goethe kenne er nicht, von sich selbst aber wisse und gestehe er, daß ihn der *Neid* getrieben; durch welches schalkhafte Bekenntniß nun gleichsam von selbst die umgekehrte Probe von Cendrillons Pantoffel erfolgt, denn dem feinen gewandten Fuße, welcher den plumpen schmierigen Stiefel unter die Menge geschleudert, kann dieser nimmermehr passen und angehören, aber die vielen Andern — mögen zusehen, wie sie das Anprobiren vermeiden! —

V. v. E.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Julii 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Edward Gerhard und Wilh. Rüstow. Erster Theil und zweites Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Vielmehr ist der Umstand, daß die Gruppe *gemeinschaftlich* von mehreren verfertigt ist und namentlich zur Ausschmückung eines kaiserlichen Wohnhauses dient, Veranlassung, daß der Autor in seiner Aufzählung der merkwürdigsten Kunstgebilde in Rom an die älteren Meister diejenigen Künstler anreihet, welche für die Palatinischen Häuser der alten Cäsaren arbeiteten, (man kann an Gaius und Lucius, Tiberius und Germanicus denken) wonach er wieder auf die letzten Zeiten der Republik zurückgeht. Auf dieser Verknüpfung durch *similitudo* beruht die ganze Beweisführung, und das scheint es denn doch sehr gewagt, darauf wieder eine so durchgreifende Behauptung zu stützen. Jedenfalls dürfte, wovon wir ausgingen, jene zu Anfang aufgestellte Bemerkung über die entschiedene Römische Herkunft der jetzt in Rom vereinigten Bildwerke zu streng und zu allgemein ausgedrückt sein. Im Folgenden charakterisirt Hr. Gerhard die Künstler der Hadrianischen Zeit als „hoherfahren die streitenden Formen des Cultus, so wie die ungünstigsten Bildungen der Individuen den Forderungen der Kunst anzupassen“, erklärt aber von seiner etwas strengen Ansicht aus ihre zierliche Uehertragung fremder Götterbilder dennoch für flach und charakterlos, während sie den Kunstkreis (nur) noch mit der Idealbildung des Antinous, jenes früh vom Leben geschiedenen Jünglings, bereichert hätten. Zum Schluß dieses Abschnitts macht er auf die Wichtigkeit der Sarkophagbilder (nach den Antoninen) aufmerksam, aus denen man am sichersten auf die Erfindungskraft der Römischen Künstler schließen, und selbst, wie gering auch zum Theil ihr Kunstwerth sei,

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

noch mannigfache Erläuterung des Alterthums abgeben könne.

In Betreff der *Kunstvorstellungen* führt Hr. Gerhard aus, wie einer Seite anzuerkennen sei, daß der Sagenreichthum Römischer Bildwerke mit sehr geringen Ausnahmen Griechischer Abkunft ist, jedoch nicht jener ganze reiche Apparat Griechischer Mythologie, in dessen bildliche Darstellung Pausanias uns einen Blick vergönnt, sondern außer dem Sagenkreise Homers mehr die allgemein verständliche Idee der göttlichen Natur, als die Besonderheit bestimmter Zeitumstände und Verhältnisse. Anderer Seite sei allem Kunstvorstellungen die symbolische Andeutung zu vindiciren, welche namentlich in Bezug auf Römische Antiken das frische Leben der Bildwerke noch im Verfall künstlerischer Technik aufrecht erhalten habe. An Sarkophagen dürfe man nichts für müßigen Zierrath halten, und müsse auch der Annahme persönlicher Beziehungen, die nur zu bedeutungsloser Willkühr führen könne, widersprechen. In den meisten Fällen haben wir in denselben nur allgemeine Hindeutungen auf die Härte des Schicksals und auf die religiöse Beruhigung der Verstorbenen zu erkennen. Diese ist besonders in den Bacchischen Mysterien ausgesprochen, in denen der Eingeweihte die Bürgschaft eines reinen Jenseits erblickte, und deren persönliche Ansignung häufig in den Mittelfiguren ausgedrückt wird. Hr. Gerhard weist sehr schön an mehreren Bildwerken den allgemeinen Reichthum symbolischer Ideen nach, der sich dabei ausspricht. Demnach dürften auch jener Leichtigkeit, historische Vorstellungen in Szenen des gewöhnlichen Lebens besonders auf Reliefs anzunehmen, welche durch Zorfa zu vielen Vorurtheilen erhalten habe, bedeutende Schranken zu setzen sein. Das meiste Ikonisch, mit Ausnahme der Kaiserbildnisse, stamme aus Gräbern, anderes werde durch seine Bestimmung als Weihgeschenk gerechtfertigt; und was sonst noch übrig bleibe, zeige durch Maske oder

übertriebenen Ausdruck Nachbildung theatralischer Scenen an, die von jeher die Aufmerksamkeit des Alterthums auf sich zogen.

Das zweite Hauptstück behandelt die Steinarten an Römischen Gebäuden und Bildwerken. Die Marmorpracht der Römer nicht nur in Bildwerken, sondern zum Schmuck der Gebäude seit dem 7. Jahrhundert der Stadt ist bekannt, und durch das Eingehen der meisten Steinbrüche in den Römischen Provinzen werden viele Steinarten nur noch unter den Trümmern Roms gefunden. Die Aufstellung dieser verschiedenen Marmor-, Alabaster- und Granitarten und die Vergleichung der vorkommenden alten Namen mit den heutigen Benennungen ist daher sehr interessant und wird für den Kunstfreund in Rom noch besonders durch die Nachweisung lehrreich, welche Bildwerke oder Baureste diese oder jene Steinart darstellen.

Im dritten Hauptstück erörtert Hr. Röstel das Allgemeine über die Katakomben Roms und ihre Alterthümer, größtentheils nach der *Roma subterranea* von Besio und Arringhi und Bottari's *sculture e pitture estratti dai cimiteri*, da die eigne vollständige Untersuchung dieser unterirdischen Gänge jetzt mancherlei Hindernisse hat und die Denkmäler selbst zerstreut sind. Der Vf. läßt sich auf die bestrittene Ableitung des Worts nicht weiter ein, aber aus seiner Erklärung sieht man, daß er es für Griechisch, *κατά σπύρας* d. i. *ad cavernas, apud cryptas*, hält. Der Name ist ausgegangen von den Sand- und Puzzelangruben in der Gegend der Basilika S. Sebastiano, welche deshalb *ad arenas* hieß, deren sich die Christen zur Bestattung ihrer Verstorbenen bedienten. Späteren Ursprungs sind die regelmäßigen Grabgewölbe, wie die bei *Torre pignatarra*, dem Mausoleum der Helena, und die eben so regelmäßigen Erweiterungen der eigentlichen Katakomben bei S. Sebastiano. Die Gräber bestehen in länglich viereckigen Oeffnungen, die von beiden Seiten des Ganges in den Fels hineingehauen, und mit Tafeln von Marmor, *terra cotta*, oder Backsteinen verschlossen sind. Auffallend aber und auch dem Verf. unerklärlich ist ihre geringe Größe, indem es bei den meisten unmöglich scheint, daß sie den ausgestreckten Leichnam eines Erwachsenen aufnehmen konnten. Zur Erklärung dieses Umstandes bedürfte es allerdings einer Unterstützung sämmtlicher Gräber, woraus ermittelt werden könnte, ob nicht etwa jene meist zunächst dem Eingange durch

die Kirche S. Sebastiano befindlichen für Kindergräber zu halten sind. Die Sitte gemeinsamer Begräbnisstätten führt der Verf. auf die Märtyrerverehrung zurück, indem man auch nach dem Tode ihrer heilbringenden Gemeinschaft und des Geistes der Christen an ihrem Grabe theilhaftig werden wollte. Wenn die Idee der kirchlichen Gemeinschaft der Christen nicht hinreichte, hätte auch an die Art jüdischer Begräbnisörter erinnert werden mögen. Es verdient bemerkt zu werden, daß das älteste mit Sicherheit als christlich anzunehmende Grab erst vom Jahre 111 ist. Durch die Erweiterung und Ausschmückung jener alten Krypten vom Papst Callixtus (im Jahre 218) und durch die Gewohnheit, seine Nachfolger hier zu bestatten, wurde die Sitte allgemein: im vierten Jahrhunderte wurden die meisten Märtyrerfeste dort begangen. Ueber den anderweitigen Gebrauch dieser Oerter zu Verstecken bei Verfolgungen, zur gottesdienstlichen Feier und Taufhandlung wird das Dafür- und Dawidersprechende auseinandergesetzt. Christlich sind die Gräber gewiß, aber die Unterscheidung von Märtyrergräbern, die noch zuletzt im J. 1668 durch ein Dekret der Congregation so festgestellt wurde, daß das Zeichen der Palme und ein sogenanntes Blutgefäß am Kopfende des Leichnams gestellt, für das sicherste Zeichen eines Märtyrergrabes zu halten sei, widerlegt Hr. Röstel, so wie diese Annahme auch schon früher starken Widerspruch erfuhr. Die Palme ist ein allgemein christliches Symbol, und der rothe Absatz auf dem Boden jener gläsernen Gefäße ist wahrscheinlich nicht Blut, sondern Abendmahlswein, der entweder den Todten mit ins Grab gegeben wurde, wovon sich Zeugnisse finden, oder auch als ein Todtenopfer dem Grabe mag hinzugefügt worden sein. Die Bogengräber und sogenannten Märtyrerkapellen sind wahrscheinlicher für Familiengräber zu halten. Was die fernere Geschichte der Katakomben betrifft, so wurden sie lange zu Heiligenfesten und zur Abendmahlsfeier am Grabe eines Märtyrers benutzt: als dies allmählich aufhörte, seitdem man die bedeutendsten Märtyrergebeine in die Kirchen versetzte und die Sitte allgemeiner wurde, sich in dieser beerdigen zu lassen, verehrte man sie nur als Denkmäler der ersten christlichen Kirche, sicherte sie vor Verfall und schmückte vorzüglich hochgehaltene Stätten aus: noch bis zum 9ten Jahrhunderte treffen wir gottesdienstliche Feiern darin an, und einzelne Heiligenfeste noch später.

Der seit Sixtus V. angeregte Untersuchungsgeist führte zu ihrer genaueren Untersuchung, um die Märtyrergebeine dem Untergang zu entziehen: man verfuhr aber dabei nicht mit gleicher Sorgfalt in Hinsicht der Bildwerke und Inschriften: vieles kam in den Besitz von Privatpersonen und wurde zerstreut; das *Museum Christianum*, welches Benedict XIV. in der Vaticanischen Bibliothek anlegte, ist nur ein geringer Theil des vorhandenen gewesen Reichthums. Die allegorischen Sinnbilder der Christengräber und die häufigsten Darstellungen an Sarkophagen und in Deckengemälden werden angegeben; letztere nach Hrn. v. Rumolt, in dessen Italienischen Forschungen Theil I. und im Kunstblatte vom Jahre 1821.

Das vierte Hauptstück, überschrieben: Roma Basiliken und deren Mosaiken, von H. Platner, handelt 1) von der Form der christlichen Kirchen, wie sie sich in einer Zeit, wo die schöpferische Kraft der Architektur erloschen war, durch Aneignung der Basilikenform bildete; 2) von der inneren Einrichtung der Kirchen, insofern sie durch die gottesdienstlichen Verrichtungen und die Kirchenzucht bedingt wurde. Die älteste Absonderung der Kirche in *narthex*, *aula* und *sanctuarium*, in der *aula* der Chor mit den beiden Apsiden, in dem *sanctuarium* der Hauptaltar mit der unterirdischen Confession, werden beschrieben und wo sie sich noch jetzt nach alterthümlichem Gebrauche finden, nachgewiesen.

Das fünfte Hauptstück enthält eine historisch-kritische Uebersicht der Kunst in Rom von ihrer Wiederbelebung im 13. Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten. Der Verf., Hr. Platner, eröffnet diesen ungemein klar und anziehend geschriebenen, verhältnißmäßig auch sehr ausführlichen Aufsatz (von S. 441 — 614) mit einigen einleitenden Bemerkungen über das Verhältniß der neuern Kunst zu der des Alterthums. Er bezeichnet den Gegensatz beider dadurch, daß in der alten Kunst Schönheit der Form und Ausdruck der Gattung, in der neuern Ausdruck der Seele und Darstellung des Individuellen überwiegend sei; die Plastik herrsche im Alterthum; die Malerei in der christlichen Zeit vor, dergestalt, daß Bilder als Gegenstände der Verehrung im Alterthum nur plastische Werke, in der christlichen Zeit nur Malereien sind; die Malerei der Alten halte sich in mehrerer Hinsicht innerhalb der Grenzen der Skulptur, ihre Composition entspreche dem Charakter

des Reliefs, die neuere Plastik strebe oft thörichte Weise nach dem Mahlerischen. Aber bei aller Verschiedenheit habe die antike Plastik einen heilsamen Einfluß auf die neuere Malerei, zuerst und vornehmlich in Italien, geübt. Mit der Annäherung an das Ziel ihrer Vollendung erkannte die Malerei die Aufgabe, auf ihrem eigenen Boden mit dem Antiken in plastischer Schönheit, harmonischem Verhältniß, Fülle und Ausbildung des Körperbaues zu wetteifern, und sie verstand ihr Wesen so richtig, daß die Maler des 16ten Jahrhunderts auch in der Darstellung des alten Mythos glücklicher als die sich ihrer Studien rühmenden Künstler des 18ten Jahrhunderts gewesen sind.

Was die Schicksale der Kunst im christlichen Rom betrifft, so ist auch die neuere Kunst in Rom mehr eine fremde, dahin versetzte Pflanze, als ein einheimisches Gewächs, und von einer *Römischen Kunstschule* im gleichen Sinn wie von einer Florentinischen oder Venetianischen zu sprechen ist unpassend. Aber Rom ist durch die Macht und Kunstliebe der Päpste, zugleich durch die neu erstandene antike Kunstwelt der Mittelpunkt von Europa eben sowohl für die bildenden Künste, als für die Alterthumskunde geworden: der in Rom herrschende Geschmack erhielt durch den Zusammenfluß von Künstlern der gebildetsten Europäischen Nationen einen entschiedenen Einfluß; alle neuern Richtungen der Kunst haben sich vom 16. Jahrhundert an vornehmlich von Rom aus über andere Länder verbreitet. In Italien erhielt sich nur in Venedig bis zum Schluss des 16. Jahrhunderts eine eigenthümliche Malerschule, und im 17. Jahrhundert entwickelte sich in den Niederlanden eine nationale Richtung; auf die Französische Kunst wirkte Rom bedeutend ein, obgleich sich allerdings der eigenthümliche Nationalgeschmack, der in Frankreich mehr als in andern Ländern durch das Theater bedingt wurde, nicht minder geltend machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVII.

De Tabulis Etruscorum. Dissertatio Philologica auctore Carolo Ricardo Lepsius, Numburgensi. Berol. 1833. Typis Acad. Reg. Scient. (Doctor dissertation).

Schriften, die wie die vorliegende zunächst nicht dem größeren Publico bestimmt sind, sobald sie einen inneren Werth

haben, anzuzeigen, ist um so gerathener, als sie oft der Aufmerksamkeit dessen entgehen, den der Gegenstand interessirt. Betrachtet man die Geschichte der Litteratur dieser Ueberbleibsel, des vielleicht ältesten Restes Italischer Sprache, so darf man den Verf. nicht ungerecht nennen, wenn er in der Einleitung behauptet, daß in vier Jahrhunderten ihrer Kenntniß fast nichts zu ihrer wahrhaften Würdigung geschehen sei. Es ist leicht begreiflich, woher dies gekommen sei. So lange das Sprachstudium auf weniger wissenschaftlichen Principien beruhte, als es jetzt der Fall ist, konnte jede Vergleichung nur dem *Laut* nach, keinesweges aber nach organischen Sprachgesetzen geschehen, und so blieb man bei Enträthselung solcher Ueberbleibsel wesentlich beim Rathen und Umtappen nach Gleichklängen stehen. Das vorliegende Buch geht nun mit wahrhaftem Ernst an die Untersuchung, und stellt zunächst im ersten Kapitel die Geschichte dieser Tafeln dar. Das Jahr der Auffindung ist ungewiß. Concioli erzählt: es seien im Jahre 1444 9 erzene Tafeln in einer *subterranea Concameratione apud Theatrum ubi antiquitus Eugubium sedebat*, gefunden worden; von diesen neun seien 133 Jahr vor Concioli (1673 — also 1560) 2 nach Venedig unter Bedingung der baldigen Rückgabe gesandt worden, nie aber zu den übrigen 7, die im „*Archivio secreto Palatii communis*“ bewahrt wurden, zurückgekehrt. Andere erzählen anderes. Passarius spricht von einem Kaufe dieser Tafeln, der im Jahre 1456 geschehen sei, wo indessen nur von 7 Tafeln die Rede ist; er stützt sich hierin auf die Stadtregister „*Civitatis Eugubii librum Reformationum*“. Der Verf. neigt sich der ersten Erzählung zu, und charakterisirt im Laufe des ersten Kapitels die Bemühungen der einzelnen Gelehrten um die Entzifferung dieser Tafeln, vom ersten *Bernardinus Baldus* bis zum gelehrten *Lanzi*. Spät erst wurden die Tafeln vollständig und in ihrer eigenthümlichen Schrift gedruckt.

Das zweite Kapitel enthält eine gedrängte Darstellung der Umbrischen Schrift überhaupt.

Umbrische Monumente zeigen doppelte Schrift, entweder Römische oder sogenannte Etruskische. Von den Eugubinschen Tafeln sind 5 mit Etruskischen, 2 und zwar die größeren so wie einige Zeilen einer Etruskischen mit Lateinischer Schrift geschrieben; wie denn dieser Unterschied sich auf anderen Münzen und Inschriften wiederholt. Woher diese Erscheinung? Steht sie ohne alle Beziehung zu der Sprache. Der Verf. ist nicht dieser gewöhnlichen Ansicht, und stellt für die Betrachtung aller Italischen Inschriften folgende Sätze auf: 1) Etruskische Inschriften sind immer älter als die Lateinischen desselben Ortes; 2) die Etruskische Schrift der verschiedenen Italischen Völker ist dieselbe, wie den Etruskern eigenthümlich und ursprünglich; 3) der Unterschied der Schrift der Lateinischen und Etruskischen Inschriften drückt zugleich einen Unterschied der Sprache aus. Diese drei Sätze sucht der Verf. in den folgenden Seiten näher zu begründen, da namentlich vom dritten der Gang seiner Untersuchung abhängt. Freilich sieht man, daß die zu große Be-

stimmtheit, die diesen Sätzen gegeben wird, durchaus nicht leicht erweisbar ist. Demnach scheidet der Verf. zwischen Lateinisch- und Etruskisch geschriebenen Tafeln, und führt den Unterschied derselben auf den der zeitlichen Veränderung der Sprache zurück. So handelt denn das folgende Kapitel über die Aussprache der einzelnen Buchstaben, ihren Werth und Gehalt für Bezeichnung der einzelnen Formen, in steter Vergleichung aller Tafeln. Wie schwierig eine solche Untersuchung sei, da oft eine Bestimmung nur nach einem vorliegenden Worte gegeben werden kann, wird derjenige leicht einsehen, der sich mit solchen Gegenständen beschäftigt hat; Scharfsinn und genaue Beobachtung zeichnen hier den Verf. durchweg ebenso sehr aus, wie eine genaue und sichere paläographische Kenntniß.

Ist so der Laut der Buchstaben, und ihr Werth für den Ausdruck bestimmt, so geht der Verf. zu der Zeit über, in der die Tafeln geschrieben sind. Form der Buchstaben, so wie die Form des Wortes müssen hier leitend sein, um zunächst das relative Alter der einzelnen Inschriften unter sich zu bestimmen (p. 80). Daß dies der wahre und einzige Weg, wiewohl ein sehr schwieriger sei, wird niemand dem Verf. ablungnen wollen. Am sichersten ist freilich die bei weitem konstantere und minder der Hand des Zufalls preisgegebene Spracherscheinung, und diese ist es auch, die den Verf. zu seinen Annahmen bestimmt. Solche Erscheinungen z. B. wie die Verwandlung des *s* in *r* zwischen Vokalen, von denen mit ziemlicher Genauigkeit die Zeit angegeben werden kann, dürfen natürlich zu dem festesten und bestimmtesten Resultate führen, vorzüglich wenn sie nicht vereinzelt dastehen. Bei den Lateinischen Tafeln bleibt für den Ausdruck der Schrift auch die Vergleichung mit älteren Monumenten übrig, die oft mit gewissem Erfolg vorgenommen werden kann. So kommt der Verf. endlich zu dem Resultate, es seien die Umbrischen Tafeln von den Lateinischen fast um zwei Jahrhunderte geschieden, und letztere ungefähr um die Mitte des 6ten Jahrhunderts a. v. c. zu setzen. Das letzte Kapitel nun enthält die Stellung der einzelnen Tafeln, und es wird der Zeit gemäß die Ordnung derselben unter sich gegeben die Dempstersche Anordnung gegeben. So weit reicht die vorliegende Dissertation, die nur der Anfang eines größeren Werkes ist. Im Allgemeinen zeigt sich beim Verf. eine reiche Belesenheit und Gelehrsamkeit, Scharfsinn zur Kombination und namentlich Vertrautheit mit den neueren grammatischen Studien. Recht interessante grammatische Fragen behandelt das Werk, z. B. ob das Umbrische, die dem Indogermanischen sonst nur im Pronomine eigenthümliche Endung des Neutrums auf *d* überall aufgenommen statt der gewöhnlichen *m*, sich somit dem deutschen Adjectivo ganz nahe verwandt zeige, wobei der Verf. uns indeß viel zu schnell zu Urtheilen schmeißt. Herzlichen Dank also dem Verf. für seine Gabe, möge er ja nicht säumen, uns das Werk bald in seinem ganzen Umfange zu geben.

Agathon Benary.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstel. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Hr. Platner giebt darauf in allgemeinen Umrissen die Entwicklungsperioden der Italienischen Kunst an: Giotto und Masaccio machen ihm die Epochen der beiden ersten, von Leonardo da Vinci bis zu Tizians Tode rechnet er die Zeit der Vollendung. Um jene zu studiren ist besonders Florenz der Ort: für Rom ging die bedeutende Periode der Entwicklung Italienischer Kunst wegen der Abwesenheit der Päpste fast ganz verloren, und außerdem vernichtete spätere mit falscher Kunstansicht verbundene Verkennung jener Meister viele ältere Malereien in Rom. Hr. Platner charakterisirt die großartige Simplizität und Bedeutsamkeit des Giotto, die ansehnliche Kunst des Angelico da Fiesole, das technische Verdienst des Pietro Perugino nach Verdienst, und weist nach, was von ihren Arbeiten noch in Rom zu finden ist.

Aus der Periode der vollendeten Kunst besitzt Rom nur ein sicheres Gemälde von Leonardo da Vinci, wenig und zu ihrer Würdigung nicht hinreichendes von Tizian und Paolo Veronese, nichts von Correggio. Es bleiben also hauptsächlich nur Michelangelo und Raphael mit seiner Schule zu charakterisiren übrig, und über diese Meister, deren Werke den Glanz Roms ausmachen, verbreitet sich Hr. Platner ausführlich und sehr belehrend. Er bespricht die Composition, den Ausdruck, die Zeichnung und das Colorit in Raphaels Werken, mit Hinweisung besonders auf das in Rom Vorhandene. Raphael ist ihm der Shakespeare unter den Malern, der am vielseitigsten und poetischsten die Schönheit menschlicher Natur erfaßte, der nur weil er die Malerei in ihrem eigenthümlichen, von der Plastik

verschiedenen Wesen auf die umfassendste Weise ergriff, auf das Nackte nichts das vorherrschende Gewicht legte wie Michelangelo, der auch als Maler mehr auf dem Standpunkt des Bildhauers blieb. Dafs Raphael auch in der Bildung seiner Madonnen den Charakter der ihn umgebenden Natur, den Ausdruck individueller Schönheit, nicht verließ, rechtfertigt Hr. Platner dadurch S. 493 „weil er bei den häufigen Darstellungen dieses Gegenstandes, wozu ihn das religiöse Bedürfnis seiner Zeit veranlaßte, durch Wiederholung derselben Bildung in Einförmigkeit verfallen sein würde, wie es dem Francia erging, dessen Madonnen tiefen Ausdruck der Frömmigkeit zeigen, aber einander vollkommen ähnlich erscheinen. Raphaels mannigfaltiger Geist hingegen gewährt uns in seinen zahlreichen Vorstellungen sogenannter heiliger Familien den Charakter der heiligen Jungfrau als das Bild weiblicher Sittlichkeit und mütterlicher Liebe in mannigfaltigen Graden und Annäherungen des Menschlichen zum Göttlichen. Dafs er dabei auch diese Idee in ihrer höchsten Erhabenheit darzustellen wußte, hat er mehr wie je ein anderer Künstler in dem Bilde der Dresdener Gallerie auf das Unwidersprechlichste bewiesen“. Tizians Fleischfarbe ist im Ganzen blühender und, so zu sagen, sinnlicher, Raphaels dem historischen Stile angemessener; in Betreff der Zartheit der Carnation, wodurch sich die Venetianer vor andern Italienischen Malern auszeichnen, bringt Hr. Platner die provinzielle Verschiedenheit der im Norden feineren und weißeren Haut in Anschlag; hinsichtlich der changirten Farben in den Gewändern folgte Raphael nur dem Beispiel der älteren Maler. Seine Beleuchtung ist einfach und natürlich, Correggios Kunst hierin hängt mit dem ganzen originellen Stile dieses Meisters so zusammen, als sie dem Charakter von Raphaels Kunst widersprechen würde. Zuletzt wird Raphael als Bildnißmaler betrachtet, wo er in höherm Grade Treue und Sorgfalt mit Schönheitssinn vereinigt; er

erfaßt die Natur in dem Moment ihrer völligen Befriedigung und setzt alles Nebenwerk mit der Hauptidee in Verbindung.


Von Michelagnolo handelt Hr. Platner von S. 499 bis 515. Er läßt ihn zwischen dem entgegengesetzten Meinungen übertriebener Bewunderer und einseitiger Tadler volle Gerechtigkeit widerfahren, und führt die Parallele zwischen ihm und Raphael, zu welcher ihre im Vatican vereinigten Meisterwerke auffordern, sehr befriedigend durch. So wie er den Raphael wegen seiner Kunst im Ausdruck dramatischer Handlung und des menschlichen Gemüths mit dem Shakespeare verglichen, so findet er eine Verwandtschaft des Michelagnolo mit dem Dante, den er selber unter allen Dichtern am meisten verehrte. Der Charakter seiner Kunst ist Idealität, nicht der Schönheit, sondern der Kraft, Kühnheit und Stärke; daher gelang ihm die Versinnlichung überirdischer erhabener Gegenstände (des alten Testaments) am besten; seine Propheten und Sibyllen in der Sixtina sind unübertreffliche Vorbilder. In der ungemeinen Gründlichkeit der Zeichnung und vollendeten Darstellung der Form erkennt man, daß er als Mahler aus dem Bildhauer hervorgegangen; aber sein Trieb, die schwierigsten Aufgaben der Zeichnung zu lösen, verleitete ihn zuweilen, der Mannigfaltigkeit der Stellungen die Angemessenheit aufzuopfern, so wie seine Vorliebe für die Bildung des Nackten ihn veranlaßte den Typus der christlichen Kunst in der Darstellung des Heiligen hintanzusetzen. Hr. Platner erkennt daher den Preis der Meisterschaft nicht dem jüngsten Gericht, in welchem jene Mängel hervortreten, sondern den Deckengemälden der Sixtina zu, eine Ansicht, für welche sich erst die neuere Zeit und namentlich Deutsche Kunstrichter bekannt haben.

Raphaels Schüler werden charakterisirt, von denen Giulio Romano sich in mythologischen Darstellungen selbst vor seinem Meister auszeichnete, aber vollständig nur in Mantua erkannt werden kann: Garofalo wird mit Recht, besonders nur wegen seines kräftigen und klaren Colorits gelobt. Correggio behandelt der Verf. in dieser Abhandlung nur wegen seines Einflusses auf die spätere Kunst: er charakterisirt ihn als den Gegensatz des Michelagnolo bei gleicher Meisterschaft in der Kunstübung, aber nicht gleicher Würdigkeit, indem Michelagnolo den Geist zu erheben, Correggio den Sinn

durch Gefälligkeit und den Reiz der Farbenwirkung zu ergötzen strebte.

Von diesem hohen Standpunkt der Vollendung, den die Kunst langsam erreicht hatte, sank sie darauf schnell um die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Die Ursache dieser Erscheinung findet Hr. Platner selbst schon in Michelagnolo und Correggio, insofern ihr origineller Stil nicht selten an Willkühr streift, „durch welche der Künstler ein durch seine Selbstheit erschaffenes Ideal an die Stelle der Idee der Natur setzt, nicht von dieser beherrscht sein will, sondern sie vielmehr zu beherrschen strebt, und dadurch in dasjenige verfaßt, was man unter Manier im mißbilligenden Sinne des Wortes versteht“ S. 526. Ihre Nachahmer ergriffen gerade dies, die des Michelagnolo zeigten gesuchte und gewaltsame Stellungen ohne den Ausdruck des mächtigen Lebens in den Gestalten jenes Künstlers und prunkten mit dem Nackten ohne wahre Gründlichkeit, die des Correggio geriethen in entschiedene Ziererei und Weichlichkeit, indem sie das Reizende und Sanfte des bewunderten Meisters zu erreichen suchten. Baroccie mit der Unbestimmtheit seiner Formen, seiner willkürlichen Farbengebung und seinem affektierten Lächeln zeigt diese verunglückte Nachahmung des Correggio am deutlichsten, während die Schule des Michelagnolo in einzelnen Malern wie Sebastian del Piombo, Vasari u. a. und in einzelnen Werken noch größeres Verdienst behauptete. Im Verlauf der Zeit aber verlor sich der Sinn für das Erhabene, der doch der einseitigen Bewunderung des Michelagnolo noch immer zu Grunde lag, mehr und mehr, und der Geschmack neigte sich, vornehmlich im 18ten Jahrhundert, zum Weichlichen und gemeinen Reiz der Sinne hin.

Wiederum behandelt Hr. Platner ausführlicher die neue Epoche der Italiänischen Malerei, welche durch die Bemühung der drei Caracci bezeichnet wird, die Kunst von den Abwegen der Manieristen zur wahren Bahn zurückzuführen. Auch sie gingen von der Nachahmung aus, strebten aber die Vorzüge des Antiken und der ihnen vorausgegangenen moderner Künstler dadurch in sich zu vereinigen, daß sie jeden derselben in dem Theile der Kunst nachzuahmen suchten, worin er ihrer Meinung nach als vorzüglich ausgezeichnet betrachtet werden konnte. Hr. Platner betrachtet ausführlich den Charakter ihrer Kunst, Gruppierung mehr

Im Aufsatze Anordnung bestehend: als hervorgegangen aus dem Ausdruck der Handlung; gründliche Zeichnung, aber mehr negative Correctheit nach dem Modell, als positive Vollkommenheit in richtiger Auffassung des lebendigen Moments; die Formen und Massen  als Caracci's groß, aber nicht großartig. Ueber die Farbengebung der Caracci und überhaupt der nachfolgenden Meister macht der Vf. S. 537 eine beachtenswerthe technische Bemerkung: „Die früheren Meister gaben der Untermalung nicht den Ton, den sie beabsichtigten, sondern brachten denselben erst durch die vereinigte Wirkung der beim Uebermalen angewandten Leuchtfarben und der durchscheinenden Unterlage hervor. Dadurch erhielten die Gemälde ein klares, durchsichtiges Ansehn, und die Mahlerkunst vermochte durch diese Methode die technische Verfahrungsweise zu verbergen, und ihren Erzeugnissen das Gepräge von Naturwerken zu ertheilen, in denen die Farbe nicht von Außen aufgetragen, sondern mit dem Stoff vermählt erscheint. Die Caracci hingegen bedienten sich zur Anlage wie zur Vollendung gewöhnlich nur dick aufgetragener Erdfarben, und wenn sie ja noch zuweilen lasirten, so ging die vortheilhafte Anwendung davon verloren, weil sie die Unterlage nicht darauf zu berechnen und zu präpariren verstanden. Dadurch erhielten die Gemälde ein schweres, undurchsichtiges und materielles Ansehen, wobei man, mit der Kunstsprache zu reden, die Palette bemerkt, nämlich die bestimmten und rehen Farben, deren sich der Mahler bediente.“ Zugleich ist seitdem auch in der allgemeinen Harmonie der Farbenwirkung ein von dem früheren verschiedenes Princip eingetreten: früher suchte man sie durch eigentliche Zusammenstimmung der Farben hervorzu- bringen, jetzt durch einen, das Ganze beherrschenden dunklen Schattenton. Der Sinn für die Composition schöner und kräftiger Farben verlor sich demnach immer mehr nicht nur in der Kunst, sondern auch im Leben: grau und schwarz wurden die Modifarben, leb- hafte und bunte Farben erschienen unverträglich mit der verfeinerten Kultur. In der Oelmalerei erhielten die Niederländer den Vorzug, obgleich die Kunst der Zusammenstimmung der Farben sich auch bei ihnen verlor: nur die Freskomalerei behauptete sich in Italien noch in einem gewissen Grade der Vollkommenheit.

Neben den Caracci verdient als Begründer der neuen Periode Caravaggio zu stehen, der sich eben-

falls den Manneristen, obgleich auf andere Art durch den Grundsatz, die Wirklichkeit mit allen ihren Män- geln nachzuahmen, entgensetzte. Seine Tüchtigkeit im Technischen ist anerkannt, so wie die nationale Wahrheit, die er seinen Scenen des gemeinen Lebens zu geben gewußt hat, während seine Darstellungen heiliger Geschichten roh und ohne Ausdruck der Erhaben- heit sind. Dabei verfiel er aber selbst wieder in Ma- nier durch die neue Art der Beleuchtung mittelst einer in der Höhe angebrachten Oeffnung, wodurch seine Gemälde eine starke, aber nicht wahrhaft schöne Wir- kung durch Farbe, Licht- und Schattenmassen erhielten.

Von den Schülern und Nachfolgern dieser Meister werden Spagnoletto, Calabrese, Valentin in Bezug auf Caravaggio eben nur genannt; aus der Caraccischen Schule erhalten Domenichino und Guido Reni eine et- was ausführlichere Würdigung, jener wegen seines redlichen Strebens nach dem Höheren bei beschränk- ter Phantasie und nicht glücklicher Leichtigkeit, Guido Reni wegen seines großen aber im Alter vernachlässig- ten Talents und seines ausgezeichneten Rufes bis in die neueste Zeit, die er doch nach Hrn. Platner eben nur einer gewissen Anmuth, welche dem Geschmack der Späteren entsprach, verdankt. Es könnte scheinen, daß Hr. Platner, durchdrungen von der Vortrefflichkeit der Raphaelischen Kunstperiode, diese spätere immer noch glänzende Periode der Italiänischen Malerei zu sehr von ihrer negativen Seite betrachtet, wie er denn zunächst auch an dem Guercino geneigter ist das Man- gelhafte, als seine Vorzüge hervorzuheben: denn er kann es schwerlich ganz im Ernste gemeint haben, wenn er sagt, daß der früheren dunklen Manier dieses Meisters *vielleicht nicht mit Unrecht* der Vorzug vor seiner späteren lichten gegeben werde, wobei Ref. nur an die vortreffliche Färbung in dem Bilde der heiligen Petronilla der Sammlung Capuccini erinnern möchte. Ref. kann den Grundsätzen der Beurtheilung im All- gemeinen nur beipflichten, und er überläßt sich der belehrenden Führung des Hrn. Platner unbedenklich viel lieber, als den unbedingten Lobpreisungen Fioril- lo's. Doch kann es nicht fehlen, daß der Beschauer in der Freude des Kunstgenusses bei den vielen ganz oder größtentheils gelungenen Bildern der Caracci und ihrer unmittelbaren Nachfolger die Partei dieser Mei- ster gegen den strengen Beurtheiler nimmt, der mehr ihren Abfall von der Kunsthöhe, als ihren Werth

an sich zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVIII.

Die Rechtfertigung durch den Glauben. Ein Versuch von Herm. Friedr. Geisse, Prediger zu Neukirchen u. s. w. Marburg 1833. 204 S.

Alle einzelne lichtvolle Punkte dieses, von einem namhaften Gelehrten*) schon als das Werk eines scharfsinnigen Kopfes anerkannten Buches hervorzuheben und zu würdigen, verbietet der Raum. Im Allgemeinen ergibt sich dem Unbefangenen folgendes Bild. Es zeugt diese Schrift nicht nur (im ersten exeg. Th.) von einem geistigen Eindringen in den Genius der heiligen Schrift, welches schon an sich den Bearbeiter über die gewöhnlichen exegetischen Produkte unserer Zeit erhebt, und frei von aller Prunksucht gelehrten Vielwissens in alle Wahrheit jener unerschöpflichen Fundgrube leitet; sondern sie verräth auch einen philosophischen Forscher, der den Begriff des Dogma, den Geist der Kirchenlehren, denkend erfasst hat. Denn wenn auch die gegenwärtige Form des zweiten philosophischen Theils noch unvollkommen ist, — sowohl hinsichtlich der Sprache, (sie ist oft zu weichlich süß, die Perioden schwer gebaut und überladen, der philosophische Ausdruck oft nicht bestimmt genug, einzelne Stücke sind zu weitläufig), als auch hie und da in der Unter- und Ueberordnung der einzelnen Elemente der Begriffe und der genetischen Auseinanderfolge der Gedanken; — so ist doch die Aufgabe der philosophischen Begründung des in der Bibel und Kirche Gegebenen, nach der Seite des Inhaltes, würdig gelöst. Ein freilich nur magerer Gedankenanzeiger der 2ten Abth. mag hier eine Stelle finden.

Wer das Menschenleben kennen lernen will, muß in die stille Welt der eigenen Seele einkehren, sie unmittelbar erfassen und die Bestätigung des dadurch erworbenen Wissens in der Beobachtung des Lebens anderer Menschen suchen. So lernt er das Wesen der Immoralität in dem Menschen kennen, so erforscht er auch das zarte Leben im Kindheitszustande, und die Art und Weise des Erwachens des klaren, selbstbewussten und selbstthätigen Lebens: der Individualität und in ihr der Sünde. Vor diesem Erwachen ruht die Seele des Kindes noch in den Dingen, es ist alles objectiv; sie ist 1) ohne Sünde, unschuldig; 2) fern von Irrthum und Zweifel, es ist ihr Alles Wahrheit, ihr Glaube ist der absolute Glaube selbst; und 3) frei von allen Leiden des Lebens als der Folge des Irrthums und der Sünde. So ist das Kind unfrei mit Gott innig verbunden, erhaben über die Gebrechen des Lebens, ohne Selbstsucht. Dennoch entspricht dieser Zustand der Bestimmung des Menschen nicht, die unbewusste, unfreie Unschuld muß durch den Sieg über die Sünde bis zur kindlichen Unschuld zurück emporsteigen, und diese Freiheit wird nicht ohne das Lostrappen vom

Kippen der Unschuld, nicht ohne Selbstsucht, Haften an dem Individualität, welches Sünde, Irrthum und Zweifel, und Leiden erzeugt, erlangt. Dies Versinken in den Zustand eines individuellen Wesens ist der Sündenfall, er ist 1) wie das Erwachen des Bewusstseins der Individualität selbst, ein allmählicher; 2) er ist die Begriffs aller Unvollkommenheiten des leiblichen und zeitlichen Lebens, der Tod und Alles Uebel eine Folge desselben; 3) er ist notwendig und frei zugleich, denn beim Entstehen des Selbstbewusstseins war die Freiheit wenigstens im Entstehen, daher Zurechnung; 4) er ist die Bedingung des vernünftig freien Lebens und wird so 5) die Quelle des himmlischen Zieles der Menschheit: der freien Wiedervereinigung mit Gott nach dem Siege über die Sünde. Eine unmittelbare Folge des Sündenfalles, so wie die Quelle alles Strebens der Menschheit, ist die Sehnsucht nach Erlösung. Das gesammte Streben des Menschen ist der notwendige Ausfluß dieser Sehnsucht, auch im Lasterhaften, weshalb die Vorstellung der Erlösung nicht einseitig, oder durch Einfluß von außen her bestimmt sein darf; die heilige Sehnsucht muß die Vorstellung wecken, und zugleich von ihr geweckt werden, nur aus Beiden strebt der Mensch frei nach der Erlösung, der freien Wiedervereinigung der Würde des Lebens, d. i. der Freiheit von der Naturgewalt, von der Sünde und dem Irrthum, den drei frei notwendigen Folgen des Sündenfalles. Sie ist das Leben in der Seeligkeit, in der Heiligkeit und in der Wahrheit. Sie ist das Leben in der Liebe. Die Vorstellung der Erlösung wird notwendig zur Vorstellung des Erlösers, oder: die Vorstellung der Erlösung ist der Erlöser*). Er ist der selbstbewusste Mensch in Gott, welcher den Unterschied von Gott nicht erfahren hat, er ist aber auch der selbstbewusste Gott im Menschen, die Gottheit und die Menschheit des Erlösers ist gar nicht verschieden. Er ist in der Liebe, in Gott und in dem Menschen zugleich seit Anfang der Zeiten, wie die Erlösung auf Erden nie vollendet wird. Die äußerliche Erscheinung des Erlösers, der der Mensch bedarf, ist vollendet in Jesus, dem anfassenden Bilde des ewigen, wahren Christus. Die Erlösung wird bedingt durch die Rechtfertigung. Wahre, nicht auf Selbsttäuschung beruhende Rechtfertigung (Darstellung der Strafflosigkeit) vor sich selbst in dem Urgrunde des Lebens, ist die Rechtfertigung vor Gott, weil der Mensch vor Gott nie anders, als in sich selbst gerechtfertigt sein kann. Sie gründet sich auf die Quelle des menschlichen Strebens, nicht auf das Streben selbst, das aber mit jener ewig verbunden sein muß. Diese Quelle des Strebens ist der Glaube, durch die Tugend geschieht keine Rechtfertigung, weil der Mensch nie alles Gefühl seiner Individualität vernichten kann, sie würde sich auch auf Ansprüche gründen, nicht auf Gnade. Glaube ist wahre Belebung vom Göttlichen; und Liebe, Hinnäherung zu ihm, Streben, sie immer mehr und wahrer zu erlangen, Glaube an Christus ist das wahrhafte Bewusstsein und Bewusstsein von dem Geiste des Erlösers, er rechtfertigt durch das Bewusstsein der Verbindung des inneren Lebens mit dem Göttlichen.

*) Dr. Suabedissen, vergl. d. Verreide vorliegender Schrift.

*) Ueber diese Worte vergl. Suabedissens Urtheil a. a. O.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wih. Röstel. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Es ist offenbar, daß bei dem Drange der Bestrebungen in jener friedlich wohlhabenden und prunkliebenden Zeit Italiana der sichtbare Wechsel in der Behandlung der Farben weniger in einem Mangel an Einsicht und Kenntniß, als an Sorgfalt und Zeit seinen Grund hat, wonach sich dann der Kunstfreund lieber an den sorgfältigeren Werken erfreut, als bei den übereilten tadelnd verweilt. Und so können wir auch von dem unparteiischen Kunstsinne des Vfa. erwarten, daß er im Fortgange des Werks bei dem Gelingen um so heiterer verweilen wird, je mehr er in der wissenschaftlichen Einleitung das nachtheilige Verhältniß der Künstler zu dem Ideale der Kunst ins Licht gesetzt hat.

Nachdem Hr. Platner noch kurz Albani und Lanfranco, etwas ausführlicher Poussin charakterisirt hat, welchem sein Studium der Antike und seine theatralisch ausdrucksvolle Composition die unbedingte Werthschätzung der Neuern, besonders seiner Landsleute, trotz seines auffallenden Mangels an Farbensinn, erworben hat, geht er zur Periode des Verfalls der Kunst über, die er von dem noch talentvollen Pietro da Cortona datirt. Man verließ die Gründlichkeit der Früheren, begnügte sich mit einem oberflächlichen Effect für den Sinn, und würdigte dadurch die Mahlerkunst zu einer völlig gehaltlosen unbedeutenden Verzierung herab.

Geschlechter und bedeutungsloser Gruppeneffect (der Maschinisten), willkürlich angenommene Beleuchtung, Streben durch Handfertigkeit und Virtuosität des Pinsels zu glänzen, charakterisiren diesen Zeitraum. Die Versuche, die Kunst zu verbergen, offenbarten sich bei

der Zurücksetzung der alten Meister höchstens noch durch Annäherung zu dem Stile der Caraccischen Schule, und nur Carlo Maratta verdient unter seinen Zeitgenossen dadurch, daß er sich am meisten dem Guido Reni näherte, mit Auszeichnung genannt zu werden.

Wir übergehen den Abschnitt über Landschaftsmahlerei, welche abgesondert nur von Fremden in Rom auf eine ausgezeichnete Art betrieben wurde, und über die Schicksale der neuern Skulptur bis auf den geistreichen, aber durchaus manierirten Bernini, um den Verf. zum Ziele seiner Abhandlung zu begleiten. Raffael Mengs und Winkelmann setzten sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dem von Pietro da Cortona und in der Skulptur von Bernini verbreiteten Geschmack entgegen. Mengs' Einfluß war nur ein negativer, es fehlte ihm an fruchtbarem Genie, selbst an leichtem Talent: er legte eine eklektische Ansicht dar, die, weil sie die Kunst als ein Angelegenes und aus Theilen Zusammengesetztes betrachtet, das innere Leben derselben aufhebt. Seine und besonders Winkelmanns theoretische Schriften wirkten zur Hervorbringung der neuern Französischen Mahlerschule Davids, welche mit der genauern Nachahmung der Antike das Theatralische, worin der eigenthümliche Charakter der Französischen Kunst besteht, verband. Canova gebührt die Anerkennung, daß die Skulptur durch ihn wieder in Aufnahme gebracht ist, aber der Ruf, der ihn nicht nur über alle Neuern erhob, sondern den Alten gleichstellte, ist bedeutend einzuschränken. Er ist doch nur ein verbesserter Bernini, der den eigenthümlichen Charakter seines Zeitalters, die Sentimentalität, zu treffen wußte, manierirt, am glücklichsten noch in der Darstellung weiblicher Grazie, aber verfehlt in ernsten heroischen Darstellungen, und demnach mit Recht noch vor dem Ende seines Lebens Thorwaldsen nachgesetzt, der die Kunst in ihre alten Rechte wieder einsetzte. Wie die

Mahlerei durch und seit Mengs geübt wurde, stellt Hr. Platner anschaulich dar. Es war eine mühselige Zusammenstellung des Einzelnen nach lebenden und künstlerischen Modellen, bei hohen Ansprüchen Mangel an dem Poetischen der Kunst, welches in der Darstellung von Ideen besteht, die durch unmittelbare Anschauung im Geiste erwachen, und welches auch allein nur wahre Form und Stil erzeugt; dabei immer noch die durch die Caraaci eingeführte schwere und undurchsichtige Behandlung der Farben. Als Urheber einer lebendigeren Kunstansicht in Rom gedenkt Hr. Platner rühmend der Deutschen Maler Carstens und Schick, von denen des ersteren Compositionen eine fruchtbare und wahrhaft dichterische Einbildungskraft zeigen, obgleich er in der Verschmähung des Modells zu weit ging, und dadurch manchen Tadel derjenigen rechtfertigte, die negative Correctheit für das höchste anzusehen gewohnt sind; Schick, in Davids Schule nach dem Modell geübt, Richtigkeit und Freiheit bei Porträten und idyllischen Compositionen zeigte — beide bei ihrem kurzen Leben das Höchste der Kunst nur anstreben, nicht erreichen konnten. Jedoch habe seitdem dies Bestreben, die Kunst auf den Geist als ihre Wurzel zurückzuführen, fortwährend bei den Deutschen Künstlern in Rom immer mehr Raum gewonnen: nur bei mehreren sich damit aus einer nicht richtig gefassten Werthschätzung der sogenannten vorraphaelischen Periode ein verfehltes Bestreben der Nachahmung mittelalttriger Kunst verbunden.

Seine Darstellung der Geschichte der neuern *Architektur* in Rom eröffnet der Verf. mit einigen geistreichen Bemerkungen über die Verschiedenheit dieser Kunst von den andern bildenden Künsten, insofern sie zunächst einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck befriedigt und sich demnach zur Skulptur und Malerei wie die Beredsamkeit zur Poesie verhält. Geschichtlich hat sie in der neuern Zeit darin einen verschiedenen Gang genommen, daß sie, während jene beiden Künste bis zum 13. Jahrhundert noch in roher Gestalt ohne erhebliche Fortschritte blieben, in jener Zeit schon bedeutende Werke hervorgebracht hatte. Insbesondere war im Norden, in dem sogenannten *Gothischen*, richtiger Deutschen Geschmack eine ganz eigenthümliche und in ihrer Art höchst vollendete Baukunst erschienen. Diese fand um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Italien Eingang, verlor aber daselbst mehr oder minder ihre ursprüngliche Reinheit. Durch die noch be-

stehende Macht des antiken Elements ging ein aus beiden vermischter Stil hervor, der auch äußerlich durch den Ueberfluß von Säulen und andern architektonischen Zierathen alter Gebäude Nahrung erhielt.

Im 13. Jahrhundert verschwand dieser Geschmack der Baukunst in Italien, und es entwickelte sich aus dem Studium der alten Architectur eine dem Charakter des neuern Italiens eigenthümliche, keineswegs in sklavischer Nachahmung der alten bestehende Baukunst. Sie zeigte sich jedoch vollkommener in Palästen als in Kirchen, denn die Meisterwerke nicht nur des Gothischen, sondern auch des Italiänisch-Gothischen Stils entsprechen immer noch mehr als die Kirchen der vorzüglichsten Italiänischen Baukünstler des 15. und 16. Jahrhunderts dem Charakter des christlichen Gottesdienstes. Man hätte dafür nur die einheitliche Basilikenform beibehalten und gehörig ausbilden sollen, weil sie der Malerei ein besseres Feld gewährt, als der allerdings sonst der Erhabenheit des christlichen Glaubens vollkommener entsprechende Gothische Stil.

Rom selbst betreffend, so steht diese Stadt an wahrhaft schönen Werken der neuern Baukunst unter Florenz, Venedig und mehreren andern Städten Italiens. Doch bietet das Ganze keiner andern Stadt einem so großen und erhabenen Anblick dar, die hügelichte Lage bringt ungemeine Abwechslung in Formen und Linien hervor, das Mangelhafte der Gebäude verschwindet in der Ferne durch die herrschende Großheit in der Anlage des Ganzen. Der Verf. macht die bedeutendsten Reste des Mittelalters namhaft. Als die schönsten Denkmäler der neuern Baukunst in Rom erkennt er die Werke des Bramante und Peruzzi am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts (z. B. die Cancelleria, die Loggien im Vatican, die Farnesina). Schöne Verhältnisse findet man auch in den nach den Angaben Raphaels und des Giulio Romano aufgeführten Gebäuden. Aber ein überladener, wahrscheinlich von den Werken der späteren Kaiserzeit abgeleiteter Stil zeigt sich schon in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in den Bauwerken des Sangallo und des berühmten Michelagnolo. Vignola, Fontana, Ponzio und andere des 16ten Jahrhunderts zeigen noch einen ziemlich guten, wenn gleich nicht von Ausartung völlig entfernten Geschmack. Aber im 17ten Jahrhundert trat die Ausartung der Baukunst in dem gesuchten mahlerischen Effect und in der Ueberhäufung der Gebäude

mit Säulen, Pilastern, Schnörkeln, Muscheln, Ausladungen und Globen hervor. Hr. Platner erwähnt hierbei nur diejenigen Baukünstler, die in der Geschichte des Verfalls der Kunst Epoche machten und in ihrer Zeit vorzüglich den Ruf erlangten, wie Carlo Maderno, der die Fassade der Peterskirche aufführte und dadurch das ungeheure Werk nach einem von dem Entwerfer Michelangelo's wesentlich abweichenden Plane vollendete. Immer aber sind ihre Werke noch ausgezeichnet vor den in heutiger Zeit aufgeführten Werken, die bei gänzlichem Mangel an Sinn für gute Verhältnisse Armuthigkeit des Geistes verrathen. „Die Architektur im Allgemeinen, schließt der Verf. S. 614, möchte sich gegenwärtig in einem Zustande befinden, demjenigen nicht unähnlich, worin sich die Malerei in der Epoche des Mengs befand. Die gepriesene Wiederherstellung des guten Geschmacks dürfte nur im negativen Sinne zugegeben werden können, und hinter dem sogenannten reinen Stil sich gewöhnlich Charakterlosigkeit und Dürftigkeit des Geistes verbergen.“

Das vierte Buch, betitelt: *Topographische Einleitung*, kehrt zur antiquarischen Untersuchung zurück, und behandelt die wechselnde Befestigung und die Thore der Stadt. Die erste Befestigung der aus einzelnen befestigten Hügeln bestehenden Stadt Rom kann nur hypothetisch angenommen werden. Hr. Bunsen macht hierbei die Bemerkung, daß die Befestigung der Hügelsstädte Latiums sich von der Befestigung der Volturnischen, Hernikischen und Marsischen Städte dadurch unterscheidet, daß bei ihr kein Bau von Polygon- oder sogenannten cyklopischen Mauern vorkomme. Ueber die Servische Befestigung verbreitet er sich ausführlich. Sie bestand bekanntlich aus einem Walle und Graben zwischen der *porta Collina* und der *p. Esquilina*, und aus einer Mauer am Rande des Quirinalischen, Capitolinischen, Aventinischen und Cäcilischen Berges bis an die südwestliche Spitze der Esquilien. Trotz der Umgestaltungen der Zeit ist es möglich gewesen, ihren Gang zu verfolgen und zum Theil ihre Substructionen noch, jetzt nachzuweisen. Betreffend den Gang der Mauer vom Capitolinischen bis zum Aventinischen Berge verläßt Hr. B. die gewöhnliche Annahme der Römischen Topographen seit Nardini, daß die Servische Mauer vom Capitol bis an die Tiber gegangen und sich von dem Fluß erst unterhalb des *pons sublevis* wieder den Aventinischen Berg hinaufgezogen habe. Er-

beweist vielmehr, daß die Mauer vom Capitol hart am Circus vorbei parallel dem Flusse nach dem Aventin lief, daß die *porta flumentana* in dieser Richtung bei dem sogen. *Janus quadrifrons* gelegen, und die sonst ebenfalls auf der kurzen Strecke vom Capitol bis zur Tiber gesetzte *porta triumphalis* nichts anderes als das große Eingangsthor des *Circus maximus* gewesen sei. Dies sind die räthselhaften *duodecim portae* bei Plinius, welche der alte Autor als *eines* zu setzen sich befugt hielt. Längs dieser Thalmauer waren zwei Marktplätze, außerhalb das *forum piscatorium*, innerhalb das *forum boarium*. Ref. trägt kein Bedenken, diese Untersuchung für die gelungenste Partie dieses Abschnittes zu erklären.

Die Flußseite des Aventin war abgeschroffter Fels. Da, wo die Mauer von dem *forum boarium* nach dieser Felswand hinaufsteigt, setzt der Verf. die *porta trigemina*, von ihrem dreifachen Thorwege so genannt. Die ganze Fläche von dort am Flusse hin, bis zur Wendung des Berges heißt die Gegend vor *porta trigemina*, wo das *Emporium* lag. Die Mauer wendet sich alsdann mit und auf dem südwestlichen Rande des Berges: dort ist die *porta navalis* und die Ebene vor ihr, wovon die Wiesen des *monte testaccio* ein Theil sind, waren die *Navalia* der alten Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XIX.

Ueber Goethe's Faust, als Einleitung zu Vorträgen darüber. Von Dr. K. E. Schubarth. Hirschberg, 1833. 4.

Wir dürfen diese kleine Schrift nicht mit Stillbeweißen übergehen, obgleich der Anlaß, ihren Inhalt vollständig zu beleuchten, hier nicht dringend genug ist. Hr. Schubarth hat sich bisher durch Schriften ausgezeichnet, welche ein eigenthümliches kritisches Talent kund geben, das aber in einer gewissen Einsamkeit verharrt. Diese Einsamkeit besteht indess nicht darin, daß er in öde, noch kaum besuchte Orte vordringt, und hier einen mühsamen, dankenswerthen Anbau versucht: nein, er verkehrt auf den belebtesten Plätzen unserer Kritik, behandelt deren schon am meisten bearbeitete Gegenstände, und gründet und stützt sich auf alle besten Vorarbeiten. Das Eigenthümliche und Einsame, das Reizvolle und Ungenügende, welches in seinem Streben verbunden ist, gründet sich auf die besondere Richtung, die er sich gegen das Vorhandene gewählt hat. Diese Richtung schneidet quer durch über alle bisherigen Wege, und indem er, ohne andern Ausgangspunkt, als den einer ziemlich willkürlichen Wendung, und ohne rechtes Ziel,

jener Richtung folgt, ist er in kurzen Zwischenräumen immer wieder auf den gangbaren Straßen, welche Lessing, die Schlegel, Tieck und Andere gebaut und geschmückt haben, aber auch dazwischen auf ödem Feld und mühsamem Gestein. Hiebei fehlt es nicht an scharfen Wahrnehmungen, geistreichen Ueberblicken, feinsinnigen Einzelheiten. Aber eine sichere, feste Grundlage, die zugleich für Nachfolgende brauchbar wäre, mangelt überall. Diese Kritik ist für eine philosophische nicht philosophisch genug, für eine historische nicht genug historisch, auf eine dieser Seiten aber muß jede ästhetische Kritik sich wahrhaft gründen, wenn sie nicht bloß eine humoristische, sondern eine wissenschaftliche sein will; und die geniale wird sogar beide vereinen. Sollten wir den Verfasser mit einem schon bekannten Schriftsteller vergleichen, so müßte es mit *Adam Müller* geschehen, der eine ähnliche Erscheinung war, und eigentlich durch die bloße Stellung, welche er querein gegen die vorhandenen Richtungen nahm, — indem er diese sämmtlich benutzte, — alles Glänzende, Geistreiche, Wirksame gewann, worin seine schönen Gaben aufraten. Dabei hat unser Verfasser zwar nicht den eleganten Schwung verführerischer Beredsamkeit, aber statt deren mehr Ernst und Tiefe der Betrachtung selbst. Die kritischen Andeutungen *Adam Müllers* über manche Stücke *Shakespeare's*, und die Standpunkte, welche er sich für *Goethe'sche* Werke zu wählen pflegt, dürfen hier der Erinnerung im Ganzen nicht abzulehnen sein.

Zuvörderst will der Verfasser den Charakter der Deutschen in ihrer geistigen Entwicklung, sodann die Stellung *Goethe's* in dieser nach seinen vorzüglichsten Erzeugnissen, endlich ihn als Dichter des *Faust* betrachten. Die Art, wie er zu ersterem Behufe mit *Hermann*, *Theodorich*, *Karl dem Großen*, sodann mit *Luther* gebart, kann unmöglich befriedigen, ja kaum läßlich hinhalten; auch die Versuche, aus der Lage und den Bedingungen des Allgemeinen die Nothwendigkeiten der Gestalt *Goethe's* begriffsmäßig zu konstruiren, entbehren des festen Grundes, auf welchem sicher aufzutreten ist, man eilt darüber hin, wie über ein noch zu dünnes Eis, dem man nicht trauen kann. Mit den Annahmen über Roman und Drama kommt es nicht aufs Reine, diese Formen der Poesie wollen sich so nicht einfangen lassen, hier wird *Walter Scott* ohne Fug und Recht mit eingepackt, dort bleibt *Cervantes* vergessen liegen, und da fällt der ganze *Byron* aus dem Netze heraus! Jemehr der Verfasser seine gegensätzigen Schemata verläßt, und auf das Einzelne kommt, desto fruchtbarer und gehaltvoller wird er. Die Bemerkungen über *Shakespeare'sche* Charaktere sind in ihrer Einzelheit schätzbar, eröffnen weiteren Einblick und Nachdenken. Dagegen verleitet ihn sein Schema zu völligem Mißkennen der *Iphigenia* und des *Tasso*, in denen er alle tragischen Mächte verabschiedet meint! Ueber den *Werther* sagt er Treffendes, Tiefeindringendes. Wir erwähnen hiebei vor allem eines wichtig-sonderbaren Umstandes mit den eignen Worten des Verfassers: „Aus mündlicher Mittheilung — sagt er — erinnere ich mich, wie *Goethe* erzählte, *Napoleon* sei der einzige gewesen,

der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß im *Werther* aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten, kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich verdeckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch irgendwo ein Riß kommt. Als ich um nähern Aufschluß bat, erwiderte er mir, ich sei durch das, was ich über *Werther* in meiner Beurtheilung bereits gesagt, auf bestem Wege es selbst zu finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen“. Sollte hienmit das von dem Verfasser kurz vorher Angemerkte gemeint sein, daß es auffallen müsse, wie *Werther* so ganz und gar nichts dafür thut, in den Besitz *Lottens* zu gelangen, da es noch möglich und erlaubt, und sie noch durch kein entschiedenes Band ihm entzogen war, so könnten wir dies doch nicht unbestritten gelten lassen, und müßten, wenn darin wirklich *Napoleons* von *Goethe* zugestandene Bemerkung bestehen sollte, auch diesem beiden Autoritäten fürerst noch zweifelnd gegenüber bleiben. Auch über die Wahlverwandschaften sagt der Verfasser Würdiges und Klares, woran viel albernes Geschrei, das man noch heutiges Tages über das angeblich Unsittliche dieses Romans verfährt, völlig zerschellen muß. In *Wilhelm Meisters Lehrjahre* eine Verlaufsähnlichkeit mit dem Alten Testamente zu finden, wo denn für die Wanderjahre, was zwar nicht ausdrücklich gesagt ist, das Neue Testament zur Vergleichung sich von selbst bietet, ist wenigstens neu und seltsam genug; der Verfasser wird uns erlauben, erst mehrmals Athem zu holen, ehe wir über einen solchen Gegenstand mitreden. Das verfehlteste Wort scheint uns das über *Eugenien*, mit welcher eine Art Apologie der mittlern Stände gemeint sein soll.

Ueber den *Faust*, den eigentlichen Gegenstand der Schrift, finden wir unter vielem andern Gutgedachten die Kernbemerkung, der Dichter lege in diesem Werke nicht das Geständniß ab: so sei der Mensch, weil er so sein müsse; sondern habe nur sagen wollen: so sei der Mensch, weil er die Freiheit sich nimmt, es zu sein, ohne zu müssen. Doch wird jetzt, da das vollendete Gedicht unsern Augen und unserm Nachdenken eröffnet liegt, die Kritik dieses kolossalen Werkes einen ganz neuen Aufschwung zu nehmen haben, und schon ist dazu in diesen Blättern ein so gründlicher als geistreicher Anfang gemacht worden, wie er in so frühem Augenblick nur irgend zu erwarten sein konnte.

Der Verfasser schließt damit, daß die neidlose, wahrhafte Anerkennung unseres Dichters in seiner ganzen Größe, Herrlichkeit und Einzigkeit auch eine Art sittlichen Problems sei, und übergiebt die in Widerspruch und Verneinung verharrenden Gegner ihrer eignen, trostlosen Verdammniß.

Eine wichtige Zugabe ist der von *Goethe* selbst entworfene Plan zu einem zweiten Theile von *Pandora's* Wiederkunft; wo man über den Reichthum, welchen der Dichter in dieser großartigen Dichtung noch entfalten und ordnen wollte, mit Recht erstaunen muß. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilh. Röstel. - Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Weiter weicht Hr. Bunsen, und wir glauben mit Recht, darin von der gewöhnlichen Annahme ab, daß er durch die Servische Mauer die beiden Nebenhöhen des Aventinus, die von S. Saba und S. Balbina ausschloß, und nur den eigentlichen Aventinus und das Thal zwischen demselben und der Höhe von S. Saba umfassen läßt, ferner daß er die Ordnung der drei Thore in dieser Strecke so annimmt, daß er die *Nauis* zunächst der *navalis*, die *Lavernalis* zunächst der folgenden *Capena* setzt. *Porta Capena* ist sicher, die *Caetumontana* wird etwa bei dem Hospital von S. Girolamo anzunehmen sein, *p. Esquilina* ist in der Gegend des *arcus Gallieni*. Bei der Bestimmung des Ganges der Mauern bis dahin behauptet der Vf. daß die Höhe, auf welcher die Thunathermen liegen, im eigentlichen Sprachgebrauch nicht zu den Esquilien gehöre, sondern die *carinae* seien, wogegen die *Subura* ein Thalbezirk unterhalb des Erdwalls der Carinen war.

Den Wall des *Servius Tullius* zwischen der *p. Esquilina* und der *Collina*, welche bei der Vereinigung der jetzigen *strada di porta Pia* und der *via di porta Salara* zu setzen ist, eine Strecke von 7 Stadien, weist Hr. Bunsen in einer Erhöhung nach, die sich noch jetzt sichtbar durch die *villa Negroni* bis zu den Thermen Diokletians hinzieht. Nämlich Plinius spricht von Wall und Graben als noch bestehend, und Dionysius beschreibt das gewaltige Werk, einen Graben von 100 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe und den Wall entsprechend. Wahrscheinlich sind auch noch unberührte Reste dieses uralten Baues zu finden, der wie alle Trümmer der Königszeiten mit Bewunderung erfüllt.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

800 Jahre nachdem *Servius Tullius* die Stadt durch Wall und Graben zur Einheit einer Stadt verbunden, als durch die unaufhörliche Erweiterung der Stadt seine Befestigung ganz in derselben verbaut war, sah sich *Aurelian* genöthigt durch eine neue Befestigung für die Sicherheit Roms zu sorgen. Sie wurde von *Probus* im J. 276 nach Chr. vollendet. *Nibby* in seinem Werke *le mura di Roma* hat die Meinung aufgestellt, die *Aurelianische* Mauer sei gänzlich zerstört, die jetzt noch vorhandene von *Honorius* neu in beschränkterem Umfange aufgeführt worden. Hr. Bunsen widerlegt ihn genügend und zeigt, daß durchaus nur an Ausbesserung derselben und Aufräumung des zusammengehäuften Schuttes zu denken ist. Wenn *Vopiscus* den *Aurelianischen* Mauern einen Umfang von 50 Millionen zuschreibt, so sei eine Emendation (etwa 15) nothwendig und gerechtfertigt. Die Construction der Mauern wird nach einer Mittheilung des Architekten *Hrn. Stier* dargestellt, der ganze Lauf und der jetzige Zustand der *Aurelianischen* Mauer, ihre Thore und Erneuerungen beschrieben, und eine tabellarische Vergleichung der *Servischen* und der *Aurelianischen* Thore mit den davon auslaufenden Heeresstraßen gegeben. Ein Anhang behandelt nur kurz die Erweiterung der Stadtbefestigung auf dem rechten Tiberufer, da dieser Gegenstand eine genauere Ausführung in der Beschreibung jenes Stadttheiles selbst erhalten soll.

Nach dieser großartigen und gelehrten Einleitung beginnt im zweiten Theile die spezielle Stadtbeschreibung, durchaus jeder Erwartung nach so gründlicher Vorarbeit entsprechend. Sie soll von dem merkwürdigsten, reichsten und heiligsten Theile des christlichen Roms, dem jetzigen Stadtviertel des Borgo, beginnen und mit dem daran stoßenden Viertel *Trastevere* schließen. Da Borgo und *Trastevere*, wie die Verf. selbst bemerkten, ein topographisches Ganze bilden, so liefse

sich mit ihnen rechten, ob sie nicht lieber auch in der Beschreibung hätten verbunden werden müssen. Indess mögen hiebei wohl mehr Rücksichten auf das, was jeder der Mitarbeiter zur Zeit fertig hatte, vorgevaltet haben. Uns ist es gleich, wo die Beschreibung anfängt, und wir wünschen allerdings nach dem Vatican und der Peterskirche sogar lieber den Capitolinischen und Palatinischen Berg als den Janiculus beschrieben zu sehen.

Das erste Hauptstück enthält als Einleitung die *Geschichte des Vaticanischen Gebiets* von Hrn. Bunsen. Der Verf. handelt darin zuerst über die natürliche Beschaffenheit und die Begränzung desselben nördlich vor der *via triumphalis*, südwestlich von der neuen Aurelianischen StraÙe. Er findet jene herabsteigend von dem *monte Mario* in der Richtung auf *porta Angelica* und von dort auf den *pons triumphalis* laufend, den er oberhalb des Hadrianischen *pons Aelius* in Trümmern bei Tordinona nachweist. Dazu gehört im Anhang näher bestimmend die Ausführung, daß keine *via triumphalis* auf dem Marsfelde dem *pons triumphalis* entsprach, sondern daß dies vielmehr, nachdem der *pons Aelius* gebaut, die *via Aurelia* war. Die Triumphalstraße beginnt erst innerhalb der Stadt mit dem Eintritt in das Triumphal- (oder Circus-) Thor und ist der bei den Triumphzügen gewöhnlich genommene Weg, um die *meta* herum, über das *forum boarium* und das *Velabrum*, das Thal zwischen dem Palatin und Circus entlang, dann links umgebogen zwischen Palatin und Cölius hin, in die *via sacra* hinein und auf derselben nach dem *forum Romanum* und den *clivus* zum Capitol hinan.

Aus der Zeit der Republik wissen wir nur, daß im Vatic. Gebiet die *prata Quintia* gewesen. Hr. Bunsen sucht sie in den *prati di Castello*. Reicher werden die Nachrichten aus der Kaiserzeit. Die Gärten der ältern Agrippina oder des Nero sind vor Allem auf dem reizenden Hügel der *villa Barberini* zu suchen, erstreckten sich aber wahrscheinlich auch auf den Vaticanischen Berg. In dem Thal zwischen beiden Hügeln wird der in der Christenverfolgung berühmte *circus* des Nero unter und neben der Peterskirche nachgewiesen und nach den Angaben Grimaldi's und Fontana's untersucht. Am andern Ende dieses Bezirks lagen die Gärten der Domitia, in deren Umfang Hadrian sein Mausoleum errichtete, und wo ein anderer Circus, wahrscheinlich ebenfalls von Hadrian, bestand. Die ver-

schwundenen noch im Mittelalter berühmten Reste, namentlich die Pyramide (Grabmahl des oder eines Africanus nach dem Scholiasten Acro zu Horaz *Epod.* 9.) werden berücksichtigt, der Vatican als Sitz des Geheimdienstes der Cybele aus Inschriften noch als Existenz des vierten Jahrhunderts nach Chr. nachgewiesen.

Mit der Erbauung der Basilika über dem Grabe des heil. Petrus auf dem Circus des Nero beginnt die christliche Periode für diesen Bezirk, denn eine Menge heiliger Oerter und bald auch eine Wohnung für den Römischen Bischof ward damit verbunden. Ein Porticus führte von der Burg (dem Mausoleum Hadrians) bis zur Peterskirche. Angelsachsen, Friesen, Lombarden und Franken siedelten sich um Carls des Großen Zeit im Borgo an. Leo IV. schloß diese Stadt, die nun mit Recht von ihm *civitas Leonina* hieß, im Jahre 852 gegen die von den Reichthümern der Peterskirche angelockten Sarazenen mit Mauern und Thürmen. Hr. Bunsen verfolgt den Gang derselben, weist die Reste derselben nach und bestimmt die Thore auf 3 Seiten, denn die vierte sicherte die Tiber und die gegenüberliegende Stadtmauer. Weiter verfolgt er den Zustand des Borgo durch die ruhigen Jahrhunderte des Mittelalters. Interessanter ist die Geschichte des neuen Vaticans vom 16ten Jahrhundert und der Regierung des großartigen Julius II. an. Der Borgo wird erweitert und der Stadt Rom einverleibt.

Das zweite Hauptstück, behandelt die *St. Peterskirche*, und zwar wieder zunächst die älteste Peterskirche. Constantin baute sie auf der Martyrstätte des Apostels; und damals zuerst wurden, wie Hr. Bunsen darthut, die Gebeine des Apostels aus den Katakomben dahin versetzt, die Sand- und Thongruben des Berges hinter der Basilika als christliche Begräbnisstätte zu benutzen angefangen. Aus den zahlreichen Nachrichten über die alte Kirche, welche meist zur Zeit ihrer Abtragung niedergeschrieben wurden, entwirft Hr. B. zuerst eine Beschreibung der Basilika Constantins, wie sie um das Jahr 800 war. Bemerkenswerth dabei ist das viereckige *atrium*, der Vorhof der Kirche, mit Säulengängen umher, in denen ausgezeichnete Personen ihre Grabstätte fanden, während die Päpste des 5ten bis 8ten Jahrhunderts in dem Porticus der Kirche selbst ruhten. Die Säulen im Innern waren ungleich, das Dach wurde unter Honorius mit den vergoldeten Bronzeziegeln des herrlichen Tempels der Venus und Roma

gedeckt. Unter dem *arcus triumphalis* war ein Querbalken mit Silberbekleidung, auf demselben das Bild des Erlösers, darunter ein Kreuz mit Lampen, der Ursprung aller Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel. Alsdann folgt die Beschreibung der Peterskirche des Mittelalters mit den Veränderungen und Anbauten, welche die alte Constantinische erlitt, da Zerstörungen durch feindlichen Angriff und Brand vielfach Statt fanden. Der Plan soll den Zustand des Jahres 1506, wo der Bau der Kirche begann, darstellen; er fehlt leider noch und dadurch wird die spezielle Beschreibung unverständlich.

Die *neue Peterskirche* beschreibt Hr. Platner. Die Geschichte des Baues derselben ist durch das ausführliche Werk des Pater Bonanni bekannt. Man weiß, daß, abgesehen von früheren Veränderungen, Michelagnolo's Construction in der Form eines Griechischen Kreuzes durch die Verlängerung von 223 Palm, welche Maderno angab, leider zu einem Lateinischen Kreuz umgestaltet wurde, wodurch die Hauptkuppel, das Vorzüglichste des ganzen Gebäudes, so weit zurücktritt, daß sie nur aus bedeutender Entfernung in ihrer ganzen Gestalt erscheint. Noch mehr verschwinden die beiden kleineren Kuppeln, und die Ausführung der hinteren unterblieb mit Recht, weil sie gänzlich versteckt geblieben wären. So ist denn dieses größte und prächtigste Gebäude der Welt hinsichtlich des Stils keinesweges das vorzüglichste: dazu kommt, daß die Skulpturen meist den verdorbenen Geschmack der Berninischen Zeit zeigen, und die höchst ausgebildete Kunst der Mosaik mit Ausnahme weniger (wie der bewunderungswürdigen Transfiguration Raphaels) zu Copien unbedeutender Gemälde verschwendet worden ist. Eine verdiente Anerkennung findet aber Bernini's ausgezeichnetes Bauwerk, die halbzirklichen Säulengänge, welche den Platz vor der Kirche von zwei Seiten einschließen. In der Beschreibung der Kirche selbst, nach Ordnung der Schiffe hält Hr. Platner ein sehr richtiges Maas der Ausführlichkeit: der Freund christlicher Alterthümer wird ihm besonders für die Sorgfalt danken, mit der er die mittelaltigen Denkmäler der sogenannten Vaticanischen Grotten, d. h. der unterirdischen Kirche, worin sich die Confession befindet, beschreibt. Dabei aber vermißt man wieder schmerzlich den Plan, auf welchen die Beschreibung Bezug nimmt.

Bei der Beschreibung des Petersplatzes führt der

Verf. aus, daß der *Obelisk* in der Mitte desselben, der einzige, der von den Zierrathen des alten Roms noch aufrecht stand, und der erst im J. 1586 durch Domenico Fontana von seiner alten Stelle auf der *spina* des Neronischen Circus auf seinen jetzigen Platz gebracht wurde, schon ehemals unten beschädigt und oben abgebrochen und deshalb neu zugespitzt worden ist, woher es gekommen, daß er, so wie die beiden des Augustischen Mausoleums, von denen das *pyramidion* abgenommen ist, keine Inschrift habe.

Das *dritte Hauptstück* enthält den Vaticanischen Pallast. Die eigentliche Residenz der Päpste war von Anfang an der Lateran, daneben hatten sie, wie bei anderen Kirchen, so besonders auch bei St. Peter ein Wohngebäude, aber erst von Nicolaus III. gegen 1280 kann ein noch jetzt bestehender Theil des Vaticanischen Palastes nachgewiesen werden. Dort nahmen sie bei der Rückkehr von Avignon ihre bleibende Residenz, und die nach Beilegung der langen Kirchenspaltung in den Päpsten erwachte Prachtliebe offenbarte sich vornehmlich im Aus- und Umbau des Vatican. Leider fehlt uns zur Verfolgung dieser Veränderungen auch hier der im Text angeführte Plan und Aufriss.

Bei der Beschreibung des Pallastes beschäftigt Hr. Platner zuerst die *scala regia* und die *sala regia* mit ihren Bildern, den Triumph der päpstlichen Hoheit über die weltliche Macht darstellend, alsdann die *sala ducale* und die *capella Paolina*, vor allen die *Sixtinische Capelle*, das Meisterstück der Beschreibung in Hinsicht der bewunderten Wand- und Deckengemälde, besonders der jüngsten Gerichte von Michelagnolo. Es folgt der Hof der Loggien, das *appartamento Borgia* und dessen Ausmalung, Pinturichio's umfassendstes, obgleich nicht sein bestes Werk, dann die Beschreibung der Loggien des zweiten Stockwerks mit Raphaels Compositionen der biblischen Geschichte in den Deckenfeldern. Am ausführlichsten, wie sie es verdienen, werden sodann die päpstlichen Wohnzimmer des alten Palastes beschrieben, ein Saal und drei Zimmer, der Schauplatz der Feste Leo's X., die durch die Kunst am meisten verherrlichte Wohnung eines christlichen Fürsten, die von der berühmten Freskomahlerei Raphaels den Namen *stanze di Rafaele* erhalten haben, von S. 317 bis 379. Ref. hat das Glück gehabt, die Beschreibung des Hrn. Platner zur Hand oder frisch von der Lectüre derselben diese unsterblichen Arbeiten

zu betrachten: er kann nur die Deutlichkeit der Beschreibung und die anspruchsvolle Gründlichkeit der Beurtheilung rühmen. Den Beschluss macht die Capelle des heiligen Laurentius mit den Gemälden des Angelico da Fiesole, welches die bedeutendsten Werke aus der früheren Periode der Malerkunst in Rom sind.

(Der Beschluss folgt.)

XX.

Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte von Dr. F. S. Leuckart. Stuttgart, Schweizerbarts Verlagshandlung. 1832. 8. Erste Lieferung der: Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von G. W. Bischoff, J. R. Blum, H. G. Bronn, K. C. von Leonhard und F. S. Leuckart, academischen Lehrern zu Heidelberg. —

Mehr und mehr erscheint es nothwendig, daß das, was der Naturforscher Eifer, seit einem Jahrhundert vorzüglich, zu Tage gefördert, durch des Faches kundige Männer auf eine wahre und würdige Weise dargestellt, den Gebildeten aller Nationen zugänglich gemacht werde. Des vorwaltend praktischen Interesses wegen, das Physik und Chemie gewähren, sind diese beiden Zweige der Naturwissenschaft mehr schon Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, als es den übrigen, namentlich der eigentlich sogenannten Naturgeschichte hat gelingen wollen. Vielleicht nur, weil es an einem Werke mangelte, welches die Ergebnisse aller Forschungen in lebendiger treffender Schilderung Allen mittheilte. Ein solches Werk nun zu liefern, welches zugleich das Nützliche und Wichtige aus dem werthlosen Detail heraushebt, dem noch Uneingeweihten verständlich ist und dem weiter Vorgeschrrittenen die neusten Entdeckungen aufführt, haben mehrere der ausgezeichneten Lehrer der Heidelberger Academie begonnen. Die Oryctognosie behandelt Hr. Blum, der Geognosie und Geologie hat Hr. von Leonhard sich angenommen, das Pflanzenreich ist Hr. Bischoff angewiesen, die Thiergeschichte wird Hr. Leuckart behandeln und welche Ueberbleibsel vergangener Erdperioden der Boden verschluckt, wird Hr. Bronn uns zeigen. Dem Ganzen eine Einleitung zu geben, hat Hr. Leuckart übernommen und diese ist es mit der wir den Leser bekannt zu machen, uns vorgesetzt.

Eine Rede schickt der Verf. voran, mit der er einst beim Beginne seiner Vorlesungen die Zuhörer begrüßt. Wie der Menschen Sinn, kindlich und einfältig, der Natur sich zugewendet, wie diese denen, die sie göttlich verehrten, ihre Geheimnisse zum Theil erschlossen, wie endlich der reflektirende Geist in ihr ein Ganzes von Wesen und Kräften erkannte, welches Zusammenhang, Ordnung und Zweckmäßigkeit nur durch die

Thätigkeit der höchsten Intelligenz erhalten konnte, dieses schildert uns kurz der Anfang der Rede. Wir gelangen zu Platon's Schüler und Nachfolger, dem aus der Naturbetrachtung Erfahrungen erwachsen, der allgemeinere Resultate gewinnt. Theophrast, sein Nachfolger. Später Wenige, die in seinem Sinne wirkten. — Vesal und Theophrastus Paracelsus in tiefer Dunkelheit leuchtende Sterne! Sie wirken belehrend und anregend. Conrad Gessner, Aldrovandi, Brunfels und Severial zeichnen sich aus. Dann Harvey! Baco von Verulam, Leibnitz und Wolff wecken für philosophische Betrachtung der Natur den Sinn. Ray, Jung, Morison, Charleton, Jonston bereiten Linné's Erscheinen vor. Linné, seine Zeitgenossen, seine Schüler und seine Nachfolger. Endlich die neuere Zeit mit ihren großen Geistern. Cuvier, dem Pallas voranging. Das Verhalten der Philosophie zur Erfahrung wird am Schlusse kurz erörtert und die Naturphilosophie bestimmt als das Denken über die Natur, als die rationale Erkenntniß einer Einheit in der Natur, gestützt auf Naturbetrachtung und Erfahrung. Dann noch Einiges über den Werth der Naturgeschichte. Nach der Rede wendet sich der Verf. zu allgemeinen Betrachtungen über die Natur, diese mit Oken bestimmend, als die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum. Die Erde, ihr Verhalten zur Atmosphäre, ihre Bildungsperioden werden betrachtet; ihrer Veränderungen in neuerer Zeit geschieht Erwähnung. Dann wird die Art der Bildung der Massen, die wir auf ihr finden, erörtert. Darauf wendet sich der Verf. zur Entstehung der organischen Natur. Urzeugung, geschlechtliche Zeugung, Zeugungstheorien werden kurz, doch genügend abgehandelt.

Die allgemeine Betrachtung der Naturreiche beginnt mit einer Erörterung über Systematik und deren Weisen. Es folgen Andeutungen über Unterschied des Organischen vom Unorganischen bei Bestimmung des Begriffs der Mineralien. Das Leben, wie es sich äußert, erklärt der Verf. als ein Sein, das durch sich selbst thätig ist; mannigfache Einflüsse der Außenwelt aufzunehmen, mehr oder weniger zu verändern und sich anzueignen, so wie dieser mitzuthellen fähig; mithin ein stetes Schaffen, Fortbilden und Umändern aus sich.

Hieran schliessen sich Grundzüge einer allgemeinen Physiologie. Dann wird das Wichtigste über das Verhalten der Organismen zur Erde und ihre Verbreitung angeführt. Zuletzt folgen Betrachtungen über den Charakter der Pflanze und des Thieres.

Im Allgemeinen ist es dem Verf. gelungen, das Wichtige und Interessante vor dem minder Bedeutenden hervorzuheben; doch hätte Manches weniger aphoristisch behandelt sein sollen. Die Schilderung ist lebendig und wahr; interessante Facta werden immer hervorgehoben. Tadelnswerth aber ist es, daß Manches, worüber noch Zweifel obwaltete, was sogar höchst unwahrscheinlich ist, als gewiß und faktisch in einem Buche aufgeführt wird, das dem Laien bestimmt ist. So ist doch z. B. die Geschichte vom Wiederaufleben der getrockneten Räderthierchen und Kleisteraale von Sachverständigen längst als unrichtig erkannt.

N^o 18.

J a h r b ü c h e r

f ü r

w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

Juli 1833.

Beschreibung der Stadt Rom, von Ernst Platner, Carl Bunsen, Edward Gerhard und Wilh. Röstel. Erster Theil und zweiten Theiles erste Abtheilung.

(Schluß.)

Es folgt die Beschreibung der Mosaikfabrik im Erdgeschosse unter dem Corridor der Inschriften, wo die großen Mosaikarbeiten zur Ausschmückung der Kuppel und der Altäre der Peterskirche verfertigt wurden, und noch jetzt, obgleich mit verminderter Thätigkeit und Zahl der Arbeiter, fortgesetzt werden. Das Verfahren dabei wird beschrieben, jedoch nur kurz. Auch über das Zeughaus und die Münze in Nebengebäuden des Vaticanischen Pallastes geht der Verf. rasch hinweg und verweilt nur etwas länger bei dem Garten des Vatican und seinen antiken Denkmählern, dem Postament der Ehrensäule Antoninus des Frommen und den Skulpturen im Gartenhause.

Im vierten Hauptstück beschreibt Hr. Platner die wichtigsten Gebäude des Borgo und Hr. Bunsen in einem wiederum antiquarisch vorzüglich wichtigen Aufsatze das Mausoleum Hadrians. Dieses Bauwerk, der Grabstätte der Augustischen Familie gegenüber, wurde im Jahre 140 nach Chr. vollendet; Honorius zog es in die Befestigung Roms und seitdem hat es nicht aufgehört die Hauptfestung der Stadt zu sein, aber durch wiederholte Zerstörung entsetzlich gelitten. Die eigentliche Zerstörung fällt jedoch erst in das Jahr 1379, als die Bürger Roms die Festung, welche für den Französischen Papst besetzt gehalten wurde, durch Hunger zur Ergreifung gezwungen hatten. Die Ausräumung der damals absichtlich verschütteten inneren Gänge in den Jahren 1823-26 hat unerwartete Aufschlüsse über die Anlage des ungeheuer festen Baues gegeben; aber, die Fortsetzung der Arbeiten ist unterblieben, und selbst

Jahrb. f. wissensch. Kritik, J. 1833. II. Bd.

ihr Ergebniss dem Publikum größtentheils wieder entzogen worden. Der Plan des Grabmahls von Herrn Knapp, der diesem Bande beigegeben werden sollte, beruht auf den damals dem Herausgeber verstatteten Messungen. Ueber der Erde, auf einem viereckten 15 Palm hohen Basement aus Travertinquadern, welches jetzt der Befestigungsmauer zur Grundlage dient, an dessen Ecken ohne Zweifel Bildwerke standen, erhob sich der Rundbau 329 Palm im Durchmesser, dessen entstellten und seiner Marmorbekleidung beraubten Kern wir noch vor Augen haben. Oben nimmt Hr. Bunsen einen Fries mit den gewöhnlichen Stierköpfen und Festgewinden an, darunter einen Architrav und unter ihm die Inschriftenschilder der in dem Mausoleum beigesetzten Personen. Der Eingang war der Tiberbrücke gerade gegenüber, der Mitte des Unterbaues entsprechend. Er führte in einen hohen gewölbten Gang, 66½ Palm lang, 15½ breit, dessen Wände mit Giallo antico bekleidet waren. Am Ende desselben windet sich sanft ein schneckenförmiger, gewölbter Gang herauf, 13 Palm breit, 24 hoch, der nach vollendetem Kreislauf von 600 Palm in einen dem Eingange entsprechenden horizontalen Gang führt, der als Fortsetzung der Richtung des untern Ganges gerade in das Centrum des Gebäudes leitet, wo sich die Grabeskammer befindet. Diese ist viereckt, 37 Palm ins Gevierte bei einer Höhe von 48½ Palm bis zur Mitte des Gewölbes. Hiemit schließt jetzt alles sichtbare Antike des Gebäudes ab. Hirt, dessen versuchte Restitution in der Geschichte der Baukunst als die gelungenste aller bisherigen nach Verdienst gelobt wird, setzt den Thurm in demselben Umfange bis zu einer bedeutenden Höhe fort, und nimmt oben einen kuppelförmig geschlossenen Tempelbau an mit einem äußeren Porticus und dem byzantinischen Pinciapfel auf der Spitze. Hr. Bunsen läßt den ersten Stock mit dem Gewölbe der Grabkammer schließen: oben war eine freie Ter-

rasse, darauf ein engerer Rundbau mit Schneckengang und Grabkammer wie unten. Er beweist dies durch die Entdeckungen bei den oben erwähnten vorübergegangenen Untersuchungen. Er nimmt ferner über dem oberen Gewölbe noch einen dritten, angsten Rundbau, mit dem das Ganze abschloß, an: Stufen hätten auf die Plattform geführt, und auf derselben sei noch am ersten die *Quadriga* anzunehmen, von welcher ein späterer Griechischer Autor, Joannes Antiochensis, spreche, den Salmasius zum Leben Antonins des Frommen anführe. (Nicht so, sondern zu Spartianus' Leben Hadrians Cap. 19 S. 180 der Hackischen Ausg.)

Die Beschreibung des modernen Baus, der *torre di Borgia*, ist kürzer gehalten. Als Festung hat die Engelsburg ihre schönste Wehr mit den von Murat weggeführten 100 bronzenen Canonen verloren, die Urban VIII. aus dem ehernen Gebälk des Porticus am Pantheon hatte gießen lassen, „und welche Ferdinand VII. für besser hielt zu behalten, als dem Papste, wie es wohl noch jetzt billig wäre, wieder zu geben“.

Den Band beschließt die Beschreibung des *monte Mario*, seiner geologischen Beschaffenheit von Hrn. Fr. Hoffmann, seiner alten und jetzigen Behauung von Hrn. Bunsen. Auf dem Gipfel desselben liegt die *villa Mellini* mit der weitesten Aussicht über die Weltstadt, jenseits nach *ponte molle* zu am Abhang die *villa Madama*. Das Gartenhaus derselben von Giulio Romano gebaut und mit schönen Malereien geschmückt, geht seinem Untergange mit raschen Schritten entgegen, da die Neapolitanische Regierung, der die *villa* aus der Farnesischen Erbschaft anheimfiel, sie nur als nutzbares Eigenthum behandelt und verpachtet.

Wir schlossen unsere Anzeige mit der Nachricht, daß an der zweiten Abtheilung dieses zweiten Theils, welche die Beschreibung der so überaus reichhaltigen Vaticanischen Museen enthalten soll, gedruckt wird, wiederholen aber dabei unsere Bitte an die Verlags-handlung, daß den Käufern des Buchs die versprochenen Pläne nicht länger vorenthalten werden mögen.

C. G. Zumpt.

XXI.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislaw Pyrker. Erster Band: Tunisias, ein Heldendicht in zwölf Gesängen. Neue durchaus ver-

besserte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen: Cotta. 1832. gr. 8.

Die einzelnen Gattungen der Poesie sind eben sehr Kind ihrer Zeit, als die Poesie selbst es ist, und es darf nicht für zufällig angesehen werden, welche Kunstformen vorzugsweise in einer Zeit von den schaffenden Geistern ergriffen werden. Es giebt epische, lyrische und dramatische Zeitalter, wie es ruhende, theilnustige und träumende Völkerstimmungen in der Geschichte giebt. Bei den Alten treten die Kunstformen am reinsten und entschiedensten gegen einander heraus; dagegen ist es merkwürdig zu sehen, wie oft sich die Neueren in der Wahl der Gattungen vergriffen haben. Wenn man ein sinnreich auseinandergelegtes System erblicken will, wie sich die Gattungen der Poesie stufenweise mit dem Volksgeist fortentwickeln, so muß man das schöne Bild der Griechischen Litteraturgeschichte sich vergegenwärtigen; diese ist in der That ein wahres System der Entfaltung der Kunstformen. Welcher Dichter hätte zur Zeit der Perserkriege noch unternehmen können, den Hellenen ein *Epos* zu dichten! In den Perserkriegen war der Griechische Volksgeist *dramatisch* geworden, und der Tag der Schlacht bei Salamis erblickte bekanntlich zugleich die drei größten Dramatiker, indem Aeschylus da kämpfte, Sophokles den Siegesereignen tanzte und Euripides geboren wurde. Der Mythos, der früher nur in der Form des *Epos* überliefert worden war, trat jetzt seine Seelenwanderung in das Drama hinüber an, und verkörperte sich in festen Gebilden der Tragödie vor den Augen seines Volkes. Was früher Ohr gewesen war, wurde jetzt Auge; das Volk wollte sich nichts mehr episch erzählen lassen, es wollte schauen; es wollte Gestalten, Handlung, Thaten der Menschen und Götter haben, und seine Dichter wurden *Dramatiker*. Vordem war aber das *Epos* ein nicht weniger nothwendiges Moment des ganzen Lebens gewesen, als es jetzt das Drama wurde. Das *Epos* war die mythische Einheit aller Richtungen des Volkslebens; es war die unmittelbare Volksnatur selbst, wie sie dachte, anschaute, sich bewegte und in sich selbst träumerisch versunken war; im *Epos* ging der Mensch noch im Volksleben auf, im Drama erwachte er, hob sich aus der Masse und befreite sich zu einer selbstständig heraustretenden Gestalt.

Es war daher bei den Griechen die jedesmal herr-

gehende Gattung der Poesie auf jeder einzelnen Stufe fast die ganze Poesie selbst, und so erblickt man bei ihnen das seltene Schauspiel einer innersten Nothwendigkeit der hervortretenden Kunstformen, mit der Gesammtheit ihres öffentlichen Lebens, wunderbar schön zusammenhängend. Die Neueren sind darin schon deshalb nicht so glücklich, weil ihre Poesie von jeher weniger Sache des öffentlichen Volkslebens gewesen war, und darum hat ihre Litteratur so viele gekünstelte Treibhausblüthen aufzuweisen, die, zu den lebendigen Bedürfnissen ihrer Zeit nicht passend, nur aus einer theoretischen Grille gepflanzt zu sein scheinen. Es ist unglaublich, was besonders die Deutschen in der Wahl der Formen geirrt haben. Sie sind im Stande, noch im neunzehnten Jahrhundert Epen im ganz antiken Stil zu dichten!

Darin ist Johann Ladislaw Pyrker gewissermaßen berühmt geworden. Er hatte es sich einmal vorgenommen, mitten in unserm unheroischen Jahrhundert gleichwohl ein großer Heldendichter zu werden. Seinen Homer hatte er gut gelesen, die Vossische Uebersetzung davon nicht minder fleißig studirt, und so erschien er, mit einer tüchtigen Sattelfestigkeit des Hexameters angethan, auf dem Kampfplatze und ersah sich einige gute Stoffe zu seinem epischen Kreuzzug. Er führte sie ohne Zweifel mit einer gewissen begeisterten Arbeitsamkeit des Talents aus, wie sie in unsern Tagen nicht häufig mehr angetroffen wird, und da er zugleich seiner äußern Stellung nach ein vornehmer Prälat war, halte es bald in ganz Oesterreich wieder: „Es ist uns halter ein großer Epiker auferstanden“! Es wurde Nationalsache, die Epen des Ungarischen Bischofs schön zu finden, sie erlebten viele Auflagen; wurden endlich zu gesammelten Werken zusammengedruckt, und jetzt entsteht bei ihrem Anblick die Frage: Was sollen wir aber heutzutage eigentlich mit einem Epiker anfangen? Was will die *Ikas post Homerum*? Was soll uns der verspätete Homeride mit seinen künstlich nachgemachten Tönen in dem heutigen romantischen Zeitalter der Poesie bedeuten?

Der Irrthum Pyrkers, der seine Bestrebungen als verfehlt erscheinen läßt, beruht darin, daß er uns ganz antike Epen hat dichten wollen. Das wahre Epos der modernen Litteratur ist der Roman; er ist die zeitgemäße Form des Epos, und in dieser Bedeutung eine der wesentlichsten Grundrichtungen der heutigen Poesie. Aber selbst früher als der Roman hatte sich bereits ein ro-

mantisches Epos gezeigt, von den großen Dichtern der Italiener eigenthümlich hervorgebildet. Dante's riesenhaftes Gedicht gab durch das Element der christlichen Religion, das er zur Aufgabe seines Epos machte, der modernen Poesie für immer eine selbstständige Grundlage, auf welcher sie, von der Antike befreit und aus der unlebendigen Form wiedergeboren zu einer schöpferischen Entwicklung, zu neuen Zielen fortschritt. Dies christliche Element klärte sich zu einer äußerlich anmuthigeren und populaireren Dichtungsform in dem abenteuerlich-romantischen Epos der Italiener, wie es, von Pulci und Bojardo begonnen, durch Ariost und Tasso zu jener beispiellos in der Dichtkunst dastehenden Glätte der Vollendung sich ausbildete. Diese Form wenigstens hätte Pyrker seinen Epen geben sollen, wenn er seine Stoffe nicht etwa in der zeitgemäßerer Gestalt des Romans darstellen wollte. Aber statt dessen fand er sich bewogen, ein Homerisches Epos zu schreiben, und die antiken Falten, die selbst einem Goethe nicht so zu Gesichte standen wie den Alten, in strenger und schulgerechter Weise sich anzulegen. Die Buhlerei mit einer todtten Form, an der das Zeitinteresse verschwunden, rächt sich immer in der Poesie am empfindlichsten und wirkt selbst lähmend auf den Inhalt zurück, an dem sie keine rechte Freude und Fülle aufkommen läßt, denn die wahre Form sondert sich im Kunstwerk nicht als ein Anderes, sondern ist vielmehr die eigentliche sichtbar gewordene Harmonie aller seiner Zwecke. Was in den Pyrkerschen Dichtungen, und in ihnen ähnlichen Productionen Form ist, mit wie bewundernswürdiger Meisterlichkeit es auch angeeignet scheinen könnte, möchten wir daher lieber nur *Apparat* nennen, da es nichts als ein äußerlich angekünstelter Mechanismus ist, den kein wahres Seelenband an den eigentlichen Geist der Dichtung fesselt. Des ganzen epischen Apparats, wie ihn das antike Epos überliefert und vornehmlich Voss ihn für die Deutsche Diction durch seine Uebersetzungen gewonnen, hat sich nun Pyrker in der That mit vieler Feinheit, Tact und Sprach- wie Vers-Geschicklichkeit zu bemächtigen gewußt, doch ist mitten unter diesem epischen Apparat auch die bekannte epische Langeweile freilich nicht ausgehoben. —

(Der Beschluß folgt.)

XXII.

Sophokles Oedipus auf Kolonos, im Versmaafse

**der Urschrift übersetzt mit Anmerkungen
von Friedrich Stäger. Merseburg 1833. 8.
177 S.**

Uebersetzungen sollen Fremdes in unserer Litteratur heimisch machen, sie sollen ein Schriftwerk der Vergangenheit vergegenwärtigen, sie sollen in dem Leser dieselben Eindrücke hervorbringen, die das Original zu machen beabsichtigte. Natürlich ist diese Aufgabe nur approximativ zu lösen; jedenfalls erwarten wir von dem Uebersetzer, daß er uns mit den wesentlichsten Beziehungen, für die und von denen sein Original bestimmt war, bekannt macht. Namentlich ist eine Sophokleische Tragödie nicht ohne lebendige Vergegenwärtigung ihrer Aufführung zu verstehen; die Eigenthümlichkeiten des Costumes, die Lokalitäten der Bühne, die Verhältnisse theatralischer Effekte hat Sophokles vor allen sorgfältig berechnet. Leider hat der Hr. Verf. hierauf wenig Rücksicht genommen; die einzige Stelle, wo er es mit einiger Ausführlichkeit gethan (p. 160. über Ismene's Auftreten) zeigt, wie viel von ihm in dieser Beziehung zu erwarten gewesen wäre. — Nicht minder wichtig ist es für Sophokleische Tragödien, die Zeit ihrer Aufführung und die politischen Verhältnisse, auf welche der Dichter so häufig anspielt, zu kennen; so wurde der Philoktet in der Zeit, wo sich alles um die Rückkehr des Alcibiades handelte, aufgeführt, und der Aias, an seiner anapästischen Parodos als eins der frühesten Stücke kenntlich, ist voller Beziehungen auf die Rivalität des Cimón und Perikles; der erste Oedipus, der wie die Medea des Euripides bald nach der grammatischen Tragödie des Kallias (Ol. 87. 1.) aufgeführt und nicht von Euphorion in den Dionysien Ol. 87. 2., sondern von Philokles wahrscheinlich in den Dionysien Ol. 87. 3. oder 4., den beiden gräflichen Pestjahren, besiegt worden ist, gewinnt durch diesen Synchronismus für seinen Prolog eine wahrhaft erschütternde Bedeutsamkeit. Es ist bereits von Boeckh und Reisig nachgewiesen worden, wie der Koloneische Oedipus auf das Privatleben des Dichters und auf die öffentlichen Verhältnisse mannigfache Beziehungen enthält, und jedenfalls gehört es zum weiteren Verständniß der Tragödie, diese möglichst genau zu können; aber der Hr. Vf. übergeht dies alles mit Stillschweigen. Die Anmerkungen, die er von p. 147—177. zusammengestellt hat, enthalten größtentheils Studien zum Verständniß oder zur Verbesserung des Griechischen Textes, und der Philologe wird sie nicht ohne Interesse lesen; sie zeigen, und die Uebersetzung bestätigt es, daß der Hr. Vf. mit aller Gewissenhaftigkeit den Sinn des Originals zu erforschen bemüht gewesen ist.

Bei Uebersetzungen kommt aber außer der Treue des Wortes namentlich die Treue und Schönheit des Verses und des Stiles zur Sprache; und hier findet Ref. nicht alles so preiswürdig, wie er bei dem redlichen Bemühen des Hrn. Verfs. wünschen möchte. Es ist sehr störend, vs. 1025, vs. 1418. und ich weiß nicht gleich an welcher dritten Stelle Trimeter von 3½ Dipodien zu lesen, noch störender, daß die Trimeter sehr oft mehr nach Art der Senare gebaut sind und an den Stellen, wo

eine Kürze notwendig wäre, nicht selten accentuirte Längen haben (s. E. vs. 16. als Schluß eines Trimeters „dicht voll“, vs. 28. an gleicher Stelle „nicht mehr“ u. s. w.) Vor allen hat Ref. beim Vorlesen die stillhinfließende Ruhe, die den Sophokleischen Trimeter auszeichnet, gar sehr vermisst. Glücklicher sind im ganzen die Cherverse behandelt, und die Ari, wie der Hr. Vf. statt metrisch unausführbarer Nachbildung Analogien des Rhythmus wiedergegeben hat, ist durchaus zu billigen. Die stilistische Vollendung der Uebersetzung anlangend gesteht Ref. dem Hrn. Vf. gern den Vorzug vor Solger zu; sein Deutsch ist minder gräcisirend, meist klar und selten durch eine platte Wendung gestört; aber freilich, von dem süßen Zauber, von der durchsichtigen Atmosphäre der Sophokleischen Rede ist nicht viel erhalten.

Joh. Gust. Droysen.

XXIII.

**Die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu
Wien, Baden, Linz und Salzburg in medi-
cinisch-administrativer Hinsicht betrachtet von
Anselm Martin, Dr. med. und phil. nebst ei-
ner Vorrede von F. X. v. Häberl. München,
Franz. 1832. 8.**

Vorliegende Schrift verdankt ihre Entstehung einer Reise, welche ihr Verf., der früher als Arzt im allgemeinen Krankenhause zu München gewirkt, auf Veranlassung der Kön. Baierschen Regierung nach Wien hin unternahm, um die dortigen Krankenanstalten kennen zu lernen. Sie ist schätzbar wegen der genauen Schilderung dieser Institute eines Staates, über dessen öffentliche Anstalten wir, bei dem Schweigen, das seine Bewohner darüber beobachten, so wenig erfahren. Besonders hat der Verf. Alles, was das Administrative und Oekonomische betrifft mit Sorgfalt verzeichnet: Die Mittheilung officieller Papiere, wie der Instruktionen für die Angestellten, der Contrakte mit den Lieferanten, der Speiseordnung u. s. w. ist alles Dankes werth. Die Zahl der in den einzelnen Instituten verpflegten Kranken, das Verhältniß der Gestorbenen zu den Genesenen sind meist angegeben; über die klinischen Anstalten der Universität und der Josephsacademie, die Zahl ihrer Säle und Betten, die Methode der sie dirigirenden Lehrer finden sich interessante Notizen. Ausflüge nach Baden, Salzburg, Linz, setzten den Vf. in den Stand über die Kranken- und Versorgungsanstalten dieser Städte genaue Erkundigungen einzuziehen, deren Resultate er mittheilt. — Eine Beilage liefert die Ordinationsnorm zum Gebrauche der Aerzte und Apotheker im allgemeinen Krankenhause zu Wien. Unwichtig sind die Bemerkungen über die Krankheiten, die während des Verfs. Anwesenheits in Wien herrschten, und über deren Behandlungsmethoden; die in Menge aufgeführten Formeln sind oft höchst ungenau und hätten ganz wegleiben können. — Der Sprache des Verfs. hätten wir mehr Geläufigkeit und Reinheit gewünscht.

Juli 1833.

Sämmtliche Werke von Johann Ladislaw Pyrker. Erster Band: Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen. Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

(Schluß.)

Es kann keinen schöneren Stoff für ein modernes Epos geben, als die Expedition Karls V. nach Tunis, welche unser Epiker in seiner *Tunisias* zum Gegenstand dieses Heldengesanges genommen. Aber was hätte nicht aus diesem Stoff werden können, wenn sich ein wirklicher Dichter auf eine freie Weise daran begeistert hätte! An sich gehört dieser Zug des Kaisers allerdings nur zu den Nebenpartien der Geschichte, aber es fehlt ihm gleichwohl nicht an welthistorischen Interessen. Der Kampf um die Freiheit der Mittelländischen Meeresstraße, die Errettung der gefangenen Christen aus der Sklaverei der Barbaren, stellen sich als beziehungsreiche Grundtendenzen heraus. Dazu kommt die anziehende, etwas sentimental angehauchte Gestalt Karls, der, den verwirrten und ihn verstimmenden Verhältnissen Europas den Rücken kehrend, auf das frische Meer hinausgeschifft ist mit einem glänzend versammelten Geschwader aller Flaggen und Nationen. Karl V. in seiner gemüthvollen Ritterlichkeit und zugleich in der heimlichen Melancholie, die an seinem Herscherglück langsam kehrt, in seiner lebensmüden Reflexion, die ihn schon immer krankhaft mahnt, von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens sich zurückzuziehen, und in der edlen Aufwallung seiner Thatkraft, in der er doch wieder für das Wohl seiner Völker ein Held sein möchte, in diesem Schwanken zwischen Reflexion und Heroismus ist er mir immer eine der interessantesten Gestalten in der Geschichte gewesen. Jetzt, nach Afrika ziehend, um dem vertriebenen König von Tunis, Muley Hassan, sein Reich wiederzuerobern, hat ihn zugleich ein schwärmerischer Glaube

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

bensenthusiasmus, der ihm etwas Liebenswürdigen giebt, erfüllt. Ein Hort des Christenthums, dünkt er sich ausersuchen, um selbst über die Weiten des Meeres hin gegen die fernen Heiden die Banner des Glaubens siegreich zu tragen. Für die Einzelmalerei ist dem Dichter dieser Stoff nicht minder günstig. Da giebt es Seeschlachten, Stürme, Wunderphänomene einer fremden Natur, Meeresabenteuer, Nationalschilderungen, frappante Gestalten und Thaten der Gläubigen und Ungläubigen, und Bilder und Gruppen aller Art, welche sich um jene Hauptelemente des Stoffs naturgemäß herumlegen müssen.

Wie ist es gekommen, daß aus solchen Elementen Pyrker kein eindruckmächtigeres Ganze hat entstehen lassen? Weil er sich, wie uns dünkt, ganz in die Unwesentlichkeiten der Darstellung verloren, und seine Kraft am Technischen des Gedichts erschöpft hat, ohne sie der innern Ausbildung des Stoffs gleichermaßen zu Gute kommen zu lassen. Schon die poetischen Grundzüge zu des Kaisers Gestalt hat der Dichter schlecht zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen verstanden. Seine Persönlichkeit wird uns nicht nahe genug gerückt, daß wir uns hier für sie lebendig zu interessiren vermöchten, und seiner Zeichnung ist überhaupt zu wenig historischer Zeithintergrund als Folie beigegeben, so daß Karls Erscheinung etwas nebelhafter Schatten geblieben ist. Der Dichter hätte ihn bei weitem mehr in den Vordergrund der Darstellung führen sollen. Aber es scheint ihm überhaupt am Talent individueller Zeichnung zu fehlen und nirgends findet man bei ihm vollkommen individualisirte Gestalten, die ein deutliches Charakterbild abgäben. Dazu kommt, daß, wie im Homer die Götter Partei nehmen für und wider die Streitenden, so auch Pyrker, um in der Vollständigkeit des epischen Apparats nicht zurückzubleiben, ähnliche Machinationen, die auf die Angelegenheiten und Gemüther seiner Helden vor Tunis zu-

rückwirken, eronnen hat. Olympische Götter waren indels zu dieser Zeit an der Küste von Afrika nicht mehr gut aufzutreiben, und so kam der Dichter auf den an sich nicht übeln Gedanken, die Geister der abge-
 schiedenen Helden, welche einst an diesen Stätten gewaltet, für seinen Endzweck in Bewegung zu setzen. So bevölkerte er den obern Luftraum seines Epos mit dem Geist Hannibals, des Karthagers, mit dem Geist des standhaften Römers Marcus Attilius Regulus, der einst in der Schlacht von Tunis gefangen worden; ferner mit dem Geist Muhameds, der über die heranziehenden Koranfeinde ergrimmt ist, und gegen das christliche Heer Partei nimmt. Aber auch der Geist Hermanns, des Sohnes des Cheruskerfürsten, erscheint unverhofft oben in den Lüften und gesellt sich schuttreich zu den Bannern Karls; auch Attila, weithand König der Hunnen, läßt sich blicken, und wüthet noch als Geist nach alter Art zum Besten der Barbaren. Diese Geisterschaaren umschweben die streitenden Heere und gehn darauf aus, Unfug zu stiften; Muhamed und Attila sind die tollsten, und besonders der edle Muhamed, der als Geist wohl seiner würdiger hätte silhouettirt werden können, weiß sich vor Tobsucht nicht zu lassen. Endlich kriecht er im letzten Ingrimme mit seinem Freund Attila zusammen in den giftigen Leib einer Riesenschlange, um ein zum Holzfällen ausgesandtes Häuflein Christen unglücklich zu machen, und beide Geister müssen es erleben, daß Karl V. die Schlange mit eigner ritterlicher Hand erlegt. Es ist seltsam, daß dies Alles nur einen possirlichen Eindruck beim Leser hervorbringt, aber wer kann über unwillkürliche Eindrücke gebieten? Noch nachtheiliger ist diese Machination indels den Menschen geworden, die unser Epiker unter dem Einfluß derselben handeln und sich bewegen läßt, indem sie ihre an sich schon geringen individuellen Lebensäußerungen noch mehr beschränkt hat. Der Dichter scheint z. B. für epischer gehalten zu haben, wenn er seinen Helden ihre besten Gedanken und Thaten durch jene waltenden Geister im Schlaf einflüstern läßt, statt dieselben als ein Product ihrer Gesinnungen, ihres Charakters hinzustellen; und in dieser Weise erscheinen Muhamed, Attila u. s. w. oft als die eigentlich wirkenden Triebfedern der vorgehenden Handlung. Wenn ähnliche Einflüsse auf die Handlungen der Helden auch im Homer vorkommen, so nimmt man indels bei diesem nicht minder

wahr, wie entschieden und selbständig er dennoch die Individualitäten zu charakterisiren weiß. Achill, Hector, Odysseus, Thersites, welche verschiedene Gestalten, die alle in ihrer Art so von Leben und Persönlichkeit durchdrungen und mit so voller Plastik ausgearbeitet sind, daß sie sofort, wie sie da erscheinen, im Drama auftreten könnten. Keine einzige der Pyrkerschen Figuren besitzt dagegen dramatische Repräsentation; man sieht, man hört sie nicht, und glaubt deshalb auch nicht an sie. Das Interesse fehlt ihnen, wie es überhaupt dem ganzen Gedicht fehlt. Eine Dichtung kann viele Schönheiten haben und doch gar keinen Eindruck machen, wenn ihr jener besondere Nerv abgeht, das Interesse, welches vornehmlich in der Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit der Charaktere und im energischen Zusammengreifen der Handlung gegründet sein muß. An ein Zusammengreifen der Handlung ist in diesem Epos gar nicht zu denken; es fällt in lauter Einzeinheiten auseinander, so daß man fast auf den Gedanken kommen könnte, es wäre, wie das Homerische, ebenfalls aus Rhapsodien aneinandergesügt. Künftige Kritiker, wenn unter ihnen wieder ein Wolf aufersteht, werden daraus nach Jahrhunderten einmal zu beweisen suchen, daß es keinen Epiker Pyrker in Person gegeben hat, sondern daß seine Gesänge, wie die des ebenfalls zweifelhaften Vater Homer, nur aus einzelnen Compilationen entstanden seien. Aber seltsam, daß dennoch in dem Homerischen Epos, zu welchem ein schaffender Vater bezweifelt wird, jene Einheit des Fadens, trefflich zusammengeschlungen, vorhanden ist, welche dem Pyrkerschen Epos, zu dem wir ja unsern leibhaften Verfasser in völlig unbezweifelter Existenz haben, gerade, wie wir rügten, zu seinem großen Nachtheil abgeht. Wir wollen indels den glänzenden Reichthum gewählter und geschmackvoller Diction nicht verkennen, welche über die vielen einzelnen und verzelten Schilderungen des Verfassers wie ein kostbarer Schmuck ausgestreut ist, aber solche Schilderungen sind doch immer nur kalte Küche in der Poesie; es sind die *hors-d'oeuvres*, über die man sich endlich hinwegseht, um an dem solidern Theil des Gastmahls den wahren Zweck zu erreichen. Sollen wir aber eine schöne Nebenpartie hervorheben, so ist es z. B. die im elften Gesange, wo Karl V. prophetischen Geistes in einem Gesicht die Schicksale der späteren Deutschen Geschichte vorausschauet, unter Andern den dreißigjäh-

stigen Krieg und die über den Rhein herüberdringenden Revelationsgräuel. Als Proben der Manier des Verfs. mögen folgende Verse daraus hier stehen:

„*Ha, ein Gesicht, erst jüngst in des Heilighums Dunkel ent-
hüllet,*

*Sträubte das Haar an der Scheitel mir auf! Ich zitterte, bebte:
Deutschland sah ich erwürgt nach dreißigjährigem Wuth-
kampf,*

*Rauchend in Schutt die Burgen, die Hütten und Tempel, und
ringsum*

Heiliges schändlich entweiht, voll Schmach vernichtet der
Künste*

*Mühler, verödet die Gaun. Wo vordem die goldenen Halme
Wogten im schimmernden Abendroth; wo blökende Heerden
Hüpfen im lachenden Grün — der Mensch in seliger Un-
schuld*

*Gleichbeseligte Menschen ersah, und sich freute des Daseins,
Herrschte nur Grabesstill, und im dornumwucherten Saatheld
Bleichte das nackte Gebein weithin erschlagener Völker.*

*Spät erst wagte, mit schüchternem Blick, der Verscheucht
aus dem Schutte*

*Sich zu erheben, und sah er nun dort den Schüchternen kommen,
Dacht' er, „Weß Glaubens er sei!“ und brütete Haß und
Verfolgung.*

*Sieh, Jahrhunderte stohn! Da lag auf den Fluren der
Heimath*

Finstres Gewölk; zuweilen erhellen röthliche Blitze

Hinter der Wolkennacht der Zukunft Jammergefilde.

Ueber den Rhein scholl Mordausruf; bald wirbelten endlos

*Auch in die Deutschen Gaun, vernichtend, herüber des Auf-
ruhrs*

Flammen und laut umher ertönte Gebrülle von Freiheit!

*Gleichheit! Doch von dem Wagen des lautmajuchzeten Sie-
gers*

*Klirrten die Fesseln schon entehrender, schimpflicher Knecht-
schaft.“ u. s. w.*

Solche prophetische Gesichte gehören ebenfalls mit zu dem epischen Apparat und sind nach dem Vorgange der alten Epiker aufgenommen. Auch an der häufigen Wiederkehr gewisser epischer Lieblingsepitheta, deren jeder Epiker ein besonders auserlesenes in seiner Diction zu haben pflegt, hat es unser Dichter nicht fehlen lassen. Virgil liebt bekanntlich nichts mehr, als sein *agens*, das er gern, wo er nur irgend kann, figuriren läßt. So muß auch Pyrker sein Epitheton haben, das er immer mit sichtlichem Wohlgefallen vorbringt, und er hat sich dazu das Beiwort *schimmernd* erkoren, das er denn aber auch fast zu oft anwendet. Es findet sich gewiß mehr als tausend Mal in diesen zwölf kurzen Gesängen der Tunisias.

Fast ein ungetheiltes Lob muß man der Verkunst des Verfs. zuerkennen. Seine Hexameter sind, wenn auch ohne originelle Manier in der Rhythmik, da sie hierin ganz dem durch Vofs ausgebildeten Typus folgen, doch so schön, graziös und wohlklingend, daß sie den lebhaften Wunsch erregen können, unsere heutigen Dichter möchten dies vielbewegliche ausdrucksfähige Metrum nicht so ganz aussterben lassen, als es fast den Anschein hat. Nachdem es sich die Deutsche Sprache so viele Mühe hat kosten lassen, sich diesen Vers anzueignen, nachdem sie sich sogar zu manchen gewagten, aber ihr gut bekommenen Wendungen verstanden, um sich für die Rhythmik des Hexameters eigens zu organisiren, ist es zu bedauern, daß derselbe jetzt so schnell wieder außer Gebrauch bei uns gekommen zu sein scheint, um so mehr, da sich dagegen kein anderes Metrum geltend gemacht hat, als etwa die kurzen, springenden, aber höchst unrythmischen Verschen in Heine's Reisebildern, die bei unsern jungen Lyrikern seitdem so beliebt geworden sind, aber vor keiner Metrik bestehen können.

Bei der glänzenden Gedicgenheit, mit welcher Pyrker diesen Vers handhabt, ist es ihm nur einige Male widerfahren, daß ihm mitten in dem schönhingleitenden Wohlklang seiner Hexameter *siebenfüßige* Monstra untergelaufen sind, welche sich selbst der mehrmaligen sorgfältigen Felle, die der Verf. an sein Gedicht in den verschiedenen Auflagen gewandt zu haben schreibt, zu antziehen gewußt, z. B.

Ges. III. Vs. 426:

„*Aber ach, ihn tren noch in Tod, erdast unendlichen Jammer.*“

und Ges. XI. Vs. 359:

„*O, so seufzt ich tief, nicht fühlt er die Herzzerrenden Sor-
gen.*“ — —

Beim Abschlusse dieser Anzeige der Tunisias sehen wir auch den eben erschienenen zweiten Band der sämtlichen Werke Pyrkers, seinen *Rudolph von Habsburg* enthaltend, angekündigt. Schemen wir übrigens einen strengen Maßstab bei der Beurtheilung dieses Dichters angelegt zu haben, so ist nicht zu übersehen, daß seit vielfach wiedererklungener Ruf als großer Epiker unabweislich dazu aufgefordert hat.

Th. Mundt.

XXIV.

Die obliquen Casus und die Präpositionen der Griechischen Sprache, dargestellt von Dr. Ernst August Fritsch. Lehrer zu Kreuznach. Mainz, bei C. G. Kunze. 1833. gr. 8.

Allerdings erfordert der Standpunkt, zu dem sich die Ansicht unserer Zeit über die syntaktischen Verhältnisse der Sprachen überhaupt, und besonders der Muttersprache erhoben hat, auch für die Griechische Satzlehre eine tiefere Begründung, wie dies mit Recht der Verf. in der Vorrede auseinandersetzt. Allein ob die Einsicht, die zur Begründung solchen Standpunktes erforderlich ist, den Verf. durchaus in Anfertigung seines Buches geleitet habe, dies wird der Leser schon aus dem gewählten Stoffe gehörig beurtheilen können. Es ist nämlich klar, daß in einer Satzlehre, die den Anforderungen jetziger Bildung genügen will, der einzig einzuschlagende Weg der ist, den Satz aus seiner unmittelbaren Einfachheit des Anfanges durch seine volle reiche Entwicklung bis er sich in der Periode schließt, zu verfolgen, und daß hierin jede einzelne Stufe ein nothwendiges Moment in dem systematischen Ganzen bilden müsse. Sieht man aber die Funktionen der Casus an, die in der Grammatik nur in der Formlehre ihre Stellung neben einander mit Recht einnehmen, in der Syntax aber nach der Gliederung der einzelnen Satzfunktionen durchweg getrennt sind, so wird man leicht einsehen, daß eine Zusammenstellung des syntaktischen Gebrauches derselben nicht viel mehr sein könne, als die empirische Zusammenfassung einzelner Spracherscheinungen, die ihrer eigentlichen inneren Lebendigkeit entnommen sind. Dies ist dem Verf. indessen so wenig entgangen, daß er gerade die wichtigsten Casusfunktionen, als von andern Lehren abhängig von seiner Untersuchung ausschließt.

Die Einleitung erstreckt sich über allgemeine Bedeutung der Casus, und es liegt dem dort Gesagten mindestens die richtige Ansicht zu Grunde, daß die ursprünglichen drei lokalen Benennungen des Wo, Wohin, Woher die Anschauung des Volkes in Darstellung der Fälle geleitet habe; wo es aber weiter zur Ausführung bestimmter Kategorien kommt, verläßt den Verf. Schärfe der Dialektik, und die kaum aufgezeigten Unterschiede verschwinden oder verdampfen in dem Aufgehen ganz allgemeiner Bestimmungen, aus denen sie kaum hervorgetaucht waren. So geschieht es, daß dem Verf. Casusfunktionen identisch erscheinen, denen die Griechische Anschauung jene bestimmten Unterschiede unterlegt, und deren wir uns in der Auffassung und Würdigung des Allgemeinen sowohl wie des einzelnen Gebrauchs nicht entfremden sollten. Dabei ist der Verf. der Sprachgeschichte etwas fremd geblieben, oder wie sollten wir

sonst Aeusserungen verstehen, wie die auf der ersten Seite aufgestellte, daß nur eine Sprache, die einen gewissen Grad organischer Ausbildung überschritten habe, mehr als drei Casus bilden könne. Zeigen nicht gerade die ältesten Zweige unseres Sprachstammes, das Sanskrit, Zend, eine Fülle der Casus, die nur daraus zu erklären ist, daß die aus jenen Unterschieden hervorgehenden näheren Bestimmungen verallgemeinert als eigene Casuskategorien gefaßt wurden, und daß erst das spätere Bewußtsein fühlend, daß jene Bestimmungen zu allgemein seien, um jeden bestimmten Unterschied berühren zu können, den Casusgebrauch beschränkend, zu anderen Mitteln griff, zunächst zur Verwendung der vom Verbo getrennten Präpositionen, um solche Verhältnisse darzustellen; — ein Weg, den wie das Sanskrit ihn einerseits in der noch völligen Verwachsung der eigentlichen Präposition mit dem Verbo bezeugt, so andererseits die ganze moderne Sprachwelt dadurch beweiset, daß sie die allgemeineren Casuskategorien aufgebend, zur bestimmteren Auffassung durch Präpositionen schreitet, an Formreichtum ärmer, an logischer Bestimmtheit reicher werdend. Nach dem vorhergesagten wird es unserem Leser nicht auffallen, daß wir mit der Darstellung der Casus nach ihrem verschiedenen Gebrauch, wenn es die Zurückführung auf Gedankenbestimmungen betrifft, nicht befriedigt sein können; doch müssen wir gestehen, daß das Buch im Allgemeinen Gelehrsamkeit und wackere Belesenheit in den Autoren zeigt, nur freilich handelt es sich in vielen Belegstellen um exegetische Auffassung, und da möchte Zweifel und Streit nicht zu meiden sein.

Die Entwicklung der Präpositionen steht wie wir oben gesehen haben, im engen Verhältnisse mit den Casus. Zur richtigen Bestimmung ihrer Bedeutung führt vorzüglich die Betrachtung der Zusammensetzung im Verbo, in der der ursprüngliche Sinn reiner und schärfer ausgeprägt liegt. Diese Untersuchung, so schwierig sie anfänglich scheint, löset sich leicht, sobald man im Griechischen nur den epischen Gebrauch namentlich festhält, andererseits aber die Vergleichung anderer verwandter Sprachen nicht abweiset. Aber der Verf. hat sich in eine Prüfung der Verbalkomposition nicht eingelassen, und dies ist der wesentlichste Mangel dieses Theiles, welcher sonst im Einzelnen scharfe Blicke und richtige Einsicht durchweg verräth. Ehe der Verf. an die vergleichende Darstellung der Casus in den verwandten Sprachen geht, wie er in der Einleitung wohl vermuthen läßt, möchten wir ihm rathen, jene von uns berührten Fragen in reifliche Erwägung zu ziehen, damit ihm nicht, wie in dem vorliegenden Werke, das Mißgeschick widerfahre, nur nach der Seite materiellen Reichthums hin, dem wissenschaftlichen Leser zu genügen.

Agathon Benary.

Juli 1833.

XXV.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub, Geh. Kirchenrath und öffentl. ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelberg. (Mit der Dedication: Dem Andenken Hegels, seines verewigten Freundes, in der Aussicht auf baldige Nachfolge freudig gewidmet.) Heidelb. 1833. XIV. u. 510 S. 8.

Erster Artikel.

Wenn die Wissenschaften ein Stadium ihrer Entwicklung zurückgelegt, ein neues angetreten haben, so ist es in der Ordnung, daß zunächst ein kritischer Rückblick in ihnen eintritt, sowohl um sich mit den verlassenen Standpunkten auseinanderzusetzen und den neuen zu rechtfertigen, als auch in dem abgelaufenen Zeitraum die wesentlichen und bleibenden Momente von den nichtigen und vergänglichem gehörig zu sondern. Auch die Theologie, welche kraft ihres Begriffes nächst der Philosophie am meisten Anspruch auf den Namen der Wissenschaft hat, konnte diese Nothwendigkeit nicht umgehen und unternahm es daher vor etwa dreißig Jahren, in eben dem Maas, als sie dem wissenschaftlichen Geist Raum in sich gab oder ihn vorbereitete, eine alte Zeit, sei es durch eine Kritik der Offenbarung oder auch nur durch eine Censur des protestantischen Lehrbegriffs, abzuschliessen und sich eben damit die neue Bahn offen und frei zu machen. Ist aber das Bestreben, wie das zuletzt genannte, selber nur dieses kritische und bleibt es auf dem Standpunkte der Kritik, wie wenn er der letzte und höchste wäre, stehen, oder ist die Meinung, mit Meinungen nur sei in den Meinungen der Menschen zu vermitteln und an ihnen diese formale, negativ-vernünftige Dia-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

lectik auszuüben, um den Begriff der christlichen Theologie, wie wenn sie selber nichts weiter wäre, als Empirie und Kritik oder ein Gemisch von beiden, zu realisiren, so trägt es eben damit selbst schon die Anwartschaft auf seine Vergänglichkeit und das Bedürfnis eines weiteren Fortschrittes in sich zu einem Punkte, an welchem auch dieses nur als ein, wenn gleich nothwendiger Durchgangspunkt, doch auch nur als ein solcher erscheinen kann, der sich zu einem abstracten Moment des Begriffes herabsetzt. Die Kritik, welche nun eintritt und die Theologie zum Gegenstand habend die zerstreuten Momente des Begriffes sowohl an ihrem Ort gelten läßt, als auch aufhebt, um an ihrer Totalität erst den Begriff in seiner Wahrheit zu haben, ist eine andere und die wahrhafte, es ist die, welche nicht der abstracte Verstand für sich und nur in seinem Interesse treibt, sondern welche die freie Vernunft selbst an ihr hat; so ist sie die speculative.

Eine solche speculative Kritik aller bisherigen dogmatischen Theologie ist es, welche in dem vorliegenden Werk und zwar in der großartigsten Weise enthalten ist. Es sind nicht kleinliche Bilder und Bestimmungen, die uns hier, etwa wie in einem Guckkasten vorgeführt werden, ohne alle Bedeutung und Nothwendigkeit kommen und verschwinden, sondern diese Kritik hat den widersprechenden Geist in diesen Gestalten zum Stehen und Redestehen gebracht, ihm auch erst überall vollständig ausreden lassen, um das Mangelhafte daran aufzuzeigen. Möglich war eine solche Kritik nicht eher, als bis die Theologie der neuern Zeit in ihrer Zerrissenheit als Supernaturalismus und Rationalismus und in beiden Kategorien als mancherlei Modification und Gestalt von dem einen oder andern Prinzip, dort als strenge und weite, als buchstäblich gelehrtere oder geistigere, hier als die abstract ronnirende, psychologisirende, ohne Philosophie und im Gegensatze zu ihr philosophirende, sich völlig er-

reicht und erschöpft hatte. Aber nothwendig war es alsdann und unausbleiblich, sowohl um zu zeigen, wie diese dogmatische Denkart im Widerspruch mit einander und mit sich selbst aufhören zu Grunde gehen, als auch den Grund nachzuweisen, in den sie gehen, um einer neuen Gestaltung der Wissenschaft Platz zu machen. Berufen dazu war der verehrte Hr. Vf. nicht nur durch den Standpunkt der Wissenschaft, auf welchem allein eine solche Untersuchung gelingen konnte und gründend in der Wahrheit zu führen war, sondern auch durch die umfassende Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit allen Gestalten älterer und neuerer Theologie, obgleich diese unverkennbar genaue Kenntniss nicht von dem gewöhnlichen geistlosen Citaten-Geräusch begleitet ist. Nicht leicht ist dagegen irgend ein Moment des Begriffes dieser verschiedenen Denkart unausgeführt geblieben — welche vollständige Darlegung der Begriffsmomente die Verstandes-Flachheit „das Construiren in der Hegelschen Schule“ zu nennen pflegt. Aber wer sieht nicht, daß mit einer solchen Kritik die schon vorhandene Krisis in der Wissenschaft selbst erst vollendet wird, und die Folgen davon für das Leben in der Kirche selbst unübersehlich sind. Sie betrifft nichts Geringeres, als die Prinzipien der Theologie und eine davon unzertrennliche neue Gestaltung der Wissenschaft, deren Bedürfniss dies Werk an allen Seiten fühlen läßt, ohne jedoch auch das Wesen und den Unterschied derselben gegen alle bisherige Theologie ausführlicher, als es im 3ten Theil freilich den Hauptpunkten nach geschehen ist, zu entwickeln.

Die auf die einfachsten Formeln zurückgeführten Prinzipien, in welche die neuere Theologie mit allen ihren Modificationen zurück-, oder aus denen sie selbst hervorgeht, sind die Autoritäten des Objects und Subjects, dort die Kirche einerseits mit ihrer behaupteten Unfehlbarkeit, andererseits mit der heiligen Schrift, hier die Vernunft mit ihren Ideen und Ansichten; dort ist es das heilige Orakel, welches befragt, hier die Büchse der Pandora, aus der alles hervorgeht. Das Dritte ist dann die äußerliche Vereinigung beider Autoritäten, so daß an der einen, der göttlichen Offenbarung und heiligen Schrift sich die andere in Prüfung und Beurtheilung nach den Ideen der gesunden Vernunft und in der Auslegung der Schrift geltend macht. Wie hinter der einen und andern Autorität sich die

Selbstsucht versteckt oder zum Vorschein bringt, ist hier mit einer Klarheit und Tiefe, Schärfe und Bündigkeit, Gedanken-Fülle und -Macht entwickelt worden, welche selbst bei denen, die, es sei aus welchem Grunde es wolle, sich von dem Inhalt des Buches abwenden, nicht ohne Anerkenntniss und Bewunderung bleiben wird. Es muß sich wenigstens dem Gefühl des Befangenen verrathen und aufdrängen, daß die Schwächen und Mängel der modernen Theologie noch nirgends so, wie hier, aufgedeckt sind, und daß von derselben fernerhin kein Heil für die Kirche und ihre Wissenschaft der Religion zu erwarten steht. Jetzt, wo diese Wissenschaft mit allen ihren großen Rechten und Ansprüchen noch immerfort, theils in dem angelernten Glauben der Frömmerei, theils in dem angeklügelt der Vernunftei gefangen liegt, ist es kein geringes Verdienst, auf die Knechtschaft, welche sich selbst für Freiheit ausgibt und in die nicht der christliche Glaube sich, sondern nur das Subject sich mit ihm begeben hat, aufmerksam zu machen. Dies lügenhafte Prinzip der Theologie in allen seinen Winkelzügen und Abstufungen vom unbefangenen Selbstbetrug an bis zur äußersten Selbstbelugung hin ist wohl durch dieses Werk hinreichend an den Tag des Bewusstseins gekommen und was allein nur noch zu wünschen und zu thun ist, wäre, dasselbe, wie es aus solcher Wissenschaft auch in die Praxis eingedrungen und besonders auf den Kanzeln als die äußerste Eitelkeit und Heuchelei zu den schauderhaftesten Erscheinungen kommt, gleicherweise aufzudecken. Denn wer kann sich verhehlen, wie sehr sich hier im Leben sowohl als dort in der Wissenschaft, das Subject vor der Sache hervor-drängt, und welche der Sache selbst fremde Gewalt hiemit dem Object angethan wird. Es ist die unendliche Anmaassung der Subjectivität, daß sie voraussetzt, es werde ja, was sie vorbringt, immer interessant und gut genug sein für andere, die auch nur subjectiv interessantes zu wissen begehren: gleich aber sind sich beide darin, daß es ihnen um die Sache selbst noch gar nicht zu thun und kein Ernst damit ist. Das Subject hat allein Recht, die Sache selbst hat keines. Dagegen ist dies Werk das vollständige Bewußtsein des Widerspruchs, worin sich die neuere Theologie mit sich selbst befindet, Bewußtsein der Knechtschaft und Freiheit zugleich. Es ist der theologische Beweis dessen, was Calderon sagt:

dafs Ich sich selbst die größte Krankheit ist; aber auch der speculative Commentar zu dem Ausspruch Christi: *ich bin die Wahrheit; die Wahrheit wird euch frei machen*. Auf diese Freiheit, in der alle wahre Autorität begründet ist, auf diese Unabhängigkeit des Gedankens von aller Sub- und Objectivität ist es allein abgesehen.

Die Untersuchungen über das protestantische Prinzip der Dogmatik, dessen einzelne Momente hier ihre scharfsinnigste Würdigung finden, sind von vorzüglicher Bedeutung und Wichtigkeit und gehen zuletzt zu einem Abschluß und Resultat, welches anzuerkennen sich wohl nur noch die völlige Befangenheit oder Bewußtlosigkeit weigern kann. Nicht zu erinnern an die gewöhnliche gedankenlose Verwechslung von Norm und Prinzip, nach welcher man die Bibel, in den Glaubensbekenntnissen der evangelischen Kirche stets und äufserst genau *norma fidei* genannt, zum Prinzip des Glaubens machte, kann man es doch unmöglich länger läugnen, dafs der Grundsatz: die Bibel sei die Offenbarung und Quelle unseres christlichen Glaubens, noch gar vieler Bestimmung bedarf, um gegen den Mißverstand und Unverstand geschützt zu sein, der sich fortwährend noch darum knüpft. Denn was ist die Bibel ungelesen, unverstanden, unausgelegt? ist es nicht so gut als wäre sie gar nicht da? Gehört aber das Lesen, Verstehen und Auslegen so wesentlich mit zu ihr selbst, dafs sie ohne dasselbe nicht kann Quelle aller göttlichen Offenbarung und christlichen Religionserkenntnis sein, so muß sie wohl der wahren Hermeneutik, als ihres Schlüssels, bedürftig sein, und das Prinzip vielmehr so lauten: die Bibel, so, wie wir sie verstehen und auslegen, ist diese Offenbarung und Quelle u. s. f. Da ist sie aber die Bibel nicht mehr an und für sich, sie kommt mit ihrem göttlichen Inhalt auf ein ganz menschlich Gebiet herüber, ist ein von der Kritik und Gelehrsamkeit abhängiges und in alle Abwechslungen und Zufälligkeiten menschlicher Bildung und Unbildung, in alle möglichen Voraussetzungen und wirkliche Folgerungen daraus verflochtenes. Indem jeder so die Bibel anders und nach seinen Ansichten interpretirt, steht an der Stelle der objectiven Autorität, die wir an ihr zu haben dachten, eine ganz subjective. Man wird dem Hrn. Vf. nicht den Vorwurf machen können, dafs er der Bibel nicht alle Ehre, die ihr gebührt, gelassen hätte; er hat sie vielmehr nicht nur in dem Dienst, den

sie gegen die objective Autorität der kirchlichen Unfehlbarkeit geleistet, sondern er hat sie auch in ihr selbst begriffen als das, was sie *wahrhaft* ist. Höher allerdings, als die Bibel, ist der Glaube gestellt, den sie lehrt. Aber ist es nicht so und muß es nicht so sein? Ist der historische Glaube mehr, als die *äußere* Bedingung des religiösen? Gegen den Glaubensinhalt der Bibel tritt sie selbst zurück als das ihm untergeordnete. Kommt es nun vollends zur Wissenschaft, so ist sie das wahre Wissen allerdings nur so, dafs es vom Glauben, dem wesentlichen Inhalt der Bibel, nicht ab- und losläßt; es hat an diesem Glauben selbst allein seinen Gegenstand; aber es ist doch wohl als Wissen ein anderes, als wieder nur Glauben; wozu sonst die Wissenschaft? wäre sie nicht eine bloße Illusion? Der Gegenstand aber, den der christliche Glaube hat, ist Gott, als der Dreieinige. Der Glaube ist es, worin das Berichten der Bibel seine Wahrheit hat, aber die Erkenntnis ist es, worin der Glaube seine wissenschaftliche Wahrheit und Rechtfertigung hat, und um des Glaubens und der Erkenntnis willen ist es, dafs die Bibel uns von Gott, als Vater, Sohn und Geist Bericht gegeben hat. Durch diese *erkannte* Wahrheit erst ist die Welt frei geworden, und an die Stelle der Freiheit tritt die Unfreiheit, wenn, „statt dafs geglaubt werde, was gesagt worden, *weil es wahr ist* — was wahr ist, geglaubt werden soll, *weil es gesagt worden*“. S. 330. „Aus der Erkenntnis Gottes, wie sie die des denkenden Subjects in der Unterwerfung seiner selbst unter das Denken ist, so, dafs erst hiemit dasselbe zu dem *seinigen wirklich* wird, rechtfertigt sich denn auch die Behauptung, dafs das, was nach dem Bericht der Bibel, Christus und seine Apostel lehrten, *darum, weil* sie es lehrten, wahr sei: denn die Erkenntnis enthält, dafs er, indem als Gott und Mensch die substantielle Wahrheit selbst, spricht und lehrt, was wahr ist *darum, weil es wahr ist*“. S. 332. „Und nicht nur ein Mittel ist sie, welches zweckmäßig und sogar das zweckmäßigste wäre, sondern vielmehr *das* Mittel und neben der Taufe und dem Abendmahl das *einzige*, wodurch von der Wahrheit die Selbständigkeit der Kirche äufserlich und so begründet ist, dafs aus der erkannten Wahrheit seine *innere* Nothwendigkeit, wie die der beiden andern, somit die Bibel, wie die Taufe und das Abendmahl als *Gnadenmittel* d. i. als das der Welt für ihre Freiheit *von der Wahrheit Gegebene* und nicht von

der Subjectivität oder Knechtschaft Gemachte, zu begreifen steht." S. 333. Die affirmative Seite dieser kritischen Untersuchung ist also, daß die Dogmatik am christlichen Glauben ihren Gegenstand und in ihm die Kirche ihre Autorität hat, beide aber, Glaube und Gemeinde der Gläubigen, ihre Autorität in der erkennbaren Wahrheit an und für sich haben. - Indem eben darin erst zur wahren Freiheit zu gelangen steht, ist eben dieses Prinzip das wahrhaft protestantische. Mit diesem Prinzip, unbefangen und unbewußt ausgeübt der Anfang der evangelischen Kirche vor 300 Jahren, dann durch mancherlei Entstellung im Supernaturalismus, durch mancherlei Verstellung im Rationalismus hindurch gegangen, ist der Protestantismus jetzt erst zu seiner vollen Wahrheit gelangt.

Es handelt sich demnach jetzt in der Wissenschaft und in Ansehung ihres Prinzips um nichts Geringeres, als um das Recht, welches Gott selbst habe, von dem Menschen erkannt zu werden. Dieses Recht muß von Allem, was nur Parthei ist und jedem, der nur einer Parthei angehört, gelugnet werden, mit der Anerkennung dieses Rechts aber würden sie alle zugleich der wirklichen Erkenntnis Gottes theilhaftig sein, weil sie es nur aus Gott in Gott erkennen könnten. Wie lange man sich daher auch der Scheu befeilige vor einer Untersuchung des Prinzips oder des Grundes und Bodens, worauf die Theologie gegenwärtig steht, und die Fragen und Zweifel umgehe, ob sie auch wohl fest und sicher darauf stehe, oder mit untergeordneten Interessen sich beschäftige, wie wenn das Allgemeine längst in der nöthigen Ordnung und abgemacht sei, endlich muß sich die Aufmerksamkeit doch auch darauf lenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Die Juden im Preussischen Staate, eine geschichtliche Darstellung der politischen, bürgerlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Juden in Preußen, nach den verschiedenen Landes-theilen von C. F. Koch, Königl. Preuss. Oberlandesgerichts-Assessor und Director des Landes- und Stadtgerichts zu Culm. Marienwerder 1833. Im Verlage bei Albert Baumann IV. und 306. in 8.

Wer eine Geschichte der Juden schreiben will, muß große Eigenschaften besitzen, die einem sonstigen Historiker abge-

hen können. Es kommt nämlich hier nicht bloß auf Thatachen, und auf eine treue Wiedergabe derselben an, sondern wesentlich auf den Standpunkt und den Geist des Geschichtschreibers. Wie die alte Jüdische Geschichte nur als heilige, nicht als profane eine Bedeutung hat, so kann von der neuen gesagt werden, daß sie nicht in ihrer eigenen Selbstständigkeit, sondern nur als Reflex und Widerspiegelung der Weltgeschichte einen Werth besitzt. An sich ist die Geschichte der Juden nicht wichtiger, als die gründliche Aufzählung der verschiedenen Marterwerkzeuge, als die gelehrte Betrachtung der Daumschrauben wäre, die bei Hinrichtungen gebraucht worden sind. Will man diesem Stoffe ein dauerndes und ewiges Interesse geben, so muß man ihn als das weiche Element betrachten, auf dem die Weltgeschichte ihren Druck hat auftreten lassen: alle Leidenschaften, die sich hier bewegten, werden darin ihre negative Seite haben, und die harmonische Auflösung aller jener Qualen, ist nur die Verallgemeinerung und die Gedankenmäßigkeit des Weltgeistes selbst.

Was sollen wir nach diesen Ansichten zum vorliegenden Buche sagen? Die ganze Aufgabe, eine statistische Geschichte der Rechtsverhältnisse der Juden im Preussischen Staate zu schreiben, ist an sich so leer, daß man die unendliche gelehrte Abmüthung des Verfassers, sein eifriges und ewiges Quellenstudium, nur bedauern kann. Welche Wichtigkeit liegt in der That in der gründlichen Erörterung, über den Begriff, die Erwerbung und den Verlust des Judenschutzes, (S. 32—47.) für der sehr fleißigen Ausführung über die Einschränkungen und Zurücksetzungen der Juden in bürgerlichen und rechtlichen Verhältnissen, (S. 48—125.) und in der Abhandlung über die eigenthümliche gesellschaftliche Verfassung und das nationale Recht der Juden (S. 125—163.), wozu dem Verfasser doch nur äußere und dürftige, aber keine inwendige Quellen zu Gebote standen. Die Eigenschaften, welche wir oben von einem Geschichtschreiber der Juden verlangten, hat derselbe nicht, und konnte sie auch nicht haben. Es war ihm gerade um die Beziehungen zu thun, die wir nur als sekundäre betrachten, um den Druck der Gesetze, als einen absoluten, den wir nur rücksichtlich seiner Wirkungen dargestellt sehen möchten. Wenn auch die Entwicklung des heutigen Zustandes seit dem Jahre 1812, und seiner Rechtsverhältnisse (S. 171—221.) so wie der Lage der Juden in den wieder eroberten und neuen Provinzen (S. 222—306.) von dem Verfasser mit eben so vieler juristischen Wichtigkeit und nicht minderem Ernst, als die vorigen Abschnitte, vorgetragen ist, so fehlt ihr doch der weltgeschichtliche und philosophische Sinn, die gemüthvolle Erschlossenheit für alles was Emancipation gedrückter Klassen heißt, ohne welche solche Versuche einen peinlichen Eindruck zurücklassen. Was soll man sagen, wenn der Verf. Paulus, den geistlichen Mitreder über Alles, einen Riesen und Löwen nennt? Muß man nicht in der That meinen, daß *Banage's histoire des juifs* eine bis jetzt noch unübertroffene Geschichte sei?

Gans.

Juli 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

Niemand wird läugnen, es stehen hier die höchsten Interessen des Geistes, der Religion und ihrer Wissenschaft auf dem Spiel und wie man auch über den Inhalt dieses Buches denke, Niemand wird wohl dem Hrn. Vf. das Verdienst streitig machen, sie zur Sprache gebracht zu haben und zwar in einer Weise, die es auch verbürgt, daß sie nicht unberücksichtigt bleiben werde. Es steht vielmehr zu hoffen, sie werde noch manche Untersuchung, sei es für oder wider, nach sich ziehen, wobei die Erkenntniß der Wahrheit nur gewinnen kann. Die Vernachlässigung aller Notiznahme von diesem Buch würde entweder nur Erklärung absoluter Schwäche oder das Geständniß sein, daß man in demjenigen, was es der heutigen Theologie zum stärksten Vorwurf macht, beharren wolle. Das Ignoriren ist zwar eine oft schon in solchen Fällen angewandte Waffe, die aber doch nicht auf die Länge vorhält und die unausbleibliche Folge davon würde doch nur sein, uns, die wir älter und vom Fach sind, durch das jüngere Geschlecht, von welchem das Buch ohne Zweifel begierig ergriffen werden wird, bald beschämt und überflügelt zu finden. Dabei muß man ferner dem Hrn. Vf. den Vorzug zugestehen, daß er selber von demjenigen, was er an dem Thun der temporären Theologie tadelt, daß mittelst ihrer nicht die Sache sich selbst begreife, sondern das Subjekt nur darin sein Wesen treibe, sich zur Hauptsache, die Sache zur Nebensache mache, sich vollkommen frei und rein erhalten und den Leser überall in den innersten Kern des Gegenstandes versetzt hat. Aber diese Abstraktion ist das Schwere des Buchs und so ist, was es beseitigen will, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, eben das,

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

was ihm am meisten zur vollen Anerkennung und Wirksamkeit hinderlich sein und im Wege stehen wird. Anstatt aber dieses aufrichtig zu gestehen, wird man nur sagen, das Buch sei zu schwer geschrieben, am Stil, an dem schwierigen Periodenbau, an dem Verf. liege die Schuld, daß man keinen Gebrauch davon machen könne. So hat das Ich am Ich, auch wenn das zweite ein Du ist, den scheinbaren Vorwand gewonnen, sich selbst zu behalten und gegen alle Einreden bestens zu erhalten. Wollen wir es nun zwar keinesweges läugnen, daß schon um dieser Gegenreden willen, zu wünschen gewesen wäre, es möchte, durch den verehrten Hrn. Vf. keine Veranlassung dazu gegeben worden sein, so ist es doch andererseits eine ungerechte Forderung, daß in und mit der Zumuthung und dem Beweis der Nothwendigkeit, daß das Ich von sich abstrahire und unabhängig werde, nicht das Experiment selbst gleich an dem Ich gemacht werden und es dasselbe nicht an ihm selbst vollziehen soll, um zu sehen, ob und wieviel es in dieser Hinsicht zu leisten oder über sich zu gewinnen vermöge. Der Hr. Vf. bleibt auch darin nur seiner Aufgabe getreu und hat es durchgängig weder mit dem Subjekt des Schriftstellers, noch des Lesers zu thun. Hieraus ist dagegen zugleich der große Vorzug und Vortheil für das Buch und den Leser selbst entstanden, daß der Hr. Vf., den Blick allein auf die Sache geheftet, es nirgends in diesem Buch mit bestimmten Personen und Namen zu thun hat, obgleich sie dem, der mit dem Zustand dieser Wissenschaft bekannt ist, während des Lesens unaufhörlich zwischen den Zeilen herumlaufen, als die lebendigen Conterfeis der hier mit wahrer Meisterschaft allein in ihren bestimmten Denkart geschilderten Gestalten.

Wie nun selber ein Werk des Gedankens in einem Sinn, als es wenige sind, so verlangt es auch von dem Leser den Gedanken und die Mühe des Denkens in einer Weise, wie wenig andere, besonders die Stetigkeit, welche nicht sich übereilend bei jedem Schritt verwei-

len kann, eben so sehr als die Beweglichkeit, welche sich in jeder Entwicklung zum Fortschritt aus dem Anfang in das Ende entschlossen, aber jenen in dieses mitnehmen und so das Ganze sich vergegenwärtigen kann. Es greift dabei in viele andere Wissenschaften hinüber und bringt uns diese in großen Zügen und Zusammenhängen vor die Augen: die reichen Gebiete der Natur und Geschichte sind die allgemeinsten Sphären, in denen und durch die sich hier der Gedanke bewegt und der tiefgründige, philosophische Geist, der das Ganze durchweht, macht es auch nicht allein für den Theologen zu diesem Werk von so großer Bedeutung.

Ist aber weder das äußere Ignoriren, noch das innere Ermangeln der Lust und des Entschlusses zum Denken zu befürchten, so bleibt noch ein Vorwurf zu besorgen, womit man dann zugleich viel anderes abgemacht und abgelehnt zu haben denken kann. Man wird sagen: auf das moralische Gebiet habe der Hr. Vf. eine an sich ganz wissenschaftliche Untersuchung gespielt; eine Anklage der gegenwärtigen Theologie habe er aufgestellt; den Vorwurf der Selbstsucht habe er ausgesprochen zwar immer nur über Denkart, aber man wisse doch wohl, daß die Denkart auch ihre Vertreter und Organe habe, ihr Ich und Du, sogar ihr Wir! Ist diese Rede nun an und für sich schon eine Bestätigung der Anklage und ihrer Nothwendigkeit, da auch damit das Ich nur sich und sein Princip im Auge hat, sich gegen die Sache selbst ganz gleichgültig zeigt, sich nicht, wie der Hr. Vf. darüber vergessen kann, so sollte billig schon gegen jene Einwendung die Erklärung in dem Buche selbst genügen, daß die vorkommenden Anschuldigungen in dem ganzen Verlauf der Untersuchung nicht Ausdrücke seien zur Bezeichnung eines Unmoralischen, sondern des Unwissenschaftlichen. S. 375. So durchgängig bewiesen ist mit dem Ausdrucke: Selbstsucht nicht geschimpft. Wann ist das Denken selbstständig? wenn Ich nur dessen Princip ist, nur sich sucht, in allen seinen Gedanken, selbst bewußtlos, nur sich beabsichtigt. Ist davon ein moralisches Verhalten unzertrennlich, so ist es von wegen der Identität des Denkens und Wollens, welche sich schon in der Aufmerksamkeit zeigt. Sie ist das Wollen am Denken, wie ihr Mangel das Nicht-Wollen. Nimmt sich das Ich das Recht, ein Denken oder Nicht-Denken, ein So- oder Anders-Denken sein zu wollen, so hat es in der Wissenschaft, als dem gemeinsamen Boden, ihm das Recht gegenüber, ihm auch die Pflicht vorzuhalten, daß es zum Denken sich nicht nur entschlie-

ße und dasselbe wolle, sondern von da an auch sein Denken von aller Ab- und Zu-Neigung rein erhalte, seinen Blick allein der Sache, der Wahrheit und ihrer Erkenntnis zu-, nicht aber stets nur auf sich zurück-wende, wenn es dem gerechten Vorwurf der Selbstsucht anzuweihen will. So sehr mit diesem und ähnlichem Tadel der Hr. Vf., durch die Sache berechtigt und von aller Hinsicht auf die Persönlichkeit frei, sich rein auf dem intellektuellen Gebiet gehalten hat, so spricht doch die tägliche Erfahrung laut genug darüber, wie sehr noch zur Zeit das Denken in der Wissenschaft in dem Fesseln des Willens, selbst des ganz bewußtlosen und weiter hinab sogar der Begierde liegt, daß der Wunsch, etwas möchte wahr oder unwahr sein, vielen weit mehr, als eine rein objektive Untersuchung am Herzen liegt und daß die Ich- und Wir-Sucht (die Selbst- und Parthei-Sucht) nicht anders kann, als ungerecht zu sein, wie sich genugsam an vielen Urtheilenden zeigt, die es selbst an der ersten Bedingung der Berechtigung dazu, an der historischen Mitnahme von demjenigen, worüber sie absprechen, fehl lassen. Unberechtigt ist der Vorwurf der Selbstsucht der Wissenschaft, wenn er allein aus dem Sollen hervorgeht, wenn der, der ihn macht, die Wahrheit ganz unberücksichtigt und unbewiesen läßt; aber der moralische Anstoß des Urtheils kann Niemanden abhalten, es zu füllen; es ist, wie wenn einer sagte: dieser oder jener Standpunkt in der Wissenschaft, etwa der von dem an- und für-sich-Wahren abstrahirende, über gesammelte Stellen der Bibel oder über subjektive Gefühle nur raisonnirende sei ein schlechter Standpunkt für die Dogmatik. Darf man das nicht sagen? Läßt sich das nicht beweisen? Der vollkommene Beweis ist enthalten in diesem Buch.

Doch selbst wenn die theologische Seite dieses Werkes Manchen vielleicht zu unangenehm berühren oder schwer vorkommen möchte, so wird er gewiß um so mehr Interesse nehmen an einer andern, welche man die politische nennen könnte: denn auch auf das Gebiet des Staats geht der Hr. Vf. hinüber, indem er ihn zuletzt noch in dem Zusammenhange mit der rationalistischen Theologie und mit allen Folgen von dieser für denselben betrachtet. Nach einer unübertrefflichen Schilderung der liberalen Ansicht und der abstrakten, Staat und Kirche reformirenden Freiheit zeigt er, daß, wie weit auch die Selbstbelästigung in einzelnen Individuen und Corporationen gehe, doch die Wahrheit der Unabhängigkeit des Staats eine im Naturnahbewußtsein und Wort so unüberwindliche Macht an

dafs sie sich ihr entgegenstrebend sich vor ihr beugen müssen und zuletzt nur die Redensarten von aufgeklärter Gottesverehrung, volksthümlicher Regierung, republikanischer Freiheit und dem noch nicht Reifsein für dieselbe übrig behalten. Gelänge es freilich einer moralisirenden, durch Gehörksamkeit imponirenden und vernünftfindenden Theologie, sich zur Institution für die kirchlichen Lehrer, Prediger und Beamten überhaupt zu machen und mittelst ihrer die Kirche in einen *Verein* zu verwandeln, so würde allerdings die Einheit im Glauben an die gottgleiche Majestät des Weltherrlichen erlöschen und die Macht der Wahrheit im nationalen Bewusstsein und Wort eine nur vorgebliche und nichts weniger als unüberwindliche, die Wahrheit aber, deren Macht sie ist, bloß ein weit verbreiteter Irrthum zu sein scheinen. Indefs läßt sich das gegen die Freiheit überhaupt gerichtete Thun solcher Theologie nicht verkennen und kann die Ahnung dessen, was von ihr zu erwarten sei, nicht ausbleiben. Es wird in eben dem Maafs die Aufmerksamkeit der Kirche auf das gegen sie gerichtete Streben gröfser und wird hiemit „da sie, dasselbe zu beschränken oder zu unterdrücken keine Gewalt hat, auch eine solche, wenn sie ihr, etwa vom Staate, angeboten würde, in Folge ihres Princips von freier Forschung, verschmähen müfste, endlich wohl das Gefühl der Nothwendigkeit einer Wissenschaft rege — die auf die Anerkennung der Kirche, als der im Willen Gottes ewig begründeten und des Staats, als des durch eben diesen Willen in ihr, dem Reiche Gottes auf Erden bestehenden und zugleich von ihr unabhängigen geht. Ist dann insbesondre von der *allein* aus der Majestät Gottes erkennbaren Majestät des Fürsten als eine solche, der nichts substituiert werden könne, die Rede, so werden freilich jene dieser Wissenschaft die unedelsten Absichten Schuld geben und während sie selbst dem, was ihnen *Volk* heifst, den Hof machen und die Ichheit mit ihren Attributen für die Gottheit nehmen, jene als Hofphilosophie, pantheistische Theologie zu stigmatisiren nicht ermangeln“. S. 466. Zu dem (jesuitischen) pfäffischen Element dieser Theologie und dem Mangel aller Aufrichtigkeit gegen die Kirche, wovon hierauf der Hr. VI. noch handelt, gehört insonderheit die große Industrie, die Anhänger dieser abgestandenen Demagogie und Theologie zu ganzen Haufen in die Kirchenämter zu bringen, wie auch die Freigebigkeit mit moralischen Dispensen von Haltung des Worts und amtlicher Zusagen, z. B. bei Annahme einer vorher unter großsprecherischem Versicherungen, man wolle eher sein Amt aufgeben, ver-

worfenen Liturgie und nachmaliger kindisch-treulicher Erklärung, man habe sie zwar angenommen, glaube aber nicht an den Inhalt derselben.

Für eine nähere Anzeige dieses Buches entsteht außer der allgemeinen Schwierigkeit, die in der Sache selbst und ihrer Entwicklung liegt, auch noch die, dafs sie mit wenigen Worten den Hauptinhalt desselben darlegen müfste. Der größte Verzug des Werkes aber ist gerade dies methodische Fortschreiten von dem entferntesten Puncten zu den nächsten, das Zurückgehen auf die einfachsten Momente des Begriffs und das Vorwärtsgen zu den höchsten, concretesten, der ununterbrochene, äußerst fein verwebte Zusammenhang. Dieser, der gerade erst den Beweis enthält, muß in einer solchen Darstellung, die so nur Behauptungen zu enthalten scheint, gänzlich verloren gehen und in dieser Hinsicht müssen wir einen Jeden, dem es um die Sache selbst zu thun ist, an das Buch selbst verweisen. Es bliebe sonach kaum mehr übrig, als eine blofse historische Relation über den Hauptinhalt und Gedankengang des Buchs, welche sich höchstens noch durch eine Auswahl von Proben einzelner vorzüglicher Stellen aus jedem Abschnitt dem Leser empfehlen könnte. Der beste Nutzen aber von einer solchen Uebersicht und Uebersetzung des ausgeführten Details in die einfachsten Elemente könnte nur sein, den Zugang zu dem Buch desto leichter und einladender zu machen.

In einer kurzen Einleitung sind zunächst die Begriffe des Selbstlesens, des Selbstischen, des Selbsts und Selbstgefühls erörtert. Als animalisches schliefst das Selbst mit Empfindung und Vorstellung ab und sich in sich ein. Das Es-selbst-Sein und sich-das-Wahre-Sein sind noch eins und dasselbige. Diese Gewissheit und Wahrheit ist die des Selbstgefühls, seine Wesenheit. Ihrer wird das seiner sich bewusste Selbst, das Ich 'inne; es erinnert sich ihrer: denn das Selbstbewusstsein war zuerst bloßes Selbstgefühl und fährt auch, nachdem es Bewusstsein geworden, fort, dasselbe zu seinem Inhalt und als *sinnliches* in ihm seine Haltung zu haben. Von diesem Punct ist sogleich der Uebergang gemacht zu der auf diesem Standpunct möglichen Behandlung der Wissenschaft und dem gemeinsamen Charakter aller in diesem Prinzip befestigten dogmatischen Systeme. „Diese Erinnerung (des Ich) könnte ihm nun wohl, wenn von ihm etwa die Frage nach der Gewissheit und Wahrheit der Religion oder der Wissenschaft oder beider,

gestellt wird, Veranlassung geben, daß es versuche, ob nicht mit der einen oder andern, oder mit beiden, wie mit einem Zwillingpaar, im Selbstgefühl als ihrem Prinzip, oder falls dieses weiter sich dahin bestimmen sollte, im Abhängigkeitsgefühl, als eben solches, anzufangen und ob nicht dasselbe, beim Fortsetzen der Arbeit zur Antwort auf besagte Frage, stets zu beachten, und in ihrem endlichen Ergebnis, in der Antwort selbst, auf immer festzuhalten sei.

(Der Beschluß folgt.)

XXVII.

Die schöne Litteratur Europa's in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten vor einer gebildeten Versammlung, von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. an der Universität zu Jena. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel. 1832.

Der Zweck solcher Vorlesungen, den man als einen ästhetisch-gesellschaftlichen bezeichnen könnte, läßt sich verschiedenen in seinem Werth anschlagen, je nachdem man die eigentlich kritischen Ansprüche mehr oder weniger dabei fallen zu lassen gewillt ist. Es ist ohne Zweifel verdienstlich, wenn routinirte Litteraten, wie Hr. Wolff in Jena, ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit dazu benutzen, um durch Vorträge dieser Art auf eine gewisse gesellige Weise Litteraturkenntnisse und Geschmack an schöner Kunst in die größeren Kreise des sogenannten gebildeten Publikums zu bringen. Etwas nützen werden sie immer, wenn auch nicht gerade der Litteratur selbst. Die gesellschaftliche Manier derartiger Unternehmungen verführt immer dazu, der Gefälligkeit der Unterhaltung, welche vor Allem dabei erstrebt wird, die gründlichere und eigenthümlichere Litteraturbetrachtung zum Opfer zu bringen, und so verbindet sich mit der einschmeichelnden Leichtigkeit solcher Darstellungen immer nur zu bald die Seichtigkeit ihres eigentlichen Gehalts. Hiermit haben wir auch schon die Tugenden und Schattenseiten des vorliegenden Werks charakterisirt. Außere Leichtigkeit und innere Seichtigkeit begegnen sich darin zu einer gewissen Harmonie, der man Eleganz und Haltung, wie sie zu einem guten gesellschaftlichen Auftreten gehören, nicht absprechen kann. Dies ist eine Litteraturgeschichte im sogenannten guten Ton, eine Aesthetik im conversirenden Gesellschaftsstil, in dem man sich Alles eher erlauben darf, als ein zu tiefes Eingehen in den eigentlichen Zusammenhang der Dinge; es ist ein litterarhistorisches Komplimentirbuch, aus dem man sich mit der Litteratur bekomplimentiren lernen kann, ohne dadurch, nach der leichten Natur aller Komplimente, zu einem soliden freundschaftlichen Umgange mit ihr zu gelangen. Ref. darf nicht fürchten, den Absichten des Hrn. Prof. Wolff hiermit Unrecht zu thun; derselbe weiß und fühlt es ebenso gut wie wir, welchem Stand-

punkt sein Buch angehört, und er hat sich deshalb in der Vorrede eigens alle Kritik dieser Vorlesungen, der sie auch in der That nicht anheimfallen können, gewissermaßen verboten. Aber dennoch müssen wir gestehen, daß das Werk selbst für den bescheidenen und begrenzten Zweck, den es sich gestellt, doch etwas besser und gründlicher hätte ausfallen können.

Der Verf. beginnt seine Darstellungen der neuesten schönen Litteratur Europas, nach kurzen allgemein einleitenden Bemerkungen, mit einer Vorlesung über die Französischen Dichter der letzten Zeit. Lobenswerth sind die Andeutungen über die Geschichte der Sprache, welche der Verf. dem Ueberblick der einzelnen Litteraturen vorangehen zu lassen pflegt; und was in diesem Betreff zur Einleitung der Französischen Litteratur gesagt wird, ist um so besser ausgefallen, da Hr. W. hier bekanntlich am gewiegtesten und umsichtigsten ist. Dagegen macht sich das Unbefriedigende der litterarischen Ausführungen selbst schon in diesem Abschnitt fühlbar und steigert sich mit den folgenden. Unter den Romantikern, die der Verf. besonders heraushebt, erhielt mit Recht Victor Hugo die umständlichste Würdigung. Nach ihm werden Lamartine, Méry und Barthélémy, Beranger, Desaugiers, Cas. Delavigne u. A. in mehr oder weniger ausgeführten Zügen vorübergeführt. Aber man erhält dadurch kein richtiges anschauliches Bild von dem ganzen beweglichen Thun und Treiben der heutigen Französischen Litteratur. Ein solches kann auch unmöglich entstehen, wenn man bloß die schöne Litteratur vereinzelt und abgezweigt, wie es hier nur die Aufgabe des Verfs. war, ins Auge fassen soll, da gerade das bunte Durcheinander der politischen, philosophischen, historischen, poetischen und wissenschaftlichen Richtungen, wie sie oft seltsam ineinander übergreifen, den gegenwärtigen Litteraturzustand der Franzosen originell charakterisirt. Unter den Engländern wird besonders Byron ausführlich besprochen, aber nichts Neues gesagt. Außerdem sind Thomas Moore, Walter Scott, Southey, Campbell, Crabbe, Rogers, Milman, Montgomery, Coleridge, Wordsworth, Shelley, Lady Morgan, Cooper u. A. beurtheilt, und meistens mit Proben aus ihren Dichtungen belegt. In dem Abschnitt über die Holländische Litteratur wirft der Verf. zugleich einen Rückblick auf die früheren Perioden der Poesie der Holländer; unter den neueren Dichtern dieser Litteratur werden Bilderdijk, der Lyriker Tollens, der Kantisch-philosophische Poet Kinker und Feith, als die bedeutendsten Erscheinungen hervorgehoben. Sodann folgen kürzere Abschnitte über Spanische, Italienische, Portugiesische, Russische, Ungarische, Schwedische, Dänische und Polnische Litteratur. Den Beschluß macht eine Vorlesung über die Deutsche Poesie der neuesten Zeit, welche leider zu den schwächsten Parteen des ganzen Buches gehört. Die Abschnitte über die ausländischen Litteraturen erhalten noch durch die reichlich gespendeten Auszüge einigen Werth, obwohl das, was der Verf. selbst übersetzt hat, auch meistens sehr flüchtig gemacht ist. Wo aber, wie bei den Betrachtungen über die Deutsche Poesie, das Urtheil des Verfs. allein vorwaltet, mögen wir ihm nicht gern Jünger als Führer folgen.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Julij 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von Dr. Carl Däub.

(Schluß.)

Fällt der Versuch, wie zu erwarten steht, da ein und das nämliche Selbst das sich fühlende und seiner sich bewußte ist, zu Gunsten des Selbstgefühls aus, so ist bereits hienüt die *Selbstsucht* zum Prinzip der Religion, ihrer Dogmen und Präcepte und der Wissenschaft beider erkoren; denn seiner sich gewiß und sich wahr, strebt, wie das Selbst, so das Ich — wie der Hund, so der Mensch — sich in der unmittelbaren Identität mit sich zu erhalten und ist eben dies Streben die Selbstsucht, jedoch mit dem Unterschied, daß die Selbst- oder Thierheit, *als solche*, bei sich und in ihr beharren muß, *als die Ichheit* hingegen dieses *Muß* in sich aufgehoben — diese Nothwendigkeit überwunden — hat und gleichsehr von sich abzulassen, wie bei sich und in ihr zu verbleiben vermag." S. 3.

Das Werk selbst handelt in drei Theilen *zuerst* von diesem temporären Prinzip der dogmatischen Lehre, *hierauf* von dieser selbst und *endlich* von dem dogmat. Lehrbegriff.

I. Vom Prinzip. Der Zweck ist, zu sehen, wie die Selbstsucht überhaupt in der Wissenschaft hervorkommt. Das Selbstgefühl, sich selbst das Wahre gegen das Empfundene, als seine Unwahrheit gehend, ist der Trieb, diese aufzuheben und sich in dem Geschlechts-, Gesellschafts- und Vernichtungs-Triebe als das Wahre zu setzen und zu erhalten. Als solches zum Ziel gelangt, vermag es jedoch sich nicht bei sich zu behaupten. Damit, daß das Selbstgefühl jenes Gefühl von Etwas wird, hört es auf, ein nur Fühlen oder bloßes Gefühl zu sein, wozu es sich hergegeben hätte; das Fühlen so zum Empfinden geworden ist das sich durch das Gefühl von Etwas bereichernde Selbstgefühl geworden. Allein kein Thier beharrt in seiner Empfin-

dung; es hebt sie auf, wiewohl nur durch andere Empfindungen, höchstens durch Vorstellungen der gehalten; so ist und bleibt es stets in den Anfang der Wahrheit wie gebannt und kann „den um es gezogenen Kreis der Unwahrheit nicht verlassen. Darum auch ist das Thierleben ein ängstliches und in ihm Furcht, Schrecken und dergl. unüberwindlich; denn die Wahrheit allein ist es, welche über Empfindung, Gefühl und Selbstgefühl erhaben, von aller Angst und Furcht befreit; — die Ehrfurcht vor Gott ist keine solche Furcht: denn sie kommt nicht aus der Empfindung, auch nicht aus dem Gefühl, sondern aus der Wahrheit, die kein Gefühl und in Ansehung deren das sich thätig Verhalten kein Fühlen, sondern das Erkennen ist." S. 16.

a. Die Empirie. In der Erfahrung hat die Wahrheit anfangs- und endlosen Fortgang. Das experimentirende, observirende Selbst kann ihr nur hoffen immer *näher* zu kommen. So durch mühsames Forsehen, anhaltendes Beobachten sich den reichsten Inhalt gebend, spricht das denkende Selbst, als Ich: kommt zur Erfahrung und seht das Wahre! Der Gelehrteste ist der Bewährteste. Es kommt ihm aber auch die Frage: wie es dazu komme, dies ins Unendliche hin Erfahrungen machende Selbst zu sein und darunter sogar die Religion zu haben? Sie wird dem durch Experienz und Erudition mächtig gewordenen Gefühl seiner selbst durch den Widerspruch, sich das Wahre zu sein, an jeder seiner gründlich gemachten Erfahrungen eine Wahrheit zu haben und dennoch dessen zu bedürfen, daß es ins Unendliche fort die Wahrheit suche, also das Wahre und zugleich nicht das Wahre zu sein, aufgedrungen. Sich selbst, dessen wesentlicher Inhalt Leben und Denken und die Erfahrung beider ist, erfährt Ich nicht und bleibt daher als es selbst — als die synthetische Einheit der Apperception — im Hintergrunde dieser Selbst- und aller Erfahrung überhaupt. Dies Wahrnehmen ist ein Unterscheiden des Lebens und Denkens von einander — die Vorstellung von Leib und Seele; beide setzt das Ich als die seinigen. Aber Ich greift über beide hinaus; es begreift sie *in sich*. Dies

Denken ist kein Erfahren und in dieser Reflexion steht das Ich in steter Gefahr, melancholisch zu werden. So sich selbst verborgen, kann ihm und aus ihm die Frage noch gar nicht kommen, wie er selbst wohl *sich zu sich* verhalte, sondern nur, wie doch wohl Leib und Seele mit einander zusammenhängen mögen, „insbesondere aber, ob nicht, da, wie die Erfahrung lehrt, der Leib sogar einbalsamirt und zur Mumie eingedörft, dennoch *als Leib* zu Grunde geht, wenigstens die Seele übrig bleibe oder unsterblich sei. Sie haben liebe Angehörige und Freunde durch den Tod verloren, und müssen, wie sie wissen, selbst sterben; die Frage kann ihnen nicht gleichgültig sein; sie verlangen, sich und die lieben Ihrigen wieder zu sehen d. h. zu erfahren. Ueber dem Eifer aber, beide Fragen zu beantworten, also Hypothesen zur Einsicht in das commercium des Leibes und der Seele auszudenken und durch Erfahrungen zu bewähren und die Seelen, d. h. sich wo möglich, mit Beweisen ihrer Unsterblichkeit zu trösten, fassen sie den Widerspruch ihres Vorstellens d. h. ihrer selbst nicht, der darin enthalten ist, daß beide, Leib und Seele, als Selbständige einander gegenüber, also von einander unabhängig und doch auch — in ihrem gegenseitigen commercium — von einander, der Leib von seiner Seele, die Seele von ihrem Leibe, abhängig seien; sie ahnen ihn wohl, aber beachten ihn nicht — und erhebt sich diese Ahnung allenfalls nur zur Erbitterung oder stolzen Verachtung gegen die vermeintliche Frechheit des Vorwurfs, daß hier, wo mit hundert Augen unzählige Dinge und zwar aufs schärfste und genaueste gesehen werden, gleichwohl das Gesicht mangelte.“ S. 34. Da die Gefahr, hypochondrisch zu werden, theils von unten, durchs Empfinden, theils von oben, durchs Wahrnehmen kommt, so nimmt das Ich, mittelst seiner Erfahrungen gegen die Gefahr, mitten in ihrer Solidität zu Grunde zu gehen, die Flucht aus der Erfahrung und Gelehrsamkeit theils in das Gefühl, theils aus ihr in den Gedanken: es wird das mystische.

b. Die *Mystik*. Das Gefühl ist jetzt nicht mehr nur Selbstgefühl, ebenso wenig Gefühl als solches, sondern Gefühl dessen, was in allem, welches erfahren worden und wird, nicht empfunden, nicht wahrgenommen, mithin auch nicht erfahren, mithin gar nicht gewußt wird; es ist ein *es weiß nicht was fühlen*. Der Mensch hat diese Macht vor dem Thier voraus, daß das Selbst diese Meinung haben oder eigentlich sein kann, daß eben dieß reine Gefühl das Wahre sei, wiewohl es nicht ohne das lalse Gefühl ihrer Unwahrheit, daher in der Sehnsucht das Verlangen hat,

aus dem Widerspruch herauszukommen: denn das Meinende ist, als nicht das Fühlen, schon ein Denken. So auch können Gefühle vollends nicht besprochen werden ohne ein Denken. „Das Selbst wird also schon dadurch, daß es so ist, mystisch so gut wie völlig stumm zu bleiben, unmöglich ist, und mehr noch durch die Schwäche, so Vieles zu wissen und ins Unendliche wissen zu können und doch für das ihm Bedeutendste darin keine bedeutende Rede zu haben, besonders aber dadurch, daß ihm, dem Erfahrungsreichen und Gefühlvollen, zu seiner ins Unendliche sich fortsetzenden Vervollkommenung nur noch das zu mangeln scheint, daß es auch das *Göttliche* sei, genötigt, von seinem reinen Gefühl aus sich zu dem reinen Gedanken hin zu wenden u. s. w.“ S. 41. Indem aber das durch Erfahrungen bewährte Gefühl in das reine Denken mit hinübergenommen und nur einstweilen unbeachtet gelassen wird, so ist das ein Abstrahiren und dieses ist ja ein Denken. Zuerst zu dem sich wendend, was in allem, was erfahren werden mag, ein nur Fühlbares und nur Gefühlt ist, findet es die *Materie*; aber sie und den Gedanken, den Materialismus abhorrt es, als sei sie das, woran das reine Gefühl des es weiß nicht was seines ins Unendliche hin erkennbaren Gegenstand hätte. Es wendet sich zweitens dem reinen Gefühl zu, wie es Gedachtes, das *Ewige* ist: es wird von dem erfahrenen Selbst sein Gefühl gedacht und sein Gedanke gefühlt; das Reine des Gefühls, welches nicht nur gedacht, sondern sogar selbst gewußt wird, ist das *Heilige*. Das Selbst hat nicht nur den Gedanken von ihm, sondern weiß auch, daß das Heilige dem reinen Gedanken von ihm im Fühlen selbst entgegen komme — daher sein Respect vor sich, dessen Gedanke er, dessen Wissen es und welches selbst das reine Fühlen ist. Wie ihm für den Gedanken des Ewigen die Natur mit ihrem Erfahrungen zu statten kam, so für den Gedanken des Heiligen die Geschichte, wobei freilich der Widerspruch, so lange es geht, versteckt wird, daß die Erkenntniß des Heiligen keine Erfahrung und doch Erkenntniß ist. Endlich beiden zugleich, dem nur fühlbaren und reinen Gefühl den reinen Gedanken entgegenbringend hat es das *Göttliche* vor sich; der Inhalt desselben ist als das Ewige und Heilige gefühlt und durch Natur und Geschichte bewährt; so hat das Selbst den Verdacht nicht, daß doch dasselbe etwa nur ein Gedanke sei. Natur- und Geschichts-Kunde, je tiefer und weiter sie geht, wird uns dem Göttlichen ins Unendliche hin immer nä-

hat Brägen, obgleich dasselbe nicht erfahren werden kann; auf diesem nimmer, wäre auch nur der Erfahrung zu lieb, ist zu bestehen. Denn wird das Göttliche erfahren, so bleibt nichts weiter zu erfahren übrig: die Natur hat ein Ende und die Geschichte ist aus. Individuen, deren Schicksal die Betrachtete ist, finden wohl eine Zeitlang, manche vielleicht zeitlebens, in diesem Schein ihre Beruhigung. Die Empirie und Erudition wirft sich in eine anfangs- und endlose Mitte, worin sie für ihr Gefühl und Erkenntnis, und für ihren reinen Gedanken den Gegenstand beider Hand und zugleich ins Unendliche fest zu stehen, werte sie ihn nichtin zugleich habe und nicht habe. Es entsteht der Zweifel, ob das Selbst an seinen Erfahrungen, wiewohl sie einzeln und insgesamt Wahrheiten seien, die Wahrheit habe oder nicht. Dies Bezweifeln ist das, das die Erfahrung überhaupt die Wahrheit set; das Ich ist das kritische geworden.

c. Die Kritik. Das empirische Selbst zieht sich auf das: *ich denke* zurück; an sich hängend hat es von seinen Erfahrungen sich losgemacht: denn es fragt nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit und es ist die Wahrheit selbst, die so fragt, weil sie verschmäht, ins Unendliche nur gesucht zu werden und vielmehr sich finden lassen will. Wie jedoch das Ich keinesweges aufhört, das fühlende zu sein, so hat es auch seine Erfahrungen vor sich, um sich, in sich und söhnt sich, als das empirische, gar bald mit sich, wie es das kritische ist, wieder aus. An die Frage nach der Möglichkeit, wieder Erfahrung, so der Selbstheit selbst ist aber hier noch nicht zu denken. Das Selbst hat und behält das Denken noch immer als das seinige. Ein Sklav der Erfahrung ist freilich das Selbst nicht mehr, aber der Sklav seiner selbst ist es, das kritische, um so mehr. Das Resultat der Kritik ist das transcendente Wissen, das das Wissen unmöglich sei. Dieses enthält den Widerspruch, daß es das Wissen von der Unmöglichkeit des Wissens ist. Dies Thun ist ein der Kritik notwendiges Verstellen. So sich anhängend ist das Ich das von sich abhängige und da es nicht umhin kann, zugleich ein sich fühlendes zu sein, sein Gefühl das der Abhängigkeit. Das Bewusstsein, das Gefühl seiner Abhängigkeit ist es, wodurch ihm, so lange es an sich dem Denkenden hängt, das vorstehende genannte Verstellen Bedürfnis wird. Denn Abhängigkeit und Gefühl derselben ist wohl dem lebenden Individuum jeder Art, das nur da ist, frist u. s. f. angemessen, aber dem denkenden Selbst nicht. Als bloß empirisches Selbst hat es nur das Bewusstsein des Gefühls seiner Abhängig-

keit und zwar zunächst nicht von sich, sondern nur von dem Gegenstande seiner Empfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen, hat auch kein Hehl damit, gesteht sie ein, rühmt sich wohl gar derselben, wie wenn beides an sich ein Ehrenwerthes sei, nicht ahnend, daß dahinter die Selbstsucht verborgen sei und als solch Gefühl aus die Mäule der Bescheidenheit vorgeschoben habe. Die Selbstsucht der Kritik hingegen ist gegen diese zwieseltliche der Empirie die nur einsche, aber zugleich die um so tiefer, unterschiedener. Das Selbst ist sowohl seiner Unabhängigkeit von Allem sich bewußt. Die Stimmwelt ist das Werk, die übermüthliche hoch Gedachte, das Gesetz des Rechts, der Pflicht das offen vor das gezeigend, als auch des Gefühls seiner Abhängigkeit von sich und wenn dem ersten nicht das andere zur Seite ginge, so wäre es das Bewusstsein seiner absoluten Selbstständigkeit. Das Bewusstsein seiner Selbstsucht hat das kritische Selbst vor dem bloß empirischen; denn sie auch nicht umgeht und welches nur das Gefühl der Abhängigkeit beschönigt, voraus. Die Abhängigkeit schenkt sich, genannt synthetische Einheit der Apperception, ist zugleich, als die Unabhängigkeit seiner von Allem, was Nicht-Ich wäre, die unterschiedenste Abhängigkeit seiner von sich und wie sehr es sich über seine Selbstsucht in dem Gefühl seiner Abhängigkeit von seinen Gefühlen, Begierden u. s. f. entrüstet, über diese seine Abhängigkeit von sich selbst, über sie, die doch das Princip seiner Selbstsucht ist, entrüstet es, so hängt es das kritische bleibt, sich nicht. Die Voraussetzung der Kritik ist die Skepsis: das skeptische Subjekt, als *kritisches*, steht mit der Gewißheit an: *ich denke*, und endigt mit der Verstellung; sie ist seine Religion und seine Lehre von dieser bleibt, so lange es an dem: *ich denke*, an sich, als dem Princip des Wissens und Geistes, fest hält, in der Verstellung befangen. Statt mit der Verstellung kann die Skepsis aber auch, mittelst der Verneinung der Möglichkeit des von der Erfahrung und ihren Bedingungen unabhängigen Wissens mit der Verweigerung endigen. „Zu dieser schönen und trotigen Verneinung verhält sich allerdings die bescheidene Versicherung des mittelbar mystischen Empiristen in seiner Beschränktheit und ihrer Anerkennung, d. i. eben in seiner Bescheidenheit, daß kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringe, wie ein selbstgefälliger Souffeur des mit sich zufriedenen — zu dem derbsten Fluch eines gegen sich empörten Menschen“. S. 87. „Eben darum aber,

mit diesem mystischen Esoterismus, wie er das sich abstrakt-dankende, und so das absolut selbständige und seiner schlechten gewisser Subjekt ist, selbst in der Entschiedenheit seines Unglaubens und in der kältesten Gleichgültigkeit gegen Sitt, Gesetz, und Recht gerade aus, indem Rütchel und Winkelzüge verfährt, besonders aber, indem er sich zwar in der Verwirrung lang, seiner Anhängigkeit an sich, mithin des Abhängigkeitsgefühl, zu vertilgen anhebt, hat und behält er, so sehr von ihm Vernunft und Wissenschaft gerachtet wurde, das Interesse der Vernunft für sich und nimmt er, als Doctor Faust, sich zum Subjekt einer Tragödie darzustellen, die Goethe'sche ist, welches alles von dem sich abstrakt-dankenden Subjekt, wie es das durch Vermittlung mystisch, besonders eben, indem diese die Vernunftkritik ist, das moralisch-empirische ist, oder vom moralischen Empirismus nicht gesagt werden kann. Dieses, auch wenn er in der Kockheit oder Beiseidenheit eines Selbstbünkels sich überredet, durchaus vernünftig oder der rechte Rationalismus, zu sein und z. B. aus seinem Glauben das Wunder, von welchem jener sogar in seinem Unglauben noch sagt, es sei das Glauben liebste Kind, nicht weg und in das Gebiet der Dichtung, wenigstens in der Phantasie, verweisen kann, doch bei der Züchtigkeit, womit er, wie der Geizhals an seinen Schatz, zu sich abstrakt dankendes, mithin absolut selbständiges Subject und als irgend ein leicht- oder tiefgelehrtes Individuum an sich festhält, sei's, daß er Reise über die Bibel im Volke, oder über den Rationalismus in seinem eignen Ton, edire und der Kirche seinen Glauben mit unerschämter Zuversicht aufzudringen, oder mit zarter Schöpfung und schlauer Bescheidenheit zu insinuirn, auch die Stimme und Zustimmung der Vernunft nicht für sich gewinnen." S. 91.

D. Marheineke.

XXVII.

Zohrab, the hostage. By the Author of the Hadji Baba. London, 1832. 2 Vol. 8.

Morier, der angenehme unterhaltende Verf. des vorliegenden Romans, der schon in seinem Hadji Baba den glücklichen

Versuch machte, auch noch über den Orient, die einpaar gute Fangstricke erprobten Netze des Walter-Scottismus zu ziehen, nimmt gewissermaßen eine solide Mittelstufe in der historisch-romantischen Fabrikwesen der neuesten Englische Romantiker ein. Um wahren Kunstwerth sich ebenso wie als alle Andere bekenntend, bemerkt er sich doch nicht mehr, als poetische Romantiker, in seinen Darstellungen zu verweilen und dieselben gegen das historische Element, das aus der gegebenen Wirklichkeit entnimmt, überwiegen zu lassen; sowie auf der andern Seite die Weltgeschichte, die er mit seinem Roman in Berührung bringt, bei ihm weniger Verursachungen und Verunstaltungen ausgesetzt ist, da er ihr Gebiet nur sehr beschränkt betritt und so nicht in seinem Fium liegt, unmittelbar, wie Walter Scott, auf ihr offenes Meer hinauszuerschiffen. Der Ruhm, den sich Morier bei seinen Landesleuten und bei uns so schnell erworben, so daß er sich bereits in Deutschen Uebersetzungen mehrfach zu verbreiten anfängt, berechtigt wohl dazu, seiner auch in diesen Blättern zu gedenken, obwohl wir seine Leistungen keineswegs für so bedeutend ansehen, als es die Kritik oder Unkritik „Engländer“ und Deutscher Tagesblätter behaupten möchte.

Schilderungen orientalischer Lokalität, Natur- und Landessitte machen den eigenthümlichen Grund und Boden der Morierschen Romane aus, und vorzugsweise ist es, wie auch in seiner vorliegenden neuesten Dichtung, Persien, das der Verf. zum Lieblings Schauplatz seiner Darstellungen erwählt, und das er, wie schon die Lebhafteit und das Reichthum, seinen Anschauung an den Tag legen, aus eigner Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, da er bekanntlich als Mitglied der Britischen Gesandtschaft längere Zeit in Persien verweilte. Diese Seite seiner Romane, auf eine noch wenig verbrauchte Lokalität sich stützend, wird sie immer anziehend und werthvoll machen, selbst da, wo man von der zu wenig durchgearbeiteten psychologischen Entwicklung der Charaktere unbedingte Friede bleibt.

In diesem „Zohrab“, der um eine an sich einfache und kunstlose Katastrophe eine buntgeschilderte Mannigfaltigkeit Persischer Lebenszustände herumzuliegen weiß, treten auch einige wirkliche historische Personen des Orients auf. Dies ist vornehmlich die in der Mitte stehende Hauptfigur des Persischen Shaha Aga Mohamed, dessen blutdürstiger Charakter jedoch vielleicht etwas zu ausführlich und nicht ohne Wiederholungen hingestellt ist. Eine freundlichere Erscheinung ist der Prinz Fatoh Ali, der Liebling und Beschützer der Muren, in welchem der Verf. den gegenwärtigen König von Persien vorführt hat. Andere einzelne historische Verhältnisse sind ebenfalls aus der Zeit des Vorganges der Handlung aufgenommen, oder unmerkbar in das poetische Gewand verhiilt. — Eine gelungene Deutsche Uebersetzung dieses Romans erschien von Johann Sporschi. (Braunschweig, 1832.)

August 1833.

XXIX.

Scipio Cicula. In vier Bänden. 1ster Bd. XL. u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S. Leipzig, Brockhaus 1832. 8.

Der vorstehende Titel verschweigt nicht nur den Namen des Verfs., sondern auch das anzudeutende Buch ein Roman ist. Das Letztere erfährt der Leser aus der Zueignungsschrift „an Herrn Walter Scott, Baronet in Schottland“, die zugleich als Vorrede dient und in apologetischer Form über Entstehung, Zweck, Stoff und Behandlung des Werkes, so wie über die obwaltenden Anonymitätsgründe ausführlich Rechenschaft giebt.

Die Entstehung des Buches schreibt der Verf. dankbar und ehrfurchtsvoll der Belehrung, Erhebung und Begeisterung zu, die er in den Werken des großen Britischen Romanendichters gefunden hat. Zu einer Zeit, wo er in einem Zustande tief zerrütteter Gesundheit unter der Last der furchtbarsten hypochondrischen Uebel litt, nach verschiedenartiger Lektüre umhergrelend, las er, obschon Romanen abgeneigt, auf den Wunsch einer ihm theuren Person den Waverley, fand sich, nachdem er die ersten Seiten mühsam überwunden, bald ergriffen, erweicht, erschüttert und vermochte sich von einem Werke W. Scotts nur losszureißen, um zu einem andern überzugehen, so daß er sie in einem Paar Jahren alle zweimal und öfter gelesen hatte. So wohlthätig wirkte der Eindruck dieser Schriften, so sehr war dem Verf. das Leben in jener poetischen Welt zum Bedürfnis geworden, daß er in einer Zeit, wo er mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, auf den Einfall gerieth, das vorliegende Buch zu schreiben, welche Beschäftigung ihn denn in seinen Bedrängnissen aufrecht erhielt. So sehr wir auch dem Verf. zu dieser heilsamen Wirkung Glück wünschen, so finden wir doch, daß diese Art der poetischen Erzeugung

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

durch eine Anregung von außen her etwas Müssliches hat, nothwendig die Originalität gefährden muß, und seinem Buche wirklich nachtheilig geworden ist. Wir geben zu, daß die Bewunderung eines großen Dichters ein poetisches Gemüth zu trefflichen Werken zu erwecken vermag. So erkennt Virgil in Homer, Dante in Virgil seinen Meister; in beiden aber sucht man vergebens eine Spur des Nachtrebens auf den von ihren Vorgängern gebahnten Pfaden. Durch ungeheure Zeiträume, durch eine völlig veränderte Welt- und Sittengestaltung von ihren Vorbildern getrennt, von eigenthümlicher Dichterkraft belebt und von der Bildung ihrer Zeit und ihres Volkes durchdrungen, waren sie, um auf dieses zu wirken, zu ursprünglichen Schöpfungen un widerstehlich genöthigt. In einem ganz andern Verhältnisse steht Sir Walter zu unserem Verfasser. Jener schafft eine Welt von Gestaltungen, der Bildung, dem Sinn, der Auffassungsweise seiner Zeitgenossen zugehend. Unser Verf. fühlt sich von diesen Gestaltungen erfüllt und begeistert; er lebt und webt in dieser Welt und empfindet das Bedürfnis, in ihr fortzuwirken, sie mit, wenn auch neuen, doch gleichartigen Gestalten zu beleben. Zeit und Mitwelt sind die Nämlichen, auf die auch Walter Scott gewirkt. Kann er andere Elemente dazu wählen, als die sein Meister ihm dargereicht; kann er in einer andern Form auftreten, als die, worin er seinen Geist hineingebildet hat? Als ein gläubiger, von unbedingter Bewunderung durchdrungener Jünger sich darstellend kann er nicht anders erscheinen, als beherrscht von dem Einflusse seines Meisters; seine Poesie kann nichts anderes sein, als ein Werk der Schule. Den Maasstab zur Beurtheilung desselben werden wir also in Walter Scotts Dichtungen zu suchen, und die seinige wird für die Welt soviel Werth haben, als sie in dieser Schule und die Schule in der poetischen Welt hat. Betrachten wir nun die Methode des englischen Dichters, so finden wir, daß er das Leben eines Volks

In irgend einem bestimmten Abschnitt der Geschichte in seinen verschiedenen Hauptbeziehungen dergestalt zur Anschauung zu bringen sucht, daß es gleichsam als ein Erlebtes an uns vorübergehe. Dies ist der Stoff seiner Romane. Durch eine bloße Beschreibung würde der Zweck lebendiger Gestaltung nicht erreicht werden. Der Dichter erfindet also Personen und Begebenheiten, in denen sein geschichtlicher Stoff sich entwickelt. Für den bloß instructiven Zweck wäre dies hinreichend; allein er will noch mehr. Sein Werk soll nicht bloß den Reiz des Neuen, des Belehrenden und Unterhaltenden haben, es soll durch seine Schönheit das Gemüth anziehen und erheben, eine Idee soll darin hervortreten; mit einem Wort, es soll ein poetisches Kunstwerk sein. Da nun eine auf beliebige Weise verflochtene Reihe von Personen und Begebenheiten noch keine Dichtung ist, so bildet er seinen Stoff zu einer harmonischen Einheit, indem er eine Person, oder eine Gruppe von Personen als Hauptgestalten in bedeutenden Handlungen und Schicksalen sich bewegend vor uns auftreten läßt, an die sich alle übrige Personen und Ereignisse in untergeordneter Mitwirkung anschließen, so daß seiner Absicht nach ein künstlerisches Ganze entstehen soll, in dem kein nothwendiger Theil fehlt und kein vorhandener überflüssig ist. Indem wir dies als Princip von W. Scotts Methode aufstellen, sagen wir nicht, daß er dasselbe in allen seinen Werken gleich glücklich oder auch nur in einem vollständig durchgeführt habe. Auch liegt in diesem Princip selbst eigentlich schon eine Sünde gegen die Poesie, indem dasselbe die Belehrung zum Hauptzweck macht und diesen der poetischen Schöpfung nur scheinbar unterordnet, so daß durch eine Umkehrung des richtigen Verhältnisses das Ganze dem Theile dient. Daher geschieht es denn, daß in W. Scotts Werken das innere Gemüthsleben der Personen, als die eigentliche Seele des Romans, nur selten in künstlerischer Vollendung hervortritt. Hier fehlt es ihm oft an der poetischen Feinheit und Tiefe, die nur so wenige Dichter zum vollen Eigenthum besitzen. Eben daraus entsteht die unverhältnißmäßig genaue und weitläufige Ausführung des Einzelnen, die allzu bequeme Breite in Schilderungen und Gesprächen, das der Geduld des Lesers so oft beschwerliche Aufhalten der fortschreitenden Handlung. Dagegen besteht der Hauptreiz dieser Dichtungen in der feinen und schönen Ausführung und vor allem in der überraschenden Wahr-

heit der Scenerie, und da die große Mehrzahl des unabschbaren Romanenheeres gerade an dem entgegengesetzten Fehler der Unbestimmtheit und Unklarheit in Raum und Zeit von je gelitten hat, so darf uns der unermessliche Beifall nicht in Verwunderung setzen, der in und außer Europa den Werken des Schottischen Barons entgegenrauschte. Wollen wir nun untersuchen, inwiefern unser Verf. die Methode seines Meisters sich angeeignet und in Hinsicht der Wirkung ihn erreicht hat, so müssen wir den faktischen Inhalt des Romans im kurzen Umriss an uns vorübergehen lassen.

Scipio Cicala, ein neunzehnjähriger Jüngling aus einer der ersten Neapolitanischen Familien, eine hohe, kräftig freie, schöne Naturgestalt, geistig und körperlich zum Eintritt in die Welt sorgfältig und glücklich vorbereitet, ist von seiner Mutter Renata bestimmt, in den Malteser Orden einzutreten. Sein Vater, früher ebenfalls Malteser-Ritter, hatte diese, die Tochter eines vornehmen Türken, eine Jungfrau von ausgezeichnete Schönheit, beim Sturm von Modon vom Tode gerettet, zum Christenthum bekehrt und, nachdem sein Ordensgelübde vom Papst gelöst worden, geheirathet, wenige Jahre nachher aber durch einen unglücklichen Zufall sein Leben verloren. Durch dieses Unglück, welches Renata als eine Strafe des Himmels für das Austreten ihres Gemahls aus dem geistlichen Stande ansah, wurde sie bestimmt, ihren Sohn gleichsam als Ersatz dem Orden zu widmen. Jetzt aber, wo dies eben zur Ausführung kommen soll, findet sich, daß zwischen ihm und einer mit ihm aufgewachsenen und von Renata als Tochter geliebten Verwandtin, Porzia Sersale, ein Band der Neigung sich geknüpft hat, das nur mit Aufopferung ihres beiderseitigen Lebensglücks getrennt werden könnte. Die Liebe zu ihrem Sohn und zu Porzia überwindet jede andere Betrachtung. Renata entschließt sich, in die Verbindung der Liebenden zu willigen und hält bei Porzias Mutter um sie an. Die adelstolze Spanierin aber, die ihre Tochter schon einem Grande von Castilien bestimmt hat, auch Scipio derselben nicht für ebenbürtig hält, verweigert ihre Einwilligung und nun gilt es, da der bestimmte Bräutigam, von welchem Porzia bisher durchaus nichts wußte, schon angekommen ist, ihre Verlobung mit diesem durch eine rasche Maafsregel zu verhindern. Es wird daher der von Renata sowohl als von Porzia gebilligte Entschluß gefaßt, daß Scipio seiner Geliebten beim Her-

austraten aus der Kirche in Gegenwart aller Verwandten und des Volkes öffentlich einen Kufs geben sollte. Man muß wissen, daß nach der in Neapel damals herrschenden strengen Volkssitte ein solcher Kufs die Empfängerin desselben entehrte, dergestalt, daß sie nur durch eine Heirath mit demjenigen, der ihn gegeben hatte, wieder zu Ehren gebracht werden konnte. Man kann leicht denken, daß diese Sitte nicht nur von der verzweifelnden Liebe, sondern auch von Rachsucht, Eigennutz und anderen Leidenschaften oft mißbraucht wurde und daß ein Schimpf dieser Art blutige Rache gegen den Beleidiger und unauslöschliche Familienfeindschaften hervorrief. Gleich nach der Ausführung dieses Entschlusses sollte Scipio den gewaltigen Eindruck, den eine solche That hervorbringen mußte, benutzen, um sich auf das eben im Golfe von Neapel liegende unter dem Befehl befreundeter Führer stehende Ordensgeschwader zu begeben. Der spätere Rücktritt aus dem Diensten des Ordens konnte, so lange kein Gelübde abgelegt war, nicht schwierig sein und wurde, so wie die Verbindung mit Porzia, der Zukunft vorbehalten. So ward es ausgeführt. In dem Augenblick seiner Abfahrt von Sorrento, wo dieser Auftritt stattfand, wird aber Scipio in eine neue Verwicklung hineingezogen. Ein Spanischer Zollbeamter hatte eine junge Neapolitanerin mit dem Schaft seines Speeres zu Boden geschlagen, so daß der umherstehende Volkshaufe sie für todt hielt und in Geschrei und Verwünschungen gegen den Spanier ausbrach. Als Scipio, der um sein Boot zu besteigen so eben nach dem Ufer hinabging, die Ursach des Lärmens erfuhr, rief er aus: „Und das ertragt ihr geduldig, ihr Niederträchtigen? So steht ihr da und begnügt euch mit Schreien und Schelten“? Und da er in demselben Augenblick seinen Degen zog, so wuchs Allen so schnell der Muth, daß sie augenblicklich gegen den Spanier anstürzten und ihn sogleich ermordeten. Da nun aber das geschlagene Mädchen sich inzwischen erholt hatte und nun wieder lebend vor ihnen erschien, so ward die Masse eben so plötzlich von Furcht, als vorher von Wuth ergriffen und zerstreute sich eiligst nach allen Richtungen. Scipio begab sich auf die Ordensflotte; obgleich er aber von dem Großprior von Pisa sowohl, als von dem Großballiv von Deutschland sehr freundlich aufgenommen wurde, auch in der nächsten Nacht Gelegenheit fand, sich beide durch Rettung ihres Lebens vor einem Türkischen Ue-

berfall im höchsten Grade zu verbinden, so konnten die Maltesischen Oberbefehlshaber es doch nicht über sich nehmen, ihn auf der Flotte zu behalten, da der Spanische Vicekönig Don Pedro de Toledo, der wegen des erregten Aufruhrs schon ein Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen hatte, seine Auslieferung verlangte und offener Schutz für den Verurtheilten eine Feindseligkeit des Ordens gegen die Krone Spanien gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXX.

Ueber eine Reformation der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. Vote der Diöces Leipzig und amtliches Gutachten von D. Christ. Gottl. Lebr. Großmann, Superint. u. ord. Prof. d. Theol. Leipzig, 1833.

Die politischen Bewegungen, die seit der Pariser Julirevolution in Kurheßen, Sachsen und Hannover entstanden, veranlaßten bald auch die dortige Geistlichkeit zu Aeußerungen eines lebhaften Kirchenverbesserungsdranges, und deren Bestrebungen richteten sich auf das Formelle der Kirchenverfassung, indem sie das repräsentative Princip in derselben durchgeführt wissen wollten.

In Sachsen geschah der erste Schritt dazu von Seiten der Leipziger Diöces, die, auf Anregung des Hrn. Superint. Gr. unterm 12. Nov. 1830. an den damaligen Königl. Geheimenrath eine Petition um „Verleihung einer Presbyterial- und Synodalverfassung“ einsandte. Eine Menge Broschüren eröffneten sofort ein heftiges Raisonement *pro* und *contra*: so daß, am Ende, das neu errichtete Ministerium des Cultus nichts Besseres thun zu können glaubte, als zunächst nur die Ansichten sämmtlicher Geistlichen über den bewegten Gegenstand kennen zu lernen. Es erließ daher an die Ephorien des Königreichs ein Rescript, wodurch diese aufgefordert wurden, die *vota* der Geistlichen ihrer Inspektion darüber einzusammeln. Vorliegende Schrift nun enthält (v. p. 5 an) den von dem Hrn. Superint. über diese Abstimmung in seiner Diöces an das Königl. Konsistorium in Leipzig erstatteten Bericht. Er meldet zuvörderst, daß wider Presbyterien und Synoden, so wie wider Synoden und für Presbyterien nur 1 Stimme, wider Presbyterien und für Synoden 5 Stimmen, für Presbyterien und Synoden aber 43 Stimmen sich erklärten (p. 5. 6), beleuchtet sodann die *pro* und *contra* angeführten Gründe (p. 6—29), erwähnt die in Bezug auf die Ausführung im Einzelnen gemachten Vorschläge (p. 29—34) und fügt endlich „die Privatansicht des Referenten“ hinzu (p. 35—82).

Die Schrift ist so zunächst nur ein Aktenstück zur neuesten Kirchengeschichte. Allein die Publikation desselben von Seiten des Hrn. Berichterstatters bezweckt wohl nicht nur eine historische Mittheilung, sondern auch (nach p. 1) eine Rechtfertigung des gethanen Schrittes vor dem öffentlichen Urtheil. Gerechtfertigt aber wäre er, wenn die *Nothwendigkeit* der That bewie-

son d. h. gezeigt wäre, daß wirklich der jetzige Zustand der Sächsischen Landeskirche es dem Geistlichen zur Pflicht mache, auf Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung zu dringen. Dieser Beweis nun würde einerseits die genaue Schilderung jenes Zustandes fordern, andererseits aber aus dem Verhältniß der erstrebt Verfassung zu jenem Zustande die Dringlichkeit der Einführung derselben deduciren müssen. Hiedurch würde die Untersuchung von dem unmittelbar praktischen auf das theoretische Gebiet geführt und von der allgemein-wissenschaftlichen Frage abhängig gemacht, in welchem Verhältniß die genannte Verfassung zu dem Begriff sowohl der Kirche überhaupt, als der Lutherischen insbesondere stehe. Theologisch also d. h. wissenschaftlich hätte der Hr. Verf. den Schritt, den er von seiner kirchlichen Stellung aus gethan hat, rechtfertigen müssen; nämlich so, daß er bei Darlegung seiner „Privatansicht“ vor Allem die obige kirchenrechtliche Frage erörtert und dann erst, nach der empirischen Kenntniß, die ihm sein Amt verschaffen konnte, die Anwendung davon auf den gegebenen Zustand der Sächsischen Kirche gemacht hätte.

Allein an eine wissenschaftliche d. h. begriffsmäßige Deduktion des kirchenrechtlichen Theiles seiner „Privatansicht“ hat der Hr. Vf. auch nicht im entferntesten gedacht. Er hält sich fortwährend auf dem Standpunkte des Raisonnements. Von Nützlichkeit, Ausführbarkeit, „Modalität“ u. s. w. ist viel die Rede. Eine Bestimmung der Begriffe: Kirche, Staat, Verfassung u. s. w. findet sich aber nirgends auch nur versucht. 2 Stellen zeigen jedoch, was dem Vf. die Kirche ist. Nach p. 39. nämlich ist sie „eine vom Staate anerkannte Korporation“, insofern also nicht verschieden von jedweder löblichen Zunft; nach p. 18. 19 „der Organismus der Gesellschaft, welcher vermittelt des Glaubens und der Gewissensfreiheit Erziehung zur Gottseeligkeit bezweckt“, also ein Verein zu Beförderung der religiösen Erziehung; denn „Gesellschaft“ ist doch wohl nichts weiter als eine zufällig sich zusammenthuende Anzahl von Individuen; „Organismus“ aber, in dieser Verbindung, nur die beliebige Form, in der sich jene Individuen zusammenthun; der Zweck „Erziehung zur Gottseeligkeit“, derselbe also, den z. B. die Traktatengesellschaften verfolgen; die Mittel zu Erreichung desselben „der Glaube und die Gewissensfreiheit“, d. h. die individuelle Ueberzeugung und das Nichtgezwungensein zu solcher Ueberzeugung. Daß nun für eine „Gesellschaft“ dieser Art „Autonomie“ d. h. die Erlaubniß, *pro lubis* sich einzurichten, gefordert wird, ist ganz natürlich. Denn höchstens würde dem Staate die „Beaufsichtigung“ solcher Gesellschaft von Interesse sein. Nicht minder erklärlich ist es, bei jener Vorstellung von der Kirche, daß der Hr. Vf. p. 56 die Juden beneidet, weil sich um ihre Liturgie u. s. w. der Staat nicht sonderlich kümmern. Denn wenn die christliche Kirche von einer Zunft, von einer Traktatengesellschaft u. s. w. nicht verschieden ist, so kann der Staat sich unbedenklich zu ihr in ein so äußerliches Verhältniß stellen, wie er etwa zur jüdischen Synagoge hat. Noch weniger darf man bei solcher Ansicht erwarten, daß etwa der Hr. Vf. beson-

ders das Wesen der lutherischen Kirche und ihr Verhältniß zum Staate in's Auge gefaßt hätte. Nein! er meint, der Staat verhalte sich zu ihr und sie sich zum Staate, gerade so, wie die katholische und reformirte (p. 42 sqq.). Was also bisher dem Staate zur höchsten Ehre gereicht, ein durch und durch evangelisch-lutherischer zu sein, und was die lutherische Kirche bisher für ihren schönsten Segen erachtet, den Staat mit sich zu durchdringen und ihm als Seele sich einzuverleiben: das hält der Hr. Verf. für schmachliche Knechtschaft der Kirche und „tyrannische“ Ungerechtigkeit des Staates (p. 37 sqq.). Er will vielmehr, daß der Staat sie nur „negativ“ regiere d. h. im Zaume halte, wie etwa eine anabaptistische Sekte.

Die so vom Staate nun losgerissene und dadurch zur Sekte gewordene Kirche soll sich durch Presbyterien und Synoden regieren. Das, meint der Hr. Verf., verlange die Verfassung der apostolischen Kirche (p. 47 sqq.). Allein, wie kann man jetzt zu den ersten, schwachen Anfängen der Kirchenverfassung zurückkehren, nachdem diese eine 1800jährige Entwicklung durchlaufen? — Das, meint der Hr. Verf. ferner, rathe die „Erfahrung“, indem da, wo obige Verfassung gelte, wie in Schottland, Holland u. s. w. viel kirchlicher Sinn, viel Sittlichkeit im Volke herrsche (p. 54 sqq.). Allein der kirchliche Sinn daselbst entspringt aus dem noch unerkümmerten alten Glauben, und die öffentliche Sittlichkeit aus der Strenge der Kirchenzucht. Die letztere nun verwirft der Hr. Verf. geradezu (p. 13. 67 etc.), und daß der erstere nicht durch die Form der Kirchenverfassung in die Herzen komme, ist klar. Wenn also schon Beispiele überhaupt nichts beweisen, so noch viel weniger jene. Beweisen aber kann überhaupt nur der Begriff, und zwar hier der Kirche, näher der lutherischen Kirche. Schwerlich aber möchte aus diesem die Nothwendigkeit der reformirten Kirchenverfassung (in so abstrakter Einseitigkeit) sich deduciren lassen.

Ist also der wissenschaftliche Theil der Schrift nichts weniger, als von Bedeutung: so ist es um so mehr der praktisch-empirische. Denn es erhellt daraus deutlich der wahrhaft klägliche Zustand der Sächsischen Kirche. Der Herr Verfasser gesteht offen ein, daß, wenn es so fortgehe, entweder „die Herrschaft eines trübsinnigen Pietismus“ oder „eine allgemeine moralische Verwilderung“ drohe (p. 37). So weit also hat es der Rationalismus gebracht! Dies führt denn handgreiflich genug auf die wahre Wurzel des Uebels. Es fehlt an einer tüchtigen Theologie. Dahin also sollte das Streben der Geistlichkeit gerichtet sein und nicht auf das Formelle der Verfassung. Wie wenig aber der Hr. Verf., dessen gute Gesinnung zu achten, jenes Bedürfnis auch nur gefühlt habe, ergibt sich schon daraus, daß der Bildung der Geistlichen nicht mit Einem Worte gedacht wird. Hier allein aber ist die Abhülfe zu finden. Von jener heraus nur läßt sich der kirchliche Zustand heben. Der Glaube ist es, worauf Christus seine Gemeinde gegründet (Matth. 16, 18.), und nicht die Presbyterial- und Synodalverfassung. Ihn also wieder durch eine tüchtige Theologie zu Ehren zu bringen, ist die Aufgabe. *Hic Rhodus; hic salta!*

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S.

(Fortsetzung.)

Sie mußten sich daher darauf beschränken, ihn mit Hülfsmitteln versehen heimlich an's Land zu setzen und dem Schutze vertrauter Personen bis dahin zu empfehlen, wo es ihnen gelungen sein würde, durch ihren Einfluß bei dem Vicekönige die Aufhebung des Todesurtheils und seine fernere Sicherstellung zu erlangen. Die Personen, denen er empfohlen wurde, waren aber, sochte dies nun den Malteser Oberen bekannt sein oder nicht, mit dem Plan beschäftigt, ihr Vaterland von dem Druck der Spanischen Herrschaft zu befreien. Der Prinz von Salerno war der Mächtigste und Angesehenste in diesem Bunde; mannigfache Verbindungen im Inneren des Landes wie nach außen hin waren angeknüpft und selbst Uludsch Aly, der kühne Türkische Seeräuber, spielte eine Rolle in diesem Unternehmen und stand mit den Unzufriedenen zu Theilnahme und Hülfe im besten Vernehmen. Scipio wurde dem Fürsten von Salerno zu Schutz und Dienst empfohlen. Dieser nahm ihn mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit auf und es kostete keine Mühe, den jungen Mann, der die Tyrannei der Spanier ohnehin aus tiefster Seele haßte, in die Unternehmung zu verwickeln, die freilich, leichtsinnig angelegt, ungeschickt ausgeführt, und auf allzukünstlichen Kombinationen beruhend, nicht gelingen konnte. Narzissa, eine Tochter Uludsch Alys, eine wunderbare phantastische Erscheinung, die der Vf. mit der schalkhaftesten Liebenswürdigkeit und den höchsten sinnlichen Reizen ausstattet, streift von einer abentheuerlich eigensinnigen Laune getrieben an den Küsten umher. Scipio findet sie bei dem Fürsten in Salerno, der ihm aufträgt, sie verkleidet unter seinem Schutze seiner Gemahlin nach Neapel zuzuführen. Sie

wird von Liebe zu dem Jüngling hingezogen und Scipio, wiewohl sein besseres Selbst noch immer an Porzia hängt, wird doch von ihrer Anmuth unwillkürlich hingerissen, fällt, da die von Gewissensangst ergriffene Porzia den Schleier genommen hat und der Befreiungsplan völlig gescheitert ist, zuletzt in ihre Netze, und folgt ihr zu ihrem Vater Uludsch Aly, wo er den Islam annimmt. Erst nach einem Zeitraum von eilf Jahren sehen wir ihn als Muselman unter dem Namen Sinan Pascha wieder auftreten. Er ist zu hohem Rang emporgestiegen und ein bedeutender Theil der unter Piale Pascha an Neapels Küsten kreuzenden Flotte steht unter seinem Befehl. Wie sich sein Verhältniß zu Narzissa gestaltet oder aufgelöst hat, erfahren wir nicht, aber seine Neigung zu Porzia ist wieder erwacht und er unternimmt es jetzt, sie mit einer Schaar von Türken aus ihrem Kloster zu entführen. Dies Kloster und der ganze Wohlstand der überfallenen Stadt Sorrento geht, wiewohl gegen seinen Willen, dabei zu Grunde; er selbst wird durch einen Zufall schwer verwundet und obgleich es ihm gelingt, Porzia, die Priorin des Klosters und einige andere Nonnen gewaltsam zu entführen, so entziehen sich diese doch sämmtlich durch eine kühne Flucht der Gefangenschaft. Späterhin macht er noch einen Versuch, seine Mutter, die inzwischen ein Kloster gestiftet hat, zu versöhnen und zu überreden, ihm nach dem Orient zu folgen, aber auch dieser Versuch scheitert an ihrer unerschütterlichen Frömmigkeit. Bald darauf besteht die Türkische Flotte ein Gefecht gegen die Maltesische; die Türken siegen, der Großprior von Pisa und der Großbaillif von Deutschland fallen von Scipio's Hand. Von der Zeit an stieg dieser, wie der Vf. uns am Schlusse noch kürzlich mittheilt, unter dem Namen Tschigalasade von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Groß-Veziers und beschloß seine Laufbahn in hohem Lebensalter als oberster Feldherr auf einem Kriegszuge gegen Persien.

Der faktische Grundstoff an sich ist, wie man sieht, so dürftig, daß er kaum zur Ausstattung einer kurzen Novelle hinzureichen scheint, und das erste nothwendige Element des Romans, nämlich eine bedeutende abgeschlossene Handlung als epische Grundlage fehlt so gut wie ganz. Der Verf. hat daher um Abwechslung und Bewegung hineinzubringen, eine Menge von Zwischenbegebenheiten erfunden, wozu ihm die Gefahr Gelegenheit giebt, in welche der Held durch sein Verhältniß zur Spanischen Regierung gerathen ist. Wirklich wird derselbe von dem Augenblick an, wo er zu der Ermordung des Spanischen Zollbeamten Veranlassung giebt, bis dahin, wo er zu den Türken übergeht, in einen solchen Strudel von Lebensgefahren und Bedrängnissen hineingerissen, daß weder er selbst, noch der Leser einen Augenblick zur Ruhe gelangt. Hier ist er nun nothwendigerweise mehr Amboss als Hammer, welches für einen Romanhelden kein vortheilhaftes Verhältniß ist. Auf den Fortgang und die Entwicklung der Begebenheiten hat Scipio durchaus keinen Einfluß, bleibt vielmehr fortwährend in untergeordneter Stellung und wo er nicht in der Macht seiner Feinde ist, wird er von seinen Freunden immer geleitet, ohne jemals recht in Thätigkeit zu kommen. Freilich wird er durch seine mannigfachen Fährlichkeiten auch viel zum Handeln genöthigt, aber diese abgedrungene Aktivität ist mehrentheils eine rein äußerliche. Bald muß der Held dem Strome der auf ihn eindringenden Begebenheiten nachgeben und erzeigt sich dann, wenn auch nicht schwach, doch wenigstens rein passiv, bald wieder überwindet er die ihm entgegenstehenden Hindernisse, wo er dann allerdings Muth, Festigkeit, Entschlossenheit und neben einigem Stolz auch Großmuth und hingebende Aufopferung entwickelt, diese an sich zwar trefflichen Eigenschaften sind aber doch wohl zu allgemeine Bedingnisse des männlichen Charakters, um zur Charakteristik einer ausgezeichneten Individualität hinzureichen. Als eine solche erscheint Scipio Cicala nicht und so fehlt dem Romane denn auch das zweite seiner nothwendigen Elemente: die Darstellung eines merkwürdigen und bedeutenden Charakters als Hauptperson und dessen psychologische Entwicklung. Wie das Loslassen von seiner Jugendliebe, von seiner Mutter, von der abendländischen Welt und Bildung, die ja nach des Verfs. Darstellung tief in ihm wurzelt, von Allem, was seiner Seele das Theuerste sein mußte, wie das Hin-

geben an Narzissa und das sich Hineinstürzen in die rohe Türkische Welt in Scipio's Gemüth als psychische Nothwendigkeit sich ausbilden konnte, dieses faktisch darzustellen, wäre die würdigste Aufgabe des Dichters und um so nothwendiger gewesen, als die unnatürliche Entwürdigung des Helden den Roman auf die ungünstigste Weise abschließt, und der Leser sich verletzt fühlen muß, eine so lange Reihe bis zum Unglaublichen wunderbarer Handlungen und Begebenheiten zu nichts führen zu sehen, als zum moralischen Verfall des Helden, der, man weiß nicht wie und warum, aus einem hochherzigen und hochgebildeten jungen Edelmann plötzlich sich selbst zu einem blutgierigen rohen Türken macht. Eben so wenig sahen wir in der Mutter und in der Geliebten Scipio's neue und originelle Charakterbildungen auftreten. Dagegen sind in der zahllosen Menge von Nebenfiguren, die der Verf. an uns vorüber gehen läßt, einige sehr wohl gelungen, in welchen verschiedenartige Gestaltungen des Spanischen und Italienischen Nationalcharakters glücklich zur Anschauung gebracht werden. So sind z. B. Don Pedro de Toledo, der Fürst von Salerno, der gefangene Groß Pomponius Gauricus, der hundert und zwanzigjährige Abt des Camaldolenser Klosters, der Lazarusritter Don Taddeo Pellegrini und mehrere andere theils historische, theils erfundene Personen, wiewohl in W. Scott'scher Weise sehr in's Einzelne und Kleinliche ausgemalt, doch durch bestimmte Züge und lebhaftes Kolorit mit dem Reiz lebendiger Wahrheit begabte Charakterbilder. Anderen Figuren aber hat der Verf. aus einer gewissen Vorliebe für psychologische und historische Curiositäten eine so wunderbar phantastische Gestaltung gegeben, daß sie mehr in den Kreis des romantischen Epos als in den des historischen Romans gehören, in welchem letzteren Personen und Ereignisse, wenn auch merkwürdig und ungewöhnlich, doch die Grenze des Wahrscheinlichen selten, die des Möglichen niemals überschreiten dürfen. Figuren aber, wie die Griechische Amme Melantho und jener republikanisch schwärmende Nachkomme Johanns von Procida, bedürfen, um für wahr oder auch nur für möglich zu gelten, einer entschlossenen Resignation des Glaubens, wie man sie heut zu Tage bei keinem verständigen Leser zu finden hoffen darf. Jene giebt mit ihren leeren Augenschalen und ihrer krankhaften magnetisch-prophetischen Scher- und Zaubergabe ein widriges Bild, und dieser, der über-

dies noch der eigentliche Hebel des ganzen Romans ist, wird durch die ihm beigelegte übermüthige Verstellungsgabe, zu deren Anwendung ein rechter Zweck nicht einmal sichtbar wird, ein laeres Schattenbild. Er gilt nämlich der gesammten ihn umgehenden Welt, Jahre lang für drei Personen, indem er blos durch Toilettenkünste bald als Kommandant von Ischia, bald als Hauptmann der Küstenwächter und bald als verzückter in achtstägigem todtenähnlichen Schlaf liegender Camaldolensermonch erscheint, und nach seinem Belieben für eine dieser drei Personen von Jedem, ja selbst von dem Viseokönige von Neapel gehalten wird, vor dem er doch in den ersteren beiden Eigenschaften öfter erscheinen muß.

Haben wir nun die Gestaltung des Werks als eines Ganzen betrachtet und dasselbe weder den Forderungen, die an einen Roman überhaupt zu machen sind, entsprechend, noch mit den Vorzügen der W. Scottschen Technik ausgestattet, dagegen aber die Fehler derselben, jene oft so lästige als unnöthige Breite und Weitschweifigkeit in der Behandlung von Nebendingen und Aeußerlichkeiten und jenes Vorherrschen des Einzelnen über das Ganze in vergrößertem Maasstabe darin gefunden, so wenden wir uns nun zur Anschauung des Einzelnen und finden hier den Verf. mit so glücklichen Gaben ausgestattet, daß wir um so mehr bedauern müssen, seinen guten natürlichen Wuchs durch ein fremdes Modelkleid verunstaltet zu sehen. Es ist augenscheinlich, daß derselbe die Länder, Gegenden, Menschen, Institutionen und Verhältnisse, die er beschreibt, theils aus eigener Anschauung, theils durch fleißiges Studium und ausgebreitete Belesenheit genau kennt und richtig aufgefaßt hat; daß eine lebhafte und mannichfache Darstellungsweise vollkommen in seiner Gewalt steht, und daß er die Geschicklichkeit besitzt, dem erworbenen Stoff zu bedeutenden und anziehenden Lebensbildern verschönernd und belehrend zu verarbeiten. In vielen dieser Bilder offenbart sich eine nicht gewöhnliche Phantasie, ein Schönheitsseinn, der nur auf falsche Bahn gerathen ist durch unbedingte Hingebung an eine fremde Manier, durch langjähriges, ausschließliches Anschauen jener ausländischen Dichtungsweise, deren Neigung zum Grelten und Ueberladenen dem eigenthümlich deutschen Sinn für ruhige Maashaltung und geistige Tiefe eigentlich fremd ist. Betrachten wir die mannigfachen, in reicher Fülle und

Abwechslung aufeinander gereihten Scenen und Ereignisse als Bestandtheile eines Romans; so finden wir wenige darunter, die zur Harmonie des Ganzen nothwendig wären, die nicht eine sonderliche Störung wegbleiben könnten, viele sogar, die den freien Gang und Eindruck der Haupthandlung hemmen, betrachten wir sie aber jedes für sich, so erblicken wir in vielen eigenthümliche und neue Gestaltungen einer fremden Welt voll Reiz und vielartigen Lebens. Ist die alte Amme Melanthe nach W. Scottscher Weise in das Wunderliche und Geisterheimliche hinein karikirt, und dieses zwar ohne wie Meg Merillies ein nothwendiger Hebel zur Bewegung des Ganzen zu sein, so geben doch ihre prophetischen Ahnungen, ihre zaubergläubigen Anstalten und Cerimonien ein interessantes Bild neugriechischen Nationallebens. Ist jene abergläubige Dreigestalt des Bruder Sperantius, der zugleich Festungskommandant und Hauptmann der Küstenwächter ist, auch ein unwahrscheinliches, ja unmögliches Phantom, so sind doch die Scenen in den Grotten und Gemächern von Ischia, im Wachtthurm, im Camaldolenser- und im Franziskanerkloster, in welche durch sein Treiben und Wirken der Held verwickelt wird, von mannigfachem Reiz und kräftigem Eindruck. Ist der Fürst von Salerno auch als mitwirkende Person für die Fortbewegung der Handlung von geringer Bedeutung, im Verhältniß zu seiner Wichtigkeit aber, wie so viele andere Auftretende viel zu genau und ausführlich gezeichnet, so giebt uns doch die Schilderung seiner Haus- und Hofhaltung ein sprechendes Bild von dem damaligen Leben der großen Lehnsherren, und manche geschichtliche Personen jener Zeit, wie der gelehrte Don Agostino Nifo de' Medici und der Räuberhauptmann Marco Sciarra werden uns, wiewohl wieder mit einiger Vorliebe für das Curiose, in artiger Portraitzzeichnung dargestellt. So folgen wir dem Helden, wie er seinem launenhaften Schicksal, bald in Hofgemächer, bald in Trinkstuben, in Wachthäuser und Gefängnisse, in das Marktgewühl des aufgeregten Volkes und in die einsamen Klostercellen, wir sehen ihn mit Wohlgefallen im glücklichen Kampfe mit den Gefahren des Meersturmes, der Land- und Seegefechte, der Vergiftung, des Meuchelmords, der Hinrichtung und des Absturzes von der mühsam erkletterten Felswand. Vielfache Natur- und Kunstschönsheiten jenes Paradieses von Europa werden uns genau und lebhaft in einer

Reihe poetischer Panoramen vor Augen gestellt und auch seine damaligen Bewohner aller Klassen und Genden gehen in ihren regen Beschäftigungen, Vorurtheilen und Leidenschaften in vielartig kräftiger Bewegung an uns vorüber, wobei denn freilich mitunter auch der Ueberfluß ermüdet, Manches kürzer und Manches weg zu wünschen bleibt.

(Der Beschluß folgt.)

XXXI.

Memoiren eines Preussischen Offiziers. Herausgegeben von C. Herlofsohn. Leipzig, 1833. Litterarisches Museum. Zwei Theile. H. 8.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth solcher Denkschriften an, welche auf untern Stufen des Lebens und der Bildung dennoch ein eignes und in seiner ächten Wirklichkeit stets betrachtungswürdiges Dasein abspiegeln, und selbst den größeren Geschichtseignissen im Widerscheine der persönlichen und örtlichen Einzelheiten oft eine ganz neue und überraschende Färbung leihen, die den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser einsehen läßt, als manches weitausholende Darlegen und Erklären in's Allgemeine hin. Aus diesem Gesichtspunkte zeigen wir dieses kleine Buch gern als eine Vermehrung der schon bekannten Familie der Feldjäger, des Deutschen Gilblas u. s. w. an, um welche sich Goethe fast zuerst ein so großes Verdienst erworben.

An der Aechtheit dieser Memoiren haben wir keinen Zweifel; als Dichtung wären sie das größte Beispiel von Enthaltensamkeit, das ein Autor je geben könnte, denn überall herrscht darin das Wirkliche nur als solches, und verschmäht jeden Zusatz von Abenteuerlichem und Reizendem, das nicht schon in jenem läge; auch bleibt das geistige Auffassen der Dinge fortwährend im gleichmäßigsten Verhältnisse mit diesen selbst, und so macht das Ganze den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit. Das Buch ist bei dieser Beschaffenheit für geschichtliches Interesse wie für bloße Unterhaltung am rechten Orte und zu seiner Zeit empfehlenswerth genug, und möge mit vielen Brüdern, die auch nichts Ueberschwengliches bringen und ansprechen, unverkümmert dahingehen.

Der Sohn eines Bürgermeisters von Neustadt bei Neisse in Schlesien ist es, der hier seine Lebensgeschichte erzählt; im Jahre 1770 geboren; sah er noch die letzten Ereignisse der Regierung Friedrichs des Großen, wurde durch jugendliche Unbesonnenheiten frühzeitig dem Kriegsdienste zugeführt, und durfte in Berlin mit guten Aussichten bei der Artillerie eintreten. Hier hatte er einen Vetter, den Mahler Rode, dessen Hauswesen und Künstlerart geschildert wird. Als Bombardier zog an-

ser Amter mit nach Pommern, wo die unglücklichen Verhältnisse des Landes und der Einwohner den guten Sinn des Mannes nicht gleichgültig ließen, auch eine ordentliche Liebenschaft sich an und abspann, alles aber in Maß und Schranken blieb, ohne Abenteuer und Katastrophe. Der Krieg gegen Frankreich brach aus, und führt uns zuerst in die Champagne, später, nach dem fürchterlichen Rückzug, zur Belagerung von Mainz, und nach dem diese Festung erobert worden, kehrt alles im Frieden zur Heimath. Unser Autor, der inzwischen Offizier geworden, wird in Schlesien angestellt, und leistet daselbst bei dem Einbruche der Truppen Napoleons in den Jahren 1806. und 1807. treffliche Dienste, besonders bei der Vertheidigung der Festung Silberberg, die auch von dem Feinde nicht erobert wird. Mit dem Frieden von Tilsit hören die Denkschriften auf, obwohl der Verfasser erst viel später gestorben zu sein scheint.

Ein wackres Gemüth, von keinen ausgezeichneten Fähigkeiten, aber von gutem leichten Sinn und thätiger Lebhaftigkeit getragen, bildet hier eine Art mäßigen Deutschen Charakters, wie er uns in den mittlern Regionen des Lebens oft und leidlich genug zu begegnen pflegt. Auch sein Mittheilungsgedächtniß gehört ganz in diese Sphäre, und wird in seinem einfachen Zug nur bisweilen gestört durch etwas gesteigerte, kostbare oder auch geschmacklos muntre Ausdrucksweisen, die theils noch von der Schule Zeugniss geben, theils als zufällige Beute aus dem Weltverkehr aufgehascht sind. Die Betrachtungen, die unser Verfasser häufig anstellt, wollen sich gern erheben, und sind meistens gut und brav, ohne doch ihren Flug sonderlich auszuheben. Seltsam aber nimmt sich ein Abriss der Französischen Revolutionsgeschichte aus, den er in aller Kürze nach damaligen flüchtigen Auffassungen mittheilt. Man sieht wenigstens, welche Thatsachen zumeist, und in welcher Gestalt diese, sich im Publikum festgesetzt hatten. Die meisten Namen sind dabei grausam verstümmelt, welches der Herausgeber wohl mit ganzem Recht so gelassen hat. Nur an ein paar Stellen wird eine spätere Handanlegung sichtbar, z. B. wo im Revolutionskriege ein Großherzog von Baden genannt wird, und nur ein Prinz von Baden gemeint sein kann. Manche Anführungen aus dem Kriegszug in der Champagne könnten fast aus Goethe entlehnt scheinen, wenn nicht die Uebereinstimmung weit besser noch sich daraus erklärte, daß gleichzeitig und unter gleichen Umständen von derselben Sache geredet wird.

Die höchsten Punkte des Büchleins sind gleich im Anfange das persönliche Erscheinen Friedrichs des Großen — wo dieser Namen vorkommt, fühlt man gleich eine stärkende Luft —, und späterhin die tapfre Gesinnung und der treue Eifer für die Sache Preussens. Man möchte wünschen, die glänzenden Ereignisse der nachfolgenden Kriege gleichfalls diesem Leben zu Gute kommen zu sehen.

Wir rechnen es dem Herausgeber zum Verdienst, daß er diese Blätter, zu welchen er in dem Vorworte seine eignen Gefühle und Empfindungen nicht ganz übereinstimmend andeutet, dennoch mit Billigkeit gewürdigt und litterarisch gefördert hat.

V. v. E.

August 1833.

Scipio Cicala. In vier Bänden. 1ster Bd. XL u. 296 S. 2ter Bd. 344 S. 3ter Bd. 327 S. 4ter Bd. 306 S.

(Schluß.)

Wäre das Buch als eine Sammlung solcher Bilder, als ein Gemälde von Neapel im sechzehnten Jahrhundert behandelt und angekündigt, so könnten wir uns nach beliebiger Auswahl bald hier bald dort aufschlagend oder überschlagend daran ergötzen, was denn auch dem künftigen Leser als beste Genußmethode für diesen Fall hiemit empfohlen, ja selbst von dem Autor hin und wieder halb anrathend freigestellt wird. Da dasselbe aber nach Intention, Anlage und Gestaltung mit den Ansprüchen und Verpflichtungen eines Romans auftritt, so sind wir genöthigt, es stets in dieser Beziehung fortzulesen und finden uns dadurch überall gestört, gehemmt und endlich völlig getäuscht, indem es als Roman nichts ist, als eine Reihe mehr oder minder interessanter Episoden. So legen wir das Werk denn mit dem Eindruck aus der Hand, mit dem wir eine überfüllte und unvortheilhaft geordnete Gemäldegalerie verlassen, wo neben schönen und interessanten Bildern auch manches Unbedeutende und nicht dahin Gehörige aufgestellt ist, die uns aber von dem dienstbefissenen Gallerieinspektor in vorgeschriebener Reihenfolge gezeigt, sorgfältig und weitläufig erklärt wird. Müssen wir nun die kräftige Phantasie, die gewandte Darstellungsweise, die reiche Belesenheit und den eifrigen Fleiß des Vfs. gebührend anerkennen, so haben wir zugleich doch lebhaft zu bedauern, daß er seine Kraft und sein schönes Talent, statt sie in eigenthümlich freier Bewegung walten zu lassen, in die stereotypen Formen des Walter Scottschen Kunstgebrauches eingezwängt hat.

Was endlich noch die von dem Verf. angeführten Anonymitätsgründe betrifft, so könnten wir diese, da

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

sie auf das Werk keinen Einfluß haben, unberührt lassen; der Verf. nöthigt uns jedoch darauf einzugehen, indem er über ein in der deutschen Litteratur bestehendes Verhältniß eine Ansicht aufstellt, die, wenn sie begründet wäre, oder auf seine Autorität hin für begründet angenommen würde, den Fortschritten der literarischen Bildung entschieden Nachtheil bringen müßte. Daß er die ansehnliche Zahl von Menschen, mit welchen er in täglichen persönlichen Beziehungen steht und von welchen die Meisten von seinem Buche mit ihm zu reden für unvermeidlich, ja es zu loben sich für verpflichtet halten möchten, vor dieser Verlegenheit bewahren will, lassen wir als einen Beweis zugleich von Bescheidenheit und Humanität gelten; auch daß er, falls das Buch als trefflich anerkannt und in Folge dessen berühmt würde, den Verlegenheiten der Celebrität, dem lästigen Gefühl, hinter sich sagen zu hören: „das ist der berühmte Verfasser des Scipio Cicala!“ durch die Anonymität zu entgehen sucht, ist als eine löbliche Vorsicht anzuerkennen, die sich auf alle Fälle vorbereitet. Daß er uns Deutsche aber bei Sir Walter Scott, eines Vorurtheils, einer Beschränktheit anklagt, die uns diesseit und jenseit des Meeres wenig zur Ehre gereichen würde, dürfen wir nicht stillschweigend vorübergehen lassen. Seiner Angabe nach würde nämlich uns Deutschen, die wir einmal gewohnt sein sollen, Alles, wie ein Handwerk anzusehen, ein Geschäftsmann, der ein Dichter ist, wie ein Hufschmidt vorkommen, der zugleich Barbier sein wollte. Wenn in Deutschland Jemand in seiner öffentlichen Stellung einigen Ruf als Geschäftsmann genieße, so sei es, sagt er, in den Augen seiner Landsleute schon im Voraus entschieden, daß er unmöglich einen guten Roman schreiben könne, und wenn ein Staatsbeamter ein Buch von vier Bänden schreibe, so würde man es für unmöglich halten, daß er sich nur im Geringsten mit seinen öffentlichen Geschäften befassen habe, wogegen jedermann es

natürlich finden, ja für einen Beweis größerer Anstrengung in Berufsarbeiten halten würde, wenn derselbe Geschäftsmann sich Nächstes hindurch mit Tänzerinnen und Schauspielerinnen herumtrieb. Ja, sogar über einen Gegenstand aus der Sphäre seiner Berufsarbeiten ein Buch herauszugeben, will dem Verf. zu gewagt scheinen, weil man auch alsdann noch sagen würde, er habe entweder zu wenig in seinem Amte zu thun, oder hänge es an den Nagel und weil er fürchtet, Jeder werde dann glauben, den Schlüssel seines Charakters und seines Systems in Händen zu haben und sein öffentliches Leben mit dem Buche in der Hand kontrolliren zu können. Er würde, meint er, darauf gefaßt sein müssen, jeden seiner Sätze, je nachdem man ihn vorwärts zu treiben oder zu hemmen gedächte, gegen sich selbst gekehrt zu sehen und sonach übler daran sein, als derjenige, der bei den alten Lokriern ein neues Gesetz vorschlagen wollte, welches nur mit dem Strick um den Hals geschehen durfte, womit der Proponent, falls das Gesetz nicht durchging, sofort erdrosselt wurde. Wären diese Behauptungen begründet, so hätten wir billig Bedenken tragen müssen, über das vorliegende Buch zu berichten. Können wir in Abrede stellen, uns ernstlich und anhaltend damit beschäftigt und ihm einen ansehnlichen Theil unserer Mufse zugewandt zu haben? Sollten Kritiken über poetische Werke der von dem Vf. für herrschend gehaltenen Beurtheilungsweise weniger anstößig erscheinen, als diese Werke selbst, und hätten wir nicht sonach durch unsere kleinen *parerga critica* unsere bescheidene amtliche Stellung mit Recht für gefährdet zu halten? Nachdem wir uns aber durch einen Blick in das Handbuch des Preussischen Hofes und Staats gestärkt haben, worin wir unter den Beamten aller Behörden, in den höchsten wie in untergeordneten Stellen, Namen erblicken, die in Poesie und Wissenschaft mit Ruhm genannt werden, und zwar zum Theil in Gebieten der Litteratur, die ihren Berufsgeschäften nicht weniger fremd sind, als die wissenschaftliche Kritik den unsrigen, so fassen wir frischen Muth und bleiben der freudigen Ueberzeugung getreu, daß bei uns Preußen die Tüchtigkeit der Staatsdiener nicht nach ihren außeramtlichen Beschäftigungen, sondern nach ihren dienstlichen Leistungen billige Beurtheilung findet und daß eine wissenschaftliche und künstlerische Bildung des Beamten, auch wenn sie auf die Erfüllung seiner Berufspflichten keinen unmittelba-

ren Einfluß hat, als eine ehrende und empfehlende Zugabe betrachtet wird. Suchen wir aber die Zustände, deren Druck der Verf. so schwer beklagt, in anderen Deutschen Gebieten auf, so vermögen wir sie dort so wenig als hier zu entdecken; vielmehr zeigt uns ein Blick in den Leipziger Meßkatalog sogleich eine große Anzahl von Namen geachteter und fleißiger Dichter und Schriftsteller, die in allen zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleiden und unter den von dem Verf. geschilderten Verhältnissen keinesweges zu leiden schätzen, da sie ihre litterarische Thätigkeit seit längerer Zeit neben emsig fortsetzen. Möge derselbe sich daher auch von dieser Besorgniß, die vielleicht nur ein kleiner Rest älterer Hypochondrie ist, losmachen und befreit von dieser, wie von den W. Scottischen Fesseln, das Verurtheil, das seine Anklage gegen Deutschlands litterarischen Bildungszustand leicht erregt haben könnte, wieder zu vertilgen suchen, indem er ein selbstständiges Werk seiner freien Muse mit geöffnetem Virir uns darbringt.

Wilh. Neumann.

XXXII.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, ein dogmatisches Repertorium für Studierende von Dr. Karl Hase. 2te verb. Aufl. Lpz. b. Leich. 1833. XIV. 406.

Die Zeit, wo die ganze Dogmatik nur aus scholastischen Formeln und Distinctionen bestand, und spitzfindiger Scharfsinn den dogmatischen Stoff immer mehr anhäufte, ist vorüber. Spencers u. A. sogenreicher Einfluß haben das Todte einer solchen Dogmatik erkennen, und nicht nur im Leben, sondern auch in der Dogmatik einen lebendigern Quell suchen lassen, als die alten Compendien ihn boten. Anderntheils sind durch die Revolutionen auf dem Felde der Philosophie die Anforderungen des denkenden Geistes andere geworden, so daß dieselben, in welchen man früher die Ecksteine der lutherischen Dogmatik anerkannte, vom der einen Seite nicht fromm, von der andern nicht wissenschaftlich genug erscheinen. In beiden Beziehungen hat die Dogmatik unseres Jahrhunderts gewonnen, sie kann sich rühmen, daß ein mehr lebendiger, ein das religiöse Gefühl mehr befriedigender Geist in ihr herrsche, daß sie für die tiefere wissenschaftliche

Begründung der Glaubenslehren mehr gehen habe, als Jene. —

Der Verf. vertritt in diesem Werke ein System, welches nicht das seinige ist (vgl. Dedikation). Er stellt es nur auf, so wie etwa Hutterus, wenn er lebt hätte, es aufstellen und vertheidigen würde. Darum ist der anfangs seltsam erscheinende Titel gewählt. Dies theologische System nun des *Hutterus rediens* soll das *kirchliche System* sein, und der Titel nennt denn auch das Werk eine „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche“. Es sei dem Ref. erlaubt, diesen Ausdruck einer genaueren Erörterung zu unterziehen, weil das Verhältniß der Kirche zur Dogmatik in unsern Tagen so wenig berücksichtigt wird, und auch bei dem Vf. darüber Mißverständnisse obzuwalten scheinen. — Wie auch von den verschiedenen Dogmatikern der Begriff der Dogmatik (und auch der Theologie überhaupt) festgestellt werden möge, so kommen Alle darin überein, daß sie *Wissenschaft* sei, und so sagt der Verf. auch, daß die Dogmatik sei „eine (!) *Wissenschaft von der in der Kirche geltenden Religion*“. — Jede Wissenschaft hat aber, wie schon das Wort besagt, eine Beziehung auf das Wissen, und mag man auch eine noch so verschiedene Vorstellung vom Wissen haben, so wird es doch gewiß auch von Allen vom Glauben *unterschieden*. Eben so sind denn endlich auch Alle *darin* einig, daß die Religionswissenschaft (die Dogmatik) nicht etwas ganz Anderes zum Inhalt haben könne, als die Religion. Und so ist denn von den Meisten dies Verhältniß so gefaßt, daß die Religion einen gewissen Inhalt in unmittelbarer Weise habe (als etwas unmittelbar Gegebenes, d. h. *Glaube*), daß dagegen die Wissenschaft der Religion diesen selben Inhalt auch habe, aber als einen wiedergewonnenen, vermittelten, begriffenen oder dgl. Alle diese verschiedenen Ausdrücke haben wenigstens das eine Gemeinsame, daß, da Wissen und Wissenschaft im Vergleich mit dem Glauben als etwas durch Reflexion Modificirtes erscheint, dem also ein Zustand des Gegensatzes vorausgegangen sein muß. Denn jede Reflexion setzt ein wenigstens momentanes Aufhören des Zustandes voraus, über den reflektirt wird, ein Reflektiren also über die Wahrheit des Glaubens, ein (momentanes) Ungewisssein, jedes Beweisenwollen setzt ein für problematisch Halten, jedes Wiedergewinnenwollen ein Verlorenhaben voraus. Kurz immer muß dem Wissen ein

Schwanken, ein Ungewisssein (wir nennen es Zweifel) vorausgehen. Das Erste ist so der unbefangene Glaube, wo das glaubende Subjekt mit seinem Glaubensinhalt versetzt ist, das Zweite ist das Bewußtsein des Zwiespals zwischen beiden, das Zweifelhaftwerden, oder die Reflexion, in welcher, um den theologischen Ausdruck zu brauchen, die *fides qua* und die *fides quae creditur* unterschieden werden, das Dritte, daß beide wieder in Einklang gebracht werden. So geht die Wissenschaft aus dem Zweifel hervor, und wer nie gezweifelt hat, kann nie Bedürfnis nach Wissenschaft haben, weil der Anfang der Wissenschaft schon ein Problematischsetzen, d. h. Zweifeln ist. —

Wenn nun, um das Verhältniß der Kirche zur Theologie zu bestimmen, darauf reflektirt wird, was die *Kirche* ist, so wird wohl für die Vorstellung keine bessere Bestimmung sich finden lassen, als die in der h. Schr. gegebene, daß sie der Leib Christi sei. Die Kirche ist der fortlebende, fortgesetzte Christus, ist eine moralische Person, welche dasselbe Amt hat, welches der hatte, auf den die Kirche gegründet ist. Wie kann und muß sich nun diese Person zur Wissenschaft verhalten? Jeder sieht ein, daß bei der völligen Wesenseinheit Christi mit dem Vater, bei *sem* nie eine solche Trennung vom Vater vorkommen konnte, wie sie nothwendig war, um in Christo Zweifel an seiner Einheit mit Gott zu begründen. Konnte nun dieser, die Bedingung, unter der allein nach Wissenschaft Bedürfnis entsteht, bei Christo nicht Statt finden, so auch sie nicht; wie denn wohl Niemand darin einen Mangel finden wird, daß der *λόγος τοῦ θεοῦ* kein *θεολόγος* war. Er steht über der Theologie, weil er nicht zweifeln kann. — Ganz eben so verhält sich's nun mit der Fortsetzung Christi, mit der Kirche, *als einem Ganzen*. In sofern sie aber aus Einzelnen besteht, und es weiß, daß in diesen Einzelnen es zu einem solchen Zwiespalt zwischen der gegebenen Lehre (der Kirche) und dem subjektiven Denken (des Einzelnen) kommen wird, aus diesem aber nur durch Wissenschaft Rettung ist, — hat sie ihre indifferente Stellung gegen die Wissenschaft aufzugeben, und Veranstaltungen zu treffen, daß jeder Einzelne Gelegenheit habe, sich so von Zweifeln zu befreien. — Diesen beiden scheinbar entgegengesetzten Anforderungen genügt die Kirche darin, daß sie ihre Diener erstlich verpflichtet nur auf die *Kirchenlehre* und nicht auf ein wissenschaftliches System, zweitens

aber keine andere verpflichtet, als solche, die in der Prüfung geübt haben; daß sie gesucht haben, dem Zweifel, dessen Vorhandensein im Gebildeten vorausgesetzt wird, zu widerlegen, d. h. wissenschaftlich gebildet sind. — Ein ganz ähnliches Verhältniß zeigt sich im Staat. Der Staat giebt seine Gesetze ohne irgend einen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit, er weiß, daß sie vernünftig sind. Er weiß aber auch, daß bei dem Einzelnen Zweifel an ihrer Vernünftigkeit entstehen werden, und daß diese Zweifel nicht eher gehoben werden, als bis man in irgend einer Weise die Vernünftigkeit der bestehenden Gesetze sich bewiesen hat.

(Der Beschluß folgt.)

XXXIII.

Uebersichtliche Darstellung des Preuss. Staatsrechts, nebst einer kurzen Entwicklungsgeschichte der Preussischen Monarchie, von Alexander Mirus. Berlin, 1833. Verlag von Fr. Aug. Herbig. VIII. u. 384 S. in 8.

Es giebt Bücher verschiedener Art. Die einen zeichnen sich durch geistige Auffassung, wenn auch eines gegebenen Stoffes aus: die anderen sind fleißige Zusammentragungen, und haben den Werth das Lesen mancher Werke, die sie enthalten, zu ersparen. Wieder andere, und es thut uns leid zu sagen, daß das gegenwärtige dazu gehört, haben weder das eine, noch das andere Verdienst: es sind Schöpfungen, die entweder durch buchhändlerischen Machtpruch an das Licht traten, oder deren Unbrauchbarkeit durch den praktischen Nutzen entschuldigt wird, den sie in Ermangelung von Ideen (S. Vorwort S. 5.) besitzen sollen. Wenn es überhaupt zweifelhaft ist, ob man schon jetzt im Stande sein kann, ein Preussisches Staatsrecht zu liefern, da das Staatsgebäude der Vollendung seines Ausbaus noch entgegen sieht, so ist doch so viel gewiß, daß will man diesem Titel Ehre machen, ein andres Resultat, als das von unserem Verfasser gewonnene, hervorgehen muß. Es kann nicht genügen, statistische Zusammenstellungen, wie sie in jedem Staatshandbuche, und in den vielen populären Hilfsbüchern von Rumpf zu finden sind, für Staatsrecht auszugeben. Es ist nicht hinreichend in den vorangeschickten Hauptmomenten der Entwicklung des Preussischen Staates mit Claudius Drusus begonnen und mit Friedrich Wilhelm dem Dritten geschlossen zu haben, wenn man von Anfang an nicht weiß, was der Preussische Staat ist, wenn man weder seinen Charakter, noch seinen unterscheidenden Geist kennt, und wenn im Grunde das gegebene Material wohlfeil aus jeder Geschichte der Mark Brandenburg aufzugreifen ist. Aber wollten wir auch nur von der Forderung der statistischen Gründlichkeit abgehen, so dürfte hier mancher bittere Tadel auszusprechen sein. Wie

kampt es, daß der Hr. Verf. in seinem Staatsrechte, das im Jahre 1833. publicirt ist, bei Abhandlung der Städteordnung bloß des Gesetzes vom 19ten November 1808. Erwähnung thut, von demselben als von einem solchen spricht, das in den neuen und wiedervereinigten Provinzen keine Gültigkeit habe (S. 81.) und auch im Geringsten keine Kenntniß von der revidirten Städteordnung vom 21ten März 1831. zu haben scheint, die nicht einmal in der ganzen Auseinandersetzung citirt ist? Wie kommt es, daß der Verfasser S. 124. meint, daß die Juden noch heute academische Lehramter bekleiden können und daß die aufhebende Cabinetsordre vom 18ten August 1822. sich bloß auf Schulkämter beziehe, da diese doch notorisch eben so von academischen Lehrämtern handelt?

Doch wie wollten wir Gründe für diese Fehler finden, ohne uns die Gründe für das ganze Buch angegeben sind?

Gans.

XXXIV.

De morbo pulmonum organico ex respiratione neonatorum imperfecta orto. Auctore Eduardo Joerg. Philos. Med. et Chir. Dr. Lips. 1832. apud Barth. 8.

In dem Gebärhause zu Leipzig hatte der Verf. als Sekundärarzt seiner Vaters Gelegenheit, eine partielle Verwachsung der Lungenzellen bei solchen neugeborenen Kindern zu beobachten, welche seit der Geburt nur unvollkommen respirirten. Zwei Ursachen dieser mangelhaften Respiration glaubt er erkannt zu haben: die Eine in der bei zu schnellen und leichten Geburten erfolgenden zu schwachen Zusammendrückung der Placenta und der Folge dieses Umstandes: dem zu geringen Oxygen-Bedarfnisse für das Kind; die Andern in zu starkem Druck des sich gewalttham kontrastirenden Uterus oder des Beckens oder der Zange auf das Gehirn des Kindes und in Dehnung seines Rückenmarkes.

In beiden Fällen ist die Respiration kaum wahrnehmbar, schwach, oberflächlich, kurz, ängstlich, aussetzend. Die atmosphärische Luft dringt nicht in alle Theile der Lungen. Einzelne Theile derselben werden nicht ausgedehnt, und verwachsen völlig. Sie gleichen, was Farbe und Festigkeit anbetrifft, den Fötus-Lungen, können durchaus nicht aufgeblasen werden und sinken im Wasser unter. — Doch ist der Zustand der Kinder, je nachdem das eine oder das andere Moment Veranlassung ihres Krankseins ist, verschieden und erfordert ein verschiedenes Verfahren vom helfenden Arzte. Doch vermag dieser selten dem Fortbestehen des Uebels, der Obstruktion der Lungen und daraus entspringender Blausucht, noch seltener dem Tode, der durch Apoplexie, Stickschlag, Entzündung der Lungen und Bröncchien oder Atrophie erfolgt, zu wehren.

Sorgfältig schildert der Verf. den Verlauf der Krankheit, hebt die prognostischen Momente hervor und bestimmt das therapeutische Verfahren. Sieben ausführlich mitgetheilte Krankheitsgeschichten sind dem Werke beigegeben.

№ 24.
J a h r b ü c h e r
f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

August 1833.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, ein dogmatisches Repertorium für Studierende, von Dr. Karl Hase. 2te verb. Aufl.

(Schluß.)

Diesen Nachweis giebt die Rechtswissenschaft. Wenn nun der Staat einerseits diese (relative) Nothwendigkeit der Rechtswissenschaft für den Einzelnen kennt, andererseits aber in seinem guten Vertrauen auf sich, über jeder Rechtsphilosophie steht, — so verlangt er von seinen Staatsdienern zwar, daß sie wissenschaftlich gebildet (Rechtsgelahrte) seien, verpflichtet sie aber nicht auf irgend ein rechtsphilosophisches System, sondern auf seine Gesetze, deren Vernünftigkeit ihm *per se* bekannt ist.

Das vorliegende Werk nun vertheidigt das supernaturalistische dogmatische System, und spricht das, außerdem daß die ganze Darstellung es zeigt, unverholen aus, §. 73, wo es die Rationalisten und „wir“ sich entgegensetzt. Nun könnte es, da man weiß, daß das vorgetragene System nicht das des Verf. ist, allerdings seltsam erscheinen, daß er sich zum Vertreter eines fremden theologischen Systems aufwirft; es wird aber erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Vf. die supernaturalistische Dogmatik für die erwiesener Massen von der Kirche recipirte, hält, (vgl. §. 47. pg. 133.) ein Mißverständnis, den er mit den meisten Supranaturalisten theilt, die bei allen Erörterungen dies als erwiesen voraussetzen, daß die Kirche zu ihrer Parthei gehöre. Sie sagen, daß ihr System lehre die Kirchenlehre in Einklang bringen mit den Anforderungen und Bedürfnissen ihres Geistes. Dasselbe sagen die Rationalisten; (keiner hat sich noch für unkirchlich erklärt), „ihr System enthalte das Wesentliche der Kirchenlehre mit den Anforderungen ihres Geistes in Einklang gebracht, was sie verwerfen sei eben nicht Kirchenlehre,

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

dies entscheiden nicht nur die symb. BB., sondern der herrschende Glaube“ u. s. f. Wenn die Kirche die *fides salvifica* lehrt, und die Einen darin nur die *fides quae*, die andern nur die *fides qua creditur* sehen, so können sie mit gleichem Recht sich auf die Kirche berufen und ein Teller oder Tieftrunk *redivivus* können mit eben dem Recht (oder vielmehr Unrecht) ihre Systeme „kirchliche Dogmatik“ nennen. Die, itzt beinahe verschollene Frage, ob die Kirche nicht die Rationalisten von sich ausschließen müsse, so wie die neuerlich in Anregung gebrachte, ob sie nicht die akademischen Lehrer unter ihre Controlle nehmen müsse, gründet sich, manches Andre, Unreinere abgerechnet, mit auf solch eine Verwechslung von Kirchenlehre und supranaturalistischem System.

Und so glaubt der Ref. durch diese Erörterung das wenigstens gezeigt zu haben, daß das vorliegende Werk, eben weil es ein *Hutterus redivivus* ist, und nicht etwa eine *Confessio rediviva*, unter das Panier der Kirche sich nicht stellen darf. Dabei ist aber dem Vf. zuzugestehn, daß er den Supranaturalisten itziger Tage einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Daß dies System auch das des Hrn. Vfs., ist gleichgültig, genug, ein bedeutender Schatz von Gelehrsamkeit, großer Scharfsinn und eine nicht oberflächliche Bekanntschaft mit den philosophischen Richtungen unserer Tage (Dinge die nicht oft sich vereint finden) sind durch das vorliegende Werk dem supranaturalistischen Theologen zu Diensten gestellt, und der Verf. muß des Dankes gewiß sein von allen denen, die dieser Richtung angehören, wenn es sie gleich schmerzen wird, daß sie den Verf. nicht ganz zu den Ihren zählen können. —

Wenn der Ref. aus den angeführten Gründen den Titel des Werkes: „Dogmatik der evangel. Kirche“ nicht kann gelten lassen, so muß er dagegen dem anderen: „dogmatisches Repertorium“ seinen vollen Beifall geben. Es ist eine an Inhalt und Form möglichst

gedrängte, dabei nicht zerrissene Uebersicht der hauptsächlichsten Richtungen in der Dogmatik, immer aber so, daß die andern Meinungen vom Standpunkt des Supranaturalismus aus, bestritten, und auch bloß angeführt werden, um wo sie mit ihm streiten, widerlegt zu werden. Ueber die Eintheilung des Werks äußert sich der Vf. selbst §. 16. so: „Eine Dogmatik auf dem Standpunkt der unverlorenen (natürlichen) Religion würde das religiöse Gemüth zum Princip haben, auf dem Standpunkt der verlorenen hat sie eben so nothwendig die unmittelbare Thatsache seiner Wiederherstellung zum Grundgesetze, dort die Liebe, hier die Versöhnung. Hiernach ergeben sich in einfach logischer Theilung mit Rücksicht auf den historischen Stoff fünf Theile des Systems: die Lehre von den Urkunden (*Bibliologia*) vom Objekte (*Theologia*) dem Subjekte (*Anthropologia*) der Anstalt (*Soterologia*) und der jenseitigen Vollendung (*Eschatologia*) der Versöhnung durch Christum“. Diesen fünf Theilen gehen die wichtigen *Prolegg.* voraus, die in den 3 *locis* von der Religion, von der dogmatischen Theologie, und der Geschichte derselben handeln. Namentlich ist hierin der dritte *locus* bemerkenswerth. Denn wenn man auch dem Vf. nicht Recht geben kann in seinen Urtheilen namentlich über die neueren Dogmatiker, wenn ferner unter diesen die unter *III.* angeführten *philosophischen* und die *kirchlich-philosophischen* *sub IV.* nur willkürlich scheinen unterschieden zu werden, so ist doch die geschichtliche Entwicklung mit wahrhaft historischem Sinne erkannt, und nicht in jeder Abweichung nur Unsinn und Gotteslästerung erblickt. Darauf folgen denn nach der oben angegebenen Eintheilung in 22 *locis* die Lehren des vertheidigten Systems über die wichtigsten dogmatischen Begriffe. — Was nun die Ordnung der Theile betrifft, so ist sie die bei den meisten (bei fast allen supranaturalistischen) Dogmatikern gewöhnliche, daß nämlich angefangen wird mit den Begriffen, Offenbarung, Inspiration u. s. f., und, nachdem durch diese die Glaubwürdigkeit der Schrift begründet ist, die Lehren dann nachfolgen. Dadurch entsteht der Mangel, daß der *locus de verbo divino* außer der *Bibliologia* nochmals vorkommen muß, in der *Soterologia*, und die Schrift einmal als Erkenntnisquelle, das andere Mal als Gnadenmittel (als sei beides zu trennen) behandelt wird. Aus „einfach logischer Theilung“ möchte sich auch schwerlich die Lehre von den Urkunden als ein der Lehre vom Objekte (s. oben) koordinirter Theil ergeben; und so möchte, was von der *Bibliologia* nothwendig vorausgeschickt werden muß in den *Prolegg.* am besten seinen Platz finden, das hauptsächlichste aber in der *Bibliologia* abgehandelte erst später vorkommen dürfen, wie es denn wohl sonderbar ist, daß die Lehre von den symb. BB. im §. 119 fehlt, wo von der Kirche und den *eccl. particularibus* gehandelt wird, weil sie auch schon im ersten Theil vorgekommen. Auch möchte die „logische Theilung“ — schwerlich einen Grund abgeben, die Lehre von den Urkunden an den Anfang zu stellen. Die einzelnen *loci* sind nun so behandelt, daß meistens zuerst kurz und deutlich die Kirchenlehre ausgesprochen, dann die dogmatischen Bestimmungen der ältern Dogmatiker angeführt, und wo nöthig die entgegengesetzten Ansichten der neuern Dogmatiker widerlegt werden, so z. B. *loc. IX. de trinitate*. In andern *locis* fehlt die einfache Kirchenlehre und sie fangen gleich mit den theologischen Definitionen der Dogmatiker an, so *loc. X. de angelis*. Besonders ausführlich in jeder Hinsicht, mit Rücksichtnahme auf die wichtigsten Meinungen auch der Neuern ist *loc. VII. de notione Dei* behandelt, freilich nicht ohne die Unbestimmtheit und Ungenauigkeit, die bei dem Gebrauch solcher Klassen-Namen, wie Pantheismus u. s. w. immer vorkommen wird (§. 55.) — Es ist, dem Zwecke des Werks gemäß, natürlich, daß die neuern, von dem vertheidigten abweichenden, dogmatischen System nur da angeführt werden, wo ihre Widerlegung nöthig scheint. Indes ist hierbei ein Mißverhältniß nicht zu verkennen. Wenn in den *Prolegg.* und in den ersten *locis* ihre Ansichten sehr häufig angeführt werden, so treten sie dagegen im weitem Verlauf gar zu sehr zurück. Ganz auffallend ist dies an solchen Orten, wie *loc. XI. und XII. de statu integritatis und de statu corruptionis*. Hier schweigen solche Citate fast ganz, und wo sie vorkommen werden sie nicht wie sonst (wie etwa §. 30 — 34.) aus sich selbst, sondern lediglich aus der h. Schr. widerlegt, wodurch diese *loci* eine ganz andre Färbung erhalten, als die übrigen. Und gerade hier, beim Ursprung des Bösen, war doch vor Allem der Ort, Rücksicht zu nehmen auf viele neuere Ansichten, die pg. 224 mit den einzigen Worten: „die Pantheisten und neuern Dogmatiker“ abgefertigt werden. Eben so tritt dieser Mangel auffallend entgegen in dem *locus de novissimis*, wo auch nur pg. 372 beiläufig der neuern Philosophie der Vorwurf gemacht wird,

derer Theil ergeben; und so möchte, was von der *Bibliologia* nothwendig vorausgeschickt werden muß in den *Prolegg.* am besten seinen Platz finden, das hauptsächlichste aber in der *Bibliologia* abgehandelte erst später vorkommen dürfen, wie es denn wohl sonderbar ist, daß die Lehre von den symb. BB. im §. 119 fehlt, wo von der Kirche und den *eccl. particularibus* gehandelt wird, weil sie auch schon im ersten Theil vorgekommen. Auch möchte die „logische Theilung“ — schwerlich einen Grund abgeben, die Lehre von den Urkunden an den Anfang zu stellen. Die einzelnen *loci* sind nun so behandelt, daß meistens zuerst kurz und deutlich die Kirchenlehre ausgesprochen, dann die dogmatischen Bestimmungen der ältern Dogmatiker angeführt, und wo nöthig die entgegengesetzten Ansichten der neuern Dogmatiker widerlegt werden, so z. B. *loc. IX. de trinitate*. In andern *locis* fehlt die einfache Kirchenlehre und sie fangen gleich mit den theologischen Definitionen der Dogmatiker an, so *loc. X. de angelis*. Besonders ausführlich in jeder Hinsicht, mit Rücksichtnahme auf die wichtigsten Meinungen auch der Neuern ist *loc. VII. de notione Dei* behandelt, freilich nicht ohne die Unbestimmtheit und Ungenauigkeit, die bei dem Gebrauch solcher Klassen-Namen, wie Pantheismus u. s. w. immer vorkommen wird (§. 55.) — Es ist, dem Zwecke des Werks gemäß, natürlich, daß die neuern, von dem vertheidigten abweichenden, dogmatischen System nur da angeführt werden, wo ihre Widerlegung nöthig scheint. Indes ist hierbei ein Mißverhältniß nicht zu verkennen. Wenn in den *Prolegg.* und in den ersten *locis* ihre Ansichten sehr häufig angeführt werden, so treten sie dagegen im weitem Verlauf gar zu sehr zurück. Ganz auffallend ist dies an solchen Orten, wie *loc. XI. und XII. de statu integritatis und de statu corruptionis*. Hier schweigen solche Citate fast ganz, und wo sie vorkommen werden sie nicht wie sonst (wie etwa §. 30 — 34.) aus sich selbst, sondern lediglich aus der h. Schr. widerlegt, wodurch diese *loci* eine ganz andre Färbung erhalten, als die übrigen. Und gerade hier, beim Ursprung des Bösen, war doch vor Allem der Ort, Rücksicht zu nehmen auf viele neuere Ansichten, die pg. 224 mit den einzigen Worten: „die Pantheisten und neuern Dogmatiker“ abgefertigt werden. Eben so tritt dieser Mangel auffallend entgegen in dem *locus de novissimis*, wo auch nur pg. 372 beiläufig der neuern Philosophie der Vorwurf gemacht wird,

dafs sie ein „blofses Untergehn in Gott“ lehre, — (der Verf. hat in seiner Uebers. doch selbst gesagt, dafs dies aus dem Schellingsthum nicht folge), selbst aber die Mängel der neuern Dogmatiker fehlen.

Alle diese Ausstellungen haben ihren Grund in Mängeln des Werks, die nur dadurch hervorgebracht sind, dafs der Vf. ein bestimmtes fremdes System vertheidigte, — daher die fehlerhafte Anordnung, daher der zuletzt gerägte Mangel, da auch bei der hieroglyphisch compendiarischen Kürze es an Raum gebrach. Hätte der Vf. nur ein Repertorium gegeben, oder eine Darstellung der Entwicklung der Dogmen, — so würde sein ohnehin werthvolles Werk noch mehr gewonnen und weniger den Anschein des Eklekticismus haben, der nothwendig entsteht, wo der Verf. das vertheidigte System auf Augenblicke im Stich läst.

Dr. Eduard Erdmann.

XXXV.

Caedmon's Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon; with an English Translation, Notes and a Verbal Index, by Benjamin Thorpe, Fr. S. A. Honorary Member of the Islandic Literary Society of Copenhagen. London, published by the Society of Antiquaries of London and sold by Black, Young and Young. 1832. gr. 8. XXXV. et 341 S.

Im siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte in Northumbrien unfern der Caledonischen Grenze beim Kloster Hilda (neben dem jetzigen Whithy) ein Hirte, dessen düftiges Dasein durch den Mangel der gewöhnlichsten Talente noch neidloser erschien. Eines Abends, bei dem Biergelage aufgefordert von seinen Freunden gleich ihnen ein Lied vorzutragen, mußte er wiederum seine Unfähigkeit bekennen und schlich tief betrübt hinweg, sah nach seinem Vieh und streckte sich auf das nächtliche Lager. Und siehe! vor dem Unglücklichsten in allen Angelsächsischen Reichen wölkte sich plötzlich ein Lichtglanz, aus welchen ein himmlischer Bote hervortrat. Noch auffallender als diese Erscheinung, war dem Hirten deren Geheiß: Auf! Caedmon, dichte mir ein Lied vom Anfange aller Dinge! Nach vergeblichen Entschuldigungen gehorchte er und wußte auch am fol-

genden Morgen das Gedicht seinem Dorfschulzen herauszugeben: Dieser wie alle die es vernahmen, staunten ob des ungewohnten Wohlklangs; andere Gegenstände aus der heiligen Schrift und der Kirchenlehre wurden ihm aufgegeben; welche er am nächsten Morgen im reichsten Dichtungs- und Sprachschmucke, harmonievollsten Rhythmus und reinsten Alliteration vortrug. Die Abtissin von Hilda beredete bald den neuen Dichter, den Kühen und der Welt zu entsagen und in ihrem Kloster einem höheren Leben und der Entwicklung der Wundergaben seiner Dichtkunst im frommen, gottgerühmten Wandel, vollkräftigen Hasses gegen Christen Feinde, ausschliesslich sich zu weihen. Hier lebte er, sang den Herrn und die Erschaffung der Welt, die Wanderungen des Volkes Israel, die Fleischwerdung, Leiden und Himmelfahrt Christi, so wie seine und der Apostel Lehren, aufser vielen andern Liedern vom jüngsten Gerichte, den Strafen der Hölle, den Freuden des himmlischen Reiches und ähnliche Gesänge, wodurch er unzählige Seelen vom Pfade des Lasters zurückgeschreckte und auf die Bahn der Tugend gelenkt hat; bis zu seines im Jahr 680 erfolgten Todesstunde die wunderbarsten Offenbarungen des poetischen Sinnes hervorsprudelnd.

Also berichtet ein Landsmann und jüngerer Zeitgenosse, der ehrwürdige Bæda in seiner Kirchengeschichte der Angelsachsen, von dem Hirten Caedmon, dessen poetische Paraphrase der Genesis mit dem Bache von den gefallenen Engeln — denn viel mehr ist uns von jenem reichen Dichtungs-Horte nicht verblieben — mit des ehrwürdigen Bæda's wissenschaftlichen Leistungen das schönste Erbtheil jener Jahrhunderte für Europa geworden sind. Jene merkwürdigen Gedichte blieben dem Volke des Dichters nicht verborgen und König Aelfred in seiner Uebersetzung der Kirchengeschichte Bæda's giebt uns sogar jenen ersten nächtlichen Dichtungsversuch des Caedmon, von Bæda in Lateinische Sprache verdolmetscht, welcher nicht für eine andere Version des Anfanges des grossen Werkes des Caedmon gehalten werden darf. Sie wurden einst von Franz Junius, ohne Uebersetzung und Erläuterungen, im J. 1655 zu Amsterdam herausgegeben, doch wurde dieser Abdruck im Laufe der seitdem bald verfloßenen zwei Jahrhunderte so sehr selten, dafs wenige Bibliotheken dieses wichtigste Sprachdenkmal der Angelsachsen und demnach eines der wichtigsten der Germanischen Völker besitzen. Die bedeutenden Mängel des Abdrucks möchten

für Hickes, welcher die Handschrift vergleichen konnte, nicht zur Entschuldigung dienen, daß er dem Werke die ursprüngliche Authentizität absprach und es für eine spätere Umarbeitung in einem von ihm so benannten Anglo-Dänischen Dialekte erklärte: welche Meinung nebst den früher angedeuteten ungünstigen Umständen dem näheren Studium des Caedmon sehr hinderlich werden mußte. So geschah es, daß die größte Dichtung des Volkes, dem die Germanische Bildung ihren Ursprung vorzüglich verdankt, mit der übrigen Angelsächsischen Litteratur in ihrem Vaterlande, wie bei den verwandten Völkern gar wenig beachtet wurde. Erst in neuern Jahren wurde man in England auf so manche dem Untergange entrissene Denkmäler seiner frühesten Eigenthümlichkeit aufmersamer und die Nachricht, daß selbst Milton in seinem verlorenen Paradiese Ideen des Caedmon, welche Junius ihm mittheilte, benutzt habe, wandte auch mehr Aufmerksamkeit auf Caedmon, von dem hie und da Bruchstücke mitgetheilt und übersetzt wurden. Der durch seine Verdienste um die Angelsächsische Litteratur rühmlichst bekannte Hr. W. D. Conybear verhielt eine Ausgabe des Altvaters der Germanischen Dichtkunst und die Universität zu Oxford übernahm es, dieselbe würdig auszustatten. Dieses Unternehmen ist jedoch nicht ausgeführt, so wie auch bisher die vom Herrn Dr. Grundtvig von Kopenhagen angekündigte *Bibliotheca Anglo-Saxonica* nicht erschienen ist, in welcher Caedmon's Paraphrase neben dem bisher so sehr entstellten Gedichte von Beowulf den Ehrenplatz eingenommen haben würde. Dem lange schwer empfundenen Mangel korrekter, brauchbarer und billiger Ausgaben der vorzüglichsten Denkmäler der Angelsächsischen und Altenglischen Litteratur abzuhelpen, bildete sich daher kürzlich in London ein Verein gleichgesinnter Männer, wodurch die K. Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London veranlaßt wurde, die Unterlassungen ihrer Vorgänger, welche so bedeutende Mittel zu so geringem Nutzen oft verwandt haben, auf ausgezeichnete Weise wieder gut zu machen.

Die Ausführung dieser Arbeit in Beziehung auf Caedmon ist Hrn. B. Thorpe zugefallen, welcher durch

verwandte Bestrebungen, unter andern durch die Uebersetzung von Bask's Angelsächsischer Sprachlehre in das Englische bekannt ist. Er hat sich die Anstalten dieses verdienstvollen, vielseitigen Sprachforschers leider zu früh entrissen. Gelehrten durchaus angeeignet, und erwähnt, wie er dessen Lehre von der Accentuation in den Handschriften bestätigt fand.

Hr. Thorpe hat die einzige vorhandene, doch dem zehnten Jahrhundert angehörige, Handschrift des Caedmon neu verglichen und ist dadurch in den Stand gesetzt, die vielfachen Mängel des alten Abdruckes zu verbessern und auf manchen Fehler der Handschrift, namentlich die von dem alten Abschreiber, so wie von Junius nicht bemerkten Lücken der letzten Abtheilung aufmerksam zu machen. Neue Handschriften, welche die vorhandenen Lücken ergänzten, sind jedoch bis auf eine kleine Ausnahme nicht gefunden, und wir erhalten also nur die früher bekannten Fragmente. Diese Ausnahme besteht in einem andern Texte des Gesanges des Azariah, aus dem durch des verstorbenen John Conybear (*Illustrations of Anglo-Saxon poetry*) Mittheilungen besser bekannt gewordenen Großen Buche zu Exeter. Von dem Gedichte selbst hat Herr Thorpe eine Englische Uebersetzung geliefert, welche wörtliche Anschloßung an den alten Text mit leichtem Verständnisse für den heutigen Leser vermittelt: welches Verfahren Engländern unentbehrlich scheint, deren heutige Sprache durch den Einfluß des Normannisch-Französischen bekanntlich weit mehr, als die heutige Deutsche der Sprache ihrer frühern Jahrhunderte entfremdet ist.

Ein Glossar, vom Herausgeber neu ausgearbeitet, enthält Angelsächsische Worte unter Verweisung auf die bezügliche Stelle, doch ohne fernere Erläuterung. Daß die Verweisung auf die Seitenzahl der gegenwärtigen Ausgabe, und nicht vielmehr auf die Abschnitte des Gedichtes gemacht ist, möchten wir jedoch nicht loben. Führt Hr. Thorpe doch selbst an, daß ein von Junius hinterlassenes Glossar zum Caedmon ihm unbrauchbar gewesen, weil es sich auf dessen Abdruck und Paginirung bezogen.

(Der Beschluss folgt.)

August 1833.

Caedmon's Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon; with an English Translation, Notes and a Verbal Index, by Benjamin Thorpe, Fr. S. A.

(Schluß.)

Der Herausgeber erklärt sich, wie es auch Grundvig gethan hat, unumwunden für die Aechtheit des vorliegenden Werkes, einzelne Verstümmelungen, Einschaltungen und andere Willkürlichkeiten des Abschreibers, wie alle Werke in den Landessprachen des Mittelalters so häufig erfahren haben, zugestanden: und verwirft gleich jenem die Hypothese des Hickes über den neuern Dänisch-Sächsischen Dialekt dieses Gedichtes, über welchen Dialekt er einige andere Ueberbleibsel nachweist, die aber zu Caedmons Zeit noch nicht entstanden und in den Tagen des Abschreibers nicht sehr ausgebildet sein konnten. Er legt größeres Werth auf die Sonderung Angelsächsischer Manuscripte nach den Provinzen, in welchen sie geschrieben und bezeichnet uns in seiner Vorrede den Herrn Joseph Stevenson, von welchem wir die sehr wichtige Sonderung der Angelsächsischen Handschriften nach den Provinzen, in welchen sie entstanden, zu erwarten haben. Jenen Dänisch-sächsischen Dialekt glaubt er nur sehr selten zu finden. Doch möchte vielleicht die Opposition gegen Hickes jetzt seine Gegner zu weit führen. Es erscheint undenkbar, daß die zahlreichen Dänen, welche in England mehrere Jahrhunderte hintereinander sich niederließen, nicht einen wichtigen Einfluß auf die Bildung der Sprache ausgeübt haben sollten, und wird daher die Entstehung der Dialekte in den von den Dänen Jahrhunderte lang bewohnten Provinzen des mittlern und nördlichen Englands größtentheils durch die Dänischen Ansiedler erklärt werden können, und über die ursprüngliche Verschiedenheit der Englischen und Sächsischen Dialekte

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

sich bei dem Mangel alter Handschriften durch Combinationen nur Weniges mit Gewißheit sich ermitteln lassen.

Einen zuverlässigeren Gewinn für die Geschichte der Englischen Sprache, der auch auf die Angelsächsische Zeit Schlaglichter zurückwerfen wird, dürfen wir von dem neuen Bestreben der Engländer erwarten, Handschriften an den Tag zu fördern, welche nach der Normannischen Eroberung abgefaßt sind, und nach während dreier folgender Jahrhunderte mehr als Halbsächsisch erscheinen. Manche dieser Werke sind auch durch ihren Inhalt werthvoll und die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London hat daher beschlossen, sofort Layamons Britische Reimchronik, eine Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung von *Wace's le Brut* mit dem gleichfalls noch ungedruckten Original, Englischer Uebersetzung und Anmerkungen, durch Herrn Frederik Madden, welcher durch die Herausgabe des Anglo-Normannischen Gedichtes Haveloke seinen Beruf für eine ähnliche Aufgabe bewährt hat, verfaßt in zwei, den vorliegenden ähnlichen Bänden herauszugeben. Möchte sodann bald der Beowulf, welchen so viel Mißverständniß und Mißgeschick verfolgt hat, endlich in einem korrekten Abdrucke mit einer durchgehends so vollendeten Englischen Uebersetzung erscheinen, als es die von Price gegebenen Berichtigungen sind, und wie nach Grundvig's Verdiensten um jenes Gedicht diese Aufgabe unstreitig gelöst werden kann. Die Sammlung der kleineren Angelsächsischen Gedichte wird leider zu leicht zu machen sein; doch bleibt eine große Arbeit übrig, die nicht geringe Zahl Angelsächsischer Homilien, von welchen nicht wenig Licht über die Zeiten, in welchen sie geschrieben sind, zu erwarten steht, an den Tag zu fördern. Sehr wenige derselben sind gedruckt; die im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Elstob und seiner gelehrten Schwester beabsichtigte Sammlung ist unterbrochen worden, und seit jener Zeit

sind manche neue Auffindungen gemacht. Die Handschrift des Angelsächsischen Homiliariums zu Verceil, mit dessen unerwarteter Entdeckung das Glück, welchem der alte Staat längst gestochen, wenn es gleich etwas Enkisch geblieben ist, den väterlichen Eifer und scharfsichtigen Blick unseres F. Blume belohnt hat, wird zu jener Sammlung ohne Zweifel wichtige Beiträge liefern.

Wir haben noch zu berichten, daß dem angezeigten Bande ein Heft in Quartfolio beigelegt ist, welches vier und fünfzig Blätter mit vielen Zeichnungen der alten Handschrift des Caedmon, die sich auf dessen Gesicht beziehen, so wie Facsimiles der Initialbuchstaben, so wie der gewöhnlichen Schrift enthält. Die Zeichnungen selbst sind größtentheils sehr roh, während die kunst- und geschmackvolle Initialen, gleich der Baukunst des frühern Mittelalters beweisen, welch ein Riesenschritt von den sinnreichsten und lieblichsten Ornamenten bis zur Gestaltung einer Malerschule noch übrig bleibt.

M. Lappenberg.

XXXVI.

Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Nebst einem Anhang und zwei Facsimile. Leipzig, 1833. 174 S. 8.

Diese Sammlung hat überall große Theilnahme gefunden, weil sie uns in eine Periode des Dichters versetzt, wo er noch selbst „im Werden war“. Späterhin stand er dem Publikum sieggewohnt gegenüber und in dem Briefwechsel mit Schiller ist es gerade der alle Regungen der Litteratur überschauende Blick und die stolze, ihrer selbst bewußte, in den schönsten Produktionen sich bewährende Kraft, welche den Grundton seiner Verhandlungen angeben. Hier ist er noch nicht zu dieser in sich allseitig durchgebildeten Selbstständigkeit gelangt; er ahnt die Gewalt, mit der er das Publikum, in höherem Sinne, das Volk zu bestimmen fähig sei, allein er hat selbst noch unendlich viel mit den wechselnden Erscheinungen des Lebens zu thun, sich von ihnen nicht zu sehr bestimmen zu lassen, ihren wahren Werth zu erforschen, im Gedränge des Weltlaufs die höchsten Anforderungen an sich nie aus den

Augen zu verlieren und unter jeder Bedingung dem produktiven Vermögen Raum zu schaffen. Auf das Lebendigste mit der unmittelbaren Wirklichkeit ver wachsen; die Natur, die Interessen der Gesellschaft, die Bildung der Kunst und Wissenschaft, die Eigenthümlichkeit der Charaktere, die in seine Nähe kommen, dies Alles mit einer fast gleichmäßigen Energie in sich aufnehmend; versteht er zugleich, die stillen Augenblicke göttlicher Besinnung zu erlauschen und den eingesammelten Stoff zu ewiger Gestaltung zu fähren. Die Frische, mit welcher die vorliegenden Briefe und diese kämpfende, bald in die Breite des Aeußeren sich versenkende, bald in die Tiefe des Gemüthes und Geistes hinabtauchende Stimmung versinnlichen, ist überaus reizend; in wenigen Worten ist sie oft ein Gedicht; z. B. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel; es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Musterstückchen des bunten Trebens der Welt recht herrlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwarteten und Unversehnen, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzern, Schellen, Seile und Flitz ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft“. Oder: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See“. Oder auch eine Nachschrift, wie folgende: „Nachts in meinem Garten, da wir draußen über Schnee und hellen Mondenschein, Waldhörn über's Thal herüber blasen“.

Die Briefe, die fast ein Decennatium umfassen, sind an Lavater gerichtet. Ueber diesen und über Goethe's Verhältnisse zu ihm wekläufiger zu sein, ist unnöthig nach dem, was Goethe selbst jetzt in „Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben“ darüber gesagt hat. Aus diesen Briefen heraus und in Bezug auf sie lassen sich etwa Folgendes sagen. Das Verhältniß ging von der Begierde aus, welche die damalige Zeit so eigenthümlich charakterisirt, das Ewige, das wahrhaft Geistige in einzelnen Menschen gleichsam verkörpert zu wissen, woraus eine fast vergötternde gegenseitige Verehrung und Liebe der Individuen entstand, die da nicht mehr Stätt haben konnten, wo die Gewißheit von der Existenz der Idee — sei es in der Kunst und Wissenschaft, oder im Staat und in der Kirche — sich verwirklicht hat. Solche aus der Sehnsucht nach absoluter Befriedigung entspringende Anhänglichkeiten, Freundschaften und Lie-

beständiges Bedürfnis aber zur Befestigung eines tiefen Gehaltes. Wo sie im Gefühl verharren, nahmen sie gewöhnlich ein schlechtes Ende, weil es an concreter Bewegung ermangelte. Ein solch objektives Band zwischen Goethe und Lavater war nun hauptsächlich die Physiognomik. Sowohl von Seiten der Natur, ihre Abweichungen in der Gestaltung des Kopfes, als von Seiten der Geschichte, in der Architektur der Züge den individuellen Geist ausgeprägt, seine ganze in tausend Momenten aneinandergeronnene Geschichte in einem so engen Raum einfach auf blühender Weise zusammengekommen zu sehen, nahm Goethe lebhaften Antheil daran und widmete diesem Studium viel Zeit und Mühe. Jedoch sehen wir, daß er späterhin das physiognomische Tasten nach den Charakterzügen eines Menschen u. s. w. mehr in den Hintergrund schiebt und die Kupferstiche, Portraits, Gemälde, Holzschnitte mehr vom rein ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten anfängt. In diesem Punkt fanden sich also Goethe und Lavater auf gleichem Boden. Aber im tiefsten Inneren waren sie sich fremd; sie hatten keine gemeinsame Religion. Lavater sah die Religion nur, wo sie auch als Religion sich fühlte und aussprach; Goethe suchte ihr Wesen in den verschiedensten Formen zu entdecken, ging damit über den nur kirchlichen Kreis ihrer Existenz hinaus und begrenzte sich gegen den prophetisch-priesterlichen Mann eben durch diese Universalität. Bei Lavater war die Physiognomik mit seiner Religion auf das Genaueste verschwistert. Er hatte sich von Christus ein Ideal entworfen, nach welchem als Kanon er alle menschlichen Gestalten als ihm sich nähernd oder als von ihm sich entfernend beurtheilte. Weil Gott selbst die Knechtsgestalt an sich genommen hatte, war ihm das Studium derselben bedeutend; sonst würde es ihm wahrscheinlich als Zeitverschwendung erschienen sein. Bei Goethe dagegen war diese Beschäftigung eine rein objektive, in die er auch ohne solche Zurückbeziehung auf die Religion sich einließ. Wenn nun Lavater sein eigenes Leben mit höchstem Eifer dem Leben Christi nachbildete, wenn er in seinen Schriften beständig auf die Nachahmung der Erlösers verstand, und wenn ihm endlich im Umgang mit seinen Freunden nichts Angelegentlicheres zu thun war, als auch sie zu einer solchen treuen Nachfolge zu ermahnen, so verhielt sich Goethe gegen ein solches Streben allerdings ehrerbietig, in vollem Maaße aner-

kennend, aber es war ihm zu enge. In diesem Rahmen ersah er dies besonders in seiner Beurtheilung der Lavaterschen Schriften; sie stoßen ihn ab, er findet sie von seinen Freunden darth nicht wieder, ja, sie reizen ihn zum Spott. Dann aber fängt er an, ein solches Urtheil zu bedingen; er entdeckt Dies und jene Vortreffliche und scheint sich mit den Büchern zu beschäftigen; wie es uns aber vorkommt, mehr aus Achtung vor der Gesinnung, die in ihnen sich ausspricht, als aus innigster Ueberzeugung. Darum sind ihm auch Lavaters Briefsammlungen und historische Versuche lieber und er lobt sie mit wärmerem Beifall, als die Olfenbarung, die Messias und besonders den Pilatus; das erste verletzende Urtheil über diese Schriften war gewiß das Goethesche; die ferneren Belobungen gingen untermischt mehr aus der Zärtlichkeit hervor, den wackeren, tüchtig strebenden Freund über die erste scharfe Kritik zu begütigen und durch Anerkennung seiner biblischen Phantasie zu weiterem Thun zu ermuntern. In der Physiognomik reichen sie sich nach solchen Differenzen wieder brüderlich die Hand. Interessant ist es dabei, daß Goethe zu keiner positiven Bestimmung seines Glaubens gelangt. Lavater ist ihm eine stete Aufforderung dazu, doch bleibt es beim Abweisen des seiner Gesinnung nicht Angemessenen. Er hat es kein Hehl, daß er im Glauben mit dem Freunde uneinig sei, allein er will ihn in den Mißgriffen, die er bei der Darstellung seiner Religiosität in künstlerischer und anderer Hinsicht begeht, schonen, eben weil der Inhalt der Sache ihm heilig ist. Hierbei kommen sehr schöne recht aus dem Herzen gerissene Aeußerungen vor, wie z. B.: „Nur ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verkehrten Sohn, vom Stöckchen, von der Perle, vom Groschen u. s. f. göttlicher (wenn je was göttliches da sein soll) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher“. — Uebrigens sind diese oft sichtbar eilig geschriebenen Briefe voll der tiefsten und geistreichsten Bemerkungen über Menschen, Bücher und Verhältnisse. Selbst bekannte Erfahrungen sind durch kräftige Fassung neu gemacht, z. B. „In der Jugend traut man sich zu, daß man dem Menschen Palläste bauen könne, und wenn's um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist

beiseite zu bringen. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eckeln Geschäft, indem es auch sein". Die Charakteristik der Personen ist meist sehr kurz, aber Vieles andeutend, wie wenn es von Herder heißt, er fahre fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen. Ueber Wieland und Jacobi findet sich mehr; die sich täglich steigende Liebe und Verehrung Goethe's für den Herzog ist aber der Theil solcher Mittheilungen, der den reinsten und erhebensten Eindruck hinterläßt.

Der Anhang enthält einige Briefe an den Buchhändler Reich, die als unbedeutend wohl ungedruckt hätten bleiben können. Der erste von 1770 zeigt uns noch den jungen Autor, der durch die Aufmerksamkeit des Buchhändlers sich geschmeichelt fühlt.

Karl Rosenkranz.

XXXVII.

Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmarck. Erzählt von Dr. Friedrich Cramer. Mit einem Facsimile. Quedlinburg und Leipzig, 1833. 8.

Die Staats- und Kriegsgeschichten aus den Zeiten des Ablasses des siebzehnten Jahrhunderts und des Ein- und Vorschreitens des achtzehnten sind uns hinlänglich bekannt. Auch das Privatleben aus jenem Zeitraum kennen wir bei den Franzosen sehr reichlich und vielartig, wenig aber das der Deutschen, und auch da fast nur denjenigen Theil, der sich, als Nachahmung des Französischen Lebens, darstellt, und in Französischer Sprache überliefert worden ist. Die damalige Stufe der Gesellschaftsbildung in Deutschland, wie die der Deutschen Sprachentwicklung verwiesen das augenblickliche Lebensbedürfnis notwendig auf die Hülfsmittel des Auslandes, welches sie bequem und schmeichelnd darbot. Für die Schilderung der Deutschen Höfe und der höheren Gesellschaft, ihrer Tagesverhältnisse, Vergnügungen, Liebschaften, Geistesarten, Beschränkungen und Freiheiten war die Thätigkeit des Baron Pollnitz überall voran, und fast ohne Mitbewerber, das ganze Fach in seinen verschiedenen Unterabtheilungen versah er fast allein; er schrieb ernste Denkschriften der Regierungen- und Hofgeschichten, leichte Reisebeschreibungen zur launigen Unterhaltung, und die Hoxens- und Liebes-Geschichten wußte er in ein romanhaftes Bild angenehm zusammenzufassen, in dem berühmten Buche, das unter dem Titel *Le Saxe galante* unsere Vorfahren einst allgemein anzog und bezauberte; und noch bis in die späte Zeit hinein gern gelesen wurde. Die Geliebte des Kurfürsten von Sachsen Augusts des

Starken, die schöne und geistreiche Gräfin Aurora von Königsmarck trat in dieser Darstellung, besonders anmuthig und bedeutend hervor, weit über den Kreis der gewöhnlichen Maitresses hervor, und gab ein Gegenbild zu den berühmten Französischen Frauen dieser Art, denen der Historiker nicht umhin kann, wie sehr es ihr auch verfallen lag, eine große und anhaltende Aufmerksamkeit zu widmen. In Aurora schien sogar die zwiefache Rolle einer la Vallière, und einer Maintenon, einigermassen verbunden zu sein, und die Mutter des tapfern Grafen von Sachsen schien auch den Ruhm einer Montespan sich aneignen zu dürfen, so daß die drei Hauptmaitresses Ludwigs XIV. gleichsam hier in einem Bilde vereint scheinlich dürfen. Dieses Bild fand ungemein Gehalt, und selbst unter den Deutschen, wo die Sittenstrenge, auch wenn die That ihr gar oft wie anderwärts entschlüpft, doch öffentlich gern und stark das Wort führt, ist Aurora fast immer mit besonderer Milde und Nachsicht beurtheilt worden; man glaubte für sie fast eine Ausnahme zuzulassen. — Indes hat diese Gunst ihr bisher keinen eignen Geschichtschreiber wecken können, ihre merkwürdigen Schicksale und Verhältnisse blieben in dem Halbdunkel, in welches Pöllnitz sie gestellt hatte, auf welches, als einzigen Gewährsmann der gäng und gäben Nachrichten man sich gläubig verließ. Erst jetzt verkündet sich ein ganz neues Licht über dieses bewegte Leben, seitdem ein glücklicher Zufall viele wichtige und ausführliche Denkschriften, die Familie Königsmarck betreffend, in die Hände des Hrn. Dr. Cramer gebracht hat, dem als sorgfältigen Erforscher und Mittheiler historischer Denkmale wir schon für mehrere wichtige Gaben Dank schuldig geworden sind. Von diesen schätzbaren Urkunden empfangen wir in vorliegender kleinen Schrift vorläufig im Auszuge den wesentlichen Ertrag, und wir sehen daraus, daß die Erzählungen von Pöllnitz durchaus ohne feste Grundlage, theils willkürlich erdichtet, theils unzuverlässig aufgegriffen sind, und fast in allen Beziehungen wesentliche Berichtigung erfahren. Das Merkwürdige, Spectakelnde und Romanhafte, verschwindet deshalb aber keineswegs aus der Lebensbeschreibung, im Gegentheil sie gewinnt fast eben so an Reiz wie an Gehalt, und die Wahrheit der Geschichte ist hier so phantasiereich wie nur die erdichtete Fabel es sein mochte. Durch den abentheuerlichen Ausgang ihres Bruders, der in Hannover plötzlich verschwand und nie wieder zum Vorschein kam, wird Auras eigene Schicksal mitbedingt, und die gesamte Familie erscheint in Ereignissen und Charakter als ein zusammengehöriges Ganze. Im Interesse der Geschichtskennntnis jener Zeit und Verhältnisse können wir daher nur eifrigst wünschen, daß der Verfasser die umständlichen Königsmarckischen Denkwürdigkeiten, auf welche diese Schrift zurückweist, baldigst herausgeben möge, in der Gestalt und Bearbeitung, wie es die Sache erfordert. Die gegenwärtigen Blätter heben den Geist, daß der Verfasser sorgfältige Forschung und eindringende Kritik in gefälligen Vortrag glücklich zu verfließen weiß; doch würde man immer von den urkundlichen Schriften selbst eine nicht allzu sparsame Mittheilung wünschen dürfen.

XXXVIII.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Erster Theil 1832. Zweiter Theil 1833. Berlin, bei Ferd. Dümmler. Auch unter dem Titel: *Hinterlassene Werke des Gen. Carl v. Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Erster und zweiter Band u. s. w.*

Als eines der schmerzlichsten Opfer, welche die neue Ordonnanz ganz Mitteleuropas, verheerend heimkehrend, dem Preussischen Staate abgedrungen, wurde der Verf., (seiner auf gleiche Art kurz vorangegangenen Freunde, dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, allzusehnlich nachfolgend,) in der Blüthe seiner Jahre abberufen, ehe er diesen Werke, das ihn seit längerer Zeit vorzugsweise beschäftigt hatten, die letzte Ausbildung und äussere Vollendung zu geben vermochte. Nicht nur von nähern Freunden, sondern, als eine Zierde des Heeres, von der Gesamtheit seiner Standesgenossen mit gleich reger Theilnahme betrachtet, muß man es ihm dank wissen, daß er, gleichsam im Vergessniß seines frühen Scheidens, darauf bedacht gewesen, in wenigstens des Ergebnisses vielseitiger Erfahrung und unausgereizten Nachdenkens, in den letzten Jahren seines Lebens so weit zu Tage zu fördern, daß sein geistiges Wirken noch für späte Zeiten dem Staate und der gebildeten Welt lebendig fortzukommen wird.

Es giebt hochbegabte und vom Schicksal ungewöhnlich begünstigte Naturen, welche das Kräftepensum stöße vollbringen, ohne sich der Beweggründe ihres Handelns selbst klar genug bewußt geworden zu sein, um wenigstens auf solche Weise, daß sie vermöchten, es in Form allgemein ansprechender Lehre in Worte zu kleiden. Insbesondere gehört es zur Eigenenthümlichkeit des Krieges, daß die, welche sich seinem Dienste

gewidmet, selten Mäße, Neigung oder Rufessten Geschick besitzen, dieses für die menschliche Gesellschaft so bedeutsame Phänomen, (welches sich doch wiederum fast allen Anderen, die sich nicht unmittelbar in seinen Strudel stürzen, ganz unzugänglich und verborgen erhält) seinem unächlichen Zusammenhange und innerem Wesen nach dermaßen zu begründen und offenbar zu machen, daß es dem menschlichen Geiste, als Gegenstand der Erkenntniß und eines zweckgemäßen Handelns, gehörig und in gleichem Maasse wie andere Verhältnisse des Lebens unterworfen würde. In dem Verfasser fanden sich zwei zum militärischen Schriftsteller gleich notwendige Hauptelemente, auf glückliche Weise vereinigt: einmal, eigene Erfahrung im persönlichen Geschäftsbereiche eingesammelt, und im Umgange mit den erleuchteten und bewährtesten Sachverständigen geläutert; und zweitens, ein solcher Grad allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, um nächst dem genügsamen Erkennen des der Praxis eigenthümlichen Bedürfnisses, die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Unentbehrlichkeit einer diesem Bedürfnisse entsprechenden Theorie in sich fest begründet zu haben.

Das Werk liefert unzweideutige Beweise einer scharfsichtigen und tief eindringenden Beobachtungsgabe, und eines nicht bloß natürlich gesunden, sondern auch zu namhafter Reife gediehenen Urtheils. Solchen Urtheils nämlich, das von dem Ballast, der durch verjährte Vorurtheile festgewurzelten (oder wie eine Art Modethorheit selbst die Mehrzahl der ausgezeichnetsten Feldherrn und Kriegsgelahrten influenzirenden,) theoretischen und praktischen Redantismen frei geworden, und alle illusorischen Verhöhnungen des wirklichen Sachverhältnisses verschmäht, nur nach Wahrheit und innerlich konsequenter Begründung strebt. Das Werk zeichnet sich aus durch originelle und zum Theil geniale Ansichten, durch einen erhabenen Standpunkt, und durch einen Schatz praktischer, nicht nur aus dem engeren Kreis des speziell

militärischen Berufes geschöpften, sondern auch dem weitem Gebiete der Menschenkenntnis und Beobachtung abgewonnenen Notizen, die man anderswo vergeblich sucht.

Trotz solcher Vorzüge mit denen das vorliegende Werk ausgestattet ist, würde es Referenten nicht Wunder nehmen, wenn es sich eines weniger lauten und allgemeinen Beifalls erfreuen sollte, als er vielen andern, weit hinter ihm zurückbleibenden, Produktionen der Militärlitteratur zu Theil geworden ist. Ein Werk über die höhere Kriegskunst hat mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Zuvörderst mit einem Publikum, das zum größern Theile aus Leuten besteht, die in Ermangelung aller dazu schlechthin erforderlichen Bedingungen, eines Urtheils über die Materie selbst eigentlich gar nicht fähig sind, obschon sie dazu eine ganz besondere Befähigung zu besitzen meinen, — die, obgleich das Lernen zur Zeit noch ihr einziger Beruf wäre, dennoch von dem Dünkel ergriffen und durchdrungen sind, in Hinsicht auf das zu Lernende vorweg den Meistern meistern zu dürfen; — nächst dem aus solchen Lesern, die aus Uebermaß des Halbwissens und im blinden Vertrauen auf gewisse, ihrer eignen Schwachköpfigkeit imponirende Gemeinplätze, einer gründlicheren, in das Wesen und den wahren Sachbestand der Dinge eindringenden, Belehrung gänzlich unzugänglich sind. Sodann mit einem Stoff, der an und für sich zu dem Großartigsten und Schwierigsten gehört, weil er, nur Wenigen direkt zugänglich, sich einer ruhigen und stetig fortgesetzten Betrachtung theils gewaltsam entzieht, theils seiner Natur nach nicht durch beliebiges Experimentiren erforscht werden kann. Ferner mit dem bereits vorhandenen Bestande, einer angeblichen, aber auf die usurpirte Gewalt zufällig erschlüssenen Autorität trotztenden Theorie, die einerseits als bloßes Flickwerk gelegentlicher Meinung, und vermeintlicher Erfahrung, aller eigentl. wissenschaftlichen Basis, selbst einer für die Praxis fruchtbaren und für die Darstellung bequemen Terminologie entbehrend, sich nur als ein Fortwährend zu überwältigendes Impediment aller vernunftgemäß zu begründenden Erkenntnis und methodisch geregelten Doktrin entgegenstellt. Und endlich, mit dem eben durch die Unzulänglichkeit, Dürftigkeit und Verkehrtheit der bisherigen dogmatischen Militärlitteratur unter dem achtbarsten Theile der Leser aufrecht erhaltenen und ge-

rechtfertigten Unglauben, an die Möglichkeit einer solchen, im Augenblicke der beabsichtigten Anwendung zureichenden Theorie überhaupt.

Es läßt sich hiernach wohl voraussagen, daß gerade die Hauptvorzüge des Werkes, die individuelle Eigenthümlichkeit der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils nämlich, das Streben nach ächter Wissenschaftlichkeit und die Differenz von andern strategischen Doktrinen einerseits, — so wie die von diesen Richtungen unzertrennliche Beschaffenheit, des Inhalts sowohl als der Form, andererseits, — nur einem geringen Theile der Leser so recht zusagen möchten. Die bei weitem größere Mehrzahl derselben, welche in der Regel viel weniger nach philosophirendem Raisonement, als nach positiver Didaktik verlangt, und ohnehin den Geist der Kriegführung im höhern Styl und in ihrer erhabenen Beziehung, von dem der niedern Kriegskunst, und ihren subalternen Geschäftskreisen entsprechenden Bedarf an Belehrung, nicht gehörig zu sondern vermag, dürfte dagegen häufig sich in ihren Erwartungen getäuscht, und wenigstens durch diesen Theil der litterarischen Verlassenschaft des Verfs. nicht vollständig befriedigt fühlen. Hierzu kommt noch, daß das, was am Ende doch zu den untergeordneten Rücksichten gehört, die auf die Politer der Darstellung nämlich, die Feile des Ausdrucks, der Fassung und Anordnung, die quantitative und qualitative Gleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Materien u. dergl. für Viele einen sehr großen Reiz besetzt, und einen entschiedenen Einfluß auf ihre Kritik ausübt. Wo in dieser Beziehung hier und da Manches zu wünschen übrig bleiben mag, wird dies nicht nur durch die Umstände, unter denen das Werk zum Dasein gelangt, hinlänglich erklärt und entschuldigt, sondern wir sind auch der geistreichen Herausgeberin (— der liebenden und geliebten Gattin des Verfassers —) dank schuldig, daß sie durch einen richtigen Takt geleitet, jeder Verlockung zu einzelnen Verbesserungsversuchen widerstanden, und sich einzig auf eine unverstümmelte und ungeändert treue Uebersetzung des hinterlassenen Textes beschränkt hat.

Der unbefangene Scharfblick des Verfs. hat sich auf eine überraschende Weise auch in der Charakteristik seiner eignen Werke bewährt, und wir würden uns vergebens bemühen, darüber etwas treffenderes auszusprechen, als sich in der Vorrede von ihm selbst darüber mit so viel Offenheit und Anspruchslosigkeit aus-

geragt vorfindet. „Ich betrachte“ (so heißt es. d. d. d. d.) die ersten sechs Bücher, welche sich schon im Reine geeffneten finden, nur als eine noch ziemlich unformliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll. — Die Materialien sind ohne vorher gemachten Plan entstanden. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwabte mir dabei dankel vor, und nächstem ein geistreicher, schon mit der Sache bekannter Leser. Meine Absicht war anfangs, ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang über die wichtigsten Punkte dasjenige in ganz kurzen präcisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Allein meine Natur, die mich immer zum Entwickeln und Systematisiren treibt, hat sich am Ende auch hier wieder hervorgearbeitet, und später ist meine Eigenthümlichkeit völlig mit mir durchgegangen; ich habe entwickelt was ich gekannt habe, und mir dann natürlich dabei einen mit dem Gegenstand noch nicht bekannten Leser gedacht. Das Manuscript über die Führung des großen Krieges, welches man nach meinem Tode finden wird, kann, so wie es da ist, nur als eine Sammlung von Werkstücken betrachtet werden, aus denen eine Theorie des großen Krieges aufgebaut werden sollte. Das Meiste hat mich noch nicht befriedigt und das nächste Buch ist als ein bloßer Versuch zu betrachten; ich würde es ganz umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht haben. Mit einer solchen (erst nach Vollendung des achten Buchs vorzunehmenden) Umarbeitung werden die sechs ersten Bücher manche Schlappe loswerden, manche Spalte und Kluft wird sich zusammenschließen, und manche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedanken und Formen übergehen können. Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird. Allein die Hauptlincamente, welche man in diesen Materialien herrschen sieht, halte ich für die richtigen in der Ansicht vom Kriege; sie sind die Frucht eines vielseitigen Nachdenkens mit beständiger Richtung gegen das praktische Leben, in beständiger Erinnerung dessen, was die Erfahrung und der Umgang mit ausgezeichneten Soldaten mich gelehrt hatten. Trotz der unvollendeten Gestalt glaube ich doch; daß ein vorurtheilsfreier, nach

Wahrheit und Ueberzeugung durstender Leser durch die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte“.

Referent, aus derselben Schule hervorgegangen, und dem Verf. sowohl in mehrfacher Geschäftsbearührung als langjährigem vertraulichen Umgange befreundet, theilt diese am Schlusse ausgesprochene Ansicht nicht nur vollkommen, sondern er geht in seiner Befangenheit und Eingenommenheit für die den Abhandlungen des Verf. zum Grunde liegende Theorie des gemeinsamen Lehrers, selbst so weit, daß er sie für die einzige hält, in der bis jetzt der Geist der neuen Fechtart, und der durch Friedrich den Großen, Napoleon und seine Ueberwinder praktisch entwickelten höhern Kriegskunst übergegangen und zu einer consequenten, und für der einstige Praxis anwendbaren Gestaltung gediehen ist.

Die sechs Bücher, deren der Verf. in den obigen Andeutungen gedenkt, machen den Inhalt der beiden ersten Bände des gesamten Werkes aus, dessen zweite Hälfte eine kritische Geschichte mehrerer Feldzüge neuester Zeit enthalten wird, da nach der gewis richtigen Ansicht des Verfs. nur diese eine dem gegenwärtigen Bedürfnisse genugsam entsprechende Belehrung gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens, nebst Aufzählung aller eingesammelten, und im K. K. Brasilianer-Museum in Wien aufbewahrten, einfachen und zusammengesetzten Fossilien. Von Dr. Joh. Em. Pohl. Besonderer Abdruck aus dessen Reise im Innern von Brasilien. Erste Abtheilung. Mit einer lithographirten geognostischen Ansicht. Wien, 1852. gr. 4. 64 Seiten.

Bei der Durchsicht dieser geognostischen und mineralogischen Reisebemerkungen wird man nur sehr theilweise eine klare Ansicht über die Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsarten Brasiliens in den von dem Vf. bereisten Gegenden erhalten können. Um in einzelnen Fällen die Beobachtungen von v. Kochwege, von Spix und von Martins zu ergänzen, haben die „Beiträge“ allerdings Werth; wir wünschen nur, daß sie sich über die Art des Zusammen-Vorkommens der angeführten Felsarten und einfachen Mineralien im Allgemeinen bestimmter und genauer auslassen. Vollständigkeit und Präcision vermessen wir sehr häufig und Vieles wird gar zu generell abgethan; namentlich gilt dieses von dem Verhalten der massigen Gebirgsarten zu den

gleichförmigen. Der Vc. hat freilich von den neuern benutzlichen geognostischen Ermittlungen in Europa zur Zeit seiner angestellten Beobachtungen noch keine gehörige Kenntniss gehabt. Aus diesem Standpunkte müssen wir daher auch im Allgemeinen seine Leistungen beurtheilen. Daneben mag man auch wohl in Betracht ziehen, daß in Brasilien das Geognostiren nicht so leicht wie bei uns in Europa zu bewirken ist; die üppige Vegetation und noch viele andere Verhältnisse führen Erschwernungen mancher Art herbei. Wer Wahrheit liebend dasjenige und nicht mehr giebt, als er hat, verdient schon Anerkennung; wenn man auch wohl annehmen kann, daß derjenige, welcher auf Geognose sein alleiniges oder sein Hauptaugenmerk in Brasilien richtete, sehr bedeutende Thatsachen festzustellen im Stande sein würde.

Wir unterlassen es, die sämtlichen Mittheilungen des Vc. im Einzelnen durchzugehen, und müssen deshalb um so mehr auf die Schrift selbst verweisen, weil Kürze und Gedrängtheit fast durchgängig zu ihrem wesentlichen Charakter gehört. Nur Einiges heben wir näher aus.

Ueber das Verhalten der Lager und Gänge in den Graniten von Rio de Janeiro, welche Beryll, Spargelstein, Rosenquarz, Bergkrystall, Pellion, Chlorit, Titanit, Schörl, Eisenkies, Spath-eisenstein, Granat u. s. w. enthalten, hätten wir sehr gerne Näheres erfahren. Auch von Eschwege's neuere Mittheilungen sind in dieser Beziehung leider noch zu allgemein gehalten.

S. 43 f. wird eine allgemeine Charakteristik des in Brasilien so sehr verbreiteten Quarzschiefers (Itakolumita) gegeben, dessen „regelmäßige (gleichförmige) Ueberlagerung auf Talkschiefer, seltener auf Glimmerschiefer und Thonschiefer, am seltensten über Chloritschiefer und die beobachtete ausgedehnte Verbreitung durch die Capitane Minas Geraes und Goyaz bestätigen, daß er zu den jüngern Urgebirgen und zwar zu dem Talk-Glimmer- und Urthonschiefer gehöre, auf welchen er die flachen Kuppen bildet“.

Gebirgsarten und Mineralien hat Hr. P. in reicher Zahl gesammelt und es in dieser Hinsicht gewiss nicht an Fleiß fehlen lassen. Diese, welche sich im K. K. Brasilianer Museum zu Wien aufgestellt befinden, sind mit den Nummern der reichen Sammlung an den Stellen der Schrift, wo ihres Vorkommens gedacht wird, in den Noten näher angegeben. Auf diese Weise kann die Schrift zugleich als Katalog der Sammlung dienen und wird für diesen Zweck dem Beschauer der Sammlung eine angenehme und nützliche Erscheinung sein. Gerne hätten wir es aber gesehen, daß bei manchen einfachen Mineralien die Krystallgestalten, worin sie vorkommen, näher in einer neuern genauern krystallographischen Sprache angegeben wären. Die Diamanten machen in dieser Beziehung eine Ausnahme; sonst muß man sich oft mit der bloßen Bemerkung „krystallinirt“ begnügen.

Ungeachtet von Eschwege (Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. 1832. S. 344.) sich erst neuerlich wieder auf Fundstücke von „mit reinem Brauneisenstein eingewachsenen Diamanten“

und von „seinem Stämmen mit Quarz verwachsen“ berufen hat und darauf den Schluß zieht, daß die Diamanten wahrscheinlich jetzt verkümmerten Lagern von Brauneisenstein mit Quarzgesteinen angehörten, welche im Itakolumita-quarz sparsam vorhanden waren: so sagt hingegen Hr. P. S. 58. sehr bestimmt: „Das Vorkommen der Diamanten (Schröter die Hrn. P.) in der Gebirgsart oder in seinem Muttergestein ist uns noch immer ungewiß. Die in Sammlungen aufbewahrten Stücke, welche dafür angegeben wurden, sind wohl nicht dafür anzunehmen. Denn dieses ist ein Konglomerat der neuesten Bildung, welches besonders aus mehreren Quarzstückchen und Sand durch thonigen Brauneisenstein gebunden, an den Flußufern sich täglich bildet und deutlich gesehen werden kann. Hierher gehören auch alle von Wilhelm von Eschwege (Geognostisches Gemälde von Brasilien 1822. S. 42.) angeführten Stücke“. Wir wagen es nicht über diese Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der ursprünglichen Lagerstätte der Diamanten, ohne Ansicht und Vergleichung jener Fundstücke, zu entscheiden, und es fragt sich noch sehr, ob auch diese die Entscheidung möglich machen. In dem Verzeichnisse der Diamanten am Schlusse der ersten Abtheilung ist uns noch als besonders interessant, ein grünlichweißer Diamant aus dem Rio Claro aufgefallen: „ein sehr unvollkommener Krystall mit vollkommen matter Oberfläche und eingesprengten Goldpunkten“. Es scheint dieses wenigstens zu beweisen, daß die Diamanten mit dem Golde eiper und derselben ursprünglichen Lagerstätte angehören.

Uebrigens sind Folgendes die Rubriken der vorliegenden Abtheilung: *Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Umgebung von Rio de Janeiro. Gegend zwischen Rio de Janeiro, Villa de Barbacena, bis S. João d'El Rey. Gegend von der Villa S. João d'El Rey, bis Villa Paracatá do Principe. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Gegend von Villa Paracatá do Principe, bis Villa Boa oder Cidade do Goyaz. Geognostisch-mineralogische Bemerkungen der Umgebungen von Villa Boa.*

Die dem Hefte beigelegte Steindrucktafel giebt uns, neben dem Umriss des Talk- und Quarzschiefer-Gebirges der Serra de Crystaes, einen illuminirten „Durchschnitt der Krystallgebirgung (Bergkrystall-Lagerstätte) auf der Serra de Crystaes“, welcher aber auch in Verbindung des erläuternden Textes nicht vollkommen ausreicht, um eine klare und genaue Anschauung des dortigen, wie es scheint, sehr interessanten Vorkommens zu liefern.

Beiträge zur Geognomie aus einem verhältnismäßig noch so wenig bekannten entfernten Lande wird man immer mit Interesse entgegensehen, wenn sie selbst nur einige Verhältnisse näher aufklären, und deshalb sind wir auf die Erscheinung der folgenden Abtheilungen des Werks, welche vielleicht auch mehr als die erste Abtheilung darbieten werden, sehr gespannt.

Schönes Papier, schöner Druck, jedoch vom Druckfehler nicht ganz rein, so steht z. B. S. 2 u. 3. *offense Pelion statt Pelion*.

Nöggerath.

August 1833.

Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl v. Clausewitz. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Folgende Materien werden in jenen Büchern abgehandelt: 1) Ueber die Natur des Kriegs. 2) Ueber die Theorie des Kriegs. 3) Von der Strategie überhaupt. 4) Das Gefecht. 5) Die Streitkräfte. 6) Verteidigung. — In dem nächsten dritten Bande haben wir hoffentlich zu erwarten, was von dem stehenden Buche: vom Angriff und dem achten: vom Kriegsplan sich unter den Papieren des Verewigten noch vorgefunden hat, aber nach den hier gegebenen vorläufigen Andeutungen, nur fragmentarischer Natur zu sein scheint. „Das erste Kapitel des ersten Buchs ist (sagt der VI. Vorrede S. XIX.) das einzige was ich als vollendet betrachte; es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen, die Richtung anzugeben, die ich überall halten wollte“. Es wird demnach auch dasjenige sein, dem wir eine vorzugsweise Erwägung zu widmen haben.

Fassen wir den wesentlichen Inhalt dieses Kapitels kurz zusammen, so ist nach des Verfs. Ansicht „der Krieg ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen und das Ziel des gemeinsamen Bestrebens: die Wehrlosmachung des Feindes. Seiner Natur oder äußern Erscheinung nach ist der Krieg nichts als ein *erweiterter Zweikampf*; Sieg der Gegenstand dieses Kampfes, sein letzter Zweck der beabsichtigte Friede (vergl. II. 386.). Dieser Kampf wiederum muß betrachtet werden als *Wechselwirkung* zweier sich in ihrer Wirksamkeit gegenseitig beschränkenden lebendigen Kräfte. Die Bedeutsamkeit der respektiven Wirksamkeit ist bedingt durch die Größe der vorhandenen Mittel und die Energie des Willens, durch welche dieselben in Thätigkeit gesetzt werden, daher das Maas der Vermöglichkeit jeder handelnden Partei ein *Produkt* aus mannichfaltigen Faktoren, von theils

physischer, theils moralischer Natur, so wie andererseits ein *Aggregat* mehrfacher dem Raum und der Zeit nach isolirter Akte. Die ursprüngliche oder für sich betrachtete Wirkungsfähigkeit jeder Partei wird modificirt a) durch die Gegenwirkung des Gegners, b) durch mancherlei von beiden Theilen unabhängige, grobentheils nicht einmal voraussehende Einwirkungen, und der Erfolg beruht daher auf einem bloßen *Wahrscheinlichkeitscalcul*. In ihrer abschließlichen Verwindung wird die Wirksamkeit nächst dem noch geregelt: durch die constante Abhängigkeit von einem höchsten, durch die *Politik* gegebenen Endzweck, vermöge dessen — der nach äußerster Kraftentwicklung strebende, zunächst auf die Ueberwältigung des Gegners und die Verachtung der feindlichen Streitkräfte gerichtete rohe Naturtrieb, oder die sich, theils als Leidenschaft theils als Neigung vom Glücke abhängig zu werden, äußernde Tendenz der im Konflikt des Kampfes begriffenen Personen, — bedingt und ermäßigt wird, durch die obere Leitung des Feldherrn, dessen Anordnungen Resultat einer *Verstandeskombination* sein sollen: welche Mittel, Zweck und wahrscheinlichen Erfolg gegeneinander abwägt, und die einzelnen Faktoren in ein richtiges Verhältniß zu setzen, die einzelnen Partikularakte und Effekte in ein auf das gemeinsame Ziel hinwirkendes Gesamtergebnis zu vereinigen beabsichtigt ist“.

Die weitere und bis ins Einzelne verfolgte Entwicklung und Anwendung der in dieser Definition enthaltenen und in abstrakter Allgemeinheit ausgesprochenen Grundansicht von der Natur und Tendenz des Krieges, in ihrer Beziehung auf die mannichfaltigen Vorkommenheiten und praktischen Aufgaben, reicht unserm Ermessen nach hin: um für das gesamte Thun und Wirken einen consequenten Anhaltspunkt, für die deshalb angustellenden Ueberlegungen eine sichere Richtschnur zu geben, mithin in allen ungewissen verwickelten und zweifelhaften Fällen als Orientierung zu dienen.

Wer sich die Mühe nehmen will zu vergleichen, wird sich einerseits von der durchgreifenden Analogie dieser Grundansicht mit den Principien überzeugen, welche Ref. in seinem „Handbuch für den Offizier“ in Bezug auf den kleinen Krieg und die Wirkungssphäre der untergeordneten Befehlshaber aufzustellen und im Detail durchzuführen versucht hat, und darin zu gleicher Zeit eine Bestätigung der dort ausgesprochenen Behauptung finden: daß großer und kleiner Krieg, die kleinste Patrouille, das unbedeutendste Vorpostengefecht, und Hauptschlachten oder Operationen ganzer Armeen, auf einer und derselben Theorie derselben innern Gesetzmäßigkeit und ihnen entsprechender äußern Anordnung beruhen. Andererseits aber wird sich eben so leicht und vollständig die wesentliche, und dem, der überhaupt einen Sinn für Methodik und wissenschaftliche Begründung besitzt, unmittelbar einleuchtende Differenz, zwischen diesen Fundamentalsätzen und den allgemeinen Argumentationen nachweisen lassen, auf denen die Lehrsätze und Deduktionen der meisten andern bisjetzt zu öffentlicher Kenntniß gekommenen strategischen Doktrinen gestützt zu sein pflegen.

Wahrscheinlich würde der Verf. bei der beabsichtigten nochmaligen Uebersarbeitung seines Werks noch ein wenig deutlicher gemacht haben, wie er das, was er den *absoluten* Krieg nennt, verstanden wissen will, und wie sich die dabei zum Grunde liegende Idee, bei dem Uebergange aus der Abstraktion in die Wirklichkeit, oder bei ihrer Auflösung in concrete Fälle, auf eine in sich homogene Weise und mittelst einer sich in nothwendiger Schlussfolge ergebenden Procedur, als praktisch brauchbare Regel gestalten läßt. Eben so würde unzweifelhaft der Inhalt der folgenden Bücher noch vollständiger und augenscheinlicher mit der im ersten Buche ausgesprochenen Grundansicht in direkte Beziehung gesetzt, und die Ableitung der speziellen Behauptungen aus dem allgemeinen Hauptgesetze für das leichtere Verständniß der minder befähigten und orientirten Leser noch anschaulicher herausgehoben worden sein. Ähnlich verhält es sich mit dem *Princip der Polarität*, welches S. 20. in wenigen allgemeinen Andeutungen zur Sprache gebracht, und dessen weitere Ausführung einem besondern Kapitel vorbehalten ist, das sich jedoch in dem Inhaltsverzeichnisse der bisjetzt bekannt gewordenen sechs Bücher noch nicht vorfindet. Diese Polarität oder das gegensätzliche Verhalten

und wechselseitige Sichbedingen oder Paralykren aller Elemente, Faktoren, Potenzen und Richtungen des Krieges, diese in allen seinen Bestrebungen und Ergebnissen nachweisliche, sich offenbarende und bewährende Analogie, recht vollständig begriffen sich in dieser Verbindung erkannt und zum Angelpunkt der militärischen Diagnose sowohl, als zur Basis der gesamten dem Feldherrn obliegenden Verstandeskombination gemacht zu haben: — hält Ref. für das Haupterforderniß aller Kriegs-Theorie und Praxis. Nur auf diese Weise mag es gelingen: eine der *wahrhaften* Natur des zu behandelnden Stoffes entsprechende Einsicht und Beurtheilung der jezeitig vorliegenden Verhältnisse und Umstände zu gewinnen, welche als die unentbehrliche Basis jedes einzelnen Entschlusses zu betrachten ist, und gestützt auf sie, (soweit dies immer in den Gränzen der Beschränktheit menschlicher Organisation und Vermöglichkeit liegt), der Kriegführung den Charakter eines völlig vom Zufall abhängigen Hazardspiels abzustreifen, und sie zu einer vernunft- und zweckgemäßen Praktik umzugestalten. Gehen wir aber von dieser Voraussetzung aus, so vermag Ref., bis eine weitere Aufklärung erfolgt, hiemit das, was am angeführten Orte über die Polarität gelegentlich beigebracht ist, und namentlich die Behauptung nicht in Einklang zu setzen: „Angriff und Vertheidigung, diese beiden Hauptformen des Krieges, sind Dinge von verschiedener Art und ungleicher Stärke, die Polarität kann also nicht auf sie angewendet werden; die Wirkung der Polarität wird oft durch die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff vernichtet“. Dinge verschiedener, und selbst der verschiedensten Art (— das Wesen der Polarität besteht ja seiner Einen Grundbedingung nach in der Entgegengesetztheit, also Verschiedenheit, der auf einander bezogenen Momente —) werden eben dadurch polarisch, daß sie durch irgend ein vermittelndes und verknüpfendes Element oder Zwischenglied in Wechselbeziehung gesetzt werden. Dieses Mittelglied ist hier der kriegerische Akt, die auszuführende Operation, die in Thätigkeit gesetzte Streikraft selbst. Dadurch wird, daß der naturgemäßen Beschaffenheit des Kriegswesens und der Kriegführung nach, in allen Beziehungen und Erwägungen, durchweg eine zwiefache in ihrer Modalität schlechthin entgegengesetzte Möglichkeit gegeben ist, durch ein völlig abweichendes Verfahren oder auf ganz verschiedenen Wegen und Weisen dieselben

Zwecke zu realisiren, dasselbe Ziel zu erreichen, — ist auch allein die Wirklichkeit einer Kunst des Krieges oder nach gewissen gegebenen Zwecken und vorhandenen Umständen abgemessenen Kriegsführung, Begründet; nicht weniger als die Absichten und Kräfteleistungen des Gegners vorzusehen, und so das Hinderniß aus dem Wege räumen läßt, was der freien Ausübung des eignen politischen Willens, und des durch denselben vertretenen Staatsinteresses negativ als Widerstand, oder positiv als Gewaltthätigkeit entgegentritt. Darin allein, (oder mindestens allem andern zuvor) daß: — Jede der handelnden Parteien nicht nur eine den Gegner verletzende Kraft besitzt, sondern nehmlich auch mit einer verletzlichen Schwäche behaftet ist, — daß zwar zum Siege überall ein positives Uebergewicht von verletzender Kraft erforderlich ist, dieses Uebergewicht aber auch dadurch wieder ausgeglichen werden kann, daß jener Kraft die Gelegenheit vorenthalten wird, die ihr innewohnende Vermöglichkeit zu realisiren, — daß bei der Unermen, und meist zeitlich veränderlichen Natur der nur Mitwirkenden Potenzen und Uebersicht, die Mangelhaftigkeit jedes einzelnen Faktors durch eine Steigerung der übrigen Faktoren in gewissem Grade ersetzt werden kann, — daß nicht bloß von dem Dasein der Streikraft an und für sich die Größe des effektiven Erfolges abhängt, sondern auch von der angemessenen Richtung, von der Wahl des Augenblicks, und dem Zusammenstimmen mit andern nicht reinmilitärischen Influenzen, — daß die zu Gebot stehende und in Bewegung gesetzte Streikraft nicht bloß durch physische Waffengewalt absorbiert werden kann, sondern auch durch die Friktion, das nie ruhende Restaurationsbedürfnis und die moralische Entgeisterung der eignen Maschine — u. s. w. u. s. w.; — an alle diese in sich *polarischen* Bedingungen sind die Mittel und Auskünfte gebunden, in ihnen und ihrer sachgemäßen Handhabung liegt das Geheimniß verborgen, auf wirklich kriegshistorische Weise anzuoperiren und selbst, mit an sich oder ursprünglich untergeordneten Streitkräften, bloß durch die vom Schicksal nicht anderweit paralysirte Macht der Intelligenz und geschickten Benutzung zufälliger Umstände, und durch die Fortsetzung der auf kein Mittel und unveränderlichen Kraftmaas beschränkten, moralischen Einflüsse ein den politischen Calculen und Intentionen angemessenes Kriegsergebnis herbeizuführen.

Dieses gegenständliche Bildet auch der wirkliche Charakter der Elemente des Krieger und der Kriegsführung, ist die Hauptbedingung für das Gelingen, welches bei dem Verstand, die Kriegskunst wissenschaftlich zu haben, darauf ausgeht: überall allgemeingültige, politische Regeln zu geben, d. h. solche, die für alle Fälle gelten, oder für einen gegebenen Fall abhängig die entsprechenden Erfolge sichern sollen. Eben so ist, die allgemeine politische Form, in welcher man die Kriegskunst zu geben pflegt, aus denselben Gründen die Hauptgebrechen der gewöhnlichen Theorien, eine Verwirrung; zu unglücklichen Mißverständnissen und Fehlgriffen, weil es zu einer vortheilhaften Konsequenz verleiht, die durch ihre Einseitigkeit ihr Innerstes (d. h. zur absoluten Unangewandtheit für den vorliegenden oder nächsten Fall) Veranlassung gibt. Das Bestreben diesen Uebelstand auszugleichen, und verkehrte Anweisungen zu verhindern, führt dann zu einem Uebelstande anderer Art: zu widerstreitenden Verhaltensregeln, zu dem Räsonnement, in dem sich nach der Ausdruckweise des Verfassers, „das pro- und contra- sein“ aufhebt“ und so der Rath der Bedürftigen verliert, die den Krieg führen.

Das vorliegende Werk ist, einem vollen Buche, zu deren richtigem Verständnis ein oberflächliches Durchlesen, selbst ein gedankenloses Anwenden seines Inhaltes, nicht ausreicht. Man darf sich nicht pfeifen an die einzelnen Worte und an isolirte Abschnitte halten, sondern man muß in den Geist des Buches eindringen, und es in seinen Totalität begreifen. Mit einem Worte: es will stillstehen, das ganze Werk abgelesen, durchschaut und geistig verarbeitet werden. Wenn z. B. im zweiten, dritten, vierten Buche der Accent vorzuziehen ist auf die unmittelbare Wichtigkeit der Combination und auf die lebendige Entscheidung durch den unmittelbaren Waffengebrauch gelegt wird, so könnte man leicht zu dem Wahne verleitet werden, daß der Verfasser, andere Auskünfte zur Erreichung der Kriegszwecke gering geschätzt wissen wollte, und den Werth der übrigen Faktoren, welche des Produkts der gegenständlichen Kriegsenergie bilden, ganz übersehen habe: während, doch, man sich stellen würde, aus demselben Beweis vom Gegentheil lesen. Die spekulative Natur der Kriegsführung hängt damit zusammen, daß ein in seinem wahren Verhältnisse zu entgegengesetzten Umständen und Aufgaben mißverstandenes, an sich ganz rich-

des Feindes in seinen Extremen jedes auf-doppelte
Weise zu fassen Maximen und einseitiger Vorurtheile
führt, was ja überall durch das Fehlen des richtigen
Sichtes nicht so sehr verhältnißmäßig, als durch das
Bewußt. Dies hat zur Folge, daß man dann nicht
irrt, ein herrschendes Vorurtheil mit einer gewis-
sen Lebendigkeit und Bestimmtheit bekämpfen, ohne
daher schätzes der ungelährten Verkennung des
Werts zu reden. Sie hat sich denn auch in manchen
strategischen Dilemmen aus unangelegter Erfahrung und
allgemeinen Folgerungen die dem allverbreiteten Un-
verwillen gegen Gefahr, Anstrengung und persönliche
Aufopferung so wohlbehagliche Ansicht herausgestellt,
daß es sich durch allfällige Verspiegelungen und Kunst-
griffe die erste Entscheidung durchs Gefühl füglich
umgehen, das Gefühl gegenüber Muth durch dieses Licht
aufwiegen, gewissermaßen aus dem Wissen und Den-
ken ein menschenfreundliches Surrogat für Können und
Handeln ermitteln lassen: eine Ansicht, die auf den Geist
der Heere, und die Anordnung der Feldherren in der
Rühmten Periode des Kriege gegen Frankreich den be-
kriegenswertheiten Einfluß geübt hat. Der Verf. eifert
mit Recht und siegreichem Erfolg gegen diese gefahr-
reiche von allen militärischen Illusionen, gegen derglei-
chen strategische Dekorationen und demonstrative Gau-
kelereien, welche ein Napoleon wie Spinnweben set-
ze, und die kaum einen Baum zu beschwichtigen
vermochten. Aber wie sieht diese einzelne Rich-
tung der Politik des Verf. vorläufig weise, ohne zu-
gleich den Theil seiner Darstellung zu beherrsigen, wo-
in die Uebersichtung dieses Hauptfaktors der Sieges-
vermögens, und die ausschließliche Berücksichtigung
dieser zu sich unentbehrlichen Richtung der kriegeri-
schen Bestrebungen ihre Ermäßigung erhält und in das
gehörige Gleichgewicht gesetzt wird, der würde Gefahr
laufen, auf einem zwar scheinbar vollkommenen aber, wo
er sich zur Unzeit wirksam zeigt, dennoch nicht minder
bedenklichen Abweg zu gerathen. Hat doch selbst Na-
poleon, der aus der durch falsche und unzureichende
Theorien begünstigten Ansicht seiner Gegner so groß-
artige Resultate zu ziehen gewußt, am Ende selbst das
Opfer einer auf ungelährte Weise beherrschenden Ver-
blendung werden müssen!

(Der Beschluß folgt)

XL

Allgemeine Anleitung zum Kinder-Krankheits- wesen von J. E. Löblich, Dr. und Professor in Wien. Wien, bei Carl Gerold, 1832. 8.

Vorliegendes Buch zeigt, daß der Geist der Swieten, Stoll,
Frank, Hartmann, in Wien noch fortlebt. Durch dasselbe will
der Verf., Director des Wiener Kinder-Krankheits-Instituts, jün-
geren Ärzten, die nicht längst aus dem praktischen Leben ge-
traten, einen sichern Wegweiser geben für ihr Verhalten am
Krankenbette der Kinder, des künftigen Kleines ihrer El-
tern, der Blüten und Hoffnungen des Staates, der Pflanzschule
der Menschheit. Nach einer kurzen Einleitung folgt ein Ab-
schnitt über die Disposition zu Krankheiten, an den der zweite,
die Gelegenheitsursachen betrachtende sich anschließt. Allen
Körperkonstitutionen, Geschlecht, Temperament, Lebenszeit, Aus-
sage Körperbeschaffenheit, erbliche Anlage, Idiosyncrasie, vor-
ausgegangene Krankheiten, Wohnung, Klima, Jahreszeit, Ende-
mie und Epidemie, Nahrung, Bewegung und Ruhe, Schlaf, Be-
kleidung, Gemüthsbewegungen, insofern sie theils zu Krankhei-
ten disponiren, theils Gelegenheitsursachen abgeben, werden
ohne Weitsehweife vom Verf. aufgeführt und gewürdigt.
Besonders ausgezeichnet ist der dritte Abschnitt, der der Ue-
bersicht der Symptome gewidmet ist. Ueber den Werth der-
selben spricht sich der Verf. mit Recht dahin aus, daß jedes
Symptom trügen müsse, wenn es allein ins Auge gefaßt wird,
da es die Wirkung ganz verschiedener Ursachen sein, da es mit
ganz verschiedenartigen andern Symptomen sich verbinden könn-
e. Nur im Verlaufe mit andern erhalten jedes seine wahre Be-
deutung. Zuerst wird der Habitus untersucht, dann werden die
einzelnen Theile des Körpers nach ihrem äußeren Verhalten
betrachtet, zuletzt die Anomalien in den Functionen berück-
sichtigt. Trefflich ist, was über die Haltung des Körpers, über
die Augen, über die Respiration mitgetheilt wird. Ueberall er-
kennt man in dem Verf. den treuen Beobachter, des gesunden,
wie des kranken Zustandes, überall den umsichtigen Praktiker,
der nicht auf unwichtige Zeichen, deren Zusammenhang mit der
Krankheit nicht nachgewiesen werden kann, den Werth legt,
den alte Weiber und rohe Empiriker ihnen so gern ertheilen,
sondern dem die Dignität des ergriffenen Organes, die Art sei-
nes Leidens und des Leidens der zu ihm in besonders fau-
stlicher Beziehung stehenden Organe für Prognose und Diagnose das
wichtigste Moment abgibt. Gerne hätten wir in dem der Wür-
digung des Paltes gewidmeten Kapitel über das Nymphen-
Pulschläge bei Kindern, über das Billard an manchen früheren
Ansichten widersprechende mitgetheilt, von dem trefflichen Verf.
etwas Näheres erfahren. Noch machen wir darauf aufmerksam,
daß für die Erkenntnis mancher Kinderkrankheiten, wie un-
entbehrlich der skuten Untersuchungs- und wichtige Auskultu-
ren hier und da in Betrachtung gegeben werden.

Jahrbücher

für

Wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

Vom Krieger. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Erster und zweiter Theil. (Schluß.)

Der Verf. versteht unter *Taktik* die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, unter *Strategie* die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges. Die Eintheilung in *Taktik* und *Strategie* (S. 405) ist jetzt im Gebrauch fast allgemein, und Jeder weiß, nämlich bestimmt, wozu er die einzelnen Faktoren stellen soll, ohne daß er sich der Eintheilungstendenzen bis bewußt sei. Wo aber solche Eintheilungen vom Gebrauch dunkel befolgt werden, müssen sie einen falschen Grund für sich haben. Nach der Betrachtungsweise des Refers. sind die Ausdrücke *strategisch* und *taktisch* aber in sich unbestimmt und mit ihrem ursprünglichen Wortzustande dissonirende Bezeichnung von Begriffen, die nicht genericisch untereinander sind, und daher keinen strikten Gegensatz bilden. Sie bezeichnen, wenn auch selbst durch die selbstthätige Deutung des Verfs. nicht vermittelt wird, auf einer Unterscheidung, welche keinen geringen praktischen Werth besitzt, und in Hinsicht auf die wissenschaftliche Begründung der Theorie ganz entbehrlich ist: da es für die aufzustellenden Principien und daraus abzuleitenden Maximen ohne Einfluß bleibt, ob die bezüglichen Ereignisse und Anordnungen im Gebiet der *Taktik* oder der *Strategie* gewiesen werden. Allerdings sind diese Ausdrücke, so wie sie einmal in dem alltäglichen Sprachgebrauch cursiren, häufig ganz bequem, man sich im Allgemeinen und da, wo es auf keine scharfen Distinctionen ankommt, ohne weitläufige Umschweifung verständlich zu machen. Allein sie müssen bei wissenschaftlichen Erörterungen mit Vorsicht gebraucht werden, weil sie häufig Veranlassung werden, in Leuten von an sich schwachen Begriffen und geringer Urtheilskraft, die Verwirrenheit der Vorstel-

lungen noch zu vermehren. Daß dem Vf. dieses Verhältniß nicht entgangen ist, läßt sich aus folgenden Aeußerungen entnehmen: „Die Kriegskunst im engeren Sinne zerfällt nun wieder selbst in *Taktik* und *Strategie*. Jene beschäftigt sich mit der Gestalt des einzelnen Gefechtes, diese mit seinem Gebrauch. Beide berühren die Zustände von *Märschen*, *Lägern* und *Quartieren* nur durch das Gefecht, und diese Gegenstände werden *taktisch* oder *strategisch*, je nachdem sie sich auf die *Gestalt* oder auf die *Bedeutung* des Gefechtes beziehen. Gewiß wird es viele Leser geben, die diese sorgfältige Unterscheidung von zwei einander so nahe liegenden Dingen für sehr überflüssig halten, weil sie auf das *Kriegsführen selbst* keinen unmittelbaren Einfluß hat. Freilich müßte man ein großer Pedant sein, um von einer theoretischen Eintheilung die unmittelbaren Wirkungen auf dem Schlachtfelde zu suchen“. S. 412. Und: „Unser Eintheilung trifft und erschöpft nur den *Gebrauch der Streitkräfte*. — Daß hier zweifelhafte Fälle vorkommen können, nämlich solche, wo mehrere Gefechte auch allenfalls als ein einziges betrachtet werden können, wird unseren Eintheilungsgründe nicht zum Vorwurfe gereichen, denn das hat er mit allen Eintheilungsgründen wirklicher Dinge gemein, deren Verschiedenheiten immer durch *absteigende Uebergänge* vermittelt sind“. S. 404.

Interessant und beherzigenswerth sind die Ansichten des Verfs. über *Reiterwri*, über das richtige Verständniß der *Kriegsgeschichte*, und über den Beruf zum *Feldherrn*. Diese letztern sind zum großen Theil in der Uebersetzung gegründet, daß die höhere Kriegführung im genannten Zusammenhang mit der Politik steht, und daß es fast eben so thöricht ist, diese beiden Momente des Staatslebens isolirt von einander betrachten und betreiben zu wollen, als wenn der Feldherr seine strategischen Kombinationen ohne Kenntnisse und Berücksichtigung der taktischen Verhältnisse und Eigen-

thümlichkeiten des eignen wie des feindlichen Heeres oder ohne Erwägung der Terrainbeschaffenheit seines Kriegstheaters entwerfen und dirigiren wollte.

Die alte immer wieder töpönde Frage: was der Krieg sei, ob Kunst oder Wissenschaft? Beantwortet der Vf. dahin: „Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens“. Jedoch gesteht er auch zu: „Alles Denken ist ja Kunst, und wo das Urtheil anfängt, da fängt die Kunst an. — Nach allem dem ergibt sich von selbst, daß es passender sei Kriegskunst, als Kriegswissenschaft zu sagen“. Man könnte noch hinzufügen, daß gerade das Leben, d. h. nicht bloß die süße Gewohnheit des Daseins und Wirkens, wie es Goethe im *Egmont* nennt, sondern das den eintretenden Umständen und gegebenen Zwecken, Sach- und Vernunft-gemäße Handeln die erhabenste und schwierigste von allen Künsten sei. „Das einer hochgestellten kriegerischen Thätigkeit nöthige Wissen, (heißt es S. 136 u. ff.) zeichnet sich dadurch aus, daß es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken; nur durch ein eigenthümliches Talent erworben werden kann und daß es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist *). Es ist für das Wissen der Kriegführung dringender als für irgend ein anderes: daß es ganz in den Geist übergehen, und fast ganz aufhören muß, etwas Objectives zu sein. Es muß sich durch eine vollkommene Assimilation mit dem eignen Geist und Leben in ein wahres Können verwandeln. Das ist der Grund, warum es bei dem im Kriege ausgedehnten Männern so leicht vorkommt, und — (daß es) — Alles dem natürlichen Talent zugeschrieben wird“. Die Ansicht des Verf. über *Theorie* stellt sich insonderheit klar in der Vorrede S. XX u. XXI. heraus: „Die Theorie des großen Krieges, oder die sogenannte Strategie, hat außerordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, daß sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf

*) Was der Verf. hier aussprechen wollte, dürfte sich vielleicht durch folgende Fassung noch schärfer bestimmen lassen: „das zur höhern Kriegführung erforderliche Wissen zeichnet sich dadurch aus, daß es nicht ohne eigenthümliches Talent, nicht ohne Studium und Nachdenken, aber auch nicht ohne die vertrauteste Bekanntschaft und den unmittelbaren Verkehr mit dem thätigen Leben selbst, erworben werden kann“.

das Nothwendige in beständigem Zusammenhange zurückgeführte Vorstellungen haben. Beim Handeln folgen die meisten einem bloßen Takt des Urtheils, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie in ihnen ist. So haben alle großen Feldherren gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Größe und ihr Genie, daß sie mit diesem Takt immer das Rechte trafen. So wird es auch für das Handeln immer bleiben, und dieser Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt, nicht selbst zu handeln, sondern in einer Berathung Anstöße zu erzeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen an: und weil die Ausbildung in diesem Stück noch so wenig vorgeschritten ist, so sind die meisten Berathungen ein fundamentloses Hin- und Her-Reden, wobei entweder jeder seine Meinung behält, oder ein bloßes Aushandeln aus gegenseitiger Rücksicht zu einem Mittelwege führt, der eigentlich ohne allen Werth ist. Die Ideen und Vorstellungen in diesen Dingen sind also nicht umhül, außerdem hat der menschliche Geist nun eben nicht ganz allgemein die Richtung auf Klarheit und das Bedürfnis, überall in einem nothwendigen Zusammenhange zu stehen. — Die großen Schwierigkeiten, welche ein solches philosophischer Aufbau der Kriegskunst hat, und die vielen sehr schlechten Versuche, welche darin gemacht sind, hat die meisten Leute dahin gebracht, zu sagen: es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn es ist von Dingen die Rede, die kein stehendes Gesetz umfassen kann *). Wir würden in diese Meinung einstimmen, und jeden Versuch einer Theorie aufgeben, wenn sich nicht eine ganze Anzahl von Sätzen ohne

*) Die Hauptschwierigkeit liegt nach der Ansicht des Verf. darin, daß wie bei jeder Kunst zur musterhaften Ausführung der Theorie, Genialität, persönliches Geschick und begeisterte Stimmung, nächst dem aber in der Kriegskunst noch ein ganz besonderer Grad von Schnelligkeit des Entschlusses und Energie des Charakters erfordert werden, deren Mangel durch die scharf- und tief sinnigste Einsicht in das Verhalten der Dinge und deren vollständig wissenschaftliche Begründung allein nicht ersetzt werden kann. Aber auch in der Theorie selbst ist ein Hauptstein des Anstoßes nicht sowohl das Ausfindigmachen der Principien und Maximen, sondern vielmehr deren präzise Darstellung auf solche Weise, daß das Verhältniß einer jeden Regel zu ihren durch eine Gegenregel bestimmten, Ausnahme zum rechten Verhältniß gebracht werde.

Schwichtigkeit ganz selbst annehmen dürfen. — Aber ist von philosophischem Aufbau die Rede, auf der folgenden Seite von System und philosophischer Konsequenz; Th. II. S. 174 „von philosophischer Wahrheit und dem Werthe derselben, was die Philosophie für die Allgemeinheit der Fälle ausmacht“ und sonst noch finden sich ähnliche Behauptungen, deren Paradoxe wohl manchen Leser in die Versuchung führen möchte, lächelnd zu fragen: „was doch hat Saul unter den Propheten zu schaffen“? Wir meinen dagegen, den Verf. entschuldigend, daß der Philosoph von Sanssouci und der unmittelbare aus der Schule des Aristoteles hervorgegangene Heckerer des Persischen Weltreichs doch wohl ein einigermaßen günstiges Vorurtheil für den Einfluß der Philosophie auf die höhere Kriegführung erwecken sollten; — und sodann: daß es wenigstens als ein ganz unzureichendes Unternehmen erkannt werden müsse, eine in sich konsequente und auf Strenge der Beweisführung Anspruch machende Theorie ohne philosophische und mathematische Grundlage zu Stande zu bringen.

Ob der VI. die mathematische Grundlage für eben so nöthig erachtet habe, möchten diejenigen wahrscheinlich im Zweifel ziehen, welche behaupten haben, was Th. I. S. 119 u. 180 über die Unzulässigkeit gesagt ist, mit kritischer Darstellung der Kriegsbegebenheiten mittels Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien eine Art von Wahrheitsapparat zu bilden, und über die, wegen ihrer bloß geometrischen Natur, einseitigen und praktisch unzureichenden Principien der umfassenden Basis und der sogenannten inneren Einheiten. Allein die Mangelhaftigkeit einzelner konstruktiver Lehrsätze kann eben so wenig, wie gelegentliche Verstöße in der Berechnung, einen zureichenden Grund abgeben, den Calcül und die intuitive Konstruktion als an sich ungründlich und schlechtweg unzulänglich zu verwerfen. Ueberall wo von Wahrscheinlichkeitsrechenarten und Kombinationen politischer Elemente die Rede ist, und diese ein Hauptmoment der Beurtheilung bilden, befindet man sich in der Wirkungsphäre mathematischer Spekulation, und der Verf. selbst rühmt S. 82 die Richtigkeit der Aussage Napoleons; „daß viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Calcüle bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.“ —

Zu den gelungensten Abschnitten des Werkes gehört unstreikig das sechste Buch von der Vertheidigung.

Mit abgemessener Beredsamkeit und schlagenden Gründen wird darin als ein Fundamentalprincip der, für das Interesse der gesamten Menschheit, und für die Rechtfertigung des Krieges aus Gründen der Politik und Moral, so wichtige Sache durchgeführt: „daß von den beiden Hauptformen des Kriegsführens die vertheidigende Form es sich stärker setze, als die angreifende und dies sowohl in taktischer als in strategischer Beziehung, d. h. sowohl in Beziehung auf das einzelne Gefecht, als in Beziehung auf den Kriegsplan und die Operationen ganzer Feldzüge. Der Volksbewaffnung ist darin ein eigenes Kapitel gewidmet, demzufolge „der Volkskrieg im Allgemeinen als eine Folge des Durchbruchs anzusehen ist, den das kriegerische Element in unserer Zeit durch seine alte künstliche Umwallung gemacht hat; als eine Erweiterung und Verstärkung des ganzen Gährungsprozesses, den wir Krieg nennen, wodurch in der Allgemeinheit der Fälle derjenige Staat, welcher sich desselben mit Verstand bediente, ein verhältnißmäßiges Uebergewicht über diejenigen bekommen würde, die ihn verschmähen.“ —

Und wenn im vierten Buche, wo von dem Gebrauch der Schlacht die Rede ist, mit Recht die Feldherren verspottet werden, die ohne Menschenblut zu siegen wähnen, und die großen Schlachten als Hauptentscheidungen und als das dem Angreifenden natürlichste und vorzugswels zusagende Mittel gerechnet wurden, so erhält der dort erörterte Satz: „die Hauptschlacht ist als der concentrirte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzuges anzusehen; — ihr ist im Kriege Nichts an Wichtigkeit zu vergleichen, und die höchste Weisheit der Strategie offenbart sich in der Beschaffung der Mittel zu ihr, in ihrer geschickten Feststellung nach Ort, Zeit und Richtung der Kräfte und in der Benutzung ihres Erfolges“, — hier im sechsten Buche durch den eben so richtigen Gegensatz seine Ausgleichung und Ermäßigung: „Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidendste, abhängig glauben, denn der strategische Vertheidigungsplan kann die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zweier verschiedenen Wegen in sich aufnehmen: entweder als ein letztes Hülfsmittel nach verlornen Schlacht, oder als ein natürlicher Beistand ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird.“ Wir getrauen uns die Behauptung hinzuzufügen: die defensive Form der Kriegführung erhält in einem durch

weisse Gesetze, gerechte Regierung und treue Vaterlandsliebe politisch einseitigen Besatz ihrer Schicksale und ihr ganz ausschließliches Uebergewicht über die mit der offensiven Form vorgeschobenen Vertheile der Ueberrückung; der Initiative, des durch brillante Erfüllung der öffentlichen Meinung imponirenden und das eigene Vertrauen steigenden ersten Aktes u. s. w. ganz vornehmlich erst in der, mit dem gesammten Staatsorganismus; und einem großartigen Befestigungssystem geschützt kombinirten und in vollständige Harmonie gesetzten, Bewaffnung des Volkes: Nicht bloß in den beiden oben genannten extremen Fällen; sondern in allen untergeordneten einzelnen Verhältnissen, wie auch in den höchsten allgemeinen Beziehungen der Kriegsführung, läßt sich daraus ein unberechenbarer, durch kein andres Surrogat aufzuwiegender Gewinn erzielen.

Ruhle v. Lillienstern.

XLI.

Petrefacta Musæi Universitatis Regiæ Borussiae Rhenanæ Bonnensis nec non Hoenninghousiani Crasfeldensis, iconibus et descriptionibus illustrata. — Abbildungen und Beschreibungen der Petrefakten des Museums u. s. w., von Dr. August Goldfuss, ordentl. Prof. der Zoologie und Mineralogie u. s. w. — Düsseldorf, bei Arnz und Comp. Dritte Lieferung. 1831. gr. Folio. Von Seite 165—240 und 26 lithographirte Tafeln.

Die Anzeige von dieser dritten Lieferung des musterhaften Werks kommt allerdings etwas spät: wir geben sie aber um so mehr gerne jetzt, als wir damit die zuverlässige Nachricht verbinden können, daß die vierte Lieferung nun auch ganz bald in den Buchhandel kommen wird. Was wir im Allgemeinen in unserer Beurtheilung von den beiden ersten Lieferungen des Werks gesagt haben (vergl. Jahrbücher 1831, Mai, S. 655.) paßt auch auf das vorliegende dritte Heft. Plan und Ausführung sind dieselben geblieben. Die trefflichen Zeichnungen auf Stein sind wieder von dem für solche Ausführungen ungemein geübten Lithographenmeister Hoenninghaus ausgeführt. Es ist eine große Erleichterung für den Hrn. Verf. und gewiß für das Werk sehr nützlich, daß die Hoenninghaus'sche Sammlung jetzt

beinahe vollständig ist. Die Anzahl der Petrefakten, die in dem dritten Heft, ist ganz bedeutend, nämlich 151 Arten, die beschrieben und abgebildet, und davon sind, nahe an 100, namentlich bis jetzt noch nicht beschriebene; 4 ganz neue Genera sind dabei aufgestellt.

Wir finden zuerst vier Tafeln des vorigen Hefts, die von Rhenanien, in einer andern Nummer aufgenommen. Die Darstellung derselben in Kupfer ist sehr eine Verbesserung des Ausdrucks der Färbung, so wie der kleinen Thiere und Stachelwürmer bemerkbar. Deshalb sah sich der Verfasser bewogen, mehrere dieser Tafeln, in Federman gezeichnet, hier als Supplemente beizulegen. Um den Leser, welcher hinsichtlich der Zahl neuer Tafeln etwas Abwärtswort erwacht, zu beruhigen, ist ein Gruppenbild der Thiere und Pflanzen der Juraformation beigefügt. Dieses Heft liefert daher, statt 25, 26 Tafeln. Es ist interessant, auf solche Weise in einem Bilde die wesentlichsten organischen Formen einer Erd-Periode überschauen zu können. Wenn diese Art der Zusammenstellung der organischen Kalkformationen beifall finden möchte, so ist der Verf. geneigt, auch in der Folge mehrere zu geben.

Die Criniden, (Eugoniatiten, Scaphoniatiten, Pecteniten, Encrinuren, Apicrinuren, Cupressocrinuren, Echinocrinuren, Platycrinuren, Cyathocrinuren, Actinocrinuren, Melocrinuren, Rhodocrinuren) sind durch unsern Verfasser ungemein vollständig worden; die Riesel hat dazu sehr viel beigetragen. Müllers Leistungen auf diesem Felde haben für die eine wichtige Vorarbeit abgegeben; aber zweifelhaft bleibt, wenn von beiden in dieser Hinsicht das Gesteine wirklichkeit zukommt. Nur durch eine also vervollständigte Kenntnis der mannichfaltigen Formen einer so reichen Familie es möglich, deren wahre naturhistorische Bedeutung zu fassen.

Dann folgen die Asteriden mit den Geschlechtern Oolite (4 Arten), Opalium (4 Arten) und Anas (10 Arten). Ringelwürmern (Anneliden) enthält die Lieferung die Gattungen Lumbricaria und Serpula (sehr reich). Außerdem finden wir in derselben nachträgliche Bemerkungen und Bilder neuer Arten und Varietäten, deren Geschlechter und Arten den früheren Lieferungen schon charakterisirt sind.

Das Werk macht der Deutschen Forschung und dem schon Flocke alle Ehre; durch große Gründlichkeit und Vollständigkeit ist es ausgezeichnet; Text und Bilder gehen gleichen Schritt. Niemand, der sich mit Versteinerungen beschäftigt, kann es entbehren. Die Abfassung und Ausgabe ist mit unsäglichem Mühen und großem Aufwande knüpft. Möge ein und anderes durch recht zahlreiche Abnehmer belohnt werden! Bei dem wachsenden Werthe der Petrefakten-Bildung in der neuen Zeit dürfte dieses wohl der Zweifel, unterworfen sein.

Nöggerath

J a h r b ü c h e r

F ü r

W i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

August 1833.

XLII.
Wissenschaftliche Darstellung des Kreises Solingen im
Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frdr.
Kerrn von Hauer, Königlich Preussischem
Landrath. Köln, 1832. bei Dü-Mont-Schau-
berg. 8. 339 S.

In dem oben angeführten Werke hat der Landrath des Solinger Kreises, Hr. Freiherr von Hauer eine genaue Beschreibung eines der interessantesten Theile des Preussischen Staats geliefert. Klarheit der Darstellung, tiefe Kenntniss des Einzelnen, Mittheilung übersichtlicher und doch sehr specieller Zahlen-Verhältnisse, vorsichtige Anwendung des Gefundenen und Bestehenden auf allgemeinere Betrachtungen, sprechen überall für die Geschäftserfahrung und die Bildung des Hrn. Verfassers.

Die zunächst gegebene geognostisch interessante Beschreibung der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Kreises Solingen, der, 5, 1/2 Preussische Quadratmeilen enthaltend, zum größten Theile aus den Abhängen des Westerwaldes und der Gebirge der Grafschaft Mark, zum andern Theile aus dem Uferthale des ihn begrenzenden Rheins besteht und außer der Wupper und der Dünn durch 36 Bäche und Flüßchen in seinen vielen Thälern und Schluchten durchschnitten wird, ist wichtig für die Betrachtung, da für die Entwicklung des menschlichen Geschlechts und den Wohlstand in einer bestimmten Gegend, der gegebene Naturfonds höchster Beachtung werth ist. Der Kreis Solingen hätte schwerlich die hohe Cultur und gerade die Art der Cultur erhalten, die ihn auszeichnet, wäre nicht die Beschaffenheit des Landes so gewesen, als sie eben ist. Der breite Rhein auf der einen Seite zum Vertrieb aller Produkte und Waaren, die vielen Gewässer im Innern des Landstrichs, die Pulsadern des industriellen Lebens des Kreises Solingen, waren hier wesentliche,

wenn nicht, notwendige Bedingungen der Cultur und Verhältnisse unter den Menschen, wie sich solche gestaltet haben. —

Die Lage und natürliche Beschaffenheit des Kreises Solingen ist ferner, wichtig zum Verstehen der Seite 7 bis 15 folgenden, nicht ohne sichtliche Zeichen genauerer Kenntniss der Special-Geschichte des Landes aufgetragenen „Geschichtlichen Andeutungen“. Wegen der in frühester Zeit sumpfigen und waldigen Beschaffenheit des Kreises Solingen, ließen die Römer auf ihren Zügen in das nördliche Deutschland höchst wahrscheinlich die Gegend unberührt und zogen über den Taunus und an der Batavischen Grenze. Daher faßte Römische Bildung hier nicht Wurzel; Anklänge derselben sind hier nicht nachzuweisen; die Entwicklung der Verhältnisse gehört ausschließlich neuerer Zeit. Denkmale Römischer Baukunst, Erinnerungen an eine berühmte Vergangenheit fehlen; Klöster und niedere Adel setzten sich im 11ten, 12ten u. 13ten Jahrhundert in Monheim, Bichrad, Solingen, Leichlingen u. s. w. aber nirgend mit großem Grundbesitz, sehr früh entstanden einzelne Höfe, wo das durchschnittene Terrain die Niederlassung begünstigte. Das ganze Ländchen fiel nach und nach an die Grafen von Berg; aber überall bei Klöstern und Gutsbesitz ward dem Arbeiter von früh an ein unabhängiges Loos; — für kleinen Besitz zu cultivirenden Landes, wo es strichweis vorhanden, ward Zins und Rente stipulirt; — eigentliche Frohndienste kommen nicht vor, — es hatte jeder freien, uneingeschränkten Gebrauch seiner Kräfte und seines Vermögens zum eigenen Vortheil; schon im 13ten Jahrhundert lebte in diesem, so lange ungenutzten Landstriche eine recht thätige und nicht dürftige Bevölkerung. — Wenn in dem Kreise Solingen im Mittelalter reiche Bistümer und Klöster, großer Territorialbesitz nicht entstand; überhaupt die Natur nicht begünstigte, erworbenes Kapital stehend in Grund und Boden leicht

und sicher anzulegen; deshalb auch in großen Städten, oder sonst in Centralpunkten ein mehr contemplatives Leben, oder auch irgendwo ein rein wissenschaftliches Streben weniger Platz griff; so ist es andererseits die durch Status-Verhältnisse bedingte praktische Seite der örtlichen Geschichte dieses Kreises, daß jede Thätigkeit des „kleinen Mannes“ stets ihren Lohn fand, und diese Vielen möglich machte, mit Wenigem auszureichen, ohne zu darben, weshalb der Kreis das Bild des Wohllebens und mäßigen Glückes in sehr vielen Familien giebt, hier eine zusammengedrückte Bevölkerung voller Regsamkeit und Leben gefunden wird.

Es sind im Kreise Solingen:

26,901 Morgen	126 Ruten	20 Fufs	Waldfläche,
7,205 —	71 —	30 —	Heiden,
106 —	—	20 —	Oeden,
85 —	120 —	60 —	Sumpfe und Moräste.

36,300 Morgen 138 Ruten 30 Fufs unbebautes Land. Da dieses meist strichweis zusammenliegt, die Bevölkerung, wenn sie auch grossentheils auf einzelnen Höfen wohnt, immer doch in den Ortschaften und auf dem kultivirten Boden zusammen wohnt, so bleiben nach Abzug jener 36,300 M. 138 R. 30 F. von d. ganzen Fläche d. Kreises von 114,952 — 9 — 20 —

78,651 M. 50 R. 90 F.

oder 3,91995 geographische Quadrat-Meilen, die im strengeren Sinne des Wortes eigentlich nur bewohnte Gegend; wonach auf jede bewohnte und bebaute geographische Quadrat-Meile des Kreises Solingen 13,290 Menschen fallen. — Wenige Landstriche in Europa möchten in gleicher Art dicht bevölkert sein! — Westflandern in Belgien zählte 1815 auf der Quadrat-Meile 11,000 Menschen und bei dem Abfalle von Holland 13,000, nachdem es 15 Jahre in dem Besitz des Hauses Oranien gewesen. Aber in Westflandern liegen Brügge, Ostende, Ypern u. s. w.; schwerlich ist dort eine Fläche von fünf Quadrat-Meilen, bei welcher nicht die Bevölkerung einer oder mehrerer beträchtlicher Städte von Gewicht sind für das Populationsverhältniß einer Quadratmeile. Im Kreise Solingen sind nur 3 Städte und ähnliche Orte, von denen die Hauptstadt Solingen nur 3,880 Einwohner hat, und 16 Kirchdörfer. Die ganze übrige Bevölkerung wohnt zerstreut in 764 einzelnen Niederlassungen. Eine solche Zersplitterung der Wohnenden macht die bürgerliche Einteilung notwendig, nach der um gewisse Orte, die nicht einmal

Kirchdörfer sind, wie z. B. Dorp, Hühcheld, — die Bewohnenden zum Vortheile als Bürgermeistereien überwiesen sind. Nach diesen, 12 an der Zahl, sind alle Listen aufgenommen, und so auch die Bevölkerungen und die Verhältnisse in den Werkstätten. Hauer von Hauer angegeben. Dies war allerdings nach den amtlichen Verhältnissen auch richtig und angemessen; — dennoch hätten wir gewünscht, daß der Hr. Verf. die oben erwähnten 3 Städte und 16 Kirchdörfer namentlich und mit ihrer Bevölkerung besonders angegeben hätte. Dies ist nirgend geschehen. Wir stellen nach anderweitigen Notizen an, daß in den 19 grössten Ortschaften etwa 15,000 Menschen wohnen; alle übrigen — etwa 36,000 Menschen — wohnen demnach in ganz kleinen Ortschaften, in Gruppen von etwa 10 Häusern und einzelnen Niederlassungen, auf einem Räume von vielleicht kaum 3 Quadratmeilen.

Diese Wohnungsverhältnisse verständlichen uns theil der einen Seite das Bild, welches schon Tacitus von den zerstreuten Wohnsitzen unserer Vorfahren gab, und bringen andererseits der Gegend ein freundliches Ansehen, beleben und verbreiten mehr allgemein den Verkehr, und verschaffen den Betribskräften eine nicht ausgedehnte, gleichwohl ungetrennte Wirksamkeit. — Es ist das Wupperthal; es sind die Ufer der vielen Flüßchen und Bäche; — die Landstraßen und Kommunikationswege, die von fleissigen Menschen eng bewohnt sind; und wohl mag der Reisende auf den belebten Straßen und auf den bebauten Feldern und Wiesen den ganzen Tag den Kreis durchstreifen können, ohne einen Augenblick bewohnte Stellen aus dem nahen Gesichtskreise zu verlieren.

Wir heben aus den genau angegebenen Bevölkerungsverhältnissen (S. 23.) noch hervor: daß die männliche Population von 36,135 die weibliche 35,325 übersteigt. Im Jahre 1817 stand die männliche Bevölkerung gegen die weibliche im Preussischen Staate wie 62 : 63; wenn dies auch in den vorhergegangenen Kriegen seinen vorzüglichsten Grund hatte, so ist doch ein umgewandtes Verhältniß von 100 zu beinahe 105 auffallend und findet vielleicht in der Schwierigkeit, eine Familie zu erhalten und in dem deshalb bei den Arbeitern in den Fabriken oft eintretenden Stande seine Erklärung. Dahin gehört auch, daß wenn sonst auf

August 1833.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Freiherrn von Hauer.

(Fortsetzung.)

Schaafe sind aus eben dem Grunde nicht so viel, und namentlich nicht so veredelt, als in andern Theilen der Monarchie, z. B. Schlesien. In den gebirgigen Gegenden des Kreises ersetzen die Ziegen, deren 3,020, also etwa 600 auf der Quadratmeile vorhanden sind, auch in Betreff des Milch zum Theil die Kühe. —

Der Naturfonds, der Grund und Boden, der Ackerbau, die Viehzucht, sind es nicht, was Menschen Hände, Menschen Fleiß, Menschen Arbeit hervorbringen können, was Gewerbe oder vielmehr Fabrication vermag, ist es, was den Kreis Solingen in Europa und bis jenseits des Weltmeeres bekannt und berühmt gemacht hat. Wir wenden uns zu diesem interessanten Abschnitte in dem Werke des Hrn. von Hauer.

Es ist zunächst keine Frage, daß bei der Fabrication die Theilung der Arbeit zu einem Grade getrieben werden kann, bei welchem die Waare von einer Güte und in einer Menge geschafft werden kann; wie nicht möglich ist, wenn solche selbstständig von einem Gewerhtreibenden, einem Meister mit Gesellen und Lehrling geliefert wird. Indessen wäre es doch kein wünschenswerthes Verhältniß, wenn in einem Lande oder einer Provinz das Fabrikwesen dergestalt sich ausdehnte, daß alle Waare nur fabrikmäßig gearbeitet würde, weil es für manche Waare wichtig sein kann, daß ein einzelnes zu einem bestimmten Zweck bestelltes Stück von demselben Manne vom Anfang bis zu Ende gefertigt wird; außerdem aber — wenn alles Gewerbe Fabrik wird — sich im Lande ein sehr beachtenswerther Mittelstand verliert, der Bürger und Meister, dessen Verschwinden in vieler Beziehung nicht wünschenswerth ist. Es ist erfreulich, daß in einem Fabrikland.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

chen, wie der Kreis Solingen, neben den Fabriken noch recht viel freie Handwerker, als solche, bestehen. Nach Seite 67. sind deren 1,791, und da man in der Hauptsache diese als Familien rechnen muß, und der Kreis 9,718 Familien zählt, so kommen also etwa auf 100 Familien, 18 Handwerker, oder wenn man einen bedeutendern Theil der 9,718 auf Gesellen rechnet, immer doch auf 100 Familien gewiß 15 Handwerker; ein Verhältniß, wie es da, wo keine große Fabrication neben den Gewerben besteht, nicht erreicht wird. Im Regierungsbezirk Danzig kamen 1818. auf 100 Familien 13 Handwerkerfamilien. Im Regierungsbezirk Minden auf 100 Familien etwa 11 Handwerkerfamilien.

Die Hauptfabrication im Kreise Solingen ist die der Klingen, die so weit und so lange berühmt ist, die Eisen- und Stahlfabrication in der Stadt Solingen selbst und deren Umgegend. Es sind geschichtliche Andeutungen vorhanden, nach denen nach einem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs I., den ein Graf von Berg begleitete, Steyermark oder Damascus die Wiege der Solinger Fabrik ist. Auf Cypem lag ein Ort, der Soli — sólo, — hieß — und seiner Metalle wegen berühmt war. — Im Jahre 1401 erhielten die Genossen dieses Gewerbes in Solingen das erste landesherrliche Privilegium mit einer zufälligen Verfassung, auffallend ähnlich derjenigen, welche ungefähr 100 Jahr früher den Eisen- und Stahlarbeitern zu Sheffield in England gegeben ward.

Ueber die jetzt bestehende Fabrication der Klingen giebt Hr. von Hauer nähere Notizen über die Theilung der Arbeit bei derselben. Wird die Klinge montirt, so durchläuft sie bis zu ihrer Vollendung 13 Stadien.

Der Preis der einzelnen Klingen steigt von wenigen Groschen bis zu 50 und mehr Louisd'oren. Man kann annehmen, daß im Ganzen jährlich 100,000 Klingen zu einem Fabricationswerth von 300,000 Thlr. gefertigt und zu diesen 4000 Centner Eisen verbraucht werden.

An die Fabrication der Klingen reiht sich die des Messer. Durch sieben verschiedene Hände geht dies Fabricat, ehe es fertig wird; der Preis der Messer steigt von 12 Sgr. das Dutzend bis zu 40 Thlr. Feder- und Jagd-Messer steigen von 1 Sgr. bis zu 2 — 3 Louisd'or. Chirurgische Werkzeuge werden nur einzeln und selten verfertigt. „Die große Genauigkeit, sagt Herr von Hauer, welche hierfür erfordert wird, schreckt die Arbeiter, denen es an regelrechter Anleitung und deshalb an Ausdauer fehlt“.

An die Messerfabrication schließt sich die der Scheren; bei diesen theilt sich die Arbeit in fünf Abschnitte; und die Preise variiren von 1 Thlr. bis 30 Thlr. und das Gewicht von 6 lb bis $\frac{1}{2}$ lb pro Dutzend.

Als Nebenartikel, die jedoch in vielen Fällen Hauptgewerbe mancher Individuen werden, kommen noch vor: Korkzieher, Sporen, Feuerstahle, Stiefeleisen und Nergleichen.

Diese Eisen- und Stahlgewerbe sind im Besitz von 81 Häusern, von denen jedoch einige bloße Handwerker mit Selbstverlag sind; sie ernähren 2136 Familien, fast $\frac{1}{2}$ der ganzen Bevölkerung. — Arbeiter, Männer und Jünglinge (so daß also mehr als einer auf die Familie kommt), können 4000 angenommen werden; auch Knaben werden oft sehr früh als Lehrlinge angenommen, wie selbst für die Entwicklung ihrer körperlichen Kräfte nicht zuträglich ist. Diese bekommen sehr geringen, oft gar keinen baaren Lohn, und sie mit eingerechnet, kann der Tagelohn, — der überall stückweis gewährt wird — höchstens auf 10 Sgr. angenommen werden.

An diese Hauptmetallgewerbe des Kreises reißen sich seit einigen Jahren zwei Fabriken von messingenen Regenschirmbeschlägen, die zum Theil mit erfreulicher Schnelle fortschreiten. — Außer diesen Metallgewerben sind noch Webereien, Spinnereien, eine Bleiweißfabrik, 2 Tabakmanufakturen, 2 Papiermühlfein im Kreise Solingen. Hr. von Hauer versucht das Resultat aller dieser Fabricationen in eine Tabelle zusammenzudrängen.

Wie mißtrauisch wir auch im Allgemeinen gegen dergleichen Berechnungen sind, so ist doch der Verf. bei seinen Angaben sichlich mit Vorsicht verfahren; und wir glauben folgende Schlüsse aus der gegebenen Darstellung um so mehr mit Sicherheit ziehen zu können, als bei vielen Betrachtungen die einzelnen Po-

tionen der Hauptsummen auf bestimmten Daten beruhen:

1) Der Gewinn aus der Fabrication ist im Kreise Solingen sehr erheblich und der baare Ertrag gewiß größer, als was aus baarem Kinde aus Groland und d. d. gewonnen wird.

2) In großem Verhältnisse alle übrige Fabrication überwiegend ist die Eisen- und Stahlfabrik im Kreise Solingen, 75 von 104, d. h. $\frac{3}{4}$ aller Fabrication — Wie in einer Stadt für den einzelnen Gewerbetreibenden es ein oft unberechenbarer Vortheil ist, wenn schon von Vater auf Sohn seit langer Zeit sein Geschäft bestand, und der neu sich etablirende dagegen schwer aufkommt, — wenn jener nur mit den Zeitbedürfnissen fortschreitet — so ist es auch mit der Fabrication im Großen. Das Klingen und Stahlfabriken in Solingen seit fünf bis sechs Jahrhunderten bestehen, steht gar wissenschaftlich deren ferneres Bestehen. Dadurch gründet sich Ruf und Absatz in weite Entfernungen hin, danach ordnet sich alle Verhältnisse im Inlande. Und so mächtig ist die Gewalt eines solchen Bestehens einer bestimmten Fabrication in gewisser Gegend, daß als den Nachbarn weit aufwiegt, der eben durch ein so langes Bestehen für den Fortschritt der Fabrication in sich herbeigeführt wird. Der Hr. Verf. führt an mehreren Stellen an, daß die Arbeiter bei den Eisen- und Stahlfabriken von ihrer gewohnten Art und Weise schwer ablassen, zu Verbesserungen oft nicht Geschick haben, gegen solche meist ein Widerstreben statt findet. Wie nahe liegt es, daß chirurgische Instrumente in Solingen gefertigt werden, und wie wenig werden fabricirt, wie schwer ist der Uebergang zu dieser Arbeit, der doch in sich so leicht sein könnte. — Nur langsam treten bei solchen Fabricationen kleine Verbesserungen ein, greifen dann aber um so sicherer Platz.

3) Neue Fabricationen gedeihen in einem Landstrich wie Solingen, offenbar am besten, wenn sie sich an schon bestehende anlehnen. Die Regenschirmbeschlagfabrik — ein an sich so unbedeutendes Object der Fabrication — schließt sich den kleinen Stahl- und Eisenfabricationen an, zahlt mehr Lohn als die Eisen- und Stahlfabriken, 120 Thaler statt 100 Thaler jährlich; und 2 Fabriken schaffen für 45,000 Thaler Geldwerth.

4) Durch die Fabricationen erhalten im Kreise Solingen 5,538 Arbeiter jährlich 502,988 Thaler Lohn;

& 2. ein Jücker jährlich 89 Thlr. 6 Sgr. 5, 14, Pf., fast nahe 90 Thlr., und täglich à 300 Arbeitstage 8 Sgr. 11, 17, Pf. oder ganz nahe 9 Sgr. Die Fabrikherren haben hauptsächlich zwei Wege, ihre Waare wohlfeil zu stellen und Konkurrenz zu halten, das Niederdrukken des Arbeitslohns und die Anwendung von Maschinen. In der Regel greifen sie zunächst zu dem ersten Mittel, setzen den täglichen Lohn so niedrig, als immer möglich, und erreichen dies nebenbei auch durch Heranziehung der Kinder, die viel weniger erhalten. Es ist ungleichlich, wie weit hierin gegangen wird, wie die Solinger Weber bezeugen können, und ein Glück, wenn die Art der Fabrikation nicht gestattet und sonst Umstände verhindern, daß hierin zu weit gegangen wurde; wie dies im Kreise Solingen auch der Fall nicht ist. Der Lohn stellt sich verschieden nach den verschiedenen Fabrikationen. Bei der Tabakfabrikation, bei der 26 Kinder und 8 Männer gebraucht werden, auf 44 Thlr. jährlich pro Kopf; bei Baumwollenzug und Tuchfabrikation, wo gleichfalls Kinder gebraucht werden, auf resp. 60 Thlr. und 80 Thlr.; bei der Eisen- und Stahlfabrikation, der bei weitem größten, auf 100 Thlr.; bei der Regenschirmbeschlagfabrik auf 120 Thlr. So groß auch die Neigung sein mag, bei der Eisen- und Stahlfabrikation Kinder zu benutzen, so ist es doch physisch unmöglich, dem Lehrling zu diesen Arbeiten in Metall allzufrüh anzunehmen, weshalb bei der hauptsächlichsten Fabrikation der Arbeitslohn à 10 Sgr. pro Arbeitstag auch ganz angemessen bleibt. Bei der Regenschirmfabrik wird eine Dampfmaschine gebraucht, und das Arbeitslohn steht höher, als bei der übrigen Eisen- und Stahlfabrikation.

Günstig für die Klasse der Fabrikarbeiter im Kreise Solingen ist ferner, daß — wie weit die Theilung der Arbeit in der Eisen- und Stahlfabrikation geht — diese doch dem Arbeiter meist eine gewisse Selbstständigkeit und im schlimmsten Falle die Möglichkeit läßt, von seiner Arbeit zu einer andern überzugehen. Der Schleifer, der keine Klingen zu schleifen hat, kann Messer und Scheren schleifen u. s. w. Günstig endlich ist der Grundbesitz, der neben dem Arbeitslohn Nahrungsmittel gewährt.

5) Wenn wir auch mit dem Hrn. Verf. der Meinung sind, daß bei der Fabrikation man möglichste Freiheit gestatte und keinesweges hindere, daß Fabrikationen — wie die von Baumwollenzug und Taback

— aufkommen, die ihr Material meist vom fernem Auslande beziehen; so ist es andererseits doch günstig, wenn bei den hauptsächlichsten Fabrikationen die Hauptstoffe im Inlande abzuheben. Schwermetallisches Eisen wird gar nicht mehr verarbeitet; die Eisgießen und Eiserne Hütten liefern das Eisen und den Stahl zu der Solinger Fabrikation; das Material zu allen Solinger Fabrikationen ist dem Geldwerthe nach 251,952 inländisch, 86,543 ausländisch, wie 3 : 1, wobei die wichtigsten ausländischen Stoffe Baumwolle und Taback bleiben; — für die Hauptfabrikation in Stahl und Eisen wird im Inlande geliefert 184,405 vom Auslande 19,200, also 96 : 10, — vom Auslande kommen fast nur die Polirstoffe, feine Hölzer zu den Griffen, Perlenmutter u. a. w. zu Verzierungen.

6) Wenn man von den von Herrn von Haver berechneten Geldwerthen der Fabrikate das Arbeitslohn und den Preis der in- und ausländischen Materialien abrechnet, so erhält man:

für 81 Stahl- und Eisen-Fabrikherren	146,395
— 2 Regenschirmbeschlag — — —	20,708
— 6 Baumwoll. — — — — —	21,197
— 15 Tuch — — — — —	14,725
— 4 SayetSpinnerel — — — — —	1,700
— 4 Bürstenmacher — — — — —	800
— 2 Tabaka — — — — —	10,220
— 2 Papier — — — — —	7,400
für 116 Fabrikherren	228,145 Thlr.

also im Durchschnitt einer 1,924 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Ueber die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung von Dr. C. Ullmann, ord. Prof. d. Theol. zu Halle. Zweiter verbesserter u. vermehrter Abdruck. Hamburg 1833. 8.

Das Christenthum muß einerseits einen festen, historischen Grund, andererseits einen innerlichen und idealen Charakter haben, sagt der Verf. Man muß deshalb die Totalität des geistigen Lebens Jesu als den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ins Auge fassen. Zwar haben die Apostel die göttliche Sendung und Messianität Jesu durch Wunder und Weissagungen bewiesen, nach dem Bedürfnisse ihrer Zeitgenossen. Weil aber die Betrachtung der geistig-aitlichen Erscheinung Jesu jetzt mehr Wirkungskraft besitzt, so ist unser Bedürfnis: uns an diese zu halten. (We bleibt aber der obige streng historische Grund des Christenthums bei dieser Betrachtungsweise, ist das

nicht ein bloßes willkürliches Zurechtmachen eines Christenthums für unsre Zeit! Doch sollen wir auch diesen Weg der Betrachtung nicht für den allein richtigen halten, sondern es giebt mehrere Beweise, nach denen es kommt als gleichgültig heraus, auf welchem Wege man zur Anerkennung christlicher Wahrheit gelangt, von dem das Gemüth, zu greifen, wird. Dieser parteinische Zweck seiner Abhandlung perat der Vf. einen apologetischen; einen dogmatischen soll sie nicht haben, sie will daher den Glauben an die Heiligkeit Christi nicht von einer Idee, sondern von der geistvoll (?) und lebendig aufgefälschten historischen (?) Erzählung, von einem Factum aus begründen, sie will nicht auf der Göttlichkeit Christi seine Unmöglichkeit ableiten (was allein der richtige Weg gewesen wäre), sondern von der Ueberzeugung, (wie soll es dazu kommen auf, solchen Wege?) von der Sündenfreiheit des Erlösers zur Anerkennung seiner Göttlichkeit führen. Sie soll eine Besprechung des Gegenstandes sein, und ein solches Sprechen darüber ist sie allerdings. Idee und Factum sind für den Vf. unüberwindliche Gegensätze. Die Idee ist in seinem Sinn das Anmerkliche; das Factum in der Religion: kann ein ideelles sein. Ueberhaupt kommen in dieser Abhandlung seltsame Kategorien vor z. B. der ganz gemeine, rationalistische Gegensatz von Gott und Jesu, wie S. 13. Nur von Gott selbst in seiner ewigen und absoluten Heiligkeit kann die reine Unmöglichkeit des Sündigens prädicirt werden, aber sobald (?) wir Jesu auf gesunde (?) Weise und im Sinne der Schrift alle sittlichen Anlagen des Menschen beilegen u. s. f. So auch der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit, wie S. 15. seine Heiligkeit wäre nicht zugleich Resultat der Freiheit, sondern ausschliesslich der innern, unänderlichen Nothwendigkeit seines Wesens, wie wir die göttliche denken müssen u. s. w. So die Nothwendigkeit, ohne die Freiheit, wäre Gott vielmehr die Natur, höchstens das Fatum. Wir müssen uns überhaupt in Jesu etwas denken, wenn es auch bloß ein Abstraktes, ein nie erfüllter Gedanke ist. S. 15. Sie selbst arbeitet der Vf. bewußtlos entgegen, indem er sagt: bei diesem nicht dogmatischen, sondern apologetischen Versuch, der also diejenigen zu berücksichtigen hat, die noch nicht von der Wahrheit und Göttlichkeit überzeugt sind, sei es sachgemäß (?): nur von allgemein anerkannten und zugestandnen Sätzen auszugehen. Nun laßt aber Niemand, daß Jesu wahrer und vollkommener Mensch gewesen. Indem jedoch der Verf. von dieser menschlichen Seite her die Sündlosigkeit Jesu darthun will, muß ihm notwendig vielmehr der „allgemein anerkannte und zugestandne Satz“ in den Wurf kommen, daß kein Mensch ohne Sünde sei. Daß Jesus, davon eine Ausnahme machen soll, kann der Vf. von diesem Standpunkt aus nur halbwegs erlangen. Es könne uns, sagt er, nichts hindern, anzunehmen (ja anzunehmen wohl, d. h. uns einfallen zu lassen, aber daß es auch wahr, notwendig und wirklich sei, beweisen, ist doch wohl noch etwas anders, aber das wäre dogmatisch), daß durch die Einwirkung der schöpferischen, weltordnenden Causalität in einem be-

stimmten Individuum einseitig die allgemeine Fortpflanzung des Hanges zur Sünde unterbrochen und das sittliche Vermögen in ursprünglicher Integrität wieder hergestellt, andererseits eine solche Fülle sittlicher Kraft niedergelegt und fortwährend lebendig erhalten worden sei, daß u. s. w. Diese Argumentation, die Verf. auch S. 108 wiederholt, ist nicht ganz unbedenklich. Als Aufnahmestmittel beigebracht, spilt die ganze Untersuchung aus, letzt in das Gebiet des Wunderbaren, welches doch nicht das Princip der Untersuchung ist, und sieht ganz wie ein äußerlicher Nothbehelf aus, um zu erhalten was man wünscht. Wie ist es möglich, in Christo den Sündenlosen zu erkennen, wenn er so nur, wie von dem Vf. geschieht, als dieser einzige Mensch, als Individuum betrachtet wird? Wird er dann auch noch nicht, wie gleichfalls von dem Verf. geschieht, ideell, nicht auf dem Grunde der Nachrichten des N. T., so bleibt doch die Besorgnis, die sich auch hier einem jeden leicht aufdringt, daß dieses alles nur durch uns und ihn hineingedacht werde und er was er ist, nur diesem unsern Denken von ihm verdanke, nicht vor gutta Meinung von ihm, und ist das nicht eher eine Beleidigung, als Verherrlichung dieser Person? Ist das nicht ganz nur die Kantische Idee von dem Heiligen der Erkenntnis? Führt eine solche Darstellung nicht selbst den die Wahrheit Glaubenden zuletzt in endlose Zweifel hinein, zumal wenn ihm alle Einwendungen, wie im 3. Abschn. geschieht, vorgelegt und auch nicht eben immer glücklich beantwortet werden? Die Wirklichkeit, sich an der Sündlosigkeit Jesu zu glauben, sagt der Verf. gegen sie sich selbst gewiss, und sich haben jedesmal und unabweisbar, gewiss zu machen weiß, das heißt, wenn er es von sich behauptet und es andern glauben zu machen weiß. Welch ein gefährlicher Satz so in abstracto! „Wir sind nicht der Meinung“, sagt der Verf. (als ob aus der bloßen Meinung eine andere Vorstellung, als diese hervorgehen könnte), daß aus dem Einsicht mit dem Vater der menschlichen Begriff der Wesenheit und die ganze christliche Lehre von der Heiligkeit des Sohnes mit dem Vater abgeleitet werden sollte“. S. 41. Wenn der Vf. sich vom Meinen zum wahren Erkennen erheben wollte, so würde er anders denken. Die Widerlegung dessen, was in der Versuchungsgeschichte und in bestimmten Thaten Christi die Sündlosigkeit Beeinträchtigen und liegen soll, macht selbst ganz nur der Ausdruck einer Unschlüssigkeit. Ueberhaupt ist die Denkart des Verfs. in dieser Abhandlung wesentlich rationalistisch, jedoch mit Versicherungen des Glaubens an die Gottheit Christi, Offenbarung Gottes in ihm u. s. w. daneben. Aber es fehlt der Kern der innern Einheit. Die Schwäche der Abhandlung ist die Scheu vor dem dogmatischen Standpunkt, der sich halten auf dem apologetischen, theologischen, welche der Verf. ausdrücklich als glückliche Lösung der Aufgabe. Mit dem bloß negativen Bestimmung der Unmöglichkeit allerlei Raisonnements darüber. Berufung auf Predigten und dergleichen kann die Erkenntnis in der Wissenschaft nicht gefördert werden.

August 1833.

Statistische Darstellung des Kreises Solingen im
Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Ersch,
Herrn von Haver.

(Fortsetzung.)

Da die größeren Gutsbesitzer wenig über 300 Morgen besitzen dürften, es für solche Güter bei den günstigsten Voraussetzungen wohl nicht einmal angeht, 3 Thlr. pro Morgen Ertrag zu rechnen, so ist klar, daß die vermögenden reichen Leute im Kreise Solingen nicht die Gutsbesitzer sondern die Fabrikherren sein müssen, zumal von letzteren, da Eisen- und Stahlfabriken zum Theil handwerksmäßig getrieben werden, viele nur 200 Thlr., 400 Thlr., u. s. w. jährlich verdienen, während daher statt der Durchschnitts-Summe von 1,924 Thlr. einzelne 3000 Thlr., 4000 Thlr., ja 8,000—10,000 Thaler jährlich gewinnen mögen.

7) Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Hr. Vf. über die große Klingenfabrik noch mehr geschichtliche Mittheilungen gegeben hätte, und namentlich, wie bei veränderten Sitten- und Zeitverhältnissen, als der Degen noch zur Kleidung gehörte, als etwa seit 1630, die Colonialwaaren in Amerika angebaut, und Messer für die Zuckerplantagen nöthig wurden, — als die stehenden Heere mehr und mehr organisirt wurden, — mit sinkender oder steigender Nachfrage der Absatz und die Summe der Fabrikation fiel oder sich mehrte.

Die Kommunal-Verwaltung ist im Kreise Solingen nach dem Bergischen Dekrete vom 1sten December 1808, geordnet, und durch dieses in den Hauptzügen zweckmäßige Gesetz, der früheren unordentlichen Finanz-Verwaltung bei den Gemeinen Einhalt geschehen. Wir ersehen aus den von dem Hrn. Verf. ziemlich vollständig mitgetheilten Kommunal-Etats, daß jetzt an Kommunal-Lasten auf den Kopf im Durchschnitt 17 Sgr. 10 Pf. kommen. Dieser Mittelsatz stellt sich jedoch nach den einzelnen Kommunen verschieden. So

lingen, das noch die meisten Schulden hat (24,460 Thlr.) zahlt pro Kopf 1 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf.; Dorf dagegen, welches nur noch 273 Thlr. Schulden hat, pro Kopf 14 Sgr. 6 Pf. Die Stadt Berlin hatte nach der 1831. erschienenen amtlichen Bekanntmachung im Jahre 1830. an Haus-Miethssteuer, und Nachtwachtgeld eine jährliche Einnahme von 381,367 Thlr., d. h. also pro Kopf 1 Thlr. 18 Sgr.; — weshalb man hiergegen die Kommunalabgaben im Kreise Solingen nur sehr gering nennen kann, da bei einer so großen Stadt, wie Berlin, wenn auch viele Arme zu unterhalten, überhaupt große Ausgaben sind, doch bei so großen Einnahmen sich auch andere finanzielle Operationen machen lassen, als bei kleineren Kommunen, ferner aber von letzteren viele im Kreise Solingen gar kein Kämmerer-Vermögen haben, welches bei Berlin in dem Grade nicht der Fall ist.

Durchaus einverstanden sind wir mit dem Hrn. Verf. über die Art der Erhebung der Kommunalsteuern. Derselbe führt an, daß einige Kommunen im Kreise Solingen nach besonderen Sätzen und Formen, als Einkommensteuer (eigentlich ein willkürlicher Vermögens-Anschlag) und in anderer Art die Kommunal-Abgaben erhöhen. Es bleibt das einfachste und wünschenswerthe, wenn die Kommunen rücksichtlich ihrer Abgaben an das Steuersystem des Staats sich anschließen; — eine Hebung des Kommunal-Erfordernisses mittelst einfacher Steuerzuschläge erspart die Weisheit doppelter Rollen, mindert die Einziehungskosten, und sichert die Beitragspflichtigen gegen verdoppelte Vexationen eines zweifachen Beitreibungsverfahrens.

Durch Einführung einer ständischen Repräsentation ist auch im Kreise Solingen eine lebhaftere Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten erweckt, und bereits manches Gute bewirkt.

Die wichtigste Frage für das öffentliche Leben ist die Frage über Steuern und Landesabgaben.

„Abgaben geben und sterben müssen wir alle“

sagt irgendwo Franklin. Wir möchten diesen an sich wahren Ausspruch so ausdrücken: „Wenn wir leben wollen, in dem Zustande der Civilisation, der Ordnung und Gerechtigkeit, die wir im wohlorganisirten Staate genießen, so müssen wir Abgaben geben.“ Sie sind nothwendig für alles, was der Staat an Ordnung, Ruhe, Sicherheit gewährt, weshalb es nur darauf ankommt, sie auf richtige Weise zu vertheilen und die Last ist verhältnißmäßig gering gegen das, was dafür gewährt wird.

Herr von Hauer skizzirt, wie geschichtlich im Bergischen das Steuersystem sich gebildet, er zeigt, wie früher die Steuern willkürlich vertheilt worden, welche Bedrückungen dadurch entstanden, und wie erst mit dem Anfang dieses Jahrhunderts eine allgemeine Besteuerung nach bestimmten Principien gesetzlich eingeführt wurde.

Was die nach der jetzigen Steuerverfassung in dem Kreise Solingen erhobenen Steuern betrifft, so sind es hauptsächlich nur drei, die der Verf. näher beleuchtet: die Grundsteuer — die Gewerbesteuer — die Klassensteuer.

Nimmt man sämtliche Abgaben — incl. der früheren städtischen Auflagen und der Kommunalsteuern zusammen, so ergibt sich nach Seite 199 mit Berücksichtigung der verschiedenen Bevölkerungsverhältnisse durchschnittlich:

in der Zeit von	1744	pro Kopf	43,000000 Sgr.
— — — —	1744	— —	— — — —
— — — —	1744	— —	38,036300 —
— — — —	1793	— —	— — — —
— — — —	1793	— —	31,033375 —
— — — —	1806	— —	— — — —
— — — —	1806	— —	57,042200 —
— — — —	1816	— —	— — — —
— — — —	1816	— —	67,00 — —
— — — —	1821	— —	— — — —
— — — —	1821	— —	70,033300 —
— — — —	1830	— —	— — — —

Wenn nun gleich der Betrag fast um das Doppelte gestiegen ist, so ist der Umschwung der Erwerbsmittel in gleichem Verhältniß (Seite 200.) gestiegen; — mehr als noch einmal so viel wird gegen sonst für die erhobene Steuer geleistet; während 1745. bis 1806. bei Mangel an Mitteln immer sofort zum Schuldenmachen geschritten ward, und zwar in einem solchen Grade, daß 1816. noch 81,357 Thlr. zu bezahlen waren, also pro Kopf 1½ Thlr., ja noch jetzt Schulden von der Zeit des siebenjährigen Krieges her zur Sprache kommen und die Nachkommen heute für die nicht geordnete Wirthschaft der Vorfahren büßen müssen; und während jetzt mit Ordnung und wenn gleich man-

chem Einzelnen schwer, so doch im Ganzen ohne zu große Ueberlastung der Unterthanen die Steuern eingehen — wie aus den Seite 227. angegebenen, verhältnißmäßig wenigen Pfändungen wegen der Steuer (4 wirkliche Zwangsverläufe durchschnittlich jährlich) hervorgeht, ließ der Bürgermeister Johann Knecht zu Solingen am 4ten April 1756. von den Kanzeln publiciren, daß die Einwohner, welche ihre seit 3 Jahren verbliebenen Steuerreste (damals etwas über die Hälfte pro Kopf gegen jetzt) nicht innerhalb 4 Tagen abführten, gewärtigen müßten, daß „den Schuldigen ohne Ansehen der Person die Hausthüren stillen weggehakt wurden“, wodurch freilich die Regierung sehr unmittelbar den öffentlichen Schutz des Eigenthums wegen Ausbleibens der zur Aufrechthaltung desselben zu leistenden Zahlungen entzog. — Es ist interessant, die Resultate der einzelnen Steuern zu vergleichen. Alle Steuern treffen am Ende allerdings das Einkommen des Besteuernten. Aber die Erfahrung aller Zeiten und Staaten lehrt, daß man geirrt hat, wenn man direkt auf das Einkommen Steuern legt. Das Einkommen eines Individui erkennt sich am besten durch das, was ein Jeder ausgiebt; und so werden am Ende die indirekten Abgaben, welche Handlungen besteuern, die zuletzt die Ausgaben der Verzehrenden treffen, praktisch die direkten Abgaben mehr und mehr zurückdrängen.

Früher glaubte man, die Quellen des Einkommens, die am reichlichsten vorlagen, zunächst und am meisten besteuern zu müssen. Dies war der Grund und Boden. Also mit einer Grundsteuer fing man an; ja es hat staatswirthschaftliche Systeme gegeben, welche die Grundsteuer nicht sowohl als hauptsächlichste, sondern als die einzige zulässige und richtige Abgabe bezeichneten. Wie ganz anders stellt sich die praktische Ansicht der Sache! Während im Kreise Solingen 1745—1765 pro Kopf 43,000 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 27,00 Sgr. und während 1821 pro Kopf 70,00 Sgr. Steuern erhoben wurden, betrug die Grundsteuer pro Morgen 19,00 Sgr. Der Quotisationsatz bei der Grundsteuer ist fortdauernd herabgesetzt worden; und mit Recht, denn diese Steuer trifft keinesweges den Besitzer nach Verhältniß seines Einkommens, sie wird als Reallast einer Hypothekschuld gleich; und ein Grundbesitzer kann sehr viel Grundsteuer zahlen, während er selbst von seinem Gute sehr wenig reine Einnahme bezieht.

Die Gewerbesteuer beträgt im Kreise Solingen im Ganzen 9,429 Thlr. 20 Sgr. ein; der Durchschnittsatz stellt sich nach den Gewerben verschieden, wie dies aus den Tabellen Seite 206 und 207 speciell ersichtlich ist. — Der Hr. Verfasser macht bei der Eigenthümlichkeit des Kreises Solingen mit Recht darauf aufmerksam, daß da viele Bewohner desselben mehrere Gewerbe zugleich betreiben, hierauf bei ihrer Heranziehung eine billigere Rücksicht, als hier jetzt geschieht, genommen werden sollte. —

Die Klassensteuer betrachtet der Hr. Verf. sehr richtig im Zusammenhang mit der ganzen direkten Besteuerung als Ausgleichungsmittel. Denn, wenn die direkten Steuern den Besitz, das, was ist, treffen sollen, die Grundsteuer den Grundbesitz, die Gewerbesteuer das Gewerbe als solches trifft, so fehlen alle die, deren Besitz ihre Körperkräfte sind; — wenn die Grundsteuer keine Rücksicht auf den vorhandenen Familienstand, auf die Lage der Familie und Nebenbelastungen; die Gewerbesteuer nicht auf die Schwankungen des Gewerbes Rücksicht nimmt, so soll die Klassensteuer nach einer umsichtigen Repartition hier aushelfend, eintreten. Auf letztere kommt es daher wesentlich an, weshalb die Veranschlagung in die Hände örtlicher Vertheilungskommissionen gelegt ist. Die Klassensteuer bringt im Kreise Solingen in runder Summe 38,000 Thlr. ein.

Kinder zwischen 6 und 12 Jahren sind zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ einer Nation. Man hat also einen ziemlich gewissen Maaßstab, ob in einer Gegend die Kinder ordentlich zur Schule gehalten werden, wenn der 6te oder 7te Mensch der Bevölkerung zur Schule geht. —

(Der Beschluß folgt.)

XLIV.

Handbuch der neuern Französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neuern Französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von Karl Büchner und Friedr. Herrmann. Preussischer Theil. Berlin, 1833. Duncker u. Humblot.

Die Literatur der Franzosen hat seit der Revolution von 1789, wo sie auf eine ganz neue Grundlage der Nationalgesinnung verpflanzt wurde, bereits wieder verschiedenfache Stadien ihrer Entwicklung durchschritten. In jener Revolution hat dies

Volk auch seine Literatur frei zu machen begonnen; es stürzte, wie in politischen, so auch in seinen literarischen Dingen alle Gewalt der Autoritäten um, und nachdem es den Dictionnaire der Akademie vom Thron gestossen, fing es an, nach seiner Sprache die Macht zuzugestehen, welche die ganze Nation für sich in Anspruch genommen, nämlich sich selbst zu constituiren. Die schöne, so lange gefesselte Sprache wurde endlich frei und konnte sich, sowie sie der Gedanke trieb, in lebendigeren Formen und Wendungen nach Lust bewegen. Mit Recht schreibt man daher von dieser Zeit an die neuere Periode der Französischen Literatur, und ein dieser gewidmetes Handbuch, wie das oben angekündigte, hatte daher einen sehr bestimmten Ausgangspunkt zu nehmen, den es um so genauer festhalten mußte, da sein vorherrschender Zweck nur der grammatische sein kann. Die Herausgeber haben auch mit gutem Bewußtsein diesen Wendepunkt der Französischen Sprachentwicklung ins Auge gefaßt, aber in ihrem Handbuch finden sich schon wieder mehrere und neuere Entwicklungsstufen, der Sprache wie der Literatur, ineinander gemischt, die sich sehr bemerklich machen, wenn wir auch eben nicht meinen, daß sie in einem Werke dieser Art gerade als verschiedene Perioden hätten ausgezeichnet werden sollen. Es beginnt jedoch unlängbar mit der Restauration bereits wieder eine neue, ganz andere charakterisirte Stadio der Französischen Literatur, die, von der politischen Abspannung der Zeit begünstigt, zuerst in einem lebhafteren äußeren Verkehre als je sich äußerte, und dann in der zwar in viele Irrungen ausartenden, aber doch immer höchst bedeutsam werdenden romantischen Schule sich eigenthümlich bezeichnete. Der Romantizismus vollendete die literarische Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Freilassung der Sprache begonnen, indem er eine Welt neuer Begriffe, besonders durch die Kenntniß der Deutschen Literatur gewonnen, in die heimische Anschauungsweise übertrug und dadurch den Grund zu ebenso vielen Keimen einer neuen Sprachentwicklung in reicheren, kühneren und lebendigeren Formen legte, wenn er auch freilich gerade in dieser Hinsicht seine Bestrebungen am meisten auf die Spitze trieb und nicht selten abentheuerliche Mißformen erzeugte. Dadurch, sowie auf der andern Seite durch die gleichzeitig beginnenden philosophischen Bestrebungen der Franzosen, welche, ebenfalls nicht ohne Deutsche Anregungen, sie nöthigten, das Gebiet ihrer Ausdrücke immer mehr nach Gehalts des Gedankens zu erweitern, wurde jedoch der Französischen Sprache eine Bewegungsfähigkeit mitgetheilt, die ihr augenscheinlich einen originelleren und tieferen Charakter zu geben anfing.

Die Herausgeber dieses Handbuchs durften es deshalb selbst für ihren enger gesteckten Zweck nicht umgehn, auch aus den Schriftstellern der romantischen Schule Auswahlen zu geben. Es finden sich auch aus Victor Hugo's „*Han d'Islande*“ und „*Notre Dame de Paris*“, sowie aus Alfred de Vigny's „*Cinq Mars*“, welches eine der frühesten und besten Leistungen der Schule im Fach des Romans ist, einige Fragmente. Aber eine schöne Prosa ist weniger ein bemerkenswerther Vorzug der Romantiker; man muß sie in ihrer rhythmisch-poetischen Sprache hören, wo sie

alle glänzenden und eigenthümlichen Seiten ihrer Manier hervorkehren. Da ein zweiter Theil dieses Handbuchs der Poesie bestimmt ist, so steht zu wünschen, daß die Herausgeber alsdann den geeignetsten Ort nicht unbewetzt lassen werden, um durch reiche Mittheilungen aus Lamartine, Victor Hugo, Alexandre Dumas, Vigny (den Vf. der „*Barricade*“ und der „*États de Blois*“), Mérimée u. A. diese poetische Sprachumwälzung anschaulich zu machen, wo sich dann vielleicht Gelegenheit gäbe, zugleich durch einige Auswahlen aus den satirischen Gegnern der Schule, wie Viennet, Buloz-Lermian, jenen ganzen merkwürdigen Kampf des Romantizismus und Classicismus der Franzosen näher zu schildern.

Wir heben dies hervor, weil die Arbeit der Hrn. Büchner und Hermann in der Weise, wie sie sich an das bekannte Ideler-Nolte'sche Werk zu gleichem Gebrauch anschließt, vorherrschend den Plan haben muß, Sprachproben von allen Farben aus der von ihr behandelten Literatur zu geben. Für die Französische Sprache selbst sind aber jene Richtungen wichtiger, als in allgemein literarischer Hinsicht, in welcher letzteren wir Deutsche kein sonderliches Interesse an ihnen zu nehmen nöthig hätten. Man hat uns schon genug geplatzt mit der übertriebenen Aufmerksamkeit, welche man jetzt diesen neufranzösischen Konvulsionschriftstellern bei uns widmet, aus denen uns oft nichts als die kokettirende Grimasse einer entsittlichten Lebensansicht entgegenblickt, abgesehen davon, daß wir auch meist nur abgelegte Gewänder aus unserer eignen Literatur dort wieder aufgestutzt finden. Aber die Kreise, in welchen die neuere Französische Literatur auch nach andern Seiten hin thätig gewesen, sind immer so vielfach, daß es den Herausgebern auch in sachlicher Hinsicht nicht an interessanter Ausbeute fehlen konnte, und die von ihnen getroffene Wahl der ausgehobenen Stücke ist durchaus zweckentsprechend zu nennen.

Die Zusammenstellung führt uns hier Schriftsteller von allen Farben und Standpunkten, von der rechten und linken Seite und aus dem Centrum, neben einander vor. Chateaubriand, Noddy, Lacretelle, Salvandy, Frau von Staël, Villemain, Volney, haben dem Raum nach am reichlichsten beigezeichnet. Aus Jouy's berühmtem „*L'Hermite de la Chaussée d'Antin*“ und „*L'Hermite en Province*“ sind zwei treffliche Skizzen entlehnt. Auch Alexander von Humboldt, dessen Darstellungstalent ihm mit Recht hier eine Stelle erwarb, hat aus seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents ein anziehendes Fragment hergegeben. Bei den Auswahlen aus der neueren historischen Literatur der Franzosen, die mit Recht so zahlreich ausgefallen sind, wurden die verschiedenen Principien der Geschichtsschreibung, welche sich darin charakterisirt haben, gut bemerklich gemacht, und von jeder der drei Schulen, der rationellen, der descriptiven und der fatalistischen, bezeichnende Abschnitte mitgetheilt; von der ersteren liefert Guizot aus seiner Geschichte der Englischen Revolution ein Bruchstück; die beschreibende Manier vertritt Ba-

zante mit einem Stück aus seiner in chronologischer Metastat erzählten Geschichte der Herzöge von Burgund, und seine Nachfolger Augustin Thierry und Crapezue; aus der sogenannten *école fataliste* stehen Mignet mit einem Fragment aus seiner Geschichte der Französischen Revolution, und A. Thiers, der gewöhnliche Handelenkister, mit einem Abschnitt aus seinem gleichartigen Werke da. Andre historische Mittheilungen von dem älteren und jüngeren Ségur (von dem letztern seine berühmte Schilderung des Ueberganges über die Berezina), von Sismondi, Michaud, Bignon u. A. sind nicht minder passend gewählt. Doch wundern wir uns, daß die Herausgeber aus der bedeutenden Französischen Memoirenliteratur der neueren Zeit, außer von denen des älteren Ségur, nichts nach abguthat, historischere Probestücke gegeben haben. Dagegen ist es zu bedauern, daß die politische und parlamentarische Beredsamkeit der Franzosen, die sich seit der Revolution von 1789. so glänzend bei ihnen herausgestellt hat, auch in einem literarischen Handbuche dieser Art nicht unberücksichtigt gelassen wurde. Mirabeau's hochtönender „*Discours sur les Droits de l'homme*“ und aus der neueren Zeit des ästhetischen Dupin benutzten Plaidoyer für die beiden Schriftsteller Jay und Jony, welche der Vertheidigung des Königsmordes angeklagt waren, sind gutgewählte Meiststücke. Auch der feinsinnig-spottende P. L. Courier fehlt nicht. Vielleicht hätte auch etwas von De Pradt gegeben werden sollen. Die Französische Kritik, die neuerdings auch manches Eigenthümliche und selbst Kunststüßige hervorgebracht hat, ist indessen zu sehr vernachlässigt worden, und es wäre wohl nicht ohne gewesen, z. B. etwas von der gebildeten Prosa des gelehrten J. J. Ampère, schon um seiner Wahlverwandtschaft mit der Deutschen Literatur willen, wie seine treffliche Kritik über Goethe in dem ehemaligen Pariser „*Globe*“, mitzutheilen; oder auch von Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin u. A.

Die jedem Schriftsteller vorausgeschickten biographischen und kritischen Notizen sind mit achtbarem Fleiß und vortrefflicher Vollständigkeit zusammengestellt, und es ist kein Zweifel, daß dies Buch denselben großen Nutzen für den literarischen und sprachlichen Unterricht der Jugend gewähren wird, wie das von Ideler und Nolte, zu dessen Ergänzung es sich bestimmt hat. Möchte auch in derselben Weise, wie hier für die Kenntniß der neueren Französischen Literatur gesagt wird, auch Aehnliches für die neuere Deutsche Literatur geschehen! Ein solches Handbuch, das dem Deutschen Unterricht in den oberen Klassen der Gymnasien ebenso zu Grunde gelegt werden könnte, wie es bei der Lectüre in fremden Sprachen der Fall ist, erscheint ohne Zweifel als Bedürfnis, da das, was bisher in dieser Art vorhanden war, wie z. B. der sogenannte „*Bardenhain*“ des Hrn. Prof. Theodor Heinsius, ebenso planlos als geistlos, und ohne allen literarischen oder sprachlichen Werth ist.

Dr. Theodor Mundt

August 1833.

*Statistische Darstellung des Kreises Solingen im
Regierungsbezirk Düsseldorf. Von Georg Frei-
herrn von Hauer.*

(Schluß.)

In Frankreich giebt es Gegenden, z. B. Morbihan, wo noch nicht der 100ste zur Schule geht; — im Preussischen steht es nirgend so schlecht. Im Großherzogthum Posen — wo noch am wenigsten der Schulbesuch allgemein ist — geht der 13te bis 14te Mensch der Bevölkerung zur Schule, im Magdeburgischen, Merseburgischen noch mehr als der 6te. Im Kreise Solingen gehen 7428 Kinder zur Schule, d. h. 0,1435 oder $\frac{1}{7}$ d. h. ganz nahe ein Siebentheil. Schulpflichtige Kinder sind (nach Seite 271) 9221. — In einem Fabriklande, in welchem die Neigung so groß ist, Kinder früh zur Arbeit anzustellen, ist das Resultat noch immer recht günstig. — Der Verf. rühmt besonders die durch Seminaristen jetzt herbeigeführte bessere Bildung der Lehrer, und sagt übrigens mit Recht, daß die Aufmerksamkeit der Preussischen Behörden auf das Schulwesen besser als jede Deklamation den trefflichen Geist der Regierung bezeichne.

Herr von Hauer hat übrigens ganz praktisch einen Versuch gemacht, welchen Einfluß das Schulwesen bisher gehabt hat. Es hat sich ergeben, daß von 200 Kindern aus verschiedenen Gegenden des Kreises, die im Jahre 1841 geboren waren, im Jahre 1827

145 Lesen und Schreiben,

46 bloß Lesen verstanden, —

9 aber unwissend aufgewachsen waren.

Wenn man rechnet, daß von 9221 schulpflichtigen Kindern 1793 nicht zur Schule gehen, d. h. beinahe $\frac{1}{5}$; wogegen obige 9 noch nicht $\frac{1}{10}$ sind, so möchte man für die Folge ein noch schlimmeres Resultat besorgen. Allein es mag bedacht werden, daß wenn auch nicht alle schulpflichtige Kinder von 5–12 Jahren zur

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Schule gehen, viele doch einen kürzeren Zeitraum von 2–3 Jahren die Schule besuchen; und dadurch das Resultat zuletzt sich günstiger stellt, indem auch in 2–3 Jahren viele lesen und schreiben lernen.

In dem Abschnitt „Allgemeine Polizeiverwaltung und Justizpflege“ giebt der Verf. interessante Nachrichten über die Anzahl der Verbrechen, der Polizeibestanden, der Anstalten gegen Feuersgefahr u. s. w., und sucht dann, von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß von dem Umschwung des Geldes, als Zeichen des Erwerbs, sich die Betriebsamkeit und das Leben einer Nation taxiren lasse, das Resultat seines ganzen Werkes dahin zusammensuziehen, daß das gesamte-circulirende Medium im Kreise Solingen 2,027,477 Thlr. betrage, also für eine jede Familie durchschnittlich nahe an 200 Thaler. — Wenn wir auch dies Schlussresultat in der Hauptsache nicht gerade unrichtig nennen wollen, so können wir uns doch mit der Art, wie solches aufgefunden, nicht einverstanden erklären. Zwar hat Herr von Hauer für die Art seiner Berechnung Französische und Englische Statistiker vom ersten Range zum Vorbilde. Indessen haben wir gegen solche Berechnungen und Anschläge zwei Bedenken. Einestheils beruhen die Zahlen doch auf sehr schwankenden Annahmen. Die Hauptposition, aus der die Zahl von 2,027,477 Thlr. sich zusammensetzt, besteht in 1,856,696 Thlrn., die aus dem Privat-Verkehr aufkommen. Wer möchte widerlegen, wenn behauptet würde, es kämen 3 Millionen auf, und das würde das Endresultat wesentlich ändern. — Ferner aber und hauptsächlich scheint uns eine solche Darstellung auf das Mißverständniß zu laiten, als ob die größte Summe von Glückseligkeit vorhanden sei, wo das Meiste für bares Geld verkauft wird. Ein Volk ist um so reicher, je größer die Summe aller Güter und Dienste ist, wäuber es für seinen Zweck verfügen kann. Aber ein großer Theil dieser Güter und Dienste ist kein

Gegenstand des Verkehrs, obwohl er deshalb nicht minder wesentlich zur Vermehrung des Wohlbefindens beiträgt. — Der eine kauft sein Brot und Gemüse, der andere zieht es in seinem Garten selbst. Wo ist die größere Summe von Genüssen? Und gerade im Kreise Solingen ist diese Betrachtung so äußerst wichtig. —

In dem vortrefflichen Aufsatz über das Preussische Zollwesen (in der historisch-politischen Zeitschrift von L. Ranke Theil I. Seite 443) ist angegeben, daß — alles zu Marktpreisen veranschlagt — die Tagelöhnerfamilie 150 Thlr. jährlich haben muß. Im Kreise Solingen hat aber die Familie an Genüssen durchschnittlich gewiß mehr. — Das Tagelohn ist durchschnittlich 10 Sgr.; also verdient der Mann in 300 Arbeitstagen 100 Thlr. baar; und nun hat die Familie, wie bei den Wohnungsverhältnissen auseinanderzusetzen ist, noch meist Haus und Garten! —

Dies lehrt, daß eine dichte Bevölkerung kein Unglück ist, vielmehr die Masse der Erwerbsmittel mehrt, und die Einwohner viel besser leben, als in unkultivirten und dünn bewohnten Gegenden. Herr von Hauer deutet dies an, mit dem Bemerkten, daß nur nicht die Regierung, wie auch nicht geschieht, durch positive Maaßregeln störend in die sich entwickelnden Arbeits- und Betriebskräfte eingreifen möge.

Wir schließen hieran eine allgemeine Bemerkung.

Es ist ein besonderer Vorzug der Preussischen Regierung und ihr vorzüglichstes Lob, daß sie, ganz im persönlichen eigensten Sinne des Königs, nirgend mit allgemeinen Maaßregeln rasch, alle Verhältnisse zerschneidend, verschreitet, sondern langsam und wohl überlegt, das Ideal musterhafter Verwaltung immer vor Augen habend, immer nur Veränderungen und Verbesserungen eintreten läßt, wenn das Bedürfnis sie als zeitgemäß bezeichnet. Der Hr. Verf. hat diesen Sinn der Regierung sehr wohl erkannt und vorsichtig nur immer angedeutet, wo die Erfahrung eine Veränderung — in meist geringen Modalitäten — als wünschenswerth zu erkennen giebt. — Wir verweisen beispielsweise auf die Bemerkung Seite 35. wegen Prüfung der Bauhandwerker, Seite 46. die Benutzung der Halden, Seite 57. der Wunsch einer legislativen Abkürzung der Klagen bei Grenz-Streitigkeiten, Seite 59. über die Benutzung der Domainen-Waldungen, Seite 132. die Wahl der Vertreter der Gemeinen betreffend, Seite 164. über die fernere Ausbildung der kreisständischen Repräsen-

tation, Seite 208. und 209. über kleine Veränderungen bei Erhebung der Gewerbesteuer, Seite 210. und 211. über Modalitäten bei der Klassensteuer, S. 308. über den Impfwang und dergleichen mehr. — Dies ist die richtige Art, in welcher auf ganz practische Weise der das Wohl der Einwohner immer nur beabsichtigenden Regierung der Weg zu Verbesserungen gezeigt wird; — und wenn Herr von Hauer durch die statistische Darstellung des Kreises Solingen die Anerkennung verdient, eine genaue Beschreibung der jetzigen Zustände jener interessanten Gegend gegeben zu haben, so daß eine klare Einsicht nach allen Verhältnissen hin dadurch herbeigeführt ist, auch in der Beschreibung dieses kleinen Districts wissenschaftlich gezeigt hat, welchen Werth Statistik, richtig aufgefaßt, für staatswirthschaftliche und sonst allgemeine Betrachtung gewährt; — so hat derselbe durch jene vorsichtige Art der Andeutung dessen, was dem Lande frommt und wo die Regierung und Gesetzgebung noch helfend eintreten möge, ein wahrhaftes Verdienst um den Staat und das Vaterland sich erworben.

Dieterich.

XLV.

J. F. C. Hecker. Der schwarze Tod im vierzehnten Jahrhundert. Nach den Quellen für Aerzte und gebildete Nichtärzte bearbeitet. Berlin, 1832. VI. 102.

Der Hr. Vf., ausgezeichnet durch große Verdienste um die Literaturgeschichte der Medicin, wie um die organische Entwicklungsgeschichte der epidemischen und contagiösen Krankheiten, erwirbt sich durch diese meisterhafte Darstellung einer großen Weltseuche volle Ansprüche auf die dankbarste Anerkennung der Zeitgenossen. Er giebt uns das Gemälde „einer Erschütterung des Menschengeschlechts, der an Umfang und Gewalt keine andere gleichgekommen ist, welche von unglaublichen Niederlagen, von Verzweiflung und entfesselten dämonischen Leidenschaften begleitet war, und den Abgrund allgemeiner Gesetzlosigkeit in Folge einer Weltseuche zeigt, die sich von China bis nach Island und Grönland verbreitete“. Die ähnliche, wenn gleich minder furchtbare Seuche der gegenwärtigen Zeit, welche manche Reform in bisher für vollkommen wahr gehaltenen pathologischen Begriffen vorbereitet, brachte den Vf. zunächst auf den Gedanken jene furchtbarste unter den zahlreichen Seuchen des Mittelalters zu beschreiben. Wie die vergleichende Anatomie ist auch die vergleichende Pathologie die fruchtbare Mutter gründlicher Kenntnisse; durch die vorliegende Schrift wird

ein großer Theil der vagen Hypothesen über die Asiatische Cholera in eitles Nichts aufgelöst, dagegen eine wissenschaftlichere Beurtheilung derselben vorbereitet.

Wie lange der schwarze Tod in Europa gewüthet habe, geht aus dem Umstande hervor, daß Guy v. Chauliac die Krankheit im J. 1348. 8 Monate, und im J. 1360. wieder 9 Monate lang herrschen sah; ja in einzelnen Ländern Europas listet sich vom J. 1348. bis zum J. 1382. ein Auf- und Abwogen derselben unterscheiden. Bis zu ihrem Auftreten in Konstantinopel hatte die Seuche die gewöhnliche Beschaffenheit der morgenländischen Pest. Aber im Abendlande und in Aegypten (was mit dem oftmals dem letztern Lande zugesprochenen endemischen Besitze der Bubonepest wenig übereinstimmt) nahm die Seuche den vorherrschenden Charakter an, daß die Werkzeuge des Athmens von fauliger Entzündung ergriffen wurden; ein heftiger Brustschmerz befiel die Kranken, Blut wurde ausgehustet, und der Athem verbreitete einen verpestenden Geruch. S. 4. In Norwegen begann die Pest in ihrer schrecklichsten Form mit Blutbrechen. S. 10. Raimund Chalin de Vimaric spricht auch von Nasenbluten, Blutharnen und Darmabflüssen, als den Zufällen von entschiedener und schneller Tödtlichkeit. S. 13. (Es ist höchst merkwürdig und deutet auf eine tiefe Entzweiung im Leben des Blutes hin, daß in allen pestartigen Seuchen, in der Orientalischen Pest, im gelben Fieber, in der Asiatischen Cholera, ja sogar im Europäischen Typhus, Blutungen, namentlich diejenigen aus dem Mastdarne, als Zeichen der höchsten Lebensgefahr zu betrachten sind). Gerade in dieser Form eines anthropartigen Lungenübels war die Ansteckungskraft ungeheuer. Wie der Hr. Vf. meint, kann das begleitende Brustleiden, nach allen Vergleichen mit ähnlichen und bekannten Zufällen, für kein anderes genommen werden, als für den Lungenbrand der neuern Heilkunde, eine Krankheit, die sich gegenwärtig nur einzeln entwickelt, und bei fauliger Entzündung der Lüste, sich wahrscheinlich mit Blutflüssen aus den Lungengefäßen verbindet. §. 12. (Noch in der neueren Zeit ist ein wenigstens sehr ähnliches Lungenübel, unter dem Namen der *Pneumonia typhosa, nervosa s. putrida*, hin und wieder, als räumlich sehr beschränkte Epidemie beobachtet worden (vgl. Burserius *Inst. med. pract.* T. IV. §. 113. Huxham *Op. phys. med.* T. II. p. 64. 170. Ozanam *Hist. méd. des malad. epidém. contagieuses et épidémiques.* T. III. p. 383.). Cappel und Kreyzig sahen diese Pneumonie mehreremal; Lepocq war Zeuge von ihrem fast epidemischen Auftreten. Gewöhnlich begann die Krankheit mit der größten Engbrüstigkeit, mit dem heftigsten Brustschmerz, der häufig durch den Kopf und den ganzen Rumpf sich fortsetzte, und mit gänzlicher Erschöpfung; in mehreren Fällen wurde Blut in bedeutender Menge ausgehustet. Die meisten Kranken starben am dritten Tage unter den immer mehr überhand nehmenden Symptomen des *Typhus putridus*. Viele derselben waren mit Petechien und großen misfarbigen Flecken bedeckt; bei einigen soll sogar die ganze Haut eine schmutzig-bläuliche Farbe erhalten haben. Letzteres erinnert an den schwarzen Tod; denn die Erinnerung an die schwarze und an die blaue Farbe der Sterbenden und der Leichen hat sich durch den Ausruf: *Morbleu!* in der Französischen Volkssprache geltend gemacht. In einer der von Huxham beschrie-

benen Epidemien war das Ansteckungsvermögen ganz emicent. Bei der Section fand man die Lungen erweicht und von jauchiger Flüssigkeit durchdrungen. Das Nämliche wurde von Desportes in einer Epidemie des kolloquativen Faulfiebers mit hervorwachsendem Lungenleiden beobachtet (*Breux médicale* 1821. Mers). In meinem Handbuche der medicinischen Klinik (Band I. S. 136.) habe ich die wichtigsten Epidemien der typhösen Lungenseuche zusammengestellt. Bekanntlich kommt die Krankheit häufiger als mörderische Epizootie vor. Für die Beurtheilung der jetzt herrschenden allgemeinen Krankheitskonstitution dürfte es von Wichtigkeit sein, an das öftere Hervortreten einzelner Züge der *Pneumonia typhosa* zu erinnern (Cramer, über die jetzige nervöse Pneumonie, in Horn's Archiv 1829. Hft. 6. S. 1071 — 1103.).

Die große Wuth der Krankheit sprach sich auch dadurch aus, daß die meisten Kranken ohne allen Fieber starben. S. 6. Selbst die Thiere die den Verpesteten sich nahten, starben in vielen Gegenden schaarenweise (dieses besetzt auch Prima, der Biograph Clemens VI.). Sehr schön hat der Hr. Verf. das Fortwähren der Krankheit von China bis zum fernsten Westen beschrieben (welches Guy von Chauliac sehr charakteristisch bezeichnet: *Incepit in oriente et ita sagitando mundum, pertransiit per nos versus occidentem*).

Wie unser Vf. angiebt, erschien die Pest in Rußland erst zwei Jahr später, als im südlichen Europa S. 10. Weiter hin wird gesagt, daß sie daselbst erst im J. 1351., länger als drei Jahre nach ihrem Ausbruche in Konstantinopel herrschen geworden sei. S. 27. (Indessen waren schon im J. 1349, in diesem innerlich zerrissenen und von Mongolen unterjochten Reiche pestartige Krankheiten verbreitet; aber am furchtbarsten wurde die Sterblichkeit im J. 1352., bis der harte Winter ihn endlich Gramen setzte; in den damals blühenden, fast republikanisch organisirten Städten Nowgorod und Pskow (Pleskau) soll nur der dritte Theil der Einwohner am Leben geblieben sein; ja im J. 1364. waren, der Sage nach, in dem sehr bevölkerten Smolensk nur noch 15 Menschen übrig. Pestartige Krankheiten erhielten sich beinahe 30 Jahre in dem unglücklichen Lande (v. Zach Astronom. geogr. Korrespondenz. Bd. XII. Hft. 1.).

Schon 15 Jahre vor dem Ausbruche der Pest, im J. 1333, begannen, zuerst in China, und von da allmählig bis zum atlantischen Ocean, mächtige Umwälzungen im Erdorganismus, der Erdboden bebte, in ganz Asien und Europa gerieth der Luftkreis in Aufruhr und gefährdete durch schädliche Einflüsse das Pflanzen- und Thierleben. S. 15. Durch 26 Jahre dauerten die Erdrerschütterungen fort. S. 23. Ähnliche Erscheinungen charakterisirten die vom Vf. so schön beschriebene Pest des 6. Jahrhunderts. Liter. Annal. d. ges. Heilk. 1828. Hft. 1. Doch vergesse man nicht, daß das nördliche China, im Klusgebiete des Hoang-ho, von jeher furchtbaren Erdrerschütterungen ausgesetzt war; Ritter d. Erdkunde von Asien. Bd. I. S. 160.). In China ist nach einer beispiellosen Dürre in den von den Flüssen Kiang und Hoai (3. durchtrenten Länderstrichen von gewaltigen Regengüssen, die Heile, so daß der Sage nach über 400000 Menschen an dem überfluthenden Wasser umgekommen sein sollen. S. 16. Auch hier ist festzuhalten, daß die Chinesischen Annalen sehr häufig von großen Ueberschwemmungen reden, welche der Hoang-ho in seinem unteren Laufe veranlaßte (Ritter a. a. O.). Wie der Vf. weiter bemerkt, zeichnete sich das Jahr 1342 auch in den Rheingegenden und in Frankreich durch große Ueberschwemmungen aus, die man nicht bloß dem Regen zuschreiben konnte; denn aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sah man Quellen hervorquellen, und trockene Gegenden wurden auf unerklärliche Weise unter Wasser gesetzt. Nach den Chronik von Altonzeile ging in Sachsen, dem schwarzen Tode, im J. 1348., ein halbjähriger Landregen voran). Aus der Vergleichung aller Nachrichten wird es sogar wahrscheinlich, sagt der Vf., daß die Atmosphäre in großer Ausdehnung fremdartige, sichtlich erkennbare Beimischungen erhielt, die wenigstens in den niederen Regionen nicht zersetzt oder bis zur Unwirksamkeit zertheilt werden konnten. Auch beweist die brandige Lungentzündung, daß die Werkzeuge des Athmens dem Angriffen eines atmosphärischen Giftes unterliegen. S. 20. (Nicéphorus bemerkt, daß in der großen Pest unter Constantin Copronymus, im J. 746, die Krankheit nach Art eines giftigen Hauchens aus der Wüste ihre Opfer weggerafft habe. Fallmerayer's Geschichte der Halbinsel Morea. Th. I. S. 208.). Gleich anfangs nahm der Luftkreis Theil an der tellurischen Erschütterung: atmosphärische Wasser überflutheten die Länder, oder versengender Brand liefs

Pflanzen und Thiere vernichteten; zugleich wurde die Insektenwelt wunderbar belebt. S. 23. (In Sicilien, wohin die Pest schon im J. 1346. durch Genuesische Schiffe gebracht worden sein soll, erreichte sie den höchsten Grad im J. 1363. Welken von Mouchekken waren niedergefallen und hatten in kurzer Zeit die Vegetation zerstört; darauf durch Wind ins Meer gestürzt, wurden ungeheure Massen dieser Thiere wieder ans Land geworfen, und gabem durch Luftverpehung der Senche hienso so furchtbaren Charakter, daß die unglücklichen Inseln in Sardinien und auf anderen Inseln ihr Leben zu fristen suchten. Herrmann Gesch. v. Neapel u. Sicilien. Bd. I. S. 66. Siden, in New-Orleans führt ungeheure Mosquitenschwärme als Vorboten der Epidemien des gelben Fiebers an. Sehr genau wird die Fortpflanzung der Senche durch Ansteckung nachgewiesen. S. 25.

Hier ist der Punkt wo die Ansichten über Miasma und Contagion sich berühren. Zunächst drängt sich die Frage auf: Wie es zugeht, daß so oft große Naturereignisse in einer so nahen Verbindung mit der Bildung verheerender Epidemien stehen, oder doch wenigstens mit denselben zusammentreffen? Es gehören hierher besonders große Erdbeben und die mit ihnen zusammenhängenden vulcanischen Erscheinungen und Ueberschwemmungen, welche auch (mehr mittelbar auf eine uns unbekannte Weise, namentlich wirklich kosmische Ereignisse. Ich vermag dieses merkwürdige Phänomen mir nur auf folgende Weise zu erklären: In sehr vielen Gegenden der Erdoberfläche haben wir, daß die oberste, zunächst bewohnte Schicht der Erde zum großen Theile aus den Trümmern einer ehemaligen organisierten Schöpfung besteht; denn die Dammsteine, der Malm, verdanken größtentheils solchen Substanzen (die noch abtuglich aus dem Bereiche der Lebewesen zu einem ähnlichen primitiven Verhältnisse der belebten Materie zurückkehren) ihre Fruchtbarkeit. Diese belebbare Materie kommt nun, den zersetzenden Einwirkungen der Luft entgegen, in unzähligen Abstufungen, zum Theil vermengt mit anorganischen Substanzen, vor, welche sie durchdringen und sie mehr oder weniger zu modifizieren vermögen. In den Törmooren und in ähnlichen Ablagerungen ist dieselbe weniger verunreinigt, und gestattet daher, wenn sie an ihrer Oberfläche mit einer niedrigen Wasseroberfläche überzogen wird dem Einflusse der Sonne ausgesetzt ist, die Bildung der einfachsten Formationen der noch gegenwärtig auf unserem Planeten bestehenden belebten Schöpfung. Oft finden sich solche Ablagerungen oder Niederwürge von der Erdoberfläche bis zu einer bedeutenden Tiefe abwärts, und streichen als Bänder von großer Mächtigkeit durch weite Strecken fort. Nun denke man sich in solchen Gegenden eine bedeutende Erschütterung. Mufs sich nicht das Nämliche, nur noch einem weit größeren Maafstabe, wiederholen, was das Aufwühlen von alten, mit organischen Substanzen untermengten Schutt, was das Blotzen eines sumpfigen Bodens fast täglich wahrnehmen läßt; besonders wenn viele Lager von solchen Stoffen unmittelbar von den dann wirkenden terrestrischen Agentien berührt werden? Theile des bisher verschlossenen Gehaltens vermögen dunstförmig in die Atmosphäre überzufließen, und können, nach zum Theil bekannten Gesetzen, zur Entstehung von Miasmen, diese wieder, durch ihren Konflikt mit dem thierischen Leben, zur Bildung der Contagien Gelegenheit geben. Demgemäß fehlt auch die Geschichte, daß furchtbare Erdschütterungen großen und verheerenden Epidemien und Epizootien, im Falle des Zusammentreffens, immer voranzugehen pflegen. Auch die Meteoze (welche so häufig zur Zeit von Pesten in großer Menge beobachtet worden sind) dürften auf dieselbe Weise (giltichem kolossalem Irrichter) als terrestrischen Ursprungs, mit ihrer eigenenthümlichen Einwirkung auf das organische Leben, aus einer Quelle abgeleitet werden.

Der Verf. sucht approximativ den Menschenverlust durch den schwarzen Tod zu ermitteln, S. 28, und gelangt zu dem Schlusse, daß wenigstens der vierte Theil der Einwohner von Europa unterlegen habe; nur ein Europäischer Monarch, König Alfons XI. von Kastilien sei an der Krankheit gestorben (er raffte, im J. 1353, Simoes, den Großfürsten von Moskau, dessen Bruder; und seine beiden Söhne weg). In der neuesten Zeit hat man die Berichte der Annalisten über die große Sterblichkeit für sehr übertrieben erklärt. Ich erinnere daran, daß gerade das J. 1348. die blutigen Kämpfe zwischen König Ludwig von Ungarn und Johann von Ne-

pel sah, und daß wiederholt große Heerhaufen aus Ungarn nach Italien zogen; ich erinnere ferner an Waldemar II., der vom J. 1347. an, die Dänische Herrschaft mächtig an der Ostsee auszuweiten begann; endlich nenne ich noch die Chinesische Dynastie der Ming, welche, vom J. 1341. an, ihre Eroberungen nach Westen hin auszudehnen anging. Man sollte glauben, daß so bedeutende kriegerische Unternehmungen bei einer so beispiellosen Volkscalamität nicht hätten stattfinden können. Aber dennoch läßt sich der außerordentliche Menschenverlust in der schwarzen Pest von Ursache kaum in Zweifel ziehen, wenn wir auch die Angaben, daß in einigen Ländern, z. B. in England, nur der zehnte Mensch am Leben geblieben sei, für Ueberschwemmung halten wollen. In Frankreich hat sich sogar das Andenken an jene entsetzliche Sterblichkeit Jahrhunderte hindurch im Volke rego erhalten, daher der Spruch:

*En mil trois cent-quarante lui,
De cent ne demeurait que lui.*

Die moralischen Folgen der Senche werden von dem Verf. lichtvoll entwickelt. Es ist hier von den Flagellanten oder Kreuzbrüdern die Rede, welche zuerst in Ungarn ihr Haupt erhoben S. 42. (über die Geistesbrüder ist noch zu vergleichen: H. Rehdorf *Annal ad an. 1349. apud Fratres. Scriptores eccles. T. I p. 630.*; die Krankheit selbst wurde von ihnen *Flagellum Dei* genannt). Nicht minder giebt der Vf. sehr interessante Aufschlüsse über die Judenverfolgungen. S. 52. Sehr wahr wird bemerkt, daß bei jeder mörderischen Senche das Volk zuerst an Vergeltung denke. Ueberall war mit der Mordgier eine unselige Bekehrungssucht verbunden. Die Anstrengungen der Aerzte werden ebenfalls gewürdigt, wobei das für die damalige Zeit wahrlich nicht zu verachtende Gutachten der medicinischen Fakultät zu Paris mitgetheilt wird. S. 66. — Ein Anhang enthält das alte Geislerlied und einige, psychologisch sehr interessante Verhöre der der Brunnenvergiftung beschuldigten Juden.

In der Vorrede, auf welche wir zum Schlusse zurückkommen, bemerkt der Hr. Verf.: „Kosmischer Ursprung und folgenreiche kampfthätige Regungen der unterliegenden Völker sind die hervortretenden Seiten, auf welche die Geschichte bei allen Weltseuchen hinweist. Diese selbst aber gestalten sich in ihren Ringriffen auf den Organismus wie in ihrer Verbreitung sehr verschieden, und es ist hier eine Entwicklung von Form zu Form in Jahrtausenden unverkennbar, so daß die Weltgeschichte in große Zeiträume zerfällt, in denen bestimmt ausgeprägte Seuchen vorherrschen“. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß die Ostindische Cholera, weit und breit über Asien ergossen, das innere Leben der Völker nur wenig auferhüttelt zu haben scheint. Der kosmische, vielmehr eigentlicher der tellurische Ursprung der Seuchen möchte kaum zu bestreiten sein; denn die Geschichte zeigt uns oft eine lange dauernde, gewissermaßen kampfthätige Aufregung unter einem großen Theile des Menschengeschlechtes, ohne daß Weltseuchen daraus hervorgingen. Die Epidemien zur Zeit der Kreuzzüge sind an Furchbarkeit gar nicht mit dem schwarzen Tode zu vergleichen. Die Krieschmacht der Mongolen, welche, vom J. 1226. an, das stark bevölkerte China zu überwältigen begann, während, nach dem Falle von Wladimir, im J. 1238., Rußland ihrem Joche sich beugen mußte, war von keinem so schrecklichen Genossen begleitet. An die kosmischen Bewegungen der Französischen Revolutionszeit brauchen wir in dieser Hinsicht gar nicht zu erinnern. — Zu wünschen wäre es gewesen, daß der gelehrte Hr. Vf. die Oscillationen in der größeren oder geringeren Heftigkeit des schwarzen Todes, bei seinem wiederholten Auftreten in der nämlichen Gegend, etwas genauer hätte bezeichnen mögen. Auch die Contagiosität der Krankheit scheint sehr vielen Abstufungen unterworfen gewesen zu sein. Die letztere ist freilich in jeder Zeit anders genommen worden. Als die Bubonepest im J. 1721. zu Marseille herrschte, erklärten die Aerzte die Krankheit lange Zeit für nicht ansteckend; selbst der Kanzler d'Aguessau erklärte: daß das öffentliche Wohl verlange, das Volk zu überreden, die Pest sei nicht ansteckend.

Ich schliesse mit dem gewis allgemeinen Wunsche, daß der Hr. Vf. durch eine in gleichem Geiste und mit gleicher Gedicgenheit verfaßte, allgemeine Geschichte der großen Menschenseuchen die Zeitgenossen und die Nachkommen erfreuen und belehren möge.

Darmstadt.

August 1833.

XLVI.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinthier. Von Gust. Billroth, Doct. und Privatd. der Phil. u. d. Univ. Leipzig. Leipzig, 1833. 8.

Man muß es ganz natürlich finden, daß in der letzten Zeit unter den theologischen Disciplinen vorzugsweise die neutestamentliche Exegese auf ungewöhnliche Weise bereichert ist; denn sie gleicht einem Probestein, auf welchem das theologische Bewußtsein, wenn es zu höherer Verklärung gekommen oder wenigstens in dem Streben nach Abthnung kümmerlicher Einseitigkeiten begriffen ist, seine frische Kraft zu prüfen und seinen christlichen Gehalt zu bewähren sucht. Während nun in Folge des bereits geschehenen und andererseits entstehenden geistigen Aufschwungs einzelne biblische Schriften mit Commentaren reichlich versehen, ja beinahe überfüllt wurden, blieben nichtsdestoweniger andere, wie sehr sie auch einer neuen Bearbeitung bedurften, noch unberücksichtigt, und zu diesen gehörten namentlich die Briefe an die Corinthier. Unter den letzten Leistungen, die, abgesehen von ihrer Dürftigkeit, größtentheils nur auf einen Brief sich beschränken, müchten nach Emmerling (*epist. poster.*) noch Heydenreich (*epist. pr.*) und Flatt hervorzuheben sein; allein Heydenreich, der nach eigenem Geständnisse nur das schon Vorhandene zusammentragen will, kann wissenschaftlichen Forderungen weder in philologischer noch in theologischer Beziehung genügen, und Flatt giebt gleichfalls selten mehr, als was auf bekannter Fläche vorliegt. So muß man von vorn herein dem Hrn. Verf. für seinen Commentar Dank sagen, und man kann es ihm nicht verargen, daß er, ohne den späteren Erklärungen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, sich vornehmlich an die älteren Ausleger (Chrysostomus, Theophylact) und an die Commentato-

ren des XVI. und XVII. Jahrhunderts (namentlich Calvin) hält, und unter den neueren Exegeten vorzugsweise Usteri und Winer, jenen mehr in exegetisch-dogmatischer, diesen in sprachlicher Hinsicht, und außerdem bei dem zweiten Briefe noch Fritzsche (*dissert. II. de nonnull. post. ad Corr. epist. locc.*) häufig zu Rathe zieht. In den *Einführungen* zu beiden Briefen werden die neuesten Untersuchungen sorgfältig berücksichtigt und an dieselben knüpft sich in angemessener Kürze das eigene gut begründete Urtheil des Hrn. Vfa. an. Die *Vorrede* hat es hauptsächlich mit Beantwortung der Frage zu thun, von welchen Elementen die Auslegung durchdrungen sein müsse, und hier kommt's in bündiger Weise zu dem Resultate, daß außer dem *sprachlichen* und *historischen* Elemente noch das *wissenschaftlich-theologische* durchaus nothwendig sei, welches nämlich in dem Ausleger den erfalsten Begriff des auszulegenden Inhaltes, die durchdrungene Gewissheit der biblischen Wahrheit, wie der Wahrheit überhaupt voraussetze. Kraft dieses wissenschaftlichen Gewissens steht der Herr Verfasser auf einem wahrhaft geistigen Standpunkte, der nicht etwa neben vielen anderen *gleich-gültig* besteht, sondern vernünftiger Weise als der *allein-gültige* sich betrachten und beweisen läßt. Man muß freilich eingestehen, daß die sogenannte *grammatisch-historische* Auslegung gegen jene verwilderten *Aufklärer*, welche nicht nur die einbuchtstabierte Orthodoxie, sondern sogar den biblischen Inhalt in Grund bohren wollten, eine ehrenwerthe Stellung einnimmt; allein dadurch hält sie dem wissenschaftlichen Geiste der Theologie gegenüber noch keineswegs Stich. Jeder vernünftige Exeget wird ohne Zweifel zugeben, daß zur Ergründung des biblischen Gebietes das *grammatische* und *historische* Element eben so nothwendig sei, als zur Bebauung eines Ackers verschiedene Werkzeuge; allein ist es denn neben dem Handwerkszeuge und der historischen Kenntniß des

äußeren Bodens so ganz gleichgültig, ob man die innere Beschaffenheit und die Erzeugnisse des durchakkernten Bodens zu erkennen vermag oder nicht? Ist etwa das *Auslegen* nur ein Auflösen und Zusammenkürten vieler vom Baume der religiösen Erkenntnis abgefallener Blätter, oder ist es nicht vielmehr ein Durchdringen des Kernes und Stammes jenes fest gewurzelten und kräftig aufgeblühten Baumes, ein Entfalten seiner verschiedenen Verzweigungen, ein Einernutzen und Verdauen seiner Früchte, und bedarf es, damit dies auf wissenschaftlich-theologischem Wege zweckmäßig vollbracht werden könne, außer dem sprachlichen und historischen Materiale nicht zugleich eines durch Erkenntnis der Wahrheit überhaupt geschärften Blickes? Wie vermag man die in den biblischen Schriften enthaltenen Wahrheiten darzulegen, zu beurtheilen und in ihrem unendlichen Werthe zu schätzen, wenn man von Wahrheit nichts weiß, ja wenn man sogar mit verstockter Widerspenstigkeit gegen Geist und Offenbarung die geoffenbarte Wahrheit für ein unbegreifliches Ding an sich — i. e. ein begreifliches Unding oder fixes Hirngespinnst — ausieht? Oder haben vielleicht die biblischen Lehren zu dem Inhalte des heutigen christlich-dogmatischen Geistes ein so äußerliches Verhältniß, daß man sie mit Hülfe der Grammatik und Historie wie verwitterte Antiquitäten behandeln darf? Doch muß man sehr wohl einmal hinter die von Berufenen und Unberufenen so wohlfeil ausgepriesene grammatisch-historische Maske und man erblickt alsbald so mancherlei fremdartige Verstandeszuthaten, daß man sich über das vorgespiegelte Blendwerk einer rein grammatisch-historischen Auslegung hochauf wundern muß. Von einer wahrhaft theologischen Beleuchtung des auszulegenden Gegenstandes, von einer wissenschaftlichen Erkenntnis des in den biblischen Vorstellungen enthaltenen Wesens und Gehaltes soll, gemäß dem festgerammten Grundsatz, auch nicht eine Spur sich finden, und dies geht in der Regel buchstäblich in Erfüllung; aber wie zum Erfassen eines Objekts das eigne, ursprünglich weder der Grammatik noch der Historie eingeborne, Denken vorausgesetzt wird, so gehört doch zur Erklärung des biblischen Inhaltes Einsicht in denselben und da nun diese nothwendig sein muß, jene der Sache entsprechende theologische Erkenntnis aber fehlt und fehlen soll, so kann man, wenn das grammatisch-historische Gewand etwas ge-

läßt wird, konsequenter Weise nichts Anderes erwarten, als willkürliche Einfälle, verschrobene subjektive Meinungen, grund- und bodenlose dogmatische Behauptungen, welche denn auch wirklich in bunter Hülle und Fülle schwarz auf weiß vorliegen. Und was ist aus der Erfolg des der Grammatik und der Historie erwiesenen Götzendienstes? Einem früheren willkürlichen Treiben hat man abgeholfen, aber indem der unbefangenen Ergründung der christlichen Wahrheit durch einen andern schroffen Gegensatz der Weg versperrt wurde, so hat man wiederum der subjektiven Willkür Thür und Thor geöffnet; ist es ein Wunder, wenn hinter der äußeren grammatisch-historischen Decke im heiligen Weinberge der christlichen Kirche schreckliche Verwüstungen zu sehen sind — *exempla sunt odiosa!* Dem sei nun, wie ihm wolle, das widersinnige Geschwätz von einer rein grammatisch-historischen Auslegung wird nach gerade, da ja das Erfassen des biblischen Geistes das Wissen vom Geiste, das wahre Begreifen den Begriff der Wahrheit in dem Ausleger voraussetzt, wohl aufhören, und man darf von vernünftigen Exegeten, denen es um wahrhafte Auslegung des in die Hülle hineingelegten Inhaltes zu thun ist, sicher erwarten, daß sie sich nicht in zugespitzten Einseitigkeiten verschanzen oder in an sich toten Elementen abborniren, sondern gleichsehr auf unbefangenen theologischem als auf dem durchaus nothwendigen grammatisch-historischen Grunde in die gesammten objektiven Forderungen der Sache eingehen werden. Von einer solchen, nicht nach willkürlichen Grundsätzen, sondern nach den objektiven Forderungen der Sache bestimmten Auslegung giebt obiger Commentar einen schönen Beweis, welches um so erfreulicher ist, da der Hr. Verf. noch fernere Leistungen im exegetischen Gebiete verspricht. Seine gründliche wissenschaftliche Erkenntnis beweist er bei jeder Gelegenheit, wo Dogmen, dogmatische Lehrbestimmungen, schwierige Begriffe, überhaupt theologische Punkte zur Sprache kommen, und es werden alsdann nicht etwa eigne subjektive Gebilde dem Apostel untergeschoben, sondern es ist der der Sache selbst immanente Begriff, welcher, seiner unmittelbaren Form entkleidet, aus den schaff bezeichneten Vorstellungen hervorgehoben wird. Will man für diese wissenschaftliche Durchdringung des Gegenstandes, welche ein charakteristischer Grundzug des ganzen Commentars ist, einzelne Belege haben,

so mag man Stellen ansehen, in welchen der Hr. V. über den Geist redet (p. 28, 87, 93, 139, f. 287, u. 288, n. a.); über die *παλαιά*, *δεύτερη* *ἐκτίσις* des Krensch. Theilheit ist ihm Gegenstand gegen die *παλαιά*, von denen sie eine Kraft Gottes ist (p. 42, n. 13); über den Begriff des Gottreichthums (p. 16); über das Verhältniß des in der Zeit erschienenen Heiles zu dem von Ewigkeit her in Gott für die Menschheit bestimmten und immer mehr verwirklichten (p. 25); über das Verhältniß des Guten zum Bösen (p. 154); über Abendmahl (cap. XII.), Auferstehung (cap. XV.) und andere Lehren. Mit Rücksicht auf die in diesen und anderen Stellen geschehenen trefflichen Entwicklungen, hätte man noch bei anderen Begriffen, z. B. bei *ἡμέρα τοῦ σωτηρίου* (p. 6), *συνεχὲς τοῦ πνεύματος* (p. 12), *δόξα* (p. 26), *πνεῦμα* und *πνεῦμα τοῦ θεοῦ* (p. 25. und 50), eine etwas ausführlichere Erklärung erwarten dürfen, insofern was der Hr. V. darüber sagt, ist keinesweges unrichtig, sondern nur nicht deutlich genug in der Gemüths der einzelnen Bedeutungen anschaulich gemacht. Solche *philologisch-theologische* Entwicklungen würden bei der Auslegung ganz unnöthig sein, wenn in den Lexica die mannigfaltigen Bedeutungen schwieriger Begriffe nicht so bunt durcheinander gewürfelt, sondern von der ersten unmittelbaren Bedeutung aus in vernünftigen Zusammenhänge entfaltet wären; so lange jedoch dieses Letztere fehlt, wird das Erstere wohl nothwendig sein. Eine beinahe zu ausführliche Untersuchung stellt der Hr. Verf. über das *καλὴν γλώσσαν* (*γλώσση*) an (p. 166—179.) und nach sorgfältiger Berücksichtigung der neuesten Hypothesen hierüber kommt's zu dem Resultate, daß es „ein Reden in einer Sprache war, welche gewissermaßen die Elemente (*τὰ στοιχεῖα*) oder Rudimente der verschiedensten wirklich historischen Sprachen befaßte. Diese gleichsam zweite Elementarsprache (im Gegensatze zur ersten vorgeschichtlichen Ursprache nennen wir sie die zweite) verhielt sich zu den wirklich historischen Sprachen der späteren christlichen Völker wie das Urechristenthum selbst, mit seinen Zeichen und Wundern zu den entwickelten Nationalkirchen.“ Ueber die wahre Beschaffenheit dieses *καλὴν γλώσσαν* wird man des wunderbaren Gepräges wegen, welches ihm in allen Stellen verliehen wird, schwerlich ins Reine kommen; wenigstens auf die bisher ausgesonnenen Hypothesen sind nur die Kategorien der Möglichkeit oder höchstens der Wahrscheinlichkeit

abwerfbar. In den dargelegten Ansichten ist aber die dem conserverten Inhalte des Geistes fern liegende Abstraction eines zweiten Elementarsprache und vorgeschichtlichen Ursprache unvollständig, in der Hr. Verf. sonst Beweiskennung gibt, daß sein philologisches Bewußtsein von dergleichen Imaginationen gestäubt ist. Entfernt man indess die abstrakten Zusätze, so möchte wohl als Hauptsache bleiben, daß jenes *καλὴν γλώσσαν* ein aus verschiedenen fremdartigen (vielleicht etwas modificirten) Sprachbestandtheilen zusammengefügtes begabtes Reden bezeichnet, welches sich bald vorzüglich einer einzelnen (*ἰδίᾳ*) bald mehreren (fremden) Sprachen (*γλώσσαις*) anschließt, je nachdem dem Redenden mehr oder weniger fremde Sprachelemente bekannt und während seiner durch den göttlichen Geist gehobenen Gemüthsstimmung grade in lebendiger Erläuterung waren. —

Durch die gemachten Bemerkungen sollte vorerst der Standpunkt, den der Hr. Verf. einnimmt, bezeichnet werden, und es wird nun der Commentar in seinen besondern sprachlichen Seiten, sodann noch die Auslegung einzelner Stellen zu betrachten sein. Bei dem umfassenden und gründlichen Kenntnissen, die der Hr. Verf. im philologischen Gebiete verräth, ist es bei Lösung schwieriger Punkte hin und wieder auffallend, daß er sich von außen her durch zersplitterte grammatische Bestimmungen leiten läßt, ohne die Sache in ihrem eignen Grunde und Mittelpunkte unbefangen zu betrachten und das Anscheinend Falsche oder Ungewöhnliche beharrlich zu rethorischen. Hieraus sind mancher, trotz der in der Regel guten grammatischen Begründung, Einsichtigkeiten entstanden, welche sicher vermieden wissen, wenn der Hr. Verf. auch die philologische Masse mehr durch einen inneren regen Puls, durch den vernünftigen Begriff belebt und begeistert hätte. Die Sprache wurzelt ja, wie die ihr einverleibten geistigen Erzeugnisse tief im Geiste; sie ist aus dem Geiste geboren und ihre einzelnen Theile sind vom geistigen Adern durchdrungene Glieder eines organischen Ganzen, welches ohne Geist zu sein scheint, wenn es getheilt betrachtet, mit dem Verstandesmesser secirt, in *dissecta membra* zerlegt und als solche soll geboten wird. Unter den wichtigsten Theilen der Sprachen machen nun, insbesondere im N. T., die Präpositionen oft bedeutende Schwierigkeiten und man thut in bedenklichen Fällen vorerst noch recht gut, statt des von der Hand

Wissens oder Verwehens auf Gehmstücken; die mit dieser Rechtfertigung zur vollen Befriedigung des Lesers zugleich ausknüpfen, wenn anders die Präposition in einer wirklich ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht ist. Es war z. B. unmöglich bei *ἐν τῷ* Dat. in der Bedeutung wegen oder für (p. 51) und *ὑπὲρ* (p. 132.) auf Wahr, Wahl oder Anders zu verweisen, da jene Bedeutung auch bei den Verbis sich finden, sich betrüben, sich wundern, lachen, danken, stolz sein u. a., als Grund oder Bedingung dem ursprünglichen Charakter gemäß zu fassen ist und deshalb nichts Abnormes enthält. Ohne Begründung wird dagegen dem *ἐν* die Bedeutung durch beigelegt (p. 74. *ἐν ᾧ* *ἀποτίθημι* *ὁ ἀποπο*); es bezeichnet hier nicht sowohl das bloße Mittel, durch welches, als vielmehr das Princip, in welchem die Welt gerichtet ist, und dies Princip ist der sich durchdringende Geist der Wahrheit und Heiligkeit, in welchem alle Unwahrheit ihren absoluten Richter findet, wie ewig in der Gerechtigkeit das Ungerechte, in dem Gesetze das Gesetzlose, in Gott das Gottlose an sich bereits gerichtet ist und auch für sich wirklich gerichtet wird. Befremdender noch ist es; daß der Hr. V. *ὁ δὲ τοῦ ὁριζήσεως τοῦ ὡπλοῦ*, „beim Namen Christi, als einfache Beschwörungsformel“ faßt (p. 8.). Wie sollte dies sprachlich zu rechtfertigen sein. (etwa durch das Lat. *per*)? Muß es nicht vielmehr heißen: durch den Namen Christi d. h. kraft des wahrhaft christlichen Bekenntnisses oder vermittelt Christi, wie es in dem ganzen Umfange seiner göttlichen Natur und Herrlichkeit, welches zusammen der Name umfaßt, zu bekennen und zu verthron ist. Ueber den Gebrauch und die Bedeutung des *ὅπου* mußte wohl außerdem, namentlich bei der Formel *ἐν τῷ ὅπου βαπτίζονται* (p. 10.) Einiges angemerkt werden. Wenn ferner *κατὰ κεφαλῆς ἔχω* (nämlich *τὴν*) übersetzt wird „eine Hauptbedeckung tragend“, so liegt dies nicht unmittelbar in den Worten und bedurfte einer Erörterung; grammatisch heißen sie zunächst: etwas vom Kopf herab habend, wodurch dann allerdings auf eine Verhüllung oder Bedeckung des Kopfes hingedeutet wird. Ebenso war eine kurze Be-

gründung nöthig (p. 22.) bei Uebersetzung der Worte: *ἐν τῷ ὅπου* *ἐν τῷ ὅπου* „Ich kam zu Euch und der bei Euch (ohne *ἐν*)“ (cf. Joh. 1, 2.)“; denn in *ἐν τῷ ὅπου* gehört das Kommen und Sein nicht zur eigentlichen Bedeutung, nach welcher die Redensart heißt: zu ihnen hin werden, sich zu ihnen hin bewegen, zu ihnen gehen (wie *ἐν τῷ ὅπου* *ἐν τῷ ὅπου*). Mit Joh. 1, 2. verhält es sich hinsichtlich des *ἐν τῷ ὅπου* ähnlich: er war im Verhältnisse, in innerer Beziehung zu Gott; wofür sich wegen des *ἐν* wohl sagen läßt: er war bei Gott allein in jener Stelle liegt wegen des *ἐν τῷ ὅπου* das Sein (bei ihnen) etwas ferner. In diesen und ähnlichen Fällen kann man dem Hrn. Verf. keineswegs Irrthümer vorwerfen, sondern nur den Vorwurf machen, daß er mitunter die nöthige Beweisführung nicht aus der Sache selbst hervorgehen läßt, sondern entweder ganz unterläßt oder von außen herholt, welches bei anderen grammatischen Punkten noch mehr auffällt. Hf. ist sehr überzeugt, daß der Hr. Verf. die Nichtigkeit des abstrakten Verstandesunterschiedes eines *Genit. subjecti* und *objecti* bei genauer Prüfung sicher durchschauen hätte; denn alle Fälle, in welchen er von jenem Unterschied Gebrauch macht, sind auffallend vereinseitigt. So soll *μαρτύριον τοῦ Χριστοῦ* das Zeugniß von Christo bloß *genit. obj.* sein (p. 5.); aber dies begreift doch wohl das Zeugniß, welches Christus von dem in ihm offenbaren göttlichen Wesen abgelegt hat; ganz und gar mit in sich, und in beiden Beziehungen ist es soviel, als die von Christo geoffenbarte und von den Aposteln verkündete Lehre, kurz das *Evangelium*. Bei *μαρτύριον τοῦ Θεοῦ* (p. 21.) ist der Hr. Verf. einen Augenblick ungewiß, ob er einen *gen. obj.* oder *subj.* daraus machen soll, für welches Letztere er sich erklärt, obgleich das Zeugniß, welches Gott in Christo von sich, und welches Christus von Gott ablegt, offenbar zusammenfallen, p. 8. wird *κοινωνία τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Ἰησοῦ Χριστοῦ* für einen *gen. obj.* ausgegeben; indess die Gemeinschaft Christi umfaßt doch sicher gleichsehr das Vereinigtsein Christi mit den Christen, als dieser mit Christo, da ja eins ohne das Andere unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

August 1833.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinthier. Von Gust. Billroth.

(Fortsetzung.)

Selbst in Fällen, wo der Genit. und der damit verbundene Casus sich augenscheinlich noch ganz unmittelbar wie die Substanz zum Accidenz verhalten, wird der volle Sinn durch jene Sonderung zersplittert; wer fühlt nicht das Gewaltsame, wenn *cap. IX, 12. εἰ ἄλλοι τῆς ὑμῶν ἰκονίας μέγιστοι κτλ.* übersetzt wird; wenn Andere an der Macht über Euch (*gen. obj. p. 124.*) Theil haben u. s. w.? Der einfache Sinn ist: wenn Andere an dem Vermögen oder der Macht, welche nämlich Euch in äußerem Ansehen oder in dem Besitze irdischer Güter zu Gebote steht (woven vor und nach jener Stelle die Rede ist), Theil haben u. s. w., worinn dann zugleich ein gewisses Anrecht an ihnen mitabgegriffen ist. Ebenso gezwungen ist es, *cap. XII, 7. ἑκάστῳ δὲ δίδεται ἡ χάρις τοῦ πνεύματος καὶ οὕτως* zu übersetzen: „es wird jedem eine besondere Weise, wie er den in ihm wirksamen Geist nach außen hin offenbaren soll, gegeben“ (*gen. obj. p. 163.*). Dann dies setzt doch die Offenbarung des Geistes in ihm voraus und wie der Geist in ihm sich offenbart, so muß er dann natürlich nach außen hin im Gottkräftigen Leben geoffenbart werden, so daß ohne jenes dieses gar nicht sein kann. Am meisten geräth der Hr. VI. in die Enge bei *ἡ τοῦ κόσμου λήνη* im Gegensatz gegen *ἡ κατὰ θεὸν λήνη* (*p. 327. und 328.*) und obwohl er der schroffen Unterscheidung fast schon entsagt, so erhält doch der *genit. subj.* (eine Betrübniß, wie sie die Welt, der weltliche Mensch hat, im Unterschiede von der Betrübniß wegen weltlicher Dinge) noch einen Vorzug. Allein es ist auch hier nothwendig die Betrübniß des Weltmenschen wegen weltlicher Dinge, also *genit. subj.* und *obj.* zusammenzufassen, da erst durch dies Letztere, welches jedoch nicht ohne das Erstere gedacht werden kann, der Gegensatz gegen die Betrübniß *κατὰ θεὸν* entsteht. Hiermit wird nun dieser

Punkt, zumal da noch einige andere grammatische Gegenstände beurtheilt werden müssen, zur Genüge berücksichtigt sein, und es mag nur noch die Bemerkung folgen, daß in einzelnen Fällen die eine Seite wohl etwas mehr hervortreten kann, aber nie zum Gegensatze gegen die andere wird, wie es auch in der Natur des Genit., der unmittelbar beide Seiten (das Subj. im Obj. und dieses in jenem) zusammenbegreift, begründet ist. — Um das *ἀλλ' ἢ*, welches von Einigen III, 5. beibehalten wird, in der Bedeutung *neque* oder *praeter* zu rechtfertigen, nimmt der Hr. Verf. eine „Vermischung zweier Gedanken“ an (*p. 38. u. 39.*), nämlich *οὐδὲν (ἄλλο) — ἀλλά*, und *οὐδὲν (ἄλλο) — ἢ*. Indes die Rechtfertigung möchte wohl näher liegen; nämlich *ἀλλ' ἢ* und *ἄλλο ἢ* sind im Wesentlichen einander gleich, da offenbar auch *ἀλλὰ* (als Neut. pl.) ursprünglich mit dem Adject. zusammengehörte, und diese ursprüngliche Verbindung ist bei *ἀλλ' ἢ* in einzelnen Fällen (z. B. *hier*) noch ganz augenscheinlich, mag es immerhin häufig nur zur Bezeichnung des Gegensatzes dienen. Die fragliche Stelle läßt sich übersetzen: *wer (wer) ist nun Paulus, was ist Apollo anders als (wenn nicht) Diener?* Obwohl diese Erklärung wie manche andere, von selbstständigen sprachlichen Ansichten des Hrn. Verfs. abweicht, so wäre es dennoch, wie schon bemerkt ist, in vielfacher Beziehung besser gewesen, wenn er der eignen unbefangenen Einsicht in die objektive Sache mehr gefolgt wäre, und nicht so Manches gleich über einen fertigen bestimmten Leisten geschlagen hätte, wie nothwendig es auch in unzähligen Fällen ist, die Lexica, Grammatiken und andere äußere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehn. Nach vorgeschriebener fixer Regel werden in anscheinend ungewöhnlichen Sätzen *Attraktionen* angenommen, welche bei sorgfältiger Beleuchtung schwinden, wie aus einigen Beispielen erhellen wird. Die Worte *λεπτόν οὐκ οἶδα, εἰ καὶ ἄλλον ἑβάντιον* I, 16. hält der Hr. Verf. nach Winer's

Bestimmung für eine nicht weiter erörterte *Attraktion* (p. 11.), da doch die Konstruktion ganz sachgemäß ist; denn *λοιπόν* (übrigens) soll doch wohl nicht als vorausgenommener Accus. gefasst werden, da es ja, wenn nicht *ἄλλων* stände, *ἔτι* heißen müßte (im Lat. nicht *Acc. reliquum*, sondern *aliud*), und auf *οἷδα* läßt nun der Apostel nicht *ὅτι*, welches die Gewissheit (ich habe weiter Niemanden getauft) ausdrücken würde, sondern *εἰ* folgen, weil eine Ungewissheit bleiben soll: übrigens weiß ich nicht, ob ich noch Jemanden getauft habe. Eine andere Attraktion wird in die Worte *φανερούμενοι, ὅτι ἐστὶ κτλ.* 2 Cor. III, 3. (p. 279.) geschoben, sofern man nämlich statt des *φανερούμενοι* erwartet: *φανερὸν* oder *δηλόν ἐστιν, ὅτι ὑμεῖς κτλ.* Allein dieses *φανερὸν* oder *δηλόν ἐστι* ist besonders dann an seinem Orte, wenn es dem Redenden offenbar erscheint, daß die Sache so oder so ist, und wenn er sie als solche beweisen zu können glaubt; wird es dagegen als Adject. oder als Particip. mit dem auf *ὅτι* folgenden Subjects in Gen. und Num. verbunden, so ist hierdurch natürlich gleich die Sache selbst als einleuchtender Beweis bezeichnet; jenes ist demnach mehr Subj., dieses mehr Obj., welches Letztere hier höchst angemessen ist, da es gerade vorher heißt, daß *sie selbst* die *ἐπιστολή* seien, *γνωσκομένη καὶ ἀναγνωσκομένη ὑπὸ πάντων ἀνθρώπων*. — Zur Erklärung des schwierigen *μή* 2 Cor. V, 21. (*τὸν γὰρ μὴ γνόντα ἁμαρτίαν κτλ.*) macht der Hr. Verf. die Bemerkung, daß Paulus „den Standpunkt vom Geiste Gottes bezeichnen wolle, *deus enim, qui non novisset* (ὁὐ γνόντα wäre: *qui non noveras*) *peccatum, fecit etc.*“ (p. 314.) Wozu aber eine solche Unterscheidung, welche hinsichtlich des Gedankens bedeutungslos oder gar störend, hinsichtlich der Form gezwungen erscheinen muß? Bei Plato bedeutet *τὸ μὴ ὄν* das dem Geiste und der Wahrheit nach absolut *Nichtseiende* (im Unterschiede von *τὸ οὐκ ὄν* dem einzelnen empirisch nicht Seienden) und demgemäß ist denn auch wohl hier an Christum zu denken, wie er in seinem göttlichen Wesen und absolut wahren Geiste eben so wenig als Gott die Sünde kannte, wogegen *τὸν οὐ γνόντα* ihn mehr in der äusseren, auf das Einzelne gerichteten; menschlichen Seite umfassen würde. Ein schlagendes Beispiel findet sich noch Gal. IV, 8. (*τοῖς μὴ οἶσι θεοῖς*), wo die Götter als solche bezeichnet werden, die überhaupt dem Geiste und der Wahrheit nach *keine* sind, und außerdem ist *μή* mit dem Particip. in unzähl-

gen Fällen verbunden, wo die Negation als durch den Gedanken vermittelt erscheint. — Noch eine grammatische Bemerkung erlaubt sich Ref. in Betreff des *ὅτι* III, 21. und des *ἵνα* IV, 3. gegen den Hr. Verf. zu machen. Jenes mit dem Imper. *καυχᾶσθαι* verbunden *ὅτι* soll nämlich für „*ὥστε μηδένα καυχᾶσθαι δεῖν*“ stehen (p. 47.): dies ist jedoch unnöthig, da ja *ὥστε* als unabhängige Folgerungspartikel (*itaque*) selbst im Anfange eines Fragesatzes stehen kann und auch sonst beim Imper. vorkommt (*ὥστε θάρσει*): also *ράθυε σὶς* *Niemand* *ἐν ἀνθρώποις* an Menschen, d. h. *desseu*, was nur Menschen angehört, was endlicher und vergänglicher Natur ist. Ferner die Erklärung des *ἵνα* wie überhaupt der Worte: *ἐμοὶ δὲ εἰ; ἐλάχιστόν ἐστιν, ἵνα ὑπ' ὑμῶν ἀνακριθῶ* möchte sich schwerlich genügend begründen lassen; denn es ist mislich, ohne Weiteres dem *ἐμοὶ εἰ; ἐλάχιστόν ἐστι* ein „*non curo*“ unterzulegen (p. 51.) und darauf hin zu übersetzen: „ich Sorge nicht sehr darum, daß ich von Euch beurtheilt werde, nämlich, wie aus dem Zusammenhange mit V. 2. (?) hervorgeht, um mir dadurch Ruhm zu erwerben“. Was vorerst den Zusammenhang betrifft, so sagt der Apostel das *ἐμοὶ δὲ* κτλ., weil nicht *sie*, sondern allein *der Herr* ihn in seinem innersten Wesen beurtheilen könne (vid. V. 4.); jene Redensart heißt aber: es ist mir *durchaus* geringfügig oder *gleichgültig*, und hierauf läßt der Apostel *ἵνα* folgen, um die bestimmte Tendenz oder Absicht der Corinther, ihn nämlich zu bekritteln, anzudeuten (es ist mir völlig gleichgültig, daß ich von Euch beurtheilt werde oder werden soll, daß Ihr mich beurtheilen oder richten wollt — der mich Richtende ist der Herr). Hätte der Apostel *ὅτι* gesagt, so wäre hiermit das wirklich Faktische angegeben, stände aber der bloße Infin., so wäre nur das Allgemeine, der Begriff, das noch Unbestimmte und Ungewisse ausgesprochen, während *ἵνα*, die Beabsichtigung bezeichnend, mehr als der Infin. aber weniger als *ὅτι* in sich faßt. — Es ist hier bereits die Seite der eigentlichen Auslegung berührt, welche jetzt noch besondere Beachtung erheischt.

Obwohl die dogmatische Einsicht des Hr. Verfs. ein wesentliches Moment bei seiner Auslegung ausmacht, so weiß er dennoch in unbefangener Weise den Sinn der Worte, wie die unmittelbare Vorstellung des Apostels klar darzulegen, und, wo es ihm zweckmäßig scheint, anderer Ausleger Ansichten in seine eigene Erklärung einzuflechten. Beide Briefe sind in bestimmte

Abschnitte passend eingetheilt und vor jedem Abschnitte wird der Inhalt in gedrängter Kürze treu zusammengefaßt; die Auslegung selbst zeugt von Gründlichkeit, Gewandtheit, exegetischem Tacte und in dem gediegenen Gepräge des Ganzen ist über viele dunkle Stellen (VII, 14 ff., VIII, 3-6. X, 23-30. XI, 10. XIII, 12 u. 13 u. a.) helles Licht verbreitet, wenn gleich bei mancher schwierigen Stelle die Erklärung nicht ganz glücklich ausgefallen ist, wie einige Beweise darthun werden — cap. I, 2. bezieht der Hr. Vf. den Zusatz *οὐ πᾶσι τοῖς ἐκκλησιασμένοις* κτλ. nicht auf den Gruß des Apostels, sondern auf *ἐκκλησιασμένους* und *ἀλλοις ἄλλοις*, so daß der Sinn ist: „ich entbiete Euch meinen Gruß, die Ihr zugleich mit allen übrigen Christen geheiligt und berufen seid“ (p. 3. u. 4.). Hiernach wäre in der That der Zusatz überflüssig, da sie als berufene Christen auch nothwendig mit allen übrigen Christen geheiligt sein mußten; außerdem läßt sich noch in sprachlicher Hinsicht einwenden, daß *ἐκκλησιασμένους* zu fern steht, ferner daß *ἀλλοις ἄλλοις* nicht jenes, sondern dieses, welches in der Uebersetzung ganz unberücksichtigt geblieben, der Hauptbegriff ist, und daß endlich, da der Zusatz einen neuen hervorhebenden Gedanken enthalten soll, vor *ἐκκλησιασμένους* der Artikel stehen mußte, wogegen dies *ἐκκλησιασμένους*, wenn es als nachträglicher im dem Begriffe *ἐκκλησία* bereits enthaltener Zusatz erscheint, welches bei der Beziehung auf den Gruß des Apostels der Fall ist, ohne Artikel stehen kann. Wird nun ferner, wie der Herr Verf. thut, das nachfolgende *αὐτῶν τε καὶ ἡμῶν* nicht mit dem unmittelbar vorhergehenden *ἐν παντί τόπῳ* sondern mit dem ferneren *κρίτου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ* verbunden — die da anrufen den Namen unsers Hrn. J. Ch. überall „jedoch nicht bloß unseres, sondern auch ihres Herrn“ — so ist auch dies gezwungen und bedeutungslos, weil es sich (wie wenn man: mein Himmel oder mein Gott, sagt) von selbst versteht. Natürlich ist der Sinn und Zusammenhang der Worte, wenn Paulus der Corinthischen Gemeinde Grüße sagt und zugleich allen denen, die anrufen den Namen unseres Herrn J. Ch. an jedem Orte, sowohl ihrem als auch unserem d. h. mögen sie nun an ihrem eignen Orte, in ihrer Heimath sein, oder an unserm, bei uns (gleichgültig ob in Ephesus oder Corinth). Demnach hat der Apostel bei jenem Zusatze die fremden Christen im Auge, welche sich grade jetzt in Corinth aufhielten, und auch hier, wie in ihrer Heimath, an den gottesdienstlichen Versammlungen eifrigen Antheil nahmen. — V. 21. über-

setzt der Hr. Verf. die Worte: *ἐν τῇ σοφίᾳ τοῦ Θεοῦ* zuerst: „in der wahren Weisheit, in der Lehre des Evangeliums“, welches jedoch, da von der vorchristlichen Zeit die Rede ist, noch nicht hierher gehört; gleich darauf wird auch, statt dieser Auffassung unter *σοφία τοῦ Θεοῦ* „die aus der Betrachtung der Werke Gottes erwerbende Weisheit“ verstanden (p. 15.).

(Der Beschluß folgt.)

XLVII.

Beiträge zu der Lehre von den Nichtigkeiten im Civil-Process nach gem. Deutschen Rechte, nebst einem Anhang, Bemerkungen über die Bestimmungen der Anhalt. Processordnung u. d. Zerbster Ob. App. G. Ordnung in Betreff der Nichtigkeiten enthaltend. Von Carl von Röder, Herz. Anh. Bernb. Reg. u. Consist. Assessor. Bernburg, 1831. Druck u. Verlag von Fr. Wihl. Gröning (in Commission bei Schwetschke u. Sohn in Halle). XI. 211 S. 8.

Dies kleine, aber mit Umsicht, Fleiß und eindringendem Verstand geschriebene Schrift, verdient jedenfalls eine, wenn auch späte, Anzeige in diesen Blättern, da ihr zur Zeit noch keine bestimmtere öffentliche Anerkennung im Gebiet der Kritik zu Theil geworden ist. Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten, welche die Lehre von den Nichtigkeiten im gemeinschaftlichen Civil-Verfahren, hinsichtlich der deshalb zustehenden Rechtsmittel darbietet, dürfen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Nachdem nun der Verf. zuerst das Geschichtliche dieser Lehre nach Röm. canon. u. Deutschen Gesetzen erörtert hat, vorzüglich die Redactionsgeschichte des J. R. A. § 121. 122. ingleichen die Ansichten der Deutschen Processualisten älterer und neuerer Zeit, nicht ohne bei Einzelnem eine gemessene Kritik auszuüben; so trägt er von §. 24. an S. 108. seine eignen Ansichten vor, ausgehend von der Nothwendigkeit einer Verbindung oder von der Einheit der Philosophie des Rechts und der positiven Rechte. Es wird dabei hingewiesen auf das doppelte Element, welches den Forderungsrechten im gerichtlichen Wege die Vollendung giebt; nämlich Gegenstand und Form des Verfahrens und eben darnach nur das Wesen der verschiedenen Rechtsmittel gegen richterliche Urtheile bestimmt. Dann wird geschichtlich erläutert, was der J. R. A. unter den unheilbaren Mängeln oder Nullitäten eines Verfahrens verstanden haben könne, wobei der Verf. im Ganzen auf die Ansicht vom Mittermaier kommt (S. 103 f. 116 f.), daß jenes Reichsgesetz im Allgemeinen Nichts neues verordnet, sondern zunächst nur die C. G. O. von 1555. Th. 3. Tit. 34. bestätigt, jedoch auch zugleich den Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten mehr abgeschlossen habe.

Hierbei kommt es denn freilich besonders darauf an, was unter den unheilbaren Mängeln in den Substantialien zu verstehen sei, oder bei welchen Substantialien des Verfahrens dergleichen Nullitäten vorkommen können; und dies ist eben der schwierigste Punkt. Nach dem Verf. sind die Gründe einer g. unheilbaren Nichtigkeitsklage außer den dahin unzweifelhaft gehörigen Mängeln in der Person des Richters — des Klägers, — des Beklagten und ihrer Stellvertreter: Mangel eines Anrufs der Staatshilfe — des Wechselgehörs — eines Urtheils. Alle übrigen Verstöße und Mängel werden zu den Heilbaren gerechnet. Zuletzt folgt eine Erörterung des Verfahrens und der Eigenheiten der verschiedenen Rechtsmittel, welche in den einzelnen Fällen offen stehen; und ein besonderer Anhang über die Bestimmungen der auf dem Titel bereits angegebenen Landesgesetze.

Man kann unbedenklich behaupten, daß die fragliche Lehre durch diese neue Bearbeitung bedeutend gewonnen hat, wenn man auch in manchen Stücken andrer Meinung sein, und insbesondere noch eine umfassendere geschichtliche Nachweisung der ältern Nichtigkeitstheorie, so wie der reichsgerichtlichen Praxis, endlich der Deutschen Partikularrechte und Praxis wünschenswerth finden könnte, da diese in der That häufig eine eigenthümliche Richtung hier behauptet haben; worüber aber freilich literarische Hilfsmittel nicht immer und aller Orten zugänglich sind. Nach des Ref. Urtheil ist der Kreis der unheilbaren Nichtigkeiten da substantialibus zu eng gezogen, auch möchte noch eine nähere Bestimmung darüber nöthig sein, wie weit das Recht des Oberrichters gehet, eine Nichtigkeit von früherer Instanz ohne Cassation des vorigen Verfahrens zu heben, oder mit andern Worten und mit der R. C. G. O. zu reden, wann ein Unrecht in einer Instanz für unwiderbringlich zu erachten sei. Man dreht sich hier vielfach in einem sonderbaren Kreise herum.

XLVIII.

Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poetischen Uebersetzen übersetzt und erklärt vom Prof. Franz W. Richter. Queßlinburg und Leipzig 1833. S. 99. 8.

Uebersetzungen classischer Poesien leiden an mannigfachen Fehlern; manche von diesen entspringen daher, daß der Uebersetzer sich nicht gefragt hat, für wen er übersetzt; für den Gelehrten von Fach braucht es keiner Verdeutschung, für den Nichtgelehrten noch weniger die häufige Ausführlichkeit von Untersuchungen, Emendationen und Citaten. Der Hr. Verf. fühlte sehr richtig, wenn er sagt, daß „gelehrter Aufwand bei Ueber-

setzungen in der Regel doch mit verschwendet sei, weil davon Leser ihn meistens nicht verstehen oder wenigstens unbeachtet lassen". Und doch verschwendet er; zu diesen Fragmenten „mehr Brocken als vollständigen Gerichten, mit denen er den Leser regallt", läßt er eine große Dienerschaft von Erläuterungen, mit Citaten aller Art galonnirt, aufwarten und zu den kleinen Binsen große Schümeln von Zugewinn, Verlust und Nachtheil auftragen. So behandeln die ersten 25 Seiten von dem Leben der Sappho in einer Weise, daß der Hr. Vf. p. 2 sich selbst mit den Worten unterbricht: „wir haben den Leser bereits um Entschuldigung zu bitten, daß wir seine Geduld mit einer langweiligen Namensuntersuchung auf eine so harte Probe gestellt haben; also schnell weiter". Dann folgen nach der Uebersetzung von 27 unvollständigen Fragmenten der Sappho (p. 29 — 46) mehr oder minder ansehnliche Erläuterungen und Vorschläge zu Emendationen (p. 49 — 59.) In gleicher Weise wird, von p. 63 — 75, von dem Leben der Erinna gehandelt, dann folgen p. 79 — 83, der Erinna vier Epigramme und das Gedicht an Rom und von p. 87 — 90, Erläuterungen zu diesen Gedichten. Die Poesien der beiden Dichtinnen sind so unmittelbar aus dem Bereich ihrer persöhnlichen Verhältnisse, daß sie, in ihre Biographien verflochten, zugleich diese belebt und sich selbst leicht aus dem Zusammenhang der Darstellung erklärt hätten: und der Hr. Vf. zeigt überall so viel poetischen Sinn, stylistische Gewandtheit und gelehrtes Studium, daß wir jenen Mißgriff in der Wahl und Anordnung seiner Mittheilungen doppelt beklagen müssen; er hätte die Lektüre mit einem anziehenden Bild Hellenischen Dichterlebens bereichern können.

Doch wir sind dem Hrn. Vf. auch für das, was er hat gegeben wollen, vielen Dank schuldig. Für die biographischen Darstellungen hat ihm Welcker, vielleicht der glücklichste Forscher der Deutschen Philologie, den Weg geöffnet; er ist ihm mit Vorsicht und Glück gefolgt; auch die Erläuterungen sind passend und oft überraschend. Vor allem aber verdient die Uebersetzung allen Beifall; sie hat den süßen Duft der Griechischen Verse zu bewahren gewußt; die Rhythmik ist leicht und korrekt; namentlich hat sie in der Sapphischen Strophe jene Gelindigkeit und Innigkeit bewahrt, welche von Deutschen Dichtern so oft durch die gespreizte und höchst verkehrte Prätension der Horazischen Cäsur verderben wird. Auch die Hexameter des Hrn. Vfs. sind schön geformt und wir rechnen mit ihm nicht von den Trochäen unter daktylischen Versen, obwohl er auch diesen, wenn er sich von seiner unruhigen, die Majestät des Hexameters störenden Schwächlichkeit überzeugte, bei der großen Gewandtheit, welche die Uebersetzung auszeichnet, gewiß leicht würde vermeiden können. — Der Uebersetzung des Pindar, deren baldiges Erscheinen der Hr. Vf. in der Vorrede verspricht, sehen wir mit großen Erwartungen entgegen.

Joh. Gust. Droysen.

August 1833.

Commentar zu den Briefen des Paulus an die
Corinther. Von Gust. Billroth.

(Schluß.)

Aber warum nun gleich in dieser Aeußerlichkeit wie undeutlich wäre ein solcher Sinn in jenen Worten ausgedrückt, und wie kann aus der äußern Betrachtung der Werke eine göttliche Weisheit erworben werden, wenn nicht bereits in ihnen selbst ein höheres Licht leuchtet, durch welches ihnen die Augen über das Aeußere geöffnet werden und worin also die Weisheit innerlich wurzelt? Jene σοφία τοῦ θεοῦ ist die von Gott ausgehende und deshalb das Göttliche auch zum Gegenstande und Inhalte habende Weisheit (γενν. σοφ. und οὐδ.), die den Heiden ebensowenig als den Juden, mochten sie immerhin höchst unweise sein, von göttlicher Seite entzogen war (denn τὸ ἴσασθαι τοῦ θεοῦ πατέρον ἔστιν ἐν αὐτοῖς Rom. I, 19.); ließen sie demnach die göttliche Weisheit in sich nicht leuchten, so war hieran allein die σοφία τοῦ κόσμου, die selbstische, mit nichtigen Dingen, angefüllte Ackerweisheit, die Aufgeblasenheit des eigensinnigen Verstandes Schuld, welches der Apostel selbst erwähnt. — Von der schwierigen Stelle III, 13 — 15. giebt der Hr. Verf. eine Erklärung (p. 42 — 44.), welche den Worten des Apostels wenig entspricht. Bei ἡ γὰρ ἡμεῖς οὐκ ἴδομεν soll τὸ τὸ ἔργον supplirt werden, und zu den nachfolgenden Worten wird ἡμεῖς als Subject hinzugefügt, wonach dann der Sinn: denn der Tag wird, wie das Werk ist, kund thun — „jener Tag wird in Feuer offenbart, d. h. mit Feuer erscheinen“; über οὐκ δε εἰς δια πυρὸς kommt zu keinem festen Resultate. Zuvörderst hat das Suppliren stets einen willkürlichen Anstrich und nur zu häufig wird dadurch die Schwierigkeit nicht gehoben, sondern nur verdeckt oder verschoben, doch selbst hiervon abgesehen, was soll denn

das folgende ὅτι, welches unberührt gelassen ist, was enthält jener trübe Satz eigentlich für einen Gedanken, und ist der folgende Satz καὶ ἐκαστος τὸ ἔργον αὐτοῦ im Vergleich mit dem ersten nicht tautologisch? Wird zu den Worten nichts supplirt und an ihnen nichts geändert, so lauten sie mit gutem Sinn so: denn der Tag (natürlich jener Tag des Herrn) wird kund thun, daß in Feuer geoffenbart wird (daß also eine Offenbarung oder Läuterung in Feuer geschieht), und wie eines Jeden Werk beschaffen ist, wird das Feuer erproben oder zeigen. Wenn Jemandes Werk bleiben wird — so wird er Lohn erhalten, wenn Jemandes Werk verbrennen wird, so wird er Strafe leiden; er selbst aber wird erhalten werden, οὐκ δε εἰς δια πυρὸς; so aber, wie durch Feuer d. h. wie durch Feuer geschieht, indem nämlich alle gehaltlosen Bestandtheile vernichtet werden, so daß dann auch die Beschaffenheit seiner persönlichen Rettung noch sehr in Frage steht, und davon abhängt, wie gewissenhaft, fromm und rechtschaffen er, ausser jenem Werke, für sich in seinem individuellen Wandel war. — Bei einer nicht minder schwierigen bekannten Stelle (XV, 29 ἐν τῇ ἀποκαλύψει οἱ πάντες ἕμειοι ὑπὲρ τῶν νεκρῶν; κτλ.) stimmt der Hr. Verf. den Auslegern bei, welche die Worte auf eine stellvertretende Taufe beziehen, wenn gleich sichere Zeugnisse über eine solche schon zur Zeit des Apostels herrschende Sitte fehlen. Liesse man bei jenen Worten die höchst undeutliche Bezeichnung solcher, für welche andere getauft sein sollen — und den Art. τῶν, der nicht einige nur, sondern die Todten überhaupt bezeichnet — ganz ausser Acht, und könnte man ausser allem Zweifel setzen, daß schon zur Zeit des Apostels stellvertretende Taufen statt gefunden, so würde desohnerachtet eine Erklärung, nach welcher der Sinn der unveränderten Worte auf die Getauften selbst gieng, sicher vorzuziehen sein, weil alsdann der Beweis des Apostels, als auf

Alle sich beziehend, bei weitem schlagender wäre. Es ist nun aber aus Röm. VI, 3 ff. bekannt, daß der Apostel in der Taufe eine Beziehung auf die Auferstehung, sowohl Christi als auch überhaupt der Christen, findet, und hierauf ein Argument für die Todtaufstehung entnehmend, fragt er nun: was sollen denn die thun, welche sich taufen lassen wegen der Todten, d. h. nach Röm. VI, 4 um von den Todten zu auferstehen (*ὡς περ ἡ ἐκ νεκρῶν*). Weder der Artikel vor βαπτίζομενοι noch der vor νεκρῶν kann bei einer solchen auf Alle bezogenen, gleichsam demonstrativen, Hinweisung etwas Auffallendes haben; außerdem gewinnt die Erklärung noch bedeutend durch die folgenden Worte. — Einige weniger bedeutsame Abweichungen verschweigend, legt Ref. nur noch eine wichtige Stelle, nämlich 2 Cor. XIII, 7, zur näheren Berücksichtigung vor. Der Hr. Verl. übersetzt: „ich stehe zu Gott, *μη ποιεῖν ὑμᾶς καὶν ἡμῶν* nicht gezwungen zu sein, Euch irgend ein Böses anzuthun — und indem er nun aus *ἐρχομαι* „den Begriff *θεῶω* oder dergl.“ für das folgende *ἵνα* beibehält und in *δοκῶς* die Bedeutung: „probehaltig oder „streng“ annimmt, übersetzt er weiter: „nicht (wünsche ich), daß ich probehaltig (d. h. also streng) mich zeigen muß, sondern daß Ihr das Gute thut, ich aber wie unprobehaltig bin (d. h. unprobehaltig, also nicht streng, erscheine)“. Hiernach hat entweder der Apostel sehr unklar gedacht und höchst schwerfällig construirt, oder es ist seinen Worten Gewalt angethan, und dies Letztere wird wohl der Fall sein. Denn vorher sagt der Apostel, er könne, wenn er wolle und müsse, die verlangte *δοκίμη* (Bewährung seiner apostolischen Würde und Kraft) wohl zeigen, hoffe aber, daß man ihn nicht für einen *ᾠδοκῶς* halte und bitte zu Gott, daß sie nichts Böses thun möchten, nicht (nämlich bitte er hierum) damit er als *δοκῶς* sich zeige (denn sich in seiner Kraft zu bewähren, dazu hatte er ja, wenn sie nichts Böses thaten, keine Veranlassung), sondern damit sie nur das Gute vollbringen, er aber wie ein *ᾠδοκῶς* sei (sofern er nämlich, was grade sein heißester Wunsch war, bei ihrem Gutesethun sich nicht als *δοκῶς* ihnen zu zeigen brauchte).

Dem Begriffe einer unparteiischen Beurtheilung zufolge mußte auf die berührten Mängel aufmerksam gemacht werden; indess ohnerachtet der Gegenbemerkungen kann Ref. mit dem aufrichtigen Bekenntnisse schließen, daß der vernünftige Standpunct, die tüchti-

gen Kenntnisse und das durchdachte Urtheil des Hrn. Verl. obigem Commentare wahrhaft wissenschaftlichem Werth verleihen. Matthias.

1 2 6 1 0 9 0 3 2 1 7
XLIX.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Notizen von Carl Ludwig Roth. Nürnberg, 1833. 262 S. gr. 8.

Die Bearbeitung des Tacitus hat in der letzten Zeit eine neue Richtung genommen, welche Ref. die grammatisch-hermeneutische nennen möchte, Ihr Wesen besteht darin, daß die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Autors und namentlich seine Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch zusammengestellt, verglichen, auf gewisse allgemeine Resultate zurückgeführt und diese wiederum zur Erklärung der einzelnen Stellen und zur Entscheidung über die Richtigkeit des Textes angewandt werden. Das gründliche Verständniß des Autors ist durch die geschickte Verfolgung dieser Richtung befördert worden, und wieviel die Kritik des Textes durch die Zurückweisung aller Willkühr, die sich auf fremde Analogie stützen möchte, gewonnen hat, liegt in der Waltherschen Ausgabe vor, trotz der Mängel, die dieser zwar gewissenhaften aber peinlichen und ängstlichen Arbeit ankleben. Von den kleineren Schriften des Tacitus, die ebenfalls im letzten Decennium den Fleiß der Philologen vorzugsweise beschäftigt haben, eignet sich der Agricola durch den entschiedenen Charakter des Tacitischen Ausdrucks bei faßlichem Umfang und Inhalt am meisten zum Träger jenes grammatisch-hermeneutischen Verfahrens, und sein neuer Herausgeber, Hr. Roth, schließt sich den verdienstlichen Bemühungen der Herren Becker, Walch, Selling, Walther, Böttcher, Petersen u. A. mit Ehren an, ja man kann sagen, daß er es in der Verfolgung der sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Tacitus bis in das kleinste Geäder der Grammatik allen zuvorgehen hat. Die Einrichtung seiner Ausgabe ist diese, daß er unter dem Text nur die nothwendigsten, aber doch zum Theil auch schon in die hermeneutische Dialektik einführenden Erläuterungen, meist mit den Worten seiner Vorgänger, wo er sie billigte oder zur Widerlegung benutzte, giebt, darauf aber in 33 Excursen die angereg-

um grammatischen Streitpunkte und Erörterungen in abhngemäßer Zusammenstellung und mit Verbreitung auf die übrigen Schriften des Tacitus behandelt, so über den Gebrauch des Dativs, des Ablativs, des Nominativs oder Absentivis cum Infinitivo, des Adverbii, der Präpositionen u. s. f.

Der geneigte Leser dieser Blätter wird überzeugt sein, daß Ref. diesen Erörterungen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat, zugleich aber einsehen, daß eine eben so ausführlich erörternde und in das Einzelne eingehende Kritik (und einer solchen bedarf es) weder für unsere der gesammten Litteratur bestimmte Zeitschrift, noch überhaupt für eine Zeitschrift geeignet ist. Wir sind von der überaus großen Wichtigkeit der philologischen Disciplinen und namentlich der Grammatik zu sehr überzeugt, als daß wir uns mit Mangel an Raum entschuldigen wollten, aber eine literarische Zeitschrift soll keinen einzelnen Gegenstand sachlich erschöpfen wollen, nur zeitgemäß auf neue Erscheinungen aufmerksam machen, die Richtungen bezeichnen, beurtheilen, ob sie mit Ernst und Gründlichkeit, oder leichtsinnig und oberflächlich verfolgt sind. Und da ist dann Hrn. Roth das vortheilhafteste Zeugniß der Sorgsamkeit in seinem begränzten Gebiete und somit der Dank für seine Bemühung, die nur von Unkundigen gering geschätzt werden könnte, zu zollen. Zu gleicher Zeit müssen wir aber auf einiges Mangelhafte aufmerksam machen, das wir an der Arbeit des Hrn. Roth bemerkt haben, und was in der bezeichneten Richtung, bei einschüchternder Verfolgung, zum Nachtheil der philologischen Disciplin hervortreten droht.

Erstlich könnten wir bedauern, daß der grammatisch-hermeneutische Zweck des Herausgebers von der gründlichen Erläuterung der Sachen abgeführt hat. Die darauf bezüglichen Noten sind meist Excerpte fremder und gehen nicht tief. So S. 8 wo der Herausgeber erläutern will, was *equites illustres* sind, „Ann. 2, 59; 4, 58. *Andet nam equites illustres* (nicht, auch anderwärts? wie Ann. XI, 4) Ann. 16, 17 *equites Rom. dignitate senatoria*, bei welcher letztern Stelle noch angegeben wird, daß eine der beiden genannten sei früher *praefectus praetorii et consularibus insignibus donatus* gewesen. Wer eine solche Auszeichnung genossen hatte, war damit unter die *eq. illustres* versetzt. Dasselbe muß mit den Procuratoren gewesen sein“. Soll das die Erklärung eines *equus illustris* sein: wer die *insignia*

consularis erhalten hat? So wären es zuversichtlich sehr wenige gewesen. Es sind vielmehr alle die, welche Senatorischen Censur haben und, indem sie sich den Staatsgeschäften widmen, die Aussicht erhalten in den Senat orlesen zu werden. Ihnen erlaubte theils Augustus (mit dem Vigintivirat, vergl. Ovid. Trist. IV, 10, 53) theils Caligula nach Dio Cassius 59, 9, in Hoffnung nächstfolgender Standeserhöhung den *latus clavus* zu tragen. Der *praefectus praetoris* gehörte ganz gewiß zu ihrer Klasse: das war das wenigste, was ihm gewährt werden konnte, insofern er nach dem Grundsatz der Kaiserregierung nicht selbst Senator sein durfte: aber außer ihm noch sehr viele andere, bis es zuletzt nur eine äußerlich ausgezeichnete Klasse des Ritterstandes wurde.

Dech wir wollen aus diesem Mangel Hrn. Roth weiter keinen Vorwurf machen. Warum soll es nicht Ausgaben eines klassischen Schriftwerks mit verschiedentlich hervorgehobenen Zwecken geben? Nur bei der Ausgabe eines Autors, die auf Vollständigkeit Anspruch macht, wie die Walthersche, würde diese Mangelhaftigkeit sachlicher Erklärung zu rügen sein. Der vorliegenden Ausgabe angemessener ist die Besorgniß, ob nicht durch das Bestreben sprachliche Abnormitäten gegen die emendirende, zum Theil auch gegen die diplomatische Kritik in Schutz zu nehmen, dialektisch zu rechtfertigen und als allgemein gültig darzustellen, in den einzelnen Stellen der Sinn verkünstelt und die unbefangene Auffassung gestört wird. Ref. hat diese Ausstellung ebenfalls in ausgedehntem Maße gegen die Walthersche Ausgabe zu machen, aber auch Hr. Roth scheint ihm zuweilen aus befangener Gewissenhaftigkeit in diesen Fehler verfallen zu sein. Im 28. Excursus unternimmt er zu beweisen, daß Tacitus die Conjunction *quo* in rein adverbialer Bedeutung mit Verlust ihrer verbindenden Kraft für *quoque* gebraucht habe, eine Meinung, die, nachdem sie von ältern Interpreten hie und da schüchtern vorgebracht worden, neuerdings auch von Walther mit größerem Gewicht zur Rechtfertigung angefochtenen Stellen angewandt wurde. Aber in einigen der gesammelten Stellen ist gar die Nothwendigkeit einer solchen Annahme nicht einzusehen, wie Ann. 3, 34 *Messalinus cui parens Messalla, ineratque imago paternae fecunditae*. Was hindert denn *quo* für *et* zu nehmen? Auch Ann. I, 28 *id miles rationis ignarus omen praesentium accepit, ac*

sive laboribus defectionem sideris animalium, prope-
reque cessura quas pergerent, si cet. ist. que als Con-
junction zu fassen: die Soldaten nahmen es als Vorbe-
deutung auf und vergleichend und (mit der Meinung),
dafs ihr Verhaben gut von Stattem gehen würde. In
folgenden Stellen ist die Lesart aus andern erheblichen
Gründen falsch: *Ann. II, 33*, wo zuversichtlich aus der
Verderbnifs des Codex *tales quas* nicht *talesque* wie
Hr. Roth, seinem Zwecke gemäß, will, sondern *ita* *ita*
quas, was Sinn und Contraction verlangt, zu emendi-
ren ist: und *Ann. VI, 19 ac* — *aurariaque ejus*
ribinet Tiberius cepomit hilft auch *que* für *quoque* zu
nehmen nicht, und ist viel wahrscheinlicher, wenn *que*
nicht ganz zu streichen ist, dafs vorher *argenteas*
(Silber- und Goldbergwerke) ausgefallen ist. Ferner
ist in *Ann. II, 43* nicht zu ersehen, welche Autorität
das *que* gegen die *vulgata quoque* hat, die durch das
Stillschweigen der neuesten Vergleichung des Codex in
der Bekkerischen Ausgabe bestätigt wird.

(Der Beschluß folgt.)

L.

**Ueber den Entwicklungsgang der Psychiatrie
und sein Verhältniß nicht bloß zur gesamten
Medicin, sondern auch zu allgemeinsten und
wesentlichsten Interessen der gegenwärtigen
Zeit überhaupt, von Dr. J. M. Leupoldt.
Erlangen, Heyder 1833. 48 S. 8.**

Dieses Schriftchen, nur der Abdruck eines in der physika-
lisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen gehaltenen Vor-
trages, kann freilich dem umfassenden Inhalt des Titels nicht
genügen, besonders da der Hr. Verf. sich noch auf Kritik der
einzelnen Richtungen der Psychiatrie einläßt; allein es giebt
sehr dankenswerthe Andeutungen, welche diesen Gegenstand auf
ernstere und würdigere Weise, als gewöhnlich zu geschehen
pflegt, wiederanregen. — Der das Ganze durchziehende Haupt-
gedanke, durch welchen die einzelnen sonstigen Aeußerungen
wiederholentlich zusammengeschürzt sind, ist der: dafs die Psy-
chiatrie, welche bisher nur „als minder beträchtlicher Anhäng-
sel der übrigen Heilkunde, und mehr vom Standpunkte der letz-
teren aus, als von ihrem eigenen, betrachtet und behandelt“
wurde, und welche in „neuester Zeit besonders verhältnißmä-
ßig auffallend und ämaig gepflegt wird, dadurch der nächste
bedeutende Schritt ist zur wahrhaft anthropologischen Medicin
und ein vorzügliches Zeichen, dafs die Medicin sich mehr und
mehr des ganzen Menschen annahme, dafs sie somit wahr und
wahrhaft anthropologisch werde“. Dieser Grundgedanke, zu

wie dessen nähere Motivirung trifft im Wesentlichen mit dem
zusammen, was Ref. in seinen „Elementen“ etc. von 1829. zu ent-
wickeln versuchte. Dieser so natürlichen öfteren und bestimmtere-
ren Begegnung auf einem Wege nach einem Ziele mußte leine
gedacht werden, da das Schriftchen doch nach seinem Verhältni-
ß zu den einseitigen Leistungen auf diesem Gebiete der Psy-
chiatrie zu beurtheilen ist. Dann ob dieser oder jener die-
oder jenes früher sagt, darauf kommt der Wissenschaft selber
nicht an, wenn nur Zeitgemäßes auf vernünftige Weise gethan
wird und es nicht bei dem von Zeit zu Zeit laut werdenden
Hin- und Her-Reden und Wünschen verbleibt. —

In einer 1830 gehaltenen und gedruckten Rede, in welcher
auch viel Aunvolles über die Anforderungen der Gegenwart an
die Universitätsbildung vorkommt, bezeichnet der Verf. schon
auf dem Titel, „die Medicin, welche sich in der nächsten Zu-
kunft, sehr gegen die beschränkte und verkehrte Erwartung
des medicinischen Haufens, immer deutlicher und kräftiger ent-
wickeln wird“, als eine germanisch-christlich-anthropologische.
Dies „germanisch-christlich“ hat er in vorliegender Rede vom
Jahre 1833 fortgelassen, wenn gleich er am Schluß sagt, dafs
der, welcher „die ganze neue Entwicklungsperiode der Medi-
cin repräsentiren werde, namentlich das Eine nicht vergesse,
dafs für diese wie für alle anderen Gebiete einen andern (ge-
meinschaftlichen, tiefsten und sichersten) Grund niemand legen
könne, als der da bereits gelegt ist, und auf den und nach wel-
chem allein mit Glück fortzubauen ist“. Welcher dies sei, sagt der
Verf. nicht in dieser Rede, wohl aber in der über germanisch-
christlich-anthropologische Medicin ausdrücklich, und sucht dies
sowohl hier als auch in einem Aufsätze vom Jahre 1831. (über
das Verhältniß der Heilkunde zur Weisheit im Hippokratischen
und christlichen Sinne) näher zu motiviren. — Das Christen-
thum, die christlichen Lehren als einzige Basis der neuen Ent-
wickelungsstufe der Medicin anzunehmen, zu wollen, erscheint
vom wissenschaftlich-historischen Standpunkte aus, auf welchem
der Verf. doch selber steht, und bei richtigen Ansichten vom
dem Wesen der Medicin, des Menschen und der Anthropologie,
mindestens gesagt, unausführbar. Nennt doch auch Hr. Leu-
poldt die Medicin das Haupt und die Krone der gesamten
Naturkunde! — Der höheren Entwicklungsstufe der Medicin
wird, wenn sie wahrhaft diejenige ist, welche Noth thut, also
wenn sie die entwickelte, reichste und tiefste ist, das germa-
nisch-christliche Element von selbst an und für sich involvire
sein, gerade so wie in der Hippokratisch-Galenischen Medicin,
das griechisch-römisch-heidnische Element lebt. Die Medicin
ist nicht allein ein Reiskorn, gepflanzt auf den Stamm des Chri-
stenthums, sondern sie wurzelt selbständig in der ganzen
menschlichen Natur, und assimiliert sich von den in einer be-
stimmten Zeit herrschenden Ideen des Weltgeistes von selbst das,
was sie zu ihrem Dasein bedarf, wenn sie anders die für die
Zeit vernünftige, d. h. die höhere Entwicklungsstufe ihrer
selbst ist. —

Jahrbücher

für

Wissenschaftliche Kritik.

August 1833.

**E. Cornelii Taciti de vita et moribus Ca. Julii
Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und
Excursen von Carl Ludwig Roth.**

(Schluß.)

Es bleiben also zur Unterstützung der handschriftlichen Lesart in Agr. 17 *super partem locum locorumque difficultates eluctantur*, nur Ann. IV, 74, *donec idque vetitum* und Hist. II, 48 *ut unbenegue fane urgetur* übrig, wo die Veränderung des *que* in *quod* so leicht ist, daß deswegen schwerlich jene auffallende Abweichung angenommen werden dürfte.

Im 24. Excurse rechtfertigt Hr. Roth die Verbindung des Adverbii mit einem Substantivum. Gut, wie gesehen die Ausnahmeweise und für gewisse Begriffe (besonders *longe*, *prope*) zu; aber er scheint sie uns zu mißbrauchen, wenn er in der Stelle Agr. 3 *hic, interim über honori Agricolae sacerdoti mei destinatus, professionis pietatis aut laudatus, erit, aut excusatus* — *hic interrim* über zu einem Begriffe verbindet: dies inzwischener erschienenen Buch; wobei die Behauptung, daß die Historien schon damals abgefaßt gewesen, wegen der Kürze der Zeit und der vorherigen Besorgnis höchst gewagt ist. Vielmehr ist die Verbindung „inzwischen“ wird diese Schrift leicht Entschuldigung finden“, nämlich bis dahin, daß es mir gelingt, den Beifall meiner Zeitgenossen mit jenem andern beabsichtigten Werke zu verdienen, vollkommen zweckmäßig und sprachrichtig.

Von Verkünstelung des Sinnes möchte auch die Erklärung der viel besprochenen Stelle Agr. 2 *mihi narrato vilam defuncti hominis venia opus fuit* in einem ausführlichen Excurse nicht freizusprechen sein. Hr. Roth kommt darauf hinaus, daß Tacitus deshalb um Nachsicht bitte, weil sein Schwiegervater, wenigstens nach dem Urtheil der Menge, nicht genug Ruhmwürdiges geleistet habe. Ref. gesteht, daß ihn diese

Erklärung unangenehm befreunde. Wie? Tacitus sollte so im Eingange seiner Schrift selber seinen Stoff herbesetzen und den Gegenstand seiner Verehrung der geringehätzenden Beurtheilung irgend welcher Leute Preisgeben? Mag sich Hr. Roth rückhaltend genug ausdrücken: „Er bittet um Nachsicht, weil es eine stillere Größe ist, die er schildern will“; immer bleibt es doch eine Bitte um Nachsicht, wenn der Stoff nicht erheblich scheitern sollte. Nein! Er bittet nicht der Sache wegen um Nachsicht, sondern bedauert seiner Zeit halber darum bitten zu müssen, weil er durch das hohe Lob des Agricola bei andern ansetzen könnte, die darin einen Vorwurf für sich sehen möchten. Deshalb knüpft er die Erklärung daran, es sei sein Schwiegervater, und so würden auch jene Mißgunstigen oder Argwöhnischen seine Schrift, wenn auch nicht loben, doch entschuldigen.

Zuletzt bemerkt Ref., daß bei dem Bestreben, die grammatische Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in ihrer Schärfe aufzufassen, öfters auch hinter den natürlichen Sprecherscheinungen etwas besonderes gesucht wird, was gar nicht darin liegt. Zu Agr. 6 *fecit ne cuius alterius sacrilegium resp. quam Neronis sensit* bemerkt der Herausg., daß *ne* öfters ganz in die Bedeutung von *ut* übergehe. Wie hätte der Autor denn anders sagen können, da jedenfalls eine beabsichtigte Folge ausgedrückt wird? *Fecit ut* und *fecit ne*, er bewirkte und bezweckte das und das nicht. Was findet der Erklärer Auffallendes in der Stelle Ann. 12, 32 *destinationis certus ne nova moliretur nisi prioribus firmatis*, oder bei Senecca Contr. 4, 28 *servavit hunc colorem ne quid in patrem diceret*, worin die Absicht deutlich ausgesprochen wird? „Selbst Cicero hat mehrere Stellen“. Aber in den angeführten, so weit sie aufgefunden werden konnten (denn Acad. Quaest. I, 32 existirt nicht) ist die negative Absicht, die Vorsicht, enthalten, wie Fin. 2, 20 *vino utabatur et ad volupta-*

tem et ne noceret. Wirklich bemerkenswerth ist allein Tacit. Ann. 14, 7, denn in Ann. 1, 20 ist eher die Abundanz von ita anzumerken.

Was bezweckt die Note p. 2 zu den Worten des Textes *plenaque sententia in harrarum vultu* *potius morum quam arrogantiam arbitrati sunt*: „da- gegen Ann. 3, 20 *illam obsidionem flagitij ratum*. Aber selbst Cicero setzt häufig den Nominativ (oder Accusativ) den Accusativ, statt dieses Genitivus. Uebrigens folgt eine Anzahl Stellen aus Ovidius, Seneca und Tacitus, z. B. Germ. 14 *pigrum avengeris* *detur: rudes acquirere quod possis sanguine parare*, als ob diese natürlichste Art des Ausdrucks irgendwie eines Beweises bedürfte. Wird der Anfänger nicht argwöhnisch und emulisch gemacht werden, wenn wir ihm für das Einfachste, was sich ihm überall darbieten wird, mehrere Belege zusammenstellen?

Dies sind einige Abwege, auf welche die sonst so abklugsvollen Gründlichkeit des Herausgebers gerathen ist. Die Kritik dürfte sie nicht verschweigen, aber sie wird auch den Gewinn nicht verkennen, der aus dieser Bemühung, die sprachlichen Eigenheiten einzelner bedeutenden Autoren im Einzelnen zu entwickeln, hervorgehen kann.

C. G. Zumpt.

LL.

Lehrbuch des gem. Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preuss. Rechts. Mit einer Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses von Dr. Julius, Friedr. Heint. Abegg, ordentl. Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau. Königsberg, 1833. Verlag der Gebrüder Barnträger. XLIII. u. 352. S. 8.

Dass der Unterzeichnete obiges Lehrbuch in diesen Blättern anzukündigen übernommen hat, könnte vielleicht auffallen, da von ihm selbst so eben nur ein Lehrbuch über das gesamte Criminalrecht mit Einschluss des Processrechts erschienen ist, und dem öffentlichen Urtheil vorliegt. Indess wird gerade das gleichzeitige Studium den sonstigen Beruf zur gegenwärtigen Anzeige unterstützen, das Nachfolgende aber ohne weitere freundliche oder feindliche Begrüssung, dergleichen überhaupt

in öffentlichen Kritiken dialektische Schärfe und wir- tige Ironie nicht besitzen kann —, die Unparteilichkeit und Objektivität des Urtheils beweisen.

Wir betrachten zuerst die wissenschaftliche Gestalt, welche der gelehrte Verf. in dem Theil des reichend angezeigten Stoffe gegeben hat. Die systematische Anordnung der einzelnen Lehren ist im Ganzen dieselbe geblieben, wie sie sich auch bereits in dem frühern Grundriss von 1823 vorfindet, den der Verf. zu gegenwärtigem Lehrbuch umgearbeitet hat, wenn Theil jedoch mit einigen nicht unerheblichen Abänderungen. Ueber dieses dem juristischen Publikum schon schon bekannte System wollen wir hier mit dem Verf. nicht rechten. Zwar bedarf es keines Beweises mehr, dass das System einer Lehre etwas Nothwendiges und in der Wissenschaft selbst Gegebenes sei; auf keinen Fall darf jedoch in der Ausführung des Systems der Kunst von geübt werden, welche wiederum nicht einer gewissen Freiheit anheimfallen kann; und daher selbst da bedarf, wo sie rein didaktisch sehr willkürlich, um nicht pedantisch zu werden, und durch Ecken und Kanten Manie von sich abzuweisen. Deshalb vermag denn auch Ref. kein so außerordentlich großes Gewicht auf die systematische Anordnung der Materien zu legen, wenn die Darstellung nur kunstmäßig durchgeführt ist, in einer Art, welche auch dem Verf. zu Gebot steht. So hat denn auch derselbe ganz recht gethan, z. B. bei der Lehre vom Beweis durch Geständnis, Zeugen u. s. f. zugleich noch die Grundsätze von der formellen Gewinnung dieser Erkenntnisquellen mit vorzutragen. Nur beiläufig liesse sich fragen, ob denn wirklich die Aufstellung eines allgemeinen Theils im Gegensatz zu einem besondern eine wissenschaftliche Nothwendigkeit für das Criminalpro- cessrecht sei, oder wenigstens, warum bloß die Voraussetzungen des gerichtlichen Verfahrens und die wesentlichen Bedingungen zur Ausübung der Strafrechts- pflege in jenen allgemeinen Theil gestellt sind. Alle Lehren und Grundsätze, welche sich auf das processualische Verfahren überhaupt beziehen, und nicht bloß auf einzelne Arten desselben, haben den Charakter der Allgemeinheit; daher möchte es auch richtiger sein, wie z. B. von Martin und Feuerbach geschehen ist, bloß den verschiedenen Processarten eine besondere Stelle zu geben; diese verschwindet aber wieder im Ganzen so sehr, dass man deshalb kaum nöthig hat, eine sichtbare Zerspaltung in einen allgemeinen und besondern Theil

vorzunehmen. Uebrigens hat der Verf. selbst wieder in dem besondern Theil, wie freilich erforderlich war, das Allgemeine oder die *communis ultimusque iudicii* (das Anklage- und Untersuchungsverfahren) vorausgestellt, während sie in dem frühern Grundriß der Darstellung der einzelnen Verfahrensarten nachfolgten; und so würde sich beinahe der ganze Streit lediglich nur noch auf die Wahl der Rubriken beschränken. Denn abgesehen hiervon, gewährt das System des Verfs. eine höchst klare und concise Einsicht in das Wesen des Criminalprocesses; nur bleibt noch etwa gegen die Stelle der Lehre von den Kosten bei dem Criminal-Erkenntniß, trotz der vom Verf. deshalb gegebenen Rechtfertigung zu erinnern, daß die Kosten in der That nur ein außerwesentliches Accessorium des Criminalverfahrens sind; daß dergleichen auch noch in der Instanz der Rechtsmittel und bei der Execution vorkommen, ferner in Fällen, wo gar kein Urtheil erfolgt; und daß demnach diese Lehre entweder an das Ende des Systems hingehört, oder an das Ende eines allgemeinen Theils, der schon eine Uebersicht des Rechtsganges gewährt hat.

Eine weitere Betrachtung widmen wir der Ausführung des Systems in den einzelnen Gliedern. Sie ist sorgfältig und geistreich, in einem eigenthümlichen ansprechenden Gewande. Den fortlaufenden Paragraphen in gesperrter Schrift sind in mehr zusammengezogenen Schriftzeichen weitere Erörterungen beigelegt, und es erscheint vorzüglich der didaktische Zweck sehr angemessen gehalten, während vielleicht der Praktiker, der hier Belehrung sucht, manche schärfere Bestimmung einzelner Punkte vermissen könnte. So ist z. B. bisweilen nur auf die partikuläre Rechtsverfassung hingewiesen (vgl. §. 5. u. 6.), ohne eine gemeinrechtliche Norm dabei aufzustellen. Jene Rechtsverfassungen sind aber besonders nach den vielfachen Aenderungen, die sie in neuerer Zeit erlitten haben, selten bestimmt genug; so daß es immer noch der Aufstellung irgend eines andern leitenden Principis bedarf, sollte sie auch nicht auf historischem Wege zu erlangen sein. Insbesondere bleibt ein bestimmter Begriff dessen, was Criminalsache sei, im Gegensatz zu Civil-, Policei- und Disciplinar-Sachen eine unabwiesliche Aufgabe für die Wissenschaft des gemeinen Processrechts. Gewünscht hätte der Referent überdies, daß der Verf. dem Vertheidigungsrecht des Angeklagten noch eine bestimmtere Begründung und größern Inhalt gegeben hätte, als

sich in dem Lehrbuch findet, denn es ist gewiß eine dringende Pflicht für die Arbeiter im Recht, die Striche und Banden wieder zu zerstören, womit die frühere Praxis und Rechtsansicht die Vertheidigung des Angeklagten eingezwängt hat, während die ältern Rechte, selbst das Canonische und Carolinische, hier noch dem Angeschuldigten günstiger waren. — Die Methode, die der Verf. überhaupt befolgt hat, und befolgen wollte in der Behandlung des gegenwärtigen Rechtsstoffes ist nach des Verfs. eigener Bemerkung eine philosophisch-geschichtliche, aber vorherrschend praktische (Vorrrede S. VIII.); also die vernünftig-praktische, während in der früheren, jetzt wieder abgedruckten Bemerkungen über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses S. XXVI. bloß von einem historisch-pragmatischen Studium und Vortrag des Criminalproces in wissenschaftlicher Form die Rede war. — Ueberall ist Rücksicht auf die neuesten Bedürfnisse und Ansichten genommen. — In den Anführungen oder literarischen Belegen einzelner Sätze ist vom Verf. eine gewisse abgemessene Sparsamkeit beobachtet worden, indem er außer der Anführung der wichtigsten Gesetzstellen sich darauf beschränkt hat, am Ende einzelner Lehren collokative auf andre Hand- und Lehrbücher hinzuverweisen; sonst aber nur mit großer Auswahl auf einzelne Abhandlungen, besonders auf seine eignen Bezug nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

LII.

An experimental investigation of the effects of loss of blood; by Marshall Hall, M. D. London, printed by G. Woodfall. 1832. 52 S. 8.

Weniger streng geschieden, als in Deutschland, ist in Frankreich und England das Geschäft der Erweiterung physiologischen und pathologischen Wissens. Makro unter unsern Deutschen herrschen die Meisten das Streben nach Vergrößerung und Sicherung des Gebietes der physiologischen Kenntnisse für unverträglich gewissermaßen mit ihren praktischen Beschäftigungen, weil ihnen diese und Pathologie und Therapie und sociale Lebensverhältnisse schon genug zu schaffen machen; so suchen in jenen beiden Ländern die größten Praktiker durch Untersuchung des normalen Baues der Menschen und Thiere und durch Experimente am gesunden thierischen Organismus zu festen physiologischen Principien zu gelangen, die die Basis ihrer pathologischen Ansichten und ihres therapeutischen Verfahrens werden. Was unseren Ärzten unmöglich scheint, das gelingt jenen auf das Vollständigste. Auch ließe Englands und Frankreichs Publikum durch das Geschrei solcher, deren Methode und

Verurtheil vergangener Jahrhunderte ankleben, sie sich bethören, seine Laeapae, Dugnytren, Magendie, Hunter, Baillie, Bell, Cooper, die in ihren volkreichsten Hauptstädten wirkten und zum Theil noch wirken, für schlechtere Praktiker zu halten, als die Uebrigen. Und wie viel verdankt diesen Praktikern der theoretische Theil der Wissenschaft! Möchten doch von Deutschlands Aerzten Mehrere als bisher es gethan, dem Beispiele jener großen Ausländer folgen! Sie ehren dadurch das Andenken ihrer entschlafenen Ph. Fr. Meckel, Wenzel, Reil. — Einen ehrenvollen Platz unter den Aerzten Englands, die solchem Streben huldigen, nimmt der Vf. vorliegender interessanten Abhandlung ein, bekannt durch die Entdeckung des Caudalherzens beim Aale, durch seine Untersuchungen über den Winterschlaf und andere Arbeiten.

Die Wirkungen des Blutverlustes bei Blutentziehungen und Hämorrhagien auf den kranken menschlichen Organismus hatten längst seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. So manche dadurch hervorgerufene Erscheinungen bedurften einer Erklärung, zu der er auf dem Wege des Versuches an gesunden Thieren, wo keine Complication mit anderweitigen Leiden den Beobachter über die wahre Veranlassung der Erscheinungen irre leitete, zu gelangen hoffte. — Blutverluste haben aber, wenn sie bedeutend sind, entweder Ohnmacht zur Folge, oder sie rufen eine excessive Reaction hervor, oder sie geben zu allmählichem Sinken der Kräfte Veranlassung, oder ihnen folgt der Tod. Um den Zustand der Ohnmacht hervorzurufen, muß das Thier, an dem experimentirt wird, einen gewissen Grad von Kraft besitzen; ihm muß das Blut mit einem gewissen Grade von Schnelligkeit entzogen werden, und es mehr oder weniger aufrecht stehen. Alle Phänomene der Ohnmacht scheinen davon abzuhängen, daß dem Gehirne rasch das Blut entzogen wird. Die Mattigkeit des Gesichtsausdruckes, das Keuchen und Seufzen beim Athemholen, das Aussetzen oder die äußerste Verminderung der Herzthätigkeit, der Verlust des Appetites, der Ekel und das Erbrechen, die Schwäche der willkürlichen Muskeln und das Erschlaffen der Sphincteren — alle diese Symptome scheinen davon auszugehen. Der Einfluß der Stellung des Thieres, besonders des Kopfes, auf die Thätigkeit des Herzens bei Ohnmachten ist eines der interessantesten Ergebnisse dieser Versuche. Ein Thier, das in aufrechter Stellung gehalten, nach Blutentziehungen ohnmächtig wird, erhält Herzschlag und Kraft wieder, sobald es in eine solche Stellung gebracht wird, daß der Kopf niederhängt oder wenigstens horizontal liegt. Die Symptome der Ohnmacht erneuern sich aber, wenn sie schon aufgehört hatten; sobald man dem Thiere eine solche Stellung verleiht, daß der Kopf möglichst hoch, der übrige Körper dagegen möglichst tief steht. In der Kette der Symptome der Ohnmacht ist ein Seufzer das erste Glied; Erbrechen und Erschlaffung der Schließmuskeln sind die letzten. Wirkliches Erbrechen erscheint erst in den schlimmsten Ohnmachten, Widerwille gegen Speisen schon in den leichtesten. Nach einem zweiten oder dritten Aderlaß an demselben Thiere erscheinen die

Symptome der Ohnmacht weniger vollständig, als nach dem ersten.

Von den milderer Formen der nach Blutentziehungen erfolgenden Ohnmacht erholt sich ein Thier bald und vermöge seiner Reaction gewinnen Herz und Arterien ihren gewöhnlichen Schlag wieder, über den sie nicht hinausgehen. Wird aber die Blutentziehung in solchen Zwischenräumen und in solcher Quantität wiederholt, daß das Leben nicht in Gefahr geräth, so übertrifft die Reaction die normale Thätigkeit an Stärke und wird übermäßig. Es stellen sich dann eigenthümliche und höchst interessante Erscheinungen ein. Die Respiration wird beschleunigt, das Auge glänzt, der Gesichtsausdruck wird lebhaft, der Appetit stark. Das Klopfen des Herzens wird von einem Geräusch begleitet, als ob gefeilt oder gestößt würde. Deutlich klopfen die Arterien, auch die kleineren, deren Puls man im gesunden Zustande nicht fühlt. Selbst die Assimilation scheint in diesem Zustande rascher vor sich zu gehen. Ein Hund, der in 7 Tagen durch 7 Aderlässe 35 Unzen Blut verloren hatte, war während dieses Zeitraums um ein halbes Pfund schwerer geworden. Sobald Ohnmacht eintritt, fällt die Temperatur von der normalen Höhe von 90° Fahr. oft auf 86°; während der Eintritt dieser excessiven Reaction sie häufig auf 101° steigen macht. Veränderung der Lage und Stellung des Thieres, die bei Ohnmachten so mächtig wirkt, bleibt auf diese Erscheinungen ohne Einfluß.

Leicht ist es durch eine starke Blutentziehung Ohnmacht herbeizuführen, leicht die excessive Reaction durch öfter entzogene, mäßige Blutmengen hervorzurufen, sehr schwer aber ein mäßiges, aber allmählich fortschreitendes Sinken der Kräfte zu bewirken. Eigenthümliche, volle, tiefe, seufzende Respiration, Abnehmen des Klopfens beim Herzschlage, Minderung der Stärke des Pulses, Verlust des Appetites, Eintreten leichter, krampfhafter Zuckungen deuten auf ein wahres Sinken der Kräfte und nach dem Tode findet man dann eine Effusion in den Bronchien und Oedem der Zellhaut der Lungen. Der Tod geht wahrscheinlich, wie die Ohnmacht, vom Gehirn aus. Verliert sich sein Einfluß, so hört das Athmen auf, während die Thätigkeit des Herzens und der Gefäße fortdauert. Wenn die Respiration mit großer Anstrengung geschieht, wenn sie vorzüglich durch das Zwerchfell und die Bauchmuskeln zu Stande kömmt, wenn sie mit Seufzern verbunden und unregelmäßig ist, wenn das Thier wimmert, oder winselt oder heult, wenn ein Schnappen nach Luft in immer längern Zwischenräumen sich einstellt, dann steht der Tod bevor.

Das durch den ersten Aderlaß entzogene Blut enthielt nach 24 Stunden mehr *Crassamentum* als *Serum*; ja mehr Aderflüsse nach und nach angestellt wurden, desto mehr änderte sich dies Verhältniß, so daß zuletzt das *Serum* der Menge nach bedeutend verwaltete.

Es bedarf keiner Andeutung, wie wichtig die Resultate dieser, mit großer Umsicht und Genauigkeit von dem wackern Engländer angestellten Versuche für Theorie und Praxis sind.

Lehrbuch des gem. Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preuss. Rechts. Mit einer Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Criminalprocesses von Dr. Julius Friedr. Heinrich Abegg.

(Seiten)

Da das Buch hauptsächlich dem akademischen Lehrbedarf gewidmet ist, und außerdem noch des Vfs. hithier, hier weggebliebene Chrestomathie von Beweisstellen zur Benutzung offen steht, so kann das beobachtete Verfahren dem Buche nichts an seinem Werth nützen. Wiederholungen derselben Sätze machen sich bemerklich S. 219. u. 230. u. S. 300 u. 337.

Es bleibt noch übrig, den wissenschaftlichen Gewinn, welchen diese neue Schrift, abgesehen vom akademischen Lehrbedarf, darbietet, hier zu beleuchten. Wenn der Verf. selbst (Vorrede S. V.) bemerkt, daß ein Lehrbuch, wie das gegenwärtige, vielfache Wiederholungen dessen enthält, was in den schon gangbaren Lehrbüchern zu finden ist, daß ferner manche Lehrgar keinen Stoff zu neuer wissenschaftlicher Behandlung darbiete; so ist das freilich wahr; es bedarf jedoch deshalb keiner Rechtfertigung wegen der Herausgabe eines neuen Lehrbuchs, weder überhaupt, noch auch insbesondere dann, wenn nicht blos Traditionelles gegeben, sondern daneben auch Neues und Tüchtiges im Zusammenhang mit dem Alten geleistet wird. Es bedarf der Rechtfertigung überhaupt nicht, wenn dem akademischen Lehrer, so gut wie dem andern, feststehen muß, für seinen eigenen Beruf die Presse zu benutzen. Es bedarf der Rechtfertigung vorzüglich nicht nach dem Zustande des gemeinen Rechts, welches nur durch fortgesetzte vielfältige Kultur lebendig erhalten, und von Rost und Flecken gesäubert werden kann, welches endlich eine stete Entwicklung nach dem Bedürfnisse der Zeit fordert, um der ihm abgehenden Nach-

hilfe durch Gesetzesworte zu entbehren; wo es demnach für die Theoristen Pflicht ist, als eine lebendige Stimme des Rechts dahin zu wirken, daß dies sich möglichst beseuge und verkläre in der Gerechtigkeit. Es ist schon genug und tröstlich, wenn jeder in dieser Stellung auch nur ein Scherflein dazu beiträgt, daß gewisse Grundsätze oder Folgerungen entschieden anerkannt werden gegen willkürliche Beeinträchtigungen. Wenn also auch z. B. der Verf. über die Verhaftungen der Angeschuldigten wenig mehr als die schon von andern erkannten Axiome aufgestellt hat, so ist es doch immer von der größten Wichtigkeit, diese Grundsätze so oft als möglich frei und unumwunden auszusprechen und einzuprägen, so wie auch bereits oben wegen des Vertheidigungsrechts Aehnliches gewünscht wurde. Indem wir also über obiges Bedenken des Verfs. hinweggehen, wollen wir allein noch diejenigen Seiten des Buches hervorheben, welche das meiste wissenschaftliche Interesse darbieten. Der Verf. hat selbst wieder in der Vorrede S. VIII. die Auswahl uns erleichtert. Er verweist auf einige meist übergangene Erörterungen in §. 12—24, welche eine Skizze der verschiedenen Quellenrechte, so wie des jetzigen Standpunktes der Gesetzgebung, Theorie und Praxis enthalten sollten, und auch allerdings zu einer zweckmäßigen Orientirung für den Anfänger dienen, sodann auf seine Darstellung der Beweistheorien §. 89 ff., welche der Verf. mit besonderer Vorliebe bearbeitet hat, und wovon wir denn auch hier noch das Bemerkenswerthe ausheben.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser als Ziel des Beweises nicht die Wahrheit selbst, sondern die Gewissheit oder das bestimmte Wissen, die vollendete Überzeugung von der Wahrheit einer Sache, und unterscheidet davon die Wahrscheinlichkeit, welche nur dem Gefühle des Subjektiven angehört und für die Sache selbst gar nicht existirt. Er nimmt demnach die Auf-

stellung einer gesetzlichen Beweis-theorie und insbesondere die gemeinrechtliche in Schutz gestellt sind, ohne Billigung der Folter; er sondert alsdann die Gründe der richterlichen Erkenntniß, welche bald zur Gewissheit, bald nur zur Wahrscheinlichkeit führen, von den Anzeigen, welche gemeinrechtlich stets nur die letztere zur Folge haben sollen, selbst im günstigsten Fall des Zusammentreffens mehrerer (§. 137.), indem hierbei sehr wichtig die völlig gewissen Schlüsse von einer That-sache auf eine andre (der indirekte Beweis) von den Anzeigen abgesondert werden (§. 133., 135.). Während nun noch einerseits die einfache Verstandesoperation, welche bei der Gewinnung der Indicien nöthig ist, dargestellt und gezeigt wird, wie des bündigsten Schließens ungeachtet doch nicht mehr als Wahrscheinlichkeit herauskommen könne, die ja doch auch in dem Obersatz des Syllogismus enthalten sei; so wird zugleich andererseits auf das Gefährliche der Folgerung aufmerksam gemacht, wenn man an die jedenfalls nur erschlossene Wahrscheinlichkeit den Ausspruch anknüpfen wolle, daß Strafe wirklich Statt finden müsse. Darum hält der Verf. den Gebrauch der Indicien wesentlich nur für die Untersuchung als zulässig und rechtlich (§. 136.). Die Controverse des jetzigen gemeinen Rechts: ob auf bloße Indicien gestraft werden könne? entscheidet er demnach auch um so mehr verneinend, mit Ausnahme des Beweises des *dolus* (§. 138 und 142.).

So einverstanden Ref. mit dem Verf. hinsichtlich dessen ist, was zur Vertheidigung einer gesetzlichen Beweis-theorie gegen die Allmacht einer Jury §. 94. so wie zur Abfertigung mancher flachen Gründe gesagt ist, aus welchen man den sogenannten Anzeigebeweis über jeden andern Beweis stellen wollte, so wenig läßt sich jedoch die große Kluft anerkennen, die nach des Verfs. Darstellung zwischen allen Anzeigen und sonstigen Ueberzeugungsgründen vorhanden sein würde, dergestalt, daß bloß auf der einen Seite von Gewissheit, auf der andern aber höchstens nur von Wahrscheinlichkeit die Rede sein könnte. Alle historische Gewissheit, also auch die richterliche Beweisermittelung als Art derselben, beruht auf Schlüssen von der Richtigkeit eines Zeugnisses, die man zu bezweifeln keinen Grund findet, auf die Richtigkeit seines Inhalts. Höchstens bei That-sachen, die unter den richtigen Sinnen vorgehen, mag etwa ein unmittelbares Wissen an-

genommen werden. Wenn nun aber außerdem der Richter Zeugnisse anderer Personen glauben darf, warum soll er nicht auch gewissen That-sachen selbst glauben, die selbst nur Theile oder Ueberreste von andern That-sachen sein können, und gewissermaßen stannig Zeugnissen derselben sind? Hier ist dann nicht bloß ein Schein, sondern ein Theil der Wahrheit; und wenn sich dergleichen Theile mehrere finden, welche sich zu einer zusammenhängenden That-sache konstruiren, oder die sich nicht ohne einen gewissen Zusammenhang denken lassen, so sollte, scheint es dem Ref., doch auch wohl hier von einer Gewissheit gesprochen werden dürfen. Uebrigens sagt der Verf. selbst S. 245. Was den Beweis aus Indicien betrifft, so wird er unter Umständen sicher sein, worüber kein Bedenken ist, wenn nur nicht allein Indicien das Urtheil bestimmen, und S. 240. heißt es: Eine Reihe von unter einander zusammenhängenden Indicien kann allerdings oft von der Wirkung sein, daß nun das Verbrechen oder die Uebheberschaft u. s. w. einer fraglichen Person einen Erklärungsgrund abgiebt; daß für die moralische Ueberzeugung das Urtheil hervorgeht; es sei die Sache hergestellt — *ut sola confessio deesse videatur*. Durch diese Zugeständnisse wird offenbar die Strenge der vorausgeschickten Theorie sehr ermäßigt, und der neuesten Richtung der Praxis nachgegeben. — Ueber andre Controverspunkte des gemeinen Criminalprocesses muß Ref. sich enthalten, die Ansichten des Verfs. genauer anzuführen, da eine Erörterung derselben eben nicht in dem Plane dieser Blätter liegt.

Druck und Papier des Buches sind preiswürdig.

Heftter.

LIII.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Däub., Geh. Kirchenrath und öffentl. ord. Prof. d. Theol. an der Univ. Heidelberg. Heidelb. 1833. 8.

Zweiter Artikel.

II. Die dogmatische Lehre. Das Prinzip, worin die neue Dogmatik ihr Entstehen und temporäres Bestehen hat, geht in sie ein und ist ihre Selbstsucht, als Selbsttäuschung, Selbstbegabung und Selbstbehauptung.

Die Selbstsuchung in der kirchlich-dogmatischen Theologie. Die Lehre vom Glauben hat ihren Gegenstand in der Erfahrung und Geschichte. Der Glaube, wovon sie die Lehre ist, hängt in der römisch- und griechisch-katholischen Kirche von einer nicht durch, sondern nur für ihn vorausgesetzten Autorität ab, welche die vermeintliche Infallibilität der Kirche ist. Aber dieser mächtige Irrthum wurde für die Menschheit selbst das Mittel der Verwirklichung ihres Zweckes. Der Glaube nahm sich sein Recht wieder, die das Entstehen des Zweifels verhindernde Autorität selbst zu bezweifeln, als die christliche Welt, das Reich der Freiheit und der Liebe, sich in ein Reich der Knechtschaft und des Schreckens zu verwandeln angefangen hatte. Längst selbstüchtig geworden, war die Kirche, in dem Wahn, die Wahrheit sei sie selbst, eine Herrin der Gläubigen geworden, welche diese zu ihren Knechten machte. In der Reformation entwickelte sich die im Glauben selbst enthaltene Erkenntnis, daß die Wahrheit ihre eigene Autorität, und die aller Autoritäten sei die Ueberzeugung, daß Christus die Wahrheit und sein Wort das des untrüglichen Gottes sei, die Befreiung von allem Autoritätsglauben. Diese Kirche ist durch das Wort der heil. Schrift das Mittel für den Zweck, daß die Wahrheit hat. Nicht Gelehrte, die auch Gläubige waren, sondern gläubig denkende Männer mit ihrer Gelehrsamkeit waren ihre Werkzeuge und von ihnen selbst wäre die Gelehrsamkeit aufs tiefste verachtet worden, wenn sie, statt dazu zu dienen, die Selbstsucht möglichst abzuhalten, sich hätte wollen zu einer Autorität oder gar zum Prinzip des Glaubens machen. Die protestantische Kirche bei ihrem Entstehen blieb der Pflicht, zu glauben und nicht zu zweifeln, daß Gott in Christo Mensch geworden sei, treu, und erkannte die untrügliche Wahrheit seiner Lehre, jedoch mit Einschränkung dieser Lehre auf die Bibel, als worin, allein sie die seinige ist, an. Mit der Wissenschaft ging aber auch die im Glauben enthaltene Möglichkeit des Zweifels hervor und in die Wirklichkeit. Der Denkende, so lange er nicht der Gläubige ist, hat kein Recht zu zweifeln; der Denkende aber, nachdem er der Gläubige geworden, von ihm die Pflicht, zu glauben, erfüllt worden, hat sich hiermit das Recht zu zweifeln erworben. Dem Glauben geht die Knechtschaft vorher mit der Möglichkeit, daß sie sich zur Freiheit erhebe. „Die Pflicht, an den, der

die Wahrheit ist, zu glauben, kann das knechtische Subjekt nicht, wie es etwa sich oder seiner Vernunft treu bleibt, durch sein Denken und Wollen sich selbst, sondern kann ihm allein der, welcher der freie oder der eingeherne Sohn Gottes, also weder sein oder ein Sklav der Natur, noch der Knecht Gottes ist, auferlegen; wird sie von ihm, als ihm von der Wahrheit selbst auferlegt und hiermit für die seinige anerkannt, so ist diese Anerkennung, wie der Anfang seines Glaubens, so der seiner Selbstverläugnung und der Befreiung seiner von ihm selbst und vom Objekt. In solcher Anerkennung aber und in dieser Selbstverläugnung ist das durch die Wahrheit frei werdende Subjekt dessen nicht bedürftig, daß es, etwa mittelst seines Witzes und seiner Gelahrtheit, sich aus seiner Erfahrung, seinem Denken, Fühlen, Gewissen u. dgl. also aus sich selbst von dem, was es zu glauben habe und was ihm zu danken und zu thun obliege, überzeuge und so das Denken und moralischgläubige sei; derlei Bedürfnis wäre im Gegentheil, wie das Gefühl der Abhängigkeit, nur ein Zeichen seiner Selbstsucht und gäbe ihm, wenn es selber, als dieses Zeichens, mithin ihrer selbst sich bewußt würde, eine desto stärkere Erinnerung an die Pflicht, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben und mittelst des Glaubens durch den, dessen Gesetz er ist, wirklich frei zu werden und so als gläubigdenkendes, das Recht zu zweifeln — ein ohne die Pflicht und ihre Erfüllung nur usurpirtes — sich zu erwerben. — Ihr fordert Denk-, Gewissens- und Glaubens-Freiheit als ein Recht. Wohl! Nennet doch die Pflicht, mit welcher zugleich oder in deren Folge sie ein Recht und unsere Forderung gerecht ist! Ist sie die, nicht zu zweifeln, sondern zu glauben, nur so geht erst aus ihrer Erfüllung das Recht an diese Freiheit hervor und ist nicht der Denkgläubige und seiner Ueberzeugung — sondern der Gläubigdenkende, und dem Glauben, daß Gott selbst in Christo Mensch geworden, Getreue der solche Forderung zu thun berechtigter. Soll sie eine andere sein, etwa die, durch ein möglichst richtiges Denken, gelehrte Studien, möglichst gewissenhafte Prüfungen u. dgl. die Selbstsuchung möglichst zu verhindern, den Aberglauben in allen seinen trüglichen Formen kräftigst zu bekämpfen, die erkennbaren Wahrheiten in Erkenntnis zu verwandeln und den unerkennbaren gelegentlich das Wort zu reden, so ist sie eine vorgehliche und vorgepiegelte; hinter der die Selbstsucht, um sich weder selbst zu so-

ten, noch sehen zu lassen, mit der Miene des Eifers für Wahrheit und Gerechtigkeit, still und gemach Posto gefaßt hat. In dieser Selbstsucht empört sich das Subjekt gegen den Gedanken eines *gegebenen* Glaubens und gegen ihn selbst, wie wenn es in ihr, welche die Knechtschaft ist, bereits wirklich frei und nicht er, sondern sie mit ihren Bedenklichkeiten, Ansichten und gelehrten Kenntnissen das Mittel für die Wahrheit zur Befreiung der Welt von der Knechtschaft sei". S. 116. — Durch den Gebrauch der Schrift machte in der evangelisch-protestantischen Kirche die Wahrheit selbst den Glauben frei von der Unwahrheit, kirchlicher Autoritätsglaube zu sein. In diesem Gebrauch aber hat er, da sie von ihm für die *heilige* Schrift oder für Gottes Wort genommen wird, an ihr eine göttliche *Autorität*. Dieser Glaube an die Bibel hat jedoch, obwohl ein Autoritätsglaube, vor jenem die Möglichkeit voraus, mittelst des Zweifels und der Prüfung sich aus der, keiner Autorität bedürftigen und keinen Zweifel fürchtenden Wahrheit als Glauben zu beweisen und zu rechtfertigen. „Der Glaube an den, in welchem Gott Mensch geworden, ist ja *zuerst* nicht Glaube an das, was er lehrt, und an die Bibel, die seine Lehre enthalte, oder an die Kirche, die sie zu bewahren habe, sondern, wie gesagt, Glaube an *ihn*, der es lehrt, dessen Gesetz er ist und von dem und dessen Lehre die Bibel Bericht giebt: es wird nicht an ihn, *welcher spricht*: ich bin die Wahrheit, sondern an ihn, *der sie ist* und nicht, wie in einem unmittelbar- oder positiv-moralischen Glauben, daran, daß das wahr sei, was er sagt oder lehrt, weil er es sage und lehre, sondern daran geglaubt, daß er es sage oder lehre, weil es wahr ist". S. 121. Aber auch dieser Glaube enthält, wie jeder, die Möglichkeit des Zweifels. Scheu oder Furcht des Gläubigen vor diesem Zweifel ist ein Zeichen der Selbstsucht; „wer aus Furcht vor dem Zweifel und so, daß er meint, sie komme aus dem Glauben selbst, sich vom Zweifel zurückhält, ermangelt des Glaubens an die Wahrheit, hält fast an sich und wenn er meint, es sei Pflicht für ihn, nicht zu zweifeln, damit der Glaube bleibe und er ihn behalte, ist diese Pflicht eine eben nur gemeinte, hinter der sich die Furcht, somit die Selbstsucht verbirgt und in der, *wer sie sagt, sich selbst täuscht*". S. 123. Der Gläubige kann nun zunächst durch die Dienste, welche ihm die Bibel gegen die kirchliche Autorität geleistet,

mittelst des Zweifels zu der Ueberzeugung geführt werden, daß sie selbst, die Bibel, eine wirklich und wahrhaft göttliche Autorität sei. Ist aber die Glaubens- und Denk-Freiheit errungen, so beschränkt der Zweifel auf die Untersuchung sich nicht mehr auf das Interesse an dem Dienst, den sie geleistet; das Interesse ist nicht mehr das beschränkt- sondern unendlich-freie; in jenem ist das Interesse an der Wahrheit noch mit dem Interesse an der Bibel solchergestalt verknüpft, als *begründe* sie, welche die Erhaltung des Glaubens der Welt an den, der die Wahrheit ist, nur vermittelt, dessen Glauben. Da der historische Glaube dem religiösen unzertrennlich verknüpft ist, so wird leicht der christliche Glaube als identisch mit dem biblischen anerkannt; bleibt aber der Unterschied unbeachtet, so ist es, als ob die Wahrheit, von der doch die Bibel selbst gesagt hat, daß sie uns frei mache, sich Moïs innerhalb des Weichbildes der Bibel, wohl gar nur in ihren Worten und Redensarten beweisen könne und dürfe; *ist* also, die freimachende, selbst nicht frei sei. Der historische Glaube ist nur die *äußere* Bedingung des religiösen, wie das Leben die Bedingung des Denkens. Mit dem Interesse an der Bibel, *als die den Glauben begründe*, kommt der Beweis für den göttlichen Ursprung derselben mit allen seinen Schwierigkeiten auf das Gebiet der Historie und Erudition hinüber. Da ist der Fragens kein Ende; man geräth in alle Möglichkeiten und in allerlei Zirkel. Der ganze Beweis, durch dieses Mittel geführt, ist ein erbettelter, obschon das, wofür gebettelt wird, die Wahrheit selbst, das Interesse an ihr und der Glaube an sie sei. Nicht besser ist es um den Beweis bestellt, wenn nicht die Bibel, sondern die natürliche Religion jenseits derselben das Prinzip für ihn hergeben soll. Geführt aus der Weltgeschichte ist der Beweis kein biblischer; geführt aus der Bibel, ist er ein Beweis im Zirkel; geführt aus der natürlichen Religion ist er kein geschichtlicher. — Mit dem Glauben nun an das biblische Wort der Wahrheit ist der Gläubige noch keinesweges zum Glauben an die *Wahrheit selbst* gekommen; er ermangelt noch der Freiheit. Die in ihrer Uebereinstimmung mit dem Inhalt der Bibel geltenden Glaubensbekenntnisse richteten vollends eine nur subjektive Autorität auf, so zweckmäßig sie wären für ihre Zeit:

(Die Fortsetzung folgt.)

August 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von D. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

Es ist aber auch die Frage nach dem rein biblischen Glauben und diese führt auf die andere, aus welchem Grunde die Bibel selbst allem Lehrbegriffen zu Grunde gelegt werde, oder welches das Prinzip des Glaubens an die Unfehlbarkeit ihres Inhalts sei „und nachher nach der Bestimmung der verschiedenen Lehrbegriffe die Frömmigkeit, Schriftgelehrsamkeit, Lebensheiligheit und Gutesgewandtheit der sie bestimmenden Subjekte von großer Wirkung und ebenso großer, obzwar entgegengesetzter, Autorität gewesen, so müßten bei Beantwortung jener andern Frage oder in den Vorlesungen, den göttlichen Ursprung der Bibel zu beweisen, die genannten Eigenschaften — hater Subjektivitäten — noch viel bedeutender sein; nur der Frömmste, Gelehrteste, Scharfsinnigste u. s. w. wird die Frage am gründlichsten zu beantworten, den Beweis am bündigsten zu führen vermögen. War also einst und ist wenigstens in der katholischen Kirche noch die Autorität der heiligen Kirchen-Väter große, so wird die der hochwürdigsten Bibel-Väter, deren Gelehrsamkeit überdem die jener Kirchen-Väter, inselichen die der Reformatoren, davon ihnen die Werke der einen, wie der andern, auf fleißigste studirt werden, nicht geringer sein: denn sie werden nicht nur jeder den Lehrbegriff seiner besondern Kirche; wenn und wiefern er zu rechtfertigen ist, gerechtfertigt, sondern auch, außer der Aechtheit und Integrität der Bibel, die Theopneustie ihrer Verf. bewiesen haben und der Glaube der Christen an den, der die Wahrheit ist, wird sich, indem er — wie man sagt — seinen Grund allein in dem Wort und in der Lehre der Bibel hat,

außert auf ihre Gelehrsamkeit, gelehrte Antworten und gelehrte ausgeführten Beweise für die Göttlichkeit des historisch-biblischen Christenthums gründen. Daß kommt, daß allein diese gründlich gelehrten und gläubig frommen Männer die Lehre von der Wahrheit, wie dieselbe in dem, von ihnen als Gottes-Wort angeblich bewiesenen Bibel-Wort enthalten ist, zu interpretiren, somit den reinbiblischen Lehrbegriff zu etabliren und an ihm die verschiedenen Lehrbegriffe der verschiedenen Kirchen zu prüfen, im Stande sein werden; denn nur sie haben sich, mit großer Aufopferung an Zeit und zeitlichen Gütern, durch die mühsamsten Arbeiten und rühmlichsten Anstrengungen in den Besitz aller nöthigen Interpretationsmittel gebracht, nur sie kennen die Gesetze der Auslegung und sind der Kunst ihrer Anwendung durch die fleißigste Uebung mächtig geworden; ihnen allein verdankt also die gesamte Christenheit, wie das Bollwerk ihres Glaubens an den göttlichen Ursprung der Bibel, ebenso, wenn sie ihm hat, den richtigen Verstand ihres Inhalts“. S. 140. Allein nicht die Gelehrsamkeit und nicht die biblische Lehre von der Wahrheit, sondern der Inhalt dieser Lehre, die Wahrheit selbst ist es, die uns mittelst des Glaubens an sie freimacht. Sonst hätte die Welt an der gelehrten Meisterschaft eine Autorität, dergleichen weder die katholische Kirche an ihrer vereinigten Unfehlbarkeit gehabt, noch die evangelisch-protestantische bei ihrer Entstehung angesprochen oder späterhin mit ihren verschiedenen Confessionsartikeln und symbolischen Büchern bezweckt hat. In dieser Autorität sondergleichen, da die Vernichtung des Zweifels lediglich ihr Werk wäre, würde der Glaube an die Wahrheit, die Pflicht zu glauben, und die geglaubte Wahrheit selbst schlechthin abhängig sein. In diesem Verkennen, dessen Hauptveranlassung das an der Bibel, in der Meinung, sie begründe den Glauben an den, in welchem Gott Mensch geworden und welcher sich selbst die

Wahrheit nennt, genommenes Interesse ist, schlägt einerseits die Abhängigkeit von der: was die Bibel lehre, sei darum wahr, weil sie es lehre, in die Abhängigkeit an sich, als die Biblischgläubigen und Bibelskundigen usw. Und das ist ein Mähen, das nicht einmal zum historischen Wissen werden kann. Ebenso schlägt dann wieder ihre Abhängigkeit an die Bibel in eine Abhängigkeit der Bibel von ihnen um. Dafs der Glaube an die Wahrheit sich auf die Bibel gründe, ist eine aus dem beschränkt-freien Interesse an der Wahrheit entstandene Meinung derer, die, da das Wort gehört oder gelesen, also erfahren wird, ihnen aber die Erfahrung überhaupt, die geschichtliche besonders, nicht das Ziel, was sie ist, sondern, was sie nicht ist, der Anfang alles soliden Erkennens ist, die Vermittlung des Glaubens durch das Wort für dessen Begründung durch dasselbe genommen und hiermit sich selbst göttlich haben. Dieselbe Meinung, dafs der Glaube an die Wahrheit seinen Grund in der Lehre von ihm habe, ist es dann auch, welche nicht fragend: was ist Wahrheit? sondern nur: was steht von ihr geschrieben, dafs sie sei die Wahrheit selbst — sie, in Christo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur — für unerforschlich oder sie, das sich offenkundig machende Geheimnis der Menschwerdung Gottes, für ein geheim bleibendes Geheimnis ansieht. Noch sucht sich dasselbe Prinzip dadurch zu behaupten, dafs es der Meinung, der Glaube an die Wahrheit gründe sich auf die Bibel, die andere substituirt, er gründe sich auf Gefühl und Bibel, oder auf Gemüth, gekräftigt durch das unbefangene Lesen der Bibel. Aber es kann sich in dieser nicht geringerten Selbstsucht nicht halten gegen einen Widersacher, der, selbstsüchtig nicht minder zwar, aber viel energischer sich in der kritischen Philosophie dagegen erhebt. Als anscheinend selbständig von sich und seinen Erfahrungen, als abstrakt selbständig, nur von sich selbst abhängig, unternimmt es das Ich, die Prinzipien des Glaubens und Wissens allein aus sich zu deduciren. Gott ist nun unerforschlich (dies läfst sich die obige Dogmatik noch ganz wohl gefallen) und er ist nur der Gedanke, den das Ich hat (dafür hält jene nun desto fester an der Meinung, die Bibel sei der Grund unseres Glaubens). Aber der Fortschritt ist, dafs die Idealität des Glaubens und Wissens, worin er noch ein unbestimmter war, zum Unterschied beider fortgeht. Was für ein Wissen wurde aber nun, da-

mit der Glaube ein durch es vermittelter würde, herbeigeholt? Nicht das, welches mit ihm identisch war, das Wissen von Gott, das ihn Erkennen, welches nicht erst herbeigeholt zu werden brauchte, sondern nach der auf der einen Seite doppelten Rücksicht auf das Subjekt, ein empirisch geklärtes und ins Unendliche hin gelehrter werdendes und, nach der andern Seite einfachen, ein apriorisches, transcendentales und subjektiv-praktisches. Wie dort, so hier, ist die Nothwendigkeit und Allgemeinheit, welche die Wahrheit und der wahrhaftige Glaube hat, vergebens gesucht, das Subjekt mit sich und seinen Endlichkeiten ins Unendliche beschäftigt. „Auf die Nothwendigkeit also und Allgemeinheit, welche der Glaube, jeder Glaubens-Artikel und Glaubens-Satz an und für sich habe und welche die evangelisch-protestantische Kirche nicht aufgibt, thut die abstrakt-selbständige Subjektivität, wie auf die Erkennbarkeit der Gegenstände des Glaubens, Verzicht, läßt aber dagegen, an sich festhaltend, desto fester an derjenigen, deren Prinzip sie selbst und die von ihr, als lediglich ihre Kategorie, dem Glauben u. s. f. nur gelte, hat. Das Ich in seiner Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen, damit er es der durch Wissen vermittelte sei und Jedermann wisse, wie er an seinem Glauben habe, ist das dieselbe bloß als die übrige und ihn selbst als ein *Nirwahrhaftes* Wissen, dessen Gründe subjektiv ausreichend, objektiv unzureichend seien, oder vielmehr, da ein unzureichender Grund kein Grund und die Wahrheit der Gründe für die Vernunft ohne Bedeutung ist, dessen Grund ein lediglich, jedoch allgemein- oder abstrakt-subjektiver sei.“ S. 182. Das wahrhaft weiter Treibende ist allein der Widerspruch, in welchen sich dadurch das Ich mit sich setzt, ein Herr zu sein, der ein Knecht ist, und das Bewußtsein dieses Widerspruchs. Die Wege aber, wie der Widerspruch zu heben versucht wird, sind einerseits, daß von der empirischen Subjektivität, wie sie sich mit der abstrakten zusammengethan hat, der Glaube an den göttlichen Ursprung der biblischen Lehre noch festgehalten wird: diese Theologie hat die Bestimmtheit der supernatürlichen; und dafs sie ihn als unüberwunden aufgibt und ihm zur Selbstüberzeugung das Rationalment substituirt; diese Theologie ist die rationalistische; dort versteckt sich der Widerspruch hinter die Fiktion, hier hinter die *Moralität*. Die supernatürliche hat gegen die äthere, gelehrte, biblische den

Fortschritt von der Selbstbetörung zu der Selbstbetrug; die rationalistische den der unbefangenen Verstellung der kritischen Religionsphilosophie in die Selbstbetrugung.

Der Selbstbetrug in der empirischen Mystik. Sie nimmt, ohne allen Beweis ihrer Berechtigung, ihren Anfang, nach Art der Katechismen, in der Empirie, in der, allen, die die Fähigkeit haben, Erfahrungen zu machen, leicht verständlichen Bibel. Ihr Inhalt, die Offenbarung, wird für eine Historie genommen, und es ist nurmehr von historischem Christenthum emphatisch die Rede. Dass die göttliche Offenbarung Glaubens, ist jedoch nur ein geglaubtes Glauben; denn nur bei der Mitwelt ist es ein gewusstes Glauben gewesen; das Wissen mithin vom Offenbarungsglauben ist es, worin das abstrakt-selbständige Subjekt in der Betheiligung des apokalyptisch-selbständigen sich hintergeht, der Anfang des Selbstbetrugs. Der Supernaturalist beginnt mit der Erfahrung des Glaubens an die Offenbarung, welche letztere wohl als Geschichte ihre Wirklichkeit, aber ihre Wahrheit in einem ganz andern Inhalte hat, als alle Geschichte, und er beginnt damit, es, als wäre ihm und der Erfahrung, nach Anweisung der kritischen Philosophie die Nothwendigkeit und Allgemeinheit durch das denkende Subjekt, dessen Kategorie sie sei, hinlänglich gesichert. Die wirkliche Selbständigkeit des Subjekts, die Freiheit, ist damit, dass das Wesenhafte und Wahre des Gegenstandes, den der Glaube hat, für ein Geschichtliches genommen wird, eingebüßt. Dieser Selbstbetrug setzt sich fort, indem er sich hinter dem Glauben an Gott, von welchem ich und die Welt abhängig sei, verbirgt. Um die wiederkehrende Nothwendigkeit der wahrhaften Selbstverlängerung sich zu betrügen, kann es kein genügenderes Mittel geben, als diese Ploetz des Wissens. Der Selbstbetrug vollendet sich darin, dass einerseits aus dem Glauben der Zweifel abgehalten, andererseits auf die Unbegreiflichkeit, ohne die der Glaube nicht Glaube, sondern Wissen sein würde, bestanden wird. An dem letzteren Punkt geht der Selbstbetrug schon in die Selbstbetrugung über. „Zwar schon beim Anfang ihrer gelehrten Theologie und dann durch sie hindurch fort und fort in Gefahr, sich selbst zu betrügen, hielt sie sich gleichwohl innerhalb der bloßen Selbsttäuschung und so konnte es nicht schon durch sie dahin kommen, dass der Glaube an die Untrüglichkeit der

mündlichen Lehre um die in ihm enthaltene Möglichkeit des Zweifels an dieser Untrüglichkeit, vollends aber die Gemeinde selbst um eine die Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit, die Vernichtung dieses Zweifels und seiner Möglichkeit vermittelnde Wissenschaft betrogen wurde. Dieser fromme Betrug und der Ruhm, welchen dieser wenigstens die Gläubigen vor dem Zweifeln möglichst zu bewahren und von der Theologie die Philosophie abzuhalten, blieb dem Supernaturalismus, das, was er mit oder ohne symbolische Bücher, mit oder ohne den rein biblischen Lehrbegriff u. dgl. ist, allein durch Selbstbetrug zu sein vermag, aufbehalten.“ S. 211.

Die Selbstbetrugung in der mystischen Empirie. Das Ich denkt das Ewige; dass es ein Wirkliches sei, verbirgt ihm die Erfahrung. Das so gedachte Ewige nennt es das Wesen, damit es mit andern nicht verwechselt werde. Das ewige Wesen ist die verständige Ursache, der uralte Vorstand; es ist Gott. Ihn erfahren wir freilich nicht; somit können wir allerdings von ihm eigentlich nichts wissen; allein desto mehr wissen wir von uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

LIV.

Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft, von Dr. Theod. Mundt. Leipzig, G. Wallbrecht. 1822.

Die vorliegende Sammlung enthält größere und kleinere Aufsätze, welche die verschiedensten Interessen geistiger Sphären berühren. Den Titel wählte der Verf. nach dem Beispiel bedeutender Vorgänger als Balde's, Herder's, Grimm's; vorzüglich scheint Herder, dem Vorworte nach, Muster und Vorbild gewesen zu sein. Eine große Zeit bezeichnet die Erscheinung „der kritischen Wälder“ Herder's; aus der schalsten Philisterhaftigkeit, in die die Gesammliteratur Deutschlands verfallen war, sollte ein emsiges rüstiges Leben von neuem sich entwickeln; es galt zunächst Anknüpfungspunkte aufzufinden, es galt den Deutschen Sinn überhaupt auf ein tieferes bedeutungsvolleres Treiben hinzuweisen. Dies haben zwei Männer wunderbar gefördert; beide verschieden, aber beide gleich mächtig wirkend — Lessing und Herder. Dieser, ohne selbst die ganze Selbstständigkeit und Vollendung eminenter Produktivität zu besitzen, hat, wie nicht leicht ein andrer, den tiefsten Sinn, das wahrhaft Schöne und Erhabene in allen Sphären des Geistes in sich aufzunehmen, von der einfachen urkräftigen Poesie der Volkssage an bis zur Spitze tragischer Kunst (Prometheus-Brutus) oder philosophischer Tiefe. Dies Schöne und Erhabene in seinen wahrhaften Formen anregend zum Bewusstsein des deutschen Volkes zu bringen, sei es durch eigenthümliche geistvolle Nach-

billigen, sei es durch betrachtende, erläuternde Schriften, denen man als die Aufgabe des Lebens Herders betrachtet. So sind seine Werke meist fragmentarisch, mindestens ohne die letzte durchgeführte Vervollendung, doch so reich an Ideen, daß auch heute noch viele die Ausführung und Begründung nicht gefunden haben, die ihm selbst zu denken schienen. Aber auch die persönliche Individualität würde jetzt vergeblich nach einem einheitlichen Wirkungskreise suchen. Der aufsprudelnde, gährende deutsche Geist — die auch politisch durch Friedrichs Aufsteigen, erregt war — galt es damals die rechte Bahn anzuweisen, die Form für solchen Inhalt zu schaffen. Uns ist in Kunst und Poesie die Form eine gewonnene, ausgebildete; das Erschaffen selbst ist zur Reutung geworden, die stets jede Individualität zerschneidet. In solche fertige Formen nun legt sich jetzt der dürftigste Inhalt, und um Eingang bei Uebersättigung zu gewinnen, werden alle starken Reizungen zusammengedrängt, um am Ende mit Ueberbietung aller Mittel nichts zu erreichen. Wer nach Helgen's früherer Erscheinungen überhaupt noch fragt, dem die Kunst und Poesie unserer Zeit fremd geblieben, jene Schattenspiele und musikalischen Werke, vorzüglich jene kleinen lyrischen Poesien, die ohne tieferen Gehalt, entweder Reflexion oder kleinliche Privatschmerzen in die vorliegenden festen Kunstformen hineingießen. Einen Aufschwung aus solcher Oede sehen wir nur in dem Aufschwunge des Lebens überhaupt, den große Weltbegebenheiten hervorrufen werden. Der Hr. Verf. sieht, wir theilen seine heitere Ansicht über die jetzige Lage der Kunst und Poesie nicht, auch die Wissenschaft dürften wir anders auffassen. Die Philosophie hat in unserer Zeit eine Abgeschlossenheit gewonnen, die es ihr zunächst zur Aufgabe macht in andere Wissenschaft eindringend, diese zu lichten und umzuwälzen; andrerseits aber in das Bewußtsein des Volkes übergehend, in dem concreten Bereiche des Lebens, in Religion, Gesittung, Staat sich Geltung zu verschaffen, um so jene Schranken zu heben, deren Nichtigkeit auch der Verf. in der Vorrede anerkennt.

Sollen wir nun näher an die Würdigung des vorliegenden Werkes und seines Standpunktes zur Kunst und Wissenschaft eingehen, so kann bei der fragmentarischen Form einzelner Aufsätze nur gefordert werden, von des Vfs. Standpunkte überhaupt ein treues und unparteiisches Bild zu entwerfen. Der Vf. gehört zu jenen Vielen, denen die Forschungen der neueren Philosophie in ihrer umfassenden Ausgedehnteit auf Religion, Kunst und Natur nicht fremd geblieben, die aber, nur vermögend einzelne große Gedanken aufzufassen, nicht dieselben in ihrem notwendigen Zusammenhang, d. h. in ihrer vollen Wahrheit zu begreifen, die Lückenhaftigkeit ihres Denkens durch eine Weichlichkeit der Empfindung auszufüllen suchen, und so mit der Philosophie zerfallen. Denn jenes Hervortreiben der Empfindung läßt sie in dem Systeme nur einen Schulzwang erblicken, der alles Gefühl wie jedes Leben und jede Frische ertödtet. Namentlich sind es jene kräftigen Stellen, wo nicht etwa die Empfindung selbst — denn wem wäre dies je eingefallen — son-

dern die Annahme derselben, sich an die Spitze des Denkens als Meisterei zu setzen, gerichtet wird, die mit tiefem Schrecken erfüllen müssen; wir glauben es wohl, denn wer ließe sich so frank und frei in seiner Nacktheit und Blöße darstellen? Aber indem es vorzüglich der strenge Fortgang des Gedankens ist, der diese Fäulnis verursachen thut, geschieht es, daß die theils die Uebersetzung, theils die Uebersetzung der ganzen Natur und Theile spekulativen Denkens, gehört (wie z. B. an Hegel's Uebergang aus der Idee in die Natur), für leere Sophistik halten (S. 35.), theils daß sie den Werth, den jeder ihnen als Vorstellung geläufige Gedanken nur durch das Moment erhält, welches er in der logischen Gliederung bildet, verkennend, in die unendlichen Mittelverhältnisse verwickeln, und sich für ihre Pöbeln Schattengestalten und Schätze erkennen, wie haben sie damit münchlich kämpfen. Was hindert nicht Hr. Mundt dem Hegel'schen Systeme für Gedanken auf! Vorzüglich komisch aber sind sie über Kunst und Religion. Hegel soll nun ein für alle Mal die Kunst zu etwas bloß "Natürlichem" herabgesetzt haben, und davon ist Hr. M. so fest überzeugt, daß er, der doch sonst ein solches Bekenntnis in Hegel'schen Systemen nicht ganz ungerathen die Stelle vergißt, an der die Kunst abgehandelt wird; nun davon zu schweigen, was doch auch dem gewöhnlichen Bayreuther sein auffallen muß, daß das „bloß Natürliche“ sich schwerlich als „symbolisch, klassisch und romantisch“ gliedern könne. Aergert ergeht es dem Verf. noch in der Theologie, auf die er in dem Vorworte über die Strauss'sche Schrift gegen die Union klagt. Gott weiß, was, wenn der Verf. noch die apostolische Theologie — die er Vernunftreligion nennt — für Strecke und Feld haben soll, Papismus, Aufhebung der Gemeinde und des Cultus, exoterisches und esoterisches Christenthum, und wie die Namen mehr heißen, mit der man von verschiedenen Seiten die wissenschaftliche Theologie begrüßt hat. Man sieht es aber auf dem ersten Blick, der Verf. findet sich hier auf einem Felde, das ihm völlig unbekannt ist.

Besser zeigt sich der Verf. auf dem Boden der allgemeinen Literatur, wo es gilt besondere Gestalten der künstlerischen Produktivität in ihrer Eigenheit aufzufassen, und zu schildern. Doch müssen wir sagen, daß auch hier noch der tief sinnige und gewichtvolle Inhalt eines Werkes, wie die Wanderjahre Wilhelm Meisters, aus dem Standpunkte der Kritik, den Hr. M. hier willkürlich genommen, — denn offenbart es, daß er sich auf einen höheren zu stellen vermag, — nicht füglich in Bewegung zu bringen war, nur einige abgerissene Aufschüsse werden hervorgehoben, und hiernach sogar das Verdienst der künstlerischen Gestaltung des Ganzen und der Vervollendung des Stils unbekannt und mißbeurtheilt. Die gelungensten Aufsätze, wo wir den Vf. ganz auf seinem wahren Gebiete und in seiner vortheilhaftesten Erscheinung glauben, sind unres. Erachtens die Erinnerung an Ulrich Hagner, und die Skizze von Hippels Lebenslauf und Schriften, besonders diese letztere, welche eine bisher ziemlich dunkle Seite unserer Literaturgeschichte glücklich und scharf beleuchtet. — A. B.

August 1833.

Die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Betrachtet von Dr. Carl Daub.

(Fortsetzung.)

So meint auch das Ich nicht nur, sondern weiß auch von allen Attributen, womit es das ewige Wesen ausstattet, daß es von ihm allein an dasselbe gebracht sind. Wendet man ihnen, die an Gott ein Unbekanntes, weil Unerkennbares haben, ein, von einer unerkennbaren Wahrheit sei mindestens zweifelhaft, ob sie Wahrheit sei und daß ein unerkennbar Wahres ein Widerspruch sei -- so begegnen sie dem durch die Aufklärung, daß ihre Versicherung weder in der Wahrheit des Unerkennbaren, noch in der Unerkennbarkeit des Wahren, sondern in ihnen selbst gegründet und mit nichts eine bleibe Versicherung, sondern eine wohlüberlegte Behauptung sei. Dies Ich hegt das Wahr, sein Gedanke des Ewigen, oder noch unbestimmter des Höchsten, die Thatsache des Bewusstseins -- durch Reflexion auf die Welt, als Natur, und auf die Seele, von ihm mit einem Inhalte begabt, somit sein Gedanke Gottes und sein auf Selbstüberzeugung fundirter Glaube an Gott sei das Mittel, aus der Ungewißheit und Unwahrheit seiner selbst heraustrukommen. In der That aber ist es das um seine Unbefangtheit gebrachte Nichtwissen, wodurch da der Glaube an Gott vermittelt wird; seine Vermittelung durch das selbe ist die mit der in der Anhängigkeit des Subjekts an sich für Überzeugung genommene Meinung von der Unmöglichkeit eines Erkenntnis Gottes, weil ich überzeugt bin, oder, wie in Wahrheit zu sagen wäre, weil ich meine, das göttliche Wesen nicht erkennen zu können, so habe ich an dieser Unerkennbarkeit das Mittel für meinen Glauben an dasselbe. So bedarf es des Nichtwissens selbst, als des Glaubens. Vom Mo-

jallischen, vom Solus, der Pflicht und von seiner Unbezeugung, davon hat das Ich auch den Gedanken des Heiligen. Die doppelte Lüge von einer Willensfreiheit, die unerforschlich, und von einer Selbstüberzeugungspflicht, die eben so unbegründlich sei, wird durch das Vergehen zu dem edlen Zwecke, die Völker zu erleuchten und zu veredeln, ein erlaubtes Lügen, ja gar kein Lügen, sondern Tugend, Lehrweisheit u. s. f. sei eine dringliche. Seine wirkliche Wahrheit hat der Gedanke des heiligen Willens, wie des ursächlichen Verstandes für dieses in seiner anscheinenden Selbstständigkeit sich als abstrakt-selbständiges voraussetzende Subjekt nicht zu dem, von welchem er der Gedanke, sondern zu ihm allein, dessen Gedanke er ist. Dies Gott als den Heiligen Denken ist nur voraussetzungsweise ein Glauben. Von diesem Gedanken des Denkens ausgeht der Glaube an Gottes Menschwerdung, Dreieinigkeit für Aberglauben. Denn wer kann das für Wahrheit halten? „Der Staat! freilich wohl! Denn feierliche Friedensschlüsse eröffnet wenigstens der christliche mit dem Namen des dreieinigten Gottes. Die Kirche! freilich auch! Denn sie betet den Vater, den Sohn und den heiligen Geist an, und jedes ihrer Hauptstücke erinnert, wo nicht an die Incarnation, doch an irgend ein anderes Wunder. Nun man muß den Muth haben, darin den Staat, aber mit Ehrerbietung, und die Kirche, aber mit schonender Voracht, eines Besseren zu belehren. Eigentlich müßte dieses vom Empirismus für Aberglauben gehaltenen Glaubens wegen von ihm der Staat für einen Thoren, die Kirche für eine Narrin erklärt werden; allein dazu würde ein Muth erforderlich, den, wenn er nicht Tölpelheit sein soll, nur die Gewisheit, daß jener Glaube ein Wahn sei, geben könnte. An dieser Gewisheit aber, wie sie die des Reformators gegen die römisch-katholische Kirche war, die er ohne Rückhalt sogar der babylonischen Hure verglich, muß es wohl fehlen. Denn bei seinem Auf-

klärungsgeschäft *übersieht*, so gut er drei zu zählen *versteht*, der mit seiner gesunden Vernunft Forschende in dem Eifer, womit von ihm die alt-orthodoxe Lehre überhaupt geprüft wird, daß *seine Ansicht* der Dreieinigkeit nichts mit der kirchlichen Lehre von *Serapheim*, über das Element der Zahl dabei kaum eine Nebensache, geschweige das Wichtigste ist, gemein habe und daß diese Lehre, wenn sie geprüft werden soll, *an ihrem Inhalte*, nicht aber an *seiner* oder irgend einer *Ansicht* geprüft und falls sie widerlegbar ist, aus diesem, nicht aber aus ihr widerlegt werden oder vielmehr — wie die Infallibilität der Kirche — sich selbst und nur mittelst des denkenden Subjekts, das *wenigstens dabei* von seinen Ansichten unabhängig ist, durch sich selbst widerlegen müsse." S. 375. Hier hat das Subjekt nur Ansichten, die auch nur *des* *seiner* sind. Was die Welt an jenen Wahrheiten hat, wird zur *historischen* Notiz herabgesetzt. Resultat. In der Knechtschaft des supernaturalistischen Subjekts ist seine Abhängigkeit von ihm selbst der von der Erfahrung, in der Knechtschaft des rationalistischen die von der Erfahrung seiner Abhängigkeit von ihm selbst untergeordnet; erst hier hat die Selbstverknechtung ihr Aeußerstes erreicht und ist die Bedingung des Separatismus vollständig vorhanden. Der Supernaturalismus separirt sich von der Gemeinde noch nicht, was ihren Glauben und deren Gegenstand betrifft, sondern nur in Ansehung der Begründung und der Meinung, daß ihr Gegenstand unerforschlich sei. Der Rationalismus aber approbirt nur die sogenannte reine Sitten- und Gottes-Lehre und bezweifelt und leugnet nicht nur die Wahrheit des Gegenstandes, den der Glaube hat, sondern gründet die seinige bloß auf die Thatfachen seines Bewußtseins (Gefühl u. s. f.) und erklärt dessen Gegenstand für *absolut* unerkennbar. Diese subjektive Vernunft ist die vollendete Selbstsucht. Sie treten aber auch gegen einander in Kampf; der Supernaturalismus trägt darauf an, daß die, die seines Glaubens nicht sind, aus der Kirche ausscheiden. Der Gegner indefs, obwohl übermüdet, bestürzt, erledigt sich seiner Bestürzung leicht und sagt: er habe es nur mit dem Publikum, einer unbestimmten Menge, nicht mit der Gemeinde zu thun und der Staat, die schützende Macht, giebt der gelehrten und frommgläubigen Selbstgefälligkeit, die nach der in Abgang gekommenen Autorität des kirchlich symbolischen Lehrbegriffes eine andere sucht, die Weisung,

daß ihm die Pflicht obliege, statt die Feinde des Glaubens vor Gericht zu belangen und gegen ihre Lehre das Gesetz aufzurufen, vielmehr sich der Erkenntnis zu befehligen, woraus diese Lehre zu widerlegen und die Glaubenswahrheit zu vertheidigen sei. Andererseits wenn in dem dreifachen Glanze der Vernunft, des Interesses an der Wahrheit und der vernünftigen Wändigung des Kanons, womit der Rationalismus seinen Gegner überstrahlt, und den Schein gewinnt, als sei die Abhängigkeit von ihm, wie im Staat die von Gesetz, die Unabhängigkeit selbst, so ist eben dieser Schein die größte Gefahr der Knechtschaft durch ihn „und könnte die Bestimmtheit des Rationalistischen, wie sie die, einer über die biblischen Lehren vom Glauben reflektierenden Subjektivität ist, zur Bestimmtheit dieses Glaubens und der Kirche, die ihn und in ihm ihre Autorität hat, werden, so wäre es in der That um die wirkliche Selbstständigkeit dieser Kirche und ihrer Glieder geschehen." S. 318. Beide und je mehr der Selbstbetrug von der Selbstbelügung besetzt wird, finden an dem christlichen Glauben und an der erkennbaren Wahrheit, worin derselbe seine Autorität hat, einen desto größeren, unüberwindlichen Widerstand. Beides Wissen ist nur ein partikulares, zufälliges und ist es, als sei die Bestimmung des Glaubens die eines Mittels zu dem Zweck, daß die Intelligenz sich selbst entweder betrüge oder belüge. Aber dieses Wissen ist nicht das mit dem an sich *allgemeinen* und *notwendigen* Glauben der evangelischen Kirche, worin sie auch ihre Autorität hat, identische.

III. *Vom dogmatischen Lehrbegriff.* Die Dogmatik lediglich im Interesse der bestimmten Kirche hat durch die Vereinigung der lutherischen und reformirten ihren Werth verloren und sich in ein *Historisches* verwandelt. Daß ebenso die römisch-katholische und evangelisch-protestantische sich vereinigen, dazu fehlt von beiden Seiten die Möglichkeit des Anfangs. Denn in der Identität mit sich beharrenden Denken erschaffen nun die wesentlichen Bestimmungen der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, zunächst auch nur als so unwesentlich, wie die welche vorher Trennungspunkte ausmachten und diese abstrakte Gestalt der Dogmatik ist die nächste und erste. Diese Behandlungsweise ist die in der Unterwerfung des Glaubens unter das Denken empirisch-synthetische. Es ist der von sich abhängige, unfaßliche, welcher freilich

LV.

**Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum
Selbstunterrichte von Dr. G. H. Schubert,
Hofrath u. Professor. Zweite Auflage 1832.
246 S. in 8.**

Das reiche Talent des Verfs. wird jeden erwarten lassen, daß man hier mehr als eine nackte Aufzählung astronomischer Lehren finden wird, und wirklich fehlt es nicht an mannigfaltigen Seitenblicken und Uebergriffen in andere Gebiete der Wissenschaft. Halten wir uns jedoch zuerst an den Kern des Buches, den eigentlich astronomischen Theil, so müssen wir gestehen, daß uns die Ordnung desselben zuerst befremdet hat, indem der Vf. nicht mit den alltäglichen Erscheinungen, nicht mit den ewigen Gesetzen der Bewegung, sondern mit dem Zufälligen aus der ganzen Wissenschaft, mit der Beschreibung der Sternbilder beginnt, die doch billigerweise, als ein notwendiges Uebel, erst ganz zuletzt eine Stelle finden sollte. Wir würden diese Einrichtung getadelt haben, wenn uns nicht der Vf. in der Vorrede selbst darüber belehrte, daß das ganze Buch seine Entstehung bloß mündlichen Vorlesungen über die Astronomie verdankt, die in den Abendstunden beim Anblick des gestirnten Himmels selbst gehalten wurden, und an welche das Uebrige gelegentlich angeknüpft wurde. Dies ist zugleich die Ursache, weswegen im ganzen Buche nicht auf Zeichnungen und Figuren verwiesen wird.

Auf die Beschreibung der Sternbilder folgt die weitere Betrachtung des Fixsternhimmels, der Nebelflecken und Doppelsterne. Dann das Sonnensystem nebst den Kometen, die Meteor, die Chronologie und den Schluß machen die Keplerschen Gesetze, die Betrachtung der Finsternisse und anderer periodischen Erscheinungen der planetarischen Bewegungen. Folgende einzelne Bemerkungen theilen wir um so lieber mit, da das Werkchen ohne Zweifel sich eines großen Kreises von Lesern erfreut, indem es nach dem kurzen Zeitraume von einem Jahre schon die zweite Auflage erleidet. Bei den Fixsternen wäre noch manches über deren Farbe, namentlich der Doppelsterne, über Veränderung der Farbe, über ihr Verhalten vor dem Prisma, über die Anzahl der größeren Fixsterne, über den Unterschied zwischen physischen und optischen Doppelsternen und Aehnliches anzuführen gewesen. Das 5 im großen Bären (S. 50.) vollendet nach des jüngeren Herschels Beobachtungen schon in ungefähr 56 Jahren seinen Umlauf. Bei Mars (der bei den Rabbinen nicht מָרְס sondern מִרְנֹה heißt) hätte der Streit zwischen Herschel und Schröter über dessen Abplattung angeführt werden können, wozu auch die neueren Beobachtungen von Harding gehören, ebenso die Frage, ob er eine Atmosphäre hat oder nicht. Sein mittlerer Abstand von der Sonne ist nicht 32 Millionen Meilen, sondern noch nicht 31 Millionen, so wie der kleinste Abstand des Merkur nicht $7\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, sondern nur etwas über 6 Millionen ist. Es sind überhaupt in den Zahlenbestimmungen mancherlei Ungenauigkeiten.

Die Wissenschaft bezieht sich: Durch das Untertanen der deutschen Tyrannei gegen die Glaubensfreiheit wird die Kirche selbst beeinträchtigt und weggeräumt. Wie aber gleichsehr an sich, als an den kirchlichen Offenbarungsglauben gefesselt, das Subjekt die Dogmatik behandelt, ist der Gewinn davon zweifelhaft und ist endlich vielmehr sogar Verlust. Hier, wie dort, ist die Selbstsucht das Prinzip. Es fehlt das Interesse an der Wahrheit. „Verkehrt sich das Individuum seine Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, so ist das ein Zeichen seiner Selbstsucht, und zieht es selbst, um sie, desto besser vor sich zu verbergen, sich hinter seine Vorstellung von dem hohen Adel des Glaubens vor dem Wissen und hinter das Vorgeben zurück, daß es frech und frevelhaft sei, für die Wissenschaft nicht irgend Eines als das Wahre und nichts als wahr vorauszusetzen, so ist in seiner Selbstsucht auch Heuchelei.“ S. 353. Die Hermeneutik, die das Gesetz der Auslegung enthält, ist eine spekulativ-philosophische Wissenschaft. „Man darf aber nur die spekulative Erkenntnis des Christlichen überhaupt nennen und daß es ohne sie mit der christlichen Theologie nichts sei, nur andeuten, um, wie den Hohn und Spott der gelehrte-rationalistischen Virtuosen, so den Aergern und Unwillen der gelehrte-supernaturalistischen Pietisten zu erregen und zu erfahren, welcher Art das Interesse sei, das sie an der Wahrheit und an der Kirche nehmen.“ S. 358. „Philosophirt, wärs auch nur auf eigene Manier, wie in der liberal-rationalistischen Theologie, wird für die supernaturalistisch-dogmatische und in ihr ganz und gar nicht, wenigstens nicht eingestanden, normmaassen; auch erwartet sie — darfn, wie in Anderem, der symbolisch-dogmatischen durchaus unähnlich — von der neben ihr vorhandenen und sich forthildenden Philosophie für sich und ihren Gegenstand gar nichts; die ihrer sich heffelsigende Selbstsucht ist in ihrem historischen Offenbarungsglauben, in ihrem ethischen Interesse an der Wahrheit und gelehrtem Wissen, besonders aber in dessen Pietät dermaassen für sich eingenommen, daß ihr sogar Worte, wenn sie nicht, wie die Ausdrücke: *analytische, synthetische Methode* u. dergl. mehr, ihr geläufige Gedanken bezeichnen, oder, obgleich das ihr Eigenes bezeichnend, wie *abstrakte, ansehende* Selbständigkeit, *Selbstvernechtung*, und dgl. mehr nicht bereits bei ihr kursiren, schlechthin zuwider sind“.

(Der Beschluß folgt.)

ten. Dafs wir die Flecken des Mondes einmal so deutlich sehen als das andere Mal, wie S. 162 behauptet wird, dies ist doch durchaus nicht der Fall, wie schon die Schreibung *Reichthum* hinlänglich bekundet und später durch Gruithuysen noch deutlicher bekräftigt worden ist. Mit welchem Rechte S. 174 behauptet wird, dafs eben so viele Kometen von Ost nach West als von West nach Ost laufen, wissen wir nicht; wir müßten hier nicht einmal Gründe der Wahrscheinlichkeit gelten lassen, da die Planetenwelt ein anderes Gesetz zeigt. Auch kann seit dem Erscheinen des Kometen von 1623 nicht länger mehr angenommen werden, dafs die Kometenschweife sich stets an der von der Sonne abgekehrten Seite befinden (S. 166). Ungern vermisst man hier Bemerkungen über den Einfluß des Äthers auf Bewegung und Schweif des Kometen.

Ueber die sprachlichen Bemerkungen hätten wir auch Einzelnes zu sagen; manche Ableitungen scheinen uns sehr gewagt und mehr im Geiste der alten Römischen Grammatiker als der neueren kritischen Forscher. Wir begnügen uns jedoch mit den Andeutungen, dafs die drei Deichseelsterne im Buche *Thob* nicht *על* heißen (S. 15), sondern *על עיר* heißt das Sternbild des Wagens, der West *ליל* (S. 188) ist vielleicht

nicht so räthselhaft und hängt wohl mit *ליל* glänzen, Funken, zusammen, also die Zeit des Glanzes, wobei man freilich nicht an die trüben Nächte der Nördens, sondern vielmehr an die Zauberpracht des morgenländischen Himmels denken muß.

Die Verwandtschaft zwischen *בקר* und *בקר* merken, beachten, ist sehr weit hergeholt, während sich der Zusammenhang mit *בקר*, *בבוקר* (wie *בקר*, *בקר*) von selbst darstellt.

Der Zusammenhang zwischen *עיר* Abend und *עיר* Fremde ist mit den Haaren herbeigezogen, wiewohl beide Wörter aus dem gemeinschaftlichen Begriffe des undeutlichen Gemisches entspringen.

Am wenigsten können wir mit dem Vf. in dem Theile des Buches übereinstimmen, wo seine Eigenthümlichkeit am stärksten hervortritt, in dem Suchen eines inneren Zusammenhangs zwischen Gegenständen, die, wenigstens scheinbar, sehr weit auseinanderliegen, namentlich in dem Bestreben, gewisse Zahlenverhältnisse in einen geheimen Zusammenhang zu bringen. Freilich möchte uns der Verf. entgegen, dafs er ja selbst sagt (S. 207.) „unsere jetzigen Gelehrsamkeit erscheint eine solche Uebereinstimmung zufällig, die bloße Erwähnung derselben lächerlich“. Aber wir finden sie auch gar nicht lächerlich, sondern wünschen nur, dafs sie unter der Form die ihr gebührt vorgetragen werde, als bescheidene Vermuthung, als ein überraschendes Zusammentreffen, das vielleicht zu irgend einem wissenschaftlichen Resultate hinführen kann. Sind ja selbst Keplers unsterbliche Gesetze aus solchen Träumereien hervorgegangen. Sobald aber solche Ideen als streng wissenschaftliche Behauptungen auftreten, so müssen sie mit Ernst abgewiesen werden, eben weil sie sich eine Sicherheit anmaßten, die durch keine wissenschaftliche Forschung unterstützt wird. Denn was

bekannt ist, ist nicht als eine neue Entdeckung zu betrachten, sondern als eine alte, die nur wieder gefunden ist. Um wieviel früher hätte man nicht vielleicht die wahren Gesetze der Planetenbewegung gefunden, hätte man nicht hartnäckig den Kreis für die vollkommenste Form gehalten, hätte man nicht geglaubt, dafs diese vollkommenste Form überall in der Natur hervortreten müßte? Wahrheit schon wird jeder Stoffe wie die folgende sein. „Nach Wegens vollkommenem Versuche steht sich die Bewegung zweier, in demselben Systeme nahe an einander gefügter Uhren so magisch anstehend die eine auf die andere ein, dafs beide zu einem solchen Zwillingsspaar verbundenen Werke, als wären sie von einer gemeinen Seele belebt, in vollkommenster und fortwährender Gleichförmigkeit sich bewegen. — Der Mensch mit seinem Leben und Wirken ist wie eine bewegliche Zwillingssuhr, in dem Gange desselben Weltensystems zunächst mit seiner Erde, dann mit dem Monde, endlich mit den andern Sternen, die um die Sonne kreisen, zusammengefügt; es wirkt, mit ansteckender und ordnender Gewalt die Bewegung der Erde und des Mondes, vielleicht auch die der andern Wandelsterne auf seine Lebensbewegung ein. Heißt es dagegen (S. 231.) „der Ring des Saturns, welcher als ein feststehendes Glied die Kugel seines Planeten umschwebt, ist das wirklich geworden, was der Mond durch seine beständige Bewegung in der Bahn um die Erde darstellen und sein müßte und dennoch niemals wird, noch ist. Denn ist derselbe jetzt auch, auf der eben erreichten Stelle der Bahn, in Beziehung auf Erde und Sonne, der Osten seines Planeten geworden, so soll doch auch der Westen werden: ein nach allen Richtungen hin in sekunden Minuten offenbar gewordener, scharfer Umfang seines Planeten. Daraus steht der Ring des Saturns nach Schrotters vielfachen und genauen Beobachtungen still: der Mond aber bewegt sich ohne Aufhören um die Erde“ — so kann derjenige nur darüber lächeln, welcher weiß, dafs das Stillestehen des Saturnsringes gegen alle Regeln der Mechanik ist, dafs Herschels sehr genaue Beobachtungen die Rotation desselben beweisen, dafs Schrotters Beobachtungen, nach Olbers Erklärung, der Rotation durchaus nicht widersprechen, wozu wir noch das hinzufügen können, dafs Harding, der selbst mit Schröter zusammen beobachtete, nach seinen neuesten Beobachtungen sich durchaus zu der Meinung hinneigt, dafs der Saturnsring rotirt. Gelegentlich müßte noch bemerkt werden, dafs, sobald man eine Rotation des Ringes annimmt, auch die abenteuerlichen, 300 Meilen hohen Berge auf dem 100 Meilen dicken Ringe (S. 143) verschwinden. Und würde es dem Verf., wenn er sich selbst von der Rotation des Ringes überzeugen sollte, schwer fallen, nun wieder eine Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Monde aufzufinden? Je sichtlicher aber das Bestreben ist, solche Zusammenstellungen hervorzuführen und zu empfehlen, desto mehr ist es auch Pflicht, denjenigen vor solchen tödlichen Luftgebäuden zu warnen, der erst durch einen, nach den Regeln der Wissenschaft finden, soll.

August 1833

(Schluß)

Sophie spricht fort mit dem christlichen Theologen, es auch
 die einzige, die christlichen Glauben mit der Philoso-
 phie theilt. Die Wahrheit ist der Wissenschaft ist
 der lausigehabte Widerspruch. Die kritische Philoso-
 phie, in der abstrakten Selbstständigkeit, dem ich denke,
 beherrschend und meinet an allem, (weil nicht an dir,) dem
 Prinzip, zweifelnd, abstrahirt von dem als und für sich
 Sein, nimmt ihre Fußsuptiz im Postulaten und zur Ver-
 theilung. Die Spinozische erfährt den absoluten Substanz
 alles auf. Erst als wahr die Subjektivität und Objekt-
 siviät, als bloße Momente in sich. Setzen, voran das
 Denken sich selbst, als von beiden unabhängig d. i. als
 allesheit frei und in dieser Freiheit als gleich sub- und
 objektive d. i. als ungetheiltes Denken zu bekräftigen.
 Wenn die Möglichkeit des Hervorbringens einer Wis-
 senschaft vom Glauben an die göttliche Dreieinigkeit in
 der ihm selbst inwohnenden Allgemeinheit und Noth-
 wendigkeit seiner Artikel und ihrer Momente, also die
 der christlichen Theologie, als des rein biblischen Lehr-
 begriffs in seiner wirklichen Vollendung, geläugnet wird,
 indem entweder das Dogma von der Dreieinigkeit für
 eine Glaubensmeinung, oder sein Inhalt bloß für eine
 gegebene Thatsache und deren Erkenntniß, wie die
 der Quadenstus des Cirkels, für eine ins Unendliche fort-
 wachsende Aufgabe gilt, so geschieht es, weil das Sub-
 jekt, um der Wahrheit seiner, als der abstrakt selbst-
 ständigen nicht zweifelnd, entweder in seiner transzen-
 denten Selbsterkenntnis oder in der Pietät, oder in
 der Moralität seines Wissens unterwirft, sich selbst zu
 entäußern und für die Wissenschaft vom christlichen
 Glauben und seinem Inhalte zu bekräftigen. Allein der
 in der Selbstsucht befangenen, und darin befestigten
 Subjektivität kann doch das, daß ihr den Glauben le-
 diglich durch ihr Wissen, durch das apriorische, Ver-
 mitteln ein ihm und seinem Inhalt Verstößen oder das,
 daß ihr das empirische und gelehrt Wissen durch den
 gegebenen Glauben Beschränken ein sich selbst Betr-

gen, oder das, daß ihr eben dasselbe und ihr Selten und Thun durch den von ihr selbst gemachten, Sicherstellen ein sich selbst *Belügen* sei, nur, indem sie als diese oder jene Individuen, oder als irgend eine Menge existirt, nicht aber, wie *es an sich ist* und *sich als die concrete Einheit der Individuen zu verwirklichen vermag* — da sie zu ihrer Wesenheit die Aufrichtigkeit hat und diese sogar in ihrer transcendentalen Selbstverkenntnis und Verstellung fort besteht, auf immer verborgen bleiben. Mag also, wann und wie lange es sei, der Glaube einer dogmatischen Theologie, die nur als spekulative Wissenschaft der vollständig entwickelten evangelisch-protestantische Lehrbegriff in seiner Freiheit und für die Freiheit der Gläubigen sein könnte, für ein Hirngespinnst gelten, wenigstens der Versuch einer solchen vergeblich scheinen; so wird gleichwohl, daß Gott dem Menschen aufrichtig geschaffen, von der Intelligenz, indem sie, reflektierend auf den Glauben und die Wahrheit seines Gegenstandes bezweifelnd, ihren Zweifel zugleich gegen sich selbst richtet, ihre eigene Selbstsucht und die List, womit sie dieselbe in der Selbsttäuschung, dem Selbstbetrug und der Selbstbelugung vor sich verbirgt, endlich unverhohlen anerkennt — und so der Gedanke einer spekulativen Theologie und der Möglichkeit ihrer Verwirklichung nicht ferner für eine Thorheit der Individuen, die ihn hegen, sondern vielmehr die Vorstellung von ihm, als einem thörichten, für die, welche sie ist, für ein Werk der List und für die letzte Zuflucht der Selbstsucht erkannt — und wo nicht als thöricht, doch als erlogen gegen den Gedanken der Wissenschaft aufgegeben werden". S. 394. Schon die kritische Philosophie, obschon des Glaubens, daß der Mensch Christus Gott selbst — und die Spinozische, obschon der Erkenntnis, daß Gott der Geist sei, ermangelnd, war eine Institution der protestantischen Kirche für die Befreiung ihres Lehrbegriffs, dort vom Objekt, hier vom Subjekt; es muß daher von der spekulativen Philosophie, die mittelst jenes Glaubens und zugleich als der Zweifel, zu dem er geworden, ohne Voraussetzung eines an sich entweder Wahren oder Unwahren anhebt, gesagt werden müssen, daß sie eben diese Institution für eben diesen Begriff und zwar in ihrer Vollendung oder in absoluter Vollkommenheit sei. Der Glaube, daß die Wahrheit, deren Gedanke der mit ihm unmittelbar identische ist, die an und für sich *wirkliche* sei, verwehrt dem Denken das Zweifeln nicht

und so wird der absolute Zweifel selbst zum Mittel der Entwicklung des dogmatischen Lehrbegriffs. Die Wahrheit selbst, die den Glauben nicht für sich, wie die Selbstsucht für die Pietät oder Moralität ihres Wissens, sondern die durch sie alle mögliche Freiheit fordert, läßt den Zweifel zu, wie wenn sie spräche: „glaube immerhin nicht mehr an mich und meinem Wert gar nicht; aber laß es beim Nichtglauben nicht bewenden, sondern zweifle! so wird die Erkenntnis meinetwegen Anfang des Glaubens, der sich vollenden und der Glaube nicht ferner mehr von meinem Wert, daher Auslegung desselben, deßhalb Gefühl, deßhalb oder ferner der Vorstellung, Ansicht, Selbstüberzeugung und Überzeugungstreue abhängen, sondern als in mir allein gegründet und als der von deinem Wissen unabhängige gewiß, hiermit über, ferner er ein sich selbst als Mittel zur Befreiung, weinet selbst von mir und von der Welt ist, das Mittel, mit seinem eigenen Willen, seine unbeschränkten Glaubensfreiheit und der ebenso unbeschränkten Freiheit des Denkens, Wissens und Gewissens werden". S. 416. Diese mittelst des absoluten Zweifels den Glauben an sich und steht in ihrer vollendeten Erkenntnis des absoluten Gottes mit der dogmatischen Theologie auch in ihr, macht die Spekulation, die keinen Hinterhalt und Vorbehalt hat, wie jede andere Denkart ihn hat, sich zum Mittel der Verwirklichung des unbeschränkt freien Lehrbegriffs der Kirche und diese bedarf desselben ebendamals, ebensowenig, als irgend eines symbolischen Lehrbegriffs. „gleichwie der Schiffer, der, zwischen Klippen und Untiefen hindurch ins offene Weltmeer gekommen, den Lootsen zurückschickt, und nachdem er den heimischen Hafen mittelst des Kompasses erreicht hat, des letztern ferner nicht mehr bedürftig ist". S. 423. Dagegen ist das Pfaffen- und Priestertum in der protestantischen Kirche das größte Hinderniß der Vollendung ihres Lehrbegriffs. „Denn würde nicht der Herr der Gemeinde, welcher, sich als die Wahrheit wissend, der Geist und deren Gebot ist, daß sie ihn im Geist und in der Wahrheit anbete, von dieser priesterlich-pfäflichen Innung, wenn sie mit ihrem, sich auf geschichtliche Thaten des Unendlichen zurückbeziehenden und, aus Noth, in irgend einer Nachricht von irgend einer derselben — von der Weltchöpfung, von dem Sündenfall, von der Menschwerdung Gottes, oder in irgend einer Thatfache des Bewußtseins — im Gefühl der Abhän-

gigkeit, Sündhaftigkeit u. dergl. kurz in irgend einer Endlichkeit anhebenden Glauben es vermöchte, um seine Autorität, welche weder die einer des Unendlichen voraussetzt, noch die einer endlichen und endlich aufgefängten, sondern die der an und für sich unendlichen Wahrheit ist, im Glauben der Gemeinde gebracht und dieser für ihren Glauben an ihn eine andere — die der wehrlichen, in das geschriebene Wort und die überlieferte Thatsache eingefassten Reliquie untergeschoben werden“? S. 441. Andererseits die abstrakte Ichheit, als die kritisch-philosophierende, wußte sich doch als die beschränkte und bewegte sich nur innerhalb der Grenzen der Vernunft und hatte wenigstens die Ahnung des unabhängig Wahren; „dagegen durch die Historie des Christenthums von der sich selbst betrügenden Theologie in der Subjektion des abstrakten unter das empirische Bewußtsein, und von der sich belügenden, in der Copulation beider, durch das Moralische denselben eben diese Ahnung des unabhängig Wahrens verdrängt und dafür der vom denkenden Subjekt abhängigen Vorstellung des unerkennbar Wahren eine Autorität in der Art und dem Grade gegeben wird, wie sie dieselbe sogar in den Zeiten des reinsten Aberglaubens kaum jemals gehabt hat“? S. 446. In ihrer eigenen Autokratie lugt die Ichheit sich selbst zur Gottheit hinauf. Beschleicht wird die Herabsetzung des Staates zu einem Rechts, der Kirche zu einem Glaubens-Verein. An dieser *Gemeinschaft* denkendgläubiger Individuen würde die Kirche sich nothwendig auflösen. „Von dieser Selbstsucht müssen die vereinigten Staaten in Nordamerika, obgleich jeder ein nur erst werdender Staat ist, für Muster zur Umbildung und Vervollkommenung jedes gewordenen und bestehenden gehalten werden, auch weil sich, und zwar vornehmlich in diesen sogenannten Staaten unter andern die verschiedensten Glaubens-Verbrüderungen und Verbindungen vorfinden, die als so verschiedene und zum Theil einander entgegengesetzte, besonders, da ihrer bei der völligen Gleichgültigkeit jener Staaten gegen sie alle, immer mehrere werden, zur Hoffnung einer gänzlichen Auflösung der Kirche und hiermit zu der Aussicht berechtigen, daß ein Glaubens-Verein, der, weil vernünftig, allgemein gültig sei, endlich auch, auf alle Zeiten hinaus, allgemein gelten werde“. S. 471. Die Extreme, zu denen die Theologie der Selbstsucht gelangt, sind einerseits die abstrakten Theorien von Einem Prinzip, nämlich als

Vernunft und Gewissen nur unterschieden, dem alle Gegenstände des Glaubens, Glaube, Gesetz, Recht, Pflicht unterworfen werden — die anderen von zwei Prinzipien, deren eines eine sogenannte *außerordentliche* Offenbarung, deren anderes das Ordentliche der Vernunft ist. In diesem andern Extrem hat die Selbstbelugung ihr Aeußerstes erreicht. Sie hat nicht nur ein doppeltes Prinzip, sondern auch Ziel, einmal nämlich an den Freiheiten und Rechten der bestehenden Kirche und sodann an dem Glaubensverein dort oben, wo gesungen wird: Wir glauben *all* an *Einen* Gott.

„An Einen Gott? Ist er der *dreieinige*, so kann jedermann ihn erkennen und sagen: ich *weiße*, an wen ich glaube; ist er *nur Ein* Gott, so bleibt die Frage: was für einer“? S. 510.

D. Marheineke.

LVL

Versuch einer systematischen Darstellung der fieberhaften Volkskrankheiten nach medicinisch-polizeilichen Grundsätzen. Von Georg Mathias Sporer. Wien, bei Carl Gerold. 1833. 8.

Durch die Bemühungen eines der ausgezeichnetsten Aerzte aller Zeiten sonderte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts als eigenes Fach praktischen Wissens die medicinische Polizei. Die zunehmende Cultur hatte mannigfache Gebrechen und Uebelstände in ihrem Gefolge, die einem ungebildeten Volke fremd blieben. Die Anhäufung großer Menschenmengen in den Städten, der wachsende Handelsverkehr, der zunehmende Luxus, Ausschweifungen der verschiedensten Art führten einen Zustand herbei, der dem für das physische und psychische Wohl der Menschheit besorgten Arzte so bedenklich erschien, daß er sich bewogen fühlte, die Regierungen mehr, als es bisher geschehen war, auf die Mittel zu seiner Verhütung aufmerksam zu machen. Der praktische Gegenstand wurde praktisch von ihm behandelt. Sein Werk ruht auf historischem Grunde.

Einen Theil jenes praktischen Wissens abzuhandeln hat der Vf. vorliegenden Werkes unternommen, dessen Gegenstand die Volkskrankheiten sind. Das Bedürfnis festerer Grundsätze in Bezug auf öffentliche Vorkehrungen gegen sie ist durch jene Weltseuche rege geworden, die vor Kurzem der Schrecken dreier Erdtheile geworden ist.

Was der Vf. in diesem Werke giebt, hat aber nicht die Geschichte, nicht die Erfahrung aller Zeiten zum Stützpunkt: es ist das Produkt der Betrachtungen, die in einem ziemlich ausgedehnten praktischen Wirkungskreise ihm sich aufdrängten. Alles jedoch ist bei ihm mehr vom theoretischen Standpunkte aufgefaßt, Beispiele bekräftigen selten die Wahrheit seiner Sätze, dem Werke, das den Grund zu praktischem Verfahren legen soll, fehlt eine lebendige, praktische Darstellung.

Volkskrankheiten sind ihm „alle jene physischen Uebel, welche in einer unbestimmt anhaltenden Zeitfolge mehrere Menschen unter gleichförmigen Abweichungen des Normalstandes der Gesundheit befallen, die durch die ihn umgebenden, zu dessen Existenz nothwendigen, jedoch in ihren gewöhnlichen Verhältnissen abweichenden äußeren Einflüsse erzeugt werden“.

Je nachdem ihre Entstehung bedingt wird durch locale Verhältnisse, oder durch allgemein schädliche Potenzen, die in der Atmosphäre fortschreiten, oder durch materielle Uebersättigung eines animalen Krankheitsstoffes, werden sie in Endemien, Epidemien und Contagien unterschieden.

Endemien sind alle jene Krankheiten, welche ihr gleichzeitiges Dasein bei mehreren Individuen durch die in bestimmter Umgebung bedingte Einwirkung örtlicher, bestimmte Lebensfunktionen abnorm, ergreifender Potenzen auf solche Art bedingen, daß der normale Gesundheitszustand in seinen individuellen Verhältnissen mit abnormaler Herabstimmung der Lebensthätigkeit in den verschiedenen Processen der animalen Reproduktion ergriffen erscheint. Die Athmungs- und Digestionsorgane sind diejenigen, welche am ersten und am vorzüglichsten ihre Klawirkung erkennen lassen; das Nervensystem wird im Anfange nie und später nur sekundär ergriffen. Der Gang der Krankheit ist nie acut; die Folgen sind nicht verheerend und im Anfange durch die Kunst leicht besiegbar. Diese Klasse von Krankheiten enthält:

A. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdünstungen organischer oder unorganischer Körper, welche nach den im Allgemeinen angegebenen Bedingungen in der freien Atmosphäre Statt finden.

B. Krankheiten, entstanden durch verschiedene Ausdünstungen in gesperrten Räumen.

C. Krankheiten, entstanden durch Mangel oder durch normwidrige Beschaffenheit der nöthigen Nahrungsstoffe.

Die Epidemien haben ihren Ursprung allgemein in der Atmosphäre, in der Atmosphäre, anhaltend, weder auf einzelne, bestimmte Orte, noch zu bestimmten Jahreszeiten und weder unter Zusammenwirken von stets gleichem Krankheitsregeln, noch stets vordenselben Ursachen, hervorgerufenen Folgen, zu danken. Sie sind fieberhafte Entzündungskrankheiten der Haut oder der Schleimhäute, die durch normwidrige Bestandtheile der Atmosphäre entstehen, häufig nach der Luftströmung, oft aber auch nach besondern, uns unerklärlichen Gesetzen in einer stets fortschreitenden Ausbreitung eine Mehrzahl von Individuen befallen, in welchem sie mit raschem Fortgange denjenigen Verlauf und Ausgang bedingen, der ihrer speciellen Natur zukommt. Verschiedene derselben, durch hochgezeigerte Reize hervorgebracht und nur von fremden Klimaten aus zukommend, besitzen die Eigenschaft, kurz nach ihrem Eindringen in den Organismus vorzüglich auch das Nervensystem auf eine mächtige, eigenenthümliche Weise in Aufregung zu bringen. Alle Epidemien zerfallen in zwei Hauptabtheilungen:

Die erste begreift in sich Endemien, entstanden durch abnorme atmosphärische Verhältnisse, hinsichtlich der Temperatur und der gewöhnlichen Bestandtheile.

Die zweite umfaßt jene Epidemien, welche außer solchen atmosphärischen Verhältnissen noch eine besondere Abnormalität der Luftbedingungen, durch dazukommende, aus der Erde oder aus animalischen faulen Dünsten entspringende Luftarten erzeugen.

Zu den ersten gehören fast alle Epidemien unseres Klimas, zu den zweiten vorzüglich jene, welche von fremden Klimaten zu uns eindringen und hier der Verbreitung fähig werden.

Unsere einheimischen epidemischen Entzündungskrankheiten lassen sich dem Grade nach eintheilen: Sie zerfallen in:

a) Catarrhal-Entzündungen in der Form von Schnupfen, Keuchhusten oder einfachem Nervenfieber.

b) Complicirte Schleimhautentzündungen mit den Drüsen- und Lymphgefäßen, in der Form des Rothlaufes, der Hruke, der erysipelatösen und ägyptischen Augenentzündung.

c) Pustulöse Hautentzündungen, als falsche Menschenpocken.

d) Blüthenförmige Hautentzündungen, als Priesel.

e) Fleckenförmige Hautentzündungen, als Masern, Rüheln und Scharlach.

f) Schleimhautentzündungen des Darmkanals in seinen verschiedenen Theilen, als Ruhr, gewöhnliche Brechruhr.

Die andere Art dieser Klasse von epidemischen Uebeln bilden jene verschiedenartigen Nervenfieber, welche als Folgen der schon erwähnten Ursachen entweder in mehr oder minder abgeschlossenen Räumen, zu viele Fieberkräfte nicht zulassen, entstehen, oder die als Folgen von eigenen, aus animalischer Putrefaction sich erhebenden Dünsten ihren Ursprung haben. Sie sind ganzermassen die Wirkung einer Mischung der Endemien und Epidemien als Ursache zukommenden Luftentartungen: Hierher zählt der Verf. z. B. das Puerperalfieber und das englische Schweiffieber.

Unter den durch atmosphärische Einflüsse fremder Zonen im Leben hervorgebrachten Epidemien geduldet der Verf. das indische, das asiatische Cholera und das gelbe Fieber.

Contagiose Krankheit ist ein durch einen eigenenthümlichen Krankheitsstoff, hervorgebracht, entzündlich, fieberhafte, Ergreifensein der mit der Außenwelt communicirenden Hautorgane, welches in einer normwidrigen Erregung oder Auflösung des Blutes im Kreislaufsystems und durch gleichzeitige, vorübergehende Function des Nervensystems, gefolgt von einer Anstrengung oder Anhäufung des Blutes an den Capillarendungen, oder einem mehr oder weniger allgemeinen Suppurationszustande, mit acuten Krankheitsverläufe besteht. Durch Berührung und materielle Uebersättigung der Krankheitsstoffe bilden sie fieberhafte, entzündliche, heilen eine identische Affection bei den dieselben aufnehmenden Individuen. Sie verfallen in folgende Abtheilungen:

A. Primäre, fieberhafte, idiopathisch und ausnahmsweise durch Pflanzung erzeugte contagiose Uebel — spezifische Fiebercontagien. Sie sind unter fremden Zonen idiopathisch entstanden, pflanzen sich aber überall nur mittelst materieller Uebersättigung fort. Hierher gehören die arabische Menschenblatter und die orientalische Pest.

B. Secundäre, fieberhafte, durch Entwicklung aus epidemischen Krankheiten entstandene, oder der materiellen Fortpflanzung fähige contagiose Uebel — relative Fiebercontagien. Hierher gehören die Contagien der exanthematischen Fieber: Typhus, Scharlach, Putrides Nervenfieber und nervöses Fieber, Leber- und Dysenterisches Fieber, der Cholera und des gelben Fiebers. Auch die Epidemien, welche der Group, der Priesel, die Masern und Rüheln, der Keuchhusten und des erysipelatösen Exanthems bilden, können, aber contagiosen Fortpflanzungsfähig werden. Alle epidemischen Fieber zeigen, sobald ihre contagiose Natur sich ausdrückt, die Entwicklung des fieberhaften Charakters und die Bedingung des wenigstens in einem Theile der Schleimhaut Statt findenden Blutaustrittes. Dieser Charakter erscheint hier aber nicht als Product der ersten entzündlichen Erregung in der Haut, sondern als eine durch indirekten Schwächezustand hervorgebrachte Ergreifung oder Ausschüttung des Blutes bei der schon bedingten Initiation des Nervensystems in Form von verschiedenartig sich bildenden Flecken unter der Epidermis.

C. Idiopathisch oder mittelst Fortpflanzung entstandene und in ihrem ersten Verlaufe stets durch fieberlose Localaffection bedingte contagiose Uebel — örtliche Contagien. Sie bleiben durch einen unbestimmten Zeitraum fieberlos und ziehen sodann erst ganze organische Systeme in Mitleidenschaft. Hierher gehören: Krätze, mehrere Arten von Herpes, Aussatz, Weichselzopf, ägyptische Augenentzündung, Tripper, Syphilis, Krebsgeschwüre, Hundswuth, Hospitalbrand. Diese letzteren Krankheiten wird der Verf. in einer eignen Schrift abhandeln; die unter den früheren Abtheilungen von uns erwähnten aber sind im zweiten Abschnitte vorliegenden Werkes ihren vorzüglichsten Erscheinungen und ihrem Wesen nach vom Verf. dargestellt, der im ersten Abschnitte seine allgemeinen Ansichten entwickelt hat.

September 1833.

LVII.

Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, von dem Standpunkte der Religion unternommen, von Dr. Friedrich Richter von Magdeburg. Erster Band. Breslau, 1833, XV, 245 S. gr. 8.

Wir leben in einer Zeit, die in gar vielen Dingen das Unterste zu oberst zu kehren liebt. In Frankreich treten Propheten auf, die mit nicht geringerer Emphase, wie mit welcher ehemals Apostel und Märtyrer das Reich Gottes und den Sieg des Geistes predigten, das Reich dieser Welt und den Sieg des Fleisches verkündigen; und in Deutschland giebt es Leute, die alles Ernstes ein neues und besseres Weltalter herbeizuführen hoffen, wenn es ihnen gelänge, den heiligen Glauben der Völker an persönliche Unsterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode mit der Wurzel auszurotten. — Nicht als ob uns Erscheinungen dieser Art irgend verwunderlich wären: wir rechnen sie bei weitem mehr unter diejenigen, auf welche das Horazische *nihil admirari*, als unter jene, auf die das Platonische *μῦθα φιλοσοφῶν τὸ θαυμάσιον* Anwendung leidet. Was namentlich die Letzteren betrifft, so erkennen wir in der Ansicht dieser Sterblichkeitspropheten die nothwendige Gestalt, welche die Lehren der neueren philosophischen Systeme in den Köpfen solcher Menschen annehmen müssen, die, statt jenes Gefühls der Unmöglichkeit einer Zerstörung ihres Selbst, welches Goethe nach Fr. v. Müllers Zeugniß so schön als das Gefühl und Bewußtsein „jedes tüchtigen Menschen“ ausgesprochen hat, vielmehr das geheime Gefühl innerer Leerheit und Nichtigkeit zu dem Studium derselben mitbringen. Man muß gestehen, daß sie für ihre Person vollkommen Recht haben mögen, sich als sterblich zu denken und auszusprechen: nur begegnet ihnen, was zuweilen schwachen

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

chen Menschen in geselliger Unterhaltung zu begegnen pflegt, daß sie aus übergroßer Bescheidenheit in das Geständniß ihrer Schwäche und ihres Unvermögens, ohne es gewahr zu werden im Plural sprechend und verallgemeinernd, den Mitredenden einschließen, auf den vielleicht solches Geständniß ganz und gar nicht paßt. Dabei flüßt jene vermeintliche philosophische Berechtigung unsern Freunden einen wirklichen Fanatismus in der Verfechtung ihrer Principien ein: sie freuen sich, den Geist selbst über dem Bekenntnisse seiner Nichtigkeit ertappt zu haben, und halten ihm je weniger sie selbst an ihm Theil haben, um so heftiger und leidenschaftlicher beim Worte; damit es das Ansehen gewinne, als ob seine Herrlichkeit, die er als unsterbliche Person hat, die Herrlichkeit der Gattung sei, der auch sie als gleichgültige Individuen, als *Espèce* (vergl. Hegels Phänomenologie des Geistes. Neue Ausg. S. 370.) angehören.

Obgleich uns, im Leben und in der Literatur schon Manches vorgekommen ist, wodurch vorstehende Bemerkungen veranlaßt werden konnten: so hat sich doch unsern Wissens diese Denkweise noch selten so offen und ungescheut, nie so vollständig und nach ihrer Art gründlich ausgesprochen, wie in dem vorliegenden Buche eines Mannes, der, wie die schnell auf einander folgende Reihe seiner Schriften zeigt, gar eifrig bemüht ist, „die Welt zu besaern und zu bekehren“. In Athen würde unser Verf., — wenn es erlaubt ist, bei gänzlich verändertem Verhältnisse des Heiligen und des Profanen, eine solche Parallele festzuhalten, — einer Profanation der Mysterien angeklagt worden sein: und der Sinn dieser Anklage war dieser, daß, was auf geweihtem Gebiete, inmitten eines Zusammenhanga heiliger Reden und Handlungen ausgesprochen, einen tiefen, wahren und heilbringenden Sinn hat, dasselbe, vor dem lauten Markte und in der Sprache des großen Haufens prahlerisch ausgekratzt, einen schiefen, falschen und

verderblichen Sinn erhalten kann. — Niemand kann inniger durchdrungen sein, als wir, von der großartigen Würde jener Standpunkte, auf denen von Zeit zu Zeit die philosophische Spekulation die Unstatthaftigkeit der gewöhnlichen Meinungen über die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode anzudeuten, und wohl auch, doch selten, und stets nur mit weiser Zurückhaltung und ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Heiligen auszusprechen, sich genöthigt fand. Aber so oft die Philosophie dies that, geschah es jederzeit im ausdrücklichen Gegensatze gegen bestimmte nachweisliche Irrthümer, die sich freilich zu allen Zeiten an jenen ehrwürdigen Glauben geknüpft haben; nie auf abschließende, das Problem selbst, welches nach seinem ganzen Umfange vielleicht aller menschlichen Wissenschaft unlösbar bleibt, zerstörende Weise. Nicht selten finden wir, daß tiefe und edle Denker, — es genüge, Spinoza und Fichte zu nennen, — in scheinbarem, vielleicht auch wirklichem Widerspruch mit den Grundprincipien ihrer Lehre, von einer übermächtigen Gewissheit des Geistes getrieben, in diesem Einen Punkte die Einseitigkeit derselben durchbrochen und sich laut zu dem Völkerglauben an die ewige Dauer dessen, was im Geiste jedes Individuums wesentlich Geist ist, bekannten. Andere, wie Schelling, haben geradezu frühere, entgegengesetzt auch vielleicht nur scheinende Lehren widerrufen, und sind zu dem Bekenntnisse des Christenthums zurückgekehrt. Nicht zu gedenken Jener, die, wie Sokrates und Platon, im Widerspruche mit ihrem ganzen Zeitalter allein aus dem reinen Gedanken und der spekulativen Idee die Anschauung der Unvergänglichkeit des Individuums in seiner eigensten Eigenthümlichkeit schöpften, oder die, wie Leibnitz, den Satz von dieser Unzerstörbarkeit jedes monadischen Daseins zum Grundsteine ihres gesammten Systemes machten. — Wenn aber der Verf. auf Hegel pocht, zu dessen Systeme er sich im Wesentlichen bekennt und in dessen Interesse und gleichsam apostolischem Auftrage zu schreiben, er dreist genug ist uns zu versichern: so kann ihm schwerlich verborgen geblieben sein, wie wenig er in der Auslegung dieses Systems mit dessen geistvollsten und bewährtesten Anhängern übereinstimmt (der Verf. beliebt unter andern die Vorrede zu Göschel's Schrift: „Hegel und sein Zeitalter“ zu vergleichen); und von dem dahingeschiedenen großen Denker selbst glauben wir ihm, so wenig wir dessen Gedanken über diesen

Gegenstand durchaus ergründet zu haben uns anmaßen wollen, wenigstens dies versichern zu dürfen, daß derselbe vorliegendes Buch mit Unwillen und Indignation bei Seite gelegt haben würde.

So sehr es in vielfacher Beziehung dem gegenwärtigen Standpunkte der philosophischen Spekulation gemäß erscheinen kann, über den Gegenstand, den der Verf. auf eine so unziemliche, — fast möchten wir sagen, freche — Weise zur Sprache gebracht hat, dem Rathe, den Goethe (Werke Bd. 30, S. 32.) in einer nahe verwandten Angelegenheit gegeben hat, folgend, ein tiefes Stillschweigen, wenigstens im Angesicht der Ungeweihten, zu beobachten: so ist dies nach dem Geschehenen nun nicht mehr möglich, und würde noch weiteren und größeren Mißverständnissen Raum geben. Ref. will versuchen, möglichst absehend von seinen persönlichen, wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen, den Stand der Frage, wie er sich für jenen Standpunkt im Allgemeinen jetzt ergeben möchte, kürzlich anzudeuten, und darnach das Urtheil über den wesentlichen Inhalt der gegenwärtigen Schrift zu stellen. Was ihre Form und Darstellung betrifft; so ist das Urtheil schon in dem Bisherigesagten enthalten. Eine gewisse populäre Eindringlichkeit der Rede kann ihr nicht abgesprochen werden; auch die Bekanntschaft des Verfs. mit der spekulativen sowohl, als auch der historischen Seite seines Gegenstandes ist für seine Zwecke ausreichend. Aber schon ein gebildeter ästhetischer Sinn hätte von einer solchen Behandlung des Gegenstandes abhalten müssen; dieser Sinn wird in dem Leser durch die plump aufdringliche, hin und wieder fast an das Pöbelhafte anstreichende Art und Weise, fast Seite für Seite auf das Empfindlichste verletzt. — Mit vieler Ostentation weiß uns der Verf. in der Einleitung (S. 6 f.) außer dem wirklich von ihm befolgten Plane seiner Schrift noch einen andern möglichen, einen solchen, durch den die Lehre von den letzten Dingen und der Glaube an sie mehr historisch construiert werden würde, vorzulegen. Diesen aber habe er aufgegeben „aus keinem andern Grunde, als um Epoche zu machen im eigentlichen Sinne des Worts, und weil die philosophische Spekulation bisher aus Impotenz (!) oder falschem Stolz die Kritik des Bestehenden verschmäht habe“. — So sich dankbar erweisend gegen die Quelle, aus der er doch alles, was bei ihm allenfalls noch wie Gedanke aussieht, geschöpft hat, geht er nun, schen

Gottas folgend, der ihm, wenn er jener andern Weg hätte einschlagen wollen, wohl bald im Stiche gelassen haben würde, an diese „Kritik des Bestehenden“, wobei jedoch jene seine Lehrerin gleichfalls wieder nicht ohne einige derbe Zurechtweisungen darenkommt. Doch von spricht er uns noch für einen zweiten Band seiner Schrift eine umständlichere Erklärung über die wahrhafte, positive Bedeutung der Lehren von Auferstehung, Himmelreich und Hölle; während er es in dem gegenwärtigen nur mit der Verneinung zu thun hat.

Dafs nur diese Verneinung, von Einer Seite betrachtet, in dem bisherigen Gange der philosophischen Spekulation allerdings ihren guten Grund hat, haben wir bereits zugegeben. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, dafs die Lehre von der Unsterblichkeit des Individuums durch die neuere Entwicklung dieser Spekulation ihren bisherigen metaphysischen Boden verloren hat, und dafs es schlimm um dieselbe stehen würde, wenn kein neuer für sie gefunden werden könnte. Jener Boden war nicht sowohl, wie es der Vf. ansieht, die substantielle Verschiedenheit des Seelenwesens vom dem Wesen, d. h. dem Organismus des Körpers, — eine solche haben; genauer betrachtet, weder Platon noch Leibnitz behauptet, unter allen Philosophen unstreitig diejenigen, bei denen die Principien jener ältern Metaphysik in ihrer reinsten und tiefsten Gestalt zu finden sind, als vielmehr der Begriff einer ein für allemal festen und bleibenden, dem Entstehen (außer, setzt wenigstens Leibnitz hinzu, durch *Schöpfung*) eben so wie dem Vergehen entnommenen *Substanz* überhaupt, deren individuelle Einheit man nach Platons ausdrücklicher, Leibnitzens in andern seiner Sätze involvirter Erklärung allemalhin da fand, wo sich ein inneres, selbstständiges Princip der Bewegung kund giebt. Nach dieser, als spekulativer Durchgangspunkt unstreitig wohl begründeten Ansicht gelten nicht nur die Seelen der Menschen, sondern nicht weniger auch die Seelen der Thiere und der Pflanzen für unvergänglich; und vielem andern noch wird, wenn jenes substantielle Princip ein für allemal Seele heißen soll, eine solche unvergängliche Seele zugeschrieben, was gemetnlich für unbestimmt gilt. Es mag, auch von jenem Standpunkte aus, verstatet sein, noch einen Unterschied zwischen solcher Unvergänglichkeit und der eigentlichen Unsterblichkeit ausnehmen, und letztere, mit Leibnitz, nur dem Selbstbewußten zuschreiben. In diesem Sinne stellt

Goethe in seiner bekannten Unsterblichkeits-Fabel, die Principien jener Lehre problematisch-gutachten lassend, vielleicht halb scherzend, auf, neue die Frage nach dem Schicksale, das die Seelenmonaden nach dem Tode erwartet; und erklärt sich beruhigt bei dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, dafs ein tüchtiger und starker Geist je von einer fremden Macht, um als selbstloses, nichtsbedeutendes Glied in deren Körper eintreten, unterjocht werden könne. — Auch auf mehr oder weniger wissenschaftliche Weise sind noch in neuerer Zeit Versuche gemacht worden, jene Lehre entweder in ihrem ganzen Umfange auszuführen und zur klaren Lebensüberzeugung zu erheben, wie von Jean Paul in der „Selina“; oder sie auf gewisse Weise beschränkt und modificirt, unserer gegenwärtigen spekulativen Einsicht anzupassen, wie von J. H. Fichte in seinen „Sätzen zur Vorschule der spekulativen Theologie“; — auch Göethe's vorhin erwähnte Vorrede müssen wir hierher rechnen, da sie die Gedanken jenes Goetheschen Gesprächs, doch nicht ohne das Bewußtsein, dafs dieselben *cum grano salis* zu nehmen sein möchten, adoptirt. — Um nun aber auch unsreits bei jenen denkwürdigen Aeußerungen unsers Dichters anzuknüpfen: so können wir uns gegen diejenigen, welche dieselben gern wörtlich verstanden und als die wirkliche, wissenschaftliche Ueberzeugung des großen Mannes betrachtet wissen möchten, des Bedenkens nicht enthalten, dafs es schwer fallen dürfte, dieselben, so verstanden, mit dessen sonstigen, so klar durchgebildeten und so beharrlich festgehaltenen, wissenschaftlichen Grund- und Lebensprincipien zu vereinigen. Beruht doch Goethe's Naturansicht wesentlich (vergl. unter andern Werke Bd. 30, S. 201.) auf der Ueberzeugung, dafs das werdende auch wirklich werde, woran man wohl berechnigt ist, den Satz zu knüpfen, dafs auch das vergehende wirklich, und nicht blofs zum Schein vergeht. Wie aber verträgt sich dies mit jener Monadenlehre, die offenbar auf eine mehr oder weniger mechanische Naturansicht hinführt, da nach ihr jede Veränderung in der Natur nicht die Substanz als solche, sondern nur deren Accidenzien und Verhältnisse trifft. Man sieht, dafs wir hiermit sogleich den Wendepunkt andeuten wollen, von welchem aus nicht erst in Folge der strengen philosophischen Spekulation neuerer Zeit, sondern zum Theil schon derselben vermeidend, die Anschauungen der Natur und der Geisteswelt eine Richtung genommen ha-

ben, die, während sie bisher ungenutzte Tiefen führt, eine unerschöpfliche Gestaltenfülle dem erregten Blicke entgegenbringt, dem Glanz an persönliche Fortdauer keineswegs günstig scheint. Es leidet keinen Zweifel: an die Stelle jenes Substanzbegriffs, der in einer Unendlichkeit bleibender und da für allemal festiger Einzelwesen vollständig realisirt erschien, ist in der philosophischen Weltansicht neuerer Zeit eine Idee von anderem Inhalte und höherer Bedeutung getreten, eine solche, mit der, da sie die wahrhafte Substantialität über die Einzelwesen hinaus vernetzt, die Annahme eines wirklichen Entstehens und Vergehens der Einzelwesen, in keinem Widerspruche mehr steht. Die dialektische Lehre von der immanenten Negativität, — um sogleich den wissenschaftlichen Kunstausdruck dafür zu brauchen, — hat eine andere und wahrere Erklärung für das Phänomen der natürlichen Metamorphosen und Entwicklungen gegeben, als je die kunstreichste mechanische Hypothese zu gehen vermochte, und es ist nicht mehr möglich, ohne Verläugnung der gewonnenen höheren Einsicht, in der Naturlosigkeit der menschlichen Seele, oder irgend eines andern Wesens, welches unter jene Kategorie der monadischen Substanzen fiel, eine unvergängliche Substantialität zu erblicken. Das wahrhaft Unvergängliche liegt dieser Weltansicht jenseit nicht nur der Natur, sondern auch des endlichen Geistes; es ist der absolute Geist, zu dem sich, obgleich er sich inmitten der Natur und des endlichen Geistes offenbart und Wirklichkeit zeigt, doch die endlichen Individuen nur als vorübergehende Träger oder Werkzeuge verhalten.

(Der Beschuß folgt.)

LVIII.

Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik, zunächst für die oberen Classen Schleswig-Holsteinischer Gelehrtschulen. Herausgegeben von G. C. Th. Francke, Pla Dr., Conrector in Flensburg. Hamburg 1833.

Man muß annehmen, daß der Umfang dieses Lehrbuches nach den in Holstein und Schleswig bestehenden gesetzlichen Bestimmungen abgemessen ist. Es enthält in drei Abtheilungen die Arithmetik, mit Einschluss der geometrischen Reihen und Logarithmen, die Elementar-Geometrie und Stereometrie, und die obere Trigonometrie. Daß dieses Lehrbuch, wie in

der Vorrede bemerkt wird, in den Schulen der beiden genannten Herzogthümer Nutzen stiften, und damit seinen Hauptzweck erreichen könne, läßt sich nicht bezweifeln, aber doch auch von anderen vorhandenen Lehrbüchern behaupten. Die Darstellung ist faßlich und in den Definitionen ein Streben nach Klarheit und Ständigkeit der Begriffe nicht zu verkennen. Doch scheint manche, z. B. die Definition des Multiplicirens (§. 19) misslungen zu sein. Diese lautet so: „Multipliciren heißt aus einer gegebenen Zahl eine neue unbekannte nach demselben Gesetze bilden, nach welchem eine zweite gegebene aus der Einheit entstanden ist.“ Diese Definition ist unbestimmt, weil das Entstehen einer gegebenen Zahl aus der Einheit auf mannigfaltige Weise gedacht werden kann. So lange also in dieser Beziehung nicht die nöthige Beschränkung angebracht ist, könnte man z. B. folgendermaßen schließen: $\sqrt{2}$ entsteht aus der Einheit, indem dieselbe zweimal genommen und hierauf die Quadratwurzel ausgezogen wird. Soll also z. B. 3 mit $\sqrt{2}$ multiplicirt werden, so entsteht das Product aus 3, wie $\sqrt{2}$ aus der Einheit entstanden ist; mithin ist das Product $\sqrt{6}$. Offenbar liegt der Fehler darin, daß die Entstehung der $\sqrt{2}$ aus der Einheit nicht so aufgefaßt ist, wie es gerade hier geschehen muß, nämlich als Zusammenfassung einer gewissen Anzahl von Einheiten und Theilen der Einheit, die sich in dem vorliegenden Falle nur näherungsweise ergeben läßt.

Mehrere Sätze, besonders in den ersten Elementen der Arithmetik, stellt das Lehrbuch ohne Beweis auf, indem es die Erläuterung dem Lehrer überlassen zu wollen scheint. Hierher gehört der Satz (§. 52.), daß die Ordnung der Factoren für das Product gleichgültig ist; die Aufgabe (§. 59.), den größten gemeinschaftlichen Divisor zweier Zahlen zu finden, u. a. m. Wissenschaftliche Strenge in der Hinführung und Ausweitung des Irrationalen und Incommensurablen wird vermieden; in dieser Beziehung geht das Lehrbuch, wie die meisten andern, den königlichen Weg, welchen Euclides bekanntlich zu betreten sich weigerte. Doch leistete Euclides, durch seine Weigerung, zugleich Verzicht auf die Ehre, den Ptolemäus-Satz zu unterrichten, und ungezählt ist die Menge der Uebrigen, welche durch die Schwierigkeit seiner Darstellung von der Mathematik abgeschreckt worden sein mögen. Man kann behaupten, daß die Wissenschaft an denen, welchen dieses widerfuhr, wahrcheinlich wenig oder nichts verloren hat; aber dies ist nicht der einzige Gesichtspunct, welchen man nehmen muß; auch Jene haben die Wissenschaft verloren. Ref. will daher mit dem Hrn. Verf. nicht rechten, wenn derselbe geglaubt hat, durch Nachgiebigkeit in diesem Puncte am besten für die Verbreitung des mathematischen Studiums auf den Schulen zu wirken, die welche er vorzugsweise schrieb, und deren näheres Verhältniß dem Ref. unbekannt sind. — Eine genauere Angabe und Beurtheilung des Inhaltes ist bei einem Lehrbuche, welches überall nur allgemein bekanntes wiederholt, nicht erforderlich. —

F. Mönding.

September 1833.

Die Lehre von den letzten Dingen. Eine wissenschaftliche Kritik, von dem Standpunkte der Religion unternommen, von Dr. Friedrich Richter. Erster Band.

(Schluß.)

Auf dem Grund des hier Gesagten nun müssen wir dem Verf. unserer Schrift den größern Theil ihrer ersten Hälfte, dem materiellen Inhalte nach allerdings zugeben. Die Beweise, die man für die Fortdauer der Seele von dem Naturverhältnisse derselben zu ihrem Körper hernehmen will, sind durchaus unzureichend, ja nicht selten das gerade Gegentheil dessen, was man dadurch beweisen will, andeutend, und den Tod ist man, von der bloßen Naturakte ihn betrachtend, mag man sich drehen und wenden wie man will, als die wirkliche Auflösung des natürlichen Einzelwesens anzusehen genöthigt. — Soll für den Unsterblichkeitsglauben eine neue Hoffnung entstehen, oder vielmehr, soll von diesem Glauben, der als Glaube aus dem Gemüthe der Eklaren nie zu ventilen ist, eine philosophische Rechenschaft gegeben werden, mit der der Glaube besser, als mit den Deutungen, die unser Verf. giebt, bestehen kann: so ist die Untersuchung darüber auf das Gebiet der *Wissenschaft vom absoluten Geiste* zu verlegen. — Hiermit haben wir einen Satz ausgesprochen, der, obgleich nur als formaler und methodologischer sich ankündigend, doch in der That von tiefer und durchgreifender Bedeutung auch für die Resultate, — uns von Allen, die den Standpunkt der neueren Philosophie theilen, auch unsern Verf. nicht ausgenommen, unstrittig angegeben wird. Dafs, als historische Erscheinung betrachtet, der Unsterblichkeitsglaube jedenfalls eine wesentliche und wichtige, in der höheren Natur, in der wahrhaften Idee des Geistes begründete Bedeutung habe, und nicht geradehin als leerer, entweder aus Eifer, oder aus Betrug hervorgegangener

Aberglaube verworfen werden dürfe: darüber kann unter allen Bekennern der neueren Philosophie nicht der mindeste Zweifel sein. Wenn in keinem andern, so wenigstens in diesem phänomenologischen Sinne gehört die Abhandlung dieses Gegenstandes ohne alle Frage in das Gebiet der Religionsphilosophie oder spekulativen Theologie: denn wenn jener Glaube nichts anderes ist, so ist er wenigstens eine der nothwendigen Formen, unter denen sich der absolute göttliche Geist, als Geist der Gemeinde, in den endlichen hereinsetzt, und den letzteren zu sich heranzieht. Schon aus diesem Gesichtspunkte, den doch im Allgemeinen der Vf. unserer Schrift keineswegs mißkennt, ja selbst nach Kräften geltend zu machen eifrig bestrebt ist, muß uns das Thun desselben verwerflich erscheinen. Denn, ist jene Form für den Standpunkt der noch in der Vorstellung befangen bleibenden, und nicht zum spekulativen Begriffe durchgedrungenen Religiosität eine nothwendige, so ist es ein Frevel gegen diese Nothwendigkeit, den Glauben auf eine Weise, die sich ausdrücklich als eine für jenen Standpunkt selbst berechnete, populäre ankündigt, zerstören zu wollen. Das Nichtfortbestehen des Individuums bleibt dann billig ein Geheimniß der Schule; für diese bedarf es nicht des Aussprechens, am wenigsten solch eines polternden Predigens von den Dächern, dessen unser Verf. sich befleißigt. Den außerhalb der Schule Stehenden kann dadurch nur Aergerniß gegeben, und entweder Nichts, oder etwas Schlimmeres, als Nichts: nämlich die Untergrabung der Religion in Gemüthern, die zur eigentlichen Spekulation nicht herufen sind, erreicht werden. — Aber, um endlich das zu sagen, um was es uns eigentlich zu thun war: durch diese Verlegung der Frage aus den Gebieten der Metaphysik, der Naturwissenschaft und der Psychologie in das Gebiet der Wissenschaft vom absoluten Geiste wird zugleich die Möglichkeit einer ganz andern, von unserm Verf. völlig ungeahneten Wendung

derselben, und hiernit einer wesentlich von der seindgen verschiedenen Beantwortung, offen gehalten. Wenn man es auch als unverträglich mit der tiefen philosophischen Einsicht betrachten darf, dem natürlichen Menschen Unsterblichkeit zuzuschreiben, so ist hiernit noch keineswegs erwiesen, daß nicht jene „Wiedergeburt im Geiste“ von welcher die neuere Philosophie, hier in voller, ja buchstäblicher Uebereinstimmung mit der Lehre des Christenthums, den Besitz des „ewigen Lebens“ und des „Himmelreiches“ abhängig macht, — daß sie nicht, statt jenes abstrakten, leeren Allgemeinbegriffs, den der Verf. hier einzig kennt, eine wahrhafte, absolut geistige Individualität und Persönlichkeit, die allein in Wahrheit unsterbliche, in der Seele der Wiedergeborenen erzeugt. — Ref. weiß wohl, daß es vor dem Richterstuhle der modernen Aufklärung noch weit gehässiger erscheinen muß, einem Theile der Menschen Unsterblichkeit, einem andern aber keine zuzuschreiben, als, die Menschen alle sammt und sonders für sterblich zu erklären. Nichtsdestoweniger bedenkt er sich keinen Augenblick, dies in vollem, reinem Ernste und aufrichtiger, inniger Ueberzeugung als sein eigentliches Glaubensbekenntniß auszusprechen; wie uns denn diese Lehre mit klaren Worten als die Lehre der alten Mythen überliefert wird; ja wie sie nicht minder klar und laut, mit Worten, die nicht von dieser Welt sind, in dem Evangelium Jesu Christi verkündigt ist.

Die gesammte zweite Hälfte von des Verfs. Buche beschäftigt sich mit dieser geschichtlich-religiösen Seite des Gegenstandes, ohne aber die Frage auch nur zu berühren, ob nicht hier, auf dem Grunde der geschichtlichen, eine neue, übergeschichtliche Wirklichkeit für das Bewußtsein des Geistes gewonnen werde. Darin zwar, daß der Vf. als den wahrhaften Standpunkt für das Verständniß des Christenthums diesen hervorhebt, welcher dasselbe als die Gründung eines göttlichen Reiches auf Erden und inmitten der geschichtlichen Wirklichkeit begreifen lehrt, stimmen auch wir ihm vollkommen bei. Aber es ist eine unredliche Wendung, deren er sich bedient, wenn er den Unsterblichkeitsglauben als einen Widerspruch gegen die Anschauung dieser göttlichen Wirklichkeit enthaltend darstellt; wenn er uns glauben machen will, es sei die Schwäche und Marklosigkeit des gegenwärtigen Geschlechts, welche die Seligkeit, die sie diesseits zu finden unermöglich war, in ein Jenseits verlegt habe. Es ist nicht

wahr, daß nur schwache und unkräftige Individuen das Bedürfnis fühlen, über den Tod hinausblickend die Mängel des irdischen Lebens durch Hoffnung eines zukünftigen zu ergänzen. Vielmehr hätte dem Vf. der oberflächlichste Blick auf die Geschichte der christlichen Jahrhunderte belehren können, daß gerade die tüchtigsten Zeiträume, diejenigen, in denen das Christenthum am meisten als lebendige Wirklichkeit und Gegenwart angeschaut und empfunden ward, den Zweifel an einer solchen Zukunft gar nicht aufkommen ließen; dessen Entstehung und Verbreitung vielmehr, wenn auch die philosophische Spekulation nach ihrem negativen und skeptischen Momente daran ihren Antheil haben mag, wesentlich der Entnervung und Entsittlichung neuerer Zeit, und der Flucht der religiösen Substanz aus ihr, zuzuschreiben ist. Daß sich die Worte des göttlichen Heilandes, durch die er ausdrücklich den Kindern Gottes das ewige Leben und das Himmelreich verheißt, — die nicht zu dieser Kindschaft Erwählten freilich eben so ausdrücklich davon ausschließt, — daß diese allenfalls, — welches unselige Geschäft unser Verf. übernimmt, und mit so viel Glück, als es überhaupt möglich sein möchte, hinausführt, — gedreht und gedeutet werden können, bis sie zu der Armseligkeit eines ewigen Lebens im Begriffe zusammenschrumpfen: dies hat nachweislich darin seinen Grund, daß das Himmelreich, wie Christus es versteht, nicht erst jenseits, sondern schon diesseits *beginnen* soll. Alle neuerdings so beliebt gewordenen Deklamationen gegen die „abstrakte Jenseitigkeit“ der sohten Aufklärung und Sentimentalität der modernen Welt, reduciren sich darauf, daß, das Jenseits als ein von selbst sich verstehendes, als gutes Recht der Menschennatur jedem Individuum gebührendes, nachirdisches Leben voraussetzen, und darüber das Diesseits vernachlässigen oder geizig schätzen, allerdings, das Jenseits verscherzen heißt. Die Behauptung unsers Vfs. aber, daß erst so, bei klarer selbstbewusster Verzichtleistung auf Lohn und Strafe in einem künftigen Leben die vollkommene Uneigennützigkeit des tugendhaften Handelns und Wollens erreicht werde, ist vollends eine ganz leere Prahlerei und Eitelkeit. Die wahre Tugend ist nicht die Folge, sondern die Bedingung des Glaubens an Unsterblichkeit; wie aber durch das Abstreifen der Frucht das Leben der Mutter in Gefahr gesetzt wird, so vergiftet der, welcher freventlich diesen Glauben zerstören will, unfehlbar auch die Quelle

dieses Glaubens. Wir durch die Aufopferung seines Selbst ein Verdienst zu erwerben gedenkt: der muß zuvor ein Selbst haben, welches aufzuopfern der Mühe lohnt; ein solches aber ist einzig und allein das unsterbliche, welches, indem es dahingegeben wird, gewonnen wird.

Ref. kann nicht glauben, durch das Aussprechen dieser seiner religiösen Ueberzeugung irgendwo in Konflikt mit der neuern Philosophie zu kommen: er zweifelt nicht, daß die Ergebnisse derselben, sobald sie einmal die ganze Kraft ihres Geistes und ihres Principes nach dieser Seite gewendet haben wird, dieselben sein werden. Jener Sieg des Principes der *Subjektivität* über das Princip der *Substantialität* (nämlich der Spinozistischen, nicht zunächst jener Platonisch-Leibnitzischen, von der eben die Rede war), dessen sich diese Philosophie mit Recht als ihres schönsten Triumphes rühmt, kann nicht vergebens erfochten sein, auch in Bezug auf die concrete Wirklichkeit des Subjektiven; die vielmehr dann, wenn nicht auch im Einzelnen und Individuellen die Macht dieser Subjektivität als die Siegerin des Todes sich erwies, umgekehrt sich als der Macht des substantiell Allgemeinen und der Gattung schlechthin untergeordnet zeigen würde. Freilich ist diese unsterbliche Subjektivität und Persönlichkeit (nach dem Ausdruck alter Kirchenlehrer, die *pneumatische*) nicht die Subjektivität des endlichen Geistes (die *psychische*); — aber wie mit der Sterblichkeit dieser letzteren die Unsterblichkeit der ersteren gar wohl vereinbar sei: dies hat in wunderherrlichen Sinnbildern der Dichterstür unsers Zeitalters am Schlusse seiner *Helena*, den Geistes vernehmlich, angedeutet. Sehen wir doch schon auf dem Gebiete der Natur- und Kunstschönheit, wie das Höchste, der absolute Geist, ohne sich aufzugeben oder zum Endlichen zu degradiren, in die enge Begrenzung, in die individuelle Geschlossenheit der Erscheinung eingeht, und das, was er ist, ganz nur ist innerhalb solcher Begrenzung, so daß, die Grenze aufheben, den Geist der Schönheit selbst ertödtet und zur hohlen Abstraktion verflüchtigen heißt. Wie könnten wir zweifeln, daß dieser Geist dieselbe Macht, die er solchergestalt in dem Werke seiner Offenbarung nach Außen übt, auch in seinem eigensten Bereiche, in der Welt seines Inneren festzuhalten wissen, und nicht die urlebendigen Gebilde, die er aus seiner Substanz erzeugt, als wäre er zu arm, deren stets neue zu gebä-

ren, ohne die alten aufzulösen, unaufhörlich wieder zerstören wird? — Alles kommt, wie man sieht, darauf an, die Idee des geistig Absoluten nicht in leerer Abstraktion, sondern in lebendiger, selbst absolut geistiger Anschauung zu erfassen, und zu erkennen, wie diese Idee nicht den Gestalten, in denen sie sich verwirklicht, fremd und äußerlich, sondern unmittelbar und vollständig mit ihnen eine und dieselbe ist. Freilich ist diese Erkenntniß keine leichte, sondern die schwerste von allen, die dem Menschen überhaupt zugemuthet werden können, sowohl aus andern Gründen, als insbesondere auch darum, weil wir diese Welt des geistig Absoluten nur anschauen, wie sie sich inmitten der endlichen Welt verwirklicht, und daher stets uns vorzusehen haben, daß wir die absolut geistige Individualität nicht mit der endlichen Individualität verwechseln. Auch darf der Glaube an persönliche Unsterblichkeit nicht zu einem spirituellistischen Atomismus verleiten, der den weltgeschichtlichen Organismus, die große Totalität des menschlichen Geschlechts, und die wesentliche Bestimmung der Individuen, als Glieder in diese lebendige Einheit einzutreten, verkennt. Dies wäre eben eine solche „abstrakte Jenseitigkeit“, wie sie die Philosophie unserer Zeit mit Recht verwirft. Wir gestehen, daß wir aus diesem Grunde und aus verschiedenen andern, die gleichfalls in der hohen Bedeutung liegen, welche wir der Natur und dem endlichen Geistesleben, welche wir mit einem Worte der irdischen Welt auch für die Welt des Ewigen und Göttlichen einzuräumen nicht umhin können, — gar sehr geneigt sind; zu dem Glauben älterer Zeit zurückzukehren, welcher den Irdischen Tod für einen Schlaf des Geistes nahm, und die Auferstehung zum ewigen Leben, die ihm zugleich eine *Auferstehung des Fleisches* war, mit der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde zusammenfallen ließ. Doch dies sind Gegenstände für weitergreifende, der Philosophie unserer Tage keineswegs unwürdige Untersuchungen, die wir hier nur berührt zu haben uns genügen lassen müssen.

C. H. Weisse.

LIX.

Characteristics of Goethe. From the German of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of German

Literature, by Sarah Austin. In three volumes. London 1833. 1ster Band XLIV. und 321 S. 2ter Bd. 336 S. 3ter Bd. 352 S. 8.

Die Verfasserin dieser Sammlung, eifrig-beschäftigt mit dem Studium der Deutschen Litteratur und dessen Beförderung in England und schon bekannt durch andere dahin einschlagende Werke, namentlich durch eine Uebersetzung der „Briefe eines Verstorbenen“, begann die vorliegende Arbeit nur in der Absicht, die kleine Schrift von Falk: „Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“ in's Englische zu übersetzen, Mannigfache hierin vorkommende Bezugnahmen auf Goethe's Werke veranlaßten zur Uebersetzung und Mittheilung einzelner ihren Landsleuten noch unbekannter Abschnitte und Stücke aus denselben, die in reicher und glücklicher Auswahl als Proben und Erläuterungen anmerkungswürdig folgten, und gleicherweise wurden merkwürdige Personen und Werke, die in Falks Schrift erwähnt sind, dem Englischen Publikum durch Skizzen ihres Lebens und ihrer Schriften, oft selbst durch Proben aus den letzteren näher gebracht. Hierauf kam der Verfn. die kleine Schrift des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit“ zur Hand und sie fand sich durch den Werth des Inhalts und der Darstellung veranlaßt, auch von dieser eine Uebersetzung ihrem Werke beizufügen, und dieselbe zur Bestätigung und Erläuterung mancher darin enthaltenen Züge mit Stellen aus Goethe's Tag- und Jahresheften in Noten zu belegen. Da solche von seinen Landsleuten für Goethe abgelegte Zeugnisse aber für partheiisch gehalten werden könnten, fand Frau Austin angemessen, auch das eines Ausländers hinzuzufügen, und sie wählte hierzu eine in der *bibliothèque universelle de Genève* abgedruckte Denkschrift über Goethe's Leben und Werke von Hrn. Soret, einem Genfer Gelehrten und Mineralogen, der in Goethe's letzten Lebensjahren seines persönlichen Umganges genoss. Da Goethe's litterarische und sociale Wirksamkeit untrennlich erscheint von der Persönlichkeit seines fürstlichen Freundes, des Großherzogs Karl August und der hohen Gemahlin desselben, so wurden die von Hrn. v.

Müller auf diese durch Geist und Charakter weit über ihren weltlichen Rang erhabenen Patrons verfaßten Denkschriften der Sammlung gleichfalls einverleibt, und somit auch der Schauplatz, auf welchem der große Dichter seine Thätigkeit entfaltete, durch das, was ihn in höchster Potenz belebte und adelte, auf die würdigste Weise nach seinem vollen Werth geschildert. Um zu zeigen, wie das größere litterarische Publikum in Deutschland nach seinen verschiedenen Standpunkten und Richtungen über den Dichter denkt und urtheilt, wurde der Artikel über Goethe aus dem *Conversations Lexicon* in einiger Abkürzung entlehnt. Eben glaubte die Verfn. ihre nun schon zu bedeutendem Umfange angewachsene Sammlung mit Auszügen aus dem nach Goethe's Tode erschienenen Heft vom „Kunst und Alterthum“ schließen zu können, als ihr auch noch die kleine Schrift des Hrn. Kanzler v. Müller „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit“ zukam, aus welcher denn ebenfalls noch die wichtigeren Stellen herausgehoben und hiermit das Werk als beendet angenommen wurde. Auf solche Weise ist denn eine Sammlung entstanden, wie sie auch ein Deutscher zu allgemeinerem Ueberblick über Goethe's Leben und Wirken sich wohl zusammenstellen möchte, dem Britischen Publikum aber, das an unserer Litteratur und ihrem ersten Dichter lebhaften Antheil nimmt, zu den nothwendigsten Elementen solcher Kunde jedoch nur durch Vermittelung sprachkundiger und verständiger Uebersetzer und Sammler gelangen kann, in hohem Grade willkommen sein muß. In der That hat sich eben aus dieser fast zufälligen Art der Entstehung und Erweiterung des Werkes ein wenn auch nicht vollständiger doch ungemein erleichternder und reizvoller Einblick in unsere Litteratur für den Engländer eröffnet, der, wenn er von dieser eine richtige und genügende Uebersicht erlangen will, gewiß nichts besseres thun kann, als mit Goethe anzufangen, ihn zum Grunde zu legen und von diesem Kern und Mittelpunkt aus die Radien nach Bedürfnis und Neigung zu verfolgen. Auf diese Weise wird ihm nichts Wichtiges oder Nothwendiges entgehen, nichts Ueberflüssiges ihn aufhalten, nichts Unächtliches verlocken oder stören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Mäller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

Denn wie Goethe in seinen vielartigen poetischen Werken wie in divergirenden Strahlen das Licht seines inneren Lebens in der Nation verbreitete, so nahm es andererseits Alles, was in ihr sich Großes und Schönes entwickelte, lebhaft und liebevoll in sich auf, und nicht leicht dürfte sich in dem gesammten Kreise der deutschen Litteratur irgend eine wichtige oder merkwürdige Erscheinung auffinden lassen, die in seinen Werken nicht beurtheilt, besprochen oder mindestens angedeutet wäre, und zwar in solcher Weise, daß durch das Ergreifen und Verfolgen seiner Ansicht der Weg zu ihrer näheren Kenntniß eröffnet und erleichtert wird. Ist nun eine solche Gabe, wie sie hier geboten wird, der britischen Litteratur, der eine Erfrischung von außen hier gerade jetzt und eben aus solcher Quelle nicht anders als heilsam sein kann, in hohem Grade werth und wichtig, so ist sie für uns als ein abermaliges Anerkennniß des Werths unserer Litteratur und als ein Beweis fortschreitender Theilnahme an derselben von Seiten einer dagegen sonst so verschlossenen Nation nicht minder erfreulich. Es ist uns, wir gestehen die Schwäche, ein wohlthuender Anblick, die Charakteristik eines unserer Dichter in drei starken, mit an Luxus gränzendem typographischen Comfort ausgestatteten, mit seinem wohlgetroffenen, im Stahlstich trefflich ausgeführten Bildniß geschmückten Bänden den litterarischen Fashionables als ein wünschenswerthes Besitzthum angeboten zu sehen, wobei wir denn freilich bedauern müssen, seine eigenen Werke nicht anders als in dem bis zur Demuth einfachen deutschen Büchernegligé besitz zu können. Die Wahl und Zusammenstellung

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

der Materialien ist, wie wir gesehen haben, einseitig, voll und glücklich; die eben so treue, als geschmackvolle und fließende Uebersetzung zeugt von gründlichster Kenntniß der deutschen Sprache; wir haben sehr wenige Stellen gefunden, wo der Uebersetzerin, vielleicht nur durch zufälliges Uebersehen, der Sinn des Originals entchlüpft ist. Indem wir die Entstehung des Werkes erzählt, haben wir Form und Inhalt desselben zugleich angegeben, und da der letztere mit wenigen Ausnahmen in Deutschland hinlänglich bekannt ist, so könnten wir hiermit unsere Anzeige schließen. Die Verfasserin hat jedoch manche mündliche und schriftliche noch ungedruckte Mittheilungen über Goethe in ihr Werk verwebt, die auch für uns von hohem Interesse sind, auch dürfte einiges in der Denkschrift des Herrn Soret Enthaltene bei uns noch nicht allgemein bekannt sein, und endlich hat Fr. Austin, obwohl sie sich jedes eigenen Urtheils über Goethe's Charakter und Werke mit lebenswürdiger Bescheidenheit enthält, in ihrer Vorrede einige Bemerkungen über die Verhältnisse niedergelegt, die dem vollständigen Verständniß dieses Dichters in England noch entgegenstehen, — Bemerkungen, die für die Beurtheilung des litterarischen und socialen Zustandes jenes Landes wichtig sind. Wir dürfen daher auf Entschuldigung hoffen, wenn wir bei dieser Erscheinung noch etwas länger verweilen.

Die Eigenschaft, sagt die Verfasserin, welche denen, die Goethe persönlich kannten, oder seine Werke studiren, am meisten auffällt, ist seine Universalität, womit aber nicht etwa die Menge der Gegenstände gemeint ist, die er aufzählte oder producirt. Diesen Vorzug würde er mit Mehreren gemein haben, z. B. mit Voltaire; und doch verdient Niemand weniger das Lob der Vielseitigkeit, als Voltaire; dann sei es in Prosa oder in Versen, in Geschichte oder Dichtung, überall werden wir denselben Ideenverbindungen, Meinungen,

und Vorurtheilen in allen seinen Werken begegnen. Goethe hingegen hatte die eigenthümliche Gabe, sich mit seinem Gegenstande in geistige Identität zu versetzen, das was er betrachtete oder darstellte selbst zu fühlen, anderer Weisen Gedanken und Gefühle zu denken und zu fühlen. Die Befähigung, ihm auf seinen unendlich ausgedehnten Wanderungen in jedes Gebiet des Wirklichen und Möglichen zu folgen, — alle Fragen, welche die Menschheit beschäftigen und bewegen, mit vollkommener Selbstentäußerung (oder nach Lockes Ausdruck: Indifferenz) zu betrachten — setzt eine eben so bewegliche Einbildungskraft, eine eben so unparteiische Gemüthsstimmung, eine eben so tiefe Einsicht voraus, als er selbst besaß. Wo sind diese zu finden? Den meisten Menschen (und dies vornehmlich in einem Lande, wo die Unterschiede der Klassen und Sekten so streng bezeichnet sind, als in England) würde es wohl nicht weniger unmöglich sein, sich körperlich in die äußere Form eines Anderen zu verwandeln. Solche Menschen können sich keinen Schriftsteller frei von der Absicht denken, sei es offen oder verdeckterweise die Meinungen, Absichten oder Charaktere irgend einer Parthei anzugreifen oder zu vertheidigen. Und doch kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß Goethe keiner Parthei angehörte. Sein Wirken war Beobachtung und Darstellung. Und seine Kraft, sich mit jedem Zustande, jeder Bildungsform menschlichen Daseins zu identifiziren, war keinesweges auf diejenigen Gestaltungen beschränkt, die es schon hervorgebracht hat. Seine Einbildungskraft konnte mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit neue Zustände, neue Wirkungskräfte und neue Resultate in ihm zur Anschauung bringen, wovon viele Beispiele angeführt werden könnten. Es ist aber ein gänzlichcs Mißverstehen, diese Forschungen über mögliche Veränderungen der gesellschaftlichen Formen für Argumente zu ihrer Empfehlung zu halten. Eben so unglaublich scheint es mir, daß er, wie einige behauptet haben, gleichgültig gewesen wäre gegen die fortschreitende Verbesserung des Menschengeschlechts und den Umfang menschlicher Glückseligkeit. Es ist schwer zu begreifen, welche Motive, wenn dies der Fall wäre, einen Mann, belastet mit Jahren und Ehren, in gesichertem Ueberflusse lebend, bewogen haben könnten, bis zu seiner letzten Lebensstunde in Arbeiten wie die seinigen zu beharren. Untheilnehmend an vielen jener Fragen, die jetzt so heftig

erörtert werden, mochte — oder vielmehr mußte — er wohl sein, denn sein weittragender prophetischer Blick reichte weit hinaus über das Streben der Gegenwartsstunde. Denjenigen, die hierin seine Theilnahme bezeugten, sagte er wohl entworfen: *Quæritur* —

„Mortale est, quod quæris opus; mihi fama perennis Quæritur“ —

und nicht bloß ewigen Ruhm, sondern auch dessen unzertrennlichen Begleiter, ewig fortwirkenden Nutzen — Nutzen, der von dankbaren Geschlechtern erkannt werden wird, wenn lange schon die Wege, die heut den Ocean des Lebens ankregen, sich gelegt und angetreten — oder, wenn dies jemals geschehen kann, der Ruhe Platz gemacht haben werden. Grundsätze der tiefsten, ernstesten, erweiterten Humanität, gütvolle Duldsamkeit gegen Gebrechlichkeit, Vorbilder und Hoffnungen der Verbesserung; Ermunterungen zur Arbeit für das Heil der Menschheit sind dicht verstreut in seinen Werken: haben wir denn also ein Recht, ihm der Apathie und Selbstsucht anzuklagen, weil er Scheu trug vor gewaltsam krampfhaften politischen Bewegungen; weil er Mißtrauen hegte gegen die Heilsamkeit plötzlicher Veränderungen in dem Mechanismus der Regierungen? Gewiß war er nicht gleichgültig gegen die Wohlfahrt der Menschheit, aber er hielt es für eine verderbliche Täuschung, Heilung in Quellen zu suchen, aus welchen sie seiner Ueberzeugung nach niemals entspringen konnte. Seine Arbeiten zur Verbesserung des Menschengeschlechts waren unermüdlich, ruhig, systematisch. Wenn aber die politische Neutralität, die er beharrlich beobachtete, ihm schon von vielen seiner Landsleute die heftigsten Anklagen zuzog, so wird dieselbe für Englische Leser noch empörender sein. Und doch ist es jedenfalls unverständlich, den nämlichen Ernst und Eifer zur Unterstützung einer Sache oder eines Systems von einem Manne zu erwarten, der dasselbe in allen seinen Beschränkungen, mit allen möglicherweise daraus entspringenden Uebeln durchschaut, als von demjenigen, welcher nur die Vortheile davon wahrzunehmen vermag. Derselbe klare, heitere, weitreichende Blick, der ihn befähigte, „die Seele der ewigen Güte selbst in dem Bösen“ zu erkennen und ihn dadurch zur Duldsamkeit und Nachsicht stimmte, enthüllte ihm auch das Uebel, das inmitten der anscheinend grüsten Güter lauert, wodurch denn seine Erwartungen gemäßigt, sein Eifer gekühlt wurde.

Noch ein anderes Hinderniß stellt sich dem Verständniß von Goethe's Ansichten und Werken in dem Kampfe mit bedeutender Kraft entgegen. Ich meine die hier vorwaltenden Begriffe von Kunst und der Mangel einer ästhetischen Erziehung. Goethe wurde vorzugsweise der Künstler genannt, und dieser Titel erfreute ihn; er war stolz darauf und dien mit Recht. Wir müssen aber eingedenk sein, daß er die Kunst nicht als die Dienerin der Sinne, der Einbildungskraft oder der Laune und andererseits eben so wenig als die bloße Maske oder Vergoldung betrachtete, um damit das ehrwürdige und abstoßende Antlitz der Moral oder der Wissenschaft zu bedecken und dieselben der menschlichen Schwäche und Trüghelt anzuneigen; sondern vielmehr als ihrem Wesen nach, an und für sich sittlich, menschheitbildend, wohlthätig — als die Selbstgestalterin des Schönen und Guten. Seiner Ansicht über diesen Gegenstand nach konnte kein gemeiner Irrthum stattfinden, als die hier herrschende Vermischung dessen, was in das Gebiet der Ethik und in das der Aesthetik gehört. Einerseits ist eine Abneigung gegen alle rein didaktischen Werke entstanden. Es scheint allgemein angenommen zu sein, daß jetzt Niemand die großen Lehrer der Philosophie und Moral mehr liest. Andererseits will man den Schein der Gelehrsamkeit nicht gern ablegen und begehrt daher von Schriftstellern der dichtenden Klasse, daß sie in ihre Werke soviel Lappchen unterrichtenden Stoffs verweben, als eben hinreichen, um die angenehme Täuschung erlangter Kenntnisse zu unterhalten. Die Kinder werden in dieser Ideenverwirrung aufgezogen. Arbeit, die hohe Pflicht und Bedingung des Lebens, und Kunst, die es reinigt, tröstet, beseligt; beide werden entwürdigt; jene betrachtet man als einen Feind, dem man anzuweichen muß, diese als nutzlos, unbedeutend, wo nicht schädlich an sich, doch willig zum Betrug sich hingebend. Freilich kann man ein Kunstwerk gebrauchen, um (wie man es gemeinlich nennt) eine Moral einzuscharfen, oder eine wissenschaftliche Wahrheit zu lehren — gerade wie ein Schneider sich des Apollon von Belvedere zur Kleiderpuppe bedienen könnte — ist aber dies das Ziel des Kunst?

(Die Fortsetzung folgt.)

I. X.

Das gelbe Fieber beurtheilt und behandelt nach

theor. neuen Ansicht von Wesen der Fieber im Allgemeinen. Von Dr. G. Eichhorn, praktischem Arzte in New-Orleans. Herausgegeben und bewortet von Dr. A. H. Johnson Mit zwei Tafeln in Steindruck. Berlin, 1833. in der Hand- und Spanerschen Buchhandlung. 8/ 168 S.

Der Verf. hatte schon Studien in Deutschland gemacht, auch die ersten Versuche, die erworbenen Kenntnisse am Krankenbette anzuwenden. So theoretisch und praktisch ausgerüstet, verließ er sein Vaterland, und übte 9 Jahre lang als Arzt in New-Orleans und Havanna aus. Hier war er Anfangs in Behandlung der endemischen Fieber, die gewöhnlich mit dem Namen, gelbe Fieber, bezeichnet werden ebenso wenig glücklich, wie die Aerzte vor und neben ihm. Fortgesetztes Nachdenken führte ihn auf eine neue allgemeine Fiebertheorie, die er auf die endemischen Fieber anwandte. Von nun an erhielt er sich eines bei weitem glücklicheren Erfolgs. Er schildert diesen so auffallend groß, daß er es nicht wagen zu dürfen glaubt, ihn in Zahlen auszudrücken, aus Furcht, man werde ihm wenig Glauben zustellen (p. XX.) Er versuchte mehreren seiner Behandlungs-Art allgemeine Anerkennung und Ruf zu verschaffen; er erbot sich bei verschiedenen höheren Behörden zu prüfenden Versuchen; wurde indessen zurückgewiesen. Wie konnte nun aber ein Resultat, was von dem der übrigen Aerzte sich so auffallend glücklich heraus hob, weder bei dem großen Publikum, noch bei den Aerzten, noch bei den obern Behörden, so wenig Beifall und Anerkennung finden. Freilich weist der Verf. die andern Aerzte hätten, verführt durch alle Schriftsteller, wie er sich ausdrückt, das gelbe Fieber für eine Synocha genommen; und so vermehrte Energie der Arterien mit vermehrter Thätigkeit derselben verwechselt; und hätten demnach nur Heil und Hilfe von schwächenden Mitteln erwarten können, und erwartet. Es würde leicht sein, diesen Vorwurf als völlig grundlos zurückzuweisen, könnte es Nutzen der Wissenschaft gewähren, diesen Gegenstand hier zu erörtern.

Die geringe Anerkennung, die eine so gepriesene Methode der Behandlung der endemischen Fieber auf dem Schauplatze, wo man sich ihres großen Resultates erfreuen konnte, erhielt, bestimmte nun den Verf. den Weg der Publicität einzuschlagen. Allein, gefaßt ausgedrückt, war weder die Form der Darstellung, noch die Sprache glücklich gewählt. Wer liest wohl in New-Orleans oder Havanna Bücher in deutscher Sprache? Wer findet sich in Deutschland in der Lage das gelbe Fieber zu behandeln? Welcher Zweck sollte und konnte man bei der Herausgabe dieses Buches erreicht werden? Sollte Hülfe für neu ausgegebene Fiebertheorie, als eine unbezweifelte richtige alle bisherigen verdrängen? Dann möchte sie dem Schicksale ihrer Vorgänger wohl nicht entgehen, unbeachtet und unbeachtet am Krankenbette, bald in Vergessenheit zu gerathen. Soll die Untersuchung eine verbesserte erfolgreichere Methode

September 1833.

Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by Sarah Austin.

(Fortsetzung.)

Die Hindernisse, deren Mistress Austin als der Verbreitung Goethescher Poesie in England entgegenstehend erwähnt, sind wahrlich sehr zu beklagen, nicht bloß weil sie Goethe, sondern weil sie jeder höheren Bildung, Wissenschaft und Kunst im Wege stehen. Leider nehmen Gesinnungen dieser Art jetzt auch in Deutschland überhand, wo man nur zu geneigt ist, den Werth des Schriftstellers nach seiner politischen Farbe zu beurtheilen, und wo man zur Bildung auf minder beschwerlichem Wege als dem des Studiums gelangen möchte. Diese Krankheit scheint daher nicht bloß britisch, sondern vielmehr europäisch, ja fast tellurisch und eine Wirkung des Zeitgeistes zu sein, der frei sein will nicht bloß von äußerem Zwange, sondern auch von dem inneren selbst auferlegten, der doch die Bedingung der Freiheit ist.

Einzelne Mittheilungen der Frau Austin über Goethe aus Gesprächen und Briefen. Im Jahre 1810 sah ich bei meinem Freunde Aldebert in Frankfurt eine Karrikatur von Kraus aus Weimar in Wasserfarben ausgeführt, erfuhr jedoch später von Hrn. v. Knebel, daß dieselbe von Goethe erfunden war. Sie enthielt eine Menge Figuren, deren ich mich nur noch unvollkommen erinnere. Eine Gruppe bestand aus einer Procession von jungen Leuten, die einem Leichenwagen folgten; jeder eine Pistole an den Kopf haltend. Diese bedarf keiner Erklärung. Eine andere Gruppe bildeten zwei junge Männer in alideutschem Kostum auf zwei sich bäumenden, am Vordertheil wirklichen Pferden, deren in den Schatten tretende Hintertheile aber in langen Brettern endeten. Die Helden ritten also

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

wie Kinder auf Steckpferden. Dies waren, wie man mir sagte, die beiden Grafen Stollberg, die in ihrer Jugend als patriotische Dichter bekannt waren. Eine dritte Gruppe bildete eine Eule, auf einer deutschen Eiche sitzend, unter welcher eine Ente stand, die das, was herabfiel, gierig verschlang. Dies war, wie ich erfuhr, eine Anspielung auf ein von Ebers zu abgöttischer Verehrung Klopstocks geschriebenes Buch unter dem phantastischen Titel: „Er, und über ihn“. Ich glaube mich zu erinnern, daß diese Worte mit kleiner Schrift bei dem, was die Ente so munter verschlang, auf der Erde geschrieben standen. H. C. R.

„Der gemeine Mann in Weimar nannte Goethe nicht anders als „unser guter alter Herr“. Als er hierher (nach Frankfurt a. M.) kam, besuchte er alle seine Jugendfreunde, die noch am Leben waren. Auch suchte er alle die Personen auf, die seiner Mutter Theilnahme bewiesen hatten und dankte ihnen allen“.

Herr Felix Mendelssohn hat der Verfn. folgende merkwürdige Worte mitgetheilt, welche Goethe vor etwa zwei Jahren, als Hr. Mendelssohn sein Gast war, im Lauf der Unterhaltung über Schiller gegen ihn äußerte.

„Er hatte ein furchtbares Fortschreiten. Wenn ich ihn einmal acht Tage lang nicht gesehen hatte, so statnte ich und wußte nicht, wo ich ihn anfassen sollte und fand ihn schon wieder weitergeschritten. Und so ging er immer vorwärts bis sechs und vierzig Jahre, — da war er denn freilich weit genug“.

Aus der Denkschrift des Herrn Soret über Goethe. In einer jener Unterhaltungen unter vier Augen, die bei Goethe so tiefes Interesse gewährten, sprachen wir mit Bedauern von der Abreise einer liebenswürdigen jungen Person, die einige Monate hindurch der Gesellschaft in Weimar viel Anmuth mitgetheilt hatte und mit der Jugendgeliebten des Dichters nahe verwandt war. „Wie bedaure ich, sagte er, daß ich sie nicht öfter gesehen — daß ich es aufgeschoben habe,

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lebendigen Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück". „Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht mancher Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, daß meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter; ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück".

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hinderniß da, was unübersteiglich gewesen wäre"); — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, daß es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig ma-

chen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu lassen".

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich Goethe gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn sein Verhältniß unaufgefordert obtrat, wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen seinem Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er in seinem Gesellschafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neugierde nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entsprangen, bezeugte er seinen Abscheu mit einer Heftigkeit, die ihn über sich gränzte, nicht weil sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich schlecht waren, denn seine Entrüstung war eben so groß, wenn sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich niemals öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler durch Stillschweigen — eine Maßigung, die von der beleidigten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm in passender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie seine nächsten Umgangsgenossen wissen, mit auffallender Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten literarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hollenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten literarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zujuchzen des großen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im J. 1824 von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesamtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Lill geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu näheren Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.

Anmerk. des Verfs.

Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzenthalbliche Vorworte gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mißdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser große Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mußte sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mußte das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mußte das Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Rechtshabers, oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren Richters zu geben, sondern bloß aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem großherzoglichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goethe genoß der vollkommensten Unabhängigkeit. In keiner von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er sich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um seine Meinung befragt; seine Wünsche wurden fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es wünschte, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einst bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem Zimmer und der Großherzog in einem anderen. Nach und nach hatte sich die ganze Gesellschaft um den Dichter her versammelt und den Fürsten beinahe allein gelassen. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten Humor zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen es machen wie die Andern und Goethe unsern Respekt bezeigen.“ — Goethe wußte, fährt Herr Soret fort, daß sein Benehmen nur als das Bedürfnis betrachtet wurde, welches er als ein arbeitsamer alter Mann fühlen mußte, sich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur bestmöglichen Benutzung seiner noch übrigen Lebensstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hause wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder desselben die größte Beeiferung zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen und Stunden darin zu verleben, die seine Ge-

sellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschluß folgt.)

LXI.

Von den Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Krankenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wilt. Becker. Berlin, 1833. Verlag von Enslin. XXVI. 505 S. in 8.

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, faßte der würdige Kreyßig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähte, jede Rücksicht auf den Gesamtzustand des Kranken außer Acht ließ, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Prozesse. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesamtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu auffaßt und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genese der Herzkrankheiten nicht einseitig auffaßt, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäß erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstosse und mit dem Pulse in dem dem Herzen nahe gelegenen Gefäßen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lebendigen Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück". „Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, daß meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter; ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück".

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hinderniß da, was unübersteiglich gewesen wäre *); — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, daß es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig ma-

chen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu lassen".

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich Goethe gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn sein Verstand unaufgefordert schrak, wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen seinem Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er in seinem Gesellschafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neugierde nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entsprungen, bezeugte er seinen Abscheu mit einer Heftigkeit, die ihr Ungestüm gränzte, nicht weil sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich schlecht waren, denn seine Entrüstung war eben so groß, wenn sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich niemals öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler durch Stillschweigen — eine Maßigung, die von der beleidigten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm in passender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie seine höchsten Umgangsgenossen wissen, mit auffallender Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten litterarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten litterarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zujuchzen des großen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im J. 1824. von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesamtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Lill geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu näheren Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.

Anmerk. des Verfs.

Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzen ähnliche Vorzüge gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mißdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser große Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mußte sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mußte das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mußte das Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Rechtshabers, oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren Richters zu geben, sondern bloß aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem großherzoglichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goethe genoß der vollkommensten Unabhängigkeit. In keiner von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er sich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um seine Meinung befragt; seine Wünsche wurden fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es wünschte, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einst bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem Zimmer und der Großherzog in einem anderen. Nach und nach hatte sich die ganze Gesellschaft um den Dichter her versammelt und den Fürsten beinahe allein gelassen. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten Humor zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen es machen wie die Andern und Goethe unsern Respekt bezeigen.“ — Goethe wußte, fährt Herr Soret fort, daß sein Benehmen nur als das Bedürfnis betrachtet wurde, welches er als ein arbeitsamer alter Mann fühlen mußte, sich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur bestmöglichen Benützung seiner noch übrigen Lebensstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hause wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder desselben die größte Beeiferung zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen und Stunden darin zu verleben, die seine Ge-

sellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschluss folgt.)

LXI.

Von den Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Krankenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wülh. Becker. Berlin, 1833. Verlag von Enslin. XXVI. 505 S. in 8.

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, faßte der würdige Kreyßig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähte, jede Rücksicht auf den Gesamtzustand des Kranken außer Acht ließ, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Processe. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesamtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu auffaßt und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genese der Herzkrankheiten nicht einseitig auffaßt, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäß erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstosse und mit dem Pulse in den dem Herzen nahe gelegenen Gefäßen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lebendigen Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück". „Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, daß meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter; ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück".

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hinderniß da, was unübersteglich gewesen wäre *); — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, daß es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig ma-

chen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu lassen".

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich Goethe gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn sein Verstand unaufgefordert schrak, wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen seinem Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er in seinem Gesellschafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neugierde nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entsprangen, bezeugte er seinen Abscheu mit einer Heftigkeit, die ihr Ungestüm gränzte, nicht weil sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich schlecht waren, denn seine Entrüstung war eben so groß, wenn sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich niemals öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler durch Stillschweigen — eine Maßsigung, die von der beleidigten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm in passender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie seine höchsten Umgangsgeossen wissen, mit auffallender Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten literarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten literarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zujuchzen des großen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im J. 1824. von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesamtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Lill geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu äußeren Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.

Anmerk. des Verfs.

Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzenthalbliche Verweiche gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mißdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser große Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mußte sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mußte das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mußte das Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Rechtshabers, oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren Richters zu geben, sondern bloß aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem großherzoglichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goethe genoß der vollkommensten Unabhängigkeit. In keiner von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er sich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um seine Meinung befragt; seine Wünsche wurden fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es wünschte, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einst bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem Zimmer und der Großherzog in einem anderen. Nach und nach hatte sich die ganze Gesellschaft um den Dichter her versammelt und den Fürsten beinahe allein gelassen. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten Humor zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen es machen wie die Andern und Goethe unsern Respekt bezeigen.“ — Goethe wußte, fährt Herr Soret fort, daß sein Benehmen nur als das Bedürfnis betrachtet wurde, welches er als ein arbeitsamer alter Mann fühlen mußte, sich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur bestmöglichen Benützung seiner noch übrigen Lebensstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hause wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder desselben die größte Beeiferung zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen und Stunden darin zu verleben, die seine Ge-

sellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschluß folgt.)

LXI.

Von den Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Krankenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wilh. Becker. Berlin, 1833. Verlag von Enslin. XXVI. 505 S. in 8.

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, faßte der würdige Kreyßig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähte, jede Rücksicht auf den Gesamtzustand des Kranken außer Acht ließ, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Prozesse. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesamtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu auffaßt und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genese der Herzkrankheiten nicht einseitig auffaßt, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäß erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstosse und mit dem Pulse in den dem Herzen nahe gelegenen Gefäßen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

sie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu sprechen und zu versuchen, mir einige der lebendigen Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beschreibung rufte mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück. „Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortsetzung seiner Memoiren und die Ursachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band ist fertig, sagte er, und wird bald erscheinen; ich hätte ihn schon längst herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das sie und nicht mich betraf. Ich würde stolz darauf sein, der ganzen Welt zu sagen, wie herzlich ich sie liebte, und ich denke, sie würde ohne Erröthen gestanden haben, daß meine Liebe erwidert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu sagen? Ich wollte sie fragen: — nun, setzte er seufzend hinzu, ist das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen sprechen, das uns jetzt verlassen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter; ihr nah, die ich zuerst liebte mit einer eben so tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieser Art, die mich späterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu sagen, was ich von mir so gern hätte sagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück“.

„Niemals, fuhr er fort, war ich dem Glück so nahe; ja, ich liebte sie so zärtlich, als sie mich liebte: es war kein Hinderniß da, was unübersteiglich gewesen wäre“; — und doch konnte ich sie nicht heirathen! Dies Gefühl war so eigen, so zart, daß es auf den Stil meiner Mittheilungen einwirkte: — wenn Sie diese lesen, so werden Sie nichts darin finden, das den Darstellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müssen lernen, uns dem Leben zu bequemen, so gut wir können, uns fähig ma-

*) Wir wissen aus sicherer Quelle, daß Lill geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Obgleich berechtigt zu nähern Mittheilungen in Betreff der gegenseitigen Opfer, halten wir es doch für besser, uns auf diese Andeutung zu beschränken.

Anmerk. des Verfs.

chen, es zu tragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu lassen“.

Dies waren seine Worte; und so zeigte sich Goethe gelegentlich in vertrauten Gesprächen, wenn sein Verstand unaufgefordert schrak, wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen seinem Herzen, seinem Gemüth mittheilte, und wenn er in seinem Gesellschafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit seiner eigenen übereinstimmte und mit Neugierde nicht gemischt war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entsprangen, bezeugte er seinen Abscheu mit einer Heftigkeit, die als Ungemüth gränzte, nicht weil sie gegen ihn gerichtet, sondern weil sie an sich schlecht waren, denn seine Entrüstung war eben so groß, wenn sie andere trafen. Uebrigens beklagte er sich niemals öffentlich darüber, sondern bestrafte seine Tadler durch Stillschweigen — eine Maßsigung, die von der beleidigten Selbstliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundschaft eingegeben oder ihm in passender Weise mitgetheilt wurden, nahm er, wie seine höchsten Umgangsgenossen wissen, mit auffallender Folgsamkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten literarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten literarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zulauchzen des großen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im J. 1824 von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesamtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte

Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verf. dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzens ähnliche Vorzüge gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mißdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser große Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mußte sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mußte das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mußte das Schwache tadeln, nicht mit der Miene des Rechtshabers, oder um sich das Ansehen eines unfehlbaren Richters zu geben, sondern bloß aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinsicht der Verhältnisse Goethe's zu dem großherzoglichen Hause bemerkt Hr. Soret Folgendes: Goethe genoß der vollkommensten Unabhängigkeit. In keiner von seinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er sich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um seine Meinung befragt; seine Wünsche wurden fast immer erfüllt; seit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erschienen und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, soweit er es wünschte, erlassen. Mistress Austin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einst bei Hofe war, befand er sich zufällig in einem Zimmer und der Großherzog in einem anderen. Nach und nach hatte sich die ganze Gesellschaft um den Dichter her versammelt und den Fürsten beinahe allein gelassen. „Kommen Sie, sagte dieser mit dem besten Humor zu einem, der ihm zur Seite stand, wir wollen es machen wie die Anderen und Goethe unsern Respekt bezeigen.“ — Goethe wußte, fährt Herr Soret fort, daß sein Benehmen nur als das Bedürfnis betrachtet wurde, welches er als ein arbeitsamer alter Mann fühlen mußte, sich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung seiner Gesundheit und zur bestmöglichen Benützung seiner noch übrigen Lebensstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hause wurde hierdurch um nichts loser, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder desselben die größte Bewunderung zeigten, ihn in seinem eigenen Hause zu besuchen und Stunden darin zu verleben, die seine Ge-

sellschaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und seine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann besonders interessant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten sich gern nach seinen Gewohnheiten.

(Der Beschluß folgt.)

LXI.

Von den Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße. Von Dr. James Hope, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London, Arzt des St. Mary-le-Bone Krankenhauses. Uebersetzung aus dem Englischen (von Meyer); mit einem Vorworte, Anmerkungen und Zusätzen, herausgegeben von Dr. Ferd. Wilh. Becker. Berlin, 1833. Verlag von Enslin. XXVI. 505 S. in 8.

Die Lehre von den Herzkrankheiten hat in neuerer Zeit eine nicht geringe Zahl trefflicher Bearbeiter gefunden. Was die früheren Zeiten geleistet, was eigene Erfahrung gelehrt, faßte der würdige Kreyßig in seinem classischen Werke zusammen. Die Resultate der neueren Forschungen über Auskultation und pathologische Anatomie, die jenem noch nicht zu Gebote standen, legte Laennec in seinem bedeutenden Werke nieder, das aber einseitig, alle nicht durch das Gehör wahrnehmbaren Zeichen verschmähte, jede Rücksicht auf den Gesamtzustand des Kranken außer Acht ließ, und für die Behandlung desselben darum gar keinen Gewinn brachte. Bertin und Bouillaud leiten alle Erscheinungen des gesammten Blutlaufes von mechanischen Hindernissen her und wittern überall entzündliche Prozesse. Schwerlich bedarf daher die Erscheinung eines Werkes Entschuldigung, das die dem Gesamtzustande der Kranken entnommenen Zeichen zugleich mit den akustischen treu aufsaßt und scharfsinnig würdigt, das für die pathologische Anatomie durch sorgfältige Leichenöffnungen sehr viel leistet, das die Genese der Herzkrankheiten nicht einseitig auffaßt, das den Connex, in dem Herzkrankheiten mit andern krankhaften Erscheinungen stehen, richtigen physiologischen Ansichten gemäß erklärt, und das vom Verf. während längerer Zeit geübte therapeutische Verfahren ohne Pomp darlegt.

Wichtig in physiologischer Hinsicht, und darum auch bedeutungsvoll für die Pathologie, sind die gegen Laennec von Hope aufgestellten Ansichten über die Bedeutung der normalen Herzgeräusche. Bringt man nämlich das Ohr oder ein Stethoscop an die Präcordialgegend, so vernimmt man deutlich zwei auf einander folgende Geräusche und nach denselben eine Pause. Das erstere, mit dem Herzstosse und mit dem Pulse in dem Herzen nahe gelegenen Gefäßen gleichzeitige Geräusch ist dumpfer und langsamer und geht ohne merkliche Pause in das letz-

tare über, das lauter und heftiger, etwa wie das Zuklappen einer Blasebalgklappe ist. Diese Geräusche wurden von Laennec, der zuerst darauf aufmerksam machte, so erklärt, daß er das eine der Zusammenziehung der Herzkammer, das andere der der Vorkammer zuschrieb. Aus Hope's Versuchen jedoch, die Hr. Becker mit gleichem Resultate wiederholt hat, und die auch Ref. bestätigen kann, geht hervor, daß das erste Geräusch mit der Kammersystole, dem Herzstosse und dem Pulse isochronisch ist, daß das zweite Geräusch mit der Bewegung zusammenfällt, mit der die Kammer aus ihrer Systole in den Zustand der Diastole zurückkehrt, daß aber die Pause zwischen die Kammer, Diastole und die Vorkammersystole fällt. Die Kammern verharren während der ganzen Vorkammersystole im Zustande der Ruhe, bis die Systole bei ihnen eintritt — dieser Zustand der Ruhe coincidirt aber mit der Pause.

Der Verf. hat sein Werk in 6 Theile gebracht. Der erste Theil liefert Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Herzens. Wichtig sind die eben angeführten bessern Erklärungen der normalen Herzgeräusche, so wie auch die Auseinandersezung der pathologischen Erscheinungen in der Thätigkeit des Herzens. Hier werden die in krankhaften Zuständen der Herzthätigkeit wahrnehmbaren Geräusche ihrer Erscheinung und ihrer Bedeutung nach geschildert.

Der zweite Theil handelt von den entzündlichen Affektionen des Herzens und der großen Gefäße. Sehr ausführlich und lobenswerth ist die Pericarditis abgehandelt. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, wie die Entzündung je nachdem sie verschiedene Gebilde ergreift, verschiedene Sekretionen veranlaßt — eine Wahrheit, die noch immer nicht genug beherrschigt ist. Das Zellgewebe und die parenchymatösen Organe seern eigentlichen Eiter, die serösen Häute einen gerinnbaren Stoff, der die Fähigkeit hat in zellige oder seröse Schichten sich umzuwandeln, das Periosteum liefert einen Stoff, welcher gerinnt, sich verhärtet und verknöchert, das Arterien- und Venengewebe sondert eine Flüssigkeit ab, welche sich verhärtet, verdichtet und in knorpelige Stücke oder in kalkartige Schuppen umwandelt.

Der dritte Theil ist den organischen Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße gewidmet. Er beginnt mit der Hypertrophie des Herzens, welche der Verf. im Ganzen meisterhaft dargestellt hat. Er nimmt drei verschiedene Formen an: 1) einfache Hypertrophie, Verdickung der Wandungen bei normaler Ausdehnung der Höhle. 2) Hypertrophie mit Erweiterung, welche unter zwei verschiedenen Formen auftritt a) mit verdickten Wandungen und erweiterter Höhle und b) mit normaler Dicke der Wandungen bei erweiterter Höhle. 3) Hypertrophie d. h. Verdickung der Wandungen mit Verkleinerung der Höhle. — Das zweite Kapitel behandelt die Erweiterung des Herzens. Die folgenden Kapitel verbreiten sich über die partielle Erweiterung oder das wirkliche Aneurysma des Herzens, über dessen Erweichung, Verhärtung, über seine fettartigen De-

generationen, über die knöchigen und knorpeligen Afterprodukte in der Muskelsubstanz des Herzens und im Herzbeutel, über die Atrophie des Herzens. Ausgezeichnet ist das 9te Kapitel, in dem die Krankheiten der Klappen und Herzstündungen und das durch Herzkrankheit bedingte Asthma abgehandelt werden, so wie das 10te Kapitel, das das Aneurysma der Aorta behandelt.

Der 4te Theil liefert kürzer und weniger genügend die Lehre von den nervösen Affektionen des Herzens: die *Angina pectoris*, die nervösen Palpitationen und die Ohnmacht.

Im 5ten Theile finden wir Notizen über Herzpolypen, über die Verschiebung des Herzens; über das *Hydropericardium* und *Pneumopericardium*. Den 6ten Theil füllen Krankheitsgeschichten, bei welchen leider viel zu wenig Anamnese und Allgemeinbefinden berücksichtigt sind; ebenso wenig ist der Verlauf der Krankheit und ihre Ursache mit gehöriger Genauigkeit dargestellt.

Herr Dr. Becker, auf dessen Veranlassung dieses treffliche Werk auf deutschen Boden verfaßt ist, hat demselben eine Menge Anmerkungen und Zusätze beigelegt, welche aber von sehr ungleichem Werthe sind. Zweckmäßig ist die Andeutung über das Historische und Technische der Perkussion, die kurze aber klare Exposition der Herzgeräusche in ihrer Bedeutung.

Die Versuche, welche Hr. Becker an Thieren angestellt, bestätigen die Hope'schen. Sehr lobenswerth ist der dem Herausgeber allein angehörige Abschnitt über Mißbildungen des Herzens; besonders verdient das Bestreben, die verschiedenen Mißbildungen auf frühere Entwicklungsstufen zurückzuführen, rühmliche Anerkennung. Ganz unrichtig und verwerflich erscheint dagegen die Absicht, in jeder verstärkten, oder angestregten Thätigkeit des Herzens ein Streben des Organismus zu suchen, sich in seiner Integrität zu erhalten und in ihr immer einem bestimmten für den Körper oder ein einzelnes Organ zu erreichenden Zweck zu supponiren. So soll die Frequenz der Herzschläge im Fieber in einem erhöhten Blutbedarf des gesamten Organismus begründet sein; so muß da, wo durch plötzlichen Blutverlust die gesammte Blutmasse vermindert ist, ein geringeres Blutquantum für die Bedürfnisse der organischen Thätigkeit genügen; es muß daher, nachdem es verbraucht ist, rascher wieder arterialisirt werden und bedarf schon deshalb einer lebhaftern Herzthätigkeit. So „kann man doch endlich nicht umhin, noch eine eigene Klasse von Fällen anzuerkennen, in welchen die Herzthätigkeit angestrengt ist und der Grund dieser Modifikation, hauptsächlich wohl, weil er sich nirgends deutlich ausfindig machen läßt, auf das Nervensystem bezogen wird. Der Analogie nach läßt sich aber vermuthen, daß auch in diesen Fällen ein uns noch unbekannter organischer Grund vorhanden ist, welcher diese besondere Manifestation der Herzthätigkeit fordert.“ Solche unphysiologische Ansichten kommen häufig in diesen Zusätzen vor.

Jahrbücher

für

Wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Characteristics of Goethe. From the German of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of German literature, by Sarah Austin.

(Schluß.)

Auch politische Werke nahmen in seiner gewöhnlichen Lektüre eine Stelle ein und das letzte Buch dieses Gattung, welches er las, waren die *souvenirs de Mirabeau* von dem Schweizer Dumont. Er las sie zum zweiten Mal und aufsetzte zwei oder drei Tage vor seiner letzten Krankheit wieder die lebhafteste Theilnahme an dem Buch: sowohl, als an den verschiedenen, in französischen Zeitschriften darüber erschienenen Kritiken. Bei dieser Gelegenheit finden wir uns veranlaßt, ein Gespräch, das wir über diesen Gegenstand mit ihm hatten, mitzutheilen, nicht nur weil es ehrenvoll für Dumont ist, sondern auch weil Goethe's Ansicht über das, was man Genie nennt, und seine Gerechtigkeit gegen alle, die mittelbar oder unmittelbar zu seinen eigenen Werken beigetragen hatten, darin hervortritt. Die *souvenirs* von Dumont waren ihm im Juni 1830 mitgetheilt worden. In einem zu Anfang desselben Monats von ihm geschriebenen Briefe sagt er: „Was soll ich Ihnen über Dumont's Memoiren sagen? Ich habe nun noch wenige Blätter davon zu lesen, und sende Ihnen das Werk, jedenfalls morgen zurück. Es ist im höchsten Grade interessant. Man sieht sich mit einem Male hinter die Scene und in das Lager versetzt, aus dem das Engherz hervorch. Wir sind dem Verf. die größte Dankbarkeit dafür schuldig, daß er uns in Besitz setzt von Mirabeau's tiefsten Geheimnissen; und überdies rührt die Mittheilung mit einem Maße, das, ausgezeichnet durch Talent und durch Wohlwollen, so thätig als erleuchtet. Ich könnte Seiten anfüllen, um Ihnen mein Vergnügen zu bekunden. Auf dem folgenden

Tage, als Goethe das Buch zurücksendte, fügte er hinzu: „Empfangen Sie mit diesen Blättern nochmals meinen Dank. Des Vfs. Eröffnungen behalten gleichen Werth bis zum Schluß. Ich werde Sie nach einiger Zeit bitten, mir das Buch noch einmal zu leihen, damit ich es genauer studiren kann.“ Die Juli-revolution verzögerte die Herausgabe des Werks. Erst nach zwanzig Monaten konnte ihm der Herausgeber ein Exemplar übersenden, das die Bestimmung erhielt, ihm bis zu seinem Lebensende eine angenehme Beschäftigung zu gewähren. Während er es gegen Ende des Februars zum zweiten Male durchlas, ging Goethe, gereizt durch die in den französischen Blättern über die *souvenirs* erschienenen Kritiken, in die genaueste Prüfung des Geistes, aus welchem diese feindseligen Bemerkungen entsprangen, und dessen, was er als den realen Typus oder Charakter des Genie's betrachtete, ein. Wir wünschten alles Merkwürdige dieser Unterredung mittheilen zu können, aber ein Theil davon kann der Öffentlichkeit nicht angehören, das Uebrige muß abgekürzt werden. Wir theilen mit, was wir davon noch an demselben Tage in unserem Tagebuch aufzeichneten. „Ich habe, sagte Goethe, alle die Kritiken dieser würdigen Journalisten gelesen. Sie hielten dies in der That für einen Versuch, sie der ganzen Glorie ihres Mirabeau zu berauben, weil der Verfasser die Geheimnisse seiner Fruchtbarkheit enthüllte, und einen Theil der Federn, mit denen er sich geschmückt hatte, für andere in Anspruch nahm. Welche Thorheit! Hätten sie nicht Dumont danken sollen für so unwiderlegliche Beweise von dem Genie ihres großen Redners? Die Franzosen verlangen, daß Mirabeau ein Herkules sein sollte. Sie haben Recht — ein Herkules muß aber härtschend mit Nahrung versehen werden. Die guten Leute vergessen, daß der Koloss aus Theilen besteht, daß der Halbgott ein kollektives Wesen ist. Das größte Genie wird nie etwas werth sein, wenn es

sich auf seine eigenen Hülfquellen beschränken will. Was ist denn Genie anderes, als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Mar-
mus, dort Ix zu töhmen und daraus ein grandioses Monument zu bauen? Wäre ich nicht überzeugt, daß Mirabeau die Gabe, die Kenntnisse und Gedanken der ihn Umgebenden sich anzueignen, im höchstmöglichen Grade besaß, so würde ich alles das, was man von seinem Einflusse erzählt, nicht glauben. Der originellste junge Maler, der alles seiner Erfindung zu verdanken glaubt, kann, wenn er wirklich Genie hat, nicht in das Zimmer kommen, worin wir jetzt sitzen, und die Gemälde betrachten, die darin hängen, ohne wenn er es verläßt ein ganz anderer Mensch zu sein, als da er eintrat, und einen neuen Zuwachs von Ideen mitzunehmen. Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend verschiedenen Rationen, tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Größtentheils ohne es zu ahnden, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen! oft haben sie das Korn gesät, das ich erndete. *Mein Werk ist eine Vereinigung von Werken, die aus dem Ganzen der Natur entnommen sind; — es führt den Namen: Goethe.* — Und so war Mirabeau; er hatte das Genie des Volkredners, des Beobachters, das Genie der Aneignung; er entdeckte das Talent, wo es auch sein mochte, pflegte, erzog es zur Reife, und das Talent schmiegte sich ihm an. Er brachte jedes Ding in Anwendung; das er für nützlich oder angemessen hielt, ohne sich zur Angabe seiner Quellen für verpflichtet zu halten; seine Hauptkunst bestand darin, eine große Menge von Federn in Bewegung zu setzen. Herr Dumont war von diesen eine der wirkksamsten; in seinem Buch ist nicht eine Seite, die nicht die Größe, die Erhabenheit von Mirabeaus Genie eben durch die Umstände beweise, deren Wahrheit diese Journalisten so ängstlich bestritten. Abgeschmackte Men-

meinen Landsleute, die sich etablierten, wenn sie sich dreißig Jahre in ihr Studirzimmer einschlössen, und sich ausschließlich damit beschäftigten, die Ideen, die sie aus ihrem eigenen armen Hirn herausziehen, zu heben und zu befehlen, so würden sie eben ebenbürtigen Quell von Originalität erlangen! Wisset ihr, was dabei herauskommt? Wolken; nichts als Wolken! Ich war lange genug so thöricht, mich mit allen diesen Abgeschmacktheiten zu quälen, daß mir in meinen alten Tagen wohl gestattet werden mag, mich darüber lässig zu machen."

Ich machte einst, erzählt Herr Soret, als ich bei Goethe war, einige Ausstellungen gegen ein kleines bronzenes Modell von Michel Angelos Statue des Moses, und bemerkte unter andern, daß die Arme des Gesetzgebers unverhältnißmäßig lang wären. Da die schönen Künste kein Gegenstand waren, worüber ich zu urtheilen berechtigt war, so rief Goethe mit größter Lobhaftigkeit aus: „Haltet ihr Michel Angelo für einen Thoren? Musste nicht Moses die Gesetztafel tragen? Glaube ich, daß er das ganze Volk der Juden hätte umfassen halten können, wenn er solche Arme gehabt hätte, als Ihr — Ihr Hoffen, die Ihr auch herausnehmen; Michel Angelo zu kritisiren? — Ein andermal fiel das Gespräch auf die damals in der Gesellschaft um ihn her herrschenden Moden. Es waren nicht mehr Zusammenkünfte, um das Vergnügen unterhaltenden Gesprächs zu genießen; oder um jungen Leuten die ihrem Alter angemessenen Betätigungen zu verschaffen. Zwar gab es viel Bälle, nebenher aber ewige routs, wo fast unbärtige Jünglinge und jugendliche schöne Mädchen die strengen Regeln von Wästel und Boston miteinander erörterten. Goethe betrachtete diese Art, sich zu vergnügen, fast mit Entsetzen; plötzlich aber ergriff er ihre Vertheidigung gegen uns und rief aus: „Ehrt ihre Kartenspiele; dies ist eine Art von conventioneller Ordnung, die auf dem Trümmern der öffentlichen Ordnung errichtet ist. Seitdem die Völker sich damit belustigen, Throno anzustülzen, ist es ganz billig, daß sie die uns allen bewohnende Neigung zur Unterwürfigkeit dadurch zu erkennen geben, daß sie die Fesseln von Carreau-König tragen. Und so kommt es, daß die Natur, sagt es euch, durch einen Theogen ihrem sprachen, ist wie eine Kiste, die der ewige Jüngling und Schönheit begibt ist; sie nicht aus dieser Fesseln, sondern in der Kiste, in der sie sich befindet, zu bewahren."

ten, deutlich gemalt und hervorgehoben werden. SA
erstellt Esquirol (§. 1. art. 7.) von einer melancholi-
schen Frau, welche behauptete einen Krebs des Halses
ähnlich im Leibe zu haben; sie fand sich bei ihr nach
dem Tode des Magnifikaten Eine andere, welche am
häufigen Selbstmord litt, glaubte dann: ein Soldaten-
ataque ginge in ihrem Bauche vor (Obs. 8.). Eine
Pfortnerin beim Kloster Notre-Dame, sehr bigot und
im Hospice deshalb *mère de l'Église* genannt, währte
in ihrem Leibe alle Personen des alten und neuen Te-
staments zu haben. Oft sagte sie, wenn die Schmerzen
im Unterleibe sehr zunahmen, mit unerschütterlicher
Kaltblütigkeit: — *quand fera-t-on la paix de l'Église?*
Aujourd'hui on fait le crucifiement de Jésus-Christ,
pendant les coups de marteau, qu'on donne pour en-fermer les vices. Sie glaubte ein andermal, daß die
Päpste in ihrem Bauche Concl. hielten. Schmerzenslos,
war sie ruhig und spritzte. Bei der Oeffnung der Lei-
che fand man merkwürdig genug alle Eingeweide sehr
fest unter einander in eine Masse vereinigt durch eine
chronische Peritonitis (Obs. 9.). Noch andere Beispiele
erzählt Esquirol; Ref. könnte aus Autopsie viele Fälle
herausheben, wo Individuen Schlangen, Pferde und wert-
volle was für „unbekannte“ Thiere im Leibe hatten. Ein
Jude mit Neigung zum Erbrechen wollte immer Juden
austreiben, die er im Leibe hätte. (Durch äußere Ver-
anlassung war dieser Mensch Christ geworden, ihm
steckte aber noch der Jude, um in der Volkssprache
zu reden, im Leibe.) In allen diesen Fällen trugen frei-
lich die körperlichen Leiden, zur Hervorbringung von
Illusionen überhaupt, das Ihrige bei; aber sie waren
doch wohl als solche nicht im Stande, allein die be-
stimmten Illusionen zu erzeugen. — Oft genug sind
diese nur die Früchte der schon früher vorhandenen
Verrücktheit. In andern Fällen, besonders bei Hypo-
chondriern; in der *hypochondrie melancholique* ent-
stehen sie dadurch, daß das Bild, dessen die Phanta-
sie zur Beschreibung der Art des Leidens sich bedient,
am Ende Realität erhält, und der Unterschied des Hy-
pochondriern und des Verrückten ist dann der, daß
jener sagt: *mir* es als hätte ich Schlangen, Teufel,
Krebs im Leibe; dieser dagegen: *es sind* Schlangen
u. s. w. darin. In noch anderen Fällen hängen sie;
was auch Esquirol nicht läugnet, vornehmlich innigst
zusammen mit den Leidenschaften und Interessen, welche

besonders bei Leuten niedrigen Standes bei den
nichtigsten Dingen so ganz unglaublich häufig, ab-
klar und verkehrt, und verworren bei den höchsten sind
welches Unglück selbst ganze Zeiten getroffen hat.
Diese und andere nicht organische Ursachen wirken
zusammen zur Erzeugung von Illusionen. Stets sind
sie ein Beweis der total disharmonischen und niedrigen
Entwicklungsstufe aller geistigen Kräfte, welche im
Widerspruch des Subjektiven und Objektiven fest-
setzen; und gar nicht zum richtigen Selbstbewußtsein ge-
langen können. Der Zustand des Träumens ist sehr
ganzen Skala, in welchem auch durch selbst-
fällige Erregungen des Gemeingefühls die abentheu-
lichsten Phantasien sich bilden, ist bei ihnen im We-
chen permanent, fix geworden. Der tieferen, erschü-
den Ursachen sei hier nicht einmal gedacht, um nicht
mißverstanden zu werden; die Pfortnerin des Klosters
und der Jude geben Belege dazu.

Noch manifestester zeigt sich die nämliche Art der
Entstehung bei den Illusionen, welche durch die *sen-
sations externes* veranlaßt werden, d. h. bei den eigent-
lichen Sinnesstörungen der Wahnsinnigen, über wel-
che Esquirol in §. 2. spricht und 15. Beobachtungs-
gibt, unter denen jedoch ein Theil mehr zu den Illu-
cinationen als Illusionen nach Esquirol gehören dürf-
te, andere nur Symptome früher schon vorhandener
Seelenkrankheiten sind. — Im Allgemeinen kann man
sagen: wie die Phänomene der Natur der menschlichen
Sinne nur zu begreifen sind aus der Einheit des orga-
nischen und intellektuellen Lebens, so auch die
hier gemeinten Sinnesstörungen.

Wenn demgemäß idiopathische oder sympathische
Erregungen, wenn die Energien der Sinnesorgane, be-
sonders der höheren, Sinnesstörungen mit vermischt
sind; wenn abnorm gesteigerte Geruchsthätigkeit da-
zu führen kann, Speisen für ungenießbar und die Luft
vergiftet zu halten (Obs. 25.); wenn eine brennend hei-
ße Schleimhaut der Zunge und des Mundes ein Feuer-
zimmer überredet: man müsse Erde unter ihre Na-
hrungsmittel (Obs. 26.), so sind diese Illusionen, eben-
wenig wie die durch abnorme Erregung des Gemein-
gefühls provocirten, zu begreifen ohne vorherige Ver-
stellungen, Reflexionen und Phantasien; kann also
gleichzeitiges Leiden der geistigen Kräfte.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Aliénation mentale. — Des illusions chez les aliénés. — Question médico-légale sur l'isolement des aliénés. par M. Esquirol.

(Schluß.)

Umgekehrt giebt es Sinnestäuschungen, welche den nach Esquirol bezeichneten Charakter der Hallucinationen an sich tragen, wo aber dennoch, wie Ref. sich überzeugt hat, abnorme somatische Erscheinungen aufzufinden sind. — Die *Gehörstäuschungen*, (die häufigsten, und am schwersten zu bekämpfen, weil durch das Ohr, dies verschlossene stille Geheimniß, der Geist sich selbst und andere Geister vernimmt, ohne daß sich was rührt, und weil das Gehör überhaupt mehr Gefühlssinn, mehr passiver Sinn ist) scheinen wohl in manchen Fällen allein das Produkt exaltirter Phantasie zu sein, wie sie auch ohne eigentlichen Wahnsinn bei in der Phantasie schwelgenden Menschen vorkommen, oft genug aber Vorboten des Wahnsinns sind. Viele hören stets laut auf sich schimpfen, schmähen und sich anklagen. Nicht selten zeigt sich dann bei genauer Untersuchung, daß sie sich schuldig fühlen und heimlich was peccirt haben. Die innere Stimme ihres Gewissens überhörend, hören sie selbige von außen her, als eine fremde, ihnen nicht angehörige, laut auf sich eureden. Weiber haben lange, Jahr aus Jahr ein kein größeres Interesse gekannt, als Klatschereien zu hören und zu machen, sind dadurch in allerhand Noth und Verlegenheit gekommen und hören nun am Ende, theils weil ihnen das Klatschenhören Bedürfnisse geworden, theils weil sie das Selbstklatschen unterdrücken wollen, alles was sie denken oder sprechen, hinterher durch Stimmen leise oder laut aussprechen. — Wesentlich liegt der Grund darin, daß sie ihr Ich nicht von sich zu unterscheiden vermögen. Was ihr Ich denkt, was es in sich innerlich spricht, erscheint ihnen als die Stimme eines von außen kommenden

Nicht-Ich. So wie ihr Geist sich selbst Gegenstand des Vorstellens wird, so wie er ihnen objektiv erscheint, so steht er ihrem subjektiven Ich als ein nicht-eigenes, nur von außen vernehmbarer, in für sie unaussprechlichen Gegensatz gespenstisch gegenüber, — in der That Formen, welche dem einfachen Begriffe des Wahnsinns am nächsten stehen! — In allen diesen Fällen übrigens fand Ref. doch bei sorgfältiger Untersuchung des körperlichen Zustandes, daß abnorme Erregungen, Exaltation des Hirn- und Nervenlebens, Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe aller Art, selbst epileptische u. dgl. theils vorangingen, theils gleichzeitig mit existirten. Es dürfte daher nicht ganz der Wahrheit angemessen sein, wenn Esquirol noch in den *Conclusions* sagt: *que les illusions ne peuvent être confondues avec les hallucinations, puisque dans celles-ci le cerveau seul est excité.* Dennoch aber ist das, was er wünscht, Wahrheit: nämlich daß ein nicht genug beherrigtes Phänomen des Wahnsinns durch ihn besser constatirt ist, daß die beigebrachten Fakta einiges Licht über diese so dunkeln Abirrungen des Verstandes verbreiten, und daß sie für die Behandlung derselben zu benutzende Mittel und Wege eröffnen.

Der therapeutische Werth des *mémoire* ist aber gewiß der am wenigsten hoch anzuschlagende. Die rationelle Therapie der Illusionen beruht auf rationaler Aetiologie. Dem oben Angedeuteten zufolge ist gegen die etwaigen somatischen Erscheinungen bestmöglichst zu wirken, weil sie wohl vorzugsweise die Krankheit nähren. In andern Fällen muß die Kurmethode mehr eine moralisch-intellektuelle sein. Der Kranke muß z. B. über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Entstehens des Stimmenhörens aus seinem verkehrten, albernen, unsinnigen Leben und Treiben, gleich dem Kinde belehrt und aufgeklärt werden, welche „direkt psychische“ Methode, wenn sie ernst, angemessen, folgerecht, mit Nachdruck selbst, unter Beschränkungen

und Strafen lange fortgesetzt wird, für geeignete Fälle wesentlichen Nutzen gewährt, was auch diejenigen, welche solche Methode weder zu beginnen noch zu vollenden verstehen, dagegen vorbringen mögen. In noch andern Fällen muß der Kranke wirklich über die niedere Stufe seiner Entwicklung als Mensch mühsam und langsam auf dem Wege vernünftiger Menschenkenntnis und zweckmäßiger Thätigkeit hinausgeführt werden; und sofort muß anderes und anderes je nach der Individualität der Person und des Falles geschehen. Kein Theil der Behandlung muß ganz allein, es muß das empirische Verfahren nur im äußersten Nothfall angewendet werden, damit doch geschehe, was geschehen kann zur Heilung dieser so hartnäckigen psychischen Leiden.

Da die Kritik dieser ersten Abhandlung einige nähere Bemerkungen über das Ursächliche und Therapeutische der Illusionen und Hallucinationen veranlaßte, so wird die über das zweite *mémoire: question médico-légale sur l'isolement des aliénés* desto kürzer sein müssen, was um so mehr wird geschehen können, als das allgemeine Urtheil auch für dieses gilt und die Ansicht des Hrn. Vis., der den fraglichen Gegenstand vom rein medicinischen Gesichtspunkte aus, welcher der vorherrschende ist, untersucht, nur eine Bestätigung ist der praktisch allgemein anerkannten Wahrheit, daß die Isolirung nothwendig sei (32—53) und nützlich (53—75). Isolirung selbst besteht nach ihm darin: *à soustraire l'aliéné à toutes ses habitudes, à l'éloigner des lieux qu'il habite, à le séparer de sa famille etc.* Es versteht sich, daß alle diese Bedingungen auch nach ihm am füglichsten in einer Irrenheilanstalt zu erreichen sind. Als Belege für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung führt er wieder Beobachtungen an, 22 an der Zahl, verbunden durch sehr tüchtige, leicht zu lesende, aber schwer zu gehende praktische Winke, Regeln und Cautelen. Außerdem sind die Beispiele größtentheils von der Art, daß bei sorgfältiger, unparteiischer Prüfung derselben schwer zu begreifen ist, wie ein Irrenarzt die Ursache des Wahnsinns einzeln und allein in somatischen Leiden suchen und sehen kann, da auch hier Wahnsinnige durch das lebendige Gefühl des Isolirtseins und durch das Bewußtsein, im Irrenhause zu sein, eine solche Energie des Geistes und Willens sehr bald entwickelten, daß sie sich herausreißen konnten aus dem nun für sie doppelt unglücklichen Zustande.

Außerst auffallend ist die ganz ungewöhnlich schnelle Heilung und Entlassung von Kranken. Bei dem geschah in einem Falle nach 3 Wochen (*Obs. 2.*), in einem andern nach 16 Tagen (*Obs. 7.*), im dritten nach 4 Tagen (*Obs. 3.*), in einem vierten nach 12 Tagen (*Obs. 14.*) im fünften nach 9 Tagen (*Obs. 16.*), im sechsten nach einem Monat (*Obs. 17.*), im siebenten nach 12 Tagen (*Obs. 18.*), im achten endlich sogleich nach der Isolirung und Entfernung vom Orte des Schreckens (*Obs. 9.*). Zu erklären ist dies nur dadurch, daß der Arzt einer Privatanstalt die Kranken entlasten muß, wann die Angehörigen es fordern; daß Rückfälle bei einigen nicht ausblieben; daß mehrere Aufgenommene an Rückfällen bei der Aufnahme litten; daß die Angehörigen so verständig waren, die Kranken gleich beim ersten Beginn des Wahnsinns zu Esquirol zu bringen, wodurch der Ausbruch im Werden unterdrückt wurde; daß ferner Esq., um den Nutzen des Isolirens recht herauszuheben, die glänzendsten Beispiele aus seiner so reichen Praxis gewählt haben wird; endlich, was auch seinen Theil daran hat, daß Esq., wie manche Beispiele besonders zeigen, mit seiner Erfahrung und seinem Talent einen außerordentlich schönen Takt verbindet: mit Irren, besonders aus den vornehmen Ständen, umzugehen.

Die *question médico-légale*, welche Esq. aufwirft, ist die: ob die Legislation nicht Bestimmungen geben müßte über die Isolirung, da der Mensch doch der Freiheit beraubt, und so gegen das gemeine Recht verstoßen würde, auch Mißbrauch mit der Isolirung vielfach sonst geschehen könne. Aus Gründen spricht er sich mit Recht gegen die *Interdiction* vor dem *Isolement* aus, und man erfährt hier, daß es ihm zu verdanken ist, daß derlei Bestimmungen 1803 nicht erlassen sind. Seine Vorschläge enthalten für uns nichts besonders Neues, würden übrigens schon deshalb zweckmäßig sein, weil die Maafregeln, welche in dieser Hinsicht getroffen sind, gar sehr nach den verschiedenen Lokalitäten wechseln. Was daraus für traurige Folgen entstehen können und müssen, ist klar. So z. B. konnte ein Maniacus, welcher schon 30 Meilen bis Bordeaux gefahren war, dort nicht aufgenommen werden aus fehlender *Interdiction*; er mußte zurück und bis Paris gebracht werden, wodurch dann die Krankheit unheilbar geworden war.

H. Damerow.

LXIII.

Die Sakramente der christlichen Kirche, theoretisch dargestellt von Dr. Conrad Glöckler.
Frankfurt a. M. 1832. XI. 306.

Obgleich es fast zum allgemeinen Gespräch geworden ist, daß der Hauptfeind unserer Tage der Dualismus sei, so ist mit dem bloßen Bewußtsein von ihm seine Macht noch nicht gebrochen. Vor allem hat sich seine äußerste Anstrengung in der Lehre bewiesen, die die Aufhebung aller Gegensätze und den Gewinn des Stegers über den Gegensatz aller Gegensätze zur Erkenntnis bringt, in der dogmatischen Lehre von den Sakramenten und besonders vom heiligen Abendmahl. Wie sich in diesem Punkte von jeher alle seine Kraft concentrirt hat und sie auch jetzt wieder nach einem scheinbaren Indifferentismus sich zum letzten Angriffe sammelt, so liegt in dem Geiste, der über allen Gegensatz hinaus ist, das Unterpfand, daß gerade in der Entwicklung jener Lehre der letzte siegreiche Schlag gegen den Feind des menschlichen Geistes in der Wissenschaft geführt werden wird.

Diese Wichtigkeit der Lehre von den Sakramenten hat auch Hrn. Glöckler getrieben „die theoretische Darstellung der Sakramente“ sich als die Aufgabe seiner ersten öffentlichen Arbeit zu stellen. Indem Hr. Glöckler sich gegen die gewöhnliche Betrachtungsweise der Sakramente erklärt, daß man sie von vornherein als etwas Gegebenes betrachte, oder ihre Erscheinung in der Gegenwart mit ihrer Erscheinung in der Vergangenheit verglich und die volle Wahrheit nachzuweisen glaubte, wenn man diese oder jene Ansicht auf die Einsetzung durch Christus zurückführte, so unternimmt er es, das Wesen der Sakramente selber mit Nothwendigkeit aus dem Zusammenhange des christlichen Lebens zu erkennen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, nimmt der Verf. als den einfachsten Anfang den Glauben an Gott als Schöpfer Himmels und der Erden an (§. 9.). Die Bestimmung des Menschen aber in diesem „einfachen“ Verhältnisse zu Gott, setzt er in das Verwirklichen des göttlichen Willens auf Erden, in das Darstellen des göttlichen Ebenbildes. Diese Bestimmung, als noch an sich seiend, sei nicht nur eine bloße Möglichkeit, welche er etwa erreichen könne, wenn er wolle, also nur der der Wille noch von außen hinzunehmen könne, sondern sie sei der Wille des Menschen selbst. Jeder Glaube nun sei auf dem Gebiete des religiösen Lebens das Primäre und als solches bestimme er die Thätigkeiten dieses Lebens. Wie, und darauf legt der Verf. besondern Nachdruck, das innere Leben des Menschen sich das Äußere zu seinem Organ und Ausdruck mache, so stelle sich das innere religiöse Leben in dem Äußeren dar und zeige es sich in seiner Wirklichkeit. Wie hoch der Verf. diese durchgebildete Kirche des Innern und Äußeren stellt und wie sehr er hierin die Bestimmung des Menschen sieht, giebt er darin zu erkennen, daß er als die Folge der Sünde die Auflösung der Kraft ansieht, welche das Äußere Leben mit dem Innern verband und zum Organ desselben machte. Denn jene einende Kraft war die Richtung auf Gott; da diese

aber durch die Sünde mit dem Widerspruch behaftet sei, so werde durch diesen Widerspruch auch dem Äußeren Leben, das aus seinem Dienste entzogen und in Unmöglichkeit gegen das Innere versetzt sei, der Keim des Todes eingeimpft. Dieser Widerspruch könne nur dadurch gehoben werden, daß wir der Sünde absterben, d. h. daß der Mensch der Sünde gedenke werde, damit der Mensch der Liebe zu Gott zur Wirklichkeit gelange. Da es aber ein und derselbe Mensch sei, der tödtende und der getödtet werden soll, und die Tödtung des Menschen der Sünde allein durch freiwillige Hingebung in den Tod möglich sei, so kommt der Verf. nur durch die Abstraktion, dieses Absterben der Sünde führe eine große Collision der Pflichten herbei, in der die Nothwendigkeit des Absterbens der Sünde und das Verbot der Selbstaufhebung des Lebens mit einander schreiben, zur Nothwendigkeit der Vermittlung durch Christus (§. 32.).

Der Verf. hat unstreitig in der bisherigen Entwicklung auf die Bekämpfung des Dualismus der Geistlichen und Laienlichen Mithgearbeitet. Sind wir richtig seiner Auseinandersetzung gefolgt, so liegt derselben der Gedanke zu Grunde, daß der Mensch durch die Sünde der abstrakten Dichotomie des Leibes und Geistes verfallen sei. Aber nicht nur der Leib ist durch diese Trennung zu einem abstrakten Leibe geworden, zu einem Leibe des Todes, sondern auch der Geist ist in der Entgegensetzung gegen das natürliche Dasein sich selbst und seiner unendlichen Macht entfremdet. Hierin allein liegt die Nothwendigkeit der Erlösung durch ein Mittel. Denn der einzelne sinnhafte Mensch kann sich durch den Tod seiner einzelnen natürlichen Daseins nicht erlösen, sondern nur der Geist, der in seinem Andersein absolut bei sich selber ist, kann der Erlösung sein. Läßt aber nicht der Verf. in der schauerlichen Abstraktion, daß die Erlösung durch ein Mittel notwendig sei, weil der Mensch um den Menschen der Sünde zu tödten mit der Pflicht der Selbsterhaltung des Lebens in Collision trete, die Möglichkeit gelten, daß der Tod des einzelnen Menschen als einzerner für ihn versöhnend sein könne? Es mögen sich in der weiteren Darstellung noch so viel Aehnlichkeiten finden, daß der Verf. diese Möglichkeit nicht anerkennen wolle, genug, nur durch diese Collision wird der Mensch abgehalten, sich selbst durch seinen Tod die Versöhnung zu verschaffen. Indem aber der Verf. nicht hervorheben hat, daß in dem einzelnen Tod des einzelnen Menschen, der den Tod nur als Sold der Sünden erleidet, an sich keine Sühnkraft liege, hat er auch die wahrhafte Bedeutung des allem kräftigen Todes Christi nicht in ihrer vollen Bedeutung hervorheben können. Der Vf. hat die Negativität des Geistes, der in seiner ewigen Macht den Tod durch den Tod, die Negation durch die Negation besiegt, nicht entwickelt. Der Hauptnachdruck, der in jener Collision auf das leibliche Leben und dessen Tod gelegt ist, führt zugleich die Betrachtung ab von der Abstraktion des Geistes, in die er durch den Gegensatz gefallen ist und von dem Tode, in dem der Geist seine Abstraktion verläßt und von sich abthut. Daher geschieht nach dem Vf. die Sendung des heiligen Geistes nach der wirklichen That der Vermittlung ganz äußerlich, abgesondert und nachträglich zum Erlösungswerk, weil es gerade so „die Bedürfnisse

der Menschheit verlangten". Und trotz dem, daß der Vf. die Entwicklung mit Nothwendigkeit aus dem menschlichen Leben und Bewußtsein hervorgehen lassen will, und trotz dem, daß er so eben auf jenen Bedürfnis der Menschheit aufsteht, läßt er dennoch Gott den heil. Geist senden, "so daß die Menschen selber darum besorgt sind". In dieser ungewissen und unsichern Schwärze verharrt das Verhältnis Gottes und der Menschen in der weiteren Darstellung; Gott und der Mensch bleiben ungeachtet aller Bemühung des Vfs. zur Einheit durchzudringen, einander äußerlich:

Indem nun der Vf. zu den einzelnen Sakramenten übergeht, um ihre Nothwendigkeit aus dem menschlichen Bewußtsein heraus zu konstruieren, setzt er deshalb die Taufe als nothwendig, weil der Glaube jenes mittelbare Absterben der Sünde auch im äußeren Leben offenbaren und die Thätigkeit des innern Lebens beim Absterben der Sünde auch das äußere Leben durchdringen lassen müsse (§. 107.). Denn das äußere Leben soll nicht mehr wie im Stande der Sünde dem innern fremd bleiben, sondern ihm als Organ dienen und ihm entsprechen. Es soll das äußere Leben weder als etwas Fremdes, Gleichgültiges, oder als etwas Nichtzuüberwältigendes dem innern entgegenstehen, noch soll es keineswegs zerstört werden, sondern es soll der Leib dessen sein, der mittelbar gestorben ist. Diesem mittelbaren Tod des Menschen der Sünde entspreche das mittelbare Begräbniß des Leibes in der Taufe.

Der Vf. stellt somit die Begräbniß als die erste Verwirklichung des innern Lebens des Glaubens, als die erste That und als den wirklichen Eintritt des Glaubens in seine Welt dar. Der Glaube, der vor der Taufe im Innern noch eingeschlossen auf seine Geburt wartete, ist jetzt an das Licht getreten und der Mensch wiedergeboren zum neuen Leben. Die Taufe ist daher nach dem Vf. weder als ein leeres Zeichen anzusehen, das nur etwas Fremdes bezeichne, noch als ein magischer Akt, der zu etwas eben so Fremdem einweihet, sondern als der Akt, in dem der Mensch durch den Glauben in seine Welt, die ihm von Gott gegeben und bewahrt ist, eingeht.

Wie ernst der Vf. das Bestreben hat, zur Erkenntniß der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur zu gelangen, besagt er durch die Innigkeit, mit der er die Lehre vom realen Genusse Christi im Abendmahl zu begründen sucht. Jeder Lehren, sagt er, welches sich zeitlich entwickelt, hat auch zum Wachsthum seine eigenthümlichen Funktionen, in denen es sein Element, d. i. sein Alimant, aufnimmt. So nimmt sich auch der Mensch in seiner Nahrung seines Lebens Element und zwar sein ganzes, gesamtes Leben, des innern, sowohl, wie des äußern. Denn auch sein inneres Leben, wie es sich in der Zeit entwickelt, bedarf hierzu der Elemente seines Lebens, die er aus der Nahrung durch seine eigene Kraft entnimmt. Wie nun das gesamte Leben des Menschen, das innere, wie das äußere, nur Ein Leben ist, so ist es auch Ein und dieselbe Nahrung, welche

als Alimant des gesamten Lebens dient und woraus das innere wie das äußere Leben sich sein Lebenselement durch seine eigene Kraft entnimmt. Da aber im Gegentheile gegen das frühere Leben, in dem alles Essen nur ein Essen des vergänglichsten Lebens war, das Leben des Menschen durch die Taufe ein wiedergeborenes geworden ist, so muß auch dieses Leben, welches ein ewiges ist, sein Lebenselement sich nehmen und zwar ganz ebenso wie das vergängliche Leben durch dieselbe Funktion und durch dieselbe Nahrung des menschlichen Lebens, nur daß es ein ganz anderes Element aus seinem Alimant entnimmt. Denn auf die Nahrung kommt es hierbei nicht an, sondern allein auf die Kraft des Lebens, das aus jeder Nahrung sich seine Elemente aneignet. Da dieses neue Leben des Wiedergeborenen das Leben Christi selber ist, so muß es durch seine eigene Kraft sich sein Element, Christus selbst, nehmen. Wenn der Vf. auch hier eine ungetroffene, unmittelbar verbundene, wie er sagt, gleichbedeutende Sättigung des neuen und des früheren Lebens annehme, so würde er in jene Unsättlichkeit der Sehnsucht verfallen, die Novalla als das mysteriöse Geheimniß derselben so unbefriedigend führt und die im ganzen Universum Fleisch und Blut des Geliebten zu genießen hungert und düstert. Aber der Vf. nimmt, indem er das neue Leben den Tod des früheren nennt, neben dem Mahl des vergänglichsten Lebens ein anderes, abgesondertes Mahl an, ein heiliges Mahl, in dem das neue Leben sein Lebenselement empfängt (§§. 170—174.).

Wie nun der frühere Mensch den Leib sich zum Leib der Sünde zu bilden trachtete, und wie im alten Leben Leib und Geist aus derselben Nahrung ihr Element sich aneigneten, so muß auch das neue Leben Leib und Geist durchdringen und beides aus derselben Nahrung das Mittel zum Wachsthum ziehen. Da aber durch die Sünde der Gegensatz zwischen Leib und Geist getreten war und der alte Mensch den Leib, der zum Organ des Geistes geschaffen war, untüchtig machte zu seinem wahren Dienste und ihn vielmehr zum Vollzieher seiner eigenen Gedanken sich auszubilden suchte, so hat auch der Geist des neuen Menschen das Streben, sich ein Organ seiner Thätigkeit zu bilden. Aber nicht mehr ist ihm jener vergängliche, abstrakte Leib genug, sondern er setzt sich seinen eignen Leib. Mit dem Wachsen des Geistes wächst auch der geistige Leib, indem daher in jenem heiligen Mahl der neue Mensch seines Lebens Element ist, so ist er auch das Element seines neuen geistigen Leibes. Er ist seines unsterblichen Fleisches und Blutes Element, welches, da sein Leben und seines Lebens Element Christus ist, auch Christi Fleisch und Blut ist" (§. 201.).

Wir können nur noch kurz erwähnen, daß der Vf. am Ende als den Begriff der Sakramente, deren Zahl er hoch gegen die katholische verteidigt, aufstellt, daß sie "Gedanken, Tugend und Heiligungsmittel" seien (§. 249.). Die Unbestimmtheit, in welcher Hand sie denn Mittel seien und wie sie sich an den zu vermittelnden wenden, ist durch die ganze Art und Weise seiner Darstellung herbeigeführt. Wir wollen nur noch dem Hrn. Vf. für die wahrhafte Erquickung danken, die wir aus seiner Liebe zur lutherischen Lehre vom Abendmahl, die die Triebfeder seiner ganzen Schrift bildet, geschöpft haben. Diese Liebe zu einer Lehre, die auf den Erkenntniß der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur fest und sicher beruht, wird den denkenden Vf. gewiß dahin führen, den Weg durchzumachen, auf dem es allein zur Erkenntniß des Genusses kommt zu dem Gott, der da Mensch ist, sich darbietet. Zu dem Zweck aber wird er zuvörderst seine Anhänglichkeit an die Mystiker, wie es scheint der letzten Zeit des Mittelalters und des siebzehnten Jahrhunderts, die sich nicht nur an einzelnen Stellen seiner Schrift, sondern am Festhalten am endlichen Bewußtsein, daß der Mystiker immer etwas von dem Aufheben und Loslassen desselben nicht von sich lassen kann, diese Anhänglichkeit wird er aufgeben müssen und sich an die Wissenschaft wenden, die das Mysterium der Negation lehrt.

September 1833.

LXIV.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die numismatische Geographie und die neuesten Hilfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. Sickler. Cassel 1832. II. 8.

Gleichwie in der Behandlung der Geschichte seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche begonnen hat, so mußte dies als eine nothwendige Folge davon auch in der Behandlung der Erdkunde der Fall sein. Erst in der jüngsten Zeit hat sich die Erdkunde auf einen wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkt emporgeschwungen und einen wissenschaftlichen Charakter erhalten. Als vergleichende Erdkunde und durch ihre Beziehung auf die Geschichte des Menschen ist die Erdkunde nicht minder wie die Geschichte begreifende Erdkunde geworden und hat aufgehört, ein todttes Aggregat von allerlei Nachrichten über den Zustand der Erdoberfläche und seiner Bewohner zu sein. Mit diesem Sichemporbeiten der Geographie im allgemeinen aus dem chaotischen Wüste verschiedenartiger Notizen über die Erdrinde war es auch nothwendig gegeben, daß ein größeres Interesse für die Behandlung der alten Geographie erwachte, eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer hat sich seitdem mit der Behandlung dieses Zweiges der Alterthumswissenschaft beschäftigt. Im allgemeinen sind es zwei Hauptstandpunkte, von denen aus die alte Geographie betrachtet werden muß, einmal ihre Beziehung auf die klassische Zeit, und zweitens ihre Beziehung auf die Gegenwart, oder unser Verständniß jener alten klassischen Zeit. Den ersten Standpunkt hat man lange übersehen und unbeachtet gelassen, darum mußte aber auch die alte Geographie lange dunkel und verworren bleiben, es wurde viel willkürliches in die Anschauungen der Alten hineingetragen, neue Irrthümer kamen zu den alten, und zwar um so mehr, da man die geographischen An-

schauungen verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völkerschaften oder die bei den Alten sich fortentwickelnde Kenntniß der Erdkunde zu Einem System verschmolz und mit der Zeitansicht in Einklang zu bringen suchte. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, mit dem Erwachen der historischen Kritik die Vorstellungen der Alten zu beachten, seit der Zeit eines J. H. Vofs beginnt erst die kritische Behandlung der alten Geographie; seitdem unterschied man die verschiedenen geographischen Systeme der Alten in ihrer historischen Fortentwicklung von den Systemen der Homerischen und Herodoteischen Erdkunde bis zu den Systemen eines Eratosthenes und Ptolemaeus. Natürlich konnte die alte Erdkunde erst so ein fruchtbarer Zweig der Philologie werden, ein unentbehrliches Studium für die Geschichte des menschlichen Geistes und die nothwendige Grundlage für die Erdkunde überhaupt. Aber diese Behandlungsweise erschöpft noch nicht das Feld der alten Geographie. Außer den Anschauungen der Alten kommt noch der Schauplatz der alten Geschichte selbst in Betracht, wir wollen auch den Antheil kennen lernen, den dieser an der Entwicklung der Völker und Staaten gehabt hat, da sich erst daraus das ganze Leben eines Volks nach allen seinen Beziehungen erkennen und begreifen läßt. In dieser Beziehung ist nun das Studium der alten Geographie basirt auf die Forschungen der neuern Zeit im Gebiete der Erdkunde. Beide Behandlungsweisen der alten Geographie sind immer genau mit einander zu verbinden, nur daß in der Behandlung eines einzelnen Theiles der alten Geographie mehr der eine oder der andere Standpunkt zu berücksichtigen ist. Ein Hauptmangel des gelehrten Werkes des fleißigen Mannert, der uns zuerst mit einer großen allgemeinen Erdkunde der alten Welt beschenkt hat, ist unstreitig, daß zu wenig auf die Forschungen der neuern Zeit Rücksicht genommen ist, und der Verfasser der vorliegenden

Schrift, die sich im allgemeinen, wie es nicht zu verkennen ist, an die Forschungen Mannerts anschliesst, hat diesen Mangel, so weit als es dieses Werk nach seinem Umfange und Zwecke zulieft, aufzuheben gesucht. Freilich hätte, wie sich dies weiter unten näher ergeben wird, noch manches gethan werden können, um dies Buch dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft völlig angemessen zu machen, indem weit mehr auf die charakteristischen Naturformen hätte hingewiesen werden können, von denen ja doch in der alten Zeit vornehmlich die historisch-politische Geographie und Ethnographie völlig abhängig ist. Denn wenn auch die Bildung der neuern Zeit die Naturverhältnisse meist überwunden, und von sich abhängig gemacht hat, so war doch im Alterthum das umgekehrte der Fall, indem die Natur die historischen Verhältnisse domirte. So zeigt es sich noch jetzt in Asien, wo sich von je an die historischen Erscheinungen immer den gegebenen Naturverhältnissen haben unterordnen müssen, und wo das geographische und ethnographische sich so durchdringt und gleichsam in einander verwachsen ist, wie sonst nirgends auf der Erde. Der Verf. hat sich in der Vorrede über die Hauptgesichtspunkte ausgesprochen, die ihn in der Behandlung seines Werkes geleitet haben. Erstens hat er Rücksicht genommen auf die durch die Denkmale der Alten dargebotenen Hilfsmittel, auf die Numismatik, die Inscriptionen und die Denkmale der Architektur, zweitens auf die historisch-ethnographischen Verhältnisse der Bewohner der alten Welt, drittens auf die bei den Alten vorkommenden Namen, und viertens auf die vorzüglichsten litterarischen Hilfsmittel bei den einzelnen Theilen der alten Geographie. Auf den dritten Punkt oder auf die Namen und deren Entwicklung, wie der Verf. sich ausdrückt, ist ganz besonders Rücksicht genommen. Dies ist allerdings sehr zu loben, denn es stammt, wie auch der Verf. bemerkt, ein großer Theil derselben aus dem entferntesten Alterthume, viele derselben befinden sich bis auf den heutigen Tag noch im Munde des Volks, wenn schon die Quellen längst verschwunden sind, aus denen sie ihren Ursprung genommen haben. Aber man muß hier hinzufügen, daß dies ganz vornehmlich nur die orientalische Erdkunde betrifft, wo sich die uralten und meist charakteristischen Namen trotz aller Revolutionen, die der Orient in anderer Beziehung erlitten hat, mit der größten Vivacität bis jetzt erhalten haben,

und wo bekanntlich die volksthümliche Erdkunde eine ganz andere als die gelehrte ist. Nach des Verf. Ansicht sind aber die älteren geographischen Namen mit wenigen Ausnahmen Bezeichnungsnamen, deren Entstehungsgrund lediglich in der örtlichen Beschaffenheit und in andern Eigenthümlichkeiten der durch sie bezeichneten Gegenstände liege, und somit belehre der Name nicht bloß über die Natur einer Lokalität, sondern auch über das Volk und die Sprache, in der die Benennung gebildet wurde, und daher seien auch mehrere geographische Namen nicht selten bedeutende Denkmale in der Völkergeschichte selbst. Der Verf. sucht sich zwar von dem Vorwurf einer etymologischen Willkür frei zu machen, aber in wie weit ihm dies gelungen ist, wird die Folge lehren. Ferner bemerkt der Verf. bei diesem Punkte, daß es so ziemlich evident sei, daß den geographischen Kenntnissen der ältesten Griechen, vorzüglich bei den nicht griechischen Länder- und Völkernamen frühere Traditionen und Benennungen zum Grunde gelegen haben, die ursprünglich nur in einer Sprache abgefaßt sein konnten, welche, wenn sie auch nicht die Sprache der Phoenicier selbst, doch eine in der Urzeit des Alterthums allgemein bekannte und verbreitete gewesen sein müsse, die auch mit jener in naher Verwandtschaft gestanden haben werde. Da wagt sich aber der Verf. auf ein sehr misliches und verrufenes Feld, denn wenn das Etymologisiren schon an sich bei historisch-geographischen Sachen ein Verdacht erregendes Unternehmen ist, sobald nicht andere Umstände hinzutreten, so muß das Mißtrauen gegen solches Verfahren noch vermehrt werden, wenn man bemerkt, daß wiederum der Semitische Sprachstamm, der dazu ohne Zweifel die besten Handlangerdienste thut, sich hergeben muß. Dieser Gedanke, die Namen von fast allen Lokalitäten aus dem Phöniciischen oder aus dem Arabischen abzuleiten, verfolgt den Verf. durch die ganze Schrift hindurch, und ist um so widerlicher, da man häufig nicht die geringste Beziehung zwischen der Bedeutung des Semitischen Wurzelworts und der Natur der Lokalität bemerkt, und man bei dem Unwillen gegen dergleichen Etymologien selbst zu der Meinung gekommen ist, nicht einmal den Namen Kadmus für die Bezeichnung eines Orientalen gelten zu lassen. Um so auffallender müssen aber dergleichen etymologische Ableitungen sein, da man eigentlich nicht begreift, wie Phönizische oder überhaupt Semitische Na-

men auf Lokalitäten sich fixirt haben in Gegenden, wo die Phöniciëer nie hingekommen sind, und wo erwieslich immer Völkerschaften von ganz andern Sprachstämme gegessen haben, und sollte man auch wirklich annehmen dürfen, daß Phöniciëer oder Semitische Kolonisten wegen ihrer weiten Verhückung über die Erde auch nach jenen von andern Völkerstämmen besetzten Landschaften hingekommen, so begreift man wieder nicht, wie die nur bei ihnen üblichen Bezeichnungen allgemeine Gültigkeit haben erlangen und so durch Tradition an die Griechen haben übergehen können, oder man muß eine ursprüngliche allgemeine Sprachidentität annehmen, wobei es denn aber wieder auffallend wäre, daß sich nach der allgemeinen Sprachconfusion nur so wenig vereinzelte Spuren der ehemaligen Einheit erhalten hätten. Zur Rechtfertigung des oben bemerkten mögen einige Beispiele dienen. Nach Th. I. p. 4. sollen die Hispanischen Iberier die jenseits des Meeres wohnenden sein von עבר, obschon dann dieser Name auch mit demselben Rechte den Keltischen Völkern zukäme, wogegen der Verf. p. 60. den Namen der Gallier von גלל (wandern) ableitet, die Auswanderer. P. 479. wird der Name Thracia, welches Land auch Perke bei den Alten heißt, von dem Worte פרק abgeleitet d. h. das von dem Asiatischen Kontinent abgerissene Land, und mit dieser Bedeutung des Namens Perke soll auch der Name Thrake stimmen, abzuleiten von פרע, das durchbrochene Land, womit denn der Name Bosphorus in Verbindung gesetzt wird. Durch die Seefahrten der Phöniciëer nach dem Pontus soll der Name einheimisch geworden sein, und daher werden auch sogleich mehrere andere Namen des Thrakischen Gebiets daran angeschlossen. Der Name Hämus wird abgeleitet von חמל tragen, daher der Himmelsträger oder Wolkenträger; auf ähnliche Weise soll der Scamius der Schutlerberg heißen von סחם nach Analogie des Atlas, und der Orbelus wird sogar zum Gottesberg gemacht von הר-בעל, er sei zu Ehren des Gottes Bel genannt, weil die Phöniciëer in ihm Metallgruben gehabt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXV.

Lieder von Karl Mayer. Stuttgart und Tübingen. Verlag d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. 319 S.

Wir dürfen in unserer Zeit, in der sich die volle Blume des

bewußten Denkens erschlossen hat, auch die Stimme des einfachen Naturängers nicht überhören. Seine frische Sangeslust muß vielmehr bewillkommenet werden, denn sie übt selbst auf das im ernstern Dienst der Wissenschaft verdüsterte Gemüth sicher einen wohlthätigen Einfluß. Meiter wie der luftige, leichtbeschwingte Wind fliegen und verfliegen seine anmuthigen Töne; klar und spiegelrein ergießt sich sein unbefangenes Herz, das in dem freundlichen Einklang mit dem Athemzug der spielenden Natur nichts von dem Stürme ahnet, in welchem der Geist sich die Offenbarungen tieferer Geheimnisse arrang. Oberdeutschland, zumal Schwaben, ruft dann und wann immer wieder noch einen neuen Liederkrieger hervor, der inmitten seiner romantisch gestalteten Naturverhältnisse eine einfach schöne Weise anstimmt, während das Lied, die unmittelbarste Ergießung subjektiver Gefühlsanregung, in Niederdeutschland seltener zu werden anfangt.

Eine erfreuliche Erscheinung unter Schwabens Lyrikern ist Karl Mayer, der Freund Uhlands, dem er seine Begeisterung verdankt, denn nach der Uhländharfe gesteht er selbst die selbige gestimmt zu haben, obwohl ein weit beschränkteres, untergeordneter Raum die Gegenstände für seine Muse liefert. Die ganze Liederpoesie Karl Mayers ist nichts als ein freundliches Accompagnement zu der Tonleiter der Jahreszeiten in ihrem Wechsel und Wandel. Seine bescheidenen Liedchen, von denen oft drei auf einer mäßigen Octavseite in vorstehender Sammlung Platz haben und keines mehr als zwei derselben einnimmt, gleichen den Wiesenblümchen, die zwischen dem Klee hinwuchern, einzeln betrachtet oft wenig wärzigen Duft oder eigenthümlichen Farbenschimmer entfalten, zusammen aber den frisch grünen Wiesenplan ganz freundlich zieren. Es ist nichts als die liebe freie Natur in ihrem frühlichen Blühen und Verblühen, die hier in aller Einfalt kindlicher Gemüthsanregung besungen wird, und die harmlose Kinderjacke freundlicher Stimmung steht dem guten Sänger gar anmuthig und schön. Frühlingslust, Luftgestäusel, Bienenschwärme, Abendtülle, Mondbeleuchtung, Erndtelust, Waldriede, Waldheimlichkeit, Bachesrieseln und Blumenfreude — das sind die Themata, die ohne künstliche Variation und doch in bunter Mannichfaltigkeit dem Sänger durch den Busen gehen und deren Feier von seiner gesunden, rosigrothen Lippe tönt. Mit stiller Rührung singt er von sich selbst:

„Schon seit frühen Knabenjahren

Bin, Natur, ich liebend dein;

All mein Leben wird bewahren

Unsere freundlichen Verein.

„Mein ist all dein süßes Blühen

Und dein Wolken ist für mich;

Deine Freuden, deine Mähen.

Machen wir zu eigen sich“.

Die zarte Befangenheit, die sich auch im Freundschaftsverhältnis zu Uhland des Dichters bemeistert, spricht sich nicht weniger der Natur gegenüber aus, und das stille Lauschen auf die Töne der Naturwelt, denen die entzückte Menschenseele freilich selber in ihrem sinnenden Träumen den Rhythmus unterschreibt

ist nicht leicht einfacher und naiver ausgedrückt als in folgenden Zeilen:

„Poetik“.

„Was Bäume hin und wieder säuelt,
Wie Bäche leis um Steine träuelt,
Was Wind und Schilf zusammenspricht,
Das ist wohl Alles kein Gedicht.
Und dennoch mein' ich, hier zu lernen,
Auch wagt es meine Muse nicht,
Von der Natur sich zu entfernen,
Die in so holden Zungen spricht.“ —

Der Natur gegenüber entstand dem Deutschen schon manches bedeutsame Lied, als Geisternachhall dessen, was sich gedankenlos und träumerisch in ihrem Schooße producirt. Hüty feierte am innigsten und tiefsten ihre stillen, geheimnißvollen Reize, denn er verwob Menschliches in das rein Natürliche, und in den dämmernden Silberstreifen seiner Sommermondnacht steigen die Liebesseufzer seiner sehnsüchtigen Brust in stiller Todesahnung auf und nieder. Novalis schwelgte üppiger am Busen und im Schooße der Jungfrau Natur, und wenn ihn, wie im magnetischen Schlaf gefangen, der betäubende Rausch anwandelte, glaubte er in diesem Irrwahn andächtig zu sein und zu beten. Matthiäson kannte weder das süße Verschmelzen der eignen Stimmung mit den flüsternden Geistern der Natur in dem Maße wie Hüty, noch die verschmachtende Naturschwelgerei, wie sie sich in Novalis culminirte; er copirte mehr Natursituationen und stellte sie in einen artigen wohlgefügtten Rahmen, obschon er von dem Anflug der Kränklichkeit, die seine Vorgänger in die Liederpoesie brachten, nicht ganz frei blieb. Die Parallele, die Natur und Geist in der deutschen Liederdichtung beschreiben, verläuft sich in Tieck's Lyrik auf eine eigenthümliche Weise mit ihren Endfäden in sich selber. Phantastische Willkür und Laune — die beiden Genien, denen Tieck's Muse häufig genug geopfert — treten bei ihm in einen wandersamen, oft gespenstischen und dämonischen Verkehr mit den Mächten der Natur. Die romantischen Schauer der Waldnacht gebraucht er als Symbole, um eine innere labyrinthisch verschlungene Gemüthswelt damit zu erklären und zu deuten. Diese beiden Elemente, die beiden Pole seiner Eigenthümlichkeit überhaupt, laufen in Tieck's lyrischen Gedichten neben einander hin und verlieren und verwirren sich in einander, wie zwei Räthsel, von denen das eine das andere lösen soll. Goethe's und Schiller's Lyrik, die sich in der lichten, tageshellen Menschenwelt ihre Stoffe schuf, verlor sich nie in die weiten Nebelregionen musikalisch-poetischer Träumerei, wie sie die Stufe der Kunst erzeugt, wo die Menschenseele sich mit der Natur identisch fühlt und beide in einander athmend, sich gegenseitig wie in somnambülen Entzücken zu erfassen und zu verstehen streben; eine Betrachtung der Goethe'schen und Schiller'schen Liederpoesie gehört also nicht gegenwärtig in unser Bereich.

Von jedweden Anflug einer kränkelnden Richtung in der deutschen Naturliederpoesie bleibt Mayr's Muse gleichweit entfernt. Nicht die Nachtseite der Natur und ihre dunklen Grauen kennt unser Dichter; nur ihre lichte Freundlichkeit besingt er mit leichter Gräze. Ein Wiesenthal mit Waldessäum, ein Flütchen dabei und eine Hütte im Grunde — das Plätzchen kennt und liebt er, und bleibt fast ohne Variation über ihm hangen wie eine steigende Lerche in ihrem unverrückten Schwebepunkt. Es ergiebt sich in seinen Gedichten nichts weniger als ein Reichtum an Gefühl, noch eine Fülle von Anschauungen, eher das Gegentheil von beidem; der Verkehr mit „Amsel, Bach und Blume“ repetirt sich, wie der Gegensatz vom weiten luftigen Feld und dem engen, dumpfen Stadtgemäuer, nur allzu oft: allein um so mehr Einklang und Gemüthsharmonie ist in seiner gesunden-Sängerbrust bei aller Zartheit der Empfindung, womit er für jedes Fäserchen und Hälmchen seiner Wiese schwärmt. Selbst dem belebten Staube, dem ein Sonnenstrahl und ein Wassertropfen zu einem kurzen Vegetiren verhilft, dem Insekten-schwarm, ist er hold und er ruft den kleinen, dürrigen Ge-
abspöfen zu:

„So, liebe Mücken, summt und singt
Mich in den Arm des Traums!“

Ein stiller Wandel im abendlichen Hain umschließt alle seine Wünsche, Gedanken, Gebete. Wie bekanntlich dem Lucilio Vanni zum Erkennen Gottes ein Strohalm genügte, so kauften sich — nicht an einem getrockneten, sondern an einem blühenden Halm des Grases alle seine Gefühle an und sein Ahaen der Nähe des Urwesens, zu dem sich, gewissermaßen pantheistisch, die ganze kindliche Seele des Liederdichters hinneigt. Tritt nur von Zeit zu Zeit, wie in dem Gedichte „Frühlingszweifel“, zwischen diesen Jubel über die Werdelust des Frühlings und über das Weben und Schweben der aufsprössenden Freude im weiten All der Natur — die leise Bangigkeit einer innern Stimme, der Geist finde die Gewährschaft und Bestätigung seiner Entzückung doch wohl nicht dort im Außenreich der natürlichen Welt, sondern lediglich in sich selber: — so können wir mit aller Ver-söhnung von unserem freundlichen Sänger hiermit Abschied nehmen, weil das Bewußtsein der Wahrheit wie eine stille Zuversicht in dem Hintergrunde seiner Seele, nicht vollkommen erschlossen und gereift, aber doch als ruhige Ahnung, wie eine schirmende Gottheit leise hervortaucht.

Seine „Wanderlieder“ geben den früheren Erzeugnissen gleicher Art, so erfreuliches auch in Wilhelm Müllers Gedichten schon geliefert ist, an Frische der Stimmung und lebendiger Heiterkeit kaum etwas nach, — und das, dünkt mich, leiht viel geleistet in einer so späten Litteraturepoche, wo bereits so manche naive und häßliche Richtung verkümmert dasteht, weil der sehnächtig dürstende Geist schon am Urquell tiefster Offenbarung im Reiche des Gedankens spö und sich sättigte.

F. G. Kühn.

September 1833.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die nördlichste Geographie und die neuesten Hilfsmittel bearbeitet. Von F. K. L. Sicker.

(Fortsetzung.)

Dennoch läßt es sich nicht im geringsten nachweisen, daß die Phönizier jemals in das Innere der Berglandschaften der Thracischen und Illyrischen Völker eingedrungen sind, und noch viel weniger, daß sie dasselbst Bergwerke hatten, wenn schon es nicht gelügnot werden kann, daß sie die Küste besuchten und auf der Insel Thasen Goldgruben angelegt hatten. Denn der heutige Name Argentar für den Orbelus der Alten hat bekanntlich einen ganz andern Grund, da er sich aus dem Zeiten des Mittelalters von den Italiänern herseht, die eben so wenig dort Bergwerke hatten als ehemals die Phönizier, indem es überhaupt gar nicht bekannt ist, ob in jenen centralen Hochgebirgsmassen der Thracisch-Illyrischen Landschaften Metalle gesucht worden sind, noch auch gesucht werden können. Ueberdies schließt sich der Name Haemus wohl weit eher an ähnliche Namen an, die im Gebiet des Indogermanischen Sprachstammes vorkommen, wozu doch unlängbar auch die Thracier nebst dem Illyriern gehörten, als an ein Semitisches Stammwort. Nicht mit Unrecht hat man an die Wörter *ἡμῶν*, *ἡμῶν* *ἡμῶν* und auch *Himalaja* (Schneegebirge) erinnert, wie auch der Haemus nicht selten mit dem Beiworte *ἡμῶν* vorkommt. Aber die Vorliebe des Verf. für die Semitischen Stammwörter führt ihn zu den sonderbarsten Ableitungen, wie wenn das *Nasto Rhodope* von *ἡμῶν* abgeleitet wird als das dem Haemus folgende Gebirge, und der Name *Pangäus* schließt an, welches alle übrigen Hauptgebirge der Thracisch-Illyrischen Ländergegend zusammenzufassen, obwohl dies gar nicht der Fall ist, und der *Pangäus* nur aus einer Reihe kleinerer Ketten besteht, die

gleichsam nur ein gegen Süden vorspringendes Vorgebirge bilden. Der Raum gestattet jedoch nicht, auf alle einzelne weiter einzugehen, und wir begnügen uns daher nur noch einige der am meisten charakteristischen Beispiele dieses Verfahrens beizubringen. Theil II. p. 270. wird der Name der Insel Creta von dem Phönizischen Worte *ῥῆτι* Bogenschützen abgeleitet, Creta ist also die Insel der Bogenschützen, womit allerdings die Angabe der Alten stimmt, daß die Creter gute Bogenschützen waren. Schwerlich möchte sich aber nachweisen lassen, daß in dem Worte *ῥῆτι* diese Bedeutung liege, da die Crethi in der Leibwache des Königs David bekanntlich Scharfrichter oder Schwerdtträger und nicht Bogenschützen waren. Zahlreicher werden aber bei dem Verf. die Ableitungen der geographischen und ethnographischen Namen Asiens aus dem Semitischen Sprachstamm. P. 318. soll der Name Lydien von dem Worte *ῥῆτι* kommen, welches sich biegen oder gekrümmt sein bedeutet wegen des eigenthümlichen Laufes des Maeander, und doch lag das ursprüngliche Lydien nicht sowohl an diesem Flusse als vielmehr an dem mehr nördlichen Hermus oder zwischen dem Flusse Hermus und dem Gebirge Tmolus, und zugleich wird der Lydische Völkernamen der Maeonen von dem Worte *ῥῆτι* im Arab. Wasser abgeleitet, als wenn das ganze Ionische Littorale längs des Aegeischen Meeres eine große Strom- und Wasserlandschaft gewesen wäre. Eben so willkürlich ist unlängbar die Ableitung der Namen der Phrygier, Paphlagonier und fast aller übrigen Kleinasiatischen Völker, da nur ein gewaltsames Hineintragen fremdartiger Vorstellungen in ihre Namen dies Verfahren rechtfertigen kann. Und wenn der Verf. bei der Ableitung des Namens der Kappadokischen Hauptstadt Mazaka und des dabei liegenden M. Argaeus p. 403. bemerkt, so weit habe sich der Phön. Hebr. Sprachstamm durch Klein-Asien erstreckt, so ist dies noch eine schwer zu beweisende Sache, die keineswegs durch

das Vorkommen des Völkernamens der Leukosyrer im östlichen Kleinasien abgemacht wird, indem nach allem, was uns bekannt ist, die Gesamtbevölkerung des Kleinasatischen Gebiets, nicht bloß die im Westen des Halys, sondern auch die im Osten desselben bis nach Armenien, nicht auf den Semitischen, sondern vielmehr auf den Iranischen oder überhaupt den Indogermanischen Sprachstamm hinweist. Wie Hyrcanien p. 435. zu einem Semitischen Namen komme, und das lang-gedehnte Land bezeichnen könne, ist nicht ganz einleuchtend; mit Unrecht bezieht sich der Verf. auf den Namen der Hauptstadt Zadrakarta, wo der zweite Theil des Wortes, Kartha, schwerlich den echt Phöniciischen Ursprung andeutet, indem dies Wort, wie so manche andere dem Iranischen und Semitischen Sprachstamme gemeinschaftlich gewesen sein muß, wie z. B. erhellt aus Kyroskartha, Tigranocerta und Vologasocerta. Noch auffallender sind die Ableitungen der Namen Bactria von 𐎠𐎼𐎡𐎹 , Gebirgsthäl, und Sogdiana von 𐎲𐎠𐎧𐎺 das zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes gekrümmte und gebogene Land, da bekanntlich der Name Sogdo schon in den heiligen Zend-Schriften der Parsen vorkommt, und somit eine Semitische und überdies ganz unpassende Etymologie wenig begünstigt. Auf ähnliche Weise verfährt der Verf. mit allen übrigen Namen der Landschaften und Städte des Iranischen Hochlandes wie mit Ecbatana angeblich der Felsenpallast, Persis das durch abgebrochene Felsengebirge zertheilte Land, Carmania das Weinbergsland, Gedrosia das ummauerte Land, Arachosia das verbrannte Steppenland, so daß man zuletzt nicht mehr weiß, ob der Sprachstamm der Iranischen Völker ganz mit dem der Semiten zusammenfalle, oder ob alle diese Länder einmal von den Phöniciern besetzt worden sind, da doch die meisten dieser Namen sich in den alten heiligen Schriften der Parsen wiederfinden, und die Zend- und Pehlwi-Sprache von dem Semitischen Sprachstamme wesentlich verschieden war. Auch die Inder p. 496. gehen nicht leer aus, und die mächtigen Alpengebirgsmassen des Paropamisus, Imaus und Emodus müssen sich in ihrer Bezeichnung Semitischen Stammwurzeln anschließen; ihre Phöniciischen Namen sollen nach des Verfa. Meinung p. 498. die Griechen aus den angeblichen Phöniciisch-Tyrischen Karavanenitinerarien entnommen haben, wobei es dann nur immer auffallend bleibt, daß die Phöniciier alle und jede Lokalität mit Appellativen Ihrer Sprache bezeichnet haben, da man

doch vermuthen sollte, daß sie sich entweder der einheimischen Namen bedient haben würden, wie man es aus den neuern Zeiten weiß, oder auch besonderer Eigennamen. Weit mehr Recht hat der Vf. den etymologischen Weg einzuschlagen bei dem Theilglossar des Werkes, der von dem Semitischen Tief-Asien handelt, aber auch dort muß man vorsichtig sein, und sich vor Willkür hüten, weil uns häufig alle Prämissen zu solchem Verfahren fehlen.

Das Werk zerfällt eigentlich in zwei Theile, in einen allgemeinen und besondern Theil, von welchen ersterer Theil I. p. 1 bis 64 behandelt wird. Hier giebt der Verf. die Grundzüge der Geschichte der alten Geographie und zwar nach vier Hauptmomenten derselben, nemlich die mythische, historische, systematische und mathematische Geographie, welche durch Herodot, Eratosthenes und Ptolemaeus bestimmt werden. Aber wenn man schon im allgemeinen bemerken muß, daß dieser Theil noch etwas reichlicher hätte ausfallen können, weil die historische Entwicklung des Begriffs der alten Erdkunde viel zur Erläuterung des einzelnen beiträgt, wie z. B. die Systeme eines Herodot und Strabo; so muß es noch um so mehr befrachten, daß hier bei den sonstigen Beziehungen auf das Orientalische doch eine Darstellung der Australisch-Aethiopischen und der Orientalisch-Semitischen Weltkunde ganz übergangen ist, da, wenn auch über die erstere, über die Weltkunde der Aethiopen zu Meroe und der alten Aegypter nicht viele Nachrichten vorhanden sein sollten, doch die Darstellung der Phöniciischen Weltkunde nicht bloß an sich von der höchsten Wichtigkeit, sondern auch für die nachfolgenden Beziehungen in diesem Werke höchst nothwendig gewesen sein würde. Der Vf. beginnt sogleich mit der Homerischen oder mythischen Weltkunde, macht dabei mit Recht auf den Unterschied der sogenannten gekannten und gedachten Erdkunde aufmerksam und unterscheidet wiederum zwischen der rein mythischen, der conjecturirenden und beschreibenden Geographie oder der Weltkunde der alten Dichter, der alten Ionischen Naturphilosophen und der Ionischen Logographen. Bei Herodotus, dem Hauptrepräsentanten der historischen Geographie, wird eine genauere Darstellung seines Systems, vornehmlich nach den schönen Vorarbeiten dazu, gewiß wünschenswerth gewesen. Angegeschlossen hat der Verf. an diese historische Darstellung der alten Geographie die Hauptvor-

Einleitung zur geographischen und physikalischen Geographie des Alterthums. Der Verf. über die Eintheilung der alten Welt in die bekannten Erdtheile und erläutert deren Umfang und Namen. Scharfsinnig ist die Ableitung des römischen Namens Asia von dem sanskritischen Asya, welches im Alterthum Asien für sich haben, da die Ableitung des Namens Europa von Ewropa die einzig genügende ist, wenn sich nämlich bestätigte, daß jenes Wort außer der gewöhnlichen Bedeutung von mächtig sein auch die des Glänzens und Strahlens habe. Asia wäre so im Gegensatz gegen Europa als das Land der Dunkelheit (Ewropa) das Hellenen, das Land des Glanzes oder Sonnenaufgangs gleich wie Anatolia. Aber es bleibt diese Ableitung immer sehr zweifelhaft, um so mehr, da der Name Asia nicht wie der von Europa von Anfang an im Allgemeinen, sondern ursprünglich auf zwei Lokalitäten flaine vorkommt, wo die Phrygier, von denen der Name doch hergegangen sein muß, wohl schwerlich angesiedelt sein konnten, nämlich am Nordfusse des Kaukasus, wo die alten Völkerstämme der Asier und Asburgianen, das mythische Aeneas und Argas, mit den Asen zu Hause gehörten, und wo ohne Zweifel der Gegensatz der beiden Namen der Erdtheile sich an den Gegensatz der beiden grandiosen Naturformen des Alpengebirgslandes und des pontischen Flachlandes angeschlossen, und dann am Ionischen Litorale am Aegeischen Meere, wo der Name Asia als in die ältesten Griechischen Mythen verweben erscheint. Fragen wir aber nun, ob diese Eintheilung vom Standpunkte des Alterthums aus richtig, und für die Darstellung der alten geographischen und ethnographischen Verhältnisse zweckmäßig sei, und da möchten sich wohl vier Hauptparthien heraussondern lassen, so wie auch jetzt noch die Erdtheile eigentlich aus vier wesentlich verschiedenen Erdtheilen besteht, wenn man gewöhnlich auch nur drei unterscheidet. Man muß nämlich unterscheiden einmal den Orient oder Asien, und zwar im alterthümlichen Sinne, so wie es schon Herodot aufstellt, das

ist das heutige West-Asien, das die Alten eigentlich erst nur gekannt haben nach dem Umfange des alten Achaemeniden-Reiches mit Einschluß von Arabien. Die Grenzmarken dieses Asiatischen Orients waren das Indische Tiefland mit dem Stromsysteme des Indus, wo das Reich unter Persischer und nachher unter Griechisch-Baktrischer Herrschaft gestanden hat, und das Baktrische Tiefland, oder das Stromsystem des Oxus und Jaxartes, bis wohin sich nach Strabo der Indische Völkerstrom erstreckte und um die Grenzbegrenzungen des Reiches gegen die terra incognita Ost-Asiens waren. Alles übrige von Ost-Asien, die fragmentarischen Nachrichten über Indien, das Mongolische Hochland und über das Seren-Land konnte nur als Anhang angeschlossen werden. Zweitens dann der Süden der alten Welt, Afrika oder nach der charakteristischen Bezeichnung der Sudan. Drittens der Oecidus der alten Welt, Europa, soweit er von ansässigen Völkern bewohnt ward, die in politischer Beziehung eine Rolle spielen, d. h. das ganze südwestliche gebirgige Europa von dem Pontus an über Germanien hinaus bis zu den Britischen Inseln. Viertens der Norden der alten Welt, das flache Ost-Europa nebst dem russischen West-Asien um den Pöntus und das Kaspische Meer herum, die Heimath der nomadisirenden Scythischen und Sarmatischen Völkerschaften.

Indem wir nun dem Verf. nicht bei den einzelnen Untersuchungen folgen können, wollen wir uns darauf beschränken, den Gang seiner Darstellung zu beurtheilen, um nachzuweisen, wie durch eine zweckmäßigere Methode ein weit anschaulicheres Bild der alterthümlichen geographischen und ethnographischen Verhältnisse sich ergebe, als es bei der willkürlich aneinander gereihten Darstellung der einzelnen Parthien sonet gewöhnlich der Fall ist. Der Verf. beginnt wie man es fast stets findet, mit Europa und zwar mit Hispanien, dem äußersten Hesperien der alten Welt. Es wird dabei stets eine vollständige Uebersicht über die Namen der Länder und Völker gegeben, über ihren Umfang und Grenzen, über die Gebirgsgruppen, über die Stromsysteme, mit steter Beziehung auf die neuern Namen, sodann folgen die ethnographischen Verhältnisse, die Angaben über die Eintheilung der Länder nach den verschiedenen Zeitaltern und das topographische Detail.

(Der Beschluss folgt.)

LXVI.

Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. Leipzig, P. A. Brockhaus. 1833. 309 S. 8.

In dem ansehnlichen Gewand einer leichtlichen Roman-empfangen wir durch dieses Buch eine inhaltsschwere Mittheilung. Die Angabe „aus den Papieren eines Diplomaten“ könnte der Form nach erdichtet sein, und sie dürfte dem Wesen nach gleichwohl richtig bleiben, denn diese Blätter bezeugen ihren Verfasser: als einen klugen und eindringenden Beobachter der vornehmen Gesellschaft- und Staatswelt, die sich seinem Anschauen darbot, und nicht alle Diplomaten dürfen ein Stillschauer sein, so wesentliche Verhältnisse gleich herauszufinden und sicher auszusprechen, als hier in Betreff Russlands vielfältig geschehen ist. Daß ein Augenzeuge spricht, läßt sich nicht bezweifeln, und seinen höheren Standpunkt bezeichnen die milde Ruhe, der bei aller Strenge mancher Urtheile doch freundliche Sinn, wie mächtige Sagen die seltene Zucht, die dem klaren Sinne verbreitet sind. Wenn uns jemand versichert, ein Fremder habe beim Niederschreiben dieser Papiere die Feder geführt, so hätten wir dagegen nichts einzuwenden, und der männliche Gehalt wäre deshalb nicht geringer anzuschlagen.

Die Schilderungen der vornehmen Welt finden in allen Ländern so ziemlich denselben Stoff, und werden auch größtentheils dieselben Resultate liefern, allein schon das Allgemeine bildet sich überall doch immer ein, eigenthümliches Regendes, was das hier als Russisch, oder genauer zu reden, als Petersburger, gleich genug hervorgehoben wird. Die äußersten Spitzen dieser Erscheinung werden uns gezeigt, und zugleich ihr tiefster Grund enthüllt. Ueber einige Verhältnisse, an welchen das Russische Staats- und Einzelleben noch seltsam wie mit größer Unbefangenheit die schlichte Wahrheit ausgesprochen, wie man sie selten findet.

Als eigentliche Mitte des Ganzen und als Hauptfigur dieser beweglichen Gruppen erscheint die edle, feste Gestalt des Generals von Klinger, der redend und handelnd eingeführt wird. Dieser ehrenwerthe Landsmann, welcher den Ruhm deutscher Redlichkeit und Treue während eines langen Lebens durch sein strahlendes Beispiel im unsichern Auslande herrlich bewährt hat, ist unseres Wissens noch nie so gründlich geschildert, so ganz in seinem tiefsten Wesen erfasst und erklärt worden. Unser Autor muß den trefflichen Mann genau gekannt haben, von dessen Geist und Ansichten gewiß manches in diese Blätter übergegangen ist. Nicht minder anziehend und wichtig ist die Charakterzeichnung, welche uns in das reiche Gemüth des Kaisers Alexander blicken läßt, und uns mit den innigsten Theilnahme für den wahrhaft edlen und lebenswürdigen Monarchen erfüllt, dem ein höheres Streben entschieden inwohnte, und grade deshalb persönliches Glück in seiner hohen Stellung ver-

zagt blieb. Das Geschickswort, das dieser wichtige Mann schließt, über die von ihm gemachten Erfahrungen, die sich in Alexanders Regierung gezeigt haben, Ueber das Verhältniß zur Frau von Krüdener wird hier mehreres mitgetheilt, was wir für wahrhaft ganz genau glauben dürfen, und dabei noch nicht zu weit ausgedehnt werden. Daß Frau von Krüdener nicht ohne Einfluß auf die Politik der Kaiserin gewesen, vermuthete die Welt, und keine Welt, aber die Kaiserin, die sogar ihre Freund Bergasse ihr verworfen, das war ein Geheimniß war, als die berühmte Gaukelei mit der Seele Labédoyère's angestellt wurde, und späterhin von diesem Auftritt im Verlaufe bekannt, er habe sich ordentlich geschämt, ein so plummes Spiel zu spielen. Eine Note, daß der Fürst Hardenberg, in Paris die Aemerkungen von der Kaiserin, dem Kaiser Alexander durch seinen Leibknecht Grafen Kesselberg mitgetheilt habe, scheint uns nicht ohne nähern Erweis anzunehmen.

Die Ansichten des Verfassers über Welt und Leben zeugen von einem redlichen, wahrheitsliebenden Sinn, der weit um sich schaut in seiner Zeitungebung, und doch eben so gerä, wie Geduld hat, und eben so, die Ungelegenheit des Gemüths unter der Last der Gegenwart zu ertragen. Ein solches Buch wird in jedem Parthei-Geist, wie z. B. die Parthei des Kaiserthums, der Thronen von England, mit einem neuen Vorgange, das Isidore Mörke, Händel und Holzmair eine gänzlich verschiedene Bewandnis hatte, und was es. Wiesens, auch im geringsten nicht von der Einwirkung gewesen ist, die ihm hier beigemessen wird.

Als einen artigen Gedanken, dessen Ausführung gar nicht über wäre, führen wir folgende Stelle an: „Ich möchte wohl, daß die Geschichte der Kaiserin, so wie vorstehende Geschichte, jedem, der sich mit der Kaiserin verstand, die vor fünfzig Jahren als noch gut, wie uns, aber verfallen und wie Kontrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden, und jetzt als Gemeingut durch alle Klassen der Gesellschaft bekannt und verbreitet sind. Ein solches Buch würde viel zu denken geben, und nach fünfzig Jahren würde sich ein zweites Theil, das sich schreiben ließe, von diesem Inhalt wie jetzt gleiches vorzubringen.“

Die von allgemeinen Schilderungen und Betrachtungen durchflochtene Liebesgeschichte ist in möglichst einfachen, ohne gesuchte Abenteuerlichkeit herbeigeführten Auftritten und Entwicklungen glücklich zu einem befriedigenden Ende gebracht. In der als handelnd oder sprechend mitwirkenden Figuren bestanden Personen, zu verstehen, dürfen wir uns nicht erlauben, sondern schenken, vielmals, so gut es geht, die Aufmerksamkeit und lebhaften Blicken des Lesers.

Jahrbücher

für

Wissenschaftliche Kritik.

September 1833.

Handbuch der alten Geographie mit Rücksicht auf die mathematische Geographie und die astronomischen Hilfsmittel bearbeitet von F. K. L. Schöber.

(Schluß.)

Aber diese zerstückelnde Darstellung nach den einzelnen Ländern hat einen großen Nachtheil für die richtige Anschauung der Natur- und Völkerverhältnisse. Die großen Naturtypen, zu welche sich alle ethnographischen und meist politischen Verhältnisse anschließen, sind keineswegs gehörig beachtet worden, und doch kann die alte Erdkunde keine fruchtbare Disciplin sein ohne eine Rücksicht auf die neuere Erdkunde und ohne die Vergleichung beider. Um mit Asien zu beginnen, so enthält der Verf. diesen Erdtheil in drei Theile, das Halbinselland, und das nördr., oder das continentale Asien, und behandelt letzteres wieder in vier Theilen, nämlich Nord-Asien oder die Kathasischen Länder, den Kolchisch-Iberischen Isthmus mit dem Asiatischen Sarmatien, dann Nordost-Asien oder Hyrtanien, Mergiana, das Baktrische Tiefland nebst dem doppelten Egypten und Syrien, dann Süd-Asien oder Armenien nebst den Ländern am Euphrat und Tigris, die Landschaften des Hochlandes Ariens nebst Indien und dem Lande der Sines; und zuletzt Südwest-Asien oder das heutige Syrien nebst Arabien. Diese Anordnung zerstreut jedoch alles wesentlich zusammengehörige und läßt die physikalischen und ethnographischen Verhältnisse gar nicht erkennen. Die großen Gegensätze des Iranischen und Semitischen Völkerstammes in Asien, in politischer, religiöser und intellektueller Beziehung, die mit ihnen Naturtypen fast ganz und gar zusammengehören sind, und nur durch ihre Beziehung darauf ihre rechte Bedeutung erhalten, verschwinden da vollkommen, ebenso als durch die Geschichte und nicht bloß in der alten Zeit, sondern selbst noch im Mittelalter so sehr be-

zeichnet worden, und den Schlüssel für viele historische Erscheinungen darbieten. Offenbar hätte hier von der großen Naturform des Iranischen Hochlandes (Ariens, Eriens) ausgegangen werden müssen, als dem Hauptstamme aller Asiatischen Weltherrschaften der Achämeniden, Arsaciden und Sassaniden, und deren Bedeutung von den fremden Geschlechtern der Seleuciden und Abassiden auch zu wenig aber zu ihrem eigenen Nachtheil erkannt worden ist. Dann hätte sich dann die Darstellung der das Hochland umschließenden Landschaften anschließen müssen, gegen Norden der Abfall zum Baktrischen Tiefland, die Landschaften Bactriana, Hyrcania und die Parther-Heimath, und auf der andern Seite das treppentartig aufsteigende Südsaum des Hochlandes, die *pyrélys alpiné* in Persien, Scythien, Carmania und Gedrosia, die sogenannte Brust von Iran, welches schon Strabo zu einer großen Natureintheilung in Asien benutzt. Aus solcher Anordnung kann dann aber auch allein die eigenthümliche Bedeutung solcher Landschaften und ihr Einfluß auf ihre Bewohner auf eine genügende Weise erkannt werden. Zugleich hätte dies Gelegenheit gegeben, eine allgemeine Uebersicht über den großen merkwürdigen Iranischen Völkerstamm zu geben, und ihn in allen seinen einzelnen Vorwiegungen näher zu charakterisiren. Es erhellt aus der Darstellung des Vfs., daß das zu Augustus Zeit gangbare und von Strabo befolgte System einer Theilung des gesammten Asiens durch einen angeblichen Taurus, der sich von Carpen aus bis nach China hin gleichwie ein großer Erdwall durch den Erdtheil hinstrecken soll, zu Grunde gelegt ist, während doch die neuere wissenschaftliche Erkenntnis der Erdkunde diese Hypothese längst verworfen hat. Naturgemäß müßte sich dann an die Darstellung des Iranischen Hochlandes die Darstellung des Armenischen Hochlandes als der Burg und des Centrums von ganz West-Asien nebst der den Kolchisch-Iberischen Isthmus mit dem Kaukasus

Landschaften anschließen, wogegen diese wesentlich zusammengehörigen Theile bei dem Verf. durch ganz andere Landschaften von einander getrennt sind. Mit Unrecht wird p. 486 eine Provinz Ariana angegeben, die im Gegensatz gegen das ganze Hochland Ariana doch wohl nur Aria geheissen hat, wenn schon die Verwechslung beider Namen bei den alten Geographen nicht selten ist. Unter den im Lande der Paropamisaden p. 486 angeführten Flüssen herrscht etwas Verwirrung; der einzig bedeutende Fluß, der sich am Südfuß des Paropamisus und des Indischen Kaukasus (wie nicht, wie der Verf. meint, nur Eine Gebirgskette bezeichnen) von den Hochflächen von Kabulistan im Lande der Cabolitae gegen den Indus nach Osten hinabergießt, ist der Kophen (Kabul) und keineswegs der Coas, der vielmehr wie der Guraeus nur einen der nördlichen Zuflüsse des Kophen bildet, nemlich den heutigen Kamach und Lundye, die aus dem Alpengebirglande von Ghorl (der Urheimath der Afghanen) hervorstreichen, wie dies der Hr. Prof. Ritter in seiner trefflichen Abhandlung über Alexanders Züge durch den indischen Kaukasus nach Grundlage des Reiseberichtes von Euphrastus klar dargelegt hat; auch ist die Bedeutung dieses Stufenlandes des Kabul auf der Grottenmark des Asiatischen Orients und Occidents, des Nordens und Südens, wo die große Königsstraße der Asiatischen Eroberer geht, keineswegs gehörig hervorgehoben. Auffallend ist dann der wunderliche Irrthum p. 466, wo unter den Persischen Stämmen in Persis auch der Stamm der Arteaten und der Persae genannt wird. Schon an sich müßte es auffallend sein, unter den verschiedenen besondern Namen der Stämme auch den allgemeinen der Perser mitunter zu finden und einen Stamm der Arteaten, der sonst nirgends erwähnt wird, und den der Verf. vermuthlich mit dem der Artier in Verbindung setzt, wenn schon doch dieser nur eine verlängerte Form des Namens der Artier sein kann, mit welchem im Alterthum der Iranisch-Indische Sprach- und Völkerstamm am den Indischen Kaukasus ursprünglich gemeinschaftlich bezeichnet wurde, Herod. 7, 62. Es erhellt klar, daß der angebliche Stammname der Arteaten nichts weiter als eine Verbalform ist, und zwar die regelmäßig Ionische Form, wie man sie im Herodot, voraus die Angabe über diese Persischen Stämme entnommen ist, nicht anders erwarten kann. Auch Mannert hat sich dieses seltsamen Irrthums schuldig

gemacht. Die Stelle im Herod. 1, 125. heißt ganz einfach „Dies sind die Stämme, von welchen alle übrigen Perser abhängig sind (ἀπαραίτοι), die Pasargadae u. s. w.“; und so bekommen denn auch diese Pasargaden, die es natürlich sein muß, anderswo Stelle in der Reihe der Stämme, da zu ihnen ja die Achämeniden gehörten. Die Stadt Susa p. 475. liegt nicht auf der Stelle des heutigen Schuster, trotz dem, daß beide Städte einen und denselben Namen tragen, indem die Sassaniden Stadt Schuster (für Compositum von Sus, Schuster 7 M. davon liegt, wie die Römern nach der Angabe von Eratosthenes noch jetzt bewohnten) Susa liegt am Kach-Fluß (dem alten Eulacus oder dem heiligen (Hagage), der von der Hochterrasse von Kermanschah herabkommt, während Schuster im Osten davon am Karun liegt, der von den Hochflächen von Isfahan kommt. Ob die VI. Recht hat, die Städte Persopolis und Pasargadae von einander zu trennen, und letztere ohne weiteres nach den Grenzen von Carmanien zu versetzen, ist noch eine sehr streitige Sache, indem sich das nicht dazu bringen läßt, daß beide Namen nur Eine große, wenn auch ausgedehnte Lokalität bezeichnen. Der vierte Theil dieses stalt das Gemüthliche Tief-Artien dar, doch ohne daß auf das Gesamtgebiet des Gemüthlichen Völker- und Sprachstammes Rücksicht genommen wird, denn zwei wesentlich dazu gehörige Theile, nemlich die Stufenlandschaft der Euphrat- und Tigris (Mesopotamien und Assyrien) und das Babylonische Delta, sind ebenfalls davon getrennt. Erwarten hätte man nicht mehr die sonderbare Erklärung des Namens von Arabien als *Arabia felix* zu finden, was man hätte auf die rechte Bedeutung des einheimischen Namens *Ard el Jemen* im Gegensatz von *Ard el Schami* aufmerksam gemacht werden sollen, welches von den Alten immer missverstanden worden ist. In der Darstellung von Asia minor wird p. 294. der Antikarthus fälschlich für den Mittelpunkt der Hochgebirge angegeben, die an der Grenze von Cilicien und Cappadocien als verschiedene Aeste des Paryadres, Amanus und Taurus zusammenstoßen; dieser Name bedeutet aber nichts als die nördlichen Parallelketten des Taurus, die sich gegen die Kleinasiathe Hochfläche zu abheben, denn er befindet sich durchaus nicht zwischen dem oben Euphrat und den Hochflächen von Cappadocien, die angeblich großen Querjoch, die man dort wirklich in Medien bis auf den heutigen Tag fast immer ange-

Alpenystem schlössen sich dann sehr bequem die grossen Halbinselländer des Europäischen Südens an, Italia, und zu beiden Seiten die Haemus-Landschaften des Thakisch-Ilyrischen Völkern nebst dem Griechischen Halbinsellande, und Hispania nebst Gallia, und hätten so durch Germania den Uebergang zum Norden der alten Welt dargeboten, um den Kreislauf der alten Erd- und Völkertunde zu vollenden. Auf jeden Fall würde durch eine gehörige Rücksicht auf die Naturformen die willkürliche Anordnung vermieden worden sein, wie sie sich z. B. bei der Darstellung der 16 Süd-Donau-Länder, L. p. 222 zeigt, wobei es immer eine natürliche Folge ist, daß die ethnographischen Verhältnisse nicht auf eine überschauliche und klare Weise dargestellt werden können. Mit ganz vornehmlichen Fleisse ist Italien behandelt worden, was um so schätzbarer ist, da dies Land, wenn gleich es eins der bekanntesten zu sein scheint, doch noch in vielfacher Beziehung ziemlich unbekannt ist, indem mit Ausnahme der grossen Heerstrasse, aller Reisenden durch die drei Campagna über Florenz, Rom und Neapel sich noch mannigfache Aufklärungen über die Gebirgslandschaften erwarten lassen, die für die alte Topographie und Völkertunde noch reiche Aushube gewähren müssen. Der Verf. hat auch diesen Theil seines Werkes mit sehr zahlreichen Literarntipissen versehen, wofür man ihm um so mehr verpflichtet sein muß, da diese Hülfsmittel ausserhalb Italiens meistens ganz unbekannt sind und die Hinweisung zu einem weiteren Studium für Spezialuntersuchungen darbieten.

Indem wir nicht weiter in das Einzelne eingehen können, bemerken wir nur noch, daß der Fleiss und die Sorgfalt des Verfs. gewiss anzuerkennen ist und daß dies Werk zu dem besten neuern Hülfsmitteln zum Studium der alten Erdkunde gehört; und dasselbe gewiss reichthig anregen und befördern wird. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch vermehrt durch einen überaus reichen Index, in welchem die einzelnen Namen mit der Genetität versehen sind, so daß das Buch zugleich die Stelle eines lexikalischen Werkes vertreten kann. Geschnitten ist das Werk mit 6 Stein-druckplatten der alten Welt, die wenn auch ohne einen bedeutenden Werth, doch eine übersichtliche An-

schauung der verschiedenen Zustände der Kenntniss der Erdoberfläche bei den Alten gewähren.

Ferdinand Müller.

LXVII.

De Amphibiorum quorundam papillis glandulosis femoralibus scriptis Carolus Fredericus Meisner. M. D. Medicinus in Univ. Basil. P. P. O. etc. Basileae 1832. Schweighäuser. 4.

Papillae femorales sind die Organe, welche die Weibchen-Häckerchen bilden, die bei unsrer Eidechsen von der Inguinalgegend bis zum Knie hin längs der Schenkel sich erstrecken. Sie sind längst bekannt, wie des Vfs. sorgfältige Nachweisungen bezeugen. Nur bei einigen Sauriern und unter dem Ophiiden bei der Gattung *Amphibiaena* finden sich diese Warzen. Nächsther kommen sie zu der zweiten Unterabtheilung der Gattung *Monitor*, der Familie der *Lacertoidea*, dem Genus *Algyra* Cuv. Zweifelhaft ist es, ob sie bei *Tachydromus* sich finden. Unter den Iguanonen zeichnen sich durch ihren Besitz nur die Gattungen *Cordylus* Cuv., *Uroanastix* C., *Agasema* Cuv., *Leiolepis* Cuv., *Tropidolepis* Cuv., *Brachylophus* Cuv., *Phyllorhynchus* Cuv., *Sceloporus* Cuv., *Agua* Cuv., *Polychrus* Cuv.; unter den Geckonen besitzen sie einige *Platydictylis* und alle *Hemidictylis*; unter den Scincoiden die meisten Arten von *Bipes*, *Chionactis*, *Spondylus*. Bei den Lacerten bezeichnen sie die Grenze zwischen den grösseren, nach aussen gelegenen, ziegelförmigen Schuppen und den dem Schwanz zugewendeten kleinen, runden, convexen Schildern. Bei den Sauriern, welchen die Warzen fehlen, findet sich entweder überall dieselbe Art von Schuppen, oder diese gehen allmählich in die Schilder über. Die die Warzen deckenden Schuppen sind convex, von etwas verschiedenem Umfange und sind mit einem Gruben versehen. Bemerkenswerth ist es, daß diese Gruben ein Loch hält, sondern ganz von der Oberhaut überzogen wird. Unter diesen Schuppen liegen Drüsen. Bei *Lacerta ocellata* entspricht ihre Gestalt und Grösse genau der, die sie deckenden Schuppen. Nach aussen liegen diese Drüsen hart am Carapax; ihre innere Fläche aber wird von einer rarten, durchsichtigen, allen gemeinschaftlichen Zellhaut umhüllt. Die Drüsen sind sonst völlig getrennt und haben keinen gemeinschaftlichen Ausführgang; auch scheiden sie nicht durch Blutgefässe verbunden zu werden. Jede einzelne Drüse ist einfach, abgeplattet, dreiseitig mit abgerundeten Ecken; zwei ihrer Ränder sind leicht ausgehöhlt, der dritte ist tiefer eingeschnitten. Unter dem Mikroskop kennt man, daß von diesem Rande ein kegelförmiges Fortsatz ausgeht, welcher, kürzer als die Drüse, an den Theil der innern Fläche der Warzenschuppe sich anlegt, der dem Grübchen entspricht. Der Ausführgang, dessen Aufsenfläche 7 bis 9 Furchen zeigt, ist inwendig hohl; dies scheint die aus Zellgewebe und Gefässen zusammengesetzte Drüse nicht zu sein. Die Zahl der Warzen ist bei verschiedenen Individuen verschieden. Beschrieben ist noch ihre Gestalt beim *Tajus cynaus*, bei *Cordylus vulgaris*, bei *Iguana tigris*, bei *Polychrus Guianensis* und bei *Gecko guttatum*, dessen Aftersacke der Verf. auch der Aufmerksamkeit gewürdigt. Bemerkenswerthe Verschiedenheit der Schenkeldrüsen nach Alter und Geschlecht hat der Vf. nicht gefunden. Zur Begattungszeit fand er sie mehrmal turgescirend und vermuthet daher, daß sie in einiger Beziehung zu den Geschlechtsverrichtungen stehen. Ubrigens leuchtet ihre Analogie mit den Hautdrüsen anderer Thiere ein, wenn schon ihr Secret noch unbekannt ist. Specifische Krankheiten können sie nicht gewähren, wohl aber zur Unterscheidung der Gattungen beitragen. — Eine Steinplatte erläutert das über ihre Lage und ihren Bau Angeführte.

September 1833.

LXVIII.

Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache u. s. w., von E. G. Graff, Königl. Preuss. Regierungsrath u. s. w. Berlin, in Commission bei Nicolai. (Einladung zur Subscription).

Die Allgewalt jenes politischen Umschwunges, welcher Deutschland seine Selbständigkeit und mit dieser das Bewußtsein der Selbständigkeit zurückgab, setzte auch die Wissenschaft Deutschlands in neue Gährung; und, wenn es früher über dem intellektuellen Reichtume der Welt seinen eignen nur nicht ganz vergessenen hatte, ergriff es diesen jetzt mit einer, wenn auch anfangs nicht immer verständigen, doch an sich untadelnswerthen Vorliebe. Deutsche Geschichte, — und die Geschichte Germanischer Stämme im Mittelalter ist fast die Europa's, — das Studium und die Kunde Deutschen Rechts, Deutscher Sitte, Kunst, Literatur und Sprache sind seitdem in den eheenvollsten Wettstreit gerathen, sich in sich und durch einander aufzuheben. Ist es nun zwar das In- und Durcheinandergreifen sehr verschiedenartiger Forschung gewesen, welche uns hinter dem Schleier, der sonst das Deutsche Mittelalter verdeckte, so viel Herrliches und Großes gezeigt hat, so darf sich doch auch die Sprachwissenschaft insbesondere rühmen, durch eine tiefere, geschichtlich-philosophische Ergründung der Germanischen Sprachen ihren Mitschwestern vielfach bei dem gemeinsamen Werke entweder voran oder zur Hand gegangen zu sein. Mehr noch, sie hat sich diesen *unentbehrlich* gemacht! Dem Griechen noch so geschmeidige Zunge mußte stammeln, wenn sie von Römischer Sitte, Römischer Verhältnisse und Einrichtungen reden sollte. Tacitus' Bericht über die Germanen verlangt, um verständlich zu werden, erst einer im Geiste vollzogenen Uebersetzung in Ausdrücke aus dem Idiome unserer Väter. Die

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

neuere Geschichtsforschung hat die Einsicht erlangt, keines Volkes Geschichte — und die des Deutschen macht am wenigsten eine Ausnahme — könne einer lebendigen Anschauung der Sprache dieses Volkes entbehren; alle Menschengeschichte ist in ihrem Wesen Gedanke und der Gedanke, ob zur That geworden oder nicht, zugleich Wort und zwar Wort einer bestimmten Sprache, dessen vollen Sinn keine andere zu erschöpfen vermögend ist. Und weiter: aus Zeiten, über welche die Geschichte verstummt, hallen noch viele Klänge in dem langausdauernden Echo der Sprache wieder, welchem schon oft ein geübtes Ohr wissenschaftliche, geschichtliche oder ethnographische Kunde abgelauscht hat. Wem wären in dieser Beziehung wohl z. B. W. v. Humboldt's sprachlich-historische Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens unbekannt geblieben? So verpflichtet sich die Sprachwissenschaft aufs innigste mit der *Geschichte*, und diese mag sich auch der Fortschritte jener anfruen. — *Rechtkundige* brauchen nur an des einzigen Grimms Deutsche Rechtsalterthümer erinnert zu werden, um ihrer Verpflichtungen gegen Deutsche Sprachkunde eingedenk zu bleiben. — Bedarf es hier noch einer Erwähnung *Deutscher Sprache und Literatur*? Auch der neueren, in welchem ohne den Rückblick auf die Vorzeit so Vieles, ja sie selber mit ihren Repräsentanten Luther und Kant, Goethe und Hegel, in einem gewissen Sinne Hieroglyphen bleiben? — Soll endlich die *classische Philologie* Deutschlands noch heute sich mahnen lassen, nicht bloß, in wie innigem verwandtschaftlichen Zusammenhange die classischen Sprachen mit dem Germanischen stehen und wieviel sie aus deren älteren Formen für das Verständniß der letzteren zu lernen habe, sondern auch, daß, dem seit Jahrhunderten so fremde Literaturen und Sprachen verwandten Fleiße endlich auch mit dem vaterländischen in engere Beziehung zu setzen, auch ihr eine heilige Obliegenheit sein

müsse? — Jakob Grimm's Deutsche Sprachlehre ist oder sollte in Jedermanns Händen sein; es ist ferner bekannt, daß dieses unschätzbare und selbst von Ausländern gerühmte und benutzte Werk, zum Theil eben wegen Mangels an einem altgermanischen Wörterbuche, das sich ihm würdig zur Seite stellte, gewissermaßen die Rolle des letzteren habe mit übernehmen müssen; sein Verf. bemerkt ausdrücklich und jeder seiner Leser fühlt ihm nach das Bedürfnis eines Werkes, welches zu der großartigen Hälfte die ergänzende Hälfte sei. Ein solches wird uns nunmehr durch Hrn. Reg.-R. Graff in obiger Subscriptionseinladung dargeboten und je nach Maaßgabe der Anzahl der Unterzeichner werden wir, um so mehr, als der Hr. Verf. sich zum Selbstverlage genöthigt gesehen hat, den ersten Heften bald oder spät entgegensehen dürfen, oder auch dasselbe (ohne böses Omen sei es gesagt) ganz entbehren müssen. Deutschland hat nicht gleich anderen Nationen das Glück oder Unglück, Akademien für seine Sprache zu besitzen; wenn daher Einzelne mit eigener Kraft Werke schaffen, welche die ganze ausländische Sprachakademie aufwiegen, so muß wenigstens ein zahlreiches und schnelles Zusammentreten anderer Einzelner die äußeren Hindernisse des Erscheinens derselben hinwegzuräumen suchen. Wären es auch nicht die vielseitigsten wissenschaftlichen Interessen, welche sich an die Förderung des Althochdeutschen Sprachschatzes Hrn. Reg.-R. Graff's knüpfen, so dürfte dennoch diese unser Volk nicht anders als bereitwillig übernehmen, weil es unsere Sprache ist, der viele Opfer zu bringen, unser Landsmann für den schönsten Ruhm seines Lebens geachtet hat; gewiß, wir werden nicht zugeben, daß die Magyaren, die gegenwärtig ein Beispiel von fast zu warmem Eifer für die ihnen angestammte Sprache geben, uns Kaltsinn gegen die unsrige Schuld geben. — Die Sprachforschung hat, weil das besprochene Werk zunächst in ihr Gebiet gehört, auch den nächsten Beruf, besorgt zu sein, daß in demselben den allgemeinen und besonderen Anforderungen, welche sie jetzt zu machen berechtigt ist, Genüge geleistet werde, aber gerade sie ist es auch, welche schon in den früheren Schriften des Hrn. Verfs.: *Althochdeutsche Präpositionen*, *Distika*, *Otfried's Krist* u. s. w., in dem Fleiße von 12 Jahren, schon drei der Aufsuchung unbenutzter handschriftlicher Quellen in Deutschland, Frankreich, Italien und in der Schweiz

gewidmet waren, in der wissenschaftlichen Anlage des Werkes selber, in welchem die Etymologie und Sprachvergleichung sich gebührender Weise geltend machen sollen, die sicherste Bürgschaft der Erfüllung ihrer Erwartungen besitzt.

Wir haben unsern Lesern nicht die Hinweisung auf ein Werk, dessen Erscheinen wir auch unersättlich gern befördern möchten, schuldig bleiben wollen; dem verehrten Hrn. Reg.-R. Graff glauben wir nichts Besseres wünschen zu können, als daß seine mühevolle Arbeit unter uns mit dem einmüthigen Entzücken aufgenommen werde, dessen dieselbe unmittelbar nach den Deutschen Befreiungskriegen gewiß gewesen wäre, da sie ja in einem gleichen ihre Wurzel hat: und daß er sie in ungeschwächter Gesundheit und Kraft zu einem baldigen und glücklichen Ende bringen möge! — Pott.

LXIX.

Supplemente zu Georg Simon Klügels Wörterbuche der reinen Mathematik. Herausgegeben von Johann August Grunert, Dr. u. Prof. der Mathematik zu Brandenburg a. d. H. Erste Abtheilung, A. bis D. Leipzig, 1833. bei Schwickert.

Der Hr. Vf. giebt in der Vorrede die Gründe an, welche ihn veranlaßt haben, dem nunmehr durch ihn vollendeten mathematischen Wörterbuche diese Ergänzungen nachfolgen zu lassen. Er bemerkt, daß die Fortschritte, welche die Mathematik seit dem Beginn dieses Werkes vor etwa 30 Jahren gemacht hat, sowohl in Ansehung der verbesserten Methoden als der neuen Resultate so bedeutend gewesen sind, daß ein großer Theil der damals von Klügel verfaßten Artikel gänzlich veraltet dasteht, und neue Bearbeitung erfordert. Da indessen das Bedürfnis von Nachträgen in dem Maaße abnimmt, als die Artikel des Wörterbuches aus späterer Zeit herrühren, so sollen dieselben auf zwei Bände beschränkt werden, von denen der erste der Gegenstand des folgenden Berichtes ist.

Derselbe umfaßt auf 737 Seiten eine beträchtliche Anzahl zum Theil sehr ausführlicher Artikel, aus welchen Ref., mit Beibehaltung der alphabetischen Anordnung, nur einige derjenigen hervorzuheben beabsichtigt, welche ihm die wichtigsten zu sein und den Maaßstab für die Beurtheilung des ganzen vorliegenden Bandes abgeben zu kön-

nen scheinen. Der Artikel: Anwendung der Analysis auf die Geometrie beginnt mit der Bemerkung, daß die im Artikel: Linie und Ebene, entwickelten Gleichungen dieser Anwendungen als Principien zu Grunde liegen. Hierüber ist zu bemerken, daß es eine Anwendung der Analysis, d. h. des gesammten niederen und höheren Calculs auf die Geometrie auch ohne jene Gleichungen giebt, welche zwar als höchst wichtige Lehrsätze dastehen, keineswegs aber die Anwendung der Rechnung auf Geometrie begründen, von der sie vielmehr nur einen Theil bilden. Ueberhaupt hat Ref. seine Vorstellung von der Art, wie dieser Artikel zu behandeln war, mit der Ausführung des Hrn. Verf. nicht in Einklang zu bringen vermocht. Es war hier der Ort, auf die Gründe zurückzugehen, durch welche die Einführung der Rechnung in die Geometrie bedingt wird, zu zeigen, unter welchen Beschränkungen und wie sich algebraische Formeln geometrisch construiren lassen, welche Mittel die Rechnung besitzt, um die Lage eines Punktes im Raume genau anzugeben, und überhaupt über das Verhältniß der Rechnung zur Geometrie etwas Allgemeines zu sagen. Freilich wäre dieses ungleich schwieriger, aber auch dem Namen des Artikels angemessener gewesen, als die Mittheilung einiger nur als Beispiele hervorgehobener Sätze über die gegenseitigen Berührungen von Kreisen, die Malfattische Aufgabe, die stereographische Projection, welche eben so gut in andere Artikel konnten verwiesen werden, während sie Niemand in dem eben besprochenen vermuthen wird.

Eben so wenig ist es zu billigen, daß der Hr. Vf. sich begnügt, in dem Artikel: Barycentrischer Calcul, das berühmte Werk von Möbius zu nennen, und seinen Lesern zu empfehlen, ohne im Geringsten auf diese neue analytische Methode näher einzugehen. Hr. Prof. Gr. sucht sich zwar durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß ein kurzer Auszug aus dem genannten Werke, wie ihn allein der Raum gestatte, nicht wohl möglich sei. Dieses kann man allerdings, bei dem mannigfaltigen Inhalte jenes Werkes, wohl zugeben, allein zugleich ist zu bemerken, daß für den vorliegenden Zweck nur ein gewisser Theil desselben in Gebrauch zu ziehen war, welcher die Erläuterung der Gründe und die einfachsten Anwendungen dieser Rechnung betrifft. Der Hr. Verf. scheint den Zweck solcher Darstellungen zu hoch gestellt zu haben, wenn er sie deswegen ganz aufgiebt,

weil sich darin Vollständigkeit nicht erreichen lasse. Wenn das Studium der Originalwerke immer die Hauptquelle einer gründlichen Kenntniß bleibt, so besteht dagegen das Verdienst eines Werkes, wie das vorliegende, großentheils in der Kunst, mit welcher es das Wesentliche ihres Inhaltes hervorzuheben vermag, ohne denselben in seiner ganzen Verzweigung verfolgen und mithin sich selbst an die Stelle der Originale setzen zu wollen. Unstreitig hat der Hr. Verf. seinem Werke durch Versichtung auf kurze Darstellung dieser neuen Methode Eintrag gethan, und eine Gelegenheit vernachlässigt, um denselben mehr Eingang zu verschaffen, als sie bisher gefunden zu haben scheint. An Raum würde es nicht gefehlt haben, wenn eine Menge des ganz Gewöhnlichen, und hinreichend Bekannten, welche sich in mehreren Artikeln findet, weggelassen oder abgekürzt worden wäre.

Der Artikel: Berührung, ist bestimmt, im Zusammenhange eine allgemeine Theorie der Berührung der Curven einfacher und doppelter Krümmung und der krummen Flächen vorzutragen. Hier wird S. 83 der Satz aufgestellt: Wenn zwischen zwei beliebigen Curven in einer Ebene eine Berührung der ersten Ordnung Statt findet, so kann in derselben Ebene durch den Berührungspunkt keine dritte Curve gezogen werden, welche in der Nähe des Berührungspunktes zwischen den beiden gegebenen Curven liegt. Hier mußte offenbar hinzugefügt werden, was auch in der zum Beweis vorausgeschickten Rechnung liegt, daß die dritte Curve die beiden ersten nicht berühren, sondern nur schneiden soll. Ohne diesen Zusatz erscheint die Aussage geeignet, Anfänger, welche den vorhergegangenen Beweis nicht klar genug übersehen, irre zu leiten. Auffallend ist, daß beinahe eine ganze Seite (118) gebraucht wird, um Folgendes zu beweisen: Ist $Ax + By + Cz = 0$ die Gleichung einer Ebene, die durch den Anfangspunkt der Coordinaten geht, so kann man zwischen den Coefficienten A, B, C die Relation annehmen, daß $A^2 + B^2 + C^2 = 1$. Hier war es nicht nöthig, auf die Principien der analytischen Geometrie zurückzugehen, da einer der Coefficienten sich als beliebig ansehen läßt, und nur seine Verhältnisse zu den beiden andern unverändert bleiben müssen. — Bekanntlich lassen sich die Sätze von den Krümmungshalbmessern der Flächen geometrisch durch Betrachtung unendlich kleiner Schnitte sehr einfach ableiten, wie z. B. Möbius bar. Calc. S. 133 u. f. gelegentlich zeigt. Hr. Gr. übergeht aber

diese Art von Betrachtungen, welche gewiß vorzüglich geeignet sind, um eine klare Einsicht mit vieler Leichtigkeit zu gewähren, mit Stillschweigen. — Am Schlusse des Artikels wird noch die Abhandlung von Gauss: *Disquisitiones generales circa superficies curvas* als eine wichtige Erweiterung der Lehre von den krummen Flächen genannt, und auf die Bearbeitung derselben, welche der VI. in seinem Werke über sphäroidische Trigonometrie gegeben hat, verwiesen. Ref. ist der Meinung, daß diese neuen Forschungen nothwendig eine Stelle in den Nachträgen finden mußten. Ein Gleiches gilt auch noch von andern Untersuchungen, die zu der Theorie der krummen Flächen gehören, besonders denen von Lancret über die Abwicklung der Curven von Flächen, welche Lacroix im dritten Bande der zweiten Ausgabe seines großen Lehrbuches mittheilt. Die Darstellung, welche an dem angeführten Orte allerdings weitläufige Rechnungen herbeiführt, läßt sich durch geometrische Betrachtung sehr vereinfachen und unmittelbar auf ihre allgemeine Grundlage zurückführen. Ref. will diese Gelegenheit benutzen, um seine Ansicht, dem Mathematikern vorzulegen. Man stelle sich auf einer krummen Fläche eine beliebige Curve vor; an diese Curve denke man sich in jedem Punkte berührende Ebenen gelegt, so bildet die Folge der Durchschnittslinien dieser Ebenen eine abwickelbare Fläche, welche die gegebene krumme Fläche in der gegebenen Curve berührt. Denkt man sich nun die berührende Fläche in eine Ebene abgewickelt, so entsteht eine ebene Curve, welche der auf der gegebenen Fläche vorgelegten entspricht. Die Aufgabe ist, den Krümmungshalbmesser dieser ebenen Curve zu bestimmen. Man nenne R den Krümmungshalbmesser der Curve auf der Fläche in irgend einem Punkte, ρ den Krümmungshalbmesser der abgewickelten Curve in dem entsprechenden Punkte und ϵ die Neigung des Krümmungshalbmessers R gegen die Berührungsebene der Fläche. Man betrachte zuerst einen Kreis auf einer Kugel, lege einen Berührungskegel an denselben, und wickele ihn ab; so ist die abgewickelte Curve ein Kreisbogen, für welchen in jedem Punkte die Gleichung gilt: $\rho \cos \epsilon = R$, welche sich aus der Betrachtung des berührenden Kegels ergibt, weil der Abstand des Scheitels von einem Punkte der Curve dem Halbmesser ρ gleich ist. Diese Gleichung läßt sich nun auf jede Fläche und jede Curve übertragen, wenn man das un-

endlich Kleine zu Null nimmt. Nämlich ein Element der Curve kann angesehen werden, als dem Krümmungshalbmesser angehörig, d. h. als berührend auf einer die Fläche berührenden Kugel, deren Mittelpunkt fällt mit einem aus dem Mittelpunkte des Krümmungshalbmessers auf der Ebene, denselben errichteten Loth die Normalen der Fläche trifft. Vermöge dieser Ansicht ergiebt sich für jedes Element der Curve auf der Fläche und das entsprechende Element der abgewickelten Curve die Gleichung $\rho \cos \epsilon = R$, welche nun weiter dient, um den gesuchten analytischen Ausdruck für ρ zu bilden. — Diese Gegenstände hängen zwar mit dem Inhalte des Artikels: Berührung, einigermaßen zusammen; es würden aber sowohl die Gauss'schen als auch die erwähnten Lancret'schen Untersuchungen am besten in einem Artikel über krumme Flächen finden. — Der Artikel: bestimmtes Integral, geht nach der Reihe die verschiedenen Methoden durch, durch welche man sich zur Ausmittlung der Integralwerthe, bei gegebenen Functionen, bedient hat, und von welchen folgende aufgeführt werden: Es kann für ein Integral irgend ein Ausdruck, z. B. durch partielle Integration gefunden sein, aus welchem sich ein Werth, für bestimmte Grenzen des Integrals, ableiten läßt. Ein Integral kann in eine Reihe entwickelt, diese aber nachher auf andere Weise sumirt werden. Aus einem bestimmten Integral kann man durch Differentiation der Constanten andere ableiten, oder auch Differentialgleichungen finden, welche den Werth desselben liefern. Endlich da bei doppelten Integrationen die Ordnung beliebig ist, so kann man durch geschickte Anwendung dieses Satzes bestimmte Integrale transformiren und in manchen Fällen ihre Werthe ermitteln. Alle diese Methoden werden durch Beispiele erläutert. Bei der Aufzählung derselben hätte noch bemerkt werden können, daß die allgemeinen Gleichungen, welche sich auf die Vergleichung der Transcendenten beziehen, theils unmittelbar Relationen zwischen bestimmten Integralen, theils auch zuweilen Werthe solcher Integrale liefern. Ja man könnte noch weiter gehend behaupten, daß die Theorie der bestimmten Integrale nur ein Corollarium einer allgemeinen Theorie der transcendentalen Functionen ausmacht, wenn gleich diese Ansicht gegenwärtig schwer durchzuführen sein möchte. Ref. fügt noch einige Bemerkungen über Einzelnes bei.

(Der Beschlufs folgt.)

September 1833.

Supplemente zu Georg Simon Klügels Wörterbuche der reinen Mathematik. Herausgegeben von Johann August Grunert.

(Schluß.)

Die Integrale (S. 171 u. 173.) $\int_0^\infty x^n e^{-ax} \sin. ax dx$ und $\int_0^\infty x^n e^{-ax} \cos. ax dx$ ermittelt Hr. Prof. Gr. nach einer ihm eigenen Methode, mit Vermeidung des Imaginären; aber er beschränkt sich zugleich nur auf den Fall, wenn n eine ganze Zahl ist, während doch dieselben Integrale sich auch durch die Funktion Γ ausdrücken lassen, wenn n ein positiver Bruch ist, und schon anderweitig gegeben sind. S. 188 wird die Reduktion der Eulerschen Integrale der ersten Art auf die der zweiten Art für ganze Werthe der Elemente p und q bewiesen, für gebrochene aber im Grunde ohne Beweis behauptet. Nicht abzusehen ist, weshalb bei der Integration der Gleichung $\frac{d^2 y}{dx^2} - y = 0$ (S. 229) erst eine Reihe mit unbestimmten Coefficienten zu Hülfe genommen, und durch diese, mit Zuziehung des hier wirklich entbehrlichen Imaginären, endlich das Integral $y = Ce^x + C'e^{-x}$ abgeleitet wird, welches sich ohne diesen Umweg finden ließe. — Der Artikel: binomischer Lehrsatz, beginnt mit allgemeinen Untersuchungen über die Convergenz der Reihen, obgleich diesen ein eigener Artikel gewidmet ist. Der Beweis des Satzes, auf den binomischen Lehrsatz für Fakultäten gegründet, und daher auf der Multiplikation zweier allgemeinen Reihen beruhend, scheint dem Ref. zu den besten zu gehören, die man geben kann.

Der Artikel: Convergenz der Reihen, enthält eine Zusammenstellung der schönen Untersuchungen, welche Cauchy über diesen Gegenstand angestellt hat. Mehr dem Hrn. Vf. angehörig ist die Bearbeitung des Artikels: Coordinaten, welcher große Sorgfalt zu Theil geworden. — In dem Artikel: Cyklometrie, wird zuerst

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

ein neuer Beweis für die Reihen gegeben, durch welche man $\sin. x$ und $\cos. x$ darstellt. Freilich bedarf dieser Beweis weder der Differential-Rechnung noch des Imaginären; und dieses ist es eben, was der Verf. will. Es scheint aber weniger Mühe erforderlich zu sein, um sich die Kenntniß dieser Elemente anzueignen, als um sich durch diese weitläufigen Rechnungen hindurchzuarbeiten. Dasselbe dürfte auch in Ansehung des Artikels: Cylinder, gesagt werden, worin der Verf. sich die Mühe gegeben hat, die Oberfläche des schiefen Cylinders und Kegels mit kreisförmiger Grundfläche ohne Hülfe der Differentialrechnung durch eine Reihe auszudrücken, welches ihm (S. 558.) deshalb als zweckmäßig erscheint, weil der schiefe Cylinder mit kreisförmiger Grundfläche ein der elementaren Geometrie angehöriger Körper ist. Er ist dies doch aber nur in so weit, als seine Eigenschaften sich durch die Mittel der Elementargeometrie finden lassen, zu welchen man eine so weitschweifige Rechnung, welche die klare und viel leichtere Differentialrechnung ersetzen soll, nicht mit Recht zählen kann. Insbesondere ist nicht wohl einzusehen, welchen Nutzen solche Artikel in einem Werke von der Art des gegenwärtig besprochenen haben, welches den Mathematikern als ein Repertorium zu dienen bestimmt ist. Wie viele wichtige Sachen hätten noch Platz finden können, wenn diese sogenannten elementaren Darstellungen vermieden worden wären. — Die Summation der umgekehrten Potenzen der natürlichen Zahlen kann nicht für streng erachtet werden, da zu diesem Zwecke solche Reihen gebraucht werden, wie:

$$1 - 1 + 1 - 1 + 1 - 1 \dots = \frac{1}{2},$$

$$1 - 2^2 + 3^2 - 4^2 + 5^2 - \dots = 0, \text{ u. s. f.}$$

(S. 537 und 538.), deren Anwendung mit den Grundsätzen der Strenge, welche an anderen Stellen dieses Buches befolgt werden, in Widerspruch steht.

Zur Vervollständigung dieses Berichtes wird noch

bemerkt, daß die Differentialrechnung in einem ausführlichen Artikel nach Cauchy bearbeitet und in dem Artikel: Dreieck, eine Sammlung von Sätzen über diese Figur gegeben worden ist, gegen deren Anordnung sich bemerken läßt, daß allgemeinere Sätze, wie 11, 12, 16, besser an die Spitze gestellt worden wären. Die Uebersicht wird dadurch sehr erschwert, daß die Sätze bloß hintereinander aufgeführt und nicht in Gruppen zusammengestellt sind.

Ueberhaupt glaubt Refer., daß eine länger fortgesetzte Fülle und Umbildung diesem Werke sehr zum Vortheil gereicht haben würde, in welchem sich zwar eine Menge bedeutenden Stoffes befindet, dessen Darstellung aber nicht überall einen gleichen und hinlänglichen Grad der Vollendung erreicht hat.

Dr. Ferd. Minding.

LXX.

Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere von Eduard Baumstark, Privatdocenten in Heidelberg. Heidelberg, bei G. Reichard. 1833. gr. 8. 604 S.

Ogleich wir durch Nebenius über den öffentlichen Kredit ein Werk erhielten, welches, wenn es vollendet ist, eine große Reihe von Jahren allen Anforderungen Stich halten wird, so verdient doch die vorliegende Schrift den nicht unwillkommenen Gaben beigezählt zu werden. Denn dieselbe berührt Erscheinungen, welche erst in der allerneuesten Zeit hervortraten, und bespricht und berichtigt viele Ansichten, welche der jeder Polemik und Kontroverse ausweichende Nebenius unbeachtet läßt. Da eine Berichterstattung über den Inhalt neuerer literarischer Produktionen, in so weit derselbe nur die Wiederholung oder specielle Ausführung solcher Sätze betrifft, die bereits zum wissenschaftlichen Gemeingut geworden sind, in diesen Blättern nicht an ihrer Stelle sein würde, so sei es mir erlaubt, ohne nähere Berücksichtigung aller einzelnen Abschnitte der genannten Schrift, nur auf einigen Punkten zu verweilen, welche der sorgsamsten Untersuchung würdig erscheinen.

Der erste Versuch bespricht „das Wesen und die letzten Gründe des Staatskredits“, eigentlich aber nur

die letzten Gründe. Der Verf. bezeichnet als solche, a) den intellektuellen, b) den moralischen, c) den rechtlichen Zustand der staatsbürgerlichen Gesellschaft, d) den politischen Stand des Staates, e) den wirtschaftlichen Zustand der Regierung, f) den wirtschaftlichen Zustand der Nation. Diese Angabe ist in dreifacher Hinsicht mangelhaft. Erstens ist nämlich der intellektuelle Zustand des Volkes nach des Verfassers eigener Ansicht kein besonderes Moment des öffentlichen Kredits. Zweitens ist die Reihenfolge der Grundlagen ganz willkürlich. Wie aller Kredit auf der Ansicht des Kapitalisten vom Vermögen und vom dem redlichen Willen des Kreditsuchenden beruht, so kann auch der Staatskredit nur beruhen I. auf dem Vermögen und der Wirtschaft, a) der Nation, b) der Regierung, II. auf dem Rechtsstande und den politischen Verhältnissen, a) der Nation b) der Regierung, III. auf den Verhältnissen, nach welchen die Kapitalisten das Urtheil über I. und II. bilden müssen. Da nun der Verf. den letzten Punkt nicht besonders hervorhebt, so ist endlich die angeführte Angabe auch unvollständig zu nennen. Die Beleuchtung der Wirksamkeit der einzelnen Momente ist im Allgemeinen erschöpfend und richtig. Nur in zwei höchst wichtigen Punkten finde ich den Vf. ungenügend. Der erste Punkt betrifft das Papiergeld, der andere die Kapitalrentensteuer. Der im Fache der politischen Oekonomie unstreitig dominirende Rau hat der deutschen Theorie die Vorstellung eines zum Theile ungedeckten Papiergeldes geläufiger gemacht, indem er zu dem geordneten Bestehen desselben nur freie Cirkulation neben Metallgeld, und gehörige Anstalten zur Honorirung der zur Auswechslung strömenden Zettel anforderte, und durch Beschränkung auf größere Noten, so wie durch das in den Realisationskassen hervortretende Zeichen des Papiergeldbegehres das brauchbarste Maas der zulässigen Menge gegeben meinte. Hr. Baumstark ist anderer Meinung und hält mit mehreren französischen Schriftstellern p. 258. in gewisser Hinsicht „die Emission von Papiergeld schon für ein dem Staatskredit ungünstiges Zeichen“, weil ein Staatspapiergeld von zu wandelbaren Preisregulatoren, nämlich a) Gebrauchswerth im Verkehre, b) Nachfrage, c) Stand des Metallgeldes und Metallwerthes, abhängig sei. Was den Gebrauchswerth als Tauschmittel anbelangt, so richtet sich derselbe ganz nach der richtigen Menge des Papiers. Der Verf. läugnet, daß das Zurückströmen der Zettel

zur Bank ein Regulativ hinsichtlich der Menge enthalten, da ja die Auswechslung auch wegen des zufällig gestiegenen Werthes der Münzen sehr stark begehrt werden kann. Die stärkere Nachfrage nach Banknoten soll eben so wenig einen Schluss auf den Cirkulationsbedarf erlauben, da ja die Kaufleute die Noten oft nicht für den allgemeinen Umlauf, sondern als Geschäftskapital suchen. Die Beachtung der Nachfrage kollidirt nach dem Verf. zu sehr mit dem Interesse des Aerrars, als dass je zu erwarten sei, das Angebot, die Emission werde sich lange hinter dem Begehre halten. Das Metallgeld soll endlich eben durch das Papiergeld immer einen solchen Werth erhalten, dass der Zudrang der Noten zur Auswechslung bald die reichste Kasse erschöpft und die Einstellung der Honorirung, also auch die Erschütterung der Noten nach sich zieht. Ich glaube nicht, dass diese allerdings recht scharfen Einwendungen der Sache des Papiergeldes den Todesstoß versetzen können. Fürs Erste ist gewiss das beständige Zuströmen der Noten wegen gestiegenen Metallgeldwerthes nicht zu besorgen, sobald die Noten nur auf größere Summen lauten. Es kann da nicht so viel Metall abfließen, dass das zurückbleibende einen sehr erhöhten Werth gewinnen müsste. Eben so wenig kann das Metall durch Noten im Inlande so sehr im Preise sinken, dass man stets oder lange die Realisirung der Noten bloß der Ausfuhr wegen begehren könnte. Wird die Auswechslung wegen zufällig gestiegenen Metallwerthes stark begehrt, dann ist der Begehrt auch nur vorübergehend und gewiss nur dann gefährlich, wenn die Regierung gar keinen Schlagschatz erhebt. Ob nicht die Wiedereinführung eines Schlagschatzes in England 1816 sich zum Theile hierauf stützte? Zweitens darf man wohl kaum annehmen, dass auch jetzt noch zu befürchten stehe, das Ausgebot der Noten werde stets der Nachfrage weit vorausgehen. Die preussische Regierung wurde von mehreren Seiten, selbst von den Provinzialständen zu neuen Zettelmmissionen aufgefordert, ohne Folge zu leisten! Drittens kann man wohl behaupten, dass der Einfluss des Standes der Münze auf das Papiergeld meistens keine Gefahren bereitet, die nicht auch bei einer ganz baaren Circulation eintreten würden. Nur solche Schwankungen des Standes der Münze kommen auf die Rechnung der Zettel, welche von dem aus dem Papiergeld entspringenden Auswandern des Metallgeldes herrühren. Inzwischen wird bei einem richtigen Papiergeld kein

zu starkes Anströmen der Münze vorkommen, falls nur die Handelsverhältnisse berücksichtigt werden. Bei günstiger Handelsbilanz, sagt v. Struensee, ist Papier ohne Gefahr für die Baarschaft; bei ungünstiger Handelsbilanz muss man auf Notenemissionen Verzicht leisten. Es liegt in dieser ganz vergessenen Bemerkung viel Wahres, das man ohne Rückfall in den Merkantilismus anerkennen darf. So viel von dem Papiergelde; ich gehe zu der Kapitalsteuer über. In neuester Zeit hat sich die öffentliche Meinung allenthalben dawider ausgesprochen, dass die Renten der Kapitalisten keiner direkten Steuer unterzogen werden. Hr. Baumstark findet jedoch pag. 213 jede Kapitalbesteuerung dem Staatskredit nachtheilig. Nach seiner Meinung hat die Kapitalrente nicht jene Eruirbarkeit, welche zu einer direkten Steuer gehört. Man kann die Kapitalien nicht recht nach ihrem Betrage ergreifen, weil der Werth der Kapitalien nur auf der Nutzung beruht. Eine Steuer auf dem Zins werde daher immer nur entweder den Zinsfuß in die Höhe treiben oder die Kapitalien ins Ausland drängen. Die Besteuerung der öffentlichen Fonds soll allen künftigen Anleihen nachtheilig sein. Die Kapitalisten sollen schon durch die anderen direkten Steuern angezogen werden, weil der Zinsfuß sich nach dem Gewerbegewinn richtet und die direkten Steuern diesen immer senken (!) Das sind die Gründe, welche den Verf. zum Gegner der Ansicht des laufenden Tages machten. Ich gestehe, dass ich diese Bemerkungen nicht für zureichend halte. Man spricht so viel von der Schwierigkeit, die Kapitalien zu ermitteln und nach ihrem Ertrage abzuschätzen; aber zu welcher direkten Steuer müssen nicht sehr mangelhafte Katastrirungen vorgenommen werden? Bietet die Abschätzung der Grundstücke nicht noch mehr Schwierigkeiten? Dennoch giebt man die Grundsteuer nicht auf. Eine mäßige Steuer kann weder den Zinsfuß heben, noch die Kapitalien ins Ausland treiben. Auch die Gewerbesteuer, auch die Haussteuer, kurz jede direkte Steuer hat ein großes Streben zur Uebertragung auf andere, indem man eine bestimmte Steuer gerne zu den Kosten setzt, während man Steuern von feinem Konsumthilien u. s. w. auf sich sitzen lässt; gleichwohl leistet man nicht auf direkte Besteuerung überhaupt Verzicht. Ich sehe nicht ein, warum bei Kapitalien eine Ausnahme zu machen wäre? Dass die öffentlichen Fonds dort, wo keine Kapitalsteuer besteht, unbesteuert gelassen wer-

den müssen, versteht sich wohl von selbst. Mit nichts ist aber den Fondsinhabern an und für sich die Freiheit von der Kapitalsteuer zugestehen, da man nicht weiß, ob denn die Kapitalisten gerade um den vollen Steuerbetrag wohlfeiler leihen werden. Nur die Rücksicht auf andere Staaten muß die Fonds steuerfrei machen, weil sonst a) die Kapitalisten lieber auf ausländische Anleihen eingehen würden, b) weil man die Ausländer nicht direkt besteuern darf, will man ihre Kapitalien anleihen, c) weil die Besorgniß entstehen müßte, die Regierung dürfte die Besteuerung der Fonds zuletzt als eine versteckte Rentenreduktion missbrauchen. Würde aber die Steuer so eingerichtet, daß sie nicht auf den Fonds selbst, sondern auf der Person des Besitzers zu haften scheint (specielle Vermögens- oder Einkommensteuer überhaupt) so würde kaum etwas Nachtheiliges zu besorgen sein. Hr. Baumstark hätte auf diese Betrachtungen um so mehr eingehen sollen, da ich dieselben in meiner mehrfach von ihm erwähnten Schrift über die Finanzkunst p. 74, 95, 121 (freilich, wie alles, sehr kurz) ausgestellt habe.

In dem zweiten und dritten Versuche handelt der Verf. von zwei auffallenden Erscheinungen der neuesten Zeit, nämlich von Zachariä's Schrift über das Staatsschuldenwesen, welche das Vertragsverhältniß der Staatsgläubiger läugnet und sie unter das Staatsobereignthumsrecht stellt, und von dem S. Simonianischen Kreditsysteme, welches die Staatsanleihen als ein Mittel behandelt, das Kapital aus den faulen Händen zu nehmen und es gegen einen an die Faulen zu bezahlenden Zins den Fleißigen oder Producenten zuzuwenden. Der Verf. bespricht beide Monstra der neuesten Finanzliteratur sehr ausführlich und gründlich. Doch nimmt es mich sehr Wunder, daß er diese beiden schlagenden Irrthümer nicht noch mit einigen anderen vereinigt und unter einen allgemeinen, höhern Gesichtspunkt gestellt hat. Es circulirt auf dem Gebiete der Philosophie das Sprüchwort: daß manches Philosophem erst dann in seiner Blöße zum Vorschein kommt, wenn es aus der Metaphysik heraus — und in die Moral, insbesondere das Naturrecht hineingeht. Man kann auf gleiche Weise behaupten, daß viele staatsrechtliche Ideen erst dann in ihrer ganzen Gefährlichkeit erscheinen, wenn sie auf die Besteuerung bezogen werden. Die Vorstel-

lung des Staatsobereignthums ist eine so geläufige, daß die liberalsten Schriftsteller, Rousseau, von Rottek, sie allenthalben im Munde führen.

(Der Beschluß folgt.)

LXXL

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf das wissenschaftliche und praktische Leben, von J. J. Littrow.

Man kann es nur mit Bedauern sehen, wenn ein Mann, der so begabt wie L. ist, statt uns mit Früchten eigener Forschung zu beschenken, es sich vielmehr angelegen sein läßt, Fremdes, namentlich Erzeugnisse des Auslandes wiederzugeben, was viel minder Begabte eben so gut zu thun im Stande wären. Diese Bemerkung, die wir schon bei mehreren andern in der letzten Zeit erschienenen Schriften desselben Verfa. machten, hat sich uns mit erneuter Kraft bei Durchlesung des vorliegenden Werkchens aufgedrängt. Denn manche der früheren Schriften, wenn sie auch keinen L. erforderten um geschrieben zu werden, sind doch an und für sich schätzbar, so wie z. B. die Schrift über die Kometen, wenn sie auch fast nur Uebersetzung einer ähnlichen Schrift von Arago ist, doch wohl manchem deutschen Leser zu einer richtigeren Einsicht verhelfen hat. Für wen aber eigentlich diese Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmt ist, kann Rec. nicht einsehen, denn demjenigen der keine Mathematik versteht ist sie völlig ungenießbar, da nicht bloß vom binomischen Lehrsatz die Rede ist, sondern sogar Integralformeln vorkommen, wer aber eine so bedeutende mathematische Bildung erlangt hat als sie hier vorausgesetzt wird, wird sich auch mit dieser flachen Exposition nicht begnügen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste enthält nach des Verfa. Bemerkung die eigentliche Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrem ganzen Umfange und kann als eine frey Bearbeitung von Laplace's *Essai philosophique* angesehen werden. Wir möchten aber jeden Leser bitten, ja nicht von der Bearbeitung auf das Original zu schließen, wenigstens hat Rec. nie ein leereres Gerede eines Mathematikers gelesen, als es sich hier S. 24—41. findet. Die zweite Abtheilung ist nach Gaußens bekannten Abhandlungen über die Methode der kleinsten Quadrate bearbeitet. Es wäre allerdings eine schöne Aufgabe, die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf eine allgemein faßliche Weise darzustellen, oder doch wenigstens da, wo dies nicht angeht, die praktischen Regeln so zu erläutern, daß sie auch dem Nichtmathematiker zugänglich wären; aber wenn wir auch gerne zugeben, daß Hr. L. sehr geeignet ist, diese Aufgabe zu lösen, so hat er es wenigstens in diesem Werkchen nicht gethan.

September 1833.

Staatswissenschaftliche Versuche über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere von Eduard Baumstark.

(Schluß.)

Versteht man doch darunter nur die Nothwendigkeit des Zurücktretens der historischen Rechte vor dem allgemeinen Besten! Indem nun Zachariä mit seiner gewohnten Konsequenz das Staatsobereigenthum in den Finanzen geltend macht, kann wohl kein Zweifel mehr sein, welche Gefahren und Ungerechtigkeiten diese uralte juristische Fiktion in sich schließt. Auch die S. Siphonisten gründen sich auf naturrechtliche Vorstellungen, insbesondere der relativen Gleichheit, der Bestimmung der Sachen zur Ausbildung der Individualität oder Kapazität. Es ist ihnen der gesellschaftliche Vertrag die Quelle des Rechtes, durch die geeigneten Mittel der Kapazität das Nöthige zuzuführen. Nur wer sich nicht zu Ideen erheben kann, sieht nach ihrer Meinung in dem Finanzwesen nicht das Mittel, die Ungleichheiten der Welt aufzulösen! Einer besondern Besprechung wäre der Gebrauch des Wortes *Volk* oder *Nation* in der politischen Oekonomie werth gewesen. Man wendet jetzt die Sache völlig um. Sah man sonst den Wald vor lauter Bäumen nicht, so sieht man jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht. Wenn nur die Gesamtmasse der Güter unverändert bleibt, so ist nach Vielen eine Maafsregel unschädlich. Selbst bei Ricardo tritt diese abstrakte Auffassung oft nachtheilig hervor: Will er doch z. B. die Nationalschuld durch Vertheilung unter die Einzelnen auflösen. Die furchtbarste Folge dieser Abstraktion ist aber die Empfehlung des Staatsbankeruts, welchen Zachariä ein heroisches Mittel nennt, mit Aufopferung einiger Glieder den ganzen Körper zu fördern.

Im vierten, fünften und sechsten Versuche beleuchtet der Verf. den Kurs, die kaufmännischen Geschäfte *Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.*

und die europäischen Wirkungen der Staatspapiere. Die Regulatoren des Kurses der Staatspapiere führt der Vf. p. 471. in folgenden Umständen vor, a) Werth des Papiers, für den Kapitalisten bestimmt durch Grösse des Zinses, Sicherheit der Anlage und Eingang des Zinses, für den Papierhändler nur bestimmt durch die Aussicht auf Kuradifferenzen, b) Kosten der Anschaffung der Papiere von Seiten der Verkäufer, c) Marktpreis der Papiere, d) Zahlungsfähigkeit des Käufers, e) Werth der Tauschmittel, f) Konkurrenzverhältnisse. Gegen diese Ordnung der Kursregulatoren liesse sich Manches einwenden. Ich will aber nur bemerken, dafs die Zahlungsfähigkeit des Käufers nicht als ein besonderes Moment hervorzuheben ist. Schuldbriefe auf niedrige Summen haben ja nicht blofs gröfsern Markt, sondern auch gröfsern Werth für den Kapitalisten. Er ist im Stande kleine Summen fruchtbar anzulegen, die er sonst todt im Schrein bewahren müfste. Die Konkurrenzverhältnisse nehmen in der That nicht die letzte Stelle unter den Regulatoren des Kurses ein. Es hätte die Mühe gelohnt, ihre Bestimmungsgründe z. B. Zeitungsanrichten, Börsenmanoeuvres, ein wenig zu beleuchten. Der Zins ist heut zu Tage unstreitig der Hauptregulator des Kurses der Staatspapiere. Daher denn ein Papier nothwendig in verschiedenen Ländern bei verschiedenem Zinsfuß verschiedenem Kurs hat, zuweilen im Heimathstaate den niedrigsten! Im December 1832 standen die 5procentigen östreichischen Metalliques fast an demselben Tage

in Frankfurt a. M. 83½

— Wien . . . 84¼

— Hamburg . . . 87½

— Breslau . . . 88½

Vergleiche östr. Bech. 1832 N. 350, allg. Zeit. N. 350, Börsenhalle N. 349, Schles. Zeit. N. 299.

Den Einflufs des europäischen Staatsschuldenwesens beleuchtet der Verfasser grofsentheils im Gegen-

sätze zu Zachariä. Zunächst spricht er von dem Einfluß auf die Privatwirtschaft. Es ist unrichtig, wenn er pag. 496 die Einwirkung auf das Borgen als eine privatwirtschaftliche bezeichnet, sie ist durchaus eine volkswirtschaftliche. Dagegen zieht er mit Recht dem öffentlichen Bankerut in das Gebiet der Privatwirtschaft. Die Gesamtheit kann bei demselben nämlich gewinnen, wenn Zinszahlungen an das Ausland aufhören, oder wenn die Verlierenden aus Sterilen, die Gewinnenden aus Produktiven bestehen. Ich rechne es dem Verf. zu besonderem Verdienste an, daß er die von Hume schon verschleierte, furchtbare Seite des Staatsbankerutes in das gehörige Licht setzt. Es sind wirklich nicht eine „Handvoll Geldaristokraten“, die man in den gähnenden Schlund stürzt, um die „Gesamtheit“ zu retten. Das harte Loos trifft überaus viele Familien, und noch dazu meistens aus der sparsamen Mittelklasse. Das bestätigt die Uebersicht von den Interessenten der englischen Staatsschuld. Nach der preussischen Staatszeitung, 1833, N. 135, beziehen nur 60 Individuen jährlich 10,000 Th., nur 75 beziehen jährlich 6000 Th., nur 417 etwa 4000 Th. jährlich und nicht einmal 9000 über 600 bis 4000 Th. jährlich. Unter diesen Individuen befinden sich aber sehr viele moralische Personen, d. h. Korporationen, milde Anstalten! Dagegen beziehen 98,305 Individuen nur 100 Th. jährlich, 44,648 nur 20 Th. und darüber, 87,167 gar nur 10 Th. jährlich. Geschieht der Staatsbankerut nicht in einem verzinslichen Staatspapiere, sondern in einem öffentlichen, *gezwungenen* *circulirenden* Papiergelde, so ist derselbe von den schrecklichsten Folgen. In diesem Falle verliert auch die *Gesamtheit* alles, was Ausländern zu gute kam, oder produktiven Inländern durch die Stockung des Umlaufs u. s. w. entging. Die Summe der Verluste der *Einzelnen* ist aber gleich dem Produkte aus der Summe des Papiergeldes, aus den Procenten der geschehenen Entwerthung desselben und aus der Zahl der Umläufe, welche in den Zwischenperioden stattfanden. Ich habe mich bei dem Verf. darüber zu beklagen, daß er pag. 499. in einer polemischen Anmerkung mich einem solchen Bankerut das Wort reden und den Verlust nur auf den Betrag der Entwerthung des Papiergeldes anschlagen läßt. Ich spreche S. 111 meines angeführten Werkes nur von der „Erschütterung eines sonst richtigen“ Papiergeldes durch „aufsetzordentliche, ins besondere Kriegsereignis-

se“, die einstweilige *Suspension* der Honorirung, ja wohl gar der Acceptation der Noten an der Steuerkasse, zur Folge haben können. Da nun ein „richtiges Papiergeld“ nach pag. 108. m. W. frei, neben Metallgeld, bei offenen Realisationskassen, *circuliren* muß: so kann gewiß die *momentane* Erschütterung desselben nur die *Besitzer* desselben treffen und der Verlust im Ganzen doch höchstens nur dem Betrage der Entwerthung gleichen. Da die Steuern in der Regel diejenigen treffen, die zum Erwerbe oder zum Leben Geld in der Hand haben müssen: so konnte ich auch untersuchen, ob der Verlust durch eine momentane, große Papierschütterung zu den Opfern an Steuern in einem sehr auffallenden Verhältnisse stehe. Die ganze Berechnung ist eine Beispielweise, auf willkürliche Annahmen gegründet; ich hätte kaum erwartet, daß man sie als den „Ausdruck einer Theorie“ bezeichnen werde. Da ich den Verfasser noch nicht recensirte, so kann ich dem Mißverstand keinen bösen Willen unterstellen, sondern ich muß die Schuld auf die zu gedrängte Kürze der Darstellung schieben. Auch mag der Verf. verhindert gewesen sein, der Schrift eine genauere Durchsicht zu Theil werden zu lassen. Mich bestätigt hierin die Bemerkung, daß er Manches auf dem Büchlein ohne Citat mit den *angezeigten* Druckfehlern übertrug. So finde ich z. B. pag. 445 einen E. Pereire als *wirklichen* S. Simonianer verzeichnet, und mein Citat: *Revue encycl. T. I—II, pag. 40*, statt *T. LII, pag. 40*, Zeichen für Zeichen übertragen. — Unter den Wirkungen der Staatsschulden auf die Volkswirtschaft steht die Steigerung des Zinsfußes oben an. Konsequenter Weise hätte der Verf. jede geschehene Steigerung ableugnen sollen, da er pag. 22. die Bemerkung machte, daß „die Zinsprocente der Staatsschuld immer kleiner sind, als die im gemeinen Leben.“ Sehr gut bespricht der Verf. die politischen Folgen. Dagegen vermißt man eine Betrachtung über Grund und Grenze der Anleihen, aus der europäischen Finanzgeschichte abstrahirt! Ich gestehe, daß ich die Lücke fühlte.

Um zum Schlusse den Anhang noch zu erwähnen, bemerke ich, daß er Uebersichten der englischen und französischen Finanzen und der europäischen Staatspapiere enthält.

Johann Schön.

LXXII.

Neue Auslegung der Bibel, zur Erforschung und Darstellung ihres Glaubens begründet, mit Charakteristik der neuesten theologischen Grundsätze, Richtungen und Parteien, von Dr. G. Chr. R. Matthäi. Göttingen, 1831. XII. u. 702. S.

Der Hr. Verf. hat es sich zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, wie der rein grammatisch-historische Standpunkt, dessen Nothwendigkeit die neuere exegetische Schule mit siegreichen Waffen geltend gemacht hat, doch nicht ein *Letztes* ist, sondern sich über sich selbst hinausstreift, — mit andern Worten, wie die Auslegung der Bibel, wenn sie eine wahre sein und der Dogmatik verarbeiten will, der Philosophie nicht entbehren kann. Es ist der Exegese fast gegangen, wie der Geschichtschreibung: auch an diese hat man, nachdem sie, besonders seit Ende des vorigen Jahrhunderts fast ganz in subjektivem Raisonement und in Reflexionen, die die Vergangenheit nur im Lichte der modernen Weltansicht erscheinen ließen, untergegangen war, die Anforderung der strengsten Objektivität gemacht, womit man andeuten wollte, der Geschichtschreiber solle sich alles subjektiven Urtheils, alles Hineintragens moderner Vorstellungen in die Vergangenheit, all jenes falschverstandenen Pragmatismus entschlagen, und eine vergangene Zeit nur *wie sie wirklich gewesen, in ihrem eigenen Lichte* schildern. Diese Anforderungen waren und sind ein notwendiges Moment für die Fortbildung und Vollendung der Geschichtschreibung, und das Streben, ihnen nachzukommen, hat dieser ein neues frisches Leben verliehen, wovon wir denn auch die Früchte in vielen neuern historischen Werken aller Art, mögen sie der politischen, der Religions-, der Literatur-, oder der Kunstgeschichte angehören, vorliegen sehen. Allein die konsequente Durchführung jener abstrakten Anforderungen ist eben so sehr unmöglich, als sie, wenn sie möglich wäre, alles Leben der Geschichte tödten würde. Denn wenn die Vergangenheit in *ihrem eigenen Lichte*, das heißt dach, in dem *Geiste*, der sich in ihr offenbart hat, dargestellt werden soll, so schwebt doch dieser Geist nicht *als ein Fertiges* über den Erscheinungen, so kann ihn doch der Darsteller nicht als ein Aeußerliches greifen und fassen; vielmehr wird er erst für den letzteren durch die *wesentliche*

Beziehung, in welche er mit ihm tritt. Auffassen des Geistes setzt Geist, Selbstthätigkeit, Wechselwirkung voraus: der Darsteller kann seinen Geist nicht als ein *Vacuum*, als einen bloßen Ort mithringen: solche Abstraktionen widersprechen eben so sehr dem gesunden, unbefangenen Sinne, als der Philosophie, welche lehrt, daß der Geist nur für den Geist ist. Aber freilich soll der Geschichtschreiber nicht *sein* subjektives Meinen, *seine* abstrakte Reflexion mithringen, sondern der objektive Geist soll eben dadurch in ihm werden, daß er diese aufgibt, daß er sich von ihnen befreit; die *vollständige* Befreiung von ihnen gewährt aber die Philosophie.

Was von der Geschichte im Allgemeinen gilt, das gilt auch von der Exegese, die ja eine historische Disziplin ist, und als solche das Schicksal jener getheilt hat: Auch der Exeget kann, wenn er den Geist seines Schriftstellers darstellen will, die objektive Wahrheit dieser Darstellung nicht dadurch zu erreichen hoffen, daß er es bei dem obigen negativen Princip bewenden läßt, sondern erfährt es bald genug bei seinem Geschäft, daß er weiter gehen muß. Denn wenn die Vorstellungen, die der Schriftsteller mit seinen Worten verbindet, angelegt werden sollen, so müssen sie unter einander in *Beziehung* gebracht werden, es muß zu einem *System* jener Vorstellungen kommen, denn der Einzelne kann nur aus dem Ganzen, das Ganze nur aus dem Einzelnen verstanden werden. So bilden sich von selbst *Allgemeinbegriffe*, deren sich kein Exeget entschlagen kann, die aber freilich in der gewöhnlichen Exegese, sei sie rationalistisch oder supranaturalistisch, leider in der äufsersten Abstraktion bleiben, so daß die concreten Vorstellungen nicht in sie aufgehen, sondern von den letztern allemal ein Wesentliches abgehandelt und bei Seite gelassen wird. In dieser Verlegenheit, aus der die rein grammatisch-historische Exegese nicht heraus kann, vermag nur der durch die Philosophie zu erringende concrete Begriff zu helfen. Dieser löst die Widersprüche, welche die Vorstellungen in sich enthalten, auf, indem er sie als *seine Momente* weiß.

Das große Verdienst des vorliegenden Werkes besteht nun, nach des Ref. Ermessen, darin, daß der Vf. jenen oben bezeichneten abstrakten Standpunkt in der Exegese überwunden hat und überall mit ganzer Macht auf diese Ueberwindung dringt. Und zwar thut er dies nicht in der Weise, welche wohl nicht mit Unrecht von dem

rein grammatisch-historischen Interpreten, wo sie sich noch in unserer Zeit zeigt, so scharf getadelt und wegen ihrer Bedeutsamkeit verspottet wird, nämlich nicht so, daß er die unverkennbaren Fortschritte der echt philologischen Ansicht von den biblischen Büchern und die durch sie errungenen unwiderleglichen Resultate *ignorirte* oder, mit Geringschätzung auf sie herabsehend, zu einer willkürlich mystischen oder allegorischen Deutung zurückkehren empföhle. Vielmehr fordert es ausdrücklich, daß die Auslegung nie „der sachlich-geschichtlichen und sprachlichen Vervollendung entbehre“. Er schiebt den Schriftstellern nicht unter, etwas bewußt gesagt zu haben, was sie, nach unbefangener historischer Forschung nicht bewußt sagen konnten, er dringt ihnen keine Begriffe auf, die ihnen den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen und ihrer subjektiven Bildung nach, fremd sein mußten. Wohl aber betrachtet er es als hochwichtige, ja als wichtigste Aufgabe der Auslegung, den Begriff in der Vorstellung auch da, wo er in ihr nur „gegenständlich“, d. h. ohne, daß sich das vorstellende Subjekt seiner ausdrücklich bewußt ist, sich manifestirt hat, nachzuweisen. Doch wir wollen, um zugleich eine nähere Vorstellung von der (freilich oft etwas dunklen und unbehelflichen) Art und Weise des Verf. zu geben, hier seine Principien der Auslegung kurz und mit seinen eigenen Worten folgen lassen.

„Der Geist drückt sich entweder in der *Urform* oder der sie *umschreibenden*, oder in *nur-sinnlicher* und sie näher bestimmender Form aus. Die Urform giebt dem Wesen, was ihm als solchem — und der Erscheinung, was ihr als solcher eignet (z. B. Gott ist Geist — der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach), die Umschreibung giebt dem Wesen, was der Erscheinung als solcher gehört (z. B. Gott ist Licht). Die Erscheinung ist All-Erscheinung und einzelne Erscheinung. Jede einzelne *als einzelnes* z. B. Thier, Mensch, Volk, Gesetz, wird durch die nur-sinnliche und die sie näher bestimmende Form beschrieben. Die Urform und die Umschreibung sind die Redeform des seiner bewußten Glaubens; die nur sinnliche Form, sei sie eigentlich oder bildlich, ist die Redeform jedes willkürlichen Denkens und Reflektirens (z. B. im alltäglichen Gespräche) und nichtig, so lange sie nur diese und *nur* sinnlich ist, und, statt dem Glauben zu dienen,

für sich gelten will. Die Urform und deren Umschreibung wird *ausgelegt*. Die nur sinnliche und deren nähere Bestimmung wird *erläutert*. Auslegen heisst: die *Urform entwickeln*, d. i. ihre Merkmale auseinanderlegen, um sie, wie in ihren Unterschieden, so in ihrer Einheit zu wissen, — und die *Umschreibung auf die Urform und deren Entwicklung zurückzuführen*. Erläutern heisst: die nur-sinnliche Form neben ihres Gleichen, das Äußere neben das Äußere stellen. Die Auslegung erforscht das Einzelne aus dem Allgemeinen, die Erläuterung bestimmt das Einzelne nach dem Mehreren.“

In der Bibel kommen nun sowohl Urformen, als Umschreibungen derselben, als auch endlich nur-sinnliche Formen vor. Wenn es aber das Geschäft des zum Behuf der Dogmatik Auslegenden ist, die Umschreibungen auf ihre Urformen, d. h. also, die aus einem bestimmten Volksbewußtsein, dem jüdischen, morgenländischen, hervorgegangenen Aussprüche auf die wissenschaftliche Form (S. 531.) zurückzuführen: so fragt es sich, worin er die Norm dieser Zurückführung hat. Der Verf. antwortet: „im Glaubensbewußtsein, in der inneren Harmonie des Menschen, so daß jeder (biblische) Ausdruck aus seinem Ganzen zu verstehen ist. In demselben Thatsachen schwankt das Glaubensbewußtsein nicht; es denkt z. B. Gott nicht bald als im Himmel, bald als den überall persönlichen Gott, die Engel nicht bald als durchaus unsichtbare, bald als sichtbare Wesen u. s. w.“, sondern das jüdische Glaubensbewußtsein hat davon eine feste, eigenthümliche Vorstellung, das christliche u. s. f.

Man könnte allerdings die bedenkliche Frage aufwerfen, und der Verf. wirft sie (S. 28.) selbst auf: „wie können wir aber die biblischen Ausdrücke aus dem Glaubensbewußtsein verstehen, wenn wir dies selbst erst aus ihnen vernehmen müssen?“ Darauf antwortet er: das hindert nicht. Es ist hier, wie mit der philologischen Auslegung: „gerade so, wie wir den biblischen Sprachgebrauch aus den biblischen Büchern erkennen und hinterher aus ihm die einzelnen Stellen auslegen.“ Hier findet also eine stetige Wechselwirkung des Einzelnen und des Allgemeinen statt, jenes wird aus diesem, dieses aus jenem entwickelt.

(Der Beschluß folgt.)

September 1833.

Neue Auslegung der Bibel, zur Erforschung und Darstellung ihres Glaubens begründet, mit Charakteristik der neuesten theologischen Grundsätze, Richtungen und Parteien, von Dr. G. Chr. R. Matthäi.

(Schluß.)

„Und überall, sagt der Vf., was außer der reciproken Einheit ist, ist das reine Nichts, die absolute Negation des Möglichen und Wirklichen. Das Glaubensbewußtsein ist also beides, der Gegenstand und die Quelle der Auslegung, das Glaubensbewußtsein Christus, der Propheten, der Apostel, der echten, der entarteten Juden u. s. w.“ Es kommt also darauf an, überall zu entscheiden: welches Glaubensbewußtsein spricht hier, welches dort? Als Bedingung der richtigen Auslegung ist daher das Einleben in die biblischen Schriftsteller gesetzt. „Freilich ist das Leben im Jüdischen und urchristlichen Morgenlande jetzt schwer. Die populäre Stufe der neuen Europäischen, insonderheit deutschen Welt, ist der bald vor-, bald alleinherrschende sinnliche Verstand, das Aufmerken auf die zerstreuten Erscheinungen, und in thätlicher Hinsicht das Leben zu allermeist oder gar nur allein für die äußere Welt. Unsere Erziehung, Sitte, Staatsordnung, Kirche; unsere Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Stände, Aemter, Dienste, Ränge, auch unser Geschlechtsverhältnis ist verschieden. Zwanzig und mehrere Jahre über umringen uns die Bilder der neuen Welt und umströmen das Leben des Geistes. Was Wunder, wenn wir sie in jedem Wassertropfen und Wolkenzuge sehen? — wenn wir sie der Bibel aufdrängen, weil sie uns unentbehrlich wurden? Die Stimme (der Donner) und die Erscheinung (das Licht) Gottes im A. T. ist uns morgenländisches Bild der Naturwirkung. Schon als Kinder hörten wir immer von der Natur, selten vom Geist in ihr. „Gott im Himmel“ deuten wir: hoherhabener

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Gott. Wir meinen den morgenländischen Ausdruck in unsere Sprache zu übersetzen, z. B. in Gott sein: „ihm ergeben sein“, und dergl.; wir übersetzen ihn in unsere Denkart. Uns wurde gesagt: Gott sei über und außer uns; wunderselten: Gott sei in uns.“

Es könnte nun freilich scheinen, als ob der Verf. in Obigem wesentlich nichts anderes zur Norm der Auslegung mache, als die schon längst von der Kirche angenommene, die *analogia fidei*, mithin trotz der neu gestempelten Ausdrücke nicht viel neues sage; die Schrift solle *sui ipsius interpret* sein. Allein es tritt eine wesentlich neue Bestimmung heraus: indem der ganze Accent darauf gelegt wird, daß die verschiedenen Formen des Glaubensbewußtseins überall auf die *Urform* zurückzuführen seien, letztere aber nach S. 531. mit der wissenschaftlichen identisch ist, so ist die absolute Forderung an die Exegese gethan, sich mit der *wissenschaftlichen Dogmatik* in ein wesentliches Verhältniß zu setzen, und die Vorstellung mit dem Begriffe zu veräbnen. Und mehr noch als das *Wort* (welches vielleicht ein noch bestimmteres und ausdrücklicheres hätte sein können), beweist der Geist des ganzen Werkes, daß *dies* die Forderung des Verfs. ist, daß dies den Lebenspunkt seiner ganzen Ansicht ausmacht. Darum bleibt denn auch jene Forderung bei ihm keine abstrakte, sondern er läßt sich selbst in die konkreten wissenschaftlichen Erörterungen und Untersuchungen ein, die der Gegenstand erheischt: darum faßt er überhaupt seinen ganzen Standpunkt höher, als er sonst für die Exegese genommen zu werden pflegt, und unterwirft die verschiedenen Richtungen der neueren Theologie, wie sie sich „in den biblischen Theologien, den Dogmatiken und der Dogmatik als Wissenschaft“ offenbaren, einer gründlichen kritischen Betrachtung. So kommt es denn, daß der Leser hier einen weit reicheren und konkretern Inhalt findet, als er dem Titel nach erwarten sollte, — eine Täuschung,

die er sich aber gern gefallen läßt. Denn durch das ganze Werk leuchtet eine echt christliche und tief gemüthliche Weltanschauung, so wie eine tüchtige, durch das Studium der neueren Philosophie hervorgerufene spekulative Bildung hindurch. Sollte sich, was die letztere betrifft, auch im Ganzen und Einzelnen noch mehr eigentliche dialektische Schärfe und völlige Ueberwindung abstrakter Verstandeskategorien (besonders in der Anlage und Eintheilung des Werkes) wünschen lassen; sollte hin und wieder eine philologische Genauigkeit, besonders in einem Werke, das gegen die bloß philologische Exegese kämpft, also beweisen muß, daß sein Verfasser dieselbe vollkommen hinter sich hat, nöthig sein; sollte endlich der Stil, obgleich im Einzelnen so lebendig, als gemüthlich, doch durch seine theilweise Weitläufigkeit, Schwerfälligkeit, Undurchsichtigkeit zuweilen ermüden: so beeinträchtigen doch diese Mängel keinesweges den Geist des Ganzen, welches Ref. allen denen, die über das, was unserer Exegese und Dogmatik noth thut, nachzudenken gewohnt sind, auf das angelegentlichste empfiehlt. Diese Empfehlung würde sich freilich durch näheres Eingehen ins Einzelne und weitere Darlegung charakteristischer Proben aus dem Werke selbst, besser motiviren: allein Ref. ist theils durch den Raum dieser Jahrb. beschränkt, theils hat er schon anderwärts versucht, eine ausführliche Charakteristik der vom Verf. befolgten Richtung zu geben.

G. Billroth.

LXXIII.

1. *Description d'ossements fossiles de Mammifères inconnus jusqu'à présent, qui se trouvent au Muséum grand-ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées, par Dr. Jean-Jaques Kaup. I. Cahier. Darmstadt 1832. II. Cahier 1833. Text in 4. Tafeln in Fol.*
2. *Catalogue des plâtres des ossements fossiles, qui se trouvent dans le cabinet d'hist. nat. etc. par D. Kaup et S. Scholl. Darmst. 1832.*

Die Gegend von *Eppelsheim* im Kanton *Alzey* im *Rhein-Hessen* gewährte in den neuern Zeiten eine reiche Ernte merkwürdiger Knochenreste vorweltlicher Säugethiere, welche durch die wissenschaftliche Fürsorge

des Hrn. Geheimen-Raths Schleiermacher zu *Darmstadt* gesammelt und im dasigen Museo niedergelegt wurden. Diese Knochenreste gehören 21 Thieren an, von welchen man bisher entweder gar keine oder nur eine unvollständige Kenntniß hatte. Hr. D. Kaup, welchem die Erlaubniß zu Theil wurde, sie näher zu untersuchen und die Resultate seiner Forschung bekannt zu machen, beschenkt die Wissenschaft nunmehr mit einem Werke, welches die Beschreibung und Abbildung derselben in 4 Heften enthalten wird. Es gehört dieses zu den wichtigsten Bereicherungen der Literatur, und ergänzt sowohl hinsichtlich der wissenschaftlichen als auch der künstlerischen Ausführung auf die würdigste Weise Cuvier's Arbeiten. Die Abbildungen sind mit größter Genauigkeit von geschickten Künstlern lithographirt, und zur Darstellung sind immer die am besten erhaltenen Exemplare ausgewählt, so wie auch, wo es nöthig war, vor verschiedenen Seiten gezeichnet. Der Text ist nach dem Wunsche des Verlegers in Französischer Sprache verfaßt, um für das Werk einen allgemeinem Absatz zu erzielen. Der gelehrte Vf. geht nach Cuvier's Methode zu Werk. Er begnügt sich die genaue Beschreibung und Ausmessung der vorhandenen Knochenstücke und eine Vergleichung derselben unter einander und mit verwandten Arten zu geben. Zur Begründung einer leichteren wissenschaftlichen Uebersicht der vorweltlichen Säugethiere wäre es allerdings wünschenswerth, wenn am Anfang oder am Schlusse der Monographien jeder Art eine kurze Charakteristik derselben zusammengefaßt worden wäre, welcher eine ausführliche Aufzählung der betreffenden literarischen Nachweisungen hätte beigelegt werden können. Das Werk würde durch diese mehr systematische Einkleidung ohne Zweifel an allgemeiner Brauchbarkeit gewonnen haben. Wer sich aber selbst mit Untersuchung solcher Knochenreste beschäftigt hat, wird gefunden haben, daß das Aufstellen eines essentiellen Charakters öfters unmöglich sei, weil nur die Summe aller vorgefundenen Abweichungen im Baue solcher Bruchstücke, auf eine spezifische oder generische Verschiedenheit schließen läßt, während vielleicht die wichtigsten und am meisten charakteristischen Theile noch nicht aufgefunden sind.

Der Preis des Werkes ist mit möglichster Billigkeit festgestellt, so daß Verf. und Verleger alles gethan haben, den Fortgang desselben zu begründen.

Das erste Heft mit 5 lithographirten Tafeln und 4

Textbogen enthält die Monographie einer neu begründeten Thiergattung *Dinotherium* genannt aus der Ordnung der Pachydermen, von welcher der Verf. bereits den zu Berlin versammelten Naturforschern eine kurze Beschreibung mitgetheilt hatte. Cuvier beschreibt einige Backenzähne und einen Radius, und wurde durch die Aehnlichkeit dieser Zähne mit jenen des Tapirs auf die Vermuthung geführt, daß sie zweien rissenmäßigen Thieren angehört hätten, die er *Riesen-Tapire* nennt, zugleich aber auch die Vermuthung äußert, daß sie generisch verschieden sein könnten. Diese Vermuthung wurde durch die Untersuchung der zu Eppelsheim gesammelten Zähne derselben Arten, eines Unterkiefers, eines Gaumenstückes und Schulterblattes zur Gewißheit erhoben. Der Unterkiefer der größern Art dieser Thiere (*Tapirus giganteus* Cuv. *Dinotherium giganteum* Kaup) zeigt auf den ersten Blick, daß er einem Thiere angehört habe, welches nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Tapir hatte, und noch mehr von allen übrigen lebenden und vorweltlichen Thieren abweiche, so daß es zwar in der Gattung des Tapirs und des Hippopotamus seine Stelle erhalten kann, übrigens jedoch völlig isolirt steht. Dieser Unterkiefer hat die außerordentliche Länge von 3 Fuß 6½ Zoll, so daß nach diesem Verhältnisse das ganze Thier wenigstens 18 Fuß lang gewesen sein muß, und den größten vorweltlichen Elefanten übertrifft.

Hinten ist er unverhältnißmäßig schwach, bogen sich nach vorn und trägt an der Spitze zwei etwas gekrümmte Stoßzähne von 1 Fuß 5 Zoll Länge. Diese sind an der Spitze nicht abgewutzt, so daß also wahrscheinlich entsprechende des Oberkiefers nicht vorhanden waren, und stehen so nahe an einander, daß weder Schneidezähne Raum fanden noch ein Rüssel vermuthet werden kann, der in diesem engen Zwischenraum nicht Platz gehabt hätte. Die beiden zusammengehörigen Bruchstücke dieses Kiefers ließen anfänglich einen Zweifel über deren richtige Zusammenfügung übrig, welcher erst kürzlich gelöst wurde. Der Verf. erhielt nämlich darüber Gewißheit, daß der vordere Theil des Kiefers nicht die hier in der Zeichnung angegebene Lage hatte, sondern sich hakenförmig nach abwärts krümmte, so daß die Stoßzähne ihre Spitzen nach unten kehrten und eine fast senkrechte Stellung hatten wie die Stoßzähne des Walrosses. Er hatte 5

Backenzähne auf jedem seiner beiden Aeete, von welchen der zweite bisher bei Eppelsheim noch nicht gefunden wurde. Das Stück des Gaumens, von einem im Zahnwechsel begriffenen jungen Thiere, enthält an jeder Seite 4 Backenzähne, und läßt hinten noch einen fünften in die Zahnhöhle versenkten, wahrnehmen, welcher der vorletzte ist. Die drei letzten Zähne fanden sich in einem Bruchstücke des Oberkiefers in ihrer Ausbildung vereinigt. Der Verf. vermuthete, daß noch ein 6ter isolirter Zahn am Anfang der Reihe seine Stelle hatte, hält aber nach einer spätern Bezeichnung der Gypsabgüsse diesen Zahn für einen Backenzahn der zweiten Art dieser Gattung. Diese wird mit dem Namen *Dinotherium Cuvieri* bezeichnet. Bei Eppelsheim fand man bisher nicht mehr als einige Backenzähne, welche mit jenen von Carlat-le-Comte, Chevilly und Comminge übereinstimmen.

Heft II. Mit 6 Tafeln und 4 Bogen Text. 1833. Dieses Heft umfaßt eine große Zahl neuer Thiergattungen und Arten, und seine Tafeln sind mit eben so vieler Genauigkeit, jedoch zum Theil mit etwas geringerer Zierlichkeit ausgeführt.

I. *Tapirus priscus* Kaup. Cuvier hatte vom Hrn. Geheim. R. Schleiermacher die Abbildung einer diesem Thiere angehörigen Unterkiefer-Hälfte erhalten, und glaubte, daß sie seinem *Lophodon tapirotherium* angehöre. Mehrere Unterkiefer und Bruchstücke des Oberkiefers, welche später zu Eppelsheim gefunden worden waren, zeigten jedoch, daß sie von einem ausgestorbenen *Tapir*-herrühre, welcher viel kleiner war, als *Loph. tapirotherium*, und in seiner Zahnbildung große Aehnlichkeit mit *Tap. avernensis* Croizet et Job. hatte, sich jedoch von diesem durch die Dimensionen seiner hinteren Backenzähne unterschied. Die gefundenen Bruchstücke sind hier abgebildet und durch Messungen mit *Tap. avernensis* und *Tap. indicus* verglichen.

II. *Calicotherium* Kaup. Mit diesem Gattungsnamen wurden zwei große, vorweltliche Pachydermen bezeichnet, von deren Existenz jedoch nur zwei Backenzähne, ein Eckzahn und ein Schneidezahn Kunde geben. Die Beschreibung dieser Zähne läßt erkennen, daß diese Thiere mit den *Anaplotherien* und *Lophiodons* nahe verwandt waren, jedoch durch mehrere Eigenthümlichkeiten des Zahnbaues von ihnen abweichen.

Die beiden Arten unterscheiden sich durch ihre Grösse. Die grössere erhielt den Namen *Calicotherium Goldfussi*, die kleinere *C. antiquum*.

III. *Sus antiquus* Kaup, von welchem ein Unterkiefer und mehrere Zähne des Oberkiefers gefunden wurden, unterscheidet sich nicht nur durch seine außerordentliche Grösse, welche die des Schweins fast um $\frac{1}{2}$ übertrifft, sondern auch durch andere Merkmale. Eine zweite fossile Art dieser Gattung, *Sus palaeocherus* Kaup, wurde nach einem Stücke des Unterkiefers, nach einigen Backenzähnen und Schneidezähnen bestimmt. Das Thier war etwas grösser als *Sus Scrofa*.

Einige kleine Backenzähne von der Grösse jener des Hirschebers scheinen die ehemalige Existenz einer dritten Art, *Sus antediluvianus* zu verrathen, welche kaum etwas grösser war als *Sus Babyrona*.

Fleischfresser.

I. *Gulo diaphorus* Kaup. Die bei Eppelsheim aufgefundenen Ueberreste dieses Thieres sind ein Stück Unterkiefer mit 3 Backenzähnen und ein Cubitus. Das Thier scheint nach dem Verhältniss dieser Knochen um $\frac{1}{4}$ grösser gewesen zu sein, als *Gulo spelaeus*, und unterscheidet sich von diesem sehr auffallend durch die außerordentliche Grösse seines letzten Backenzahnes und die überwiegende Grösse des vorletzten.

II. *Felis aphanista* Kaup. Durch die Untersuchungen von Cuvier, Croizet, und Goldfuss sind sieben vorweltliche Katzen unterschieden worden, und diese Zahl vermehrt Hr. Kaup noch um eine andere, deren Ueberreste sich bei Eppelsheim fanden. Die erste derselben *F. aphanista* kann nach Verhältniss der aufgefundenen Backenzähne des Unterkiefers nur mit dem Löwen und mit *Felis spelaea* verglichen werden, und war von der Grösse der letztern. Die Zähne sind länger, spitziger und schmäler, und der hinterste Backenzahn hat am vordern Rande einen kleinen Lappen. 2. *Felis prisca* Kaup. Die Existenz und spezifische Verschiedenheit einer zweiten, fast eben so grossen Katze wird aus der Vergleichung eines gefundenen hintern Backenzahns des Oberkiefers nachgewiesen. Dieser ist beträchtlich schwächer als bei *F. spelaea* hat einen grösseren innern Hocker und am vordern Schmalz-Rande auch einen kleinen Einschnitt. 3. *F. ogygia* Kaup. Die

bei Eppelsheim gefundene vordere Hälfte eines Unterkiefers hat die meiste Aehnlichkeit mit jener von *F. issiodorensis* Croiz. et Job., ist von dieser jedoch durch grössere Entfernung des ersten Backenzahns vom Eckzahn, durch grössere Stärke des letztern so wie durch beträchtlichere Breite und Erhebung des Kammes verschieden. 4. *F. antediluviana* Kaup. Die kleinste dieser 4 Arten wurde ebenfalls nur aus einem Bruchstücke des Unterkiefers erkannt, welches sich von *F. issiodorensis* durch geringere Erhebung und Länge des hintern Backenzahns, und von *F. brevirostris* durch stärkere Erhebung des Kiefers und der grössern Länge des hintern Backenzahns unterscheidet.

III. Gatt. *Machairodus* Kaup. Der sonderbare, stark zusammengedrückte, gekrümmte und auf der innern Kante gekerbte Zahn, welchen Cuvier seinem *Ursus etruscus* zuschrieb, und deshalb diesen ältern Namen in *U. cultridens* umgeändert hatte, fand sich auch bei Eppelsheim und Hr. D. Kaup nimmt Veranlassung nachzuweisen, daß er weder dem *Ursus etruscus* noch überhaupt einer andern bekannten Säugethiergattung angehört habe, sondern vielmehr einem übrigens unbekannten Thiere, dessen Eckzähne vielmehr die grösste Aehnlichkeit mit jenen des Megalosaurus zeigen.

IV. Gatt. *Agnotherium* Kaup. Der vorletzte Backenzahn des Unterkiefers, der einem Thiere von der Grösse eines Löwen angehörte, hat einige Aehnlichkeit mit jenem eines Hundes; ist jedoch von diesem noch hinlänglich verschieden, um die Vermuthung zu gestatten, daß er eine eigene Thiergattung bezeichne, welcher vielleicht auch aufgefundenen, grossen Eckzähne, die hinten und vorn eine Schärfe haben, angehört haben möchten.

Die Kenntniss dieser Thierreste wird angenehm gefördert durch die vortreflich gelungenen Gypsabgüsse, welche unter den Augen des Hrn. D. Kaup von allen merkwürdigen Knochen des Museums zu Darmstadt verfertigt wurden, und für einen mässigen Preis verkauft werden. Es ist zu wünschen, daß die Besitzer merkwürdiger Fossilien diesem Beispiele häufiger folgen möchten. Im vorliegenden Cataloge sind 87 Stücke verzeichnet, zu welchem Nachtrage versprochen werden Goldfuss.

September 1833.

LXXIV.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri. Berolini, typis academicis, impensis G. Reimeri MDCCCXXXI.

Die Politik gehört zu den wenigen Aristotelischen Werken, denen von den Philologen neuerer Zeit wenigstens einige, wenn auch im Verhältniß zu der Wichtigkeit dieses Meisterwerkes noch immer geringe, Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Vor dem Erscheinen der neuesten Textrecension sind in den letztvergangenen drei Decennien nur drei Ausgaben für die Texteskritik und Interpretation beachtungswerth zu nennen; es sind die von J. G. Schneider, Kerai und Gostling.

Ueber anderthalb Jahrhunderte waren seit dem Erscheinen der letzten, im Ganzen ziemlich unbedeutenden Ausgabe der Politik (v. Herm. Conring 1637 u. 1656) verfloßen, als Schneider nach Vollendung seiner trefflichen Ausgabe der *Thiergeschichte* sich zu einer neuen Bearbeitung auch dieser Bücher entschloß. Er selbst nahm sich hierbei nach seinem eignen Geständnisse Petr. Victorius zum Muster, der für die Kritik des Textes außer einigen alten, nicht genauer bezeichneten Handschriften, hauptsächlich eine alte lateinische Uebersetzung benutzt hatte. Von dieser alten Uebersetzung als deren Verf. Schneider früher in dem IVten *Reinotraz* zu seiner Ausgabe der Aristotelischen *Thiergeschichte*, gegen die herrschende Ansicht, den Mönch Wilhelm von Moerbeka (vgl. Jourdain über Alter und Urspr. der lat. Uebers. d. Aristoteles S. 69 — 73 u. S. 64, d. deutsch. Uebers.) erwiesen hatte, verglich er zwei gedruckte Exemplare nicht ohne bedeutende Aushülfen. Ja, er setzte sie an Werth selbst einer guten griech. Handschrift an die Seite, und zählte in der Vorrede an zwanzig Stellen auf, in denen er aus dieser Uebersetzung allein die richtige Lesart hergestellt habe.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Außerdem bietet seine Ausgabe von handschriftlichen Hilfsmitteln, nächst den von seinen Vorgängern Victorius, Camerarius u. a. hie und da angeführten Varianten, nur noch für das letzte, und einen Theil des zweiten Buches die Lesarten eines *Codex Lipsienst*, dessen Uebereinstimmung mit der *Aldina* ihn von der weiteren Vergleichung abschreckte. Ueberhaupt versprach sich Schneider von den Vergleichen neuer Handschriften für die Aristotelische Politik wenig Gewinn, außer wenn etwa die Handschrift, oder ein Descendent derselben, entdeckt werden sollte, nach welcher die Uebersetzung des genannten Wilhelm von Moerbeka verfaßt sei. Von andern alten Uebersetzungen und Ausgaben benutzte er ferner neben Victorius hauptsächlich die von Leonardus Aretinus, Lambinus, Petz. Ramus, Obertus Giphanius, D. Heinsius u. a. Die seinem Texte zugegebene Uebersetzung ist für die drei ersten Bücher die hin und wieder verbesserte und dem neuen Texte akkommodirte Lambinische, während er in den übrigen meist der trefflichen Uebersetzung des gelehrten Spaniers Genesius Sepulveda den Vorzug gab.

Es kann keineswegs unsere Absicht sein, Schneider's wohlbegründetes Verdienst um Aristoteles zu schmälern; aber jeder der seine Ausgabe der Politik etwas genauer studiert hat, wird doch bekennen müssen, daß sie eine der schwächeren Leistungen des trefflichen Mannes sei. Zunächst war er noch, wenn auch in geringerem Maasse wie Antonius Scainus und Conring in dem Wahne befangen, daß die acht Bücher der Politik sehr verwirrt und lückenhaft auf uns gekommen seien, eine Ansicht die ihn in der Kritik mehrfach zu Mißgriffen verleiten mußte. Dann aber ist sein Commentar gewiß, in jedem Betrachte ungenügend zu nennen, obschon darin einem künftigen Ausleger reichliches Material dargeboten wird. Das Hauptverdienst des kritischen Theils desselben besteht nämlich darin, daß die Uebersetzungsweisen der verschiedenen Uebersetzer bei

allen, einigermaßen Anstoß enthaltenden Stellen zusammengestellt sind; meistens jedoch ohne alles eigne entscheidende Urtheil des Herausgebers. Nur hier und da finden sich ausführlichere Erörterungen schwieriger Stellen. Auch kann man sich auf die Genauigkeit in Vergleichung der alten Ausgaben nicht immer verlassen, wie dies namentlich in Betreff der beiden Aldinen Goettling nachgewiesen hat. Indes förderte bei alle dem seine Ausgabe doch die Kritik des Textes nicht wenig, und in dieser Hinsicht ist ihr Verhältniß zu den früheren bedeutend höher anzuschlagen als dasjenige, in welchem Korai's Ausgabe (ersch. 1821) zu ihr steht. Korai nämlich (dessen Ausgabe uns freilich nur durch Goettling's Commentar bekannt ist) hat sich im Ganzen nur an Schneider angeschlossen, mindestens ist dies selbst in Stellen geschehn, wo dieser stillschweigend und ohne alle Autorität die Lesart der Vulgate geändert hatte, wovon sich bei Goettl. (z. B. Pol. II, 3, p. 42, 18; ebd. p. 43, 1. 12; p. 48, 11) genügende Beispiele finden. — Einige Jahre nach der Koraischen erschien Goettling's Ausgabe der Politik (I. J. 1824.) zunächst zum Gebrauch für Vorlesungen bestimmt. Goettling beabsichtigte anfänglich nur einen korrekten Abdruck des Textes nach der ersten Aldine ohne irgend kritische Bemerkungen zu geben. Aber im Verlauf der Arbeit, als schon der Druck begonnen, erhielt er durch Hrn. Hase in Dresden mehrere handschriftliche Hilfsmittel, was ihn zu dem Entschluß brachte, seiner Ausgabe eine meist kritische *Adnotatio* beizugeben, und mit Hilfe jener ihm mitgetheilten Varianten auch den Text zu verbessern. Diese Varianten sind nun aus fünf Pariser und einer Mailänder Handschrift (*Parisi.* 1. = *Cod. reg. N. 2023*; *Parisi.* 2. = *Cod. Coislin. N. 161*; *Par.* 3. = *C. reg. N. 2026*; *Par.* 4. = *cod. reg. N. 2025*; *Parisi.* 5. = *cod. reg. N. 1858*; *M* = *cod. Mediolan. B. 105.*) entnommen. Von allen am genauesten ist der *Parisi.* 1. mit dem Texte der Duvalischen Ausgabe verglichen. Außerdem enthält Goettling's Commentar die abweichenden Lesarten der ersten und zweiten Aldina (A. 1. u. 2.), der ersten Basler von 1531, sowie der zweiten, nach Sylburg's Vergleichung, ferner von Victorius (1576), Camerarius (1581), Sylburg (1587), Casaubonus, Schneider und Korai. Solche Hilfsmittel im Verein mit gründlicher Gelehrsamkeit, Scharfsinn und seltener Kenntniß des Schriftstellers und seiner Sprache mußten die Gestaltung des Textes wesentlich weiter-

bringen und fördern, und so können wir denn auch wirklich keine Herausgabe eines Aristotelischen Werks, welche wir dieser an die Seite stellen möchten.

Demohingesthet konnte wohl kein Unbefangener leugnen, daß für die kritische Behandlung dieser Werke immer noch ein weites Feld offen geblieben sei; und man konnte sich keineswegs verhehlen, wie wünschenswerth eine neue, auf umfassenderen kritischen Hilfsmitteln (von G.'s Handschr. ist die Mehrzahl keineswegs genau verglichen) basirte Recension sei, bei welcher denn auch das bisher durch Conjecturalkritik und Interpretation Gelesene und Gewonnene abzuheben- und Berücksichtigung fände. Da erschien in der neuesten Gesamtausgabe der Werke des Aristoteles eine Erfüllung dieses Wunsches. Was durch diese nun für die Politik gewonnen worden, diese Frage dürfte kaum von der ändern, welches das Verhältniß dieser neuen Textrecension zu der Goettling'schen Ausgabe sei, getrennt, vielmehr die erstere durch Ergänzung der letzteren am besten beantwortet werden können. Ehe aber Reiser. sich an den Versuch, diese Aufgabe zu lösen, wagt, sei ihm eine Bemerkung erlaubt. Mit freudigem Danke hat er sowohl in der Vorrede zum zweiten Theile seiner *Aristotelis* als auch sonst öffentlich ein Unternehmen begrüßt, welches, indem es einen lange gehegten Wunsch erfüllte, allen, die daran Theil haben, nur zum Ruhme und zur Ehre gereicht. Wir halten uns daher aller allgemeinen Lobpreisungen um so eher überhoben, als solche einem Manne von Europäischem Rufe wohl ziemlich gleichgültig sein müssen. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Es liegt uns nämlich in diesem Augenblicke eine krit. Anzeige der ganzen Ausgabe in d. Allgem. Hall. Literaturzeitung, April 1833, N. 60, 61 und 62 vor Augen, welche in der Form eines geharnischten Panegyrikus allen nur irgend möglichen Ausstellungen in den Weg tritt, und wie die alten Ritter, jedem den Fehdehandschuh hinzuwerfen scheint, der die Dame des Hertzthums nicht für den Ausbund aller Vollkommenheit zu erklären bereit ist. Nach dieser Anzeige wird, was wir in Folgendem versucht, als „unvernünftiges und vorwitziges“ Beginnen im Voraus bezeichnet, und es wird behauptet: daß Alles bis auf die Vorrede in ihrer Art meister- und musterhaft ausgeführt und selbst für den sorgfältigen Leser des Aristoteles nur Kleinigkeiten zu wünschen übrig gelassen seien. — Wie Jemand, er

ad wer er ist, nachdem kaum zwei Jahre seit dem Erscheinen der Ausgabe selbst verfloßen sind, in dieser Allgemeinheit und in diesem Umlange über das für sämtliche Werke des alten Denkers Geleistete und Gewonnene ein Urtheil haben könne, und, denn, das ganze Tag und Nacht allein mit Aristoteles während dieser Zeit beschäftigt und ihm schon früher zum ausschließlichen Gegenstande seiner Studien gemacht habe, vermögen wir bei dem redlichsten Willen nicht zu begreifen; denn durch die aus vier Schriften bestehenden Einzelheiten kann doch wahrlich der Beweis für eine solche Befähigung nicht geliefert werden. — Doch jetzt zurück zu unserem Geschäfte.

Hr. J. Bekker hat den Text der Politik nach neuen Handschriften gestaltet. Es sind dies 1) *Marcianus* 200 (= Q). 2) *Coislin* 161. (= Ib). 3) *Marcianus* 213 (M). 4) *Laurentianus* 81, 5 (R). 5) *Laurentianus* 81, 21 (S). 6) *Urbina* 46 (T). 7) *Marcianus* append. 4. 3 (U). 8) *Palatinus* 160 (V). 9) *Christinae reginae* 125 (W), von denen die zwei letztern seltener erscheinen; (im letzten Buche sind die Lesarten überhaupt sparsam und nur aus Ib S. T. mitgetheilt.), Nun fragt sich's aber: sind dies von dem Cent-ur-ten Aristotelischen Handschriften, wie sie an der Stirn des ersten Theils der Ausgabe stehen, für die Politik die einzigen? Wahrscheinlich kann dem nicht so sein; denn gleich zu Anfange des ersten Buchs (p. 1253, lin. 15) wird unter den Varianten ein *Codex Parisiensis* N. 1857, und weiterhin (p. 1306) noch zweimal ein *Ms. Parisiens.* N. 1858 als Autorität für gewisse Lesarten angeführt. Leider hat es dem Hrn. Herausg. bis jetzt noch immer nicht gefallen, uns über diese und hundert ähnliche Fragen die Auskunft zu geben, welche er in der Vorrede „commodiore loco“ nachträglich zu geben versprochen hat. Welche einen Einfluß ein solcher Mangel auf die Möglichkeit einer Beurtheilung haben, wie hemmend und störend er für den Gebrauch der Ausgabe selbst werden müsse, darüber kann wohl nicht leicht ein Zweifel sein; und indem dadurch gewissermaßen der Charakter des Abstreifenden der ganzen Ausgabe aufgewürgt erscheint, ist darin zugleich wohl mit der Grund zu suchen, warum sie im Ganzen bis jetzt so wenig anregend auf das Studium des Aristoteles gewirkt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXV.

J. Aug. Henr. Tittmann: *Theologi Lipsienſis opuscula curii argumenti. Praefatus est Augustus Hahn. Lipsiae, sumptibus J. A. Barth.* X. 378 p.

Gelegenheits-Aufsätze und Reden können nicht nur als Zeugnisse von der Eigenthümlichkeit des Verfa. gelten. Einen rechtmäßigen Antheil an ihrer Art und Weise hat immer der Kreis in Anspruch zu nehmen, vor dem sie gehalten und an den sie gerichtet sind. Daher der Reiz, der den Reden bis in späte Zeiten nachfolgt und bleibt, selbst wenn die Sache, der sie ihren Ursprung zu verdanken haben, ihr Interesse verloren hat; immer zieht uns in ihnen das frische Bild des Lebens an, aus dem sie hervorgegangen sind und in das sie eingegriffen haben.

In vorliegendem Buch werden uns Gelegenheits-Reden und Aufsätze gegeben, die nicht eine längst vergangene Zeit und ein uns fremdes Interesse ins Leben gerufen hat. Von J. A. H. Tittmann sind sie in den Jahren 1793 bis 1830 zu Leipzig gehalten und daß sie während einer bedeutungsvollen Zeit auf dem wissenschaftlichen Boden einer so eigenthümlichen geistigen Provinz entsprungen sind und von beiden bestimmte Rechenschaft ablegen, erlaubt uns, in dem Bericht über sie mehr von dem Vf. ab, auf die Zeit und den Lebenskreis hinzusehen, in dem er viele Jahre mit achtungswerthem Streben und Ernste gewirkt hat.

Als ein Zeugniß seiner philosophischen Meinung (bis zum Jahre 1805 lehrte Tittmann in der philosophischen Fakultät) ist uns ein Aufsatz geblieben, der die Frage behandelt „ob eine geoffenbarte Religion für alle Zeiten und alle Menschen passend sein könne“ und sie bejahend beantwortet, auf die in enge Schranken eingeschlossene menschliche Vernunft sich berufend und stützend. Mit diesem Resultat zufrieden und für immer versöhnt, beschäftigen sich die meisten übrigen Aufsätze damit, die Quelle näher zu bestimmen, aus der die Wahrheiten der Religion und ihre Gewissheit entspringen.

In der Unbestimmtheit und Farblosigkeit jeder Zeit, als die Glaubenswahrheiten auf wenige abstrakte Sätze reducirt waren, obgleich auch dieser Reduktion das Suchen nach einem einfachen Princip zu Grunde lag, fiel es nothwendig auf, daß schon in der Bibel selbst die einfache Lehre Christi in der Predigt der verschiedenen Apostel in einer eigenthümlichen Farbe erscheine. Als wären am ersten Pfingstfeste die Zungen der Jünger zur Zwietracht und zum Widerspruch ertheilt, sprach man von einem Johanneischen, Paulinischen oder Petrinischen Christenthum, um durch den Proceß der gegenseitigen Auflösung dieser widersprechenden Lehren zum reinen Urchristenthum zu gelangen. Auch Tittmann quälte jener Widerspruch (p. 43.) und er löst ihn zunächst so, daß er in Rücksicht auf die allgemeine Grundlage der Lehre weder einen Widerspruch, unter den Aposteln, noch ihrer Lehre und der Christi selbst statuiert. Nur andre Zeiten und Umstände, die die „Doktrin Christi“ zur „Disciplin“ im Munde der Apostel redigirten, hätten die Grundleh-

ran eigenthümlich modificirt. Aber, entsteht nun die wichtige Frage, wie haben wir uns zur Disciplin der Apostel zu stellen, oder wie verhält sie sich zu unserer Zeit, die nicht die Zeit der Apostel ist? Dann, damals verkündeten ja die Apostel den Juden und Heiden die neue Lehre und hat, fragt man, der moderne Theologe, der die Lehren des Christenthums in ihrer Ursprünglichkeit zu begreifen strebt, auf Juden und Heiden Rücksicht zu nehmen? Daher weist Tittmann von der Apostolischen Entwicklung und Darstellung auf die einfache Lehre Christi allein hin. Neben dieser Institution Christi bleibt uns nur das „consilium“, die Absicht, der gute Wille der Apostel zur Berücksichtigung und Nachahmung. Wir wollen nicht fragen, was denn mit der Apostolischen Verkündigung des Todes Christi, der zur ursprünglichen Lehre als etwas „Neues“ (p. 99.) hinzukam, der der Mittelpunkt der Apostolischen Lehre war, anzufangen sei, und was denn nun die Lehre Christi, die zu einer bestimmten, vergangenen Zeit, an ein bestimmtes, einzelnes Volk erging, für uns noch heute für Bedeutung haben könne: — der vorliegende Aufsatz antwortet uns selbst darauf, indem er alle fernere Entwicklung des Christenthums als aus subtilen Spitzfindigkeiten hervorgegangen (p. 109.) und die Arbeiten der tiefinnigsten, spekulativsten Kirchenväter leichtthin verwerfend, nur die „simplex ratio“ der Lehre Christi festhalten will, und im Gefühl, nicht auf die wahre Weise zum einzigen Princip zurückgegangen zu sein, in dieselbe Unruhe des unstillen Suchens geräth.

Je ernstlicher die Gemüther, die einer solchen Unbestimmtheit der Lehre verfallen, nach der Wahrheit streben, desto unsicherer und unwohler fühlen sie sich in allem, dem ein bestimmter Inhalt zu Grunde liegt, den sie aber in seiner Bedeutung nicht anerkennen können, weil ihnen das Princip fehlt, aus dem er hervorgegangen ist. Kommt noch hinzu, daß jene Verhältnisse selbst aus einer schweren Crisis zur Festigkeit und erhöhten Sicherheit sich hinaufarbeiten, so heften sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Theilnahme allein auf jene Uebergangsperiode und ihre Zeichen, als suchten sie in ihnen das Bild ihres eigenen Kampfes und Streites. Aber weder den vorhergehenden Zustand der unschuldigen unbewulsten Ruhe noch den Stand der mit vollem Bewußtsein errungenen Herrlichkeit wissen sie zu schätzen und zu würdigen, weil das absolute Maas aller Dinge in ihrer schwankenden Hand keinen Platz hat.

So hat auch Tittmann an den Besorgnissen, Wünschen und allen Bewegungen seines Vaterlandes auf dem kirchlichen Gebiet den eifrigsten Antheil genommen. Die meisten Aufsätze vom Jahr 1823 an beziehen sich auf die *res afflictas* der evangelischen Kirche. Er, der in allen Aufsätzen die Kirche nur im Gegensatz gegen den Staat weiß, jammert wie über ihren Untergang, daß es kein *corpus evangelicorum* mehr gebe. Er klagt über die Thätigkeit der katholischen Kirche, mit der sie sich Proselyten gewinne; er trauert über den zerrissenen und zerspaltenen Zustand der deutschen evangelischen Landeskirchen; er weiß nicht Worte zu finden, um lebhaft genug seinen Schmerz zu schildern, mit dem er die heilige Schrift einer profanen Auslegung oder der Verachtung hingegeben sieht — und

womit sollen nach seinem Rath alle diese Gebrochenen und Schicksale geheilt werden? Nur durch die heiligen Schriften, eben die, über deren gesunkenes Ansehen zu klagen, er nicht müde wird. Wie wenig aber diese Hinweisung auf die Schrift jener triumphirenden Sicherheit ähnelt, mit der die Reformatoren den Schatz der Bibel allen Angriffen siegreich entgegenstellten, zeigt das, was denn Tittmann und die auf seiner Seite stehen, mit ihr bezwecken. Das ist ihnen hinreichend zum Kennzeichen der evangelischen Kirche und zum Band ihrer Einheit, daß man behaupte, es gebe kein anderes Evangelium, als was geschrieben steht. Als sich die Reformatoren auf die Bibel beriefen, da sprach aus dieser der Geist zu ihnen, den sie in seiner wahren Gloriede wafsten und der auch sie zu ihrem Werke begeisterte. Jetzt man sieht nicht auf die Bibel, während man die Apostolische Entwicklung für eine Anpassung der christlichen Lehre auf uns fremde Verhältnisse erklärt und den Inhalt der Lehre in der kirchlichen Entwicklung nur depravirt sieht, so wird die Bibel mitten in dieser Berufung auf sie zu einem Buch wie jedes andere, das die evangelische Kirche, nur um den Namen davon zu nehmen, zu ihrer Dessen und ihrem Erkennungszettel von der Welt gemacht hat.

In dem Bewußtsein, daß wir in dem achtungswerthen Verstorbenen nur die Sache im Auge haben, führen wir noch kurz das Schreiben an, in dem Tittmann dem ehrwürdigen Beck zur Feier des fünfzigsten Jahres seines akademischen Lebens im Jahr 1820 Glück wünscht. Der Verf. wollte hierin die Fortschritte schildern, die die Wissenschaften in jenen weltgeschichtlichen 50 Jahren gemacht haben. Wie wenig aber jenseitig, unbestimmte Richtung fähig sei den Gehalt der geschichtlichen Entwicklung zu fassen, haben wir schon in unserm bisherigen Bericht gesehen und spricht der Verf. im erwähnten Aufsatz selbst aus. Indem er von der weiten Ausbreitung der Philosophie redet und von den Ansprüchen, mit denen sie in den zugehörigen Theorien der Theologie trat, sagt er, die Irrthümer, die das nur für eine Erscheinung unserer Tage halten, und wie weit erhaben über einen solchen Irrthum ruft er aus: *nil novi nunc agitur, saepius jam acta est haec fabula*! Mit dem alten es giebt nichts Neues unter der Sonne, geht er also über eine Erscheinung weg, die den Wendepunkt unserer Zeit bezeichnet, und den Kampf, an dem sie sich zu neuem Leben erweckt und einen Namen gewonnen hat vor aller vorhergehender Jahrgang derten. Dasselbe *nil novi nunc agitur* wiederholt der Verf., indem er von der Theologie besonders spricht und wieder den Kampf der Theologie und Philosophie erwähnen muß.

Wir haben hier nur wenige Punkte dieser Aufsätze hervor gehoben, um aus ihnen den eigenthümlichen Charakter derselben hervorgehen zu lassen und wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß der erste Wille und die alleinige Absicht, die der Verf. immer trieb, die Lektüre derselben zu einer belehrenden und genussreichen Unterhaltung macht. Das leichte, gewandte und geistreiche Latein, in dem sie geschrieben sind, trägt zu diesem Reize nicht wenig bei. —

№ 55.
J a h r b ü c h e r
 f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

September 1833.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Fortsetzung.)

Wie bei keiner der einzelnen Aristotelischen Schriften, so belehrt auch hier bei der Politik keine Vorbemerkung den Leser, in welchem Verhältnisse der Text zu den bedeutendsten früheren stehe, ob und wie die schon vorhandenen Variantensammlungen dem neuen unter dem Texte befindlichen kritischen Apparate einverleibt worden, und welches die Abstufung des Werths der einzelnen neu verglichenen Handschriften sei. Es kann daher nicht fehlen, daß man hierdurch fast bei jedem Schritte auf Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten und Ungewissheiten stößt, die doch alle durch ein Paar Worte recht wohl hätten vermieden und beseitigt werden können. Einige Beläge hierzu mögen sofort ihre Stelle finden. — Von den vier bedeutendsten Vorgängern, Vistorius, Schneider, Korai und Goetting, sind in der ganzen Politik nur die beiden erstgenannten, jeder ein einzigesmal, als Vertreter einer eigenen Lesart erwähnt (p. 1311, 8 und p. 1316, 25). Von Korai und Goetting dagegen ist nicht die mindeste Notiz genommen worden, was namentlich in Betreff des letzteren einen jeden, der dieses Gelehrten Verdienst um die Texteskritik der Politik kennt, sicherlich befremden muß. Weder von seinen, noch der andern Bearbeiter Conjekturen, die doch nicht selten viel für sich haben, indem sie sich zuweilen auf historische genaue Forschungen basiren, finden wir in unsern Varianten auch nur eine erwähnt. Wollte aber hierin Hr. B. konsequent verfahren, so dürfte er auch mit einer seiner eigenen Vermuthungen (p. 1329, a. lin. 17) keine Ausnahme machen; und während er ferner an zwei und zwanzig Stellen die Lesart aller Handschriften zu verschmähen sich bewegen gefunden, finden wir (ausgenommen p. 1266, A. 2, wo es heißt: *cum inter-*

prete) auch nicht an einer bemerkt, wessen Conjektur, oder welcher alten Ausgabe die aufgenommene Lesart angehört. Ja selbst in der angeführten Stelle (p. 1266, lin. 2) wissen wir immer noch nicht, wer hier unter dem *interprete* gemeint, und ob es dieselbe Quelle sei, welche an anderer Stelle durch *vetus interpres* (p. 1308, lin. 40), oder durch den Plural *interpretes* (p. 1317, lin. 29; p. 1275, 25) bezeichnet wird. Eine ähnliche Dunkelheit lassen denn auch Angaben von Varianten in folgender Weise, als: p. 1305, b. lin. 1. *ἅλλων αὐτῶν αἰεὶ*; oder durch *plurique* wie an zwei Stellen p. 1259, a. lin. 13. und p. 1256, a. lin. 36; und wenn zu dem p. 1294, lin. 26 aufgenommenen *διὰ δὲ λόγος* unten die lakonische Bemerkung gemacht wird: „*διὰ δὲ λόγος* *margo* : *vulgo* *ἀδὲ λόγος*“, so wissen wir auch nicht recht, was wir damit anzufangen haben. —

Ein so greifartiges Unternehmen, wie das einer neuen Textesrecension der gesammten Werke des scharfsinnigsten und gelehrtesten unter den alten Denkern dürfte wohl zu genauer und für unsere Zeit befriedigender Ausführung Aufgabe eines ganzen Lebens zu sein, in Anspruch nehmen. Das „warum“ liegt zu sehr auf der Hand, um hier einer weitern Auseinandersetzung zu bedürfen. Auch mögen die Anforderungen, welche wir an die kritische Bearbeitung eines einzelnen Werks hier aufzustellen versuchen wollen, leicht als für die Mehrzahl der übrigen mit geltend sich erweisen. Was zunächst die Berücksichtigung aller früheren Hauptausgaben, sowie der nach Handschriften verfaßten lat. Uebersetzungen anlangt, so scheint es Aufgabe einer neuen Textesrecension, wenn diese anders einen vollständigen kritischen Apparat bieten soll, dieselben insofern entbehrlieh zu machen, daß alle beachtungswerthen Varianten derselben aufgeführt werden. Hr. B. hat dies nicht gethan. Gesah es aus der Ueberzeugung, daß die alten Ausgaben und Uebersetzungen eben nur diese oder jene seiner Handschr.

repräsentiren, so wäre eine kurze Bemerkung darüber wünschenswerth, und zu Anfange des Werkes selbst ganz an ihrem Orte gewesen. Wie jetzt die Sachen liegen, kann einer beim kritischen Studium der Politik, wenn es diplomatische Genauigkeit gilt, keines jener Hülfsmittel entbehren, denn um nur eins hier anzuführen, so sind z. B. mehrere von Sepulveda, Victorius und Camerarius aus ihren Handschriften mitgetheilten Lesarten nicht unter dem kritischen Apparate der neusten Ausgabe zu finden; und doch dürften unter ihren Varianten, wie *Lib. II, cp. 2 p. 50, lin. 18. Goettl.* (vgl. Schneider Commentar. Th. II, p. 113.) ἀνιπρον für ἀνορον, gewiss beachtungswerther und interessanter, als manche, von B. mit aufgenommene, sein. Desgleichen sind Lesarten des *vetus interpres* übergangen, den doch auch Hr. B. nicht geringer Aufmerksamkeit für würdig gehalten haben muß, da er, wie wir vorher sahen, auf seine Autorität sogar die Aufnahme einer Lesart gegen alle Hdschr. gründete. Mag nun aber auch Herr B. nach seinem Plane ein Recht gehabt haben, die Vergleichung von Ausgaben und Uebersetzungen im Allgemeinen als ungehörig von der Hand zu weisen (wobei er sich denn wenigstens zweimal nicht konsequent geblieben ist), so möchte das doch nicht in gleicher Weise von dem schon vorhandenen *kritischen Apparate*, sofern derselbe aus der von Vorgängern angeordneten Vergleichung von Handschriften geflossen ist, Billigung finden. Aber auch bis dahin hat Hr. B. das Recht der Verwerfung, oder vielmehr des Ignorirens, ausgedehnt. Um von den ältern Ausgg. zu schweigen, so ist zunächst, soviel wir uns angemerkt haben, keine der von Schneider aus dem *Codex Lips.* aufgeführten Varianten mitgetheilt (Vgl. z. B. *B. II, p. 49, 2 mit p. 1268, a. 2 Bkk.* ferner *II, cp. 5, §. 1 u. §. 3. §. 4 ed. Schn.* und öfters in demselben Kapitel). Doch dies möchte bei der oben erwähnten Beschaffenheit jener Handschrift immerhin noch kein großer Verlust sein. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Variantensammlung in Goettlings *adnotatio*. Von den sechs Handschriften desselben befindet sich unter der Zahl der von Hrn. B. verglichenen, wie es scheint, nur allein der *Parisin.* 2. (bei Bk. *Ib*) und auch aus diesem sind, wie wir bald sehen werden, die Lesarten keineswegs vollständig gegeben. Die übrigen Handschr. aber scheinen sämtlich unberücksichtigt geblieben zu sein; ich sage sie scheinen; denn hin und wieder ist es Ref. allerdings

so vorgekommen, als sei das doch zuweilen geschehen. So stimmen z. B. an nicht wenigen Stellen die Varianten, welche Goettling aus seinen drei ersten Pariser Handschr. (*Paris. 1. 2. 3.*) anführt, auffallend mit Bk.'s Handschr. *Ib Qb Tb* überein, und im Einzelnen erscheint, *P. 1.* oft = *Tb*; *Paris. 3.* = *Qb* u. s. f. Indes ist dies wohl nur Zufall. Diese Handschr. können nicht dieselben sein, denn die Menge des Uebergangenen ist zu groß. Nach einer von uns zu diesem Zwecke angestellten Vergleichung, die sich nicht über das erste Buch und die fünf bis sechs ersten Kapitel des zweiten hinaus erstreckt, auch auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch macht, beläuft sich die Zahl der aus den sechs Handschriften bei Goettling angeführten, in der neusten Ausgabe dagegen fehlenden Varianten zusammen etwa gegen *anderthalbhundert*, nämlich 93 aus dem *Parisin.* 1; 10 aus dem *Par. 2.* (aus welchem doch, da er identisch mit Hrn. B.'s *Ib* ist, die Lesarten vollständig erwartet werden); 15 aus dem *Parisin.* 3; 10 aus dem *Par. 4* und 5, u. 15 endlich aus der Mailänder Hdschr.; und unter diesen sind manche von unbestreitbarer Wichtigkeit, andere bei B. aus andern Handschr. mit aufgeführt, hätten also das Gewicht der fraglichen Lesart zu verstärken gedient, welches namentlich von dem genau verglichenen *Parisin.* 1. gilt. Und wenn sich nun auch gegen dies Alles immer noch sagen ließe, daß es eben nicht im Plan der neuesten Ausgabe gelegen, sich mit Berücksichtigung und theilweiser Aufnahme der Variantensammlungen anderer Herausgeber zu befassen, so kommen wir doch immer wieder auf unsere Bemerkung zurück, daß ein so absolutes Schalten und Walten ohne Angabe von Gründen, diese *αἰσχροπραγία*, wie es der alte Stagirit nennt, die ein so wichtiges Werk dem Publikum übergiebt, ohne es auch nur durch ein Wort darüber zu belehren, was es erhalten und zu erwarten habe, eben so ohne Beispiel, als dem Studium der Schriftwerke des Aristoteles keineswegs erforderlich sein müsse.

Es sei uns jetzt erlaubt, was bisher im Allgemeinen bemerkt worden ist, auch im Einzelnen nachzuweisen, wobei wir uns jedoch auch innerhalb der beiden ersten Bücher beschränken wollen. Was nun zunächst die übergangenen Varianten des *Cod. Coisl.* 161. (*Ib*) anbetrifft, so sind dies folgende: *I, cp. 1. p. 8, 4. Goettl.* wird zu den Worten ἀλλ' ὅτι ὁ νόμος ἐν ἡμετέροις bemerk, daß *Par. 2.* ὁν auslasse. Ebendas. *p. 4, 15*

(p. 1253, lin. 12 Bk.) führt Bk. die Lesart: *οὐδ' αὖτε* aus Bk.; aber nach Goettl. steht so auch in P. 1. und 3. Ferner p. 1256, z. 40 hat Hr. B. aus P. *ἀλλ' ἢ* aufgenommen, während nach Goettl. diese Handschr. statt des Artikels *ἢ* hat. Die übrigen Stellen genügt es zu notiren; man findet sie bei Goettling in der *ed. notata* zu I, ep. 2. p. 19, lin. 27; ep. 4, p. 19, lin. 17; ep. 5, p. 22, lin. 21; p. 25, lin. 15; p. 25, lin. 29. *Lib. II, ep. 2^a p. 37, lin. 20; p. 39, lin. 4, v. a. m.* In allen diesen Stellen, die sich sicherlich noch bedeutend vermehren lassen, kann man nur entweder auf Herrn Hass's oder Hr. B.'s Seite ein Versehen oder Ungenauigkeit annehmen. Zur Steuér der Wahrheit darf aber auch Ref. das Geständniß nicht zurückhalten, wie er sich bei andern Büchern des Aristoteles von der unendlich alle Vorgänger übertreffenden Genauigkeit Hr. B.'s schlagend überzeugt hat. So z. B. ist die so überhaupte, aber ganz werthlose Ausgabe der Ethik an Nikomachos von dem Engländer Ed. Cardvell (Oxford 1826), die sich Ref. allein wegen der darin mitgetheilten Varianten des trefflichen *Codex Laurentianus* (bei Bk. *Laurent. 81, 11. Kb*) der ältesten aller Aristotel. Handschriften, angeschafft hatte, nicht nur durch das Erscheinen der neuesten Recension entbehrlich gemacht, sondern auch für den kritischen Gebrauch als gänzlich unbrauchbar erwiesen, indem Recens. bei genauerer Vergleichung fand, daß allein in zwei Büchern an mehr denn *hundert* Stellen die Varianten aus jener Handschrift entweder gar nicht oder (seltnér) ungenau und unrichtig von dem ehrenwerthen Herrn angegeben sind. Wir würden bei dieser Gelegenheit über eine Arbeit, die der Englischen Philologie sehr geringe Ehre macht, noch einiges bemerken, wenn nicht die Erklärung des Herausgebers selbst, daß er eigentlich nur einen Index zu machen taugte, und das Ediren der Aristotel. Schriften künftig dem bisherigen Indexverfertiger überlassen wolle, den Unwillen eines jeden entwaffnete.

Doch zurück zu unserer Politik. Der neue Text weicht von dem G'schen im ersten Buche an etwa vierzig Stellen ab. Wir wollen einige der wichtigeren besprechen, und dabei zugleich Gelegenheit nehmen, hier und da einige der wichtigeren übergangenen Varianten aus dem übrigen G'schen Handschriften bemerklich zu machen.

Lib. I. ep. 1. p. 2, 11. εἰ δέ τις τὰ πράγματα *φύματα βλέπει*], so steht bei Bk. (p. 1252, z. 24)

ohne Variante, Aber Goettling hat aus P. 1. und 3. *τὰ φύματα* angemerkt und billigt dies, wiewohl mit Unrecht. Der Sinn, welchen am richtigsten Victorius durch: *res cum nascentur* ausdrückt, verlangt durchaus die Tilgung des Artikels, selbst wenn ihn mehrere Handschr. hätten. Dagegen schreibt Hr. B. (p. 1252. b. lin. 15) im folgenden Kapitel *ὁμοκλήτους* und bemerkt dazu als einzige Variante *ὁμοκλήτους* aus einem nicht mit unter den neun Handschr. der Politik begriffenen *Cod. Paris. 1857*. Freilich stand *ὁμοκλήτους* in beiden Aldin und Schneider und sein Nachfahr Kerai behielten es bei. Aber für *ὁμοκλήτους* entschieden sich schon Lambin und Sylburg, und Goettling, der es auch in zwei Handschr. (*Paris. 1. und M.*) fand, bereute (*Commentar. p. 279*) eine Lesart nicht aufgenommen zu haben, deren Richtigkeit er in seinem *Exercitus de republica Cretensium p. 478—480* aus dem Umstande erwies, daß bei den Kretern die Männer getrennt von ihren Familien Syssitien hatten, welche *ἀνδρία* hießen. Somit konnte also der Gesetzgeber die Hausgenossen wohl *ὁμοκλήτους* (die unter einem Rauchfange leben, ähnlich dem Platonischen Ausdrucke *καπνοδόχοι καὶ συνίτιοι* *Euthyphr. p. 4, c.*) nennen, nicht aber *ὁμοκλήτους* was ungefähr mit der von Charondas gebrauchten Benennung *ὁμοκλήτοι* eins wäre; daß *κλήνη* soviel ist als *καπνοδόκη*, Rauchfang, ersieht man aus *Pollux VII, 123*. (wo einige Handschr. denselben Fehler *κλήνη* haben) *Suidas* und *Schol. Aristoph.* — p. 1252 b. lin. 28 liest man *ἡ δὲ πάλαι εἶχοντα πάρος ὥς ἔπος αἰεὶ, γινόμενὴ πὺν οὖν*] ohne Variante, aber die früheren Ausg. und Goettling haben *πὺν* vor *εἶχον* und lassen es nach *γινόμενὴ* weg, und für jenes *ἡ δὲ* bemerkt Goettl. aus dem *Paris. 1.* *ἡδὲ*, was höchst scheinbar ist. — p. 1253, 8, lin. 32 *ἀνδρωπός ἐστιν*] Goettl. hat aus dem *Par. 3.* *ὁ* vor *ἀνδρωπός*, bei Bk. ist es nicht einmal als Variante erwähnt. — Ebendas. lin. 25 fehlt *καὶ* vor *φύμα* in P. Goettl. dagegen sagt, es fehle im *Par. 2.* vor *πρότιον*. Wer hat nun Recht? — Einer zweiten Vernachlässigung Goettlings begegnen wir gleich zu Anfang des zweiten Kapitels (ep. 3 p. 1253. a. 2.) in den Worten *ἀναγκαῖον πρὸς δημοκρατίας εἶναι πρότιον*. So schreibt nämlich Hr. B. Aber daß statt *ὁμοκλήτους* *ὁκλήτους* zu schreiben sei, ist von Goettling so einleuchtend dargethan und liegt die Verschreibung so nahe, daß Herr Bekker selbst, wenn er auch in keiner seiner Handschriften *ὁκλήτους* fand, dennoch das

alle oktroirte; nicht hätte von noch wieder eintreten sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXVI.

Erzählungen, Skizzen und Gedichte von Ludwig Rollstab. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1833. 3 Theile in kl. 8.

Oft genug hat der Kritiker, wenn er tadelte, die Forderung hören müssen, er solle es besser machen. Diese Zumuthung ist in neuerer Zeit als eine unbegründete und ganz unbillige mit großem Erfolg abgewiesen worden, und sie kommt nur selten noch vor. Wir wollen sie nicht wieder aufleben lassen, glauben aber doch, daß man den Kritiker in Betreff des Machens seitdem etwas zu sehr freigesprochen hat. Die Verpflichtung des Bessermachens kann ihm freilich nicht auferlegt werden, aber die des *Ausmachens* darf ihm schwerlich entzogen sein; wie soll er sonst den Beweis liefern, daß er wirklich alle Bedingungen, Grenzen, Vortheile und Schwierigkeiten des Kunstgebietes kenne, über dessen Erzeugnisse er urtheilt, daß er seine Forderungen nicht schrankenlos ausdehne, und ein erreichtes Wirkliche nach erträumten Möglichkeiten abmesse! In der That haben unsere besten Kritiker von jeher auch durch eigne Kunstschöpfungen sich hervorgethan, und wir finden fast immer, daß der Werth von diesen mit dem ihrer Kritiken gleichen Schritt hält, von Lessing an gerechnet bis auf A. W. von Schlegel herab. Unsere Bemerkung wird auch durch die vorliegende Sammlung bekräftigt.

Der Verfasser, als ein scharfer, und dabei scharfsinniger und nicht ungründlicher, rüstiger Kritiker vorthellhaft bekannt, nimt durch diese Dichtungen auch im Gebiete des Selbstmachens die Stelle ein, welche der Stufe, worauf er in jenem Gebiete steht, nicht nur entspricht, sondern ihn auf ihr auch bestärkt. Eine große Mannigfaltigkeit von Gebilden und Ausdrucksweisen, die Form der Novelle, des Liedes, des Reiseberichts, der Romanze, der launigen und der strengen Kritik, sind hier vereinigt, und geben von der vielseitigen Kraft und Gewandtheit des Verfassers das beste Zeugniß. Sollen wir die innern Vorzüge dieser Arbeiten kürzlich aufzählen, so haben wir zuvörderst entschiedene Richtung zum Schönen und Edlen, Klarheit der Auffassung und des Stils, Lobhaftigkeit, Witz, Humor, mannigfache Anmuth und viele ästhetische und sittliche Feinheit namhaft zu machen. Als Humorist verdient der Verfasser auch alles Lob wegen des Maßes, das er beobachtet, und worin er fast immer die Schranken einer harmlosen Mäuerkeit hält, ohne in gewaltsame Abzünge und verwickelte Unformen zu gerathen; wiewohl wir gern zugeben, daß ihm selber hierin noch eine glückliche Fortbildung und Läuterung offen

steht. Annehmlich müssen wir doch die Schönheit und Anschaulichkeit in Darstellung des nach Ort und Zeit eigenthümlichen Stoffes, z. B. der Vorgänge in schweizerischer Gebirgslandschaft, und des Kostüms englischer Verhältnisse, welches alles leicht und treffend, und ohne ängstliche Pedanterie vorzutragen genügend, dem Leser vor Augen gerückt wird. Die Freunde der Erzählungsweise von Leopold Schefer werden hier bisweilen einige Ähnlichkeit finden; doch ist Rollstab im Gange rascher und leichter; wobei die Umstände, unter welchen beide Autoren schreiben, sehr in Betracht kommen mögen: indem Schefer mit einer durch große Reisen genährten Weltanschauung in einsamer Ruhe still zurückgezogen behaglichen Fleißes arbeitet, unser Autor dagegen über unruhige Lebenswirbel und die Trübsamkeit des dringenden Augenblickes klagt. Auch hat er bei vielem Wohlwollen mehr Galle, als Schefer, so wie hingegen bei vieler Schärfe weniger, als Börne, mit welchem Ausspruche wohl jeder der Genannten zufrieden sein wird.

Unter den Erzählungen müssen wir diejenigen besonders auszeichnen, worin ein idyllisches Element vorwaltet, z. B. in zweiten Theile „James Skey“ und „die Gemästeter“, auch „die Gewerke“ am ersten Theile, wo ein Gegenstand, der sehr zur Ueberladung verleitend konnte, mit Glück durch Jenes Element gemildert worden. In beiden letztern Novellen hat der Verfasser mit besonderer Zuneigung den Schwindel behandelt, und ist dabei seinen Vorgängern Baggesen und Schefer nichts schuldig geworden, ja sich selber nicht einmal, denn nachdem er die Aufgabe vom Thurne herab in lauter städtischer Umgebung und Bedingung glücklich gelöst, vertirt er das Thema so an als treffend in der ganz verschiedenen Gestalt, welche Gebirgshöhen und freie Natur dafür bedingen.

Sehr anziehend sind die Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers mit Karl Maria von Weber, welchem ausgezeichneten Komponisten er besonders huldigt. Seine sonstigen musikalischen Zu- und Abneigungen können wir hier weder vertreten noch tadeln. Indessen dünkt uns, daß in diesem Kunstgebiete es immer schwerer wird, einen wirklich freien Standpunkt und einen großartigen Ueberblick zu fassen, jenseit die technischen Kenntnisse sich vervielfachen, und in Verbindung mit mancherlei der Musik an sich ganz fremden, aber im Zeitgeiste wuchernden einseitigen Vorstellungen sich für die wahre Kunstansicht ausgeben.

Unter den Gedichten, welche jedem Bändchen zum Schluß beigelegt sind, findet sich manche lyrische Blüthe, die den vollen Beruf des Verfassers in dieser Gattung darthut. Wir bemerken schließlic, daß ein Werk, welches alle die hier so mannigfach zusammengestellten Einzelheiten zu einem Ganzen vereinigte, in solcher reichen Ausstattung noch vorthellhafter erscheinen müßte, als die jetzige Sammlung, und daß wir dem Verfasser alle Mühe und Ruhe zu weiterer größern Hervorbringung wünschen, für welche gewiß kein inneres Erforderniß ihm mangelt. —

September 1833.

Aristotelis de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Fortsetzung.)

Aber, es ist jene Lesart auch gar nicht ohne positive äußere Gewähr. Goettling beruft sich für sie auf Casaubon., Piccart., einen Codex des Accorambonus, eine Handschrift Sepulveda's und Korai. Die Deduktion der philosophischen Nothwendigkeit der Lesart *οἰκίας* mag man bei Goettling (*Adnotat.* p. 283.) selbst nachlesen. — p. 1253. b. 10. ist der Artikel *ἡ* vor *τεκνοποιουμένη*, den seit Victorius alle Ausgaben haben, stillschweigend getilgt, und in den folgenden Worten die Stellung der *Vulgata καὶ γὰρ αὕτη* die von Sylb. und Goettl. in *καὶ αὕτη γὰρ* geändert war, zurückgeführt. — p. 1235. b. 35 konnte in der schwierigen Stelle Goettling's Conjekture *ἔργον ἢ* wohl erwähnt werden. — Trefflich dagegen scheint uns die schwierige Stelle p. 1254. b. 16 — 19 die schon von Sylburg aufgenommene Lesart *διακίεται δὲ τοῦτον τὸν τρόπον* gegen Goettl. der *δὲ* ausließ und die ganze Interpunktion verwirrte, aus sechs Handschr. hergestellt; ebenso wird jeder die Aufnahme der durch das Zeugniß von 5 Handschr. unterstützten Lesart *ποιῶν* (*ebendas. lin. 27.*) statt der von Goettling durch eine Ellipse vertheidigten *Vulgata ποιεῖ* nur billigen, der sich des konstanten Aristotelischen Sprachgebrauchs von *βούλομαι* erinnert; und ebenso ist denn wohl (*lin. 31.*) die Lesart aller Handschr. *οὕτως* statt *οὕτως*, was Goettling aus den beiden Aldinen aufnahm, gesichert, und durch glückliche Anwendung der Parenthese auch erklärt. Ueberhaupt drängt sich uns hier die Bemerkung auf, daß grade bei Aristoteles sorgfältige, ins Kleinste gehende Interpunktion nicht selten einen Commentar ersetzt. In dieser Hinsicht haben wir manches Neue und Gute in der neuen Ausgabe gefunden, aber auch wiederum nur allzu häufig bemerkt, daß auch hier Sylburg's

und besonders Goettling's Sorgfalt und umsichtiges Verfahren nicht hinlänglich benutzt worden ist. — p. 1255. a. 38 zu dem Verse:

τίς ἂν προσέπειν ἀξιώσειεν λᾶριν·

bemerkt G., daß in allen alten Ausgg. und Handschr. *ἀξιώσει* geschrieben sei, während B. schweigt. — p. 1255. b. 5 *καὶ οὐκ εἰσιν οἱ μὲν φύσει δοῦλοι*] Goettl. ließ mit der Ald. 2. die Negation weg; sowie sie jetzt lautet, scheint die Stelle noch immer nicht rein, und Goettling's Conjekture in der Dissertation *de notionis servitutis apud Aristotelem* (*Annal. Acad. Jen. I, p. 460.*): *οἱ μὲν οὐκ* (statt *οὐν*) *ἔχουσιν τινα λόγον ἢ ἀναγκασμένην καὶ εἰσιν οἱ μὲν κτλ.* war jedenfalls als sehr beachtenswerth zu erwähnen. — Cp. 3. (Bkk. cp. 8.) p. 1256, a. 10 ist geschrieben *ἡ αὕτη ἡ οἰκονομικὴ τῇ χρηματιστικῇ*, und dazu bemerkt, daß der Artikel nach *αὕτῃ* aus *Ibr.* aufgenommen sei. Auch Goettling (*adnotat.* p. 294) hielt dafür, daß dieser Artikel einzuschalten, sonst aber nichts zu ändern sei. Aber wie wir schon früher bemerkten, in jener Handschr. steht, ihm zufolge, nicht *ἡ* sondern *ἢ*. — Kurz vorher (*lin. 9*) lesen wir *ἐρεῖα* und *χαλκόν* ohne Variante, während doch der nicht verächtliche *Paris.* 1. *ἐριον* und *χαλκός* giebt, eine Lesart, die auch G. für die richtige hält.

Ebendas. *lin. 17* (p. 13, 2. G.). Hier wo Reiske, Korai, Schneider u. a. an dem freilich in allen Handschr. stehenden *ὥστε* gerechten Anstoß nahmen, war gewiß, wenn auch Hr. B. die Lesart der Bücher im Texte zu behalten für angemessen fand, Goettling's glückliche Conjekture *γνώστέον*, durch welche alle Schwierigkeit gehoben wird, zu erwähnen, zumal da sie durch eine von G. angeführte Stelle (cp. 4. in. p. 20, 1. G. p. 1258, b. 9. Bk.) den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit erhält, während wir mit der *Vulgata* gradezu nichts anzufangen wissen. Gewiß ist die äußere Gewähr übereinstimmender handschriftlicher Zeugnisse auch bei Aristoteles immer in Ehren zu halten; aber alles

Vertrauen auf vorsichtige und mit Umsicht begründete Conjekturealkritik darum aufzugeben, können wir ebensowenig für das Rechte halten, als wir uns mit einem gewissen Verfahren versöhnen können; bei dem man sich auf dem besten Wege befindet, die bedeutendsten Aristotel. Werke um ein gutes Theil ihres Umfangs zu verkürzen. —

Ebend. *lin.* 30. *ὁμοίως δὲ καὶ τῶν ἀνθρώπων*] So lesen wir bei B. ohne Variante; aber Goettling, welcher die Vulgata *ὁμ. δὲ τὸ τῶν ἀνθρ.* behielt, bemerkt dazu bloß, daß die von B. aufgenommene Lesart eine von Korai gebilligte Vermuthung Schneiders sei. Wie ist es nun? müssen wir nicht annehmen, daß dieselbe in allen neuvergleichenen Handschr. sich findet? Dann befremdet uns aber das gänzliche Schweigen aller Handschriften G.'s; dies ist wieder ein Fall, wo unseres Bedünkens die bisherige Lesart und ihre Gewähr hätten angegeben werden sollen. — Eine höchst schwierige Stelle ist *p.* 1256. *b. lin.* 15 *ὥστε ὁμοίως δῆλον, ὅτι καὶ γενομένοις οἰητέον τὰ τε φυτὰ τῶν ζῶων ἐνεκεν εἶναι καὶ τὰλλα ζῶα τῶν ἀνθρώπων χάριν.* Die einzige Schwierigkeit macht hier jenes Partic. *γενομένοις*, welches Goettl. in Klammern schloß, Giphanius zusamt den dabei zunächst befindlichen Worten *ὅτι* — *καὶ οἰητέον* gestrichen wissen wollte. Um so weniger aber dürfte übergangen werden, daß Goettling und Paris. I. die Variante *γενωμένοις* (*sic*) anführt, da dieser Codex auch für das *γενομένοις* zwei Zeilen zuvor *γενωμένοις* statt *γενομένοις* darbietet, eine Lesart, auf die schon Sylburg rieth, und die Korai mit Beistimmung Goettling's sogar in den Text aufgenommen, Hr. B. aber wiederum nicht erwähnt hat. Es mag aber leicht in beiden Stellen *γενωμένοις* das einzig richtige sein, denn die von Zell (*ad Ethicor. Nicom. IX. cp.* 8, §. 1. *Comment. p.* 405...) versuchte Erklärung des *γενομένοις* in unserer Stelle ist gradehin verwerflich. Aristoteles sagt: „Für den nothwendigsten Unterhalt aller Wesen hat von vorn herein die Natur gesorgt. So bringen gleich mit dem Augenblicke des Gebärens einige Thiere soviel Nahrungstoff für das Geborene mit auf die Welt, bis dies sich selbst seinen Unterhalt verschaffen kann, z. B. alle die, welche Eier oder Würmer gebären (*ὅσα σκαληγοτοκεῖ ἢ ὠτοτοκεῖ*). Die aber, welche lebendige Junge gebären (*ζωοτοκεῖ*) diese bringen zum Unterhalt für die geborenen (*τοῖς γενομένοις*) sogenannte Milchsutanz (*τὴν τοῦ καλουμένου γάλακτος φύσιν*) mit. Daher (fährt

er fort) ist es gleichherweise offenbar, daß man annehmen habe, wie jene (vegetabilische) Milchsutanz im Allgemeinen für Lebendiggebornes (*γενωμένοις*) da sei, so sei auch allen Vegetabilische (*τὰ τε φυτὰ*) im Allgemeinen für die Thiere (*τὰ ζῶα ἐνεκεν*) da, und weiter die übrigen Thiere (*καὶ τὰ ἄλλα ζῶα*, mit Ausschluss des Menschen) der Menschen wegen“. —

Ebendas. *lin.* 26 *ἐν μὲν οὖν εἶδος κτητικῆς καὶ τὰ φύσιν τῆς οἰκονομικῆς μέρος ἐστίν, ὃ δὲ ἢ δατέρεται ἢ πορίζεται ἀδελφῶν ὅπως θηράται*] Alle neueren Herausgeber nahmen an dieser Stelle gethan Anstofs. Nach unserer Meinung aber hat sie allein Goettling hergestellt und richtig erklärt, indem er *δ* in *δὲ* verwandelt (*ἦτοι* statt *ἢ* ist nicht nothwendig), auch diese Verbesserung verdiente wenigstens Erwähnung, wenn nicht Aufnahme. Wogegen wir es wieder billigen, daß das Part. Präsens *ἐπαλλόντων* (*p.* 1257. *a.* 40) als Lesart aller Mss. gegen die Aenderung Korai's und Goettl. *ἐπαλλόντων* beibehalten, und weiterhin (*p.* 1257. *b.* 11) das von G. aus den Aldinen mit Unrecht aufgenommene *εἰ*; vor *νόμος* wieder gestrichen ist. *p.* 1257. *b.* 17 *πάντων αὐτῶν γενομένων.*] So las man allgemein vor Goettling, der das Pronomen, weil er es in beiden Aldinen vermißte, aus dem Texte warf als ein durchaus unnützes Einschleßsel. Es scheint aber aus *αὐτῶν* (welches Lesart von B.'s Codex S. b ist) entstanden und dies hinwiederum durch das vorhergehende *πάντων* erzeugt zu sein. — Einige Zeilen weiter (*lin.* 21) ist Sylburg's auch von Korai gebilligte Conjekture *ἀλλ'* statt der Vulgata *ἀλλ'* *ἢ* stillschweigend aufgenommen, und *lin.* 36 die Vulgata *ἐκατέρα* ebenso beibehalten worden. Aber Goettling hat nach Sepulveda's alten Handschr. *ἐκατέρας* aufgenommen (während Schneider und Kor. *ἐκατέρα* geschrieben haben) und mehr als diese Lesart noch verdiente die Conjekture desselben Gelehrten, der zufolge das absurde *χοήσεως κῆσις* in den unmittelbar darauf folgenden Worten nothwendig in *κῆσεως χοήσις* zu ändern ist, Erwähnung.

Cap. 4. Goettl. (*cp.* 11. Bkk.) *p.* 1259. *a.* 16. Hier las man vor Korai *πολλὰ χρήματα συλλέξαντος*. Dieser Genitiv war schon dem Camerarius unbequem, die Aenderung in den Aöcusativ wohlfeil, und Korai nahm sie auf Ausrathen Schneiders auf. Nun findet sich freilich *συλλέξαντος* in 7 Handschr. B.'s, der es auch aufgenommen hat; indessen sollte *συλλέξαντος* die Vulgata in Handschr. stehn (2 Codd. B.'s haben *συλλέξαν-*

Goettl. erwähnt gar keiner Abweichung; so könnte man sie als die schwierigere vertheidigen und mit Goettl. auch recht wohl erklären, indem man als Subject des Infinitivs *ἐκτετακται τὸν ναυγόν* zu denken hat. — Gegen das Ende des Kapitels (p. 1259. a. 28) ist ebenfalls die Vulgata aller frühern Ausgaben, die sich auch in 3 Handschr. Hrn. B.'s findet, geändert; und doch sieht τοῦτο μὲν οὐκ ὁ Διονύσιος ἀσθόμενος statt τοῦτον μ. ο. κτλ. fast eher einer Verbesserung ähnlich als umgekehrt. Auch findet sich weder bei Schneider noch bei Goettling irgend eine Variante angemerkt.

Cap. 5. (Bhk. ep. 12). Hier begegnen wir gleich in den ersten Zeilen wieder einem Beispiele von Nichtbeachtung der früheren Verbesserungen in den Worten (p. 1259, a. 39) καὶ γὰρ γυναικὸς ἀρχεῖν. Schon Giphanius verbesserte hier ἀρχεῖ und die folgenden Herausgeber nahmen dies sämmtlich auf; mit Recht konnte daher wenigstens Erwähnung dieses Umstandes erwartet werden. Wenn ferner p. 1259. b. 28 οὐκ ἔδδ' ὅτ' statt οὐ. ὅτ' aus 5 Handschr. wieder aufgenommen ist; so läßt sich ὅτ' als das freilich etwas seltenere, dennoch sowohl an sich als auch durch die Auktorität von 6 Handschr. (4 B.'s u. 2. bei Goettl.) sowie der alten Ausgaben sehr wohl vorziehen. Ganz derselbe Fall ist es mit einer Stelle des zweiten Buchs (p. 1261. d. 9) wo wir gleichfalls das in 4 Handschr. B.'s und beiden Aldinen befindliche, auch von Schn. u. G. aufgenommene ὅτ' dem ὅτ' vorziehen. —

Zweites Buch. Cp. 1. p. 1260. b. 41. Hier finden wir zu den Worten des Textes: ὁ μὲν γὰρ τόπος εἰς ὃ τῆς μῦς πύλωσ die Bemerkung εἰς ὃ τῆς] ἰσότης codices. Es mußte aber bemerkt werden, daß die aufgenommene Lesart glückliche Conjekture des Petr. Victorius sei, welche denn auch von Schneider und Korai ohne Bedenken aufgenommen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

LXXVII.

Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten, von Konrad Leczeow. Berlin, 1833. in der acad. Druckerei. 4to. 100 S. mit fünf Tafeln.

Der Verf. hat hier den Mythos der Gorgonen in einer Reihe academischer Vorlesungen mit eben so viel Umsicht als Geist behandelt. Unter den Schreckensgestalten der alten Fabel, wozu die Sphinx, die Chimära, die Greife, die Scylla und andere ver-

schlingende Seeungeheuer gehören, stellet kein Mythos so interessante Momente dar, wie der der Gorgonen sowohl in der Poesie, wie in der Bildkunst. Es waren der Unholmiaken drei Schwestern, wovon aber nur eine, die Medusa, in der Sage, wie im Bilde, besonders hervortritt. Die Veranlassung, einem solchen Ideal eine ausführlichere Entwicklung zu geben, fand der Verf. besonders in der großen Anzahl der hierauf sich beziehenden Denkmäler in dem königl. Museum zu Berlin, wovon er der Vorsteher ist.

Als dem Sinnbilde des mächtigsten, versteinernden Schreckens, theilte die älteste Dichtung der Medusa alle Grausen thierischer Wildheit zu.

Ihre Gesichtsbildung, mehr in die Breite als in die Höhe gezogen, ward dargestellt mit niedriger gefurchter Stirn, stark bezeichneten Brauen, und runden glockenförmigen Thieraugen, einander so nahe stehend, daß die Nasenwurzel darzwischen kaum erscheint. Die Nase selbst ist geplättet, mit aufgedunsenen Nüstern. Der aufgerissene Mund mit starker Lippen ist in die Breite gezogen mit zwei Reihen thierischer Zähne, zugleich noch mit zwei oder vier Schweinehauern, und mit lang vorgezogener Zunge. Die Backenmuskeln sind wulstig vorragen, an den Seiten und rund um das Kinn mit einem zottigen Bart. Die Ohren sitzen hoch neben Auge und Stirn, um welche die Haare kleine Locken bilden, nicht selten noch mit einem Nimbus von kleinen Nattern ganz um das Antlitz her. Zum Packen dienen der Figur eherne Krallen anstatt der Finger, und zum Breiten sitzen ihr Flügel an den Schultern. — So schildert die älteste Dichtung das Schreckensideal, und so mahnen dasselbe die ältern hier beigefügten Denkmäler (Taf. I. u. II. und vergl. hie mit Micali Tav. 102.).

Allein der Mythos der Medusa hat noch andere Momente. Neptun hat sich der Schreckensgöttin in Liebe zugesellt, und den Chrysaor und den Pegasus mit ihr gezeugt.

In Folge dieser Liebschaft des Gottes, ermäßigte sich die Bildung der Schreckensgöttin; und schon bei Pindar heist sie die Schönwangige, und bei Spätern die Schönhaarige. Das Thierische in der Kunstdarstellung wird also gleichfalls gemildert. — Die Stirn wird höher, die Haare scheiteln sich, oder heben sich sträubend empor. Die Augen in gehöriger Entfernung von einander stehend, blicken noch wild. Die Nase aber, obwohl noch geplättet und mit gedunsenen Nüstern, setzt sich natürlicher an die Stirn an. Die Haare und die untere Reihe der Zähne verschwinden, so wie auch der zottige Bart und die kleinen Nattern; nur die starke Mundöffnung mit ausgereckter Zunge erhält sich noch. M. vergl. Fig. 29. 30. 32. —

Hiermit begnügte sich aber die Kunst nicht. Noch geschah ein dritter Schritt vorwärts: bis die höchste Steigerung des Schreckensideals in dem Kopfe Rondanini Fig. 50., jetzt in München, erreicht ward.

Schön und erhaben, wie im Apollo von Belvedere, stellt sich das Antlitz der Medusa dar — mit hoher Stirn und gescheitelten Haaren, doch mit wilden Locken an den Schläfen abwärts, und obwärts über der Scheitel sich buschig erhebend — zwischen zwei Flügeln, unter welchen zwei Schlangen ihre Köpfe

hervorstechen, und abwärts sich am das Haupt neigend, unter dem Kinne einen Knoten schürzen. — So sind die Flügel von dem Schultern als Zeichen der Schnelligkeit an den Kopf gewandt, wie wir sie an mehreren andern Gottheiten wahrnehmen; und von Schreckensattributen sind nur die Schlangen verblieben. Doch das Wesentliche des Schreckensbildes beruht in dem Ausdruck: zwischen den Augenbraunen faltet sich die Stirn, und eine furchende Querlinie theilt Ober- und Untersirn, über welcher die Haarmassen sich so schön ansetzen. Unter, den sich schön wüthenden Braunen öffnen sich die großen starrblickenden Augen. Hiezu verstärken den Ausdruck die sich dehnenden Nüstern der aufs schönste geformten Nase. Die höhere Steigerung erhält aber der Ausdruck durch den geöffneten Mund, wo unter der schön geformten Oberlippe die schönste Zahnreihe sichtbar wird; indem durch eine solche Mundöffnung sich das Oval des Gesichtes mit den Wangen von der schönsten Fülle, und zugleich mit dem runden Kinne etwas in die Länge zieht.

So zeigt das Ideal der Medusa, in den Hauptformen, wie im Ausdruck, ganz die Nachbildung des Apollo von Belvedere, indem der Gott, das Antlitz mit Unmuth und Zorn erfüllt, seine Pfeile gegen die Kinder der Niobe entsendet: so ist seine Stirn gefurcht; so heben sich die Haare, so streng blicken die Augen, so dehnen sich die Nüstern, so athmen die geöffneten Lippen den Unmuth. Wer könnte in diesem von Zorn bewegten Apollonsgesicht das Urbild verkennen, welches dem Ideal der Medusa zum Typus diente? — Und wer möchte zweifeln, daß der Künstler, in dessen Phantasie das eine der beiden Ideale entstand, nicht auch der Schöpfer des andern sei? — Dieser Künstler zur blühendsten Zeit der Kunst lebend, ist aber kein anderer, als Praxiteles.

So betrachtet der Recensent die beiden hohen Bilder zueinander, und sieht in der *Medusa Rondanini* das höchste des Gorgonenideals dargestellt.

Der Verf. fühlte sehr richtig eine solche Steigerung in der alten Kunst, und scharf bezeichnete er hieron die drei Stufen. Auf der ältesten waltet die thierische Wildheit vor; auf der zweiten zeigt sich bereits das Edlere der Menschenbildung, doch noch mit der mehr scheusslichen, als schreckhaften Ausreckung der Zunge. Erst auf der dritten Stufe stellt sich das wahre Schreckenbild in der götterähnlichen Gestaltung dar.

Auf Taf. I. und II. sind die Bilder der frühern Kunstepochen verzeichnet. Auf Taf. III. sind besonders die Fig. 29. 30. und 32. bemerkenswerth. Die letztere ist von dem Brustschild der *Minerva Giustiniani* entnommen, und stellt also das Gorgonenbild dar, wie es sich in dem Zeitalter des Phidias gestaltete. — Das Ideal in seiner Vollendung ward aber erst in der Epoche Alexander's erreicht — und dies durch Praxiteles in der *Medusa Rondanini* — Taf. V. Fig. 50. —

Die Folgezeiten gaben Bilder der Nachahmung. Zu bloßen Ziarden und für Amulette ward selbst die gräßlichste nicht aus-

geschlossen; und besonders ward die Nachbildung der Medusmaske aus dem Pericleischen Zeitalter häufig beliebt. Aber am auffallendsten sind die charakterlosen Nachahmungen des Praxitelischen Ideals. Man betrachte besonders die Fig. 48. u. 49., wo sich das Wesentliche in einen Wald von wallenden Haaren aufgelöst hat; Augen und Mund dagegen öfters bedeutende verloren haben. Die Fig. 51. kommt dem Haupttypus noch am nächsten. — Was die beiden Gemmen Fig. 45 und 52. betrifft, so sind sie zwar in ihrer Art lobenswerthe Arbeiten. Aber die Darstellung im Profil muß nothwendig den Hauptcharakter des wahrhaft Schreckhaften ausschließen.

Noch bleibt uns eine kurze Betrachtung des gesammten Mythos, der durch die Vereinigung so vieler Denkmäler, wovon mehrere jetzt hier zum erstenmal erscheinen, erst klar sich darstellt.

In Fig. 2. sieht man die wilde Unholdin in Ausübung ihrer dämonischen Kraft, indem sie mit jeder Hand einen Löwen an der Gurgel fassend erwürgt.

In Fig. 3. rüstet sich Perseus, der abgesandt war, das Ungeheuer zu bekämpfen, unter dem Schutze der *Minerva* und des *Mercur* zur That.

In Fig. 5. wird in Beisein der *Minerva* die That mit dem Abschneiden des Kopfes der Medusa vollbracht. Diese hält noch mütterlich ihren Sohn Pegasus umarmt.

In Fig. 23. nach vollbrachter That eilt Perseus mit Luftschritten davon; die Tasche mit dem abgehauenen Kopfe darin am rechten Arme hängend.

In Fig. 24. verfolgen die beiden andern Schwestern der Gorgo den Mörder, aber geschützt von *Mercur*. Aus dem Halse der hingestürzten Medusa hebt sich der Pferdekopf des Pegasus hervor, und wandelt sich zum Pferde um, zugleich mit den Flügeln der Mutter.

In Fig. 42. hat Perseus die That zu Pferde vollzogen, den abgeschnittenen Kopf in der Rechten seitwärts haltend, indem aus dem Halse der Mutter ihr Sohn Chrysaor sich an's Licht hervorhebt.

In Fig. 31. erscheinen die beiden andern Schwestern mit Neptun, der über das Schicksal seiner geliebten Medusa herbeigeeilt war, jetzt den Thäter zu verfolgen. Aber wie die Vorderseite am demselben Vasengemälde darthut, war Perseus nicht nur bereits entronnen, sondern auch im Begriff die am Felsen gefesselte Andromeda gegen das Seeungeheuer zu retten, welches Neptun, um die schöne Heroine zu verschlingen, abgeschickt hatte.

So stellt sich der Mythos vollständig dar; und so wichtig ist es, viele Denkmäler vereinigt zu sehen, um eine klare Ansicht eines Ganzen zu erhalten. Dies danken wir hier dem Verfasser. Und nicht leicht wird man in solcher Beziehung eine belehrendere Monographie finden.

A. Hirt.

September 1833.

Aristoteles de Republica ex recensione Immanuelis Bekkeri.

(Schluß.)

Aber G. trug, obschon sonst nicht zaghaft bei vorzunehmenden Aenderungen, mit Recht Bedenken, die so einstimmige Lesart aller Handschr. und alten Ausgaben aufzugeben, und die von ihm versuchte Erklärung (*adnotat.* p. 307), nach welcher *λόγος* soviel wäre als *ισος* u., ist wenigstens mit Aristoteles' Redeweise wohl im Einklange. Wäre aber die Verschreibung faktisch gewiß, so dürfte dieser Umstand für die Geschichte der verglichenen Handschr. von Interesse sein. Wenn einige Zeilen weiter (p. 1261. u. 6) der Mehrzahl (7) der Handschr. zu Liebe *ἐν τῇ πολιτικῇ τῇ Πλάτωνος* aufgenommen und dazu bloß als Abweichung *ἐν τῇ π. τοῦ Πλά.* aus 2 Mss. bemerkt ist, so verdiente gewiß die von Goettl. für die richtige erklärte Lesart zweier seiner Handschr. (P. 1. u. M.) *ἐν τῇ Πλάτωνος πολιτικῇ* wenigstens Erwähnung. — p. 1261. b. 4. Hier wird zu der aufgenommenen Lesart *παρὰ μέρος* bemerkt, daß in 2 Handschr. *κατὰ μέρος* stehe. Dies nahm Goettling aus Aldin. 1. u. 2. und seinem Paris. 3. auf, bemerkte jedoch: *verecor ne κατὰ μέρος glossa sit ad (i. q. praeced.) ἐν μέρῳ*. Bei solchen Stellen aber ist es wichtig für den, welcher eine Entscheidung fällen will, alle Zeugnisse vor sich zu haben, und es hätte daher in der neuesten Ausg. nicht verschwiegen werden sollen, daß einmal *κατὰ μέρος* in drei Handschr. stehe und nicht in zwei, und sodann, daß eine nicht verächtliche Handschr. (Par. 1.) und der *Vet. interpr.*, weder das eine noch das andere haben. — p. 1262. a. 3 schreibt Hr. B. *ἀνέστες τυγχάνου τὸν ἀριθμὸν ὧν*, wie früher schon Viet., Sylb., Schn. u. Korai. Aber das Particp. *ὧν* fehlt in 4 seiner Handschr. und wie es scheint in allen G.'s mit Ausnahme des Paris. 1., desgleichen in beiden Aldinen, und Goettling bemerkte dazu, es sei wohl hin-

zugestetzt von einem strengen Verehrer der Regeln des Phrynichos.

Ebendas. *lin.* 9 lesen wir *τὸ ἐνὶ λέγοντες* ohne eine Bemerkung, aber bei Schneider und Goettling steht *τὸν ἐνὶ* gleichfalls ohne Variante: ist das in beiden Ausgaben nur Druckfehler? In der Duvallschen und Arlesser (*Aurel. Allobr.* 1606) Ausg. steht die andre Lesart — Ebendas. *lin.* 29 schreibt Hr. B. nach dem Vorgange von Victorius und Schneid. *ἀποθῶν* ohne Bemerkung. Aber Goettling der *ἀποθῶν* aufnahm, bemerkte, daß: er dies in allen seinen krit. Hülfsmitteln gefunden habe. Bekanntlich ist der Gebrauch dieses Adverbs bei Prosaikern ein streitiger Punkt (vgl. *Lobeck ad Phrynich.* p. 9. u. 10.). Indessen Goettling geht in seiner Bemerkung gar so weit: *ἀποθῶν* für ungrischisch zu erklären, wobei er sich auf Hrn. Bekker selbst zu *Thucydides II*, 81 beruft. Dort hat nämlich derselbe, wie durchgehend bei *Thucyd.*, die hier verschmähte Form aufgenommen, da in keiner von allen Stellen jenes *ἀποθῶν* einstimmige Lesart der Handschr. ist.

Eine offenbar verdorbene Stelle p. 1262. b. *lin.* 38 hat Hr. B. unangestastet und stillschweigend stehen lassen. Die betreffenden Worte lauten so: *οὐ γὰρ ἐτι προαγορεύουσιν [νίλλ. προαγορεύουσιν?] ἀδελφούς καὶ τέκνα καὶ πατέρας καὶ μητέρας τοῖς φίλοις, οἳ τε εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας δοθέντες, καὶ πάλιν οἱ παρὰ τοῖς φίλοις εἰς τοὺς ἄλλους πολίτας*. Die Hauptschwierigkeit machte hier das letzte *εἰς*, und die gänzliche Unmöglichkeit, damit einen gehörigen Sinn aus den Worten herauszubringen, veranlaßte Umsetzungen und Aenderungen der Ausleger, die man bei Schneider (*Comment.* p. 84 — 86) nachlesen kann. Erst Pinzger (in der Abhandlung: *de eis quae Aristoteles in Platoni politia reprehendit* p. 32.) und Goettling trafen den rechten Punkt, indem sie jenes *εἰς* als ein durch Wiederholung entstandenes Einschubwort aus dem Texte verwiesen. Und dafür spricht denn auch der Gedankenzusammenhang ent-

scheidend. „Mit Platons Verschlage (sagt Aristot.) die Kinder aus einer Klasse in die andere, also z. B. die der Landbebauer zu den Künstlern und umgekehrt, zu versetzen, ist es nichts. In der Ausführung würde das die größte Verwirrung veranlassen; und dann, wenn schon überhaupt bei der Gemeinschaft der Weiber und Kinder, wo also Eltern und Kinder sich gegenseitig nicht kennen, die schwersten Verbrechen, Blutschande und dergleichen nicht zu vermeiden sind, so wird das bei einer solchen Versetzung in noch höherem Maasse der Fall sein. Denn nun werden weder die unter die übrigen Bürger gethanen [Kinder der Wächter] die Wächter mehr Brüder, Kinder, Väter und Mütter nennen, noch andererseits die bei den Wächtern befindlichen (Kinder) die übrigen Bürger“.

P. 1263. b. 7. Nachdem Aristoteles fast alle Theile der Platonischen Theorie, welche den Staat, wie es sein Gegner ausdrückt, übermäßig zu einer Einheit zu machen strebt, in der ersten Hälfte des zweiten Kapitels auseinander gesetzt hat, schließt er gleichsam ab mit den Worten ταῦτα τε δὴ οὐ συμβαίνει τοῖς ἑσθίοις ποιοῦσι τὴν πόλιν, καὶ πρὸς τοῦτοις ἀναιροῦσιν ἔργα δεοῖν ἀρετῶν κτλ. So lesen wir nämlich in der neuesten Ausgabe die ersten der angegebenen Worte, mit der Negation, und keine Variante macht den Leser stutzig. Die Uebersetzer und Interpreten übersetzen und erklären: „dieses wird also den — nicht zu Theil“. Aber dann erwarten wir nach dem konstanten Aristotelischen Redebrauche vielmehr γίνεσθαι, und ein πάντα zu ταῦτα wäre wenigstens sehr wünschenswerth. Nichts kann daher erfreulicher sein, als das Fehlen der Negation in Goettlings Parisin. 1. beim Vet. Interpres und heil. Thomas.; und Goettling sowohl wie Korai und Schneider und früher Viotorius strichen sie deshalb. Den Sinn gab Schneider sehr richtig (Comment. p. 88): *Haec igitur sunt ea quae consequentur si quis cum Platone civitatis nimiam unitatem efficere conetur*; wiewohl er freilich den Bezug der Partikeln τε und καὶ mißverstand. Auch das folgende πρὸς τοῦτοις ἀναιροῦσιν ist ein Beweis mehr für unsre Ansicht und Erklärung. Die Negation aber ist wohl Einschießel eines Abschreibers, der ein, wie es ihm schien, offenes Verschn verbessern wollte.

Zwar geben innerhalb der oben bezeichneten Grenzen noch manche Stellen zu ähnlichen Bemerkungen Veranlassung (z. B. p. 1263. b. 34, wo ὅτι mit Un-

recht recipirt ist; p. 1264. b. 1. 3—4, wo die als unecht bezeichneten Worte durch Goettling's Interp. und Erklärung gesichert scheinen; p. 1265. a. 21, wo eine nicht uninteressante Variante übergangen ist; p. 1265. b. 25, wo der Indicativ συμφορὰν ἔσθαι μὴ ἔσθαι mit Unrecht verdrängt scheint, vgl. Politic. II. cp. 5. p. 1263. b. 3. Goettling, Adnot. p. 313. Bernhardy, Syntax p. 313. — u. a. m.); doch zwingt uns die Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Zeitschrift hier abbrechen. — Druckfehler sind in dem von uns durchgegangenen Abschnitte keine vorgekommen, und überhaupt sehr selten. Die Wiedereinführung der alten (Zwingersch. u. Duval'sch.) Kapiteleintheilung und der Mangel der Paragraphenbezeichnung sind für den Gebrauch recht beschwerlich.

Dr. Adolf Stahr, in Halle.

LXXVIII.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen, Prof. der Theologie zu Königsberg. — Band I. die 3 ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 S. Band II. das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. XV. u. 822 S. — Königsberg, 1830—32, bei A. W. Unzer. gr. 8.

Erster Artikel.

Es gab eine Zeit, wo die Exegese mit der gesamten Theologie in völlige Unwissenschaftlichkeit zu versinken, und von einer Masse loser, empirischer Einzelheiten, und der Wissenschaft wie dem Glauben gänzlich erdrückt zu werden drohte. In dem richtigen Bewußtsein, daß der Geist mit der bisherigen Form der älteren, orthodoxen Theologie gebrochen, und dieselbe unwiederbringlich in den Abgrund der Vergangenheit versenkt habe, aber zu wenig eingedenk, daß diese alte Geisteswelt nur hatte weichen sollen, um einer neuen Platz zu machen: schien man den Geist mit seiner zerbrochenen Form zugleich zu Grabe gegangen zu wähnen, und sah an, die ganze christliche Theologie wie eine abgelebte Historie zu betrachten, und die Hauptauf-

gabe der Zeit konsequent theils in das Aufheben des alten Wusens, theils in ein Herbeischaffen von allerhand (oft übel genug geschicktem) *philosophischen Apparat* und *historischem Erklärungsmaterial* zu setzen. Man hatte es kein Hül, daß die Dogmatik sich von nun an in eine bloße Dogmenhistorie, die Exegese in eine bloße Beleuchtung der lokalen und temporellen Verhältnisse und Vorstellungen der biblischen Schriftsteller verwandeln müsse; in der Kirchen- und Dogmengeschichte sah man nur noch ein Gewebe der zufälligsten und wunderlichsten Verirrungen und Hingespinnste des menschlichen Geistes; auch die praktische Theologie mußte sich von dem ergiebigen Boden des positiv-christlichen Inhaltes beinahe losgerissen, gefallen lassen, auf einige dürre Abstraktionen, logische Gemeinplätze, psychologische Beobachtungen und Regeln u. a. dergleichen sogenannte *vernünftig-religiöse Allgemeinheiten* reducirt zu werden, die schon durch die Dürftigkeit ihres Inhaltes sattem bekundeten, wie fremd ihnen die wahre Allgemeinheit, die das Besondere nicht *aufser*, sondern in *sich* hat, sei. — Die Gewinnung und Erhaltung des ewigen Inhaltes der Schrift war überhaupt die geringste Sorge; sehr natürlich, da man damals allgemein auf die Erkenntniß der *Wahrheit selbst* Verzicht leisten, und sich mit einem bloßen Wissen um die *Erscheinung* begnügen zu müssen glaubte.

Diese Zeit ging vorüber und mußte vorübergehen; denn solche Genügsamkeit ziemte dem Geiste nicht, der keinesweges zu Grabe getragen, in seiner unendlichen Negativität das *Alte* nur zerbrochen hatte, um ein *Neues* zu bauen, d. h. das Alte im Neuen verjüngt und verklärt wiederherzustellen. Deutsche Philosophie in ihrem Ernst, ihrer Gründlichkeit und Tiefe, war es, in deren Schooß sich die von den Theologen meist verkannte und preisgegebene Wahrheit flüchten durfte; ein Baader, Solger, u. A., insbesondere Hegel (ich erinnere nur an den trefflichen Abschnitt „die offenbare Religion“ in der Phänomenologie) — waren diejenigen, welche die Grunddogmen der christlichen Religion und Kirche gegen den vernichtenden Einfluß der aufklärenden Neologie stellen mußten. Und solches Pflügen in die Tiefe, solches Arbeiten im Schweiß des Angesichtes, wie es dieser neueren Philosophie eigen ist, konnte nicht lange ohne gesegnete Frucht auch für die Theologie bleiben; die am tiefsten und schmachvollsten gesunkene Dogmatik sollte auch zuerst wieder ihr Haupt emporheben;

über den Trümmern der alten Theologie entstand eine neue, und Werke, wie die Bearbeitungen der Glaubenslehre von Daut und Marheineke, verkündeten dem öffentlichen Aufgang des jungen Tages der wiedergeborenen, und *herrlicher* wiedererstandenen Wissenschaft; während Andere, selbst ein Schleiermacher, unendlich wichtig für seine Zeit, aber, wie es scheint, von Natur vorzugsweise zu einer mehr bloß negativ-kritischen Thätigkeit berufen, — sich in den neuen Aufschwung des Geistes (den Schleierm. sogar, wie in prophetischem Geiste, öfters erseht und ahnend voraus verkündet hatte) nicht recht hineinfinden zu können schienen, und ihn nicht zu theilen vermochten.

Auch Kritik und Exegese erfuhren, wiewohl später und nur allmählig, den regenerirenden Einfluß, der sich nun über sämtliche Gebiete der Theologie, wie der Wissenschaft überhaupt, unaufhaltsam ausbreiten begann. — Man hatte, wie überall, so auch hier, bisher besonders dadurch gefehlt, daß man über dem Zufälligen das Wesentliche, über dem Einzelnen das Ganze; über dem Buchstaben den Geist der Schrift, die man behandelte, zu sehr aus den Augen ließ. So hatte sich die Kritik bei ihrem Prüfen und Entscheiden viel zu sehr in eine Herzsählung von Aeußerlichkeiten verloren; und durch eine Menge einzelner, fast zufällig aufgegriffener bloßer *Merkmale* in Form und Stoff sich leiten lassen, ohne gleicherweise den Geist und das Ganze der bezüglichen Schriften unbefangenen und eindringend aufzufassen und zu reproduzieren; ein Vorwurf, den Ref. selbst den kritischen Bemühungen Eichhorn's nach machen muß, obgleich dieser geniale Kritiker alles viel geistvoller behandelte als die meisten seiner Zeitgenossen und Nachfolger; — seine Verirrungen hinsichtlich des Verhältnisses der Chronik zu den älteren historischen Büchern, sowie des in der gegenseitigen Verwandtschaft und Differenz der Evangelien liegenden Problems und dessen Auflösung mittelst der Hypothese eines vermeinten Urevangeliums; sein schiefes Urtheil über das B. Jesaja, als sei es eine Anthologie von Orakeln und Orakelfragmenten der verschiedensten Völker und Zeitalter, ein anderes *δωδεκαπρόφητος* (4), u. dgl. m.; ja, wir müssen hinzusetzen, seine *ganze Behandlung* der hebräischen Propheten in dem diesen eigends gewidmeten Werke: — verrathen doch offenbar ihren Ursprung aus der angegebenen Quelle. — Als bahnbrechend für die oben angedeutete feinere und tiefer einge-

hand, daher trägt die Kritik den näheren wissenschaftlichen Periode nicht vor, allen Schulmännern's kritische Vorarbeiten, namentlich den über den Lucas, ein oft wichtiger Gründlichkeit und deutschem Fleiß gearbeitetes Werk, dem mehr Leser gebührten, als es gefunden zu haben scheint. Wer diesen Versuch mit älteren der Art zusammenhalten will, dem wird, wenn er anders selbst den Geist seiner Schrift im Ganzen unbefangenen aufzufassen versteht, und nicht ein Einzelheiten hängen bleiben will, an denen man hier allerdings mancherlei aussetzen kann, der von uns bezeichnete Unterschied des Alten und Neuen in dieser Beziehung daran wohl klar werden. — Auch de Wette's Schriften sprachen im Ganzen wohl diese Richtung aus; schade nur, daß bei diesem geistreichen Theologen die Befangenheit in einmal angenommenen Vorurtheilen zu groß, und besonders der Einfluß einer höchst beengenden, veralteten Philosophie allzusehr ist, als daß er sich mit seiner Zeit recht frei und energisch vorwärtsbewegen könnte. — In Betreff der Exegese hatte man es auf zwiefache Weise versehen, indem man theils die sachliche Auslegung auf eine bloße Darlegung eines losen Aggregates von verschiedenen Meinungen und Ansichten (bei deren Aufzählung man meistens nicht einmal Maß und Auswahl beobachtete, sondern die *crasse saepe recte* nur immer wieder von neuem aufzuwärmen bemüht war) beschränkte, theils sich in der Spracherklärung einen ganz grenzenlosen philologischen Willkür überließ, woran die heiligen Schriftsteller eigentlich mit Allem Altem hätten sagen können. (Man gedanke nur der beiden am meisten charakteristischen Zeugen jener Periode, der Commentare von Kuinoel und Paulus — deren Verdienstliches, namentlich des letzteren, in anderer Rücksicht Ref. übrigens gar nicht zu leugnen gesonnen ist). Beide Verkehrtheiten hat der bessere christlich-wissenschaftliche Geist unserer Tage zu überwinden den Anfang gemacht; seitdem Männer wie einerseits Lücke, Tholuck, Umbreit, andererseits Ewald, Winer, Fritzsche u. A. aufgetreten sind und der biblischen Philologie und Exegese ihre Studien zugewendet haben, will es mit der bloßen, rein historischen Auffassung des Stoffes, sowie mit der bloß empirischen Handhabung der Sprachform nirgends mehr recht fort; der reiche Schatz des

wenigen Ideengehaltes der Schrift wird wiederum mit Liebe und Eifer an den Tag gefördert; die sprachliche Auslegung fängt an, sich mehr als je fester, lebendiger Principien zu erfassen, die heilige Willkür verliert ihr usurpirtes Recht; Alle, auch die Väterstübchen, fühlen sich je mehr und mehr genöthigt, in bessere Bahnen einzulenken, und der Forderungen der Wissenschaft Gehör zu geben; so daß wir wohl hoffen dürfen, die exegetische Methode der zuvor genannten Commentare, sowie die grammatisch-philologische eines Storr, Baumüller u. A. werde bald zu den Antiquitäten gehören. — Auch auf das Gebiet der Uebersetzungen der heiligen Schrift hat der wissenschaftlichere Geist unserer Zeit seine wohlthätigen Reformen bereits anzudeuten begonnen, wie man sich augenblicklich überzeugen kann, wenn man besonders die neueste und vortheilhafte Uebersetzung der hebräischen Propheten von F. Rastke neben manche matt-wässrige, gealterte Umschreibungen (Uebersetzungen genannt) aus der vorangegangenen Periode legt, die nach Aller Urtheil noch zu den besseren und besten Produktionen solcher Art gehören. —

Der Vf. des vorliegenden Commentars, ein Schüler und in gewissem Grade auch Geistesverwandter des ehrwürdigen Neander, dem die kirchenhistorische Theologie soviel verdankt, schließt sich damit in jeder Beziehung würdig und ehrenvoll an die Reihe der eben genannten Wiederhersteller der exegetischen Theologie unserer Zeit an. Sein Werk ist voll Geist und Leben, wie voll Unbefangenheit und Wahrheitsliebe; es hält daher im Ganzen auch meist die rechte wissenschaftliche Mitte, und ist, wenn man so sagen darf, orthodox, ohne supernaturalistisch, und rationell, ohne rationalistisch zu sein. Hieraus ist leicht zu sehen, warum Viele den Vf. überhäufte, überspannte u. s. w. finden müssen, während Andere wiederum eine nicht geringe Hinneigung zu Heterodoxie und Rationalismus bei ihm entdeckt zu haben vermeinen; und wir brauchen über dergleichen kein Wort weiter zu verlieren. Gegründeter ist eine andere Bemerkung, die auch Manche schon gemacht haben, daß sich nämlich in diesem Werke ein unverkennbares mystisch-gnostisirendes Element und Colorit finde; in wiefern dies dem Verf. zum Lobe und zum Tadel gereiche, werden wir unten ausführlicher zu besprechen haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

September 1833.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

In der Regel spricht sich in der Behandlungsweise des Vf. gleicherweise eine begeisterte, innige und heilige Liebe zu dem göttlichen Worte, das er auslegt, und ein sich selbst klar gewordener, echt wissenschaftlicher Ernst und Eifer aus, der von älterer und neuerer, gläubiger und ungläubiger Befangenheit gleichweit entfernt, sich die Auffindung der vollen Wahrheit, und nur diese, rein und ungefälscht, angelegen sein läßt und dieses Ziel rücksichtslos verfolgt, ohne die frommscheinende, in der That aber ungläubige, also unfremde, Besorgniß mancher Wohlmeinenden zu theilen, welche zu glauben scheinen, die göttliche Sache werde wanken, wenn wir menschlichem Bedürfnis und menschlichem Vermögen das gebührende Recht an ihr einräumen, und den ziemlich allgemein zugestandenem, aber auch beinahe eben so oft unverstandenen Satz, daß *alles wahrhaft Göttliche auch ein wahrhaft Menschliches* sein müsse, einmal in *succum et sanguinem* vertiren, in der That und Wahrheit geltend machen wollen. — Der geistvolle und hochbegabte Verf. hat von allen *edlen* und *guten* Bildungselementen dieser daran so reichen Zeit treu und redlich in sich aufgenommen und nach Kräften verarbeitet; und die erwünschte Folge davon ist, daß dieser Commentar, das eigenthümlichste Produkt seines Geistes, im Ganzen zugleich als ein wahrhaftes Produkt seiner Zeit und der wissenschaftlichen Stufe, welche dieselbe erreicht hat, sich darstellt, mithin sicher auch nicht verfehlen wird, als echtes, bildendes Element auf dieselbe wiederum einzuwirken. — Dabei können wir es nur loben, daß der Verf., seiner *wissenschaftlichen* Aufgabe gedenkend, mit richtigem Sinne

durchaus vermieden hat, *direct*, *erbaulich* werden zu wollen. Bei der vorwiegenden Neigung unserer Tage, das so lange fast überschene und vernachlässigte eigenthümlich paraenetische Element des biblisch-christlichen Lehrinhaltes wieder hervorzuheben und zu beherzigen, sind uns Viele anrathig, einen Commentar wie ein halbes Erbauungsbuch anzulegen; sie rathen aber damit der Wissenschaft, wie der Frömmigkeit sehr übel. Zwar hat die Wissenschaft in der That diese Natur des wahrhaft Unendlichen, bei sich bleibend zugleich über sich selbst hinüberzugreifen; sie kann gar nicht belehren, ohne *es ipso* auch wahrhaft zu erbauen; (wie man sagen könnte, das *Licht* wärme auch ohne es zu wollen) aber diese Natur behält sie eben nur so lange, als sie *bei sich selber bleibt*, d. h. rein und unverkümmert in ihrer eigenen Sphäre erhalten wird. Auch unser Vf. wird, in solcher Anspruchslosigkeit, oft recht erbaulich, ohne es darauf anzulegen; so z. B. Bd. I. 591. II. 359 ff. und nur selten stoßen wir bei ihm auf Stellen, wie II. 265, wo der wissenschaftlich-belehrenden Charakter in dem gemüthlichen Pathos beinahe verschwindet; man vgl. dagegen die vorzüglich gehaltene Stelle I. 852. *Ann.* 2.

Obgleich der Verf. seinem Plane gemäß (der, laut der Vorr. p. 11 vor allen Dingen dahin ging, die innere Einheit des N. Test. und der Schrift überhaupt hervorzuheben; und dergestalt den Leser in den Geist der Schrift zu versetzen und zu bewirken, daß er einen lebendigen Eindruck von der Lebens- und Geistes-einheit empfinde, die durch das Ganze des N. Test. waltet. —) alle bloß linguistisch-grammatischen und antiquarischen Untersuchungen und Ausführungen aus dem Bereiche seines Commentars ausgeschlossen hat (was wir unter diesen Umständen nicht tadeln mögen): so zeugt doch das Werk auch in dieser Hinsicht überall von vorausgegangener gründlicher Durcharbeitung des Stoffes und von gediegener Auswahl unter dem

Vorhandenen und Ref. hat oft mit Vergnügen die Unbefangenheit bemerkt, mit der der Vf. die Ergebnisse neuerer grammatisch-historischer Forschungen, meist mit sehr geübtem und glücklichem Takte, anerkannt und aufgenommen. Wo die Umstände es durchaus nöthig machten, hat der Vf. auch eigne, ausführliche Untersuchungen der Art gegeben; doch geschieht dies selten. vgl. II. 204 ff. — Wie sehr der Vf. namentlich auch den linguist.-gramm. Theil der exeget. Forschung, dem er hier so gar keinen Raum widmen konnte, zu schätzen weiß, zeigt unter andern sein starker Ausdruck *Verr. p. 12*, wo er sagt, eine tüchtige Grammatik des N. Test. existire eigentlich erst, seitdem Männer wie Winer und Fritzsche sie zum besondern Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hätten.

Sollte Ref. nun die auszeichnendste Eigenthümlichkeit, den charakteristischen Hauptvorzug dieses Commentars kurz angeben: so möchte er denselben in eine überaus große Energie und Lebendigkeit der produktiven geistigen Anschauung setzen, womit der Verf. fast überall den Leser sogleich auf die leichteste und ungetrübteste Weise bei jedem Objecte der Auslegung *in medium rem* zu versetzen, ihm gleichsam die Centralansicht des Ganzen zu gewähren, und dabei zugleich mit demselben Schlage ihn auch nach allen Seiten der Peripherie hin die interessantesten Aufschlüsse und Beleuchtungen der Sache im Einzelnen zu eröffnen weiß, was oft mittelst sehr scharfsinniger, überraschend geistreicher und schlagend witziger, die nicht selten hier und da in der Schrift einzeln und zerstreut liegenden, und nur dem geweckteren, geistigeren Auge in ihrer Beziehung und ihrem tieferen Zusammenhange erkennbaren Lichtstrahlen und Wahrheitselemente an der betreffenden, zu erläuternden Stelle, gleichwie in einem Brennpunkte concentrirender und auf die zweckmäßigste Art zu deren Aufhellung verwendender, Combinationen geschieht. Schon hieraus geht hervor, daß *lebendige Anregung* des Lesers eine der schönsten Seiten dieses Werkes bilden wird; und dem ist wirklich also; anregend ist der Verf. überall im höchsten Grade, anregend auch dann, wenn man ihm nicht recht folgen kann, oder wenn man weiter, als er, gehen zu müssen fühlt. — Mit dieser schönen Gabe verbindet sich dann aber auch noch eine eben so ausgezeichnete Darstellungsfähigkeit, eine Macht und Gewandtheit der Sprache, die sich in den höheren, wie in den untergeordneten Regionen

des Gedankens mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, und sowohl durch diese ihre Angemessenheit zum Gegenstande, als durch eine gewisse Frische, Gemüthlichkeit und gleichsam anschmiegende Art des Ausdrucks selbst diejenigen zu fesseln und mit schwierigeren und dunkleren Gegenständen zu befreunden und vertrauter zu machen versteht, die sonst etwa minder geübt und aufgelegt wären, sich in dergleichen mit ernster Geistesanstrengung hineinzubegeben. — Diese Vorzüge nun, die sich mehr oder minder gleichmäßig über das Ganze dieses Comm. erstrecken, sind von einer Parthie desselben vor allen zu rühmen, und zwar von derjenigen, die sonst von den Commentatoren leider nur allzusehr und meist zu großem Schaden des Eindruckes ihrer gesammten Darstellung vernachlässigt zu werden pflegt; wir meinen die Einleitungen, welche der Vf. einem jeden zu behandelnden kleineren Ganzen immer vorausgeschickt hat, um den Leser auf den rechten Standpunkt zur Auffassung desselben zu versetzen und den Ueberblick über das Einzelne vorzubereiten. Es wird uns eben so schwer, uns hier, wo der beschränkte Raum jede Weitläufigkeit verbietet, der Anführung einiger Proben dieser Art zu enthalten, als es, wenn dergleichen erlaubt wäre, uns schwierig sein dürfte, aus dem reichen Schatze des Guten, was der Commentar in dieser Rücksicht überall darbietet, das Trefflichste auszuwählen, doch können wir nicht umhin, unsere Leser wenigstens auf Stellen, wie Bd. I. 242 ff., 259 ff., 416 ff., 590 ff., 709 ff., 720 ff., 772 ff., 856 ff., II. 77 ff., 331 ff., 359 ff., 576 ff., 664 ff., 716 ff. u. a. ab Beläge für unsere Behauptung vorläufig zu verweisen. — Eine besondere, sehr schätzens- und dankenswerthe Aufmerksamkeit hat der Verf. auch der Erklärung der Parabeln Jesu im ersten Theile zugewendet; und was er darüber sagt, zeugt in der Regel eben so sehr von feiner und tiefer Auffassungs- und Anschauungsgabe in Bezug auf's Ganze, gepaart mit geistig durchdringendem Scharfsinne in Betreff des Einzelnen, als von vorständiger, nüchternen Klarheit, die sich weise hütet, die Grenzen des Erlaubten hinsichtlich der Uebersetzung einzelner Züge zu überschreiten; man vgl. z. B. die sehr feine unterschiedenen und nicht eben leicht von einander zu sondernden Gleichnisse Matth. 9, 16. f. S. 304—307, ferner über Matth. 13, 44—50. S. 450 ff. die Bearbeitung der Parabel vom ungerechten Haushalter S. 664 ff. u. a. m. Ref. möchte diese Parthie

das Werk zu den allergeeignetsten Theilen desselben rechnen, und sie übertrifft nach seinem Urtheil alles ihm bekannt Gewordene, was in dieser Beziehung bisher geleistet ist; doch theilt er darum nicht etwa durchweg des Vfs. Ansichten, so z. B. gleich bei der letztgenannten Parabel Luc. 16, 1—9 nicht; eben so wenig kann er auf manche Besonderheiten in der Erklärung von Matth. 25 eingehen u. s. w.

Stellen wir nun neben den angegebenen *Hauptvorzug* dieses Werkes auch sogleich den *Hauptmangel*, den wir an demselben bemerken müssen! Es fehlt dem Vf. offenbar an der rechten Gedicgenheit, Schärfe und Präcision des Begriffs, und dieses hat sein Bemühen und die Hervorförderung des ewigen Ideengehaltes der Schrift, welche er sich, wie wir sahen, hauptsächlich zum Ziele gesetzt, nicht wenig Abbruch gethan. Es liegt darin auch der Grund des oben berührten, nicht ganz ungerechten Vorwurfs, als hinge der Verf. einer mystisch-gnostisirenden Richtung nach. Obgleich er auch so noch in der genannten Beziehung nicht Geringes, ja zum Theil Ausgezeichnetes geleistet hat, so ist er im Ganzen hierin dennoch unstreitig hinter den Bedürfnissen und Anforderungen seiner Zeit zurückgeblieben, und dies aus keinem andern Grunde, als weil er, wiewohl der Spekulation nicht *durchaus* abhold, der gegenwärtigen Philosophie doch nicht das gebührende Recht bei seinem Geschäfte eingeräumt hat, vielmehr sie mit einem gewissen Mißtrauen behandelt, und dem Einfluß derselben auf die Schriftauslegung mit einer unverkennbaren Scheu und Aengstlichkeit eher abzuwehren, als zu gestatten bemüht ist.

Dafs einem Schriftausleger, der seinem erhabenen Berufe genügen will, die spekulative Bildung seiner Zeit, einem Bibelcommentar, der die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigen soll, die Rücksicht auf deren philosophische Fortschritte, sowie auf ihre Ergebnisse und Resultate, nicht fremd bleiben und mangeln dürfe, dies bedarf wohl kaum der Erinnerung. Religion und Philosophie haben und behandeln ja einen und denselben Inhalt, Gott oder die Wahrheit in ihrer Selbstoffenbarung, — nur mit dem Unterschiede, dafs die erstere diesen Inhalt in der Weise der *Vorstellung* und des gewöhnlichen (gemeinmenschlichen) Bewußtseins, die andere ihn in der reinen und unvermischten, mit dem Inhalte identischen, Form des *Gedankens*, (Begriffes) besitzt. Während es daher des Philosophen Sache

ist, die Selbstentfaltung und Selbstgestaltung der ewigen Idee in dem reinen Elemente des Denkens anschauend und nachbildend zu vollbringen, besteht das Geschäft des Schriftforschers darin, die in den durchaus innig lebendigen, tief sinnigen und tiefbedeutsamen, Bildern und Symbolen der Schrift überall enthaltenen Momente, gleichsam *Anklänge* und *Laute* der Idee vernehmend und erfassend zum *Worte* zu bringen, an dem geistigen Tag des Bewußtseins zu fördern und zu einheimischen Gestalten desselben zu erheben und auszubilden. Hieraus ergiebt sich mit einem Schlage, wie die exegetische Thätigkeit von der philosophischen eben sowohl formell unterschieden, als auch wiederum wesentlich identisch damit sei; und beide Gesichtspunkte müssen festgehalten werden, der erstere, damit man nicht vom Exegeten fordere, dafs er sich gerade so geire, so verfare und spreche, wie der Philosoph; der andere, damit nicht der Wahn einschleiche, als könne man sich beim Schriftauslegen der *denkenden* Thätigkeit, d. i. der begrifflichen und begreifenden Vermittelung des Inhaltes füglich überheben; und als sei es schon genug, wenn man das Auszulegende nur (wie man spricht) gefühlt, erfahren, erlebt, im Herzen, in der innern Anschauung u. s. w. habe, d. h. (in dieser Entgegensetzung:) auf *gedankenleere* und *begrifflose* Weise besitze.

Doch kehren wir zu unserem Vf. zurück! Derselbe urtheilt zu des Ref. Bedauern von der Philosophie unserer Zeit nicht so gerecht und einsichtig, wie man es von ihm hoffen und erwarten sollte. Er giebt ihr zuvörderst einen *vorherrschenden Idealismus* schuld; ein Vorwurf, der so leicht hingeworfen, dabei so offenbar grundlos ist, dafs Ref. bei seiner wahren Hochachtung vor dem Geiste und den Gaben des Vfs. nicht umhin kann, denselben auf bloße Unkenntniß (oder wenigstens sehr mangelhafte Kenntniß) der angefochtenen Philosophie zurückzuführen. Wir werden indessen auf diese Beschuldigung späterhin noch zurückkommen, und sehen, dafs der Vf. da, wo er sich in diesen Gegensatz zur Philosophie stellt, allerdings, das *οἶμα* mit der *οὐρά*, die *νίσις* mit der *Ματρίε* verwechselnd, von der *ἀνθρωπότητα* und *ἀνθρωπότητα* eine dermaßen realistische (d. h. äußerliche, sinnliche) *Vorstellungsweise* geltend macht, dafs ihm auch eine vollkommen realistische d. h. das Objektive der Wahrheit vollkommen anerkennende und sie in ihrer Selbstmanifestation aufs reinsten gewähren lassende Philosophie darin nicht zu willfahren vermag,

so wenig wie er die Schrift darin auf seiner Seite hat. —

(Der Beschluß folgt.)

LXXIX.

Mémorial de l'Officier d'état-major en campagne, ou recueil de documens utiles pour faire la guerre, par Bonjouan de Lavarenne, Chef de Bataillon au corps royal d'état-major, employé au dépôt général de la guerre. Paris, Anselin, successeur de Magimel 1833. 8. S. 420. 18 planches.

Seit Grimoard, Thiébaut, Labaume und neuerdings Chambouleron diesen Gegenstand behandelt, ist darüber nichts Neues erschienen. — Grimoard und Thiébaut, welche die Bahn brechen, geben nur das Usmelle, das Hergebrachte, und fügen dem Wenigen, was damals über diesen Gegenstand gesetzlich festgestellt war, das hinzu, was sie selbst auf dem Wege der Anschauung und Abstraktion erlernt. Labaume ging schon einige Schritt weiter und gab zugleich eine Abhandlung über die *politique militaire* und über den *militaire à la cour*. Das Ganze schlossen einige Notizen über Milit. Literatur und Karten. Chambouleron, der sich zuletzt mit diesem Gegenstand beschäftigt, lieferte fast nur Andeutungen und Formulare für den Dienst des Generalstabes. — Seit der Organisation eines eigentlichen Generalstabes jedoch, wie ihn die deutschen und nordischen Heere haben, und wie ihn Frankreich erst seit 1818 und besonders seit der Ordonnanz vom 23. Febr. 1833 kennt, wurden jene Werke in dem Maße unzulänglicher, als das neugeschaffene Corps einen erweiterten Wirkungskreis erhielt. Diesem Umstande zunächst scheint das eben benannte Werk sein Entstehen zu verdanken. Uebrigens ward es seit langer Zeit erwartet und die amtliche Stellung des Verfs. selbst berechtigte zu vielfachen Erwartungen.

Ein *Mémorial*, das an und für sich selbst nur erweiterte Andeutungen in Bezug auf einen Gegenstand enthalten darf, kann einer weitläufigen Analyse nicht unterworfen sein. Ref. begnügt sich daher auch nur anzugeben, daß das Werk Alles enthält, worüber sich ein Generalstabs-Offizier in der Elle zu orientiren wünschen möchte. M. de Lavarenne hat in 210 Artikeln Alles über diesen Gegenstand zur Sprache gebracht, worüber sich das Reglement ausgelassen, und diesem schwierigen Geschäft insofern eine Basis gegeben, als dies überhaupt möglich ist; durch ein alphabetisches Register, das dem Werke angehängt ist, wird dessen Brauchbarkeit noch erhöht. Der Verf. wird insofern also auf die Anerkennung seiner Landeuleute zu rechnen haben. Doch auch dem Nicht-Franzosen muß das Buch willkommen sein, weil es ihn gleichsam auf offiziellem

Wege mit Allem bekannt macht, was ihn zunächst über die französische Armee interessieren könnte. —

Als sehr gut dargestellt ist das Kapitel über die Reconnoissirungen zu betrachten und Refer. entsinnt sich nicht diesen so wichtigen Gegenstand irgendwo so kurz und bündig abgehandelt gefunden zu haben. — Weniger befriedigend dürfte die Lehre von der Castrametation erscheinen. Nur was die reglementarischen Bestimmungen von 1823 geben, finden wir hier verzeichnet, und wie wenig dies sagen will, weiß jeder Praktiker. Die Reglements setzen immer einen Normal-Zustand voraus, während man sich im Kriege fortwährend in einem abnormen Zustande befindet. Die Reglements aber, die diesem Umstande die meiste Rücksicht geschenkt, sind die besten. Und dies kann man grade jener Verordnung von 1823, die uns M. de Lavarenne giebt, nicht nachrühmen. — Als noch schwächer tritt der *précis de la fortification passagère* vor. Ganz abstrahirt von dem transcendentalen Anstrich hierüber, der in einem Handbuche über den Krieg nie an seiner Stelle ist, und wogegen das Praktische mehr hervortreten mußte, so haben sich hier auch Irrthümer eingeschlichen, die man nicht vermuthen dürfte. So finden wir z. B. S. 220 die Höhe eines Parapets nur auf 1 Met. 50 angegeben, was doch nur höchst bedingt anzunehmen sein dürfte; S. 232 wird die Stärke der Baumstämme zu Palanken nur auf 33 Centim. angeschlagen, während eine 4pfündige Kanonenkugel auf 300 Met. schon 56 Centimet. in Eichenholz eindringt. Wir übergehen andre Dinge dieser Art und bemerken nur noch, daß auf der 18. Kupferplatte alle Bezeichnungen fehlen. —

Nach Pedanterie schmeckt es, wenn M. de Lavarenne bei den Schlachtordnungen rein bei den ministeriellen Bestimmungen stehen bleibt. *Il n'y a point d'ordre de bataille naturel*, sagte schon Napoleon. Bei uns ist man längst zu der Ansicht gekommen, daß die reglementarischen Formen nur Anleitungen zu einer fortgesetzten Entwicklung, zu einem Anschmiegen an die wandelbaren Verhältnisse sein; und angemessene Anordnungen hervorrufen und erleichtern sollen, wozu sie natürlich auch in der vollendetsten Entwicklung noch die Möglichkeit in sich schließen müssen — eine Ansicht die durch Rühle v. Liliensterns vortreffliches Handbuch gleichsam populär geworden ist. Französische Blätter, besonders der *Spectateur militaire* haben M. de Lavarenne den Vorwurf gemacht, daß er seine Artikel theilweise aus Thiébaut, Grimoard, aus der *Encyclopédie militaire*, aus Gassendi, aus dem *cours inédit d'art mil. professé à l'école de l'artillerie et du génie à Metz*, und aus den ministeriellen Bestimmungen, und dies mitunter nicht immer aus den neuesten, entlehnt habe. In wiefern jener Vorwurf gerecht sein mag, gehört weniger hierher, als die Bemerkung, daß unter allen bisjetzt über diesen Gegenstand erschienenen Werken uns das *Mémorial de M. de Lavarenne* den richtigsten Maßstab giebt, wie es um diesen wichtigen Zweig des Dienstes in Frankreich steht. —

v. Brandt.

J a h r b ü c h e r f ü r W i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

September 1833.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Schluß.)

Die Hauptdifferenz indessen, die sich zwischen der gegenwärtigen Philosophie und unserm Vf. findet, reducirt sich sonder Zweifel auf die moderne Streitfrage, ob man Gottes Wesen d. h. die Wahrheit wahrhaft erkennen dürfe, solle und könne, oder nicht. Auf Bibel und Christenthum wolle nur ja Niemand provociren, der die Frage negirt; denn die Bibel ist das Buch und das Christenthum die Lehre von der Menschwerdung Gottes, somit von der Aufhebung aller Schranken durch Gott selbst; es ist darin enthalten, daß in Christo die Fülle der Gottheit leibhaftig gewohnt, der Geist in seiner Gemeinde sich niedergelassen, ein Dasein gewonnen habe u. s. w., wodurch jene Verneinung der Unwahrheit überführt wird. Der Verfasser unsers Commentars, so ehrenwerthe Mühe er selbst — was wir höchlich loben und ihm Dank wissen müssen — in diesem Werke sich allenthalben giebt, Gott auf seine Weise im Geist und in der Wahrheit zu erkennen, und so redlich und wahrhaft er überall darauf ausgeht, das haltungslose Meinen und Vorstellen über die göttliche Wahrheit zu beschränken und zu beseitigen, dagegen den vielverkannten *absoluten Inhalt* des ewigen Wortes ihm in seiner Reinheit zu vindiciren, und unverkürzt und unverkümmert daraus zu erhalten, auch in dieser Rücksicht stets auf die Nothwendigkeit einer tieferen Auffassung der Schrift aufmerksam macht: hat sich dennoch von gewissen, wie es scheint, fast zauberartig wirkenden Zeitvorurtheilen, die in dieser Sphäre herrschen, nicht recht losmachen können, auch ihm ist es leider nicht selten begegnet, sich in jene fixen Gegensätze festzubannen, in die der Geist der

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Unwissenschaftlichkeit die unbefangene Erkenntniß der Wahrheit immerdar einzudämmen versucht, um sich ihrer, wo möglich, zu erwehren und zu entledigen; auch bei ihm schimmert gar oft jene verderbliche, in ihrer Consequenz alles wahrhafte Denken und Erkennen, störende und zerstörende Grundansicht, hindurch von einem Kopfe einerseits, der mit wesenlosen und — zwar äußerlich richtig sein könnenden, aber doch — ungewahren, weil unlebendigen, Vorstellungen (*Begriffe* genannt) erfüllt, das Göttliche rein zu erfassen nicht im Stande sei, und einem Herzen andererseits, welches alle lebendige und wahrhafte Receptivität für's Göttliche selbstgenügsam in sich beschließend, durch bloße Hineinsetzung in das christliche Lebens- oder Wesenselement (dies sind Ausdrücke des Verfs., die, in dieser Abstraktion und Entgegensetzung gefaßt, doch schwerlich etwas Anderes bedeuten können, als das noch dumpfe, in sich unterschiedene, begrifflose Sein und Weben des Gefühls) schon so vollständig befriedigt sei, daß es der Gemeinschaft mit jenem Kopfe auch ganz füglich entrathen könne; und dieses reiche volle Herz wird dann natürlich über jenen armen, mißgebornen Kopf nicht wenig erhoben; auch bei ihm findet sich jene trübe und vage Vorstellung von einem Erkennen, das — weit entfernt, bloßes schlichtes Bewußtsein des einfachen Glaubens an seinen Gegenstand zu bleiben, vielmehr — wirklich *erkennen*, wirklich über den Standpunkt der *αἰσῆς* hinausgehende *γνώσις* werden, und dennoch nicht *begreifen*, also nicht *recht* erkennen, mit dem Erkennen keinen ganzen, vollen Ernst machen, sich nicht an sich selber vollenden soll; und diese oft gepriesene christliche *γνώσις* wird nicht etwa als ein untergeordnetes Moment des wahren begreifenden Wissens gefaßt, vielmehr für ein Höheres, ja ohne weiteres für das Höchste und Letzte des Erkennens in diesem Leben ausgegeben — völlig wider den Geist und Sinn der Schrift, die uns vielmehr die Erkenntniß der

göttlichen Wahrheit in Jesu Christo und vermöge des Glaubens an ihn *ohne alle Einschränkung* verheißt, (Joh. 8, 32) die von einer solchen Trennung *dieses und des ewigen Lebens*, wie der Vf. sie hier zu seinem Behufe annimmt (sonst ist er selbst dagegen), gar nichts weiß, sondern den Christen vielmehr lehrt, sein Leben auf Erden in seiner *wahren Bedeutung*, als die Erscheinung und Wirklichkeit des ewigen Lebens, zu erfassen, die uns endlich antreibt, *vollkommen* zu werden — also doch wohl auch in der Erkenntniß; oder soll der Heiland nicht auch Erlöser der verirrtten Vernunft geworden sein? (unser Vf. meint dies wahrlich nicht!) Auch hier endlich stoßen wir daher ganz konsequent auf Stellen, worin jenes Gefühl einer zu frühen Ermüdung von eigener irr' umhergetriebener und theilweise oder ganz mißlungener Forschung herrscht, die nun, während sie eigentlich nichts weiter zu thun hätte, als zu bekennen, daß sie selbst noch fern von dem gesuchten Ziele sei, in ihrer modernen Verdrießlichkeit es bequemer findet, sich und Andern ein für alle mal absolute Stillstandspunkte und unverrückliche Grenzmarken des Denkens und Wissens vorzuzeichnen: wie z. B. II. 439, wo auf Anlaß der That des Judas Isch. über Freiheit und Nothwendigkeit zu sprechen angefangen, aber sogleich bemerkt wird: das Brüten (!) über solchen Abgründen führe zu nichts; der menschliche Geist komme doch immer wieder nur darauf zurück, daß in Gott *alles nothwendig*, im Menschen *alles frei* sei (!) und daß demnach (!) das Wissen Gottes von der Entwicklung und der That des Menschen eben das nothwendige (!) Wissen von ihr als einer freien ist. u. dgl. m. — und wenn wir gleich mit Freuden versichern können, daß die Flecken und Gebrechen, die dieses vortreffliche Werk aus diesem Grunde unvermeidlich davon tragen mußte, bei ihm im Ganzen keineswegs so feste Wurzel geschlagen und so wesentlich die innersten Gründe und den tiefsten Kern des Ganzen angegriffen und verunstaltet haben, wie es wohl bei andern ähnlichen Geistesprodukten von dieser Richtung der Fall ist; indem der edle Geist des Verfs., in seiner energischen Lebendigkeit und Fülle, mit glücklicher Inkonsequenz immerfort bemüht gewesen ist, jene wichtigen Dämme und Scheidewände, die er theoretisch behauptet, in *praxi* niederzureißen; so sind die dadurch entstandenen Mängel doch bedeutend genug, um den harmlosen Genuß der Gabe des Verfs. namentlich an

solchen Stellen zu stören und zu trüben, wo wegen der ganz besonderen Wichtigkeit des Gegenstandes auch ganz besonders zu erwarten stand, daß die geistige Thätigkeit des Auslegers sich auf's stärkste concentriren und auf's gediegenste äußern würde; und wo wir dann zwar in der Regel manches sehr Geistreiche und Anregende über die fraglichen Gegenstände zu hören bekommen, nicht selten aber uns auch mit dergleichen geistreichen Einzelheiten begnügen, und darüber der inneren Selbstbewegung des *Gedankens* sammt der damit verknüpften *objektiven Nothwendigkeit* der Entwicklung ungern entbehren müssen. Einzelne, auch größere Parthien der Auslegung haben, wie sich leicht denken läßt, auf diese Art vorzugsweise gelitten, so namentlich die Erklärung des tiefsten und herrlichsten unter den Evangelien, des Johanneischen, das freilich ohne die höchste und tiefste Energie des *Gedankens* gar nicht zu verstehen ist; (daher es völlig konsequent und nicht zu verwundern ist, wenn ein berühmter Theolog, der sich mit dem — objektiven — Denken eben nicht viel abgegeben hatte, es, weil er in seiner Subjektivität damit nicht fertig werden konnte, kurzweg einen „*metaphysischen Unsinn*“ schah) wo wir allerdings beim Vf. häufig auf recht tief durchdachte Ideen und Ideenzusammenhänge gestoßen sind, (so gleich in der Auslegung des Prologs, vgl. z. B. S. 37. Anm. S. 40 — 41 u. ö.) wo es aber auch nicht selten der Gedankenentwicklung an der rechten spekulativen Zucht und Bündigkeit gebricht. (vgl. z. B. S. 80. ferner die, auch *dürftig* genug ausgefallene Exposition der wichtigsten Worte Jesu Joh. 8, 32., wo der Verf. sich durch die oben gerügten Vorurtheile den unbefangenen Einblick in die Sache dermaßen hat trüben und verwirren lassen, daß wir kein einziges der darin enthaltenen Begriffsmomente in seiner wahren Stellung und Geltung zu schauen bekommen u. a. m.) ja Ref. muß gestehen, daß überhaupt die ganze Erläuterung dieses Evangelii beim Vf. weniger gründlich und tüchtig durchgearbeitet erscheint, als die der synoptischen Evangg. im ersten Bande, was gewiß sehr zu bedauern ist; Lücke's Bearbeitung behält hier, trotz aller ihrer Mängel und Unvollkommenheiten, noch immer wesentliche Vorzüge, sowohl vor der Tholuckschen als der des Verfs. — Und so müssen wir, im Ganzen genommen, sagen: *der Vf. hat und giebt zwar größtentheils gediegenen Inhalt, aber bei weitem nicht immer auch in der ihm*

angemessenen Form; ja es geschieht ihm nicht selten, daß er die zuerst einfach und richtig hingestellte Idee hinterher durch eine unvollkommene, sich in endlichen Verhältnissen und Kategorien bewegende, darum dem unendlichen, ewigen Inhalte inadäquate, Reflexion ganz oder theilweise wiederum aufhebt und zerstört.

Kleinert.

LXXX.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Friedrich Karl von Strombeck. Erster u. zweiter Theil. Braunschweig. Verlag von Friedrich Vieweg, 1833. 8. — VIII, 280 und 343 Seiten.

Herder sagt: „Jeder Mensch, der Denkwürdigkeiten erlebt und verrichtet, hat das Recht, sie zu erzählen; je verständiger und unterhaltender, desto besser. — An einem stummen *Memento mori*, als Inbegriff seines ganzen Lebens mag ein Karthäuser sich erbauen; Leben ist Aeußerung seiner Kraft. Von dem, was Seele und Hand wirkt, will auch das bewegliche Ruder der Vernunft, die Zunge, reden. Durch dieses Sprechen über sich, klärt sich der Handelnde selbst auf; er lernt sich, als einen Fremden, im Spiegel beschauen, und, was Shaftesbury so hoch anrüh, theilen. — In Memoiren kommt zum Vorschein, was sonst nirgends ans Licht tritt; ja wovon manche Philosophie und Politik kaum träumt. — Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stille, fleißige, zu bescheidene, zu furchtsame Germanen! Ihr steht hierin anderen Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- und Adlerflügeln in die Wolken; ihr laßt sie matt und vergessen im Staube. — *Denkwürdigkeiten* sein sollst müssen, zu welchem Stände man auch gehöre, rein menschlich geschrieben sein; nur dann interessieren sie den Menschen. Uns Deutschen, zumal bei unserm Charakter, unsern Sitten, unserer Lebensweise, ist diese *Gemüthlichkeit* unentbehrlich; ja vielleicht unabgänglich. Der galante Scherz mit sich selbst und der Welt, geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben. — Seit Herder so ernst auf den Werth biographischer Denkwürdigkeiten hinwies, indem er selbst nichts that, auch in diesem Felde seine literarische Thätigkeit ertragreich zu machen, haben sich die Deutschen oft genug den Vorwurf der Armuth im Fache der Denkwürdigkeiten zugerufen, bis die neueste Zeit, zur Abhülfe des Mangels rühmliche Beiträge lieferte. Wie sich nach äußeren und inneren Anregungen das Leben in Deutschland veröffentlichte, wich pedantische Zurückgezogenheit der gegenseitigen Theilnahme, und die, nach Herder, den Deutschen unabgähbare Gemüthlichkeit entschädigte in ihren Denkwürdigkeiten und Biographien für die herkömmliche Besorgniß, durch zu große Freimüthigkeit die Sitte zu verletzen.

Auch Hr. v. Strombeck, dessen Schriftsteller-Leistungen in mehreren Fächern der Literatur eine ausgezeichnete Stelle be-

haupten, gesteht in der Vorrede zu „diesen Beiträgen der Geschichte des Lebens und Treibens seiner Zeit“, wie er dieselben viel bedeutender hätte machen können, wenn er rücksichtslos diejenigen ausgezeichneten Personen geschildert, mit denen er in Verbindung kam; „doch er fand sich zur Ausübung dieser historischen Gerechtigkeit nicht berufen und befürchtet, bei Einigen nicht als völlig unparteiischer Richter zu erscheinen“. — Wer, der das Bescheiden-sinnige des Bekenntnisses zu würdigen weiß, möchte mit dem Verf., dieser Vorsicht halber, rechnen! — Er fährt fort: „Meine Blätter sind harmlos; sie verletzen Niemand, wie ich in meinem Leben Niemand absichtlich verletzt habe. Wie in diesem meine Rückwirkung nur darin bestanden hat, Undankbarkeit und bösen Willen zu vergessen zu suchen, so habe ich auch in diesen Blättern eine solche Sinesart und Handlungsweise keineswegs verlonguet; dagegen es mir ein hoher Genuß war, wenn ich einem guten, mir wohlwollenden Menschen ein, wenn auch unscheinbares Denkmal der Liebe und Freundschaft setzen konnte“. —

Hierdurch gewinnt das Lebensgemälde, bei des Vfs. scharfsinniger und geistvoller Auffassung interessanter Ereignisse, eine heitere Farbengebung und fesselt so, daß man es ihm zum Vorwurfe machen möchte, manche belebte Reihe denkwürdiger Begebenheiten nur in Skizzen angedeutet zu haben. Besonders scheint er berufen, über das Westphälische Königthum, in dem er bis zum Staatsrathe vorschritt, und zu dessen bedeutendsten Männern er in vielfacher Beziehung stand, Vieles mitzutheilen. In der That sind die Nachrichten über den König Hieronymus, über seine Regierung, seinen Hof, seine Minister, seine und deren Beziehung zu Napoleon u. s. f. noch sehr unvollständig und das Hervortreten wahrheitsliebender Berichterstatter um so mehr zu wünschen, da sich viele Entstellungen fortgepflanzt haben.

Von den Staatsinstitutionen zieht zunächst die Justizverwaltung des Vfs. Aufmerksamkeit auf sich; die betreffenden Mittheilungen zeigen den Sachkundigen; weniger läßt er sich auf die übrigen Verwaltungszweige ein, insofern der in höheren Zirkeln völlig Orientirte mit treffenden Zügen einige Scenen des Kasseler Hofes darstellt. — Dem Könige und der Königin wurde der Vf. näher bekannt, durch die ganz eigene Lage, worin er sich befand, als Westphälischer Tribunalpräsident gleichzeitig vertrauter Geschäftsführer des einzigen Zweiges der Braunschweigischen Herzogafamilie, der Prinzessin Abbatissin Auguste, zu sein, welche, als Tante der Königin, im ungekränkten Besitze ihres Eigenthumes und ihrer Residenz Gandersheim verblieb. Dieses Glück verdankte sie den einsichtsvollen Rathschlägen des Vfs. — Unter den Westphälischen Ministern wird der des Inneren, der Graf von Wolfradt oft genannt und viel Rühmliches von ihm gesagt, als Ergebnis vertrauter Freundschaft und als Beweis der Selbstständigkeit des Urtheils des Vfs. In der ganzen Reihe der Deutschen, welche im Königreiche Westphalen einen höheren Posten einnahmen, ist keiner von allen Parteien so ungünstig bezeichnet, als dieser Minister des Inneren, was wohl nicht bloß den zurückstossenden Sitten desselben gegen Untergebene und unglückliche Bittsteller beizumessen steht. Die Anekdotensucht des Kasseler Hofes wurde nicht müde sich auf seine Kosten zu

belastigen. Dafs seine Ernennung zum Minister ein Fehlgriß war, dadurch veranlaßt, dafs man Einen Braunschweiger im Ministerium haben wollte, wurde bald anerkannt, während der Graf v. W. die auch anderweitig gemachte Erfahrung bestätigt, dafs die unbrauchbarsten Minister, wenn sie sonst ehrliche, von bösen Ränken nichts wissende Leute sind, am längsten sich in ihren Posten halten. Ein Schuldbuch für Unterlassungssünden wurde den Ministern nicht gehalten, und so gehörte sehr viel oder sehr wenig dazu, sich in dem höchsten Posten zu behaupten. Wer einmal in die zweite Kategorie gebettet war und gewöhnliche Anfechtung zu erdulden sich gewöhnt hatte, brauchte vor Verabschiedung nicht besorgt zu sein. Diesem scheint in Bezug auf Hr. v. W. zu widersprechen, dafs er noch in den letzten Tagen des Königreiches das Glück hatte, des trefflichen Simon Nachfolger zu werden; doch war damals die Wahl nach der Lage der Dinge sehr beschränkt; der Graf von Marienrode, längst W.'s Stütze, von entschiedenem Einflusse, und Ersparniß, wie Machtvergrößerung durch Verbindung zweier Ministerien, dem Finanzminister willkommen. Von den Vorwürfen, welche dem Grafen v. W. nachgetragen werden, ist der ungerechteste: er sei an der Aufhebung zweier Universitäten schuld; Hr. v. St. vertheidigt ihn hiergegen mit Recht. — Unter den Anklagen gegen W. bleibt es nicht ohne Bedeutung, wenn einer seiner Westphälischen Kollegen, ihn in einer ungezügelter Satyre, sagen läßt:

„Betet für mich, ihr Pastoren!

Die ich aus dem Hause stiefs;

Betet für mich, arme Sünder,

Greise, Witwen, Waisenkinder,

Die ich Hungers sterben liefs.“ —

Die rühmlichste Seite von W.'s öffentlichem Leben ist die, welche ihm viele Verunglimpfung zuzog, dafs er nämlich beim einbrechenden Unglücke redlich bei dem Regenten, dessen Minister er war, beharrte und ihm nach Frankreich folgte, gewifs unter heftigem Kampfe seiner, dem Vaterlande nicht entfremdeten Privatgesinnung.

Des Vfs eigene und seiner Freunde Verhältnisse unter den mannigfachen Umwälzungen, leiten ihn zu ernsten Betrachtungen, in welchen er auf die tief in die Weltgeschichte eindringenden Bemerkungen seines Vertrauten, Tacitus, verweist, ohne sich, wie jener, vom düsteren Verhängnisse in tiefe Trauer versetzen zu lassen. So sagt v. St. „In dieser Zeit“ (sie ist noch nicht vorüber)“ wurde es so, recht klar, wie nach der Bemerkung des großen Menschenkenners Cornelius Tacitus, *bei den Kleinen Seelen* — ich will nicht, wie er, im allgemeinen sagen: *bei den Menschen* — nichts so sehr zum Hasse und zur Verfolgung aufregt, als empfangene Wohlthaten; denn der Tugend seltenste und schwerste ist die Dankbarkeit. Jeder Vorwand sich ihrer zu entledigen, ist willkommen und dieser Vorwand ist schon hinlänglich da, wenn man glaubt, dort durch eigenes Verdienst

zu stehen, wohin uns nachsichtiges Wohlwollen eines Gönners gestellt hat. Ueberhaupt, wer nie eine Revolution erlebte, kann auch nur eine höchst mangelhafte Kenntniß von der Natur des menschlichen Herzens haben. Revolutionen sind es, die dieses von jeglicher Hülle entkleiden, und es in seiner oft scheußlichen Blöße darstellen. Desto schöner und reiner strahlen aber auch in solchen Zeiten der Stürme am bewölkten Himmel einzelne Sterne der Tugend hervor. Diese mögen uns leitende Sterne sein; zu ihnen wollen wir unsere Blicke getrost richten.“ — Sully sagt: „die Dankbarkeit ist keine Ministertugend.“ —

Der Vf. sah sich, nach der Auflösung des Königreichs Westphalen, in seinem Vaterlande Braunschweig anfänglich mit Ungunst aufgenommen; solches hemmte seine vielfachen Bemühungen, demselben nützlich zu werden, nicht. Als Mitglied des höchsten Gerichtshofes und durch legislatorische Arbeiten, durch bedeutende Witwirkung bei den landschaftlichen Angelegenheiten, durch Abschlufs der erneuerten Landschafts-Ordnung vom 25ten April 1820, machte er Verdienste geltend, welche die Erweiterung seines Wirkungskreises, als Mitglied der Landstände und mehrerer wichtiger Ausschüsse, auch als landschaftlicher Steuerrath, fortwährend vermehrte. Dieses wurde aber gerade Veranlassung, dafs er, der sich vom Herzoge Karl nicht wollte zur Ausführung landesverderblicher Pläne gewinnen lassen, von diesem verfolgt wurde, ohne dafs der gefährliche Feind dem lauterem Kämpfer für Aufrechterhaltung nach dem Zeitbedürfnisse modificirter staatsrechtlicher Verhältnisse etwas anhaben konnte. Ohnehin war v. St. fürstlich Lippesches Mitglied des zu Wolfenbüttel errichteten Gesamt-Ober-Appellationshofes und nach dieser Amtstellung nicht durch einseitige Gewaltthaten um Amt und persönliche Freiheit zu bringen. — Die Erzählung aus diesem Lebensabschnitte beschränkt sich auf wenige Andeutungen, indem der Verf. auf die früher herausgegebenen *staatswissenschaftlichen Mittheilungen* (Braunschweig bei Vieweg 1831.) verweist; gewifs aber hat der wohlunterrichtete Vf. an jene Mittheilungen noch viel Interessantes zu knüpfen und manches anderwärts unrichtig Aufgefaßte in das wahre Licht zu stellen, was hoffentlich dem Publikum nicht vorenthalten, sondern späteren Schriften aufbehalten ist. —

Die bis zum Herbst 1830 reichenden Haus- und Familiennachrichten schlossen mit einem, an einen hohen Preussischen Staatsbeamten gerichteten Briefe, worin Hr. v. St. über die Braunschweiger Revolutionsszenen und den Schloßbrand redet. Jener Brief wird immer ein bedeutendes geschichtliches Zeugniß über eine vielfach entstellte Begebenheit bleiben. — In einem Anhang findet man einen mit zartbrüderlicher Liebe entworfenen Lebensabrifs des 1832 zu Halberstadt verstorbenen Friedr. Heinr. von Strombeck (des Herausgebers der bekannten Ergänzungen zu den Preussischen Gesetzbüchern).

Fr. Cramer.

September 1833.

LXXXI.

Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre gegen die reformirte und katholische, und: Die lutherische Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo, von Dr. E. Sartorius. In den Beiträgen zu den theologischen Wissenschaften, von den Proff. der Theologie zu Dorpat. Erstes Bändchen. Hamburg 1832. 384 S.

Die theoretische Fakultät in Dorpat giebt anstatt der früher gewöhnlichen Jahresprogramme eine Sammlung theologischer, von den Proff. verfasster Abhandlungen heraus. Das erste Bändchen enthält zunächst eine ausführliche Abhandlung vom Hrn. Profess. Kleinert über Entstehung, Bestandtheile und Alter der BD. Esra und Nehemia, und dann die genannten zwei dogmatisch-symbolischen Abhandlungen vom Hrn. Prof. Sartorius. Da die erstgenannte Abhandlung, die auch noch nicht vollendet ist, bereits von einem andern Ref. zur Anzeige übernommen ist, so erlaubt sich der Unterzeichnete, die beiden Abhandlungen seines verehrten Lehrers und Freundes in einer kurzen Inhaltsanzeige dem gelehrten Publikum vorzulegen und mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

I. Nachdem der Verf. an die Schriften von Scheibel, Schulz und Sengler erinnert, nimmt er (308) an dem Gegensatz zwischen Geist und Materie, wie ihn Schulz gefaßt hat, Veranlassung, zu zeigen, wie die orthodoxe Lehre die Mitte behaupte zwischen den Systemen der unerleuchteten Vernunft (310), der Identitäts- und Dualitätslehre. Sie vermeide (314) in der Lehre von der Person Christi den Nestorianismus, der dem abstrakten Theismus, und den Eutychianismus, der dem Pantheismus entspreche. „Zweiheit des Wesens, in Gemeinschaft gesetzt durch die Macht der

Gnade“, sei das richtige Verhältniß. Eben so vermeide sie in der Lehre vom Abendmahl die (katholische) Ansicht, daß darin das Irdische vom Himmlischen absorbiert, so wie die (Zwinglische), daß beide separirt werden, und behaupte die Mitte. (318) Analogien für dies Verhältniß. Die lutherische Lehre stütze sich aber nicht nur auf Schlüsse (321), sondern auf die bestimmtesten Aussprüche der heil. Schrift. Die Exegese des Dr. Schulz, so wie seine hermeneutischen Grundsätze werden widerlegt (325). Der scheinbarste Einwurf gründe sich auf die Verwechslung der Begriffe Ueber-sinnlich und Geistig, die gar nicht identisch seien (328). Die Einwürfe gegen die Möglichkeit hebt der Verf. durch Behauptung der relativen Ubiquität der menschlichen Natur Christi. (332 seq.) Dem, daß eine solche Ansicht schaudererregend sei, hält der Verf. das Analogon entgegen, daß die Mutter ihr Kind mit ihrem Fleisch und Blut nähre (334) — der, daß es nur ein Zeichen zum Andenken sei, wird abgewiesen, indem gezeigt wird, daß andere Zeichen weit geschickter gewesen wären u. s. f. Nachdem der Verf. noch auf Joh. 6, 51 gekommen ist, welche Stelle sich allerdings auf das Abendmahl mit beziehe, schließt er damit, daß die (sehr wesentliche) Verschiedenheit der Lehren ihn dennoch nicht hindere, eine Union der reform. und luther. Christen zu wünschen; in einer provisorischen Union (das sei jede, die noch ihrer dogmatischen Vollendung entgegensehe) seien Beide wie zu einem Colloquio versammelt.

II. Viel wichtiger noch ist die zweite Abhandlung, die eine Rechtfertigung der luth. Lehre von der *Communicatio idiomatum* enthält (348—384). Nachdem der Verf. den Irrthum beseitigt, als sei diese Lehre nur, um die Abendmahlslehre zu stützen, erdacht, kommt er (350) auf die Bestimmung der Begriffe: Person und Natur. Person ist ihm: „das Ich eines bestimmten Wesens, welches, indem es seines Wesens oder seiner

„Natur bewußt wird, dieses objektiv von sich unter-
scheidet, während es subjektiv mit ihm verbunden
„bleibt.“ (So in: Ich bin meiner bewußt ist Ich die
Person, *Meines* die Natur oder Substanz, jenes das
Centrum, dieses die Peripherie). Wie nun dies Cen-
trum die heterogenen Elemente: Leib und Seele, ver-
bindet, eben so hat Gott in Christo die menschliche
Natur in die Einheit seines persönlichen Selbstbewußt-
seins aufgenommen (353). Diese Vereinigung ist nicht
unio naturalis oder *substantialis*, auch nicht moralische
Vereinigung, sondern persönliche (356). Ist so nun
die Gottheit das Aufnehmende, die menschliche Natur
das Aufgenommene, so ist nur ein Centrum, das beide
concentrischen Peripherien verbindet (359). Durch diese
Einheit des Bewußtseins nun finde *communio naturarum*
und *communio idiomat.* statt. (Sie wird durch Beispiele
erläutert.). Die drei Arten, die man unterscheidet, führt
der Verf. nur auf die beiden *ιδιονότης* und *κοινωνία*
τῶν θεῶν zurück (363), (mit Recht, denn da beide doch
nur durch das *concretum personae* zu Stande kommen,
so wird die *ἀντιδοσις* bei beiden vorausgesetzt) hier ge-
gen Zwingli, der im Grunde nur *ἀντιδοσις* annehmend.
Sehr richtig hebt der Verf. (368) hervor, daß diese
Lehre allein einen Mittler lehre, welcher nicht *vergange-*
nen sei, zeigt, wie trostreich und rührend (373) diese
Lehre sei (380), durchaus nicht nur Spitzfindigkeit. Auch
hier der Schluß: Eine vorläufige äußerliche Union
abweisen, heiße Mißtrauen hegen gegen die biblische
Wahrheit und ihre Kraft.

In beiden Abhandlungen hat der Verf. wiederum
seine große Gelehrsamkeit, was die Kirchenlehre, so
wie die Lehren der ältern Dogmatiker betrifft, beur-
kundet, welche ihn in Stand setzt, kurz und bündig die
kirchliche Lehre vorzutragen; in beiden geht das Be-
streben dahin, die Lehre gegen Zweifel zu rechtfertigen
(es sind wissenschaftliche, *theologische*, nicht nur er-
bauende Schriften); in beiden endlich zeigt sich das
Bestreben, welches schon in früheren Schriften des Vf.
sich zeigt, diese theologischen Erörterungen populär zu
machen, wofür außer dem Ton des Ganzen schon der
Umstand spricht, daß die eine Abhandlung bereits in
der evang. Kzeit. erschienen ist. Es ist dem Verf. eine
bewundernswürdige Fertigkeit im Deutlichmachen nicht
abzusprechen, ein großer Scharfsinn, sehr viel Gewandt-
heit des Geistes und der Sprache, eine üppige Fülle

der treffendsten Gleichnisse stehn ihm zu Gebot. Dazu
kommt ein kräftiger oft derber Witz, welcher nament-
lich darin oft sehr wirksam sich zeigt, daß sehr scharf
individualisirt, und man möchte sagen, verkörpert wird,
(so wenn der Verf. von Christo sagt, er bedeute nicht
eine *hölzerne Stallthür*, oder *Tischbrodt*, oder eine
Landstraße u. s. w.) und der es da nicht verschmäht,
selbst unedler Worte sich zu bedienen. Allein wie die
Aerzte mit Recht darüber klagen, daß die populären medi-
cinischen Anweisungen für Laien (d. i. für die, welche
nichts von der Sache verstehn) viel Unheil stiften, so
möchten die populären *theologischen* Sachen nicht min-
dern Schaden anrichten, und statt den Glauben zu
fördern, seiner Gesundheit nur Abbruch thun. Der
Inhalt der Glaubenslehren ist ein solcher, der (wie
schon Kant gezeigt hat) in die endlichen Kategorien
nicht paßt. Werden sie auf ihn angewandt, so werden
sie zu Schanden, es zeigt sich, daß, diese Kategorien
auf den Glaubensinhalt angewandt, stets neue Wider-
sprüche sich erzeugen. Will man nun die Lösung die-
ser Widersprüche, die nur in der Wissenschaft gefun-
den wird, populär machen, d. h. innerhalb des gewöhnli-
chen endlichen Denkens und seiner Kategorien bleiben,
so giebt es nur zwei Wege dies zu thun, es sind die
beiden, welche die endliche Reflexion immer einschlägt,
wenn sie die höchsten Wahrheiten zum Gegenstande
nimmt, die auch der Verf. eingeschlagen hat, nämlich
erottisch führt man die Beweise durch Beispiele und Ana-
logien. Das heißt, wenn in irgend einer Vorstellung
durch Reflexion sich etwas Unbegreifliches findet, so
verweist man auf eine andere, in der dieselbe Schwie-
rigkeit sich finde, und die man sich doch gefallen las-
se. Dies sind die passendern Beispiele. Aber es springt
in die Augen, daß auch sie nichts beweisen, ja nicht
einmal etwas deutlich machen. Wenn z. B. der Verf.,
um das Verhältniß des Leibes Christi zum Brodt in's
Licht zu setzen, an das Verhältniß von Leib und See-
le, oder von Feuer und (glühendem) Eisen erinnert, so
ist damit gar nichts begreiflich gemacht, sondern nur
gezeigt, daß wir Manches wahrnehmen, was eben so
unbegreiflich ist, wie Jones, und so beweisen Beispiele
nichts. Der zweite Weg, der von der populären Refle-
xion eingeschlagen wird, ist der, daß eine Vorstellung,
in der man eine Schwierigkeit findet, verallgemeinert,
ihrer Bestimmung beraubt wird, da tritt aber der Uebel-

stand ein, daß es viel bewiesen wird (und also, nach der logischen Regel, auch nichts). So z. B. führt der Vf. (328. 29) den Beweis dafür, daß die Gegenwart Christi nicht eine nur geistige sei, (ob er gleich es zugesteht, sie sei übersinnlich,) so, daß er dem Begriff *übersinnlich* die Bedeutung giebt, *nicht wahrgenommen*, während die gewöhnliche Vorstellung enger ist, = *nicht wahrnehmbar*. Dann kommen wir aber auf die Folgerung, daß man *supernaturalem et coelestem modum, secundum quem adest* jedem Dinge zuschreiben kann, vor dem wir die Augen zuschließen, so daß der spezifische Unterschied der Gegenwart Christi, daß sie eine übersinnliche sei, ganz verschwindet, und nur subjektiv ist. Dasselbe Resultat findet sich, wo, was in einigen Fällen richtig ist, zur allgemeinen Regel erhoben wird. So tadelt der Verf. ganz richtig die Schulzische Auffassung des *ἐστὶ*, geht aber nun so weit, daß auch in Gleichnissen *ἐστὶ* immer *ist* heiße, und nie: *bedeutet*. Sehr scharfsinnig sagt er, wie Luther es sonst schon gesagt hat, Christus *bedeute* nicht eine (wirkliche) Thür, sondern *sei* *wirklich* eine (geistig verstandne) Thür, so daß nicht die Copula, sondern Subjekt oder Prädikat geistig zu verstehen sei. Aber hier ist wiederum *so viel* bewiesen, daß Dr. Schulz nun mit Recht sagen kann, in τοῦτο *ἐστὶ* u. s. w. sei *ἐστὶ* = *ist*, aber τοῦτο oder αἴμα sei geistig (d. h. bildlich) zu verstehen, wo das Resultat dasselbe wäre: dies *ist* mein (geistig zu verstehender) Leib. Wenn nun ferner bei der großen Menge von Beispielen und Analogien, die der Verf. anführt, es natürlich ist, daß manche nicht ganz passende mit unterlaufen, welche störende Neben-Vorstellungen erzeugen, so geschieht das nicht minder dort, wo ganz nichtige Einwände berücksichtigt werden, und im einen, wie im andern Fall kommt es leicht vor, daß zu viel bewiesen wird. So führt der Verf. z. B. an (319.), es sei kein Grund, warum nicht wie Aug' und Ohr, auch der Geschmack einmal Leiter des Uebersinnlichen sein könne. Kein Grund dagegen ist noch kein Grund dafür. Wird es aber so genommen, — wie es da in der That den Anschein hat — so könnte diese Frage eben so gut für den fünften Sinn aufgeworfen werden, warum er es nicht auch einmal sei!

Wenn der Ref. so an den beiden Abhandlungen einige Ausstellungen machen zu müssen glaubte, so betreffen diese bloß die Aufgabe, die der Hr. Verf. sich

gestellt hat, aus der alle jene Mängel nothwendig hervorgehn. Er ist weit davon entfernt, die Glaubenslehren für unbegreiflich zu halten, seine Behandlung aber scheint vorauszusetzen, sie seien *leicht* zu verstehen. Es wird aber kein Gut ohne Arbeit erworben, am wenigsten das kostbarste, und wie es schwer ist, zum Glauben zu kommen, eben so schwer, Zweifel sich zu widerlegen. Werden nun diese so beseitigt, daß auf verständig reflektirende Weise die Beweise geführt werden, so entsteht ein doppelter Nachtheil. Die, welche sich durch solche Beweise überzeugen lassen, und sie für genügend halten, kommen leicht zu der Nichtachtung der christlichen Glaubenslehren, welche wir gegen Alles hegen, was sich von selbst versteht, und die sich darin ausspricht, daß man das Christenthum Jemanden andemonstriren will, indem man vergiftet, daß dabei immer eine Appellation an seinen Willen nöthig ist, — die andern dagegen, welche schärfer sehn und die Unhaltbarkeit solcher nur verständigen Beweise einsehn, werden mißtrauisch gegen die Sache selbst, weil sie auf so unhaltbare Beweise sich stütze, Beide aber werden darin bestärkt, daß die Glaubenslehren der rein verständigen Betrachtung angehören, und so wird durch solch eine Behandlung einerseits der todte Formel-Orthodoxismus, andererseits oberflächlicher Rationalismus genährt. Alles dies wird vermieden nur durch die rein wissenschaftliche Behandlung, die freilich auf solche Popularität verzichten muß. Daß sie dem Verf. nicht fremd ist, hat er an vielen Stellen namentlich der zweiten (überhaupt bedeutendern) Abhandlung gezeigt (z. B. 350 seq.), die eben darum nicht der Analogien und Beispiele bedurften, und sich frei hielten von dem rhetorischen, erbaulichen Ton, der Bilder auf Bilder häuft. Möge darum der verehrte Hr. Verf. den Weg jener bloß verständig reflektirenden Demonstration immer mehr verlassen, und sich damit immer mehr in dem Gebiet einbürgern, in welchem allein eine wahre Rechtfertigung der Dogmen gegeben werden kann, in dem des methodischen wissenschaftlichen Denkens. Wird auch damit die Popularität geringer, so ist schon dies selbst ein Vortheil, unendlich größer aber noch der, daß bei einer begriffmäßigen Darstellung sich nicht an jeder Demonstration neue Zweifel entzündend.

Dr. Eduard Erdmann.

LXXXII.

Bildungshemmungen der Menschen und Thiere
 von **Friedrich Ludwig Fleischmann, Dr.**
der gesammten Heilkunde und Weltweisheit u.
s. w. Mit zwei Kupfertafeln. Nürnberg, bei
Johann Leonhard Schrag 1833. XVIII. 410
Seiten in 8.

Kaum hat irgend ein Zweig der Naturwissenschaften binnen sehr kurzer Zeit so rasche und bedeutende Fortschritte gemacht, als die Entwicklungsgeschichte, deren Bearbeitung die ausgezeichnetsten deutschen Forscher in neuerer Zeit eifrig sich annehmen. Sie leitete früher schon Harvey und Wolff, später besonders unseren großen J. F. Meckel auf die Erkenntniß, daß das Wesen vieler Mißbildungen auf einer Hemmung ihrer vollständigen Entwicklung und Ausbildung beruhe. Aber was Meckel in seiner classischen pathologischen Anatomie über Hemmungsbildungen geliefert, ist dem jetzigen Standpunkte unserer Kenntnisse über den Hergang der Entwicklung nicht überall mehr ganz angemessen und kein Anderer hat nach ihm aufs Neue alle bekannten Mißbildungen mit den in ihrer Ausbildung begriffenen Thieren verglichen, ein Unternehmen, das trotz großer Schwierigkeiten der Wissenschaft höchst förderlich sein würde.

Nicht sowohl eine solche Vergleichung wie sie jetzt nöthig ist, als vielmehr eine vollständige Aufzählung aller bis jetzt für Hemmungsbildungen gehaltenen Mißbildungen beabsichtigte Hr. Fleischmann in vorliegendem Werke zu liefern. „Meine ganze Absicht bei der Bearbeitung dieses Werkes ging im Allgemeinen dahin, das Studium der Bildungshemmungen zu erleichtern und zu befördern“, heist es am Schlusse der Vorrede.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der vorzüglichsten Werke über die gesammte pathologische Anatomie. Es folgen Betrachtungen über Bildungshemmungen im Allgemeinen. So werden „Mißgestalten“ genannt, „die von weniger Thätigkeit der Bildungskraft, als gewöhnlich zeugen, wo die organische Entwicklung gehemmt und frühere Bildungsstufen erhalten scheinen“. Sie werden veranlaßt durch mechanische und dynamische Ursachen, „welche nicht nur bei den Aeltern, sondern auch oft in den äußeren, auf die Entwicklung des lebenden Organismus hemmend einwirkenden Umständen, oder im Embryo selbst liegen“. Es mag inzwischen die Ursache der Bildungshemmungen sein, welche sie wolle, und bei den Aeltern in äußeren Einflüssen oder im Embryo selbst gesucht werden, so wird doch nie eine Abweichung ins Unendliche Statt finden, sondern alle Mißgestalten mehr oder weniger einander ähneln und gleichsam auf bestimmten Bildungsgesetzen beruhen. Das thierische Werden, wie verschieden auch die Richtungen sind, die es zu nehmen im Stande ist: immer bleibt ihm doch jene Grundrichtung, die ihm sein überirdischer Trieb vorzeichnet, und eine ge-

wisse Gesetzmäßigkeit spricht sich, wie in einzelnen Organen, so im Gesamtorganismus aufs deutlichste aus. Sucht man diese Gesetzmäßigkeit genauer zu erforschen, unterwirft man das Gefundene einer nähern Prüfung und scheidet das nicht Haltbare vom Haltbaren aus, so ergeben sich folgende unantastbare (1) Bildungsgesetze: 1) das Hemmungsgesetz, kraft dessen jede Bildungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung irgend einer niedern Thierklasse ähnlich sein muß. 2) Das Wiederholungsgesetz, nach dem jede Bildungshemmung mehr oder weniger der Normalbildung irgend einer niedern Thierklasse ähnlich sein muß. Der Vf. zeigt hier, daß ihm die neuern Ansichten nicht fremd sind. Er verwirft die Ansicht, wonach z. B. der menschliche Fötus alle Stufen der übrigen Thierklassen zu durchlaufen, denn immer liegt von seinem Beginnen an schon die Grundverzeichnung zu einem Menschen der Race nach in ihm und er wird demnach stets auf einer Stufe menschlicher Entwicklung, nie einer niedrigeren Thiergattung stehen, aber eine Aehnlichkeit der Bildungsstufen des Menschen mit dem vollkommenen Entwickeltsein niederer Thiere kann nicht geläugnet werden und immer zeigt der in seiner Ausbildung gehinderte menschliche Embryo entweder in seinem Aeußeren oder in seinem Innern den Normalzustand niederer Thiere. Das 3te Gesetz ist das Ortsgesetz, kraft dessen jedes Organ mehr oder weniger an seine Lage gebunden ist. Nach dem 4ten oder Individualitätsgesetz erfreuen sich alle Theile des thierischen Körpers, obgleich unter einander verbunden, mehr oder weniger einer gewissen Selbstständigkeit. 5) Das Schrankengesetz bestimmt die Aehnlichkeit der Bildungshemmungen mit der Normalbildung stets niedriger, nie höherer Thierarten. 6) Dem Gleichgewichtsgesetz zufolge wird durch die zu große Energie der bildenden Thätigkeit in einem Organe die zu geringe in einem andern bewirkt.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten oder speciellen Theile dieses Werkes, so können wir nicht umhin, einige bedeutende Ausstellungen zu machen. Zunächst ist eine gewisse zu große Aehnlichkeit mit Otto's pathologischer Anatomie unverkennbar. Ab dann aber finden wir viele *Bildungsabweichungen* aufgezählt, die schwerlich als *Bildungshemmungen* zu achten sein dürfen. Dahin gehören z. B. die Varietäten im Verlaufe der Arterien (S. 128 ff.), der Venen (S. 134 ff.), der Nerven (S. 187.), die der Vf. reichlich und ohne weiteren Grund als Bildungshemmungen bezeichnet. Dank dagegen verdient die in einigen Anmerkungen gegebene Beschreibung pathologischer Präparate des Erlanger anatomischen Museums, das der Eifer des verdienten Gottfried Fleischmann ins Leben gerufen. So wird S. 191. ein menschliches Ei beschrieben, dessen Kopf vom Rumpfe abgerissen gefunden ward, so finden wir S. 241 u. ff. sämtliche Mißbildungen mit Rückenspalte, welche das Museum besitzt, recht genau verzeichnet. Die beiden Kupfertafeln heften Abbildungen einer interessanten Verkrümmung der Wirbelsäule, des erwähnten Eies, und eines mißgebildeten Gehirns eines mit *Spina bifida* geborenen Kindes.

October 1833.

LXXXIII.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier, Neffen des Dichters und Mitgliede der polnisch-literarischen Gesellschaft in Paris. Erster Band. Leipzig. Brüggemann und Wiegand 1833. XXIV. und 162 S. 8. (Auch unter dem Titel:) Jean Paul's sämtliche Werke. LXI. Dreizehnte Lieferung. Erster Band.

Poetische Werke sollten eigentlich keines Commentars bedürfen, indem wie aller Kunst, so auch der Poesie die Aufgabe gestellt ist, durch ihre Schöpfungen ohne erklärendes Medium unmittelbar auf den Geist zu wirken. Je vollkommener also ein Gedicht ist, um so mehr wird es alle zu seinem Verständniß nöthigen Elemente schon in sich enthalten. Dieser Grundsatz wird jedoch nicht überall in absoluter Strenge und höchstens für die Zeitgenossenschaft des Dichters gelten können. Je weiter aber der Leser durch Zeit und Raum von dem Dichter entfernt ist, jemehr wird sich für ihn die Nothwendigkeit von Studien herausstellen, um die Hindernisse einer ihm fremden Sprache, unbekannter Geschichte - Sitten- und anderer Verhältnisse hinwegzuräumen und sich so auf einem künstlichen Wege der Gegenwart des Dichters so viel als möglich zu nähern. Solchem Bedürfnis kommen denn gute Commentatoren und Scholiasten, die uns des Dichters Leben und Verhältnisse, die Zustände seiner Zeit und die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache und Darstellungsweise erläutern, zu willkommener Hilfe, und die größten Dichter der Vorzeit können ohne kritischen und erklärenden Apparat nicht mehr verstanden und genossen werden. Jean Paul hat mehr als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller in einer Manier gearbeitet, die für die

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Nachwelt das Bedürfnis eines Commentars hervorruft. Persönliche Lage sowohl als Vorliebe führten ihn zu Darstellungen aus einem kleinen, engen, verstecktem Stilleben, dessen Eigenthümlichkeiten der allgemeinen Beobachtung fern liegen. Aus einer allzuängstlichen Furcht vor der Heerstraße des Gewöhnlichen warf er sich bis zur Verirrung auf die entgegengesetzte Bahn des Sonderbaren und Wunderlichen, und bildete sich, um nichts so wie ein Anderer zu sagen, eine Sprache, die niemand schreibt und nicht jeder versteht. Durch Erziehung und Umstände zu einer unsystematischen Studienweise geleitet und dennoch von dem brennendsten Durst nach Erkenntniß getrieben, sammelte er eine gränzenlose Masse verschiedenartiger und aphoristischer Kenntnisse und Notizen aus den fernliegenden Gebieten des Wissens, die er mit einer Art von eigensinnigem Witz in seine Darstellung verwebte, so daß jüngeren Mitlebenden ein vollkommenes Verständniß seiner Schriften schon jetzt bei cursorischem Lesen nicht mehr ganz leicht sein dürfte. Nach fünfzig Jahren wird er den Deutschen kaum noch ohne Commentar verständlich und bald dürfte es Zeit sein, diesen vorzubereiten. Ein solcher Commentar liegt jedoch nicht in der Absicht des Hrn. Spazier. Vielmehr behandelt er die Elemente, auf die sich Jean Pauls Poesie zurückführen läßt und die Form, die er ihnen gab, als Phänomene, deren Entstehung er aus des Dichters Charakter, Erziehung und Schicksalen abzuleiten sucht. Auch ein solcher biographischer Commentar kann auf mannigfache Weise belehren und anziehen. Wie vieles in Goethe's Werken wird durch die Aufschlüsse und Winke, die er in den Darstellungen aus seinem Leben giebt, dem Gefühl und der Erkenntniß erst recht nahe gerückt und wie viel inniger und eindringlicher sprechen z. B. die Gedichte, die aus seinem Verhältnisse zu Lili entstanden, jetzt zu unserem Gemüth, da wir sie in seine Darstellung dieses Lebensabschnitts eingewebt finden.

Sondern wir bei der Betrachtung von Jean Pauls Werken das Objektive von dem Subjektiven, so finden wir in jenem eine Region des Wahren, Lebensentsprossenen, Selbstgeschauten und eine andere zwar farben-glänzende, blendende aber durchaus unwahre, phantastische und wunderliche, der keine Anschauung wirklichen Lebens zum Grunde liegt oder entspricht. Betrachten wir das Subjektive, so zeigt sich uns ein Wesen, dem wenige gleich sind an Freiheit und Kraft der inneren Anschauung, an Feinheit und Tiefe des sittlichen Gefühls; seine Blicke in die Gemüthswelt sind eigenthümlich und tief eindringend bis zum Sublimen. Doch sind sie vereinzelt, obgleich unendlich zahlreich; seine Anschauung der geistigen Welt verbindet sich nicht zu einem klaren, harmonischen, vollständigen Ganzen. Es ist, als habe ihm eine lange Gewitternacht mit zahllos wiederholten Blitzen, kein heller heiterer Tag bei seinen Betrachtungen geleuchtet. Zum Verständniß aller dieser Eigenheiten hat er selbst uns den Schlüssel in seiner Lebensbeschreibung überliefert; denn was er davon ausgearbeitet und zur Verarbeitung gesammelt hat, ist, wiewohl unvollendet, doch in Verbindung mit seinen Briefen, vollkommen hinreichend, um uns den Charakter seiner Schriften und ihren genetischen Zusammenhang mit dem seinigen zu erklären. Wenn man Jean Pauls Leben liest, so erkennt man deutlich, wie ihn das Schicksal zu dem erzog, was er geworden ist. Auf mühsam erklommenen Stufen führte ihn das Leben aus der armuthbegrenztesten Enge hinaus in die Weiten und auf die höheren Glanzpunkte menschlichen Daseins. In dem dürftig kleinen Hause seines Vaters, eines armen Landpfarrers im Fichtelgebirge, geboren und erzogen, blieb er bis in sein dreizehntes Jahr in dem beschränktesten Lebensraum in einem Zustande, der den feinen Sinn für die kleinsten unscheinbarsten geistigen und leiblichen Genüsse und Verhältnisse wach und scharf erhielt, während doch Stand und Bildung der Eltern nicht zuließen, daß selbst in solcher Beschränkung seine Natur in Rohheit oder Unempfindlichkeit übergehen konnte. Mit Recht sagt er am Eingange seiner Selbstbiographie, daß es ein Vortheil sei, in einem Dorf, höchstens in einem Landstädtchen geboren zu sein, weil an dem in einer großen Stadt Geborenen das Leben sich schon in seiner Knabenzeit erschöpft und er nun nach dem Anblick und Genuß des Größten für Wunsch und Phantasie nichts übrig be-

hält, als eben das Kleinere, nämlich Ländlich- und Dörflichkeit, die ihm dann aber beschränkt und kleinlich erscheinen, wenn er sie wirklich betritt. Noch größer aber ist der Vortheil des Jugendlebens in einem Dorfe für die Bildung des Gefühls, denn in der Stadt geht der jugendliche Mensch täglich und stündlich an der gedrängten Menge ihm völlig unbekannter Menschen, gleichgültig und untheilnehmend, wie sie selbst es sind, vorüber, während er im Dorfe das ganze Dorf liebt und kein Säugling da begraben wird, dessen Namen, Krankheit und Trauer man nicht wüßte. Hier bildet sich, wie er sagt, durch das Hineinwohnen und Hineingewöhnen jedes Einzelnen in Alle, durch dieses herrliche Theilnehmen an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, und das daher sogar auf Fremde und Bettler übergeht, eine verdichtete Menschenliebe, eine erhöhte Schlagkraft des Herzens aus. Und wenn der Dichter dann aus seinem Dorfe wandert, so bringt er jedem Begegnenden ein Stückchen Herz mit und muß weit reisen, ehe er sein ganzes Herz ausgegeben hat. Glaubt man nicht in diesen wenigen Worten die feinen, Wurzelfasern aller jener zahl- und schrankenlos emportreibenden Gefühlspflanzen zu erkennen, die Jean Pauls Werke gleichsam zu phantastisch poetischen Gebirgswäldern machen? Aber nicht bloß auf das von Gebirgswänden eng umschlossene Dorf wurde Jean Pauls Knabenleben beschränkt. Selbst die enge ärmliche Hütte durfte er nur selten verlassen. Die wunderliche Erziehungs- und Unterrichtsweise seines Vaters bannte ihn den größten Theil des Tages in den beschränkten Raum der kleinen Stube, wo er mit seinem Bruder Regeln und Vocabeln aus Langens Grammatik auswendig lernen mußte. So genoß er denn in den seltenen Stunden, die er im Freien oder in weiterer Umgebung zubringen durfte, Natur und Geselligkeit mit um so heißerer Liebe und sehnungsgeschärfterem Sinn. Jedes Einzelne ward ihm Gegenstand neugieriger genauerer Betrachtung und prägte sich um so tiefer in sein Gedächtniß. Karg gestatteter Umgang mit einfachen wohlwollenden Menschen ward zum Ziel lebhaften Begehrens, zur willkommenen Befriedigung eines inneren liebevollen Triebes, woraus denn später jene reizvollen hinreißenden Darstellungen ländlichen Stillebens hervorgingen, die in sinnlicher und geistiger Beziehung so innig und wahr, so fein und doch so einfach sind. Eine andere Beschränkung noch, die auf Jean

Pauls Bildungsgang der bedeutendsten Einfluß hatte, war der durch das wunderliche Verfahren seines Vaters gewaltsam zurückgehaltene Lerntrieb. Während unserer beklagenswerthen Jugend zum traurigen Ersatz für die Beraubung jeder sinnlichen Anschauung der Natur und des Lebens eine Masse abstrakter Begriffe, todter Sprachformen und gedruckter Weltbeschreibungen aufgedrungen wird, womit sie in langen Tagesstunden bis zur Erschöpfung sich abquälend, Verstand und Gedächtniß verwirrend überfüllen und statt farbenheller Wirklichkeit intellektuelle Schattenbilder in sich aufnehmen muß, litt der arme Knabe Jean Paul an dem entgegengesetzten Uebel, weil ihm jede von außen kommende Geistesnahrung aufs kärglichste zugemessen, ja beinahe ganz versagt wurde. Mit dem Lernen der trocknen Sprachregeln und Vocabeln war er bei seinem trefflichen Gedächtniß bald fertig, und nun trat die heftigste Begierde nach Gegenständen der Erkenntniß ein, die nur durch äußere Anschauung oder durch Lecture hätte befriedigt werden können. Beides aber war gleich streng versagt, indem er das Haus nicht verlassen und Bücher aus seines Vaters Vorrath nur heimlich und in Uebertretung strenger Gesetze lesen durfte. Sein Lesedurst ward, wie er erzählt, dergleichen hierdurch gesteigert, daß er die *colloquia* aus Langens Grammatik sich deutsch weisagte aus Sehnsucht nach ihrem Inhalt. Kein Wunder war es, daß Jean Paul die Leere, die unter solchen Umständen in seinem Gemüth entstehen mußte, durch Spiele der Phantasie auszufüllen suchte; daß diese Seelenkraft vorzugsweise in ihm ausgebildet wurde und daß er sich allmählich gewöhnte, bei dem Mangel einer realen Weltanschauung sich eine künstliche zu erschaffen, die, mit aller Glanz- und Farbenpracht geschmückt, doch ihren rein subjektiven Ursprung in einer gewissen krankhaften Ueberschwänglichkeit verkündet. Noch manche andere Eigenschaften seines Charakters finden hierin die Erklärung ihres Ursprungs. Völlig entfernt in seinem Knabenalter von jedem Anblick verderbter Sitte und Gesinnung, konnte in seinem Herzen die reinste Unschuld, die tiefste Liebe zu solcher Festigkeit emporwachsen, daß sie bei seinem spätem Eintritt in eine größere Welt jedem Angriff zu widerstehen vermochte. In der engbegrenzten Umgebung seiner Knaben- und Lehrjahre konnten nur wenige Personen, seine Eltern, Geschwister, der Dorf-

schullehrer, einige spätere Lehrer und Kameraden seinem Blick und seinem Herzen nahe treten. Diese durchschaute er in allen Eigenthümlichkeiten ihres inneren und äußeren Lebens so vollkommen, ihre körperlichen und geistigen Gestalten drückten sich so genau und tief in sein Gedächtniß ein, daß sie auch in seinen Werken mit allem, was sie umgab, in kräftigen, frischen Lebensbildern sich abspiegeln mußten, und Eindrücke solcher Art verdanken wir denn Gestalten, wie sein Fibel, Wutz, Fixlein und so viele andere.

(Der Beschluß folgt.)

LXXXIV.

Größenlehre, systematisch bearbeitet von Dr. Ferd. Schweins, Hofr. und ord. Prof. in Heidelberg. Leipzig, 1833. bei Leopold Voss. 201 S. in 8.

Da es dem Verf. nicht sowohl darum zu thun ist neue Sätze zu geben, als vielmehr zu zeigen, in welcher Ordnung nach seiner Ansicht die Größenlehre zu bearbeiten sei, so wird Rec. sich damit begnügen, diese Anordnung hervorzuheben, und nur einige gelegentliche Bemerkungen einstreuen. Was er unter Größenlehre verstehe, erklärt der Vf. S. 1, indem er sagt, „bei mehreren Größen kann ihre Vielheit, es kann auch ihr Nebeneinandersein oder ihre Gruppierung beachtet werden. Im ersten Falle haben wir die Zahlenlehre, im zweiten die Verbindungslehre; beide vereint geben die allgemeine Größenlehre.“ In der ersten Abhandlung wird nun die Zahlenlehre behandelt. Auf Betrachtung der Zahlenreihe (Numeration) folgt das Zuzählen (Addiren), Abzählen (Subtrahiren), Zu- und Abzählen, Vervielfachen (Multipliciren), wovon folgende Erklärung gegeben wird: „tritt an die Stelle der Einheit, welche durch Wiederholung die Zahl erzeugt, selbst eine Zahl, oder wird eine Zahl mehrmals gedacht; so zählen wir die Zahl oder wir haben die Zahl von der Zahl oder ein Produkt oder wir vervielfachen.“ Da der Vf. überall die fremden Kunstausdrücke durch deutsche Wörter, die dieselben wörtlich wiedergeben, ersetzt hat, so können wir nicht umhin, auf das Mißliche dieses Verfahrens aufmerksam zu machen, das sich auch schon hier beim Worte Multipliciren zeigt. Die Kunstausdrücke sind nämlich fast alle zu einer Zeit entstanden, als man nur spezielle Fälle betrachtete und diesen entsprach das Kunstwort vollkommen. So wie aber die Wissenschaft zu allgemeineren Betrachtungen überging, so wurde auch für diese das einmal angenommene Kunstwort beibehalten, und dies hatte keinen weiteren Uebelstand zur Folge, eben weil man dessen eigentliche Bedeutung vergaß und es nur als Benennung einer gewissen Operation betrachtete. Wird aber dieses Kunstwort wörtlich übertragen, so tritt erst das Mißverhältniß zwischen der Benennung und der Operation, die dadurch bezeichnet wird, recht hervor, der Schüler kann nicht einsehen, warum man ein gewisses

Geschäft mit einem Namen belegt, der seinem Wesen nicht entspricht, er kann hierdurch nur verwirrt werden, so daß man durch Hinzuschaffung des Fremdwortes gewiß mehr für die Wissenschaft verliert, als man für die Sprachreinheit gewinnt. Niemand findet daran Anstoß, wenn man sagt, daß man $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ multiplicirt, aber $\frac{1}{2}$ mit $\frac{1}{2}$ vervielfachen, kann man nicht. Ebenso kann man irgend eine Zahl mit $\sqrt{-1}$ multipliciren, aber gewiß nicht vervielfachen. Wir hätten überhaupt gewünscht, daß der Vf. bei Erklärung der arithmetischen Grundoperationen sich mehr den Ansichten genähert hätte, die man in Thibaut's reiner Mathematik findet und die auch später Cauchy aufgenommen hat.

Es folgt nun Vervielfachen und Zuzählen, $a(b+c) = ab+ac$. Vervielfachen und Abzählen, $(a-b)c = ac-bc$. Theilen oder Messen (Dividiren). Messen und Zuzählen, Messen und Abzählen, Messen und Vervielfachen, mehrmaliges Messen, $\frac{a}{b} : \frac{c}{d}$. Dann werden noch zwei besondere Fälle des Messens angeführt, erstens wenn das Maas 10, 100, 1000 u. s. w. ist (Decimalbrüche), und zweitens, wenn gleiche Meßbarkeit vorhanden ist $\frac{a}{b} = \frac{c}{d}$; hieran

knüpft sich die Lehre von den Proportionen und den Gleichungen des ersten Grades, womit diese Abhandlung schließt. Die zweite Abhandlung enthält die Verbindungslehre (Combinationslehre). Man sieht, daß hier der Vf. in einem Gebiete ist, in welchem er selbst schon Vortreffliches geleistet hat. Diese Lehre, die in den meisten Lehrbüchern spärlich oder gar nicht behandelt wird, ist hier in großer Fülle ausgeführt, und Rec. kann nur bedauern, daß es ihm schon aus typographischen Rücksichten nicht möglich ist Einzelnes hervorzuheben. Den Anfang machen die einfachen Versetzungen (Permutationen) in mehreren Unterabtheilungen. Auf diese folgt die dem Verf. eigenthümliche Untersuchung über die vielfachen Versetzungen, die er auch Zerstreuungen nennt, wo nämlich gefunden wird, auf wie viel Arten die Elemente an verschiedenen Orten zerstreut werden können. Diese vielfachen Versetzungen mit ihren Unterabtheilungen, werden auf die einfachen zurückgeführt. Dann kommen die verschiedenen Arten der geordneten Verbindungen (Combinationen) und zuletzt die Verbindungen zu bestimmten Summen. Besonders bemerkenswerth ist die Art, wie die Anzahl der Glieder bei den geordneten Verbindungen und Verbindungen zu bestimmten Summen gefunden wird, indem die geordneten Verbindungen auf die Zerstreuungen, die Verbindungen zu bestimmten Summen auf Zerstreuungen und geordnete Verbindungen zurückgeführt werden. Eine Idee dieses Verfahrens kann folgendes einfache Beispiel geben. Statt zu untersuchen wie viel geordnete Verbindungen zu zwei Elementen ohne Wiederholung aus den Elementen a, b, c gebildet werden können, sucht man, wie oft das Element a doppelt genommen an drei verschiedenen Orten zerstreut werden kann, so daß den Verbindungen ab, ac, bc die Zerstreuungen

$$\begin{array}{c} a \ a \\ a \ a \\ a \ a \end{array}$$

entsprechen. Die dritte Abhandlung enthält das Wiederholen des Zuzählens und beschäftigt sich hauptsächlich mit den Reihen der Polygonal- und Pyramidalzahlen. Zur Summirung dieser Reihen ist ein zwar zierliches jedoch nicht ganz naturgemäßes Mittel angewandt.

Die vierte Abhandlung enthält das Wiederholen des Vervielfachens und zwar: erstens wenn die Grundzahl einfach ist, dies führt zu den Potenzensreihen. Daß der Verf. hier ohne weitere Bemerkung den Ausdruck $0^0 = 1$ hinstellt (S. 148), ist dem Rec. nicht aufgefallen, da ihm ein ausführlicher Aufsatz desselben über diesen Gegenstand bekannt ist (Heidelb. Jahrb. 21 S. 637 ff.) in welchem er zu beweisen sucht, daß $g \equiv 1$ ist und sehr gegen die Ansicht der übrigen Mathematiker eifert, die da glauben, daß g ein unbestimmter Ausdruck sei. So lange er indessen keine schlagenderen Beweise, als die dort angeführten, gibt, werden wir immer glauben, daß die Aufgabe, eine Zahl zu finden, die mit Null multiplicirt Null giebt, eine unbestimmte ist. Zweitens, wenn die Grundzahl eine zusammengesetzte ist, und zwar, entweder durch Zuzählen $(a+b)^n$, oder durch Abzählen $(a-b)^n$, durch Vervielfachen $(a \cdot b)^n$ oder durch Messen $\left(\frac{a}{b}\right)^n$.

Verbindung der Glieder durch Zu- und Abzählen, geometrische Reihen. Aufgefallen ist uns, daß bei der Verbindung durch Abzählen nicht bemerkt wird, daß die direkte Verbindung, durch Berechnung der einzelnen Glieder, zuweilen durch andere Geschäfte ersetzt werden kann, wie wenn man den Ausdruck $a^1 - a^2 - a^3 \dots$ oder den Ausdruck $a^1 - a^2 + a^3 - a^4 \dots$ hat, da doch bei der Verbindung durch Zuzählen die ähnliche Bemerkung für den Fall, daß man $a^1 + a^2 + a^3 \dots$ hat, nicht übergangen worden ist. Verbindung der Glieder durch Vervielfachen;

$a^n \cdot a^m = a^{n+m}$, durch Messen $\frac{a^n}{a^m} = a^{n-m}$. — Aus einem späteren Gliede die Grundzahl wieder aufsuchen, Wurzelausziehung. — Das Zurückführen der Grundzahl einer bestimmten Zahl auf die Grundzahl einer niedrigeren Zahl und zwar entweder durch Zerlegen in Faktoren wie $\sqrt[5]{50} = \sqrt[5]{25 \cdot 2} = \sqrt[5]{25} \cdot \sqrt[5]{2} = 5 \cdot \sqrt[5]{2}$, oder durch Hinzufügen eines Faktors wie $\sqrt[7]{11} = \frac{\sqrt[7]{11 \cdot 7}}{\sqrt[7]{7}}$. — Allgemeine

Untersuchung über die Bildung der Haupt- und Zwischenglieder, gebrochene Potenzen. — Aus der Verbindung mehrerer Glieder das erste wieder aufsuchen; dies führt zu den höheren Gleichungen, behandelt sind jedoch nur die des zweiten Grades. — Jeder Zahl ihre Stelle in der Reihe anweisen, Logarithmen.

Diese Uebersicht zeigt, daß hier keinesweges die ganze Größtenlehre, sondern nur deren Anfang behandelt ist. Mehr aber wollte auch der Verf. nicht geben, indem er wegen der ferneren Untersuchungen auf seine früheren Werke über höhere Analysis verweist.

October 1833.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Commentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier. Erster Band.

(Schluß.)

Auch die ihm eigene Neigung, zum Häuslichen, zum Stilleben, zum geistigen Nestmachen, die er sich selbst zuschreibt, und um deren willen er allen anderen Jahreszeiten den Herbst vorzog, entsprang gewiss aus dieser jugendlichen Gewohnheit, im engen stillen Raum mit Bildern der Phantasie zu spielen. Er mochte, sagt er, sich so gern behaglich in sein Schneckenhäuschen zurückziehen, nur mußte es offen bleiben, damit er die Fühlfäden seiner Phantasie bis zu den Sternen hinauf strecken konnte. Derselbe Haussinn zeigte sich schon in seinen Knabenphantasien und Spielen. Darum preist er das Glück der Schwalben, weil sie in ihrem ummauerten Nest so heimlich saßen, fand sich heimisch in dem Taubenhaus voll enger Taubenhöhlen und baute sich einen Fliegenpallast aus Thon mit vielen Treppen und zahllosen Kammern, in denen er durch die Glasfensterchen mit unendlichem Vergnügen die kleinen Bewohner auf und abwärts umherziehen sah. Sinnige Freunde Jean Pauls und seiner Werke (beides ist bei ihm gewiss unzertrennlich) werden keine Seite in seiner Selbstbiographie lesen können, ohne auf Bemerkungen und Betrachtungen, wie die vorstehenden ganz von selbst geführt zu werden. Dennoch bleibt die Unternehmung des Verfs. verdienstlich, indem er auf manche Beziehungen aufmerksam macht, die dem Leser vielleicht entgangen sein können, oder in denen er gern eine Uebereinstimmung mit seinen eigenen Ansichten und Gefühlen wahrnimmt. So spricht z. B. Jean Paul in seiner Biographie nur flüchtig und scherzend von dem Umstande, daß er am 21sten März, also zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, auf der Schwelle des Frühlings geboren wurde. Herr Sp. aber, der, mit

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

dem Dichter verwandt, in dessen vertrautem Umgange lebte, fügt hinzu, daß dieser Umstand im dem Leben desselben die tiefste Bedeutung gewann, daß der Frühling ihm dadurch eine doppelt heilige Erscheinung, daß der 21ste März gleichsam der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens wurde, der Tag, an dem er mit jedem Jahre seine innere Jugend wiedergebar. Alles ging ihm von da aus, strebte danach hin und krühte seine Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, Bekannten, Umgehung, kurz auf Alles über, was nah und fern mit ihm in Berührung stand. Es wird hierbei hingedeutet auf den Brief Vectors im Hesperus über die Feier des Liebestages, und die Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, wo er seine liebsten Menschen versammelt. Auf die Aufmerksamkeit J. Pauls auf diesen Umstand schließen sich so manche seiner Betrachtungen an; in seinen Dichtungen findet sich gleichsam ein Cultus dieser Jahreszeit verbreitet, und seine stete genaue Beobachtung dieses Zeitpunkts führte ihn zu fortgesetzten Beobachtungen aller meteorologischen Vorzeichen, die einen Einfluß auf die Beschaffenheit des zu erwartenden Frühlings zu haben schienen, so wie er auch aus den Eigenschaften des Wetters zur Zeit des Aequinoctiums die Natur des bevorstehenden Sommers vorher zu erkennen suchte, wobei man sich denn gern an die geistreiche Selbstironie erinnert, mit welcher er sich in seinen Werken wiederholentlich als unglücklichen Wetterpropheten darstellte.

Von den Lebensumständen Jean Pauls, die Herr Sp. in diesem Bande bis zu seinem siebenzehnten Jahre, oder dem Abgange zur Universität verfolgt, wird hier nur sehr wenig, was nicht schon anderweitig bekannt wäre und dieses zwar mehrtheils mit den eigenen Worten des Dichters mitgetheilt, dann die Bemerkungen des Verfs. daran angeschlossen oder hinein-

gewebt, die, wenn auch nicht durchgehends von eindringender Tiefe und glänzender Originalität, doch mehrtheils verständig und anregend sind. Der eigentlichen Lebensbeschreibung geht in einem vierzig Seiten langen Kapitel eine chorographisch-statistisch-ethnographische Beschreibung des Fichtelgebirges und seiner Bewohner voran, die von dem Schauplatz, auf welchem J. Paul die liebste und längste Zeit seines Lebens zubrachte, zwar ein anschauliches Bild giebt, doch aber für den vorliegenden Zweck wohl viel zu ausführlich gerathen ist, und den Leser durch Ermüdung um so schwerer drückt, da sie nicht durch sichtbare Anknüpfungspunkte mit dem Folgenden verbunden ist, vielmehr für sich allein ganz trocken dasteht. Möglich ist indessen, daß sich im Fortgange des Werkes noch Beziehungen entwickeln, durch welche sich die gewählte Form und Ausdehnung als nothwendig rechtfertigt.

Das Ganze eröffnet ein langes, an Herrn Ludwig Börne in Paris gerichteter Brief, dessen durch vielverschlungene Gedankenwendungen etwas unklarer Inhalt zu dem Resultate führt, daß dieser Schriftsteller eigentlich der Vult aus Jean Pauls Flegeljahren sei, daß der Letztere, wenn er lebe, ihn unweigerlich dafür anerkennen und seine Briefe aus Paris am ehesten für seinen Vult in Anspruch nehmen würde. Ausdrücklich bezeichnet der Verf. Jean Pauls verlassenen Thron als Sitz für Hrn. Börne, und feiert, indem er solches einen verwegenen Handtreich gegen die vornehme Gelehrten- und Gesellschafts-Aristokratie nennt, hierüber einen Triumph lebhafter Selbstbewunderung. Hierbei bestrebt er sich zugleich, Jean Paul, im Gegensatz zu dem, seiner Behauptung nach „so oft jeden Sinn für Freiheit, Mannheit und Oeffentlichkeit verläugnenden“ Goethe als Kämpfer für des Volkes Freiheit und Glück, als Gegner des Aristokratismus darzustellen. Nichts beweist mehr die Befangenheit und den unreinen Sinn, mit welchem heut zu Tage Politik sowohl als Litteratur und Kunst betrachtet und behandelt werden und nichts ist für beide verderblicher, als dieses Bemühen, die Werke der Poesie in den Kampf der politischen Parteien hineinzuziehen, Gunst und Liebe dem Dichter in dem Maasse zu gewähren, in welchem seine Werke mit politischen Ansichten übereinstimmen scheinen, als ob die Elemente der Poesie, das Reine, Edle und Schöne nicht jedem Stande, jedem Alter, jeder Denk- und Gefühlsweise zusagten. Wenn Jean Paul das Le-

ben einer äußerlich niedriger gestellten Klasse und was darin sich Edles und Schönes bildet und entfaltet mit Liebe und Meisterschaft malt, ohne doch für ihre Fehler und Schwächen sich blind zu zeigen, wenn, er dagegen oft Personen aus den ihm viel weniger durch eigene Beobachtung bekannten, höheren Kreisen mit ihren Lasten und Lächerlichkeiten darstellt und doch auch aus diesen Kreisen ideale Gestaltungen reiner und erhöhter Menschheit entnimmt, so wird man wohl erkennen, daß er zu sehr Dichter war, um sich jemals einem bestimmten Kreise der Gesellschaft schmeichelig gegenüber zu stellen; vielmehr sollten diejenigen, die sich seiner Liebe und Freundschaft und ihrer besondern Verehrung für ihn rühmen, von ihm selbst am ersten gekennt haben, auf allen Stufen der Gesellschaft das Reine und Edle zu erkennen und zu ehren. Dasselbe gilt von Goethe, in dessen Werken wir Menschen aller Klassen mit der höchsten poetischen Wahrheit dargestellt finden und eine Spur ungerechter Vorliebe oder Abneigung nirgend zu entdecken vermögen. Daß er aber das Gemeine, Rohe und Gewaltsame, wo er es nicht ganz ignoriren könnte, streng von sich abweist, wird ihm als Aristokratismus wohl nicht ausgelegt werden dürfen. Beide aber weisen ihren aufmerksamen Leser deutlich genug als auf das beste und einzige Mittel gegen aristokratische Anfechtungen jeder Art auf: innere Veredlung und Ausbildung hin und dieses Mittel ist so erreichbar für Alle, so unabhängig von äußeren Umständen, so anwendbar für Jeden und so unfehlbar in seiner Wirkung, daß, wenn es zur allgemeinen Praxis gelangte, alle Aristokratie so sicher davor verschwinden würde, als wir die Burgen der Raubritter vor den Wirkungen der Wissenschaft und Industrie haben verwittern sehen.

Wilh. Neumann.

LXXXV.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—1821 unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil. Mit Kupfern. Wien, 1832. XXX. u. 448 S. 4to.

Erst vor wenigen Monaten haben wir uns bei Beurtheilung der Rüppell'schen Reise über die Vorträge

und Nachteile der verschiedenen Formen ausgesprochen, unter denen die Verfasser von Reisebeschreibungen die Leistungen der Öffentlichkeit zu übergeben pflegen, und indem wir auf das damals Gesagte Bezug nehmen, finden wir uns diesmal nur zu folgenden kurzen Bemerkungen veranlaßt. Derjenige, welcher nach Beendigung einer zum Vergnügen oder zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise die Feder ergreift, um auch Anderen das bunte Allerlei von Gegenständen, welches ihn soeben durch den Reiz der Neuheit entzückte und seinem vom Drucke der Alltäglichkeit befreiten Geiste neue Spannkraft verlieh, zum Mitgenusse darzubieten, braucht nur den Faden der Reise noch einmal auf dem Papier ruhig ablaufen zu lassen, und er wird, wenn es ihm nicht an aller stilistischen Gewandtheit mangelt, ein Publikum finden, welches mit seiner Schilderung der bösen Wege, ohikanitenden Mauthbeamten, schlechten Nachtquartiere und eines berühmten Mannes zwischendurch vollkommen zufrieden ist. Wer ferner die mannichfaltigen Eindrücke der Reise nur benutzt, um eine neue Gedankenwelt in sich entzünden und uneingeschränkt walten zu lassen, dempiet aber eine *sentimental journey* zum Drucke zu befördern, ein solcher braucht um die Form auch nicht verlegen zu sein; mag er seine Lesewelt auf Briefe oder auf Kapitel einladen, sie wird ihn allerliebste, sie wird ihn himmlisch finden, wenn seine Geistesdürre nur nicht zu sichtbar und seine Gedanken und Empfindungen der Mode nicht entgegen sind. Ganz anders aber verhält es sich mit solchen Männern, welche zur Beförderung und Erweiterung der Wissenschaft ein Land bereisen; sie wollen durch die Werke, in welche sie ihre Erfahrungen niederlegen, die Welt belehren, und alles, was nur ihre Subjektivität berührte, tritt damit in den Hintergrund. Die Form muß so gewählt sein, daß der Leser, welcher Befriedigung für seinen Wissensdurst sucht, nicht erst nöthig hat, unermessliche Schichten tauben Gesteins zu durchbohren, ehe eine lohnende Goldader ihm entgegenschimmert. Daher bemerkten wir schon früher, daß die Tagebuchform nur selten anzuwenden sei, wenn der Leser nicht ermüden solle, und daß sie nur da mit Recht zu empfehlen wäre, wo es darauf ankäme, dem Leser den unmittelbaren Eindruck wiederzugeben, welchen die neue oder noch wenig bekannte Welt auf den Reisenden machte. Mit welcher Geschicklichkeit ist der größte Reisende

unserer Tage — wir meinen A. v. Humboldt — jeder Ermattung des Lesers dadurch begegnet, daß er überall, wo die Natur und Menschenwelt selbst seinen Augen nicht mehr reich genug erscheinen, den Faden der täglichen Ereignisse augenblicklich fallen läßt und zu allgemeinen Schilderungen und Entwicklungen übergeht, in welchen die durch Wochen und Monate gesammelten Erfahrungen in inhaltsreicher Kürze zusammengedrängt sind! Wenn aber schon derjenige, vor dessen genialen Blicken die Natur jeden Schleier lüftete, es nicht angemessen fand, den Leser auf jedem seiner Schritte mit sich herumzuführen, wie sollte da ein solches Verfahren für jeden Andern räthlich erscheinen, zumal in einem Lande, das schon von mehr als einem tüchtigen Forscher besucht worden ist? Hiernach wird man es natürlich finden, daß wir den Entschluß des Verfassers, seine Arbeit in Form eines Tagebuches dem Publikum vorzulegen, nicht billigen können; denn die Ermüdung, welche uns beschlich, wenn wir jeden Morgen mit dem Reisenden, nach dem nächsten Engenho (Zuckermühle) ausrückten, uns jeden Abend mit ihm in dem schlechten Rancho (Schoppen zur Aufnahme der Reisenden) lagerten, dann gewöhnlich zu einem Mahle von schwarzen Bohnen und Speck mit ihm niedersaßen und außerdem noch die unaufhörliche Qual der zudringlichen Musquitos und widerspenstigen Mauthiere auf jedem Blatte ihm nachfühlen mußten — diese Ermüdung wird auch keinen der nachfolgenden Leser verschonen. Freilich würde es dem Verfasser größere Mühe gekostet haben, wenn er uns statt seines fortlaufenden Tagebuches eine Reihe abgerundeter, aber darum nicht unzusammenhangender Reiseakzidenzen gegeben hätte, auch würden die fünfzehn hundert Seiten dieses ersten Theiles vielleicht zu dritthalb hundert zusammengeschmolzen sein; aber wie viel wäre für das Buch, wie viel für den Leser dadurch gewonnen worden!

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte. Die Reise, deren Schilderung hier vorliegt, wurde im Jahr 1817 vom Verfasser und mehreren anderen dazu ausersehenen Personen bei Gelegenheit der Vermählung der österreichischen Erzherzogin Leopoldine mit dem damaligen Kronprinzen von Portugal und nachherigen Kaiser von Brasilien, Dom Pedro, angetreten. Das Schiff, welches den Verfasser nach Brasilien überführen sollte, ging von Livorno aus unter Segel, legte unterwegs bei Madeira an und warf nach einer zweiundachtzig-

tägigen Reise, auf welcher keine Ereignisse von großem Belang vorkamen, in der Bai von Rio de Janeiro die Anker aus. Hierauf theilte sich die ganze Gesellschaft in mehrere Gruppen, theils um den Schwierigkeiten, welche sich einer gemeinschaftlichen Reise in diesem Lande in den Weg gestellt haben würden, auszuweichen, theils aber, damit ein jeder nach seinen besonderen Zwecken sogleich diejenigen Gegenden besuchen könnte, welche ihm die größte Ausbeute zu versprechen schienen. Der Verfasser, dessen Hauptfächer Mineralogie und Botanik sind, wählte sich daher für seine wissenschaftliche Thätigkeit auch einen Schauplatz, wie er ihm angemessen findet und beginnt hierauf die Reise durch die Capitanien Rio Janeiro, Minas Geraes und Goyas — so weit wenigstens führt uns der erste Theil — von welcher das Tagebuch, das mit einer Geschichte der Capitanie Goyas endigt, uns ausführlicheren Bericht erstattet. Dieser Reisebericht aber, welcher bei weitem den größten Theil des ganzen Buches einnimmt, ist es, welchem wir den Vorwurf der Dürftigkeit und Leerheit machen müssen; denn wenn wir gleich dasjenige, was über Gebirge und Flüsse, über die Beschaffenheit des Bodens, das Klima, den Menschen und über die Thier- und Pflanzenwelt gesagt ist, mit Dankbarkeit aufnehmen, so verschwinden doch beinahe diese Beiträge zur Wissenschaft unter der Masse des müßigen Beiwerkes, das über sie aufgehäuft ist. Namentlich müssen wir es bedauern, daß die geographische Ausbeute verhältnißmäßig so gering ist, denn des Ref. vorzüglichste Hoffnung, seine Kenntnisse von der Brasilischen Gebirgswelt hier bereichern zu können, wurde auch noch dadurch vereitelt, daß dem sonst so freigebig ausgestatteten Werke keine Karte beigegeben ist, welche uns das im Text Erwähnte näher vor Augen stellte. Daher bleiben die vielen neuen im Buche vorkommenden Gebirgsnamen für's Erste nur leere Klänge, indem sie auf unseren bis jetzt vorhandenen Karten — die von v. Spix und Martius mit eingeschlossen — noch nicht zu finden sind.

Dasjenige nun, was nach des Verfassers Ansicht nur für Gelehrte im engeren Sinne bestimmt war, ist in den Anhängen zu den verschiedenen Abschnitten, in welche das Ganze zerfällt, untergebracht, und diese Anhänge sind bei weitem der beste Theil des ganzen

Buches. Sie enthalten vor allem mineralogisch-geognostische Bemerkungen über den in dem jedesmal vorangehenden Abschnitt beschriebenen Landstrich, welche für die geognostische Kenntniß der vom Verfasser bereisten Provinzen nicht unwichtig sind. In den Notizen zu jenen Anhängen sind stets die verschiedenen Exemplare einer jeden Steinart beschrieben, welche der Verfasser mit nach Europa gebracht hat, auch die Nummern angegeben, unter welchen sie in dem Brasilianischen Museum in Wien zu finden sind. Doch auch in diesem reichhaltigsten Theile des Buches, welcher, da er auch besonders abgedruckt erschien, bereits in diesen Blättern *) besprochen worden ist, haben wir einen Mangel empfunden, der leider in dem ganzen Werke fühlbar ist, nämlich einen Mangel an Gedanken. Wir wollen damit keinesweges sagen, daß wir ein Freund wären von jenen eitelen und leeren Hypothesen, welche durch ihre Kühnheit den Leser anfangs in Erstaunen setzen und sich bei ruhiger Betrachtung in Nichts auflösen; aber wir verlangen, daß der Beobachter in den mannichfaltigen Formen der Natur mehr erblicken soll, als todte Massen, welche nur dazu dienen, die in dem starren Gebäude seiner Wissenschaft noch vorhandenen Lücken auszufüllen und etwa die zwanzig Nummern einer Klasse durch die einundzwanzigste zu vermehren. Jede Schichten und Formationen, welche den Wanderer so hieroglyphisch ansehen, öffnen auch ihren Mund und sprechen zu dem, der sie zu beleben versteht, von erstaunlichen Thatsachen; wer aber in diesen Zeugen gewaltiger Ereignisse nichts weiter sieht, als Vorrathskammern für seine Kabinetsstücke, für den bleiben sie auf immer stumm und lassen ihn ziehen — mit Steinen beladen.

Weiter finden wir in den Anhängen eine Uebersicht der auf Madeira von dem Verf., dem österreichischen Hofgärtner Schott und dem toskanischen Naturforscher Raddi während ihres dortigen Aufenthaltes gesammelten Pflanzen, welches Verzeichniß der Botaniker schon darum nicht ungern sehen wird, da es zu einer Vergleichung mit ähnlichen von v. Buch und Bowdich gelieferten auffordert.

*) S. Augustheft 1833. Nr. 26.

October 1833.

Reise im Innern von Brasilien. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, Franz des Ersten, in den Jahren 1817—1821 unternommen und herausgegeben von Johann Emanuel Pohl. Erster Theil.

(Schluß.)

Hierbei können wir nicht unbemerkt lassen, daß mit Ausnahme dessen, was gelegentlich über die Standörter einzelner Pflanzen gesagt wird, dieses Verzeichniß die einzige Ausbeute ist, welche der Botaniker für jetzt von dem Buche erwarten darf, indem der Vf. nach S. XI. der Vorrede beabsichtigt, eine mit Diagnosen versehene Uebersicht der Gesamtausbeute des Pflanzenreiches in einem eigenen Anhang am Schlusse des ganzen Werkes nachfolgen zu lassen. Mehr hingegen ist schon jetzt für die Befriedigung des Meteorologen gesagt, der hier eine Uebersicht des während der Seereise von Livorno bis Rio täglich beobachteten Thermometerstandes, mit Angabe der jeden Tag astronomisch aufgenommenen Länge und Breite und der zurückgelegten Seemeilen, ferner eine summarische Angabe von achtehalbmonatlichen Thermometerbeobachtungen in Rio und endlich eine ähnliche Zusammenstellung der während eines beinahe anderthalbjährigen Aufenthaltes in der Capitania Goyaz angestellten Thermometerbeobachtungen findet. Diese Beobachtungen geben zu mancherlei Vergleichen und Betrachtungen Anlaß; besonders aber springt aus der Zusammenhaltung derjenigen, welche während der Seereise gesammelt wurden, mit den in der Provinz Goyaz angestellten der Unterschied zwischen dem kontinentalen Klima Amerika's und dem oceanischen des atlantischen Meeres auf eine schlagende Weise ins Auge. Unter den 81 Tagen der Seereise waren nämlich 14, an welchen der Mittag (um 2 Uhr) denselben Wärme-grad zeigte, wie der Morgen (um 8 Uhr), und 31, an denen die Temperatur des Mittags sogar geringer war, *Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.*

als des Morgens, unter 81. also überhaupt 45 Tage, deren Mittags- die Morgentemperatur nicht überstieg; war indessen das Mehr auf der Seite des Mittags, so betrug der Unterschied in der Regel nicht mehr, als 1° bis 2° nach Reaumur. Wie ganz anders ist dagegen das Verhältniß dieser beiden Tageszeiten auf dem Festlande Südamerika's! Hier (in der Provinz Goyaz) ist nicht allein, so weit dies aus den summarischen Angaben der Tabelle hervorgeht, die Temperatur des Mittags *immer* höher als die des Morgens, sondern der Unterschied der beiden Tageszeiten in thermometrischer Beziehung erreicht in der That eine erstaunliche Höhe. So stand das reaum. Thermometer am 29. und 30. Juni 1819 Morgens um 8 Uhr auf + 8°, Mittags um 2 Uhr aber zeigte es an denselben Tagen + 26° 6, was einen Unterschied von mehr als 18 Graden giebt. Ob die Differenzen beider Tageszeiten im Monat Juli desselben Jahres noch größer gewesen seien, geht aus dem Buche nicht deutlich hervor, da der Verf. bloß bemerkt, daß das Thermometer des Morgens um 8 Uhr (ob ein oder mehrere Male, ist nicht angegeben) nur + 3°, des Mittags aber + 20° bis 30° gezeigt habe. Wir übergehen die Resultate, welche der Verf. bereits aus seinen Beobachtungen gezogen hat, um durch unser Vorgreifen das Interesse des Lesers nicht zu verkürzen, und verschweigen aus demselben Grunde einige bemerkenswerthe klimatologische Angaben, welche uns hier noch mitgetheilt werden. Sehr zu bedauern ist es indessen, daß diese Beobachtungen nicht an einem und demselben Orte, sondern in verschiedenen Gegenden der Provinz Goyaz — zwischen 17° 54' und 7° 30' S. Br. — angestellt wurden, und daß man außerdem die absolute Höhe der Beobachtungsorte nicht kennt. — ein Mangel, wovon die Schuld den Verf. um so weniger trifft, da die Trümmer seines Barometers bereits eine der unwegsamsten Stellen brasilianischer Landstraßen bezeichneten, noch ehe er die Provinz

Goyaz betrat. Dagegen müssen wir einen Fehler rügen, den der Verf. bei einiger Aufmerksamkeit leicht hätte vermeiden können. Indem er nämlich bei Nennung der Oerter, an welchen er seine Thermometerbeobachtungen anstellte, jedesmal auch die geographische Position, theilweise nach der Bestimmung des Jesuiten Diego Soares, hinzufügt, begegnet es ihm, daß er von S. 378 bis 382 Länge und Breite nicht weniger als *sechs mal* mit einander verwechselt, da ihn doch, wenn ihm in dem Moment des Schreibens der Unterschied zwischen Länge und Breite nicht recht geläufig war, ein Blick auf die Karte leicht über seinen Irrthum hätte belehren können. Aber so groß ist die Zerstreuung des Verfs., daß ihn sogar der Ausdruck: „*Breite von Ferro*“ (S. 378), worunter wieder Länge zu verstehen ist, nicht zur Besinnung bringt.

Unter demjenigen, was der Leser außerdem noch in den erwähnten Anhängen zu suchen hat, nennen wir vorzugsweise Folgendes: Uebersicht der vorzüglich lästigen Insekten Brasiliens, deren Vollständigkeit Entomologen vom Fach beurtheilen mögen; desgleichen der Münzen, Maasse und Gewichte von Brasilien; Uebersicht der im Gebiete von Ilha grande im Jahre 1821 gewonnenen, verzehrten und ausgeführten Erzeugnisse; Quantität des in den Jahren 1812 bis 1815 verkauften Farnambukholzes und Uebersicht der an das Einschmelzungsamt vom Jahre 1752 bis 1794 abgelieferten Fünftel der Goldgewinnung aus der ganzen Capitania Minas Geraes, welche unwiderlegbar darthut, was auch aus mehreren Stellen des Tagebuches hervorgeht, daß der Goldgewinn in Brasilien, zum Theil in Folge des unordentlichen Bergbaues, bedeutend im Abnehmen begriffen ist. Eine unmittelbare Folge davon ist Verarmung, und nicht selten Auswanderung der Bewohner solcher Gegenden und demnächst Verfall der Ortschaften. Doch könnte sicherlich die Vorsetzung den Brasilianern keine größere Wohlthat erweisen, als wenn sie alles Gold in eine für Menschenhände unerreichbare Tiefe versinken ließe, da, so lange ihre Goldgier noch auf einige Befriedigung hoffen darf, Armuth und Noth ihr tägliches Loos ist. Alle Kräfte, welche sich in jenem Lande der Trägheit überhaupt noch regen, werden nämlich in goldreichen Gegenden ausschließlich der Gewinnung dieses verführerischen Metalles zugewendet, der Ackerbau aber bleibt darüber gänzlich vernachlässigt. Auf diese Weise müs-

sen selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse oft aus weiter Ferne herbeigeschafft werden, was bei dem bekannten Zustande der brasilianischen Straßen und Wege häufig bedeutenden Schwierigkeiten unterliegt und die eingeführten Gegenstände unendlich verteuert. Die eben gewonnenen Goldkörner reichen daher bisweilen kaum hin, die schon mit Sehnsucht erwarteten Maiskörner aufzuwiegen, und wenn der Einkauf des Unentbehrlichsten geschehen ist, bleibt dem Brasilianer nicht so viel, um seine Blöße zu bedecken. Er aber ändert nichts in seiner Lebensweise, und bei allem Golde hungert er fort, ein moderner Midas!

Endlich erhalten wir in jenen Beilagen, einiger unwichtigeren Mittheilungen nicht zu gedenken, eine übersichtliche Darlegung der Bevölkerung der Capitania Goyaz, desgl. der Aus- und Einfuhr dieser Provinz und des Goldertrages mehrerer Jahre; hierauf einige Notizen über Aldeyen, d. h. von der Regierung unternommene Ansiedelungen der Urbewohner, welche der Vf. leider in einem sehr traurigen Zustande antraf, und zum Beschluß Sprachproben der Cayapós-Indier. Alle hier erwähnten statistischen Mittheilungen beruhen, wie wir hören, auf authentischen Angaben, die zuletzt berührten Sprachproben aber auf der eigenen Autorität des Verfs., und beide können daher keiner weiteren Beurtheilung unterliegen. Wir begnügen uns deshalb, allein noch zu bemerken, daß die beigelegten vier in Kupfer gestochenen Ansichten von einem nicht geringen Grade künstlerischer Ausbildung zeugen; obgleich sie der Geograph sehr gern gegen eine vom Verf. angenommene Reisekarte vertauschen möchte. Die außerdem noch beigegebene Insekten- und lithographirte geognostische Tafel entsprechen ihrem Zwecke, und das ganze Werk ist, wenigstens in der Ausgabe, welche vor uns liegt, hinsichtlich des Papierses und Druckes auf eine wahrhaft splendide Weise ausgestattet.

Walter.

LXXXVI.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung. Die Kreuzzüge des Königs Ludwig des Heiligen und der Verlust des heiligen Landes. Mit 2

Charten und Register über das ganze Werk.
 Leipzig, 1832. bei F. Chr. W. Vogel. gr. 8.
 XXIV 790 S. Beilagen 175 S.

Es ist erfreulich, ein Werk von solchem Umfange und solcher Gelehrsamkeit, wie das, wovon hier der letzte Band angezeigt wird, vollendet zu sehen. Beinahe drei Decennien sind nunmehr verfloßen, seitdem der erste Theil erschienen ist: es wird aber jeder, der sich mit dem Studium der Geschichte des Mittelalters beschäftigt, es dem Hrn. Verfasser Dank wissen, daß er den anfänglichen Plan, in einigen Bänden die Geschichte der Kreuzzüge zu liefern, aufgegeben und dafür ein größeres Geschichtswerk von dem wissenschaftlichen Werth über die Kreuzzüge ausgearbeitet hat, wie bis jetzt noch keine Nation ein ähnliches besitzt. Zwar sind grade in der Zwischenzeit des Erscheinens des ersten Theiles bis zur Beendigung des Werkes nicht wenige Bücher über die Geschichte der Kreuzzüge erschienen: keines aber ist so umfassend, so mit allseitiger Kenntniß morgen- und abendländischer Quellen ausgearbeitet, wie die Wilkensche Geschichte, welche, wenn auch weniger für bloße Liebhaber der Historie bestimmt, doch in einer ganz lesbaren Sprache abgefaßt ist. Unter den über die Kreuzzüge erschienenen Werken möchte neben der Wilkenschen Geschichte noch die *histoire des Croisades* von Michaud die erste Stelle verdienen, sowohl was Ausführlichkeit, als auch was Benutzung morgen- und abendländischer Berichte angeht: in Rücksicht der kritischen Behandlung der Quellen aber steht das Michaud'sche Werk weit zurück und es läßt sich bei der Vergleichung beider Werke recht der Unterschied zwischen französischer und deutscher Geschichtsbearbeitung erkennen. Des Franzosen Wunsch und Streben ist, klar und gefällig das Gemälde auszuführen, das er sich aus den in morgen- und abendländischen Chroniken u. s. w. zerstreuten Nachrichten gebildet hat: der deutsche Gelehrte setzt den Hauptwerth seiner Arbeit in die Richtigkeit und Vollständigkeit der Darstellung, die mehr belehren als unterhalten soll, da sie ganz auf die kritische Behandlung der Quellen sich stützt.

Diesen siebenten Theil oder das achte Buch der Wilkenschen Geschichte der Kreuzzüge, das 22 Capitel umfaßt, könnte man in folgende fünf Abschnitte theilen:

- 1) Die Kreuzfahrt des Königs Ludwig des Heiligen nach Aegypten (Cap. 1—7, S. 1—259.).
- 2) Ludwigs IX. Aufenthalts im gelobten Lande bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich (Cap. 8—11, S. 260—387.).
- 3) Geschichte des Morgenlandes zur Zeit des Sultans Bibars bis zum Jahre 1269 (Cap. 12—16, S. 388—529.).
- 4) Ludwigs des Heiligen Kreuzzug gegen Tunis (Cap. 17, S. 530—586.).
- 5) Letzte Kämpfe der Christen um das heilige Land, und endlicher gänzlicher Verlust desselben (Cap. 18—22, S. 587—790.).

Den ganzen Umfang der Verdienste des Hrn. Vfs. um die Aufhellung der letzten Zeiten der Kreuzzüge hier anzugeben, würde bei weitem die Grenzen einer Recension überschreiten. Wir heben nur hier und da Einzelnes heraus, und wollen dabei zeigen, wie der gründliche Geschichtsforscher zu Werk gegangen ist.

Keine Begebenheit, keine Andeutung des inneren Zusammenhanges der Ereignisse ist ohne Beleg der gleichzeitigen und authentischen Quellen gelassen worden; mit Unparteilichkeit und strenger Wahrheitsliebe sind die abweichenden Nachrichten der Christen und Mohammedaner geprüft und erwogen worden; was der Text als Resultat der kritischen Behandlung der Quellen liefert, ist in den darunter gesetzten zahlreichen Noten nachgewiesen und erläutert.

Ueber die Zeit, welche unmittelbar dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig vorausging und die einer solchen Unternehmung wegen des Zerwürfnisses des Kaisers mit dem Papste nicht günstig war, benutzte Hr. Wilken viel die große Geschichte des Zeitgenossen Matthäus Paris und gab ihr nicht selten bei abweichenden Nachrichten anderer Schriftsteller den Vorzug. Jedoch ist nicht zu übersehen, daß derselbe als heftiger Gegner des Papstthums in Betreff der Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II. und Papst Innocenz IV. nicht ohne Parteilichkeit schrieb. Referent pflichtet zwar darin den beiden Cardinälen Baronius und Bellarminus bei, daß man diesen Schriftsteller in kirchlichen Angelegenheiten mit Vorsicht lesen müsse, keinesweges aber theilt er ihre befangene Ansicht, daß die Ausfälle in der Geschichte des Matthäus Paris gegen die Päpste spätere Zusätze der protestantischen Herausgeber seien. Matthäus Paris hat einen großen Vorzug vor vielen

Chronisten des Mittelalters: er kannte, da er auch in Staatsangelegenheiten verwendet wurde, und viel am Hofe lebte, die Welt und hatte Gelegenheit nicht nur für die Geschichte seines Vaterlandes, Englands, welche den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet, die besten Materialien zu sammeln, sondern auch über die Geschichte anderer Länder, der abend- wie der morgenländischen, sich zu unterrichten: woher es kam, daß er seinem Werke ein allgemein historisches Interesse geben konnte, (besonders für das 13te Jahrhundert) wie wenige andere Specialchronikschreiber.

In viel engeren Grenzen bewegt sich eine andere Hauptquelle, welche für Ludwigs IX. Kreuzzug von der allergrößten Wichtigkeit ist. Es ist diese die *Histoire de St. Louis* von dem Seneschall Joinville, welcher die Kreuzfahrt selbst mitmachte, immer in den vordersten Reihen der Ritter in den Schlachten kämpfte, alle Gefahren und die Gefangenschaft mit dem König Ludwig IX. in Aegypten theilte, und, nach der Wiedererlangung seiner Freiheit, in Palästina des Königs treuster und beständiger Begleiter war. Die einfache, oft naive Erzählung hat fast überall das Gepräge der Wahrheit und läßt den frommen Sinn und die Ritterlichkeit des Verfassers nicht verkennen: derselbe giebt in seiner Person gewissermaßen einen Spiegel der bessern Ritter seiner Zeit. Da diese Geschichte des Joinville ganz subjektiv gehalten ist, so sind hier eine Menge Data anzutreffen, welche nur für eine Lebensgeschichte Joinville's zu gebrauchen wären, die aber nicht für eine allgemeine Geschichte der Kreuzzüge benutzt werden können. Hr. Wilken scheint aber seinem Werke mehr Colorit haben geben zu wollen durch die Einflechtung der bedeutenderen Lebensmomente eines so ausgezeichneten Ritters beim französischen Kreuzheere: häufig konnte dieses auch ganz passend geschehen, indem aus der Schilderung der Kämpfe und Gefahren, der Lebensweise und der Denkungsart eines einzelnen Ritters die Verhältnisse des ganzen Ritterheeres recht anschaulich gemacht wurden. Jedoch will es dem Ref. bedünken, daß zu häufig und zu ausführlich die besondern Lebensereignisse Joinville's aufgenommen worden sind, manchmal selbst da, wo für die Geschichte des Ganzen kein besonderer Gewinn zu ziehen ist. Die Erzählung ist dadurch hie und da breit

und vom Hauptgegenstand abschweifend geworden, wie z. B. S. 101 und S. 262 ff.

Das was über die Krankheit des Königs Ludwig IX. (S. 15. und 16) erzählt wird, ist hauptsächlich den Nachrichten des Wilhelm von Nangis entnommen; die Nachricht bei Matthäus Paris, daß Blanca, die Königin Mutter für Ludwig den Heiligen das Gelübde des Kreuzzuges gemacht habe, wird verworfen und Joinville's Angabe als die genaueste und richtigste befunden. Die Vertheilung der Mäntel mit Kreuzen unter den Hofleuten, wodurch diese zum Kreuzzuge genöthigt wurden, welche allein von den Zeitgenossen Matthäus Paris erzählt, ist ganz glaublich: auch hat sich Hr. Wilken dafür entschieden (S. 27). Offenbar aber ist die Rede nicht ächt, welche derselbe Matthäus Paris den Sultan Ejub an die Gesandten der Templer halten läßt, als sie um die Befreiung ihrer gefangenen Mitbrüder ansuchten. Sehr richtig ist die Bemerkung von Hrn. Wilken (S. 38), daß diese Rede als ein Denkmal der Meinung anzusehen ist, welche sich damals in Beziehung auf die geistlichen Ritterorden gebildet hatte.

S. 79 ff. wird erzählt, wie Ludwig der Heilige auf der Insel Cypren die mogolischen Gesandten empfing, welche einen Brief des mogolischen Fürsten Ilchigatai von Vorderasien überbrachten und von der Verbreitung des Christenthums bei den Mogolen, welches selbst der große Chan Gajuk angenommen habe, Nachricht gaben. Die Angriffe auf die Aechtheit des Briefes widerlegt Hr. Wilken nicht vollständig: S. 67, Note 45: „Was dem Brief des Ilchigatai betrifft, so trage ich Bedenken, ihn mit Herrn Abel-Remusat für untergeschoben und von den Gesandten geschmiedet zu achten. Der Hauptsatz, der darin angeführt wird, daß die Mogolen angefangen hätten ihre christlichen Unterthanen mit Milde zu behandeln, war vollkommen gegründet: die Abweichungen von dem gewöhnlichen Style der Mogolen erklären sich dadurch, daß der Brief in persischer Sprache geschrieben war; und wenn man annimmt, daß ihn ein morgenländischer Christ auf Befehl des Ilchigatai verfaßte, so erklärt sich auch auf sehr natürliche Weise die hinzugefügte Ermahnung, daß der König von Frankreich keinen Unterschied machen möchte unter den Christen der verschiedenen Bekennnisse.“

October 1833.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Offenbar wollte der mogulische Fürst Ilshigatai das Kreuzheer zu seinen eigenen Zwecken benutzen: indem er dem Könige Ludwig durch seine Gesandten vorspiegeln ließ, daß er eine Verbindung des fränkischen Heeres mit einem mogulischen zur Ausrottung des Islams in Asien wünsche, und daß er hoffe, mit Hülfe der Franken das Christenthum allgemein zu verbreiten, verbarg er seine selbstsüchtigen Absichten, wozu er das Chalifat von Bagdad stürzen wollte, ohne etwas für das Christenthum zu thun. Dieses erfuhr auch selbst Ludwig von seiner Gesandtschaft, welche er zum großen Chan nach Karakorum schickte: es reute ihn daher, daß er sich so hatte bethören lassen. Daß es auf einen Betrug von Seiten des Fürsten Ilshigatai abgesehen war, äußert der Hr. Verf. selbst S. 308.

Die Briefe Ludwigs IX. und des Sultans Ejub, welche der arabische Schriftsteller Macrisi mittheilt, hält Hr. Wilken mit Reinaud für unächt (S. 100) und er trug daher mit Recht Bedenken, dieses Briefwechsels als einer Thatsache im Texte zu erwähnen. Uebrigens liegt es in dem Geschmack arabischer Geschichtsschreiber, daß sie ihre Werke mit selbstverfaßten Briefen auszuschnücken suchen, fast in ähnlicher Weise, wie die größeren griechischen und römischen Historiker ihre Geschichtsbücher mit zum Theil selbst verfertigten Reden angefüllt haben.

Der Friedensantrag des Sultans Ejub, nach Ludwigs Aufbruch von Damiette, dessen Matthäus Paris erwähnt, wird (S. 131) als ein sehr zweifelhaftes Faktum angesehen, weil weder von irgend einem andern Quellschriftsteller desselben gedacht werde, noch der

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

genannte Sultan einen Antrag habe machen können, da er damals schon todt gewesen. Bedenkt man aber, daß der Tod Ejub's eine Zeit lang geheim gehalten wurde, so konnte wohl im Namen dieses Sultans noch ein Friedensantrag von den ägyptischen Emiren gemacht werden: daß aber kein Schriftsteller außer Matthäus Paris desselben erwähnt hat, läßt sich leicht erklären, weil die Unterhandlungen ohne Erfolg blieben.

So dürfte auch der Bericht desselben Matthäus Paris nach der schriftlichen Mittheilung eines zurückkehrenden Kreuzfahrers an den Grafen Richard von Cornwallis nicht im Widerspruche mit der *Epistola S. Ludovici* stehen, daß die Kreuzfahrer vermittelst flacher Kähne über den Nilkanal Aschmun gegangen. Ludwigs Brief, den auch Wilhelm von Nangis und Vincent von Beauvais aufgenommen haben, spricht freilich davon, daß die Kreuzfahrer zu Pferd übersetzten an einer Fuhr, welche ein Beduine dem Kreuzheere gegen eine Belohnung gezeigt hatte; offenbar aber ist da von der Vorhuth des Heeres, der Ritterschaar des Grafen Artois, die Rede: Matthäus Paris aber spricht von dem Uebergang des Heeres, also auch von dem Fußvolk, das wegen der Tiefe des Wassers nur in Fahrzeugen den Uebergang bewerkstelligen konnte.

Als das Kreuzheer schon durch Ueberschwemmungen des Nils, durch Krankheiten, Hungersnoth und Zerstörung der Flotte dem Untergange nahe gebracht war, wurden Unterhandlungen zwischen den Christen und Aegyptiern angeknüpft. Von welcher Seite sie zuerst ausgingen und welche Bedingungen gemacht wurden, darin stimmen die Berichte nicht überein. Hr. Wilken theilt sie (S. 193) mit, ohne sich bestimmt für die eine, oder die andere zu entscheiden. Da diese Unterhandlungen, wie schon frühere, ohne Erfolg blieben, so läßt sich leicht erklären, warum der König Ludwig ihrer in seinem Schreiben nicht erwähnt. Joinville's Erzählung zeugt von der Eitelkeit der Franzosen, welche auch

im Unglück nicht den ersten Schritt zu Unterhandlungen gethan haben wollen: jedoch scheint die Angabe, welche auch Michaud T. IV. p. 197 aufgenommen hat, ganz glaublich, daß deswegen die Unterhandlungen sich zerschlugen, weil die Saracenen den König als Unterpfand bis zur Räumung von Damiette verlangten. Auf diese Unterhandlungen möchte Ref. auch die wiederholte Nachricht von Friedensanträgen des ägyptischen Sultans bei Matthäus Paris S. 788 beziehen, welche Hr. Wilken schon S. 131 anführt und als ein zweifelhaftes Factum betrachtet.

Hr. Wilken erstreckt seine Aufmerksamkeit nicht allein auf die Feststellung der historischen Facta und ihren innern Zusammenhang, sondern er giebt auch öfters Erläuterungen und Verbesserungen verdorbener Stellen morgenländischer Schriftsteller. So wird S. 224 eine Stelle bei Abulfaradsch im syrischen Chronicon verbessert. Es heißt dort, der Sultan Turanschah habe der Königin Margaretha bei ihrer Niederkunft in Damiette außer einer goldenen Wiege und königlichen Kleidern 10,000 Stück *Sumak* (سومك) zum Geschenk geschickt. *Sumak* erklärt Hr. Wilken nicht durch den Stein Sardonyx wie die lateinische Uebersetzung des Abulfaradsch angiebt, sondern durch das arabische Wort سبان (eine Frucht oder Gewürz, Goli: *Rhus pec. obsoniorum et ejus fructus*). Daß vielleicht سوسن (Granatapfel) zu lesen sei, möchte weniger Beifall finden.

Interessant ist, was von dem tragischen Ende des Sultans Turanschah S. 229 fl. erzählt wird, hauptsächlich nach dem Augenzeugen Joinville und den mit diesem im Wesentlichen übereinstimmenden arabischen Geschichtschreibern Abulfeda, Dschemaleddin u. a. Obwohl in der Hauptsache fast alle abend- und morgenländischen Berichte übereinstimmend gefunden werden, so hält der Hr. Verf. doch S. 257 die Nachricht Joinville's für unglaublich, daß die Mamluken nach der Ermordung ihres Sultans Ludwig den Heiligen zu ihrem König haben erheben wollen. Daß mehrere mamlukische Emire wirklich einen solchen Plan gehabt hatten, ohne daß er jedoch dem Könige Ludwig mitgetheilt ward, läßt sich aus der Unterredung Joinville's mit dem König schließen, welche S. 258 sich angegeben findet. Zwar scheinen die Berichte Abulmahasen's bei Reinaud

und Ludwig's selbst in seinem bekannten Briefe, damit in Widerspruch zu stehen, indem in beiden authentischen Quellen erzählt wird, daß einige Mamluken von der Ermordung des Sultans Turanschah mit noch blühenden Händen zu Ludwig IX. eilen und ihn mit gezogenen Schwertern und den furchtbarsten Drohungen zu ängstigen suchten, durch seine Ruhe und Würde aber, wie ein anderer abendländischer Schriftsteller erzählt, entwaffnet wurden. Allein wenn man bedenkt, daß die mamlukischen Emire an der Spitze von Schaaren roher Krieger, im Aufbruch gegen ihren Fürsten und zum Theil unter einander selbst uneinig, in ihren Entschlüssen hin und herwankten, so war es leicht möglich, daß einige Ludwig mit dem Tode bedrohten, indem andere sich beriethen um ihn zu ihrem Könige zu wählen. Dieser Plan ward aber bald aufgegeben, und es unterliegt nach den Nachrichten des Arabers Abulmahasen, der auf eine merkwürdige Weise mit Joinville übereinstimmt, keinem Zweifel, daß die mamlukischen Emire den König von Frankreich und alle gefangenen Ritter würden getödtet haben, wenn nicht die Aussicht auf ein großes Lösegeld sie von der Ermordung abgehalten hätte.

Die Uebertragung der Regierung an die Sultanin Schadschr-ed-dorr, welches Ereigniß die abendländischen Schriftsteller übergehen, wird nach den ausführlichen Berichten mehrerer arabischer Geschichtschreiber erzählt (S. 239 fl.) und dabei die richtige Bemerkung gemacht, daß die Beispiele von Frauenregierungen bei den mohammedanischen Völkern äußerst selten vorkommen. Da aber die Uebertragung der Regierung an die Sultanin von dem Mamluken ausging, welche größtentheils kurdischer Abkunft waren, so läßt sich diese Erscheinung eher erklären. Unstreitig lag es in der Absicht der mamlukischen Emire, indem sie scheinbar das Regiment der Sultanin gaben, desto willkürlicher selbst die Zügel der Regierung zu behalten.

Das Lösegeld, welches Ludwig der Heilige bezahlte, wird von den abendländischen Berichten verschieden angegeben. Hr. Wilken weicht in seiner Darstellung, die größtentheils nach Joinville ist, ziemlich von der in andern Geschichtsbüchern über diesen Kreuzzug ab. Seine Worte sind S. 219 folgende: „die saracenischen Unterhändler — — kehrten — zurück und legten dem Könige die Frage vor, ob er gesonnen wäre, sich mit einer Summe Geldes und der Räumung

von Damiette loszukaufen, worauf Ludwig erwiederte, daß er, falls der Sultan eine billige Forderung machte, seine Gemahlin die Königin, bitten würde, das begehrte Lösegeld zu bezahlen. Als die Saracenen sich über diese Antwort wunderten und fragten, warum der König nicht selbst entscheiden wollte, so erwiederte Ludwig, die Königin sei seine Geblöterin, und ihrem Willen sei der seinige untergeordnet. Hierauf bestimmte der Sultan das Lösegeld für die gefangenen christlichen Barone zu einer Million Byzantien oder fünfhunderttausend Livres damaligen französischen Geldes, und forderte für die Befreiung des Königs die Räumung von Damiette. Diesen Antrag genehmigte Ludwig und stellte nur die Bedingung, daß die saracenischen Unterhändler den guten Willen des Sultans, den König und die Barone freizulassen, falls die Königin das geforderte Lösegeld bezahlen und Damiette räumen würde, durch einen Eid bekräftigen sollten. Als die Saracenen nach einiger Zeit zurückkehrten und mit der Genehmigung des Sultans diesen Eid leisteten: so erklärte der König, daß er gern fünfhunderttausend Livres für die Freilassung seiner Barone bezahlen würde, weil es nicht seine Weise wäre, mit Geld zu kargen. Diese Bereitwilligkeit des Königs Ludwig, für die Befreiung seiner Ritter ein so großes Opfer zu bringen, gefiel dem Sultan Turanschah so sehr, daß er ausrief: „in Wahrheit, der König von Frankreich ist ein edler Mann, sagt ihm, daß ich ihm zweihunderttausend Byzantien des Lösegeldes erlasse.“ — Obwohl der Hr. Verf. sich nicht ganz streng an die Worte Joinville's gehalten hat, welche auch leicht in einem andern als in dem angegebenen Sinn verstanden werden können, so that er es doch mehr als Michaud T. IV. p. 225: *Un roi de France, leur repondit-il, ne se rachète pour de l'argent; on donnera la ville de Damiette pour sa délivrance, et le million de besans d'or (i. e. 500,000 Livres) pour celle de mon armée.*

Ueber die Uebereinstimmung der scheinbar verschiedenen Angaben der Summe des Lösegeldes und ihre Berechnung, hat Hr. Wilken in der Note 15 zu S. 220 und 221 Aufklärung gegeben, welche die Sache deutlicher macht als die Dissertation XX von Ducange zu Joinville über diesen Gegenstand. Ein damaliges französisches Livre wird zu zwei Byzantien oder Ducaton oder einem jetzigen englischen Pfund Sterling

angeschlagen: Martinus Sanutus und Matthäus Paris geben das Lösegeld zu 100,000 Mark Silber an.

(Der Beschluß folgt.)

LXXXVII.

Die Arachniden. Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. Carl Wilhelm Hahn. 1ster Bd. Heft 1 — V. Nürnberg, 1831 — 33 bei C. H. Zeh.

Obwohl die Spinnen durch den hohen Grad des Kunsttriebes, den sie im Anfertigen ihrer Gespinnte bezeugen, wie durch die Schlantheit, mit der sie ihre Beute ergauern, durch die große Sorgfalt, die sie für ihre Brut an den Tag legen, durch das feine Vorgefühl, mit welchem sie den bevorstehenden Witterungswechsel durch ihre dagegen ergriffenen Maasregeln viele Tage vorher verkünden, und sonst noch durch manche andre Eigenheiten Interesse genug für das Studium ihrer an wunderbaren Thatenreichen Naturgeschichte erwecken sollten, so haben sie doch, namentlich in neuerer Zeit, nur wenige Beobachter und Bearbeiter gefunden. Ursache zu dieser Vernachlässigung war jedoch nicht, wie Mancher glauben möchte, das Abschreckende ihrer Körpergestalt, was den Naturforscher nicht zurückhalten konnte, und überdies durch die bunte Farbenzeichnung nicht selten gemildert und gehoben wird; der Hauptgrund lag vielmehr darin, daß die Bestimmung und Benennung der Arten, ja selbst der Gattungen mit manchen Schwierigkeiten verknüpft ist, da sich die gefangenen Thiere nur mit vieler Mühe durch schnelles Aufstrecken für die Sammlungen bewahren lassen, und auch selbst so nicht einmal die schönen Farbenzeichnungen beibehalten, mit denen sie im Leben gemiert sind. Bei dieser Schwierigkeit des Aufbewahrens können nur gute Abbildungen die charakteristischen Farben und Formen der Arten festhalten und das Auffinden und Vergleichen derselben erleichtern. Daraus hat es nun aber besonders gefehlt: Die älteren Abbildungen entsprechen nicht den Anforderungen der jetzigen Zeit, und neuere sind außer Walckenaer's *Histoire des Arachnides*, von welchem Werke auch nur 5 Hefte ausgegeben sind, keine erschienen. Schon früher suchte der Verf. diesem Mangel durch eine Monographie der Spinnen abzuhelfen, die er ebenfalls in Nürnberg bei J. Lechner herausgab, die aber, wie Walckenaer's Buch mit der 5ten Lieferung zu Ende ging. Wahrscheinlich hatte die geringe Theilnahme des Publikums für dieses Unternehmen dessen langsames Erscheinen, und dieses sein völliges Erlöschen zur Folge. Dieses Werk nun erklärt der Verf. für geschlossen und sagt sich ganz von dem los, was etwa der Verleger noch aus dem Manuscripte und den Abbildungen herausgeben möchte. Daß die noch in den Händen jenes Verlegers befindlichen Abbildungen mancher Verbesserung bedürfen, glauben wir dem Verf. gern; denn die damals erschienenen waren meist sehr mittelmäßig und konnten jenem Werke keinen Fortgang sichern. Sie werden indeß durch die in diesem neu begonne-

nen Werke gegebenen, die ebenfalls vom Verf., aber weit besser, gezeichnet und auch von ihm selbst auf Zinkplatten, wenn wir nicht irren, gravirt sind, um vieles übertroffen. Auch das Colorit der Tafeln ist unter des Verfs. Augen besorgt worden. Mit Vergnügen bemerkt man, daß die Abbildungen selbst an Güte zunehmen, denn die des 4ten Heftes zeigen, mit denen des 1sten verglichen, daß der Verf. sich im Darstellen vervollkommen hat. Sechs Hefte sollen jedesmal einen Band ausmachen, dem ein systematisches Inhaltsverzeichnis am Schlusse hinzugefügt werden soll. Jedes Heft enthält 6 Tafeln, auf deren jeder meist 3—5 Arten, zuweilen bei größern nur 2, bei ganz großen z. B. *Mygale* nur eine, dargestellt sind. Kleine Arten sind gehörig vergrößert abgebildet, und die Naturgröße durch eine beigefügte Linie angedeutet. Bei vielen sind allerdings die Augen besonders abgebildet; häufig ist dies aber auch unterlassen. Es wäre indessen sehr zu wünschen, daß überall, wo die Abbildungen eines früher noch nicht dargestellten Genus gegeben wird, und überall wo die Stellung der Augen, wenn auch nur ein Geringes, von dem Typus der Gattung abweicht, eine besondere Darstellung derselben nicht ausgelassen würde. Schmerzlich noch vermißt man leider überall die Darstellung der Mundtheile, da bei Bestimmung der *genera*, namentlich Unterlippe und Unterkiefer so wesentliche Charaktere geben. Ziemlich unbrauchbar werden durch diesen Mangel hauptsächlich die vom Verf. gelieferten Milben-Abbildungen, welche Thiergruppe; da das Werk die ganze Klasse der Arachniden umfassen soll, ebenfalls abgehandelt wird. Indessen scheint sich der Vf. hie mit weniger beschäftigt zu haben, und nicht recht zu wissen, was in der Bearbeitung dieser so schwierigen Formen hauptsächlich Noth thut. Besonders ist dies aber die genaue mikroskopische Untersuchung und sorgfältige Darstellung der Mundtheile und diese wird daher der Verf. zum Hauptgegenstande seiner Studien machen müssen, wenn sein Werk auch in dieser Hinsicht den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll. Ref. hofft, daß der Verf. diese Mängel in den folgenden Heften nicht fortbestehen lassen, und auch von den bereits abgebildeten Gattungen der eigentlichen Spinnen eine synoptische Darstellung der Mundtheile am Schlusse des Bandes noch nachliefern wird. Die den Abbildungen beigefügte deutsche Beschreibung ist hinreichend. Sie giebt bei bereits bekannten Arten die Diagnose derselben, die Synonyme und Citate, die Sexualverschiedenheit, Ausmessung, das Vaterland, den Aufenthaltsort und die Lebensweise an. Letztere ist indessen meist zu kurz behandelt; und könnte wohl umständlicher und für das größere Publikum, dem die citirten Werke nicht zugänglich sind, anziehender geschildert werden. So z. B. vermißt man bei der Lebensweise der *Dolomedes*-Arten ungern die Schilderung der Sorgfalt, die sie auf das Auskommen ihrer Brut verwenden; bei den Hüpfspinnen (*Salticus*) die Art, wie sie sich ihrer Beute bemächtigen u. dgl., worin viel Anziehendes liegt. Es können in dieser Hinsicht die älteren entomologischen Werke eines Reaumur, Rösel, de Geer zum Muster dienen, die eben deshalb ihrer Zeit im Publikum solchen Eingang und Theilnahme fanden. Soll auch für diese so

wenig beachtete, merkwürdige Thierklasse ein allgemeineres Interesse erweckt werden und das Werk selbst unter unserm deutschen Publikum größern Eingang finden, so kann dies nicht die Abbildung und bloße Beschreibung der Körperform bewirken, sondern die Darstellung der höchst interessanten Oekonomie dieser Thiere. Zu dem Ende würde es auch von nicht geringem Nutzen für das Publikum, und umgekehrt für das Aufkommen dieses Werkes sein, wenn der Verf. so weit es sich thun läßt, wenn auch mit geringerer artistischer Sorgfalt, die verschiedenartigen Gespinste, wie es de Geer gethan, dem Leser vor Augen stellen wollte. Nicht die Körperform und die Organisation ist es allein, worin sich das Wesen dieser Thierklasse erschöpft, auch in ihren Productionen, ihren Kunstwerken objectivirt es sich, und diese können daher bei bildlicher Darstellung, wie in wörtlicher Beschreibung nicht gut umgangen werden. Umständlicher ist der Verf. in Beschreibung der von ihm neu aufgestellten Arten gewesen, deren Zahl nicht gering ist. Abgebildet und beschrieben sind im Ganzen 79 Arten wahrer Spinnen, darunter 63 vom Verf. in Nürnberg's Umgegend und Baiern überhaupt beobachtete, 11 im südlichen Europa einheimische und 4 außereuropäische Arten. Unter diesen dargestellten Arten sind früher bereits beschrieben und bekannt 37, vom Verf. neu aufgestellt 41, wozu noch der vom Verf. mit einem ? bezeichnete *Dolomedes fimbriatus* gezählt werden könnte, indem er von dem *Dolomedes fimbriatus* aut. wirklich verschiedenen zu sein scheint. Man sieht aus dieser Zahlen-Übersicht, welche Bereicherung die Wissenschaft von den Bemühungen des Verfs. erwarten darf, der schon dadurch, daß er manche frühere Arten richtig zu Varietäten macht, zeigt, daß er nicht wie Andre auf Artenmacherei ausgeht.

Von Tracheen-Arachniden sind nur 5 Acariden-Arten abgebildet und beschrieben, und zwar beides sehr mangelhaft. Schon oben ist bemerkt worden, daß gerade hier viel zu thun ist, und der Verf. sich durch sorgfältige Beschreibung und Abbildung der Mundtheile nach mikroskopischen Untersuchungen ein großes Verdienst erwerben kann. Seine jetzigen Arbeiten stehen noch nicht einmal auf dem Standpunkte Hermann's, dessen *Memoires aptérologiques* ihm nach seinem ausdrücklichen Bemerken nicht zu Gebote standen. Es sind jedoch diese noch im Buchhandel zu haben; und der Verf. wird sie sich zu verschaffen wissen, und gut daran thun, wenn er sich bei Bearbeitung der Acariden mit Naturforschern, die sich mit Eifer dem Studium dieser Thiere ergeben, wie Nitzsch und v. Heyden in nähere Beziehung setzt.

Von dem Werke sollte alle 2 Monate ein Heft erscheinen. Ref. hat aber im Laufe zweier Jahre erst jene 5 erhalten. Also auch dieses Unternehmen scheint nicht den raschen Fortgang zu haben, der ihm zu wünschen wäre. Wir hoffen, daß wenn der Verf. einerseits die Ansprüche der wissenschaftlichen Interessenten, andererseits die des größern Publikums berücksichtigt, das Werk eine größere Theilnahme finden, und nicht mit des Verfs. Abbildungen außereuropäischer Vögel und seiner Monographie der Spinnen auf gleiches Schicksal haben werde.

October 1833.

Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Dr. Friedrich Wilken u. s. w. Siebenter Theil. Erste und zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Die Fabeln des letzten Schriftstellers über die Absicht des Sultans, Ludwig in den morgenländischen Städten zur Schau herumzuführen, und über die mißglückte Kriegsliste der Saracenen, Damiette zu überrumpeln, sind zwar in der Note S. 221 mitgetheilt, mit Recht aber nicht in den Text aufgenommen worden.

Besonders viele Verdienste hat sich der Hr. Verf. auch um die Chronologie erworben. Das Datum von den meisten wichtigen Factis ward genau bestimmt, nach Vergleichung der besten abendländischen und morgenländischen Berichte: es war häufig nicht ohne Schwierigkeit, bei sehr abweichenden Berichten in Rücksicht der Chronologie ein sicheres Datum aufzufinden. In den Noten hat der Hr. Verf. jedesmal Rechenschaft über die von ihm angenommenen Zeitbestimmungen gegeben, womit man bei der sorgfältigen und genauen Zusammenstellung der Daten meistens übereinstimmen wird: so sind z. B. gelehrte Untersuchungen über die Zeit der Krankheit des Königs Ludwig IX (S. 15), der mongolischen Gesandtschaft auf der Insel Cypern (S. 80), der Abfahrt Ludwigs von Cypern (S. 93), des Aufbruches von Damiette nach Mansurah (S. 126), des Todes des Sultans Ejub (S. 128), der Ermordung des Sultans Turanschah (S. 232), des Todes der Königin Blanca, (S. 341) und des Sultans Bibars (S. 618) u. s. w. in den Noten beigelegt.

Der Hr. Verf. begnügt sich nicht bloß mit einer Erzählung der Begebenheiten, er sucht auch, soviel die Quellen und der Zusammenhang erlauben, die Veranlassungen und ersten Beweggründe aufzufinden. Als Veranlassung von dem großen Eroberungszug der Mo-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

golen unter Hubagu betrachtet Hr. Wilken die Anregungen des damaligen armenischen Königs Haithon (S. 403). Jedoch scheinen diese Anregungen erst gekommen zu sein, als schon die Mogolen ihren Zug angetreten hatten. Die Eroberungssucht des Großchans Mangu, der seine beiden Brüder, Kublaï gegen China, Hulagu gegen Persien schickte, um sie zu beschäftigen, möchte auch ohne die Aufforderungen des Armenischen Königs das Chalifat von Bagdad gestürzt haben. Die chronologischen Schwierigkeiten, welche S. 405 angegeben sind, lassen sich dann auch leicht lösen, wenn man der gar nicht unglaublichen Nachricht des Abulfaradsch folgt, daß Hulagu schon gegen Persien ausgezogen war, ehe Haithon an den Hof des Großchans gelangte.

Ueber das Ende des letzten Abbasidischen Chaliphen Mostasem, der wie manche andere vom Unglücke verfolgte Fürsten, nicht ganz mit Recht von den Schriftstellern gebrandmarkt wird, als habe er den Sturz der Herrschaft, welche seine Vorfahren so lange behauptet hatten, veranlaßt, ist nur kurz gehandelt: doch sind in der Note 61 S. 408 die abweichenden Nachrichten über die Art seines Todes angegeben, wornach Abulfeda's Bericht, der auch durch Abulfaradsch bestätigt sich findet, am meisten Glauben geschenkt wird, daß der Chaliph nämlich in einen Sack eingnäht und mit Fußstritten getödtet worden sei. Daß das arabische Wort *ṣak*, welches Abulfeda gebraucht, soviel bedeute als das syrische *ṣam* (Sack) bei Abulfaradsch, ist höchst wahrscheinlich, obwohl diese Bedeutung, wie Hr. W. bemerkt, sich nicht in den arabischen Wörterbüchern angegeben findet. Joinville, der, mit dem Mönche Haithon von Armenien übereinstimmend, den Caliphen den Hungertod sterben läßt, erzählt schon beim Jahr 1253 die Eroberung Bagdads durch die Mogolen, wovon damals durch Kaufleute dem König Ludwig IX. nach Palästina Meldung gebracht worden sei, mit allen

Umständen, wie sie erst fünf Jahre später wirklich stattfand. Hr. Wilken macht dabei die Bemerkung, welcher jedermann beipflichten wird: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Johnville diese Nachricht erst nach seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge erhielt, und daß die obige Angabe von einer Meldung, welche Kaufleute schon im Jahre 1253 in das Lager von Sidon gebracht haben sollen, auf einem Gedächtnisfehler beruht.“

Bei der Untersuchung, welche im 17. Kapitel S. 547 fl. angestellt ist, warum der zweite Kreuzzug Ludwigs des Heiligen grade seine Richtung gegen Tunis nahm, möchte sehr zu unterscheiden sein, was für Gründe Ludwig selbst bewogen, und was für einen Einfluß und von wem derselbe auf ihn ausgeübt wurde, um ihn dahin zu bestimmen, daß er eine dem heiligen Lande noch so fern liegende Stadt zuerst angriff. Aus dem Charakter des eigennützigen und eroberungssüchtigen Königs Karl von Neapel und Sicilien, wie auch aus bestimmten Angaben einiger Geschichtschreiber ergibt sich, daß Ludwig IX. durch seinen Bruder Karl von Anjou bestimmt, die Richtung seines Kreuzzuges gegen Tunis nahm, in dem Glauben so am besten und schnellsten die Eroberung des gelobten Landes vorzubereiten, indessen der König von Neapel diesen Zug nur als einen zum Vortheile seines Reiches gemachten betrachten mochte.

Höchst merkwürdig ist es, daß die morgenländischen Geschichtschreiber Abulfeda und Abulfaradsch nicht einmal des Kreuzzuges von Ludwig dem Heiligen gegen Tunis erwähnen, woraus sich schließen läßt, daß dieser Zug im Morgenlande kein besonderes Aufsehen erregt habe. Ueberhaupt sind bis jetzt nur kurze Notizen morgenländischer Schriftsteller (bei Reinaud) über diese merkwürdige Kreuzfahrt bekannt. Der Friedensschluß der Kreuzfahrer mit dem König von Tunis allein findet sich in einer arabischen Urkunde, welche der Orientalist Silvestre de Sacy im königlichen Archiv zu Paris entdeckt hat. Hr. Wilken findet das Datum 5. Rebi el achir 669 = 21. Nov. 1270 unrichtig: denn der Friede wurde nach dem Bericht des Augenzeugen Peter von Condet den 30. Oct. 1270 d. i. den 13. Rebi el awwel 669 abgeschlossen: am 21. Nov. hatte schon der größte Theil der Kreuzfahrer die afrikanische Küste verlassen. Es ist merkwürdig, daß eine mit Siegel beglaubigte Urkunde eine solche Unrichtigkeit enthält, oder man muß das Datum nicht auf den Tag des Friedensschlus-

ses beziehen, sondern auf den Tag der Ausstellung der Urkunde.

Da Hr. Wilken so außerordentlich sorgfältig in der Benutzung der Quellen ist, so fällt es auf, daß bei der Beschreibung der Kriege der Mogolen in Asien die nach orientalischen Manuscripten gearbeitete Abhandlung des Hrn. Etienne Quatremère „über das Verhältniß der Mogolen zu Aegypten“, welche von Schlosser (Weltgeschichte III. 2. 1. S. 339 fl.) mitgetheilt worden ist, nicht benutzt hat. Wie sorgfältig übrigens der Hr. Vf. die Quellen studirt hat, läßt sich recht aus der Darstellung der Zeiten des ägyptischen Sultans Bibars (Cap. 14, 15, 16 und 18) erkennen, besonders wenn man dieselbe mit der von Michaud (I. IV. p. 345 sqq.) gegebenen Erzählung vergleicht, da alles in einige Blätter zusammengedrängt und doch fast zu breit zu sein p. 346 Note: *Toutes ces expéditions de Bibars sont racontées très en détail dans la Chronique d'Ibn-Ferat et dans Macrizi. Quoique nous ayons beaucoup abrégé leur récit, nous craignons cependant, que l'on ne nous reproche quelques longueurs. Nous avons cédé à l'envie de remplir les lacunes qui se trouvent pour cette époque dans toutes les chroniques d'Occident. La vie de Bibars nous a été en effet d'un grand secours.* Wenn sich Michaud hier einen Verdienstes rühmen konnte, so kann es Hr. Wilken eher, da er unvergleichlich mehr, als sein Vorgänger geleistet hat.

Bei der Erzählung der geringfügigen Unternehmungen des englischen Prinzen Eduard im gelobten Lande hat der Hr. Verf. den Hugo Plagon zum Führer genommen. S. 602 wird angegeben, daß der verruchte Meuchelmord an diesem Prinzen von dem Sultan Bibars angelegt worden, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Ebn Ferath: von den zahlreichen abendländischen Berichten ist der ausführlichste der, welchen der Herausgeber der Chronik des Matthäus Paris gegeben hat. Das Recht ist die Geschichte von der Selbstaufopferung Eleonore, der Gemahlin des Prinzen, zweifelhaft gehalten worden (S. 605), da dieselbe nur als Sage von einem Schriftsteller mitgetheilt wird.

Unter den Beilagen, welche diesem siebenten Theile angehängt sind, nennen wir nur die größern: 1) Schreiben des Sultans Bibars an den Fürsten Bohem VI. von Antiochien und Tripolis aus dem Arabischen übersetzt S. 5—10; 2) Verträge des Sultans Kalavun

christlichen Fürsten im Morgen- und Abendlande, worunter besonders der Vertrag mit dem Könige Alfonso III. von Aragonien höchst interessant ist, v. S. 10–30; 3) eine Uebersicht der Geschichte des armenischen Königreiches in Cilicien während der Kreuzzüge von S. 34–53.

Außer den Beilagen zum achten Buche ist für die ganze Geschichte der Kreuzzüge ein Verzeichniß der Quellen und angeführten Schriftsteller, wie auch ein Sach- und Namenregister beigelegt; auch zwei Karten sind dem Werke beigegeben, wovon die eine das Königreich Jerusalem mit den angrenzenden Ländern, die andere in zwei Abtheilungen die Umgegend von Damiette und Tunis enthält.

Aschbach.

LXXXVIII.

Platonis dialogi tres. Theages, Amatores, Io. Prolegomenis et annotatione instruxit Henricus Knebel, gymnasii regii Crucenacensis collega. Confluentibus, in comiss. Carol. Baecker. 1833. VIII. 131 pag.

Zu den Platonischen Dialogen, die in diesem Jahrhundert noch keine besondere Bearbeiter gefunden hatten, gehörten bisher Theages und die Erasten, und auch den Jon kann man im Vergleich mit anderen Gesprächen zu denen rechnen, die am wenigsten Ursache haben, auf die Gunst der neuesten Platonischen Philologen stolz zusein. Man wird also auf keinen Fall den gegenwärtigen Herausgeber dieser 3 Gespräche, Hrn. Knebel, vorwerfen können, etwas Ueberflüssiges gethan zu haben, wenn er bei seinen Platonischen Studien zunächst seine Aufmerksamkeit diesen Dialogen zuwandte, und sich nach reiflicher Vorbereitung zu einer gründlichen Bearbeitung derselben aufgefordert fühlte. Indessen dürfen wir doch nicht hierin den eigentlichen Beweggrund zur Bearbeitung dieser Gespräche suchen, sondern es leistete den Herausgeber ein ganz anderes Motiv, worüber er sich in der Vorrede klar und bündig genug ausspricht. Hr. Knebel ist nämlich der Meinung, daß nächst den auf den Tod des Sokrates bezüglichen Gesprächen, die gewöhnlich auf Schulen gelesen werden, unsere drei Dialoge zumeist geeignet wären, empfängliche Gemüther in Platonische Sprache und Platonische Art zu philosophiren einzuleiten. Denn die Untersuchung über das Verhältniß der Poesie zur Philosophie im Jon, die Frage über Begriff und Zweck aller Philosophie in den Erasten, das schöne Ideal endlich, welches Plato von seinem Sokrates aufstellt im Theages, welchen Jüngling von Geist und Herz sollten nicht solche Unterhaltungen ergreifen und zum ernstern Studium des Plato zugleich vorbereiten und anfeuern? Die Frage über Aecht-

heit oder Unächtheit dieser Dialoge komme hierbei so gut wie gar nicht in Betracht, weil der Werth derselben für den angegebenen Zweck von dieser Frage unabhängig sei. Hr. Knebel hatte also bei seiner Arbeit vorzugsweise wohl vorbereitete Jünglinge vor Augen, für solche ist der größte Theil seiner Anmerkungen berechnet, und damit das Verdienst des Herausgebers in seinem wahren Lichte hervortrete, will sein Werkchen nach diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden.

Nach diesen Vorbemerkungen sei es uns vergönnt, in aller Kürze zu berichten, was Hr. Knebel mit dieser Arbeit geleistet hat. Absichtlich wählten wir den Ausdruck *berichten*, weil das persönliche Verhältniß, in welchem wir zum Herausgeber stehen, uns vielleicht zum Recensenten eben so ungeeignet macht, als zum Berichterstatter geeignet. Unsere Anzeige zerfällt von selbst in drei Theile. Zuerst werden wir des Herausgebers Ansichten über Ursprung und Abfassungszeit dieser Dialoge mittheilen, darauf einige Worte über den Text folgen lassen, und zuletzt den exegetischen Theil dieser Arbeit charakterisiren.

Bekanntlich haben Heindorf, Ast und Schleiermacher den Dialog Theages bei sonst mehr oder weniger getheilten Ansichten von dessen Werth und Gehalt, einstimmig dem Plato abgesprochen. Socher's rettende Stimme scheint wirkungslos verschollen zu sein: denn wenn wir nicht sehr irren, so hat sich stillschweigend im gelehrten Publikum so ziemlich die Meinung festgesetzt, der Theages sei kein Platonisches Werk. Unser Herausgeber ist auf Socher's Seite getreten, und kämpft mit allem Eifer für die Aechtheit des Theages, und da unter seinen Gegnern Schleiermacher der bedeutendste ist, so war es natürlich, daß er vorzüglich dieses Mannes Einwürfe gegen die Aechtheit zu entkräften suchte, was er denn auch Schritt vor Schritt gethan hat. Hr. Knebel findet nicht nur die Sprache im Theages Platonisch, was Schleiermacher noch einigermaßen zugiebt, sondern auch alles Andere erscheint ihm ächt Platonisch, die dramatische Anlage, der Gang und die Haltung des Dialogs, die Charakteristik der Personen, die einzelnen Gedanken und ihre Entwicklung, die Lehre vom Daimonion, die eingeflochtenen Geschichten, kurz Form und Inhalt sind ihm hier eben so Platonisch, wie in irgend einem der Dialogen, die noch nie in Beziehung auf ihre Aechtheit bezweifelt worden sind. Wir glauben zwar nicht, daß Knebels Gründe Schleiermacher auf seinem Standpunkt sonderlich erschüttern werden, indessen halten wir es für sehr gut, daß solche Untersuchungen aus dem Gebiet der sogenannten höhern Kritik nicht zu früh abgeschlossen werden. Wir erinnern hierbei an den von Fr. Aug. Wolf angeregten Streit über die *Marcelliana*. Hat Wolf freilich am Ende Recht behalten, so sind doch die Bemühungen seiner Gegner, die für diese Rede auftraten, keineswegs unfruchtbar geblieben. Die mannigfaltigen Fragen, die bei solchen Streitigkeiten zur Sprache kommen, nöthigen oft Vieles genauer und schärfer zu bestimmen zum größten Gewinn für Wahrheit und Wissenschaft. Und so hoffen wir denn auch, daß dieser Versuch, die Aechtheit des Theages zu retten, einen tüchtigen Platoniker unserer Zeit auffordern werde, noch einmal diesen ganzen Gegenstand einer strengen Prüfung zu unterwerfen, damit die Wahrheit desto reiner

und lauterer aus diesem Streit hervorgehe. Uebrigens hätte Hr. Knebel den Eindruck seiner Beweisführung bedeutend verstärken können, hätte er seine Argumente mehr in einem Brennpunkte gesammelt, statt sie schwächend auseinander zu reißen, indem er sie theils in der Einleitung, theils in den Noten zu einzelnen Stellen des Dialogs vorträgt. Sehr schicklich hätte er alsdann bei den einzelnen Stellen auf die Einleitung zurückweisen können, statt daß wir jetzt in der Einleitung auf die Stellen vertrübet werden. Dies ist offenbar ein Fehler in der Methode, den wir unserem Freunde nicht vorenthalten wollen, im Voraus von seiner Zustimmung überzeugt. Nach unserem Herausgeber ist also Theages ein Werk des Plato, aber weil hier und da die Darstellung nicht so abgerundet ist, wie in andern Dialogen, so ist er mit Socher der Meinung, daß es ein Jugendwerk des Plato sei, welche Stelle ihm auch schon von älteren Kritikern einige angewiesen haben.

Ueber die Erasten können wir kurz sein. Hr. Knebel ist mit Schleiermacher, Ast und Socher einverstanden, daß dieser Dialog nicht von Plato geschrieben sein könne; aber nach seinem Gehalte zu urtheilen, den er mit Schleiermacher ziemlich hoch anschlägt, sei er sicherlich das Werk eines Sokraters, der einen ächt Sokratischen Begriff nur etwas unvollkommen ausgeführt habe. Dagegen erkennt Hr. Knebel im Jon wieder eine ächt Platonische Schöpfung, die Schleiermacher und Ast mit Unrecht in Verdacht gezogen hätten. Doch überhebt er sich der Mühe, die Verdachtsgründe dieser Männer zu widerlegen, weil dies bereits von Nitzsch so vollständig geschehen sei, daß, wie Knebel sich ausdrückt, *paene Iliadem post Homerum scribere mihi videret, si hanc litteram denuo examinare vellem*.

Der zweite Theil unserer Anzeige, worin wir von dem Texte berichten wollen, läßt sich mit wenigen Worten abmachen. Hr. Knebel legt die Bekker'sche Recension zu Grunde, und ist nur in einigen seltenen Fällen, wo es ihm aus grammatischen Gründen nothwendig schien, von ihm abgewichen, ohne auf diese Abweichung einen besonderen Werth zu legen. Ob das Ansehen der Bekker'schen Recension sich gegen die von verschiedenen Seiten her drohenden Angriffe behaupten wird, muß der Erfolg lehren; so wie die Sache bis jetzt steht, können wir es nicht mißbilligen, daß Knebel es seinem Zweck angemessen fand, sich an Bekker anzuschließen, und nur in Nebensachen sich von ihm zu entfernen.

Wir kommen drittens auf den eigentlichen Theil dieser Arbeit, worin ohne Zweifel des Herausgebers Hauptverdienst zu suchen ist. Im Jon hatte er zwar an Nitzsch einen tüchtigen Vorgänger, den er zu Rathe ziehen konnte; allein da dieser Gelehrte eigentlich keinen fortlaufenden Kommentar zu diesem Dialog schreiben wollte, so war für den Zweck unseres Herausgebers noch genug zu erklären zurück geblieben. Aus Müllers Ausgabe des Jon konnte er nur soviel benutzen, als Nitzsch gelegentlich mittheilt, weil er das Buch selbst nicht vor sich hatte. Im Theages und den Erasten arbeitete Hr. Knebel ohne alle Vorgänger: denn Stutzmanns Ausgabe der Erasten ist ganz bedeutungslos,

und auch in der Ausgabe von Forster, welche indessen unser Herausgeber erst nach dem Abdrucke seines Kommentars zu Gesicht bekam, fand er nur eine einzige bedeutende Anmerkung, die in den *addendis* auch nachträglich abgedruckt ist. Demnach ist der Kommentar zu diesen beiden Dialogen ein durchaus selbstständiger zu nennen. Was nun den Charakter dieser Anmerkungen betrifft, so wird wohl keiner, der dieses Buch aufmerksam lies't verkennen, daß Hr. Knebel mit eben so viel Einsicht und Geschick als Fleiß und Beharrlichkeit seinen Zweck verfolgt hat. Um angehende Leser in den Plato einzuführen, ist es vor Allem nöthig, sie mit der Platonischen Sprache bekannt zu machen. Dafür ist hier in reichem Maße gesorgt. Nicht leicht wird man irgend eine ungewöhnliche Redensart oder Konstruktion finden, die der Herausgeber nicht erklärt und durch ähnliche Stellen bewiesen hätte. Seine Erklärungen sind kurz und bestimmt; die Zahl der Beweisstellen, die größtentheils aus Plato selbst, doch zuweilen auch aus andern guten Autoren der attischen Prosa genommen sind, ist weder zu karg noch zu gehäuft: denn wozu 10 Stellen anführen, wenn zwei hinreichen! An Hinweisungen auf namhafte Erklärer griechischer Schriftsteller, insonderheit des Plato, hat es Hr. Knebel nicht fehlen lassen. Fast auf jeder Seite findet man die Namen Schleiermacher, Heindorf, Buttmann, Wolf, Hermann, Böckh, Stallbaum, Engelhardt u. s. w. Diese Hinweisungen machen den jungen Leser im Voraus mit der Literatur des Plato bekannt, und dienen dazu seine Wissbegierde anzuregen. Und warum sollte der Herausgeber nicht auch nebenher für geübtere Leser des Plato sorgen? Denn hat Hr. Knebel allerdings zunächst für Jünglinge geschrieben, so glauben wir doch verzeihen zu können, daß auch der reifere Leser hin und wieder noch Manches aus seinem Buche lernen kann. Einen vorzüglichen Fleiß hat der Herausgeber auf die historischen Momente, die in diesen drei Dialogen berührt werden, verwandt, und mit großer Sorgfalt über die vorkommenden Personen die nöthigen Nachweisungen zusammengestellt. Durch diese Zugabe hat er den Werth seines Buches bedeutend erhöht. Und so glauben wir denn angehenden Lesern des Plato nicht genug dieses Werkchen empfehlen zu können, weil wir überzeugt sind, daß sie sich durch ein gründliches Studium dieser drei Dialogen hinlänglich zur Lektüre der andern größeren Dialogen Plato's vorbereiten werden.

Nachdem wir so in allgemeinen Zügen den Inhalt dieser Ausgabe entworfen hatten, wurde uns der neueste Band des Stallbaum'schen Plato zugesandt, der nebst einigen andern Dialogen auch den Jon enthält. Es wäre nun interessant die unabhängig von einander entstandenen Arbeiten des Sachsen und Rheinländers mit einander zu vergleichen, aber da eine solche Vergleichung zu weit führen würde, weil wir dann nicht umhin könnten, ausführlicher ins Einzelne einzugehen, so müssen wir wohl hier darauf verzichten, indem wir uns dieses heitere Geschäft für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

Dr. Petersen, in Kronmäch.

N^o 66.

J a h r b ü c h e r

f ü r

W i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

October 1833.

LXXXIX.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann, Prof. in Hamburg. 8. Karlsruhe 1832. Druck u. Verlag von Christian Theodor Greos.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann in Hamburg. 8. Dresden 1833. Chr. Fr. Grimmer'sche Buchhandlung.

Es ist eine geraume Zeit her, daß der noch nicht beendigte Streit über die Rechtmäßigkeit der Strafe, und insbesondere der Todesstrafe begonnen hat, und wir verdanken demselben bedeutende Fortschritte, im Wege des Ueberganges von der Wissenschaft in die Gesetzgebung, und von beiden in die Anwendung. So war es allerdings ein Fortschritt, wenn man für den Staat und die aus demselben hervorgehenden Verhältnisse, statt zufälliger Veranlassungen den Vertrag, — also den Willen der Vernunftwesen, als Grundlage annahm. Aber wir haben gesehen, daß dieser Standpunkt, der den subjektiven Willen, oder ein Aggregat vieler Einzelnen, zum Ausgangspunkte des Rechts, und vollends des Sittlichen machte, nicht geeignet sei, die Wahrheit zu enthalten.

Vom Vertrage aus hat man dann auch das Recht der Strafe, so wie die Strafarten, namentlich die Lebensstrafe gewürdigt, — es war erklärlich, daß man aus dem nehmlichen Vordersatze die Rechtmäßigkeit jener beiden und wiederum das Gegentheil folgerte. Die-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

sem Standpunkte der Verstandes-Reflexion, wo sich Rücksichten geltend machen, nicht aber Gründe, als: Nützlichkeit, praktisches Interesse, ein Abwiegen von Vortheilen und Nachtheilen, — diesem gehören die s. g. relativen Theorien an, nach welchen die Begründung der Strafe und die Vertheidigung der Todesstrafe eben so viel Blößen darbot, wonach jede solche Theorie, indem sie eines der mehreren Erfahrungsmomente zur Sache selbst, zum Begriff zu erheben strebt, einen Gegner nicht nur an irgend einer andern eben so sehr berechtigten Theorie hat, sondern in sich selbst unhaltbar, von ihrem eigenen Ausgangspunkt und dessen Verfolgung angreifbar ist. Man mußte weiter gehen, und die Wissenschaft hat es gethan. Indem der Staat und das Recht jetzt in ihrer sittlichen Bedeutung erkannt werden, so ist damit die Grundlage einer weitern Würdigung gewonnen worden, und schon hierin liegt ein Fortschritt, wenn auch auf dem neuen Gebiete die Streitfrage in veränderter Weise wiederum hervortritt. Denn damit ist schon anerkannt theils der nothwendige Zusammenhang, in welchem diese Frage mit dem Princip und der Begründung des Strafrechts steht, theils, daß hier nicht mehr von einem bloßen Dürfen die Rede sei, sondern von einem Recht in der höheren Bedeutung, wo dieses als sittliches mit der Pflicht identisch ist. Damit fallen denn auch von selbst alle Nützlichkeits-Systeme hinweg, denn wie vermöchten Zwecke der Abschreckung, Sicherung, Besserung u. s. w. für sich selbst einen Rechtfertigungsgrund für das abzugeben, was in höherer Nothwendigkeit gegründet ist. Verwerflich ist, wie wichtig auch die Politik im Recht ist, jede solche bloß politische Theorie, die nicht auf der Grundlage der Gerechtigkeit steht, sondern sich an deren Stelle zu setzen strebt. Zum Glück ist auch die Wahrheit, die Gerechtigkeit vorhanden und verliert ihr Recht und ihr Dasein nicht deshalb, weil sie gelängnet oder nicht erkannt wird. Und in

der That, ohnerachtet gelegentlicher Aeußerungen der Gesetze, die eine s. g. relative Theorie, sie einseitig hervorhebend, zu ihrer Unterstützung geltend machen könnte, ist in deutschen Strafgesetzgebungen die Rechtmäßigkeit der Strafe stillschweigend vorausgesetzt, deren Beweis jedenfalls nicht der Gesetzgebung obliegt, und erst auf solcher Grundlage kommen politische Rücksichten und jene Folgen, dann aber mit vollem Rechte, so weit sie mit ihr vereinbar sind, in Betracht. Es ist vorzugsweise unser deutscher rechtswissenschaftlicher Standpunkt, von dem wir aussagen dürfen, daß er sich zum Vortheil und im Interesse der Wahrheit verändert hat; wenn auch immer wieder Anfängerschriften uns von der Entdeckung belehren, die der Verfasser gemacht hat, Sicherung oder Vertheidigung u. s. w. sei der Zweck u. s. w. der Strafe. *) In dem System der reinen Verstandesauffassung, der Beziehung der Strafe auf Zwecke, deren Brauchbarkeit über ihre Zulässigkeit, und über die Angemessenheit der Mittel entscheiden und durch solche die Strafe rechtfertigen soll, finden wir besonders die Italiener, Franzosen und Engländer beharren, obgleich in neuerer Zeit einige recht eifrige Vertheidiger der Gerechtigkeit z. B. Rossi aufgetreten sind. **) Aber außer Beccaria haben auch Paolo Vergani, *della pena di morte. Milano, 1777.* und Antonio Montonari, *sopra la necessita della pena di morte. Verona, 1770,* welche als Vertheidiger der Todesstrafe aufgetreten sind, sich nur auf den untergeordneten Gesichtspunkt gestellt, und wenn unsere Zeit weder jene Begründungsweisen des Strafrechts überhaupt und der Statthaftigkeit der Todesstrafe, noch jene Widerlegungen als treffend anerkennt, so ist es eben, weil sich das Bedürfnis tieferer Begründung unabwieslich geltend macht. Aber allgemeine Anerkennung scheint sich dasselbe doch noch nicht verschafft zu haben. Denn während darüber die Stimmen kaum mehr getheilt sind, daß die Strafe als Nothwendigkeit nicht

als bloße Berechtigung aufzuzeigen sei, so findet man, sobald man die Frage in besonderer Beziehung auf Lebensstrafen aufstellt, bei den Vertheidigern wie bei den Gegnern noch häufig, daß sie wieder an äußere Rücksichten hin und hergehen, und den Standpunkt ignoriren, von welchem allein eine befriedigende Lösung zu erwarten ist.

Es ist nämlich auf dem Standpunkte des Staats, der Sitte schon das Strafrecht wesentlich ein anderes, als in der bürgerlichen Gesellschaft, aber auch diese, in welcher sich zuerst der Begriff des Verbrechens, als strafbaren Unrechts zeigt, hat schon den Fortschritt von der Geschlechtsrache, wie von dem Rügerecht gemacht. So wie in jeder dieser Stufen das verbrecherische Unrecht eine andere Gestalt erhält, so erweitert und andererseits beschränkt sich auch darnach der Begriff und die Bedeutung der Strafe. In der bürgerlichen Gesellschaft, wo die Rechtspflege ihre Beziehung noch nicht als reine Gerechtigkeit hat, sondern zum allgemeinen Wohl und Besten stattfindet, machen sich eben darum auch die politischen Rücksichten geltend. Hier ist den s. g. relativen Strafrechtstheorien ihre Stelle anzuweisen, und hiemit erklärt sich auch, weshalb theils bei uns diesen noch so viel Gewicht von denen beigelegt wird, die den Staat als Vertrags-Verhältnis, als Gesellschaft betrachten, theils jene Ansicht sich bei einigen andern Völkern so überwiegend behauptet, wie denn namentlich Frankreich in seiner neuesten politischen Gestaltung nach dem Ausspruch derer, die die dortige Intelligenz und das allgemeine Bewußtsein in sich darstellen, sich als solche vertragmäßige Verelnung ergiebt, und den Staat zu einer solchen herabzusetzen sucht.

Es ist jetzt fast 20 Jahre her, daß Feuerbach in der Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfes Th. II. S. 166. Gießen, 1804. gegen die Bestimmung von §. 129, 130: „die Todesstrafe soll gegen Hochverräther u. s. w. nur dann erkannt werden, wenn sie in Gefängnissen nicht so verwahrt werden können, daß die nahe Gefahr entfernt wird, sie möchten sich in Freiheit setzen und solche Verbrechen noch ferner begehen,“ nachdrücklich erklärt hat, daß hier nicht mehr von einer Strafe wegen des Verbrechens die Rede sei, sondern daß der Verurtheilte die Mangelhaftigkeit der Einrichtungen der Gefängnisse büßen würde. Aber dennoch hört man nicht auf, immer wieder als Grund für die Lebensent-

*) Während Hr. Dr. Schauberg „über die Begründung des Strafrechts“, München 1832, dieses aus dem Recht ganz in die Politik verweist, hat Hr. Dr. Ant. Barth „über den Rechtsgrund der Strafe“, Erlangen 1833, wie er sich ausdrückt, unwiderleglich gezeigt, daß dies Strafrecht, und die Strafe ein Unrecht seien, welche zur Verhütung größeren Unrechts, das aus der Unthätigkeit des Staats gegen Verbrecher hervorgehe, stattfinden.

**) Jahrb. d. jurist. Lit. Bd. 17. S. 119 ff., 237 ff.

ziehung die Gefahr des Entweichens aus dem Straforte anzuführen. Wo nichts Besseres den Gegnern der Lebensstrafe entgegengesetzt wird, da darf man keinen Anstand nehmen, sofort diesen letzteren beizutreten. Aber auch diese lassen es nicht am Gebrauch ungehöriger Waffen fehlen. Sie räumen dem Gefühl und der Leidenschaft einen Einfluß auf die Untersuchung ein, und erwidern den Vorwurf der Empfindelei durch den der Barbarei, des Blutdurstes, der Unvernunft u. s. w. Sie scheuen sich nicht, es *Justizmord* zu nennen, wenn gewissenhafte Richter ein Todesurtheil gegen einen Schuldigen fällen; wenn ein Fürst, der das Recht förderlich ergehen läßt, dasselbe bestätigt. Fühlen sie nicht, wie sie dadurch ihrer guten Sache selbst schaden? Sie bringen, was gegen die längst als verwerflich anerkannten qualifizierten Todesstrafen zur Genüge gesagt ist, nicht minder, wie mangelhafte Weisen der Vollstreckung, Unsicherheit, in einzelnen Fällen — als Gründe gegen die Strafe überhaupt vor. Sie berufen sich auf die Erfahrung, daß die Todesstrafe nicht abschrecke u. s. w. Dieses alles trifft indessen so wenig die Hauptfrage, als die Berufung auf die, jetzt wohl in unsern Staaten nirgends vorkommende Erfahrung, daß die Ausübung der Strafrechtspflege wohl auch als Mittel eines Mißbrauches gedient habe, — ein Grund, der nicht gegen die Todesstrafe allein, der vielmehr gegen die Strafe überhaupt gälte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XC.

Bilder griechischer Vorzeit. Von Wolfgang Robert Griepenkerl. Berlin, Posen u. Bromberg bei Mittler. 1833. 110 S. 8.

„Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!“ Das waren die Worte dessen, der uns in seiner Diction die reinste Fülle jener gefeierten jonischen Eleganz erschloß und gleichwohl die Achilleis unvollendet ließ; er mochte eben in andern Gebilden, wie in Hermann und Dorothea, lieber auf deutschem Boden und in modernem Sinne Homeride sein. Die schöne Form erzeugt sich in dem Gebiete der Kunst als eine fertige geschlossene Objectivität; die Gegenwart, im Genuß der Schätze aller Vergangenheiten, mag sich dieselbe aneignen und assimiliren: den Inhalt und den Sinn giebt der Dichtung doch immer die eigne Zeit. In der Sinnesweise einer in sich abgerundeten Kunst-epoche, die der vollendeten Vergangenheit angehört, fortzudichten, ist einerseits gewagt und mißlich, wie andererseits die Berechtigung dazu fehlt, weil der Dichter wesentlich den Inter-

ess seiner Zeit angehört, wofür er mehr aus productivem Drang, denn aus angeübter Anschauungslust fremder Gebilde arbeitet. Jene Anregung macht nicht immer einen glücklichen, diese aber überhaupt selten einen Dichter.

Die drei *Bilder* aus der griechischen Mythenwelt, die uns das vorliegende Heft bietet, berechtigen in Betreff des zweifelsohne jugendlichen Verfassers zu nicht unbedeutenden Erwartungen, obschon zunächst die gegenwärtigen Leistungen mehr ein philologisches als ein dichterisches Interesse gewähren. Der Standpunkt, den der Dichter sich hier schuf, ist mehr ein künstlicher als ein wirklicher Standpunkt der Kunst, wie ihn das Bedürfnis der literarischen Gegenwart erfordert. In dem Gebiete, das der Verf. betreten, kann sich die Kraft zum Gestalten eines Stoffes oder zum Bilden von Figuren kaum erproben; nur in der Diction bleibt der Productivität ein freier Raum verstattet und hier finden wir in der That ein reiches, ansprechendes Talent.

Das erste Bild ist eine lyrisch-epische Dichtung in fünf Gesängen, die Orions Geburt, Erziehung, Liebe, Tod und seine Metamorphose darstellt. Die Personification der Naturmächte ist das eigentliche Element, in welchem der griechische Mythos bald zart und kindlich, bald geheimnissvoll groß sich bewegt, und die Auffassung des Stoffes verräth den classisch gebildeten Dichter, dessen sprachgewandte Diction sich im jonischen Weltentakt des alten Maasses anmuthig schaukelt. Trotz dem Streben, ganz homerisch in der Färbung und im Tone der Rede zu sein, mischt sich jedoch in den Strom der Darstellung eine Eigenschaft, die irgendwie immes hervortreten wird und sich überhaupt schwerlich ganz verläugnen läßt. Wo sich der Dichter lebendiger von einer Anschauung ergriffen fühlt, da wird aus dem epischen Fluß ein bewegterer Strom. Die Schilderung des Jagdzugs der Artemis, Orions Anruf an die Göttin, seine Sehnsucht nach dem Mondgestirn — diese Parteen, die als die bedeutsamsten Gemälde uns freundlich entgegentreten, sind in einem dithyrambischen Schwung gehalten, der nicht homerisch ist. Auch schon dadurch, daß die Personification der Naturgewalten, die sich im Homer weit naiver und ungesuchter und wie von selbst einstellt, hier Zweck und Intention des dichtenden Individuums ist, scheint uns der Beweis gegeben zu sein, daß ein Vorbild überboten, aber in der eignen, selbstgegebenen Begrenzung schwerlich ganz getreu erfasst werden könne.

Da sich der Dichter bei vorgefundenen Gedanken, Tropen und Anschauungen nur in der Diction als productiv erweisen kann, das Interesse, das seine Leistung bietet, mithin vorzugsweise ein sprachliches ist, so sei es erlaubt, unter den sonst so geschmackvoll gebauten Distichen zwei Hexameter herauszuheben, die Homers nicht würdig sein möchten.

S. 21 findet sich der Vers:

„Aber die Thränen in Strömen entflohen den lebenden Wangen“.

Einen solchen hüpfenden Thränenstrom, der dem bekannten Verse vom Rollen des Steines fast nachgebildet scheint, kennt der alte Natursänger nicht; der unbewusste Trieb sicherte ihn vor einem Mißgriff dieser Art, obschon er kein Verskünstler war, wie unser Dichter sich als ein solcher in der Vossischen Schule erweist.

S. 8 giebt der Vers:

„Wenn du die Bitte versachmähst, — es erschüttra die Feste,
mein Arm dir“

das ebenso falsche Spielerei mit der dactylischen Lebendigkeit. Mitunter ist Voss mehr als Homer copirt, wie sich dies vielfach belegen ließe. Zu den schöneren Stellen, wo die Diction ihre Schulmanieren überflügelt, gehört außer den angeführten auch die Klage der Eos um den sterbenden Geliebten, den die eifersüchtige Göttin mit ihrem Pfeile erlegt. Artemis tödtet ihn, aber am nächsten Frühtag steigt ein neues Gestirn aus den Wellen der weinenden Morgenröthe, und Eos hüllt es in ihren rosigen Schleier, während die neidische Luna immer bleicher und stiller zurücksinkt. Sprache und Rhythmus, beide gleich angemessen gewählt und ausgebildet, erreichen hier vollständig die elegische Wehmuth des griechischen Mythos.

Das zweite mythologische Gemälde, „die Geburt der Aphrodite“, giebt schon dem Stoffe nach dem sprachgewandten Verf. den schönsten Spielraum zur Malerei der epischen Diction. Minder bedeutend und den Gehalt der Fabel nicht vollauf erschöpfend sind die beiden Elegien, mit der Ueberschrift: „Niobe.“

XCI.

1. *Biblische Dichtungen von J. P. Lange. Elberfeld, 1832. bei C. J. Becker. 175 S. gr. 12.*
2. *Die Göttlichkeit der Bibel. In fünf Gesängen, von K. H. Sack. Ebd. 1832. 52 S. 8.*

Seit das erste Schwert von seinem Herrn mit dem ersten Gedichte begrüßt wurde, hat die Kunst ihre schönsten Gaben an Krieg und Sieg geknüpft. Schon das Volk des alten Testaments sang seine schönsten Lieder, wenn es siegreich aus dem Kampf mit den Feinden seines Gottesstaates hervorging und die Rede der Propheten wird zum Triumphgesang, wenn sie auf die auswärtigen Völker ihre Drohungen werfen. Da unter den vorliegenden Gedichten besonders das zweite selbst die Absicht ausspricht, gegen einen Feind unsrer Tage zu Felde zu ziehen, und zugleich seinen eignen Sieg besingt, können wir sie auch als Siegesrufe ansehen, die am Abend einer Schlacht den Feind noch mit Gesängen voll Kraft und That bis zur Vernichtung an seinen eignen Thoren verfolgen?

Hr. Lange hat sich zum Gegenstand seiner „Dichtungen“ aus dem Cyklus der biblischen Geschichten vom Paradies, bis auf Paulus einzelne Partien hervorge sucht, die mehr zu sanften Gefühlen anregen und an Helden, die in theokratischer Machtvollkommenheit ihr Volk aus Verknechtung, Depravation und Unterdrückung hervorgezogen haben, betrachtet er mit Vorliebe die Züge, die den Rahmen eines kleinen Bildes nicht überschreiten. So sieht er Moses nur auf dem Nebo, wie er das ihm verschlossene Canaan überschaut, und David besingt er als Hirtenknaben im väterlichen Thale. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die wir jetzt in der Malerei sehen, in der auch die

biblische Geschichte zu Idyllen benutzt wird. Den einschmelzenden Eindruck, den ein solches sauber und leicht ausgeführtes Bild sonst hervorbringt, verwischt Hr. Lange durch das Streben nach großartigen und erhabenen Bildern, die er in der unschönen Häufung von zusammengesetzten Wörtern und von Adjektiven zu finden glaubt. So beschreibt er unter andern Noah's Rettung aus den Fluthen:

„Fest hielt uns über dunkeln Strudelochlünden.

„Auf krauser Wellenzache Gottes Hand,

„Das Lebensflümchen, bang in Donnerwinden,

„Er bracht es treulich durch die Fluth ans Land.“

Was durch das Adjektiv bezeichnet werden soll, muß durch die Entwicklung der Handlung und durch eine abgerundete Bild hervortreten und was die zusammengepacktesten Worte betrifft, wenn in ihnen die Kraft und das Mark der Poesie gesucht wird, wie steht es dann um die Muster religiöser Poesie, um die Gesänge des Alten Testaments?

Wenn Hr. Lange zu unmittelbarem Genuß einzelne Partien aus dem Kreise der heiligen Geschichte wählte, so hat sich Hr. Sack die Göttlichkeit der Bibel zum Gegenstand eines zusammenhängenden Gedichts gesetzt. Das abstrakte Wort Göttlichkeit scheint zwar zunächst eher eine wissenschaftliche Abhandlung zu versprechen, indeß Hr. Sack will nur so die Göttlichkeit des Inhalts der Bibel und ihren göttlichen Ursprung eruiern, daß er die Aktivität Gottes in der That, die sein Reich stiftete, und in dem Wort, das die Geschichte seines Bundes uns überliefert hat, darstellen will. Eine Chronik der göttlichen Thätigkeit also, ein Epos, das der Größe seines Gegenstandes würdig ausgeführt als ein ewiges Gericht unter die menschlichen Gedanken treten würde, wenn wir es nicht schon hätten — die Bibel. Hrn. Sack's Darstellung beschränkt sich nur darauf, uns mit einer geläufigen und gebildeten Diction in *ottavos rimes* den Inhalt der biblischen Geschichte kurz zusammengedrängt und nur selten eine so schwere und compacte Masse in einem Versmaße, das nicht nur dazu einladet, sondern es nothwendig fordert, zu einem vollendeten Bilde geordnet und gegliedert vorzuführen.

Wenn nun aber Hr. Sack im letzten Gesange S. 40, nachdem er die Göttlichkeit der Bibel evident gemacht zu haben und sie der Kirche und Predigt als ein gerettetes und für immer gesichertes Palladium zu übergeben glaubt, sie nun auch der Wissenschaft in die Hand giebt mit den Worten:

„Verständig schöpfen lehre Wissenschaft,“

so kommt der Dichter auf denselben Punkt zurück, auf dem er war, ehe er die gefährdete und verkannte Göttlichkeit des Buches besang. Denn welches ist die Wissenschaft, die er mit dem Preis und der Spolie seines dichterischen Kampfes beschenkt? Und ist es nicht ein Zweifel an der Autarkie und Lebenskraft der Bibel, wenn er sie nur bei einem verständigen Gebrauch in Sicherheit sieht? oder vielmehr giebt er nicht selbst dem Sieg auf, wenn er wieder der Macht des Verstandes Raum giebt und von Neuem die Negation auf den Kampfplatz zurückführt?

October 1833.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

Wie freundlich auch das Princip der Besserungstheorie anspricht — sie kann nur neben der Gerechtigkeit, nicht statt derselben in Betracht kommen, und die Strafanstalt ist keine Bildungsschule ihrer wahrhaften Bestimmung nach. Nein, die Besserung muß eine tiefere sein, und auf einen anderen Grund gebaut werden. Ist aber die mit der Bestrafung stets zu verbindende Rücksicht auf Besserung eine Pflicht gegen den Gefallenen, so ist doch diese Folge nicht der Grund, nicht die Rechtfertigung der Strafe. Freilich, die Besserungstheorie muß sich gegen die Lebensstrafe erklären, — aber wenn sich deren Nothwendigkeit darthun läßt, so kann sie in den Fällen, wo diese eintritt, sich nicht gegen die Forderung der Gerechtigkeit geltend machen.

Aber ist denn eine solche Nothwendigkeit nachzuweisen? Darf der Staat ein Gut entziehen, das er nicht ertheilt hat, sondern nur schützt? Darf es insbesondere der christliche Staat?

Dies führt uns näher zur Betrachtung der Schrift, an welche diese Bemerkungen angeknüpft werden. Der Vf. derselben würde sich bei näherer Kenntniß der juristischen Literatur überzeugt haben, daß das Bild, welches er sich von dem wissenschaftlichen Treiben im Gebiete des Strafrechts macht, größtentheils dem heutigen Standpunkte nicht mehr entspricht; er würde sich

haben die Mühe ersparen können, manche irrige Theorien zu bestricken, die längst und weit gründlicher widerlegt sind, er würde andere in einer wahrhafteren Bedeutung kennen gelernt, und dann nicht umhin gekonnt haben, auf andere Weise mit ihnen zu verfahren, da sie ihm keineswegs die Blößen bieten, die er nun entdeckt, und mit Erfolg benutzt zu haben glaubt.

Wir wollen es bekennen, daß wir mit einem gewichtigen Gegner der Lebensstrafe zu thun haben. Seit längerer Zeit hat er in verschiedenen Abhandlungen, von mehreren Gesichtspunkten aus, obschon nicht überall unbefangenen, den Gegenstand betrachtet. „Ich habe früher — sagt der Verf. — die Unrechtmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Todesstrafe nach psychologischen, gerichtssächlichen Gründen gezeigt.“ „Hier geschieht dieses nun in juridischer Hinsicht selbst nach Gründen des Rechts und nach Grundsätzen der Vernunft.“

Was jene frühern Abhandlungen betrifft, die ich mit Theilnahme gelesen habe, so sieht man auch ohne Rücksicht auf alle die Entgegnungen, denen sie Raum geben, nicht wohl ein, wie die Frage nach der Rechtmäßigkeit oder dem Gegentheil anders als auf dem Gebiete des Rechts und der Sitten, und wie sie auf dem der gerichtlichen Arzneikunde gelöst werden könne. Auch die Psychologie bietet nur hinzutretende Momente dar, indem ihr vernehmlich die der Strafe zu Grunde liegende Lehre der Zurechnung, der Schuld, mit angehört; sie ist es, aus der sich eben die Nothwendigkeit der Todesstrafe begründen läßt. — Aber der Verf. scheint doch von seiner apodiktischen Behauptung, das alles gezeigt zu haben, wieder etwas nachzugeben, denn er geht gleich zu der subjektiven Erklärung über: „Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Todesstrafe ein rechtbeständiges Recht sei.“ Das Thema der weiteren Darstellung wird nun so bezeichnet: „Sie ist das Uebel eines barbarischen, ungebildeten Alterthums. Soll denn aber, fragen wir, die Menschheit nicht fortschreiten, sollen

die unverbrüchlichen persönlichen Rechte der Menschheit ewig unter den alten statutarischen Formen begraben liegen! — Hernani sagt: *en vérité la vie d'un homme est grande chose!*

Es ist wahrhaftig so wenig unter den Vertheilern der Todesstrafe, als auch bei denen, die sie nach den Gesetzen zuerkennen, und bei der Gesetzgebung selbst zweifelhaft, daß ein Menschenleben, sowohl das des fruchtlos Gemordeten, als das des Mörders selbst, etwas Wichtiges, Großes sei, daß wir nicht dafür der Autorität des französischen Schauspieldichters bedürfen. Die oft ängstliche Sorgfalt bei dem Beweise, das ganze Verfahren, wie es jetzt stattfindet, bestätigt dieses, und würdiger ist dies wohl nicht leicht wo ausgesprochen, als in der P. G. O. von Carl V. im Art. 150 a. E. Die Todesstrafe ist aber überhaupt nicht auf einen besonderen Zweck berechnet, sie ist vielmehr in ihrer Bedeutung, die Vernichtung des irdischen Daseins, die Rettung des Geistigen durch das Hingeben des Leiblichen, sie trifft nicht das Leben als solches, sondern das zeitliche, vergängliche, den Leib in der Sinnenwelt. Soll dieses geschehen, so kann es sich nicht um Zweck und Mittel handeln, sondern es muß die Nothwendigkeit da sein, daß dem Höheren das Niedere, dem Ewigen das Vergängliche, der Idee, sie ist das Leben der Gerechtigkeit, dasjenige geopfert werde, was bereits todt, ohne fernere Berechtigung nicht dagegen bestehen darf. Nicht Rache ist es, nicht äußerliche Vergeltung, nicht Unrecht gegen Unrecht, Gewalt gegen Verbrechen, — nein, es ist die Aufhebung des Unrechts, welches sich in seiner höchsten Potenz personificirt hat, so daß es ohne Widerspruch nicht weiter bestehen kann. Daß eine solche Nothwendigkeit nicht eintrete, daß nicht das physische Leben, hier und in noch anderen Fällen, der Idee nachgesetzt werden müsse, das hat noch Niemand erwiesen, aber das Gegentheil macht sich selbst geltend, und die Natur und Sitte und Religion bestätigen es. Nur über die Fälle, die immer seltener werden müssen mit fortschreitender Gesittung, können die Meinungen getheilt sein; hier zeigt sich dann vornehmlich der Einfluß der volksthümlichen, politischen, selbst der religiösen Ansichten. Wo aber von Tod und Leben die Rede ist, sollte man beide tiefer erfassen, als es meist bei diesen Verhandlungen geschieht; man legt dem Leben des Leibes einen un-

endlichen Werth für sich bei, und wiederum wird der Tod, als das unendliche Uebel betrachtet. Allerdings ist er, sofern er als Strafe statt hat, die schwerste Strafe, nur wenige Verbrechen können jene Nothwendigkeit der Sühne der Gerechtigkeit durch den Untergang begründen; dann aber, indem er die wahre Befreiung ist, den furchtbaren Widerspruch löset, den der Schuldige auch in sich selbst fühlt, und den er, sobald er erwacht und zur vollen Einsicht seiner Schuld gelangt ist, nicht zu tragen vermag — dann ist er, wie die Strafe überhaupt eine *Wohlthat*. Man hält sich häufig viel zu oberflächlich an den Ausdruck von Strafeübeln. Jene äußerste Nothwendigkeit ist das Gefühl des Schuldbewußten, und auch in einem dann verübten Selbstmord spricht sich nicht selten dieses, man kann sagen, höchst tragische Moment aus. Tragisch nenne ich es, im Sinne wie bei Aeschylus, und noch mehr bei Sophocles, besonders in der Antigone, jene Nothwendigkeit des Untergangs geoffenbart ist. So sagt sehr treffend Seneca de ira lib. I. Cap. V. i. f. „ultima supplicia sceleribus ultimis ponat, ut nemo pereat, nisi quem perire etiam pereuntis interit.“ Von der Strafe sagt er: „non enim nocet, sed medetur specie nocendi, — nec ulla dura videtur curatio, cuius salutaris effectus est.“ Man sieht, die Wahrheit ist nicht von heute und gestern, und aus dem Alterthum und der Vorzeit, die nicht so barbarisch sind, wie man sie nennt, wenn es gerade paßt, ist vieles zu lernen.

Die vorliegenden Schriften verdienen die sorgfältigste Erwägung, auch wegen der Tüchtigkeit der Gesinnung und der Leistungen des Vfs. Aber man muß, um seine Unbefangenheit zu bewahren, sich weder durch die das Gefühl so sehr ansprechenden Ansichten im Voraus bestimmen lassen, noch den vielfachen unbilligen und grundlosen Urtheilen, den wiederholten Schmähungen, welche die Strafgerechtigkeit als Rache und Rohheit bezeichnen, den offenbaren Einseitigkeiten einen Einfluß, der gegen den Verf. einnehmen könnte, einräumen. Wir finden in vieler Hinsicht so treffende Bemerkungen, daß wir über diese nur zur Rechtfertigung unserer Wissenschaft das Eine erinnern, daß sie nicht von dem Verf. zuerst hervorgebracht, sondern längst von Vielen anerkannt sind. Dahin gehört die Anerkennung des Zusammenhanges des Rechts mit der Sitte und Religion, die Verwerfung aller bloß

relativen Theorien, die Mißbilligung aller grausamen, durch ihre Vollstreckung empörenden Qualifikationen der Todesstrafen, der Anwendung derselben bei einer Menge nicht todeswürdiger Verbrechen, — die am wenigsten bei uns, am meisten in England stattfindet, — die Abweisung aller, außerhalb des Strafrechts liegenden Gründe, die zu jenem äußersten Mittel führen sollen. Indem ich in der Art, wie die Hauptfrage zu stellen und zu erörtern sei, so wie in Betreff ihrer nothwendigen Begrenzung, mit dem Verf. einverstanden bin, ist es nur das Ergebniss, in welchem ich ihm beizutreten nicht im Stande bin. Zuerst ist ein Mißverständniß zu beseitigen, dessen Folgen sich durch einen grossen Theil der Abhandlung des Verfs. ziehen. „Wie kommt es, (fragt er S. 5) daß die *Strafrechtswissenschaft*, welche den rechtlosen Zustand abwehren soll, so lange ohne Begründung, also selbst ohne wirklich durch einen von der Vernunft begründeten Rechtsanspruch gewesen ist?“ und S. 6: „Wie kommt es, daß die *Strafrechtswissenschaft* straft, ohne doch ihre Strafen rechtsgemäß erweisen zu können?“ Allein bekanntlich ist es nicht die *Wissenschaft*, welche straft, und somit trifft sie auch kein Vorwurf, selbst wenn er gegen das *Strafrecht* gegründet wäre. Ferner weiß, wer die Geschichte kennt, daß in allen Gebieten, nicht bloß in dem des Rechts, die Sache selbst und ihre Realität früher vorhanden war, als die Aufzeigung ihres Begriffes, als die Wissenschaft und die Berechtigung der Sache selbst; ihre Ansprüche auf Existenz sind darum nicht minder da, daß sie erst später erkannt, daß sie vielleicht lange Zeit verkannt sind. Wohl muß bei fortschreitender Bildung das wissenschaftliche Bedürfnis sich aussprechen und befriedigen, zunächst indem es das Bestehende, die bereits vorhandene Wahrheit zu begreifen sucht, aber wer dürfte sagen, es sei ihre Berechtigung erst seit dem Augenblicke vorhanden, wo sie sich dem Denker offenbart? Darum wird die Wahrheit und auch das Recht nicht erfunden, sondern sie wird gefunden, wie das, was schon da ist. Wenn nun längst vor der *Strafrechtswissenschaft* das *Strafrecht* da war, so ist seine Berechtigung, die wenn auch mangelhafte Verwirklichung der Idee des Rechts, auch gegründet; die Wissenschaft kann und soll diese erkennen, aber nicht schaffen. Vollends hat das Recht in seiner Objektivität sich nicht abhängig zu machen von den man-

cherlei guten, geistreichen, witzigen Einfällen, mit denen man demselben zum *Recht* des Daseins zu verhehlen sucht. Mangelhaft aber ist die Realisirung, theils überhaupt, weil sie in das Gebiet der Endlichkeit tritt, theils und insbesondere in einer bestimmten Zeit, weil diese, wenn auch die Arbeit der Geschichte der Vorzeit ihr zu Statte kommt, doch wieder eigenen Beschränkungen unterliegt und einer weitem Ausbildung bedürftig und fähig ist. Gründliche Kenner werden daher dem Rechte unserer Zeit, wenn auch vieles der Besserung bedarf, nicht den Vorwurf der Barbarei oder Unvernunft machen, und wer mit dem Zustande zur Zeit der Entstehung der P. G. O. Karls V. und ihrer Grundlage bekannt ist, wird nicht anstehen, auch die Fortschritte anzuerkennen, welche durch dieselbe gemacht worden sind. Das Princip der Gerechtigkeit zu Tage gefördert, und damit dasselbe nicht nur begründet, sondern auch realisirt zu haben, das ist die Arbeit der Geschichte des Geistigen, das Werk der Vorsehung, und hierin liegt der bereits bewiesene Anspruch, den die Gerechtigkeit hat, zu bestehen. Mag man die einem ungebildeten Zeitalter angehörigen rohen Strafarten, wie längst geschehen, verwerfen, mag man sie, weil die *erscheinende* Strafe nicht ihrem Begriffe völlig angemessen ist und war, selbst als von der Vernunft nunmehr unberechtigt erkennen: das Vernünftige, das Recht war dabei die Anerkennung, daß das Unrecht nicht bestehen dürfe, sondern dem Rechte weichen müsse, daß das Verbrechen bestraft werden solle, und zwar von Rechtswegen und aus keinem andern Grunde. Wir können daher für den uns hier beschäftigenden Gegenstand alle Theorien bei Seite lassen, die nicht die Gerechtigkeit zur *Grundlage* und zum *Zweck* machen. Nur bei der Theorie der Wiedervergeltung verweilen wir noch etwas länger. Ihr liegt die Ansicht zu Grunde, daß der Verbrecher in der vergeltenden *gerechten* Strafe, eben weil sie dieses ist, ein durch seine Schuld verdientes Uebel erfahre, daß diese Schuld das zu Beurtheilende und Aufzuhebende sei, daß daher ihm nicht mehr und nicht minder widerfahre, als seine Verwirkung — nicht bloß der Wille, nicht bloß die That als Erscheinung, sondern beides zusammen als Handlung — nöthig mache, wodurch bloß außer seiner Handlung fremde Rücksichten, z. B. wieviel Uebel man zur Abschreckung Anderer, zur Aufrethaltung des psy-

chischen Zwangs u. s. w. bedürfte, ausgeschlossen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCH.

Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaasse der Urschrift, aus dem Spanischen vollständig übersetzt, von F. M. Duttonhofer. Stuttgart, Löflund, 1833. VIII u. 235. S. 8.

Ausländische Dichterwerke metrisch zu übertragen ist empfehlenswerth, weil es der einzige Weg ist, neben dem Inhalte auch den Styl des Originals wiederzugeben, worin sich der Genius des Dichters auf die unmittelbarste Weise ausspricht, dem aber die Prosa ihrer Natur nach widerstrebt; metrische Werke aber ohne poetischen Gehalt metrisch zu übersetzen, ist verlorene Arbeit, und das oft unbewusste Streben, dem Style nachzu helfen, verleitet zur Untreue und giebt ein falsches Bild des Originals. Die zahlreichen spanischen Romanzen, welche die Geschichte des Nationalhelden Cid Ruy Diaz umfassen, sind, da sie nicht einer und derselben Feder entsprangen, von sehr ungleichem Werthe. Volkalieder sind nur wenige darunter und diese sind allerdings poetisch: sie lassen sich ohne Schwierigkeit an ihrem Style erkennen; den man aus den von Jacob Grimm mit richtigem Gefühle für den Volksgesang ausgewählten carolingischen Romanzen kennen lernen kann; den übrigen nicht volkswässigen, wenn auch namenlosen Stücken ist zwar nicht sammt und sonders dichterischer Geist abzusprechen, allein viele derselben tragen die Kennzeichen verbildeten Geschmacks, ein Haschen nach Gleichnissen selbst aus der alten Geschichte und Mythologie, einen pomphaften Ausdruck und dazu überall die Neigung, den einfachen Helden recht trotzig und hochfahrend auftreten zu lassen. Herder fühlte diese Mängel recht wohl und gab daher eine Bearbeitung oder Umdichtung, keine Uebersetzung der Cid-Romanzen; er tilgte was ihm ungehörig schien und so gab es ein anziehendes vielgelesenes Buch. Wer uns gleichwohl diesen Dichtungskreis in strenger Uebersetzung vorlegen will, den führt nur ein Weg zu glücklicher Lösung seiner Aufgabe: er sammle, sichte und wähle als Kritiker. Der Text der gegenwärtigen Uebersetzung ist, wie die Vorrede berichtet, „der von Escobar besorgte und im Jahr 1828 von Brünner in Frankfurt herausgegebene.“ Die Sache ist eigentlich die: Escobar sammelte vor etwa hundert und fünfzig Jahren die Romanzen vom Cid; die erste Ausgabe ist v. J. 1688, Recensent kennt nur die zweite v. 1702; von dieser Sammlung ist die Frankfurter ein Abdruck. Allein dies Hülfsmittel ist für einen Uebersetzer nicht ausreichend, da es bei weitem nicht alle Romanzen liefert, die man in den verschiedenen *Romanceros* und *Cancioneros* findet: von den fehlenden könnte Rec., der sie früher selbst einmal zusammengetragen, leicht ein Verzeichniß geben. Da Hr. D. sich ganz auf Escobar beschränkte und nicht einmal die Sammlungen von Grimm und Depping benutzte, da er also Gutes wie Schlechtes aufnehmen mußte, so verleitete

ihn, wenn er eine unpoetische Arbeit vor sich hatte, sein poetisches Gefühl ganz gegen sein Versprechen, nur eine „in Wort und Form treue Uebersetzung“ zu liefern, zu der eben berührten Methode des Besserns, wobei leider auch Mißverständnisse des Originals unterliefen. Rec. kann dies gleich mit der ersten Romanze belegen, Vs. 21 — 34:

mandé Unnar á sus hijos
y sin decillas palabra
les fue apretando uno á uno
las fidalgas tiernas palmas,
no para mirar en ellas
las quiromantiras rayas
que este fechicero abuso
no era nacido en España,
mas prestando el honor fuerças
á pesar del tiempo y canas
á la fria sangre y venas,
nervios y arterias heladas,
les apretó de manera,
que dixeron: señor basta.

Wörtliche Uebersetzung: „er (Cids Vater) liefs seine Söhne rufen und ohne ihnen ein Wort zu sagen, presste er einem nach dem andern die zarten Junkerhände zusammen, nicht nur in ihnen zu betrachten die chiromantischen Linien, denn dieser Hexen-Mißbrauch ist nicht in Spanien entstanden, sondern indem die Ehre trotz der Zeit und den grauen Haaren Kraft verlich dem kalten Blute und den eisigen Adern, Nerven und Arterien, presste er sie dergestalt, daß sie sagten: Herr, es ist genug.“ Poetische Uebersetzung des Hrn. D.:

Seine Söhne läßt er rufen,
Und ohn' auch ein Wort zu sagen,
Von den dreien edlen Brüdern
Eines jeden Hand er faßte,
Nicht um chiromantischer Weiss
Ihre Linien zu betrachten:
Denn in solchen Zauberkünsten
War er fremd als edler Spanier;
— Mehr hielt er auf Ehr' und Kühnheit,
Zeugen sind die weißen Haare —
Sondern ihre frischen Hände,
Blutvoll und voll Nervenkraft, er
Nun erfaßte so gewaltig,
Daß sie riefen: Herr, o laß es!

Es werden also die weißen Haare, bei dem spanischen Verfasser ein Zeichen der Schwäche, hier zu dem der Kühnheit, und das kalte Blut des Greises verwandelt sich in das frische der Jünglinge. Ob der Deutsche sagen darf: den dreien edlen Brüdern, giebt Rec. beifällig zu bedenken. — Hr. D. hält sich übrigens streng an die Form des Originals und bildete daher auch die Assonanz nach; in wiefern dies trotz dem Vorgange bekannter Meister rathsam sei, bleibe dahingestellt: ohne diese Fessel würde gegenwärtige Uebersetzung gewiß mehr Geleglichkeit zeigen.

F. Diez

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

October 1833.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. Dr. J. Chr. A. Grohmann.

(Fortsetzung.)

Wer die Strafe auf die Idee der Gerechtigkeit gründet, wird hiermit einverstanden sein. Aber vielleicht ist keine Theorie mehr angefochten worden, als eben diese. Einestheils verschulden dieses die unhaltbaren Begründungen der Theorie. Es ist namentlich auch nicht zu läugnen, daß ihr Hauptbegründer, Kant, gerade durch seine Herleitung und Ausführung derselben wohlgegründeten Widerspruch herbeiführen mußte. Theils aber sind von Seiten der Gegner gleich bei der Art, wie sie jene Theorie auffaßten, die sonderbarsten Mißverständnisse vorgekommen, durch deren Aufdeckung allein eine große Zahl ihrer Einwendungen sich von selbst erledigt. So verwechselt man gewöhnlich drei Momente, die nicht alle gleich wesentlich der Wiedervergeltungstheorie angehören, obgleich manche von deren Vertheidigern sie aufgenommen haben. Nämlich 1) *Vergeltung* als *Princip* des Strafrechts. Dieses ist so weit richtig, als es den Sinn hat, daß durch die Strafe nur Gerechtigkeit, und darum eine nothwendige Reaktion gegen den Uebertreter geübt werden soll; 2) *Vergeltung* in dem angedeuteten Sinn, als *Maßstab* der *Bestrafung*, der aus der Schuld entnommen, ihr gleich sein soll, — auch dies ist zuzugeben, daß die Strafe, welche mehr zufügt, oder weniger, als verdient ist, nicht eine gerechte sei; 3) *Vergeltung* als *Princip* für die

Wahl der Strafart, daß der Schuldige *dasselbe* erfahre, was er gethan oder verletzt habe, die *talso* des alten Rechts, z. B. das Mosaische Auge um Auge, Zahn um Zahn, oder der XII. Tafeln G. bei Realinjurien und Verletzungen der Gliedmaassen. Nachdem das historische Moment, welches dieser Talion eine Bedeutung verlieh, längst bei geläuterten Ansichten seine Berechtigung verloren hat, ist es nun freilich richtig, daß diese *buchstäbliche äußere Vergeltung*, dem nothwendigen zweiten Princip, der Vergeltung, als *Maass- Werth* widerspreche, daß an die Stelle der geforderten Gleichheit vielmehr das Gegentheil trete. Es ist längst die Unausführbarkeit und Ungerechtigkeit jenes Satzes gezeigt worden, und daß man, ohne Rücksicht auf andere Gründe, welche in der Gleichheit dem *Worte* nach, eine Ungleichheit der *Sache* bewirken, schon aus äußern, faktischen Gründen zu Abweichungen und dazu genöthigt sei, dem *speciellen* Aequivalent ein *allgemeines*, den *Werth* überhaupt, zu substituiren. Aber ist es nicht zu bedauern, wenn bis in die neueste Zeit die Gegner nicht aufhören, sich bei Würdigung der Vergeltungstheorie immer nur an dieses letzte, nicht einmal wesentliche Princip, an die Talion zu halten, um den leichtesten Sieg sich zu bereiten? Indem wir mit dem Verf. jene äußere Vergeltung für ungerecht erklären, können wir sie auch nicht als Rechtfertigung der Todesstrafe anerkennen, wodurch zugleich für die Vollstreckungsarten, sollten diese z. B. den Gräuslichkeiten einer bestimmten Mordthat entsprechen, die empörendsten Weisen zum Vorschein kommen müßten. Aber darin, daß selbst wo qualifizierte Todesstrafen zulässig waren, diese doch auf eine kleine Anzahl und Form beschränkt blieben, liegt die Anerkennung, es sei ein anderes Princip, was der Todesstrafe zu Grunde liege, eine Vergeltung anderer Art, Aufhebung des Daseins des Frevlers am fremden Dasein und am göttlichen Gesetz, nicht die *bestimmte* Todesart gegen die gleiche, die der Ge-

mordete erlitt. Daraus nun, daß auf jene Weise die Lebensstrafe nicht rechtlich begründet werden kann, folgt noch nicht, daß auch das andere richtige Princip dazu ungenügend sei.

Aber der Verf. stellt für das Strafrecht überhaupt ein anderes Princip auf, dessen Bestimmung jedoch bei der Unsicherheit und den theilweisen Widersprüchen seiner Angaben und der Verwechslung von Behauptungen mit Beweisen nicht ganz leicht fällt. Nach der Widerlegung der relativen Theorien, sofern sie die Todesstrafe rechtfertigen sollen, wird S. 21 gesagt: „der höchste Grundsatz des menschlichen Lebens, der Sittlichkeit, der Intelligenz ist und muß auch der Grundsatz des Rechts und des Strafrechts sein. Ohne diese Bedingung ist durchaus kein Recht und keine Rechtsstrafe denkbar.“ Ohne aber anzugeben, wie denn dieser höchste Grundsatz laute, heißt es weiter: „dies ist also das nächste und höchste Criterium, die Rechtmäßigkeit einer Rechtsstrafe zu prüfen, die Rechtsstrafe darf nicht dem Principe der Sittlichkeit entgegen sein, sie darf nicht die Rechte der *Persönlichkeit* der *Menschennatur* ausschließen; sie muß dem Grundsatz — Strafe soll *bessern* — nicht widersprechen.“ Alles, was nachher bemerkt wird, liefert aber weder den Beweis dieser Sätze, noch liegt in ihren Prämissen, daß die Strafe bessern solle. Freilich soll sie es, soweit dieses wichtige Ziel durch dieselbe erreicht werden kann, aber ohne jenen ersten unerläßlichen Beweis darf gar keine Strafe, auch nicht zu dem menschenfreundlichen Zwecke der Besserung erfolgen, und da Besserung niemals der Rechtsgrund der Strafe ist, so kann auch aus ihrem Princip kein Gegenargument gegen solche Strafarten entlehnt werden, mit deren Princip das der Besserung unvereinbar wäre. Wo die Freiheit beschränkt wird, muß gesorgt werden, daß der Frevler wo möglich gebessert in die Gesellschaft zurücktritt, aber diese Rücksicht ist so sehr verschieden von der des Rechts, daß weder eine bekundete Besserung eine Abkürzung, noch ein Mangel der bessern Gesinnung eine Verlängerung des gerecht bestimmten Maasses veranlassen darf. Amts-Entsetzung, Unfähigkeit zu Würden haben ihren Grund in der Nothwendigkeit, nur würdige Personen in Aemtern zu haben; ob dieses zur Besserung diene, ist gleichgültig, und auch der gebesserte Dieb soll kein Kassenbeamter, der gebesserte Bestechliche kein Richter mehr werden. Eben so wo die Macht der Idee über das

physische Leben Herr wird, und hierin liegt ihre Sittlichkeit, da ist die Hoffnung der Besserung, daß z. B. der Verbrecher sein Lebenlang keinen Mord mehr verüben würde, kein Grund, welcher der gerechten Strafe im Wege stehen könnte. Uebrigens erkennt doch der Verf. S. 25 selbst an: „daß die Rechtsstrafe nicht unmittelbar das Princip der moralischen Besserung in sich enthält, oder dasselbe zum Zweck habe,“ und mit seiner Folgerung, „daß sie dasselbe doch auch nicht ausschließen solle“, bin ich, unter der angegebenen Beschränkung einverstanden. Eine Hauptdifferenz aber zwischen der Ansicht des Verfs. und der fast allgemein angenommenen, die durch die Lehre der Geschichte und der Entwicklung des Vernünftigen in ihr bestätigt wird, ist, daß er die Person mit ihrem Rechte, die *Persönlichkeit* über den Staat setzt, und während diese vielmehr das Vergängliche, er das Bleibende, Nothwendige und höher Berechtigte ist, dem jenes, wie z. B. im Kriege, zur Rettung desselben, und so auch für die Gerechtigkeit nachgesetzt werden muß, so im Gegentheil der Staat dadurch beschränkt werden soll. Im regelmäßigen Zustande wird sich keine Collision ergeben, vielmehr hat die Person erst in und durch den Staat ihre Freiheit als sittliche, d. h. als Bewußtsein, dem Staat anzugehören, dessen Nothwendigkeit anerkannt wird, und hiermit ihren Schutz. Aber, wenn es zur Collision, zur Nothwendigkeit des Opfers kommt, dann kann nicht das Allgemeine dem Besondern, nicht der Staat dem Individuum nachstehen, und es würde, so fern nicht durch das Rechtsprincip die Bestimmung für die Beseitigung gegeben wäre und zur Ausführung käme, ein Kampf um die Existenz eintreten, und sich im Wege äußerster Gewalt nichts desto weniger das Recht des Staats bewähren, und dessen Dasein auf Kosten des untergeordneten Wohls erhalten. Der Vf. stellt aber S. 22. den Grundsatz auf: „der Mensch habe, indem er unbedingter Zweck an und für sich sei, — ein unbestreitbares Recht, auch für die *Sinnlichkeit*, die *Persönlichkeit* gegen alle Angriffe sinnlicher willkürlicher Gewalt zu behaupten. Der Staat sei diesem seinem höchsten Begriffe nach, die *negative* Seite der Pflichtenlehre, den heiligen Bezirk der positiven Pflichten gegen alle Eingriffe einer Sinnengewalt, gegen alle Angriffe gewaltsamer sinnlicher Bedingungen zu beschützen. Wenn es in der positiven moralischen Gesetzgebung heißt: „Du sollst dein Leben erhalten, oder

sich nicht tödten, auch sich nicht an dem Leben des Nächsten vergreifen," so folgt daraus unmittelbar das Vernunftrecht, die gegenseitige bedingte und bedingende Rechtsbefugniß, sich gegen jede solche äußere Pflichtverletzung der Persönlichkeit zu schützen, alle gewalthätigen Eingriffe von der Persönlichkeit der Vernunftwesen abzuhalten. Es liegt aber nun zugleich in der Bedingung dieser Abwehr, daß diese selbst, in wie fern sie das Unrecht abwehren soll, nicht selbst auch die sittliche Grenze der Persönlichkeit überschreite und zum Unrecht werde, d. h. jede Abwehr, Strafe und Strafgesetzgebung ist auf das unerläßliche Maas der moralischen Persönlichkeit und Intelligenz gebunden."

In dieser Stelle ist der Mittelpunkt des Systems zu suchen. Einverstanden mit dem Satz: „die Strafe soll die moralische Persönlichkeit des Menschen nicht verletzen" werden auch diejenigen Vertheidiger der Gerechtigkeitstheorie sein, die etwas tieferes als Abwehr, in der Strafe erkennen, aber der Satz selbst bedarf einer nähern Bestimmung, namentlich fragt sich, theils, ob in dem nothwendigen Hingeben des leiblichen Lebens eine Verletzung der weit über diesem stehenden, und von demselben unabhängigen Intelligenz enthalten sei, die doch auch nach dem physischen Tode als fortdauernd angenommen werden muß, theils, da nicht bloß Angriffe auf die Persönlichkeit des Einzelnen, sondern auch gegen den Staat und das Recht unmittelbar abzuwehren sind, ob jene sogenannte moralische Persönlichkeit überhaupt das höchste Recht in Anspruch zu nehmen habe? Und ob, wenn man des Verfs. Prämissen zugesteht, die Beschränkung der Persönlichkeit und Freiheit, in lebenslanger, oder langdauernder Haft etwa nicht enthalten sei? Wir finden S. 62 Note *) die richtige Bemerkung „der Begriff der Todesstrafe sei „gar sehr" (besser: „durchaus") verschieden von der Tödtung des Angreifers im Falle der Nothwehr". Wenn es aber weiter heisst: „Eine solche Nothwehr steht auch dem Staate zu, und ist vollkommen Recht z. B. gegen den Ueberläufer der Quarantaine oder Cordons in Pestzeiten, oder gegen den Verräther in Kriegszeiten. Hier gilt das unmittelbare Standrecht, „Noth bricht Eisen"; so liesse sich mancherlei dagegen erinnern. Schon die Berufung auf ein unmittelbares Standrecht und eine Nothwehr, die auch dem Staate zustehe, führt zu einer unrichtigen Ansicht der Ableitung des Rechts des Staats vom dem der Einzelnen. Die Nothwehr aber würde hier,

angewandt zum Schutz des Lebens, grade das opfern, was unverletzlich sein soll, der Tod des Verräthers, nach verübtem Vorrath, diesen nicht mehr, abwehren, vorher aber eine bloße politische Maassregel sein, die der Verf. selbst nicht gutheset. Es muß aber für solche Fälle ein höherer Rechtsgrund aufgewiesen werden, wonach zwar allerdings dieselben von der Strafe verschieden sind, aber unter einem gemeinschaftlichen Princip höherer rechtlicher Nothwendigkeit stehn, wie denn Nothwehr etwas anderes ist, als Eisen brechen, nicht ein Recht „in der unmittelbaren Eile der Noth" etwas zu thun, was eigentlich Unrecht wäre, sondern was hier geschieht, ist Recht gegen das Unrecht, und jedes Uebermaas ist selbst Unrecht.

Eine andere Seite ist es, von der der Verf. vornehmlich die Todesstrafe angreift. Sie betrifft die Zurechnung, und wir kommen hier in ein anderes weites Gebiet von Streitfragen. Der Vf. sagt: „Es ist unläugbar, daß die intelligibeln persönlichen Rechte außer dem Bezirke des Strafrechts liegen, denn — sie machen selbst ja nur erst ein Staats- und Strafrecht möglich. Eben so unläugbar ist es aber auch, daß das Strafrecht sich nicht an dem Menschen als Material, an seiner physischen Natur vergreifen darf — denn auch diese ist nur ein gegebenes und macht erst den Staat möglich. Ohne Vernunftrechte, die heilig und unverletzlich sind (richtig), ohne Menschen- und Völkerleben als körperliche Erscheinung ist keine Existenz des Staats denkbar." Freilich ohne Menschenleben kein Staat. Aber das soll doch wohl nicht der Beweis der Unrechtheit der Todesstrafe sein? Insofern hier etwas bloß Faktisches behauptet wird, so müßte der Tod, der aller Menschen Schicksal ist, auch ohne die Strafe, die doch der allerseltenste Ausnahmefall ist, es müßten Kämpfe für das Vaterland, statt den Staat zu retten, ihn auflösen.

(Der Beschluß folgt.)

XIII.

Sophoclis Trachiniae. Recognovit et adversarius enarravit Ioannes Apitzius Ph. Dr. AA. LL. M. Habis Saxonum MDCCCXXXIII. S. 340 u. XII. 8.

Ein Buch hat vielfache biographische Aehnlichkeit mit dem Menschen. Wie es in heiligen Autorschmerzen geboren, wie es schon in den Windeln der Druckerei von Vettern und Basen

als ein Wunder von Kind umstaunt wird, wie es sich dann von Weltumgestaltung und Unsterblichkeit träumend, mit einer Dedikation, als Wechsel auf irgend eine bedeutende Firma versehen, in die Welt hinauswagt, in elegantem Einbände antichambriert, von einem befreundeten „Rufer im Streit“ auf dem Jahrmarkte des Ruhmes, in dem Büchergedränge der Literaturzeitzungen und der geschäftigen Müßiggangerei der übrigen Journale angepriesen wird, wie es umsonst auf Käufer harrt, und im besten Fall einen Augenblick umdrängt, begafft und bekritelt wird, um dann für immer der Vergessenheit zu verfallen oder einem neuen Autor, polygamisch mit anderen Leidensgefährten, sein Bestes zu einem neuen Buch; zur Fortpflanzung des unseligen Eintagesgeschlechtes herzugeben, — das etwa ist die rührende Analogie des grüßten Theiles der Bücher und Menschen. Wessen Herz nicht mit dreifachem Stahl unpanzert ist, der wird, jenes Verhängnisses eingedenk, das auch seiner wartet, über ein Buch, über einen Menschen, und gar über einen Autor, das ist Mensch und Buch in Einem, nimmer hart urtheilen zu müssen wünschen.

So dachte ich, als mir die Lesung des eben genannten Buches noch eine neue Analogie erschloß: die nämlich, daß beide; jugendliche Bücher und Menschen, den schönen Wahn mit einander theilen, man müsse sie nehmen, wie sie sind, man müsse das Neue und Eigenthümliche, worin sie sich fühlen, wie gering es auch sei, dankbar anerkennen und entgegen nehmen; sie ahnden noch nicht, daß die Aufmerksamkeit, die sie fordern, auch Forderungen machen darf, daß ein Paar Weizenkörner nicht der Mühe Werth sind, einen Haufen Spreu, Kehricht u. s. w. zu durchsuchen, daß endlich, nach dem Münzfuß wissenschaftlicher Leistungen, alles, was seinem Gehalt nach unter dem Nominalwerthe seines Gepräges ist, zur Scheidemünze gehört, die, gut genug für den kleinen Verkehr, für Almosen und Klingebeutel, als Metall wenig gilt und gar zu dem Nationalvermögen kaum noch ein Verhältniß hat.

Refer. muß, um Mißdeutungen vorzubeugen, versichern, daß vorliegendes Buch keinesweges zur philologischen Pfenniglitteratur gehören will, obachon es sich bereits zum Theil in einem anderen Abdruck (*ad summos in philosophia honores rite capessendos*) verbreitet hat. Und fragt man, was es und für wen es sein will, so giebt die Verrede etwa Folgendes zur Antwort: „der an Geist Schwache und der mit Gelehrsamkeit wenig Ausgerüstete wird von dem Buch wenig Nutzen haben“ und dann: „auch geringfügigere Dinge sind in den Adversarien mit aufgenommen, und zwar so, daß der Leser von dem Leichterem zum Schwereren hinübergeführt wird.“ Ist das für den an Geist Starken und mit Gelehrsamkeit wohl Versesehenen, sind für den die „*tironum causa*“ geschriebenen Bemerkungen? oder die aus römischen und griechischen Autoren citirten Parallelsentenzen? oder die Alltögllichkeiten über *ἰστέον βία*, über das instrumentale *is* und Aehnliches?

Die Form, die der Hr. Verf. für den erläuternden Theil bei-

ner Arbeit hat wählen wollen, ist die von Adversarien, d. h. von willkürlichen Bemerkungen und Einfällen, an dies oder jenes Wort des Textes angeknüpft. Wenn der Hr. Verf. sich nicht der ganzen Zufälligkeit, welche diese schlechteste Form gelehrter Arbeiten gestattet, hingeeben, sondern eine Art fortlaufenden Commentars nur mit diesem sublinar adreprehensoren Namen genannt hat, so scheint er fast, als habe er damit im Voraus jeden Tadel, daß ihm zufällig nichts Besseres eingefallen ist, abwenden wollen. In der That die Philologie darf heutigen Tages höhere Anforderungen an den Herausgeber einer Sophokleischen Tragödie machen, als der Hr. Verf. an sich selbst gemacht zu haben scheint. Die Fragen höherer Kritik, die sich namentlich bei dieser Tragödie vielfach aufdrängen, wurden entweder ganz übergangen, oder heilküßig über Bord geworfen. Ueber den ästhetischen Werth des Stückes begnügt sich der Hr. Verf., die interessante Kritik Schlegels mit Folgendem abzufertigen: „Ich möchte wohl wissen, warum wir die Trachinierinnen den übrigen Stücken des Sophokles nachsetzen, warum sie seines Genies unwürdig nennen sollen?“ Der Ansicht, das Stück enthalte Spuren einer doppelten Recension, wird mit einer gewaltsamen Umstellung der Verse in der Hauptbeweistelle (vs. 85.) begegnet. In Beziehung auf die Zeit, in der die Tragödie verfaßt sei, versichert der Hr. Verf.: *est ipsa juvenis Sophoclis, nondum arte sua satis exercitati, ut Rhesus forsitan Euripidis — illa mea est sententia, quam qui quaesiverit confirmatam inveniet*; in der That, ein bombenfester Beweis; gleich als wäre es in der Poesie wie in der Philologie, und mit den großen Sternen der Jahrhunderte wie mit uns Irrlichtern einer kurzen Gegenwart; gleich als müßte ein Sophokles auch erst schlechte Schriften edirt, und allmählig sich mehr Mühe zu geben, tiefere Gedanken zu fassen, ein ernsteres Streben zu entwickeln begonnen haben.

Ich bin davon abgekommen zu sagen, daß, das Metrische anlangend, der Hr. Verf. auch nicht den Versuch hat machen wollen, etwas zu leisten, daß er von den neuerdings angeregten Fragen über die Personenvertheilungen im Chor u. s. w. keine Notiz genommen hat, daß er den Text der Tragödie ohne andere kritische Hilfsmittel als die bekannten und seinen Scharfsinn, oft glücklich, öfter willkürlich und unnöthiger Weise verändert hat. Das und Aehnliches will ich übergehen, um schließlich alles Ernstes mein Bedauern darüber auszudrücken, daß sich auch unter uns jüngeren Philologen diese unwissenschaftliche, pretensiose und unerfreuliche Art zu arbeiten wiederholt, um deren willen unsere Disciplin verrufen ist; es thut mir dies um so mehr leid, als sich in dem vorliegenden Buche deutlich genug zeigt, daß es dem Hrn. Verf. weder an Gelehrsamkeit und Fleiß, noch an Talent fehlt, um Bedeutsames zu leisten, und in die frische Regsamkeit, welche die jetzige Philologie auszeichnet, fördernd mit einzugreifen.

Joh. Gust. Droysen.

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

October. 1833.

I. Ueber das Princip des Strafrechts. Der Staat hat kein Recht, am Leben zu strafen. Zur Begründung einer philosophischen und christlichen Strafrechtslehre. Von J. C. A. Grohmann.

II. Bitte und Frage an die Landständische Versammlung des Königreichs Sachsen. Dresden 1833. Für die Abschaffung der Todesstrafe, vom Prof. D. J. Chr. A. Grohmann.

(Schluß.)

Es heisst nun weiter S. 32: „Wenn also (!) Strafen weder an der unmittelbar intelligibeln, noch auch an der unmittelbar somatischen Natur des Menschen verhängt werden dürfen, so entsteht die Frage, welches ist nun das Strafobjekt, oder an welchen Bestimmungen, in welcher Beziehung kann und darf der Mensch gestraft werden? Es *gibt* drei Objekte, *wie* sich nämlich die allgemeine Natur in Rücksicht der Bestimmung, oder Selbstbestimmung äussert“. Ich gestehe, dass mir in dieser kurzen Stelle mehreres undeutlich ist. Das: „*es gibt*“ ist ein empirisches Aufzählen ohne Begründung, das „*wie*“ ist eine Modalität, die nicht das Objekt, sondern etwas an ihm erklärt, — die „*allgemeine*“ Natur lässt auf einen Gegensatz schliessen. Jene *Objekte* sind nun „Wille, Naturgewalt“ und „noch ein drittes, wodurch sich ganz eigenthümlich das Sein der menschlichen, sinnlichen Natur zu erkennen giebt, es ist nämlich die Willkür, das Gemisch von halb freier und halb nothwendiger Bestimmung, von theils selbstthätigen Vorstellungen, theils passiven sinnlichen Antrieben und Eindrücken“. „Diese Willkür ist nun das eigenthümliche Strafobjekt, sie *bezieht* sich auf den Menschen als Erscheinung, als ein zwischen Vernunft und Sinnlichkeit getheiltes Wesen“. Diese Willkür wird nun weiter bestimmt, als die einer blofs unbe-

sonnenen leichtsinnigen Handlungsweise, als der mit Verstand und Berechnung ausgeführte Vorsatz, und als der böse, wiederholte Vorsatz. Diese drei Arten der Willkür stehen nun in Beziehung auf die mannichfaltigen Objekte des willkürlichen Seins und Handelns, deren auch drei Arten sind: „Es ist nämlich Vieles in der Welt, was *gleichsam* blofs *umhergestreut* ist, die scheinbare *res nullius*, woran sich die Willkür so gern und am meisten übt. Das Objekt ist *gleichsam* eben so herrenlos, als die Willkür selbst.“ „Eine zweite Art ist das mehr *gebundene* Sein und Leben, was die äussere und innere Sphäre des Menschen bindet, das Mein und Dein der Personen und des Eigenthums. An *diesem* Objekte übt sich nun mehr der sogenannte Vorsatz, die mehr sich bindende und nach sinnlichen Zwecken handelnde Willkür“. „Ein drittes Objekt endlich, was kaum mehr Objekt genannt werden kann, ist die persönliche Natur des Menschen selbst, es sind die persönlichen Menschenrechte u. s. w. welche mit heiliger Achtung hervortreten, und es dürfte kaum eine Willkür zu finden sein, die ohne Scheu, ohne Furcht dieselben verletzte“. „Das Strafrecht kann nun ganz allein diese Willkür zum Objekt haben, die Rechtsbefugniss der Strafe ist nun das moralische Gesetz selbst, diese Willkür zu verdrängen, und sie durch angemessene Mittel, durch Zwang oder Strafe zu bessern. Aus diesen Sätzen bestimmt der Verf. die allgemeinen Grenzen der Rechtsstrafe, und geht über „zu den *Mitteln*, durch welche, und an welchen (!) die Strafe verhängt werden darf.“ „Der Mensch tritt in die Welt ein zwar als Naturobjekt, als ein schon bestimmtes, und *gleichsam fertiges* Wesen, aber auch zugleich als ein Wesen, welches erst *werden*, seine intelligible Laufbahn durch seine eigenen Kräfte eröffnen und vollenden soll. Zwischen dem intelligibeln Reiche der persönlichen Rechte, und der äussern sinnlichen, wie schon fertigen und bestimmten Natur liegt nun ein mittleres, an welchem sich die Frei-

heit des Menschen erprobt, oder, durch welches erst der Mensch seine Persönlichkeit erweist, und zum persönlichen Wesen in und für die Sinnenwelt wird." Dahin gehören *Arbeit, Freiheit und Ehre*, und nur sie sind Mittel und Objekt der Rechtsstrafe. „Alle andern Strafen liegen ausser dem Gebiete des Staats, und sind entweder irrational oder unmenschlich und grausam.“

Treffend wird gegen manche verwerfliche Strafarten gesprochen. Doch heisst es, dass die Strafe „*erstlich* das nothwendige Merkmal zu bessern habe," und dass dann neben der *Milde* die *Gerechtigkeit* erst hinterher in Betracht kommt. Jene drei Strafarten sollen S. 40 auch noch so gerechtfertigt werden: „Die Willkür sündigt am meisten an folgenden Gütern der Menschheit: *Eigenthum, Freiheit, Ehre*. Also Arbeits-, Freiheits- und Ehren-Strafen. Alle andern Strafen sind vom Uebel.“ Allein sündigt die Willkür nicht auch am Leben und den s. g. Urrechten, und zwar dem Leben der Individuen und dem des Staats, und ist denn das Verbrechen nur Verletzung individueller Rechte, und nicht vorzugsweise des Rechts selbst? Wenn hier das Objekt der Verletzung entscheidet, so kann auf diesem Wege nicht die Unstatthaftigkeit der Lebensstrafe gezeigt werden.

Wir kehren zu der Frage nach der Zurechnung zurück. Wenn die Schwierigkeit, selbst Unmöglichkeit, die Schuld und Zurechnung, das Dasein der s. g. Freiheit oder des Gegentheils zu bestimmen, behauptet wird, und dass „noch *gerechtere* Einwürfe gegen die Todesstrafe sich auf die Erkenntniss der Zurechnung beziehen“, so wird man zugeben, dass diese der hier zu erörternden Frage ganz fremd sei. Die Zurechnung ist die Bedingung des Verbrechens überhaupt; wo sie fehlt, ist gar keine Handlung, auch keine Strafbarkeit da; und wenn die Unmöglichkeit, sie zu erkennen, feststände, so würde diese einen allgemeinen Grund, nicht gegen die einzelnen Strafarten, sondern gegen alle und jede Strafe darbieten. Mit der Frage nach der Rechtmässigkeit der Todesstrafe hat aber jene angebliche Unmöglichkeit nichts zu thun: diese Strafart könnte man als rechtmässig anerkennen, und es wäre dann ein faktisches Hinderniss ihrer Anwendung in jedem einzelnen Fall, wenn man ausser Stande wäre, ihre Prämisse, die Schuld, die Zurechnung, festzustellen. Vollends entsteht ein gefährlicher Widerspruch, wenn man diese Unmöglichkeit nur auf Fälle der todeswürdigen Ver-

brechen bezieht, hingegen jene Bedenken nicht trägt, wo es auf andere Strafen, z. B. lebenslange Haft, ankäme, die nicht minder dieselben Voraussetzungen haben muss. Die Unzulänglichkeit seiner Gründe scheint der Verf. zu fühlen, indem er die aus der Schwierigkeit der Frage über die Zurechnung, die „noch gerechtern“ nennt. Wer wollte läugnen, dass diese Frage eine schwierige sei — aber sie ist nicht unauf löslich, wenn man sich nur darüber Rechenschaft giebt, worauf es bei der Beurtheilung ankomme, wenn man nicht der Lehre des Determinismus, deren neuer Vertheidiger vielfach eine Autorität für den Verf. ist, und nicht einer Theorie sich hingiebt, die mit der Freiheit und Möglichkeit der Zurechnung zuletzt allen Unterschied zwischen Recht und Unrecht aufgibt. Der Verf. behauptet allgemein, der Gerichtsarzt solle Bedenken tragen, über die Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers bis zur möglichen *Todesstrafe* zu urtheilen, und nennt S. 20 es Blendwerk einer mechanischen Theilung: „der Gerichtsarzt habe sich nicht, um die juristische Consequenz des gefällten Urtheils, (nämlich über die Zurechnung) zu bekümmern. Gewissenhafte Aerzte werden, wenn sie die Zurechnung begründet finden, sich durch die Grösse der dem Verbrecher bevorstehenden Strafe so wenig verleiten lassen, ihrem *Eide* entgegen zu handeln, als unter gleicher Consequenz andere gerichtlich vernommene Zeugen. Wohin würde eine Theorie führen, die es erlaubte, den *Eid* zu verletzen, wenn auf der Beobachtung desselben eine strenge aber gerechte Folge für den Schuldigen gegründet würde. Sollen wir für uns gutheissen, was ohnlängst Golberg den Geschwornen mit Recht zum Vorwurf machte? und was sich auch schon bei Juristen zeigt? (Vgl. *Eugène Sue (la Coucaratcha II. S. 195. Bruxelles 1832.)*)

Die Ergebnisse seiner weitem Untersuchung stellt der Vf. S. 64 dahin auf: die Todesstrafe ist 1) „*unzweckmässig*, weil sie den äussern Zweck nicht erreicht, den sie erreichen soll.“ Allein sofern von dem Zwecke noch vor dem Rechte die Rede sein kann, so ist dieser Einwand falsch; — weil sie keinen andern Zweck, als den der Strafe überhaupt hat, den verbrecherischen Willen aufzuheben, und im äussersten Falle zu vernichten, und diesen erreicht sie vollständig, 2) „*unrechtmässig*, 3) „*unrecht*, jenes, „weil das Recht ihrer Anwendung unerweislich sei“ — aber damit ist kein Beweis geführt, sondern nur etwas Anderem widersprochen, — und

„die Bestimmungen über Freiheit und Zurechnung zweifelhaft seien“, dieses: weil — „die physische und intelligente Natur den Staat erst möglich machen; das Leben an sich eine unendliche Größe ist, die bis in die Ewigkeit reicht, und kein Mensch, kein Staat das Recht hat, diese Linie abzukürzen, oder abzuschneiden.“ Dafs der Staat dieses Recht nicht habe, war aber zu beweisen und steht daher nicht recht logisch als ein Argument dessen angeführt, was Gegenstand des Beweises ist. Die in die Ewigkeit reichende unendliche Größe wird aber, eben weil sie dieses ist, von dem physischen Tod, dem nothwendigen, nicht berührt, also auch nicht in den seltenen Fällen, wo zur Rettung der Seele der Leib hingegeben werden mufs. Darum wenn 4) aus „christlicher Philosophie und Religion“ die Todesentziehung Unrecht ist, bemerke ich, dafs allerdings die Lehre des Christenthums, und zwar der Geist derselben, nicht einzelne Stellen, die man für und gegen die Todesstrafe brauchen kann, befragt werden müssen. Unmittelbar entscheidet die Religion nicht. Aber das wissen wir, dafs der Tod, den Christus überwunden, und das Leben, das wir durch ihn gewonnen haben, beides nicht die des Leibes und des vergänglichchen Daseins sind, von denen hier allein die Rede ist.

Historische Unrichtigkeiten finden sich mehrere in dieser Schrift. So namentlich ist die öfter-vorkommende Behauptung falsch, dafs wir in Deutschland mit dem Mesiasmus des alten Testaments, der zugleich mit dem neuen, und der Annahme des Christenthums zu den Völkern gekommen, auch die Todesstrafe überkommen hätten. (Vgl. z. B. Tac. Germ. c. 12.)

Die zweite Schrift: „An die landständische Versammlung zu Dresden, für die Abschaffung der Todesstrafe“, enthält nur kürzlich die Resultate der ersten und die Bitte um deren Berücksichtigung, nebst der Verwahrung gegen einige Mißverständnisse.

Gewifs wird jeder dem Eifer des Verfs. und seiner Gesinnung Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch nicht seinen Gründen beistimmen. Um so weniger aber dürfen wir verhehlen, dafs er gegen seine Gegner, die er „Freunde der Todesstrafe“ nennt, (das sind sie nicht, wenn sie auch dieselbe so gut, wie berühmte Kenner der heiligen Schrift, wie Luther und jetzt wieder Ammon, für gerecht und zulässig halten) nicht selten unbillig ist, und seine Darstellung nicht stets in den Grenzen leidenschaftloser Forschung sich bewegt.

Man kann sich nicht bergen, dafs z. B. Hegel, dessen Grundsätze, von welcher Seite man sie auch betrachten möge, der sorgfältigsten Prüfung würdig sind, dadurch nicht, wie es sich ziemt, behandelt wird, wenn statt des Versuchs der Widerlegung eine kurze Abfertigung mit den Bezeichnungen des „Obscurantismus und Scholasticismus“ erfolgt, der längst zur Genüge erörterten Mißdeutungen hier nicht einmal zu gedenken. Der Wahrheit wird dadurch nicht gedient, und jedenfalls ist es nicht der auf solche Weise Angegriffene, der dadurch verliert.

J. F. H. Abegg.

XCIV.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg, 1833. 8. CXX u. 946 S.

Während die Soc. f. wissenschaftl. Kr. einer ausführlichen Beurtheilung dieses Gesang- und Gebetbuchs von einem berühmten Mitarbeiter an diesen Jahrbüchern entgegensteht, hat der Unterz. mit diesem Werk näher Bekanntschaft gemacht. Es sind ihm insonderheit von dem Inhalt des 1. Anhangs, der den Liedern und Gebeten voraufgeht, mancherlei Zweifel aufgestoßen, die er nicht gern unterdrücken möchte. Darauf allein steht beschränkend ist der folgende Aufsatz entstanden, welchem, sowohl um den Werth, denn die Soc. auf jene geistliche Liedersammlung legt, in voraus zu bezeugen, als auch die zu erwartende umfassendere Beurtheilung als nahe bevorstehend anzukündigen, hier eine Stelle vergönnt worden ist.

Zur Erreichung des Zwecks, den der verehrte Hr. Herausgeber dieser Sammlung in der Vorrede ausgesprochen hat, zunächst eine vielseitige Prüfung derselben zu veranlassen, möchte ich sehr gern diesen, wenn gleich nur geringen Beitrag geben, nämlich nur in Bezug auf die Grundsätze, nach denen die Lieder des christlichen Kirchenjahrs geordnet worden sind. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Gedanken zu loben, von denen diese sinnige, zum Theil auch tiefe Erfassung des an sich tiefen Sinnes der ganzen kirchlichen Sonn- und Festtagsfeier durchdrungen ist. Das Tiefe des kirchlichen Cyclus an sich ist allein das christlich-Gedankenvolle darin; dieses aber bestimmt

sich aus der vorhergegangenen Erkenntniß des wahren Inhalts der christlichen Religion selbst und überhaupt, auch abgesehen von ihrer liturgischen und hymnologischen Entwicklung. Wer sich daher daran begiebt, diese bestimmten Ergüsse des christlichen Geistes, welche sich in der Form heiliger Lieder darstellen, auf der Grundlage des christlichen Kirchenjahrs zu ordnen und den Platz wiederzufinden, welchem ein jedes durch sich selbst angehört, kann dieses nur aus dem Ganzen der christlichen Lehrerkennntniß thun und es wird nur in dem Maas gelingen, als er, wie der Hr. Herausgeber dieser Sammlung, sich zuvor in dem Innersten des Heiligthums christlicher Erkenntniß wohl orientirt und zurechtgefunden hat. Das christliche Kirchenlied ist nichts in diesem Sinn Selbständiges, daß es durch sich allein zu verstehen wäre. Bevor der christliche Geist sich in Liedern aussprach, hatte er schon viele vorhergegangene Stufen überstiegen. Er machte zuerst das Wort überhaupt zu seiner vollkommensten Offenbarung, gleichwie Gott selbst als das Wort die Offenbarung des Vaters ist. Das Wort ist dann weiter, wie es das einsame ist, auch das gemeinsame. Die Stiftung der wahren Religion ist als solche auch die Stiftung der wahren Kirche und hier erst finden wir das Lied als Ausdruck der gemeinsamen Erbauung. Es gehören daher, wie das auch bei dem Hrn. Herausgeber nicht zu verkennen ist, große Studien des christlichen Geistes, Wortes und Gottesdienstes überhaupt dazu, um dem christlichen Kirchenlied seinen rechten Platz in dem allgemeinen Liederkreise des christlichen Kirchenjahrs zu vindiciren. Ob dieses nun überall in diesem Werk und in gleicher Weise gelungen sei, möchte ich schon in Hinsicht auf einige der Grundsätze, wonach es geschehen ist, im Einzelnen sehr bezweifeln. Es sind nur zu oft nur Grundsätze, wonach der Hr. Herausgeber verfährt; aber das, was darin zum Grunde gesetzt ist, hat nicht immer den ursprünglich christlichen Grundgedanken zum Inhalt, sondern nur eine subjektive Vorstellung, das sogenannte und nur zu oft genannte christliche Bewußtsein, welches, als dieses unmittelbare, sich nicht auch stets durch den nachgewiesenen objektiven Inhalt der christlichen Religion vermittelt und rechtfertigt.

Thut es das nicht, so giebt es jeder andern Vorstellung auch das Recht, sich in gleicher Weise geltend zu machen, d. h. es hat nicht ganz Recht und auch nicht ganz Unrecht, wie der Irrthum auch. Die Wahrheit aber, die allein Recht hat, greift in der begreifenden Erkenntniß über den Irrthum hinaus, und läßt ihn, als eine Einseitigkeit, hinter und unter sich.

Des Hrn. Verfs. höchst rühmliches und der willigsten Anerkennung werthes Bestreben geht auf eine systematische Aufstellung der gesamten kirchlichen Liedermaße. Man kann bei dem Ausdruck: systematisch, zumal in Bezug auf den Inhalt eines Gesangbuchs, leicht erschrecken, weil man fälschlich dabei sogleich an Wissenschaft zu denken gewohnt ist. Indessen genügt schon zu richtigem Verständniß die Einsicht, daß Vieles ein System ist, ohne Wissenschaft zu sein oder ehe es zu dieser geworden. Das Weltsystem war an sich vorhanden, ehe es das Kopernikanische wurde; ebenso das Pflanzensystem vor dem Linnéischen. Alles wissenschaftlichen Systems Aufgabe ist selbst keine andere, als das, was an sich System ist, nur in Gedanken zu verwandeln und es darin zu reproduciren; nur das Wirkliche wird so das Wahre. Wäre die christliche Religion (in der Bibel, als derselben äußerlichen Erscheinung, allerdings noch zerstreut) nicht an sich System d. h. nicht nur, innerer, widerspruchloser Zusammenhang (für den Verstand die Konsequenz), sondern auch Ein Gedanke, der in dem Anfang seiner Entwicklung schon sein Ende in sich trägt und an diesem wieder in seinen Anfang zurückkehrt (für die Vernunft das System), so könnte sie es auch nimmermehr werden (in der Wissenschaft der Theologie). Es heißt zwar auch Vieles System, was es nicht ist. Man ist verschwenderisch, lügnerisch mit diesem Ausdruck. Es kann auch Vieles durchaus kein System sein oder werden. So ist auch in Bezug auf die kirchlichen Lieder unmöglich, ein System in ihnen selbst an und für sich zu entdecken, nicht nur, weil jedes Lied unabhängig von dem andern entstanden ist und für sich steht, als auch dessen Inhalt oft nur ganz subjektiv, wenn gleich fromme, Gefühle und Zustände darstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

October 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

Morgen- und Abend-Lieder, Lieder in Pest- und Kriegeszeiten, auf der Reise u. s. w. haben ihre Hauptbestimmung in gewissen an und für sich nicht geweihten Zeiten und Umständen. Ein anderes aber ist, wenn ein Lied sich an eine Thatsache des allgemeinen christlich-kirchlichen Lebens anschließt, oder die Beziehung auf eine bestimmte Lehre des Evangeliums als Seele desselben in sich trägt; hiedurch rückt es in einen an sich seienden Zusammenhang hinein und hat die Fähigkeit in sich, sowohl durch diese in ihm selbst liegende Bestimmung, als auch durch die sich ihm öffnende Thür des Gedankensystems der Religion in den an und für sich seienden und kirchlich auch bestimmt ausgedrückten Organismus derselben hineingezogen und aufgenommen zu werden. In dieser Weise entsteht auf dem Grund und Boden des allgemeinen christlichen Kirchenjahrs ein hymnologisches. Die entscheidenden Bestimmungen für dieses sind theils in der Natur der verschiedenen Lieder, theils in der Grundidee des christlichen Kirchenjahrs zu suchen. Die Art und Weise, wie bis jetzt der reiche deutsch-kirchliche Liederschatz in den zahllosen Gesangbüchern den verschiedenen Momenten und Gliedern des kirchlichen Jahres verknüpft worden, ist theils ganz roh und äußerlich, theils zufällig und gedankenlos. Erst in dem vorliegenden Gesangbuch ist zur Lösung dieser Aufgabe ein besserer, sinniger Anfang gemacht, der in jedem Falle das Verdienst hat, von diesem Punkte aus das Geschäft früher oder später zu einem würdigen Resultat hinzuführen. Es ist auch noch in keinem so mit bestimmtem Bewußtsein geschehen: denn die Willkür mußte, um nicht entdeckt zu werden, sich scheuen, von ihrem Verfahren auch in bestimmter Weise Rede zu halten.

chenschaft zu geben. Indem nun des Hrn. Verfs. Absichten darauf gerichtet ist: „die den Liedern zu Grunde liegenden Anschauungen und Ansichten aus ihnen selbst zu entwickeln und das Kirchenjahr in seiner tiefsten Bedeutung zu erkennen“ S. 68. „und tiefer in den Geist jener ehrwürdigen, sinnreichen Einrichtung einzugehen und das uns noch Dunkle und von der christlichen Idee noch nicht Durchdrungene zur Klarheit bewußter Erkenntniß zu erheben“ S. 69 — so fragt sich doch noch, ob nicht auch bei ihm die Willkür in irgend einer Weise Raum behalten und eine solche Aufstellung der Lieder in dem Ring des Kirchenjahrs, wie sie hier versucht worden, den Grundideen des Kirchenjahrs wirklich entsprechen.

Es ist zunächst ganz wahr bemerkt, daß der Geist des Christenthums früh angefangen, die Zeiten des natürlichen Jahrs mit den Feiern des heiligen zusammenzubringen. Dies deutet auf den tiefen Einklang der Natur und des Geistes hin, der darin seinen Ausdruck und die Anerkennung seiner Wahrheit gefunden. Man kann auch noch zugeben, daß das Fest der Auferstehung der Mittelpunkt der Gestaltung des Kirchenjahres war, wiewohl Pfingsten und Weihnachten die gleiche Beziehung und somit denselben Anspruch haben, wenn auch, wie es gewiß ist, das letztere erst im dritten Jahrhundert als Fest der Kirche hervortrat. Aber ein Princip der Eintheilung des Kirchenjahrs und der Einreihung der Lieder in dasselbe ist darin nicht enthalten. Ein solches kann allein der Grundgedanke des Christenthums selber sein, nicht eine solche äußerliche Beziehung und Zusammenbringung. In gleicher Weise unbegründet in solchem Princip ist die nachfolgende Eintheilung des Kirchenjahrs in die drei Abschnitte: Rüstzeit, Christi Lebenszeit und Kirchenzeit. Wir übergehen, was der Hr. Vf. ganz schön, aber abstract von den drei großen Zeiträumen der Weltgeschichte sagt, welchen die drei Hauptabschnitte des

Christenthums entsprechen sollen. Es ist vielmehr in einem einfachen Gedanken, der aber zugleich der allerreichste und alles enthaltende des Christenthums ist, der feste Punkt zu ermitteln, von welchem der ganze Organismus des christlichen Kirchenjahrs ausgeht, von welchem auch das entfernter stehende berührt und abhängig ist, und durch welches denn auch sämtliche Kirchenlieder, nicht in die Unendlichkeit einer Kette auslaufend, sondern einen Ring bildend, gehalten und getragen sind. Welcher nun kann dieses anders sein, als der Gedanke des einen und selbigen Gottes, welcher Vater ist, Sohn und Geist? Es ist die unendliche Macht und Liebe des Vaters, welche wir verkünden und preisen in der Geburt des Sohnes, von wo wir nicht nur zurückschauen und erkennen, was die vorchristliche Welt war im Juden- und Heidenthum, sondern auch in die Zukunft hinsehen und erkennen, was sie durch ihn geworden ist: in beiden Beziehungen giebt sich der unendliche Rathschluss des Vaters bei der Menschwerdung seines Sohnes kund (Advent — Epiphania). Es ist die unendliche Macht und Liebe des Sohnes, welche wir feiern in seiner Auferstehung, welches die ist von dem erlittenen Tode und der Sieg über Leiden und Tod überhaupt, welche demselben vorhergegangen (Fasten). Es ist die unendliche Macht und Liebe, welche der Geist selbst ist, der sich am Tage der Pfingsten ergießt über die erste Schaar der Gläubigen, und vom Vater und Sohn ausgehend, nun auch in ihr das Prinzip aller Gottes-Erkenntniß und Anbetung stiftet. Aber so wäre in den drei hohen Festen, obschon hiedurch nothwendig gesetzt, doch noch der Unterschied vorwaltend; es fehlte die Resumtion in die Einheit, welche der christliche Gedanke Gottes eben so nothwendig enthält, und die Erklärung, daß dieser Unterschied keiner sei. Dies ist es, was ebenso nothwendig noch in dem Fest der Trinität auszusprechen war. Daß dieses Fest im Bewußtsein und Leben der Kirche, obwohl nie verschwunden, doch so sehr zurückgetreten ist, hat wohl darin seinen Grund, daß es substantiell keinen andern Inhalt hat, als die drei hohen Kirchenfeste und in seiner Bestimmung, den spekulativen Gedanken der *concreten* Einheit Gottes darzustellen, einer bestimmten, anschaulichen Thatsache ermangelt. Aber die intensive Bedeutung dieses Festes ist durch die extensive Beziehung um so mehr und genugsam dargethan, indem alle folgenden Sonntage des Kir-

chenjahrs keinesweges einfache Sonntage sind, oder in ihrer ganzen Ausdehnung nur, wie der Hr. Verf. will, die Sonntagszeit enthalten, sondern von dem Trinitätsfest her zählen und ihren Namen haben. Durch diesen Ausdruck des Dogma im Kirchenjahr hat die *historische* Kirche asketisch oder praktisch nur dasselbige gethan, was sie in ihrem apostolischen Symbolum dogmatisch ausgesprochen hat und ist so in der besten Uebereinstimmung mit sich. Auf das Dogma von der Trinität an allen Seiten zurückweisend ist erst die unendliche Tiefinnigkeit in der ursprünglichen Anlage des Kirchenjahrs zu erkennen, und es ist nichts als Willkür und Einseitigkeit, welche von dem Gedanken und der Intention der Kirche abstrahirt, wenn man irgend eine andere einzelne Lehre zu solchem Mittelpunkt machen will und wäre es auch die vom Erlöser: denn sie läßt zuvor noch die Frage thun, wer allein kann sein und ist der Erlöser? (Antwort: nur Gott, wie er ein Mensch ist, = Jesus Christus) und führt so in einen höhern Zusammenhang. Durch diesen, welcher die Grundlage des ganzen Kirchenjahrs ist, erklärt die Kirche, daß sie an allen Sonn- und Festtagen nur so den wahren Gott im Geiste Jesu Christi erkennt und verehrt, daß sie an allen nur den Dreieinigen in ihm erkennt und anbetet und daß sie nur solche zu ihren Mitgliedern haben will und anerkennt, die als einfache Christen an diese Lehre glauben, und als Lehrer der Christen oder als Theologen mit diesem Dogma, welches nur für den sinnlichen Menschenverstand, der nur drei zählen kann, ewig ein Geheimniß bleiben muß, es auch zum Wissen gebracht haben.

Dieser seiner innern Bestimmung nach entwickelt sich denn das Kirchenjahr in zwei Absätzen, deren ersten man den historischen (vom 1. Advent — f. Trin.), so wie den andern, der vom Fest der Dreieinigkeit bis bis zum 1. Adv. geht, den didactischen nennen könnte. Die Einreihung der Lieder in die erste Abtheilung kann keine Schwierigkeit haben; nur würde ich Lieder für das Michaelis-, Reformations-, Todten- und Erndtefest, den Bußtag u. s. w. nicht mit den Liedern dieses ersten höchst feierlichen Kreises, wie der Hr. H. gethan, selbst nicht anhangsweise zusammengestellt haben, da diese Feiern theils nur einen Sonntag einnehmen, theils gar nur in die Woche fallen. Die Bemerkungen aber, womit der Hr. H. den Abschnitt von den Sonntagsliedern einleitet, gestehe ich gar nicht zu

vorstellen. Es hat den Schein, als ob wir nun erst in das Innerste der gesammten Hellsordnung und der Gottesverehrung eintreten, als ob der erste historische Theil (bei weitem der wichtigste) gegen den zweiten zurückzutreten hätte, als ob bei jenem weltliche (t.) Rücksichten den Platz der Lieder bedingten, als ob das alles nur „Nebenbestimmung“ wäre, was uns in der Vertheilung der Lieder an die hohen Feste geleitet hätte. Auch das folgende über den Eintheilungsgrund der Sonntagslieder ist sehr dunkel und ermangelt allen genügenden Nachweises der Nothwendigkeit. So viel steht man wohl, daß der Hr. Verf. in dem ersten, festlichen Theil der Liedermasse das Objektive des christlichen Glaubens sieht, in dem andern das Subjektive, dort die *fides, quae creditur*, hier die *fides, qua creditur*. Aber dieser Unterschied ist schwerlich in dem Inhalt der Lieder selbst gegeben, da dieses beides in jedem guten Kirchenlied, wie in aller Erkenntniß, wesentlich zusammengehört und alles Subjektive nur in das Objektive getaucht einen Werth hat. Was daher S. 78. von den Sonntagsliedern im Unterschied von den Festliedern gesagt ist, gilt gleichsehr auch von diesen, unterscheidet sie durchaus nicht von diesen. In Wahrheit also ist es nicht der Fall, daß, wie der Hr. Herg. sagt, „uns jetzt alles verläßt, was dem Kreise und den einzelnen Liedern die besondere Farbe und Haltung verlieh“. Wenn es, wie der Hr. Herg. ganz richtig sagt, das Bewußtsein unseres Verhältnisses zu Gott ist, was in diesen Liedern dargestellt ist, so muß es eben an dem Inhalt der drei hohen Feste, welche das objektive Christenthum in sich begreifen, seinen Gegenstand haben und behalten und dieser durch alle hindurchklingen. Dies zeigt sich schon an den Eingangsliedern des öffentlichen Gottesdienstes, welche die Bestimmung haben, das Dasein und die Gegenwart jeder einzelnen Gemeinde in ihrer Gottesverehrung an das Dasein und die Gegenwart der allgemeinen, christlichen, an die große Gemeinde Gottes in Jesu Christo, anzuschließen und sie als innig vereint mit dieser und vom allem Separatismus einer Secte fern, darzustellen. Und was verknüpft nun jede particulare Gemeinde mit der universalen anders, als der allgemeine christliche Glaube, das Bekenntniß des Dreieinigen, welches sie in ihrem Glaubensbekenntniß mit allen christlichen Gemeinden auf Erden gemein hat? Diese Lieder in zwei Rubriken zertheilen 1) vom christlichen Gottesdienst und 2) Be-

hältniß des Glaubens an Gott, den Dreieinigen, wie noch in dem neuen Berliner Gesangbuch geschehen ist, widerspricht ebensosehr dem Begriff des christlichen Gottesdienstes, als dessen allgemeinen Glaubensinhalts.

Folgt man nun der innern Construction des evangelischen Gottesdienstes, so theilt sich ein Gesangbuch von selbst in die drei Theile des Eingangs, der Mitte und des Endes, so, daß dann die besonderen Feste und Verhältnisse des christlichen Lebens ihre Stellung in der Mitte finden, die einzelnen oder individuellen, als über die Natur des öffentlichen Gottesdienstes hinausstehend, nur anhangsweise berücksichtigt werden. Aber diese allgemeine und formelle Eintheilung reicht nicht aus, um auch, was zu den Sonntagsliedern der Mitte gehört, zugleich zu bestimmen. Diese machen auch in dem vorliegenden Gesangbuch die größte Schwierigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

XCV.

Europa. Physisch-geogr. Schilderung von J. F. Schouw, Prof. Mit einem Atlasse von 6 Karten. Kopenh., bei Gyldendal. 1833. 138 S. 8.

Der im Reiche der Wissenschaft anerkannte Verf. giebt uns hier einen Abriss der physischen Erdkunde Europas, durch dessen Verdeutschung, da das Werk ursprünglich in dänischer Sprache erschienen war, er sich auch um die Freunde der Erdkunde in unserem Vaterlande wohl verdient gemacht hat; denn wir kennen in unserer Literatur kein Buch, das bei solcher Kürze uns eine so geistreiche Darstellung der physischen Verhältnisse unseres Erdtheiles gäbe. Neue Forschungen finden sich hier zwar nicht, aber sie dürfen auch nicht gefördert werden; denn der Verf. wollte hier nur ein Beispiel aufstellen, wie einem geographischen Lehrbuche eine vollkommnere und wissenschaftlichere Gestalt gegeben werden könne; dann aber sollten an diesem Orte diejenigen Belehrung finden, welche, wenn auch sonst gebildet, über die Naturverhältnisse unseres Erdtheiles im Dunkeln sind. Wer es aber je versucht hat, die bereits vorhandene Masse des geographischen Materials, sei es im Allgemeinen, oder in Bezug auf einen einzelnen Erdtheil, in einem so kleinen Raum zusammenzudrängen und dabei doch abschreckende Trockenheit zu vermeiden, der wird des Verfs. Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er die Blüten auch der neuesten, zum Theil von ihm selbst angestellten Forschungen hier zu versammeln gewußt hat. Die Ordnung, in welcher der Vf. die einzelnen Theile Europas nach einander betrachtet, ist folgende. Er beginnt mit der skandinavischen Halbinsel, was hier von keinem störenden Einflusse ist, da jede Abtheilung des Buches ein in sich vollendetes Gemälde bildet; dann folgen Süd-Schweden, Finnland, Island, die Färöer, die Shetlands-Inseln

nebst den Orkneyen und die britischen Inseln. Hiermit geht der Verf. zur nordeuropäischen Ebene über und betrachtet danach die mitteleuropäischen Gebirge, die osteuropäische Ebene und die Krimm. Alsdann wird zum Balkan und den dinarischen Alpen fortgeschritten, nach welchen die Alpen, die Pyrenäen, die spanische, die italienische und die griechische Halbinsel allmählich an die Reihe kommen; den Beschluß macht ein Vergleich der drei südeuropäischen Halbinseln, desgleichen Nord- und Süd-Europas und endlich ein allgemeiner Ueberblick über Europa.

Was nun das Buch besonders auszeichnet, ist, daß der Verf. es meisterhaft versteht, einer jeden Seite seines geographischen Gemäldes ihr gehöriges Recht widerfahren zu lassen, daß keine zum Nachtheil der übrigen überwältigt, keine zu kurz abgehandelt wird; daß es nirgends, ja selbst nicht da, wo eigene, sehr sorgfältige Untersuchungen ihn am leichtesten dazu hätten verleiten können, mit Gelehrsamkeit prunkt, und daß er dennoch überall etwas Vollständiges und Gediegenes liefert. Demnach wird zuerst die Configuration eines jeden Landes mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, danach die geologische Beschaffenheit in allgemein verständlicher Uebersicht angedeutet, worauf der Verf. jedesmal eine Betrachtung der klimatischen Verhältnisse, so weit sie bekannt sind, folgen läßt. Diese dem Klima gewidmeten Abschnitte, welche in anderen Compendien gewöhnlich gänzlich fehlen, oder so unzulänglich behandelt sind, daß sie der gewöhnliche Leser überschlägt, erscheinen hier in Folge der vergleichenden Darstellung vorzugsweise belehrend und interessant, und der Uebersichtlichkeit wird kaum einen, auf welcher gewaltigen Basis von mühsamen Beobachtungen und Rechnungen diese paar leichtfließenden Zeilen sich gründen. Die Vegetation, als durch das Klima bedingt, kommt hierauf an die Reihe und wird mit beständiger Rücksicht auf jenes behandelt; die vorzüglichsten wildwachsenden und Kulturpflanzen werden jedesmal angeführt, und zwar immer in einer leicht übersichtlichen Stufenfolge von Süden nach Norden und bei Gebirgsländern außerdem in einer zweiten Skala, die vom Niveau des Meeres bis zur Vegetationsgrenze hinaufgeführt ist. Diese Behandlungsweise ist freilich nicht neu, erscheint hier aber durch Falschheit und Präcision der Darstellung so ansprechend, daß sie auch dem Laien Muth geben muß, sich an dergleichen, sonst von ihm vermiedene Studien zu wagen. Auf die Vegetation folgt die Thierwelt eines jeden Landes, wobei der Verf. ganz zweckmäßig sich meist auf die vierfüßigen Thiere und wilden Thiere beschränkt; die Behandlungsweise ist dieselbe, wie vorher. Zuletzt werden immer noch mit wenigen Worten die Hauptthätigkeiten der Bewohner eines jeden Landes, wie sie durch die Natur desselben bedingt sind, hervorgehoben. Die drei letzten Abschnitte des Buches, deren Inhalt bereits oben näher bezeichnet wurde, setzen endlich die einzelnen Ansichten zu größeren Gemälden zusammen; die für die verschiedenen Theile Europas gewonnenen Resultate erhalten durch ihre Zusammenstellung einen neuen Werth und bilden die Elemente, aus denen der Verf. größere und allgemeinere Resultate zieht, welche das Ganze würdig beschließen. Wir überheben uns der unbelohnenden Mühe, dem in sich vollendeten Werkchen et-

waige kleine Mängel nachzuweisen, und empfehlen dasselbe nicht bloß denjenigen Lesern, für welche der Verf. es zunächst bestimmt hat, sondern sind auch der Ueberzeugung, daß es sich als Leitfaden bei geographischen Vorträgen oder einem über die ersten Elemente bereits hinausgediehenen Unterrichte vorzüglich eignen würde.

Um aber dem verehrten Hrn. Verf. sowohl, wie auch dem Leser zu erkennen zu geben, daß wir nicht deshalb, weil uns vielleicht die ersten Seiten des Buches bestochen haben, nun sogleich mit Aufgebung alles eigenen Urtheiles das Ganze unübertrefflich finden, bemerken wir nur, daß wir in einem Abschnitte den Ansichten des Verfs. nicht beistimmen können; es ist derjenige, welcher den allgemeinen Ueberblick über Europa enthält. Hier hat sich der Verf. nämlich bemüht, der Configuration Europas eine Ansicht abzugewinnen, welche allerdings neu, aber auf eine so gewaltsame Weise errungen ist, daß schwerlich jemand im Stande sein möchte, in der Gestaltung Europas dieselben Grundzüge wiederzuerkennen, welche ihm hier vorgehalten werden. Und welcher Gewinn soll daraus erwachsen, wenn wir uns Europa bloß, in ein großes südöstliches Hochland, welches die Alpen, alle mitteleuropäischen Gebirgsmassen, die griechische Halbinsel und Italien umfasst, in ein kleineres nordwestliches Hochland, bestehend aus der skandinavischen Gebirgsmasse, „mit welcher man nicht unnatürlich die der britischen Inseln verbindet“, ferner in ein kleineres südwestliches Hochland, die Pyrenäen und die spanische Halbinsel begreifend, und endlich in eine große Ebene, welche von diesen drei Hochländern, dem Uralgebirge und dem atlantischen Meere umschlossen wird, eintheilen? Wer wird diese Eintheilung der Betrachtung Europas zum Grunde legen wollen, da der Verf. nicht einmal mit seinem Beispiele vorangeht? Wir glauben nicht, daß dem Verf. die Ritter'sche Eintheilung Europas, welche bereits in so viele geographische Werke mancherlei Art übergegangen ist, unbekannt geblieben sei, ja wir glauben sogar die Grundzüge derselben in der Anordnung des vorliegenden Buches selbst wiederzuerkennen. Sollte sich da aber dem geistreichen Verf. der Unterschied zwischen C. Ritters Gruppirung Europas und seiner eigenen nicht recht fühlbar gemacht haben; sollte ihm nicht klar geworden sein, daß jene der Natur gleichsam abgelenken, die seinige dagegen ihr aufgedrungen ist? —

Untrennbar von dem Werkchen ist ein aus sechs chalkographischen Blättern bestehender Atlas, welcher auf dem ersten Blatte Europa nach seinen Gewässern und bedeutenderen Erhöhungen zeigt, auf dem zweiten eine Uebersicht von der Höhe der Gebirgsmassen giebt, auf dem dritten die Temperaturverhältnisse Europas, auf dem vierten die Vertheilung der wichtigsten wildwachsenden Bäume und Sträucher und auf dem fünften die Vertheilung der wichtigsten angebauten Gewächse graphisch darstellt. Das sechste Blatt zeigt auf ähnliche Weise den Einfluß der absoluten Erhebung der Gebirge auf Klima und Gewächse. Sämmtliche Karten sind mit hinlänglichem Fleiße behandelt und erleichtern die Uebersicht ungemein.

Walter.

October 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Schluß.)

Wir wollen uns der Kürze halber nur damit begnügen, zu zeigen, wie auch hier noch bei dem Hrn. Herausgeber des Willkürlichen viel zu finden ist. Die erste Gattung von Liedern abgerechnet, welche als die Bußlieder wohl ihre ganz richtige Stellung finden, weil sie freilich sich noch eben so gut um den Gedanken der Beichtvorbereitung und des Bußtages sammeln und ordnen, kann sich wohl niemand verhehlen, daß die hier beliebte Anordnung ohne Zweifel eben so gut eine durchaus andere sein könnte; durch die beliebige Wahl irgend einer Anordnung aber, selbst wenn sie, wie hier, zu rechtfertigen versucht wird, ist noch lange nicht auch entschieden, welche sie sein müsse. Es kommen hier noch so manche Wiederholungen vor, in denen die verschiedenen Lieder eben so gut unter andere Gesichtspunkte gehören, z. B. die Lieder, welche den Gegenstand des Glaubens betreffen, die Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist. Es ist aus einander gestellt, was wesentlich zusammengehört, wie die Lieder vom den Sakramenten, und die, welche sich auf die Feier dieser heiligen Handlungen beziehen. Es sollen die Lieder, welche die Gnaden- und Glaubensmittel betreffen, denen, welche vom Glauben selbst handeln, vorgehen, was der logischen Natur des Begriffs vom Glauben widerstreitet. Die Unterscheidung von Liedern des Selbstopfers ist neu. Haben wir auch an dem Gedanken nichts anzusetzen, den vielmehr der Hr. Vf. sehr schön ausspricht, so fragt sich doch noch, ob die darauf bezüglichen Lieder nicht anders und besser zu vertheilen wären. Der himmlische Sinn, den der Christ haben soll, drückt biblischer und weniger mißverständlich denselben Gedanken aus. Wir sind hier aus der

Zufälligkeit und Willkür durchaus noch nicht heraus, womit uns z. B. auch in dem neuen Berliner Gesangbuch, sogar noch vor den Festliedern, ein Abschnitt von Christo als dem Erlöser im Allgemeinen, unerwartet entgegentritt. Tauf- und Abendmahlslieder gehören nothwendig in den Kreis der Sonntagslieder. Durch die Aufnahme der erstern in denselben kann am besten dem Vorurtheil entgegengewirkt werden, als wäre die Taufe, selbst wo sie im Lauf der Woche oder zu Hause geschieht, nicht dennoch in allen Gestalten ein öffentlicher kirchlicher Act. Daß, wie der Hr. Vf. sagt, durch die Mannigfaltigkeit der Abendmahlslieder die Verschiedenheit der theologischen Schulen vergessen gemacht werde und die von diesen ausgegangene unheilige Zwietracht und Spaltung nur das Erbtheil einer im falschen Mittelpunkt der Abendmahlsfeier, nachdem der wahre verloren gegangen, befangenen Ansicht gewesen, kann nicht behauptet werden. Die Vereinigung der Kirchen ist bis jetzt nur die in der subjectiven Anordnung des unbestimmten unendlichen Inhalts vom h. Abendmahl. Es muß aber außerdem noch zur Bestimmung des objektiven unendlichen Inhalts kommen, zunächst in der Wissenschaft der Theologie, und der Begriff dieses Dogma ist da die Nothwendigkeit der Unterordnung der verschiedenen Momente des Begriffes selbst, deren einseitige Erfassung und Festhaltung dem Streit erzeugt hat. Die ihrer Natur nach populären Lieder vermögen wohl diese verschiedenen Vorstellungen in ihrer Mannigfaltigkeit auszusprechen, wie wenn sie alle gleichen Werth hätten, aber nicht zu verhüten, daß sie in der Reflexion unter einander in Streit gerathen, oder den vorhandenen Streit zu besänftigen, d. h. die entstandenen innern Widersprüche auch aufzulösen. Enthält der Begriff vom h. Abendmahl nicht den wahren Mittelpunkt desselben und ist er gar verloren gegangen in der Wissenschaft, so vermögen die Lieder ihn nicht wiederherzustellen, sondern negativer

Weise nur von der vorhandenen Verschiedenheit abzusehen und dieselbe zu ignoriren. Die zwei, von dem Hrn. Her. angegebenen Punkte, in denen die Einheit liegen soll, sprechen diese wohl in den Liedern, aber nicht im Dogma aus: da handelt es sich vornehmlich um die wahrhaftige, objective Gegenwart Christi im Abendmahl, oder ob sie nur eine sei in Gedanken und Vorstellungen. — Auffallend ist, daß der Hr. Her. versichert, Kirchenlieder von den sogenannten Eigenschaftens Gottes nicht gefunden zu haben. Dies kann wohl nur darin seinen Grund haben, daß er die Eigenschaftens Gottes nur sogenannte nennt, wie wenn Gott der prädicatlose Gott wäre, von welchem der Mensch nichts wissen könne. Wäre dem so, nach der Kantischen Philosophie, dann müßten wir alle Gesangbücher sogleich zumachen. Wir aber befinden uns in der göttlichen Offenbarung seiner Eigenschaften und es ist keine, welche nicht durch christliche Lieder gepriesen worden wäre. Zu den in diesem Zusammenhange unerwarteten Concessionen gegen die Aufklärung und den Rationalismus müssen wir hier beiläufig noch rechnen die Veränderung in dem bekannten Liede, welche sich der Hr. Her. erlaubt hat: O große Noth, Gott selbst ist todt. Hart ist der Ausdruck, sagt Hegel, aber tief und schwer der Gedanke, den der Ausdruck bezeichnen will. Tief und schwer aber ist ein christlicher Gedanke, wenn er Unendliches zu denken giebt und ich möchte ihn, zumal in einem solchen christlich-classischen Liede, um Alles in der Welt nicht antasten. Noch mancherlei hätte ich auf dem Herzen; doch auch nicht wollen wir der zu erwartenden umfassenderen Beurtheilung weiter vorgreifen.

D. Marheineke.

XCVI.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.) Berlin, 1833. gr. 8. 608 S. Mit dem Bildniß Rahels in Stahlstich.

Unter den mancherlei Spielarten absichtlicher Bächerzeugung, die an einem der Kritik geöffneten Orte vorübergeführt und mit Gunst oder Ungunst gemustert zu werden pflegen, scheint es schon der Unterbrechung wegen einmal wohlthuend und aufregend zu sein, ein Buch der allgemeineren Kunde näher bringen zu dürfen, das, wie das genannte, vor allen die seltene Eigen-

schaft einer ganz unabsichtlichen, nur aus vollster Lebenswirklichkeit hervorgegangenen, und durchaus von gewöhnlichen literarischen Ansprüchen entfernten Mittheilung an sich trägt. Dabei kann der Wunsch nicht unterdrückt bleiben, diesem merkwürdigsten Buche, dessen Inhalt wir hier zu einem gedrängten Charakterbilde ausziehen wollen, in einem noch ausgebreitetern Kreise, als dem es sich zunächst hat bestimmen mögen, einen so vielfältigen und tiefen Anklang zu erwecken, daß dadurch das Bedürfnis und mithin die Möglichkeit entstehe, die ganze reiche Nachlassenschaft eines der edelsten und ausgezeichnetsten Menschengeister, der mit dem Größten, was geschehn und gedacht worden, in einem innern Gedankenverkehr gestanden, veröffentlicht und allgemeiner dargeboten zu sehn.

Unter den bedeutenden Frauen der Deutschen war *Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Ense*, (geboren als Rahel Levin im Jahre 1771 zu Berlin, gestorben am 7. März des Jahres 1833, eine Schwester des geachteten Schriftstellers Ludwig Robert,) die unberühmteste und am wenigsten gekannte, aber zugleich die geistig bewegteste und durch metaphysische Höhe der Bildung alle Andern ihres Geschlechts überragende Natur. Nicht schul- und facultäts-gelehrt, wie die Redde; nicht literarische Herrschaft ausübend und kritische Machtsprüche dictirend, wie die Tochter des Göttinger Michaelis während ihrer Verheirathung mit A. W. von Schlegel, die eigentliche Kriegsgöttin und Anführerin der damaligen sogenannten romantischen Schule; nicht in vielfältigen äussern Weltentfahrungen gewiegt, wie Theresie Huber; nicht durch sentimentales Blüthenschlagen weiblicher Gefühle beglückt und beglückend, wie Fanny Tarnow, war Rahel, die wir ein betrachtendes Genie nennen möchten, einzig durch das tiefste und umfassendste Hervorbilden einer großen menschlichen Entwicklung merkwürdig, ja erhaben. Sie war, weil sie eben nur ganz sich selbst entwickeln wollte, im seltensten Sinne des Wortes eine Original-Persönlichkeit, ein durch und durch primitives Gemüth, das, durch seine mächtige und unabhängige Entfaltung über den gewöhnlichen Lebenstypus nächster Umgebungen hinauswachsend und darum oft in schmerzlichen Conflicten sich seiner bewußt werdend, doch zugleich in einem mannigfach bedeutenden Umgange mit den Größten und Besten der Zeit, die ihr zu lebhaftem Ideenverkehr verbunden waren, folgereiche Eindrücke

historischen, nach vielen Seiten hin Einfluß gewonnen und so mit Dem, was es still und eigenst nur in sich hervorgebracht, auch wieder auf das Allgemeine fördernd zurückwirken mußte. Denn wer könnte die Einwirkungen berechnen, die von solchen unaufhörlich anregenden und angeregten Naturen ausgehen! In die Selbstbekenntnisse großer und vielvollkrisgender Männer gehörte es, nachzuweisen und anzudeuten, was sie oft bei ihren entscheidendsten Ausführungen, Umwandlungen und Gedanken der Berührung mit still hinlebenden Personen schulden, welche durch ihr Schicksal nur in den Hintergrund des Weltchauplatzes gestellt, weder nach That noch Ruhm sich erheben, aber die ganze Strömung ihrer Zeit in allen Pulsen gewaltig mitfühlen, und oft in der naiven Weise ihres inneren Bewegens und Ergriffenseins Aeußerungen von sich ausfließen lassen, die sibyllinischen Offenbarungen üben die Zeit gleichkommen, die dem mit der Thatkraft Begabten wunderbar die Flügel erregen. So war Rahel und so hat sie in einem auch äußerlich mehrfach ausgebreiteten Geistesverkehr, im Umgang besonders mit Götze, Friedrich Schlegel, Novalis, den beiden Humboldt, ihrem Gatten, in Begegnungen mit Jean Paul, Tieck, Steffens, Schleiermacher und vielen andern Bedeutenden aus den verschiedensten Lebenssphären gewirkt, angeregt, bestätigt, und durch tiefstes Eingehen und Erkennen oft neue Keime gepflegt und aufgezogen. In einen schönen Theil dieser Wirksamkeit läßt uns bereits das ihrem Andenken und Nachlaß gewidmete Buch blicken, das, außer einer vorangehenden Skizze ihrer persönlichen Erscheinung, die bewundernswürth dargestellt ist, von ihr selbst an Briefen, aphoristischen Gedanken und sonstigen aus ihrem Munde bewahrten Aeußerungen einen nie gesehenen Reichthum enthält, und doch liegt in dem hier Dargebotenen, dem Vornehmsten nach, nur etwa der zehnte Theil von dem, was von den geistigen Mittheilungen dieses stündlich bewegten Gemüths, das sich am liebsten im raschen Augenblick der Eindrücke improvisirend erschloß, auf Schrift und Papier unabsichtlich übergegangen. Ihr Bild überdenkend, finden wir ihm Aehnliches nur bei einem Manne wieder, der, wenig berühmt und zurückgezogen lebend wie sie, und, wie sie, allen äußeren Glanz der Wirksamkeit verschmähend, auf gleiche Art durch ein mächtiges, nach allen Richtungen hingehendes Geisteswegen und durch scharfes geniales Se-

hen der Zeit, im persönlichen Umgang mit großen Vorkämpfern auf dem Tageschauplatz, einen unabwiesbaren Einfluß auf das Allgemeine gewann. Dies war der in Paris lebende Graf Schlabrendorf, durch vielfach zusammenstimmende Charaktereigenthümlichkeiten ein gleichgeartetes Naturell, mit Rahel auch das Einsiedelische des Geistes, das Blüthende und Seherartige der Auffassung, und vor allen Unlust und Mangel an eigener Darstellung und Aufzeichnung des innerlich reich Gelebten und Gedachten, in einem überraschenden Grade theilend. —

Soll nun zunächst, um diesen Charakter zu entwickeln, von dem die Rede sein, was als Stufe erworben und auf dem Grund der Zeit ausgeprägter Bildung in einer solchen Natur, wie Rahel, hervorragend erscheint, so wird man hier Etwas gewahr werden, das dem nächstgegenwärtigen Tagesleben nicht mehr angehört, sondern in eine frühere und vergangene Zeit deutscher Bildungsbestrebungen bereits hinausdatirt. Die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren das eigentliche literarische Lebensalter der Deutschen. Alle Bildung war da wesentlich literarisch und mit philosophirender Gründlichkeit befestigt; selbst in die gewöhnlicheren Familienkreise schied ein geschäftiges Litterarleben eingedrungen, und man folgte von Messe zu Messe den Entwicklungen der Schriftsteller mit einer Spannung, mit der andere Völker nur ihren auf Eroberungen und Gränzerweiterungen ausgeschickten Feldherren nachzusehen pflegten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XC VII

England and the English. By Edward Lytton Bulwer, Esq. Author of Pelham etc. London, 1833. 8. In two vol. 390 u. 355 p.

Der Aufgabe, die sich die Poesie gesetzt hat, die Urnatur des Individuums, seine innere Wesenheit, zu offenbaren, und mit dieser Quelle der Ereignisse den breiten Strom und die Stürme des Lebens wie seine Ebbe und Fluth zugleich zu deuten und begreiflich zu machen, — dieser Aufgabe ist eine andre, kaum minder bedeutsame verwandt, die Eigenthümlichkeit einer Nation klär und in aller Tiefe der vorhandenen Wirklichkeit zum Bewusstsein und zur Anschauung zu bringen. In Deutschland fehlt es sogar an Versuchen hierzu. Bulwer hat in der angeführten Schrift für seine Nation die Aufgabe versucht und preiswürdig gelöst. Er hat seinem Volke scharf und dreist, oft in düsterster Nähe einen Spiegel vorgehalten, und wie ein Schläfer, der beim plötzlichen Erwachen vom Auge eines Fremden, der

seine Gesichtspunkte studirte, sich bekannt nicht, so muß England erschrecken, wenn es sich in seinen unbewachten Stunden so scharf beobachtet findet. Deutschland ist in letzter Zeit vielfach geschimpft, geschmäht, verhöhnt; früher war es Mode, über deutschen Adel und deutsche Bürgerlichkeit, über einzelne Persönlichkeiten, in die man verliebt war oder die man verkettzte, Reflexionen zu machen, und wir thun es auch heutzutage noch; — der Begriff *deutsch* und seine gesamte Ursprünglichkeit ist unenträthelt stehn geblieben. Bulwer ist besonnen kalt, um sich am rechten Punkt zu entzünden; er ist trocken, um gründlich zu sein und das ganze Gemälde auf Grund und Boden sicherster Wirklichkeit zu basiren; er ist scharf, hart, oft bitter, und doch durchwärmt ihn das geläuterte Feuer einer männlichen, nicht verrauschenden, stereotypen Begeisterung für sein Volk. Wer hat unter uns die umsichtige, geweitete, gehärtete Kraft, ohne die tiefe Liebe verloren zu haben, um in der zerstückelten Vielheit die Einheit unsres Begriffs, der wir selbst sind in unserer Eigenthümlichkeit, hindurchzufühlen und ohne vereinzelnde Abirring hinzustellen? —

Das in fünf Bücher abgetheilte, vorliegende Werk des bekannten Romandichters und Parlamentsmitgliedes verleugnet in keiner Hinsicht den Charakter der Heimath, welcher es angehört. Auch wer den Vf. als Dichter kennt, findet ihn hier vollkommen wieder; sein warmer Eifer, die niedere Volksklasse aus dem Pfuhle des innern und äußern Elends herauszureißen, hat hier in der Verfolgung eines practischen Zweckes, die Gebrechen des englischen Staatshaushalts und die Caricaturen im heimischen Gesellschaftszustande zu beleuchten, seinen weitesten und eigensten Spielraum. Sein Blick ist fest und durchdringend, seine Augenbraue hängt düster unter der gerunzelten Stirn; bei allem, was ihn fesselt, handelt es sich um Tod und Leben, ein wohlthätig heittrer Scherz umspielt selten seine Lippen, aber Blitze des Verstandes erheben plötzlich und mit Zauberkraft sein weitgeschichtetes düstres Gemälde. Besonders bedeutsam für die Kenntniß der englischen Zustände ist das zweite Buch, welches „Gesellschaft und Sitten“ in London und auf dem flachen Lande schildert. In der umständlichen Darstellung der physischen und moralischen Verhältnisse der Fabrikarbeiter in den Landstädten werden zum Verständniß der vor kurzem im Parlament verhandelten Faktoreibill mehrere Zeugenberichte mitgetheilt, die uns mit allen Schrecken der Ueberzeugung die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen, wie der Mensch schon im Kindesalter durch die Schuld seines Mitmenschen, der ihn als Maschine mißbraucht, mit allem, was ihn adelt und adeln soll, untergeht. Der Zustand der arbeitenden Klasse ist überhaupt tief betrübend; Bulwer's Gemälde derselben wird jeden Betrachter erschüttern. Diese Armseeligen greifen sich erst dann eines leidlichen Daseins; wenn sie als Verbrechen gebrandmarkt, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen und zur Transportation verurtheilt worden; solange sie sich noch auf der Rahn eines unsträflichen Wandels hielten, hatten sie mit Verzweiflung nach allen Schauern der drückendsten Noth zu kämpfen; der dumpfste Kerker bietet ihnen noch Erquickung und Erleichterung ihres Zustands gegen den

Aufenthalt in den Fabrikgebäuden, wo eine Anhäufung menschlicher Dämonen in dem einen Räume diese, in dem andern jenseitende Krankheit erzeugt.

Es kann gegenwärtigen Orts nicht Zweck sein, den Inhalt von Bulwer's Schrift zu erledigen: auf sie hinzuweisen muß genügen; nur ist die zweite Hauptabtheilung derselben besonders hervorzuheben, weil des Vfs. Intention, die eine unausgesetzte, nie ruhende, alle Zweige der Verwaltung umfassende Reform erzielt, hier klar und sicher hervortritt. Durch diese langsame Umbildung der gesetzlichen Formen werde auch, nach Bulwer's Meinung, der Inhalt des socialen Lebens sich allmählig freundlicher gestalten. Schließelich sei noch erlaubt, auf das erste, dem Fürsten v. Talleyrand gewidmete Buch des Werkes hinzublicken, das der Interessen so mannichfache bietet. Es enthält eine Darstellung des englischen Charakters überhaupt, beginnt mit einer treffenden Parallele zwischen englischer und französischer Volksthümlichkeit und schließt mit der Aufstellung einiger meisterlich gelungenen Portraits britischer Nationalität. Hier ist Bulwer anerkannterweise unübertroffen, und wir fassen in schnellen Pinselstrichen einige seiner Charakterzeichnungen auf. Zuerst tritt uns im fünften Kapitel des genannten Buches ein vortrefflicher Gentleman entgegen, Sir Harry Hargrave, der penible, aus Schläfrigkeit leicht-gutmüthige, altbackene Gewissensrath; hinter ihm sein kapitaler Gegenstück, Sir Tom Whiteheat, der kalt und höhnisch lachende Atheist, der allen Glauben der Vorväter, alle Satzungen verspottet und alles einreißt ohne ein Positives setzen zu können. Einen verwandten, aber noch geistesärmeren, kraft- und saftlosen Radikalen sehen wir in William Murck. Er rühmt sich, Juden, Philosophen und Poeten gleich sehr und gleich consequent zu hasen. Er liebt nie, half niemanden und nennt sich doch den Allerweltsphilanthropen; dumm, massiv, grob, sieht er in der menschlichen Gesellschaft nur eine Maschine, die der Eigennutz allein bewegt, und hat im Unterhaus kein andres Ziel vor Augen als die Taxen herabzusetzen. — Ganz vortrefflich ist auch der stumme Lord Dumb gezeichnet, der seltsame Dandy, der bloß abgerissene Vocabeln spricht und „dem Leben aus einer Balkonloge zusieht“; er existirt eigentlich gar nicht, sondern ist zu seiner Kleiderhülle bloß der sich mäßig bewegende Gliedermann. — Endlich noch unter andern der barsche Mr. Bluff, der praktische Mensch, der alles was wie Gedanke aussieht als eitel Speculation verdammt und nur das Factische, wie er sagt, liebt. Im Parlament schläft er eitel, bis er von Zahlen hört; er kann nur nach vorgelegten Rechnungen abstimmen, die bis auf den Schilling richtig sein müssen. Ueber Addiren und Subtrahiren geht freilich seine Wissenschaft nicht weit hinaus; er meint am sichersten zu gehn bei allem was er thut, und niemand wird leichter getäuscht und betrogen, als er, eben weil er nach Zahlen starrt, denkt und schliefet.

Nicht minder interessant ist die Schilderung der Literaten in London, ihrer schüchternen Hypochondrie und ihrer peinlichen Eitelkeit, — Erzeugnisse der Verachtung, die ihnen im socialen Leben Englands zu Theil wird.

October 1833.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handschrift.)

(Fortsetzung.)

Es war die allgemeine Pfingstfeier der Nationalliteratur, die durch große Geister erst jetzt ihre Auferstehung erlebt hatte, und da regte, bewegte, tanzelte und begeisterte sich Alles, was den deutschen Namen trug, um als Festgänger oder Kränzwinder mitzuerscheinen. Das Publikum bildete sich mit und nach seinen Schriftstellern, und es war nichts Seltenes, daß begabte Männer und Frauen ordentlich systematisch nach dem Ideengang eines großen, geliebten Dichters, den sie fast mit Nomenandacht zu ihrem Seelenbräutigam erkoren hatten, sich in sich entwickelten. Es konnte wohl keinen fruchtbareren Boden für tüchtige geistige Bildungen geben als diese Zeit, und was aus ihr hervorgegangen, hat sich durch Gediegenheit, Reichthum, und innere Wahrheit vielgestaltig unter den Deutschen bethätigt. Diese Zeit großer literarischer Ideenbewegung hatte vor Allen Rahel nicht nur erlebt, sondern mitbewirkt und getheilt, als eines der tiefempfänglichsten und mitfühlendsten Organe der damaligen Periode, und mit ihrer scharfen Originalität alle Eindrücke gleich ihrer eigensten Persönlichkeit gewinnend, stellte sie so eine seltene, gewichtige Bildung dar, die man vorzugsweise, wie wenige, eine klassische nennen könnte, wenn sich ihr nicht zugleich in der Art ihres Charakters etwas Groteskes und Wildbewegtes beigemischt hätte. Sie war, in der Weise ihrer lebhaften Natur, immer wie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken; sie wälzte, wie eine Prophetin, Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele, und sagte daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen vorher. So hat sie, immer den Blick auf das Ganze richtend, aus diesem Manches vorausgedeutet, was im Einzelnen, in den Wandlungen bedeutender Verhältnisse und Individualitäten,

überraschend eingetroffen ist, und der dereinstige Entwicklungsgang eines großen Talents war von ihr oft viele Jahre zuvor bis auf die leiseste Nuance erkannt worden. Was ihr aber diese Kühnheit und Stärke des Sehens und Erkennens geliehen, war vornehmlich der große Zusammenhang, in dem Alles in ihrem Wesen gestanden, und aus dem heraus sie jede Einzelheit der Erscheinung gleich geistig und allgemein zu beziehen gewußt.

Wie es überhaupt wenig zusammenhängende Bildungen giebt, so sterben auch, um zu einer obigen Behauptung von uns zurückzukehren, solche Geistestypen, wie der Rahel's, täglich mehr aus in Deutschland. Seine literarisch geweihte Zeit, aus der sich Rahel eigenst entfaltete, liegt nun schon durch mehrere Entwicklungsstadien entfernt hinter uns. In unsern Tagen haben sich Literatur und Gesellschaft wieder mehr als sonst getrennt oder an einander abgeflacht, aus dem Literaturleben ist die tiefere Weihe geschwunden, und die jetzigen Bildungen, oft verwirrt und schwankend in sich, sondern sich immer entschiedener wenigstens von der gründlich literarischen Seite ab. Statt des eigenen Entwickelns tritt das äußere Anlehnen als Typus auf, und wie sich ein Element des Phrasenhaften in die Poesie einmischt, so erzeugen sich gleicherweise in der Welt der Individualitäten nur Scheinbildungen, leidige Conversationsbildungen, die lebenknechtend mit vielseitiger Routine prunken. Aber hinter dem heitern Firnis zeigt sich die Geistesohnmacht gleich innerer Ver zweiflung, und das Dasein, unfruchtbar und unerträglich werdend, müßte unter diesem Fluch versteinern, wenn nicht ein großwaltendes Weltzuckerkorn der mittergewordenen Entwicklung des Geschlechts gleich wieder neue Bahnen zur Rettung und Erkräftigung aufrollte. Die neue Vertiefung in Politik und Staatenleben wird für unsere Zeit die Errettung und Erkräftigung bedeuten müssen, sie wird anregen, umwandeln, Bildungskeime austreuen, und dem edlen Metall des

deutschen Wesens den schönsten Guss bereiten. Doch bis jetzt hat sich noch nichts erfolgreich durchgedrungen, und in den mannigfach nüchternen und verloren hinkenden Klang des heutigen Lebens tönt die Kunde von einer des Gottes vollen Erscheinung, wie Rahel, als eine große Mahnung hinein. —

Und diese so viel und tief erlebende Frau, in der sich die höchsten Interessen bedeutender Zeiläufe unaufhörlich zu einer schöpferischen Gedankenwelt begegneten, hatte gleichwohl das Darstellen und Aussprechen ihres Innern nicht nur zu keinem künstlerischen Beruf in sich ausgebildet, sondern vielmehr auffallend vernachlässigt und gering geachtet. Sie war ohne Zweifel inwendige Künstlerin und Dichterin, die immer ein werdendes Leben in sich bewegte und ausbaute, aber wie in vielen trefflichen Gemüthern die Poesie als eigentliche *Lebenskraft* bloß vorhanden scheint, ohne als *Kunsttrieb* selbst sich glücklich äußern zu können, und wie sie als erstere bei weitem allgemeiner zum Großen und Edlen wirkt, denn als letzterer, so fühlte sich auch Rahel nie zum Versuch kunstmäßigen oder absichtlichen Mittheilens ihrer Gedanken gedrungen. Dagegen besaß sie einen eigenthümlichen, gewissermaßen angeborenen Hang, in *Briefen* sich auszusprechen, worin sie sich schon seit früher Jugend lebhaft erging (vgl. S. 530 flgd.), und in dieser Weise, die ebenfalls eine im vergangenen Jahrhundert besonders vorherrschende, jetzt ziemlich verfallene Sitte unter den Deutschen ist, hat sie die merkwürdigsten Abdrücke ihres Geistes hinterlassen. Sie klagt und spricht oft darüber, daß sie eigentlich nicht *schreiben* könne, bei all ihrem richtigen Geschmack für ästhetische Darstellung (vgl. den Brief an D. Veit, S. 95.), aber wie sehr ihr auch äußere Unbeholfenheit oft in den Weg tritt, und auf eine seltsame Art selbst das Material ihre Ergüsse hemmen will, z. B. die Schreibfeder, die sie nicht selbst schneiden kann, und wo denn mitunter in aller Verlegenheit die Kammerjungfer mit der Scheere daran zurechtstutzen hilft, so daß ein abenteuerliches Werkzeug entsteht, das eine gewaltsame Handschrift hervorbringend, die Briefschreibende jedoch durch den Widerstand erst recht zu einem kühnen Flüg der Mittheilung anzureizen scheint: kurz, wie auch des Ungünstigen viel zusammenstellen mag, so hat doch Niemand je origineller geschrieben als sie. Indem sie nur

rein die Gedanken aus sich abschreibt, und nach der unmittelbaren geistigen Empfängnis hastig auf das Papier schleudert, wird sie in unruhiger Bewegung die großartigste Wortbildnerin, und mitten in dem Gefühl der Darstellungsunfähigkeit, das sie beschleichen will, erschafft sie Ausdrücke und Bezeichnungen, die wie eine fertige Minerva mit Helm und Schild aus ihrem Haupt hervorgegangen scheinen. Ohne irgend stilistische Motive bei sich zu kennen, schrieb sie doch, wie wenige Autoren, einen durch und durch eigenthümlichen Stil, weil sie nur ganz *sich selbst* schrieb, und es herrscht eine so drängende, wogende, oft gewaltsame Gedankengährung in ihrer Schreibart, daß man, so oft sie sich äußert, eine Pythia im Schwelks der Begeisterung zu sehen glaubt. Auf der andern Seite scheinen dann auch freilich die innerlichst gebliebenen Gedanken nicht selten noch wie ohne Körper und Kleid aufzutreten, und ein dunkles Element breitet sich geheimnißvoll verschleiend über geistestrunkene Aussprüche hin. Dabei ist nicht die geringste Spur von Ostentation in ihr und ihrer Mittheilungsweise auch nur zu ahnen, und daß sie jedesmal lediglich den Zweck hat, sich so zu äußern, wie es gerade in ihr vorgeht, zeigt sich besonders daran, daß sie immer dieselbe ist, und in derselben charakteristischen Weise sich ausspricht, an wie verschiedene Persönlichkeiten und unter wie verschiedenen Bedingungen sie auch Briefe schreiben mag. Bei der seltsamsten Originalität kann man sie doch in gewisser Hinsicht *natürlich* nennen, und Jeder, der eine solche Natur versteht, muß beistimmen, wenn sie selbst einmal ausruft: „Warum sollt ich nicht natürlich sein? Ich wüßte nichts Besseres und Mannigfaltigeres zu effectiren!“ —

Es sind vornehmlich dreierlei Perioden des Lebens und der Zeit, welche sich in dem aus ihrem Nachlaß Ausgewählten im bestimmten Wiederklang der vorherrschenden Eindrücke bemerklich machen. Dies ist zuvörderst die bezeichnete literarisch-philosophische Stimmung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dann die mehr zur Theilnahme an öffentlichen Lebensinteressen erweckende Epoche der sogenannten deutschen Befreiungskriege, und demnächst die darauf folgende, wir möchten sagen, in Friedensträgheit wissenschaftelnde Zeit Deutschlands, bis an die neuen politischen Bewegungen des Jahres 1830 heran, welche letz-

waren aber in den Briefen Rahels aus dieser Periode nur kurz und abgebrochen nach ihren Einflüssen auf sie angedeutet werden.

Was Rahels Verhältniß zur deutschen Literatur zuerst am bedeutsamsten erscheinen läßt, war ihr frühes Erkennen Goethes und der unermesslichen Bedeutung seiner Poesie. Zu einer Zeit, wo Gleichgültigkeit, Mißverstand und Feindseligkeit das, was der große Dichter für den Aufgang der deutschen National-Poesie gewirkt, noch fast allgemein zu verdunkeln und niederzuziehen strebten, hatte sie, ein junges Mädchen, in der Stille schon die umfassendsten Studien seiner Werke gemacht, und in ihren nächsten Lebenskreisen mit unterschiedener Begeisterung und Einsicht die Macht und Kunstvollendung seines Genius verkündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XCVIII.

Commentatio critica de duplici Psalmi duodecigesimi exemplo. Scripsit Caesar v. Lengerke, Phil. Dr. S. S. Theol. Lic. et Prof. P. E. in Acad. Albertina. Regimontii Pruss. 1833. pag. 58. 4.

Gegen Grambergs Behauptung, daß der Text des 18. Liedes im Psalmbuche im Verhältniß zu dem 2 Sam. 22. der ursprüngliche, echte und unverdorben sei, ist vorzüglich die vorliegende kritische Untersuchung beider Texte gerichtet, welche der Vf. mit Vollständigkeit, ja absichtlich in einer gewissen Breite führt, um ein für alle Mal das beiderseitige Verhältniß festzusetzen, und um namentlich eine Ansicht zu vernichten, der selbst de Wette, wenn auch nur schwankend, beizustimmen scheint (vgl. p. 51.). Indessen läßt schon ein genauerer Blick in die beiden Texte, ein einseitiges Wählen und Verwerfen des einen oder andern, als des absolut richtigen oder unrichtigen, nicht aufkommen. Denn beide Texte haben gegeneinander gehalten, eben sowohl Richtiges als Falsches, wie denn z. B. 2 Sam. 22. 5. gegen Ps. 18. 5. eben so gewiß die gute Lesart, als umgekehrt 2 Sam. 22. 13. gegen Ps. 18. 13. die schlechte giebt.

Zweifelhafter kann die Beantwortung der Frage sein, wie diese verschiedenen Texte entstanden? Nach Hrn. Lengerke sind sie es nicht, durch 2 Recensionen, welche David selber gemacht, (wie kindisch-naiv noch zuletzt Hr. Claus glaubt), nicht durch einen späteren Kritiker, der den vor ihm liegenden Text bearbeitet, noch durch irgend einen Leser, der nach bestimmten Zwecken ihn verändert hätte; (vgl. z. B. den 36. folg. zu 2 Regg. u. s. w.), sondern ihre einzig richtige Entstehungsweise (aus *verus fons* p. 10), ist die, durch welche Ewald das Verhältniß von Ps. 14 zu Ps. 53 erklärt, daß ein Leser des Alterthums aus einem verbliebenen oder sonst verdorbenen Text sei-

ter Handschrift, ohne Kunst aber mit einem gewissen richtigen Tact und mit Freiheit, in Beziehung auf die angegriffenen Stellen und Lesarten einen neuen Text sich gebildet habe. Jedoch giebt der Verf. gleich zu, daß hier viele Lesarten auch der Nachlässigkeit der Abschreiber, so wie dem Leben des Liedes im Munde des Volkes ihren Ursprung verdanken. Legen wir uns des bleibenden Zweifels wegen, kein so bedeutendes Gewicht auf die Angabe der Entstehungsweise dieser Verschiedenheit, so müssen wir uns doch entschieden gegen Hrn. v. Lengerke's Erklärung aus dem Grunde aussprechen, weil sie überflüssig ist, nichts erklärt, was sich nicht einleuchtender und besser erklärte, wenn man die erste Entstehung der Verschiedenheit — wie bei den meisten alten Nationalliedern — in den Mund des Volkes, den wahren Vater der Variation legt, nach welchem schon eine differente Aufzeichnung erfolgte, die dann noch different war, durch das gewöhnlich einer schriftlichen Fortpflanzung zukommende Gefolge von Zufällen und Umständen, wie z. B. schlechte, an- und abgegriffene Exemplare, nachlässige, reminiscirende Abschreiber und spätere Kritiker u. s. w. Auch läßt Hr. v. Leng. bei seiner zumeist richtigen Beurtheilung der verschiedenen Lesarten jene Erklärungsweise der Differenz nur selten, kaum allein, und nirgends nothwendig eintreten. Denn z. B. vs. 13. wird wohl niemand dem Vf. beistimmen, daß der schlechte Text des Buches Sam. aus verloschener Schrift also entstanden sei:

וַיִּבְרָךְ [ע]בְרֵי [ע]בְרֵי, da vs. 9. unabwiesbar auf eine Reminiscenz im Munde des Volkes oder unter der Feder des Schreibers zeigt. Was gelegentlich die Auflösung des richtigen aber schwierigen Textes betrifft, so kann uns Hrn. v. Lengerke's kaum mehr genügen, als die de Wette's. Der Sinn ist unstreitig: die dichten Wolken lösen sich durch den Lichtglanz Jehovas auf, werden durchbrochen von Hagel- und Feuer-Wetter. Hiernach übersetze man: „Aus dem Lichtglanz vor ihm führen dahin seine Wolken, führen dahin Hagel- und Feuerkugeln.“ Es steht עֲבָרָן, wie häufig schwabend zwischen beiden Gliedern, beiden angehörig, mit im Grunde einer, wiewohl der weitern Auffassung nach etwas verschiedenen Bedeutung (hinschwinden — dahingehn.). Denn עֲבָרָן für עֲבָרָן als Apposition zu מִגִּדָּה zu nehmen (wie nach Gramberg de Wette) ist schon deshalb falsch, weil der Lichtglanz Jehovas niemals die Wolken sind, man vgl. auch 2 Sam. 23. 4. עֲבָרָן לֹא מִגִּדָּה „am Morgen da keine Wolken sind ob des Glanzes.“ Hr. v. Leng. erkennt nun zwar richtig die Beziehung עֲבָרָן zu beiden Gliedern an, womit er zugleich die frühere Erklärung zurückweist, aber sieht die Nuance der Bedeutung nicht ein, und nimmt deshalb fälschlich die Worte בָּרַךְ וַיִּבְרָךְ im 2ten Gliede als Explication von עֲבָרָן im ersten. Eine andre Variante aus verloschener Schrift findet der Vf. u. 16. Aber hier ist es eben so wenig nöthig das 2ten Sam. zu בָּרַךְ fehlende Suffix *et hinc* *libera* zu erklären, gleichwie der in diesem Worte stattfindende Wechsel der Präposition בְּ [mit ם״ה ״מִנִּי] noch kein Fehler, und מִנִּי in dem Ps. noch nicht die ursprüngliche Lesart ist, da grade בְּ im Wechsel mit מִ (im Sinne aus als

durch) gelöst wird; vgl. Ps. 5, 11. 6, 8. u. oft. Wir könnten bei der Beurtheilung der Lesarten noch gegen Einzelnes Erwendungen machen, doch enthalten wir uns dessen vor so Mäher, als auch manches hier rein vom exegetischen Gefühl und Takt abhängt, beispielsweise führen wir vs. 7. an, hier glauben wir nicht mit Hrn. v. L., daß das letzte Glied ganz richtig im Buche Sam. set, sondern halten es in diesem für gleich mangelhaft, als im Psalmbuch für überflüssig, denn eigentlich steht uns zu lesen **לפניך לפניך**, das letztere Wort ist im 2 Sam. als unverständlich weggelassen, während es im Ps. durch die Glosse **לפניך** richtig erklärt ward, „und mein Gebet vor ihm, drang zu seinen Ohren“, denn **לפניך** ist zum Vorhergehenden, nicht wie gewöhnlich zum Folgenden zu beziehen, wo dann **לפניך** überflüssig wäre. Doch, wie schon gesagt, im Ganzen sind die Lesarten von dem Vf. richtig und gut taxirt, besonders Gramberg gegenüber, der in seiner vorgefaßten Meinung dem Recensenten des 2 Buch Sam. selbst grammat. Fehler an den Kopf wirft, wie z. B. vs. 33. bei der Verbindung **לפניך לפניך**, die Hr. L. mit Beispielen rechtfertigt, während Gramb. selbst die Wette'n an dieser Stelle so geblendet, daß dieser von dem unverständlichen und eigentlich ungrammatischen der Worte spricht (Comment. z. d. Ps. I. 1.), da er die ganz gleiche Stelle Ps. 71, 7. **לפניך לפניך** — welche Hr. v. L. entgangen — ganz unbefangen und richtig übersetzt, und so wenig ungrammatisch oder unverständlich findet, daß er im Commentar nicht einmal mit einer Sylbe ihrer gedenkt. — Auch an gelegentlichen Sprachbemerkungen und grammatischen Beispielen läßt es unser Verf. nicht fehlen, doch bedürfen die ersteren zuweilen noch der schärferen Fassung, die letzteren mitunter noch der Sichtung, wie z. B. die über den freieren Status constr. p. 13. und über das Genus von **לפניך** p. 25. wo die für das mascul. Geschlecht (= aus bloßem Druckversetzen ist dasselbe der Gebrauch des Genus verkehrt aufgeführt =) angegebenen Beispiele sämtlich nicht stichhaltig sind; nämlich Gen. 12, 6. und Jos. 9, 18. weil das Verbum vorangeht (Ezech. 21, 14. unrichtigweise) und Ps. 104, 6., weil das masc. Suffix in **לפניך** sich nicht, nach der gewöhnlichen Meinung, auf **לפניך** — zu dessen mascul. Auffassung hier gar kein Grund vorhanden — sondern auf **לפניך** bezieht. Man übersetze „die Fluth — gleich einem Gewand decktest du sie über die Berge, über den Bergen standen die Wasser.“ **לפניך לפניך** gehörte wiederum dem Sinne nach beiden Gliedern an, und wie hier so ist oft das Verkennen der wiederholten Beziehung solcher kleinen Sätze am Ende des einen oder Anfang des andern Gliedes, zu beiden Gliedern, das Verkennen solcher *voces in medio suspensae* gleichsam, Schuld der schiefen Auffassung.

Noch haben wir ein Wort über Hrn. v. L. Bestimmung der Abfassung und Abfassungszeit des Liedes zu sagen. Als Verf. desselben nimmt er, mit fast allen Exegeten den König David an. Wir wollen hiergegen nicht streiten, wiewohl wir nicht zweifeln, daß wenigstens der mittlere Theil des Ps. eine spätere Aus-

führung ist. Aber bestimmt hat es uns, daß Hr. v. L. gegen das Gleichen, der die Davidische Abfassung Hugnot, für dieselbe sich (nach Hitzig Begriff der Kritik p. 27.) auf die Worte 2 Sam. 7, 18 — 29. als ein unzweifelhaftes *Geficht Davids* berufen kann! Mit demselben Recht, würde man, unseres Erachtens, den rednerischen oder dichterischen Charakter, der nach dem gewöhnlichen Rechen der *Unmöglichkeit* *apodictisch* will, am Homer sprechen den Personen, feststellen, da würde selbst nach den Ausführungen der A. T. Schriften, (als **לפניך לפניך**) über Sprach- und Ausdrucksweise, Red' und Dichtungsart Jehovas reden können, wenn nicht schon formell eine verschiedene Art und Weise, die den Schriftstellern nach eben verschiedene dichterisch wäre. Als Gedichte Davids werden in den historischen Büchern, außer unserm: 2 Sam. 18, 19. 23, 24. und ein Fragment 23, 1 — 7., und hiernach ist es wohl schwer in Beziehung auf die Psalmen den Charakter Davids als Dichter festzustellen, ganz unstatthaft aber hier manches als dichterische Eigenthümlichkeit Davids aus jenen Davidischen Rede-Berichten in den historischen Büchern beweisen zu wollen. Ueberhaupt ist wohl zu beachten, daß manche ältere Psalmen in einer bestimmt traditionellen Beziehung des Verfassers jener Bücher hier und da schon vorgelegen, und die bestimmte Beziehung mancher den David beigelegten Psalmen, auf einzelne Berichte, oft selbst nach einzelnen Worten in jenen Büchern, ist und bleibt, so probabel man sie auch machen mag, immer noch unsicher. So bezieht Hr. v. Lenz diesen Psalm seiner Grundlage, vs. 5. seqq., nach, gleich dem vorangehenden 18ten, indem er sich an Hitzig Begriff der Kritik p. 22. anlehnt, auf die 1. Sam. 23, 28. erzählte Rettung Davids in der Wüste Maon, wofür nichts weiter spricht, als daß man es gerade so, aber auch wohl anders beziehen kann, und nimmt außerdem ohne weiteres — denn die historischen Bücher sagen davon nichts — ein furchtbares Gewitter in jenen Feindschichten zu Hilfe (p. 57.), welches die Veranlassung zur späteren Darstellung seiner Rettung, in der Form der Theophanie gegeben haben soll. Mit einer solchen Annahme und Vorstellung, wie diese, über die Theophanie, können wir uns gar nicht befremden, sondern schlossen uns ihr gegenüber, an den, wie fast immer, ästhetisch richtigen Sinn des Wortes an, nehmen jedoch jene ganze Darstellung vs. 5. u. folg. als eine Concentration, der mannigfachen Rettungen in einer großen Rettung, oder als eine Darstellung der Rettung überhaupt durch die Hilfe des allmächtigen Gottes; der diebstalisch anhaltbar einschreitet, furchtbar erscheinend im Erdschreden und Ersittern der Natur.

Indem wir so einzelne Gegenbemerkungen hier hervorgehen, haben wir die Arbeit und den Fleiß des Hrn. Verf. nicht verkennen wollen, im Gegentheil erfüllt diese Schrift so vollkommen ihren Zweck, daß hinfür eine einseitige Beurtheilung des einen oder andern Theiles wohl nicht mehr Statt finden wird.

Ferdinand Böhry.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1833.

*Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.
(Als Handschrift.)*

(Fortsetzung.)

Sie war es eigentlich, welche durch Ausbreitung seiner Dichtergroße im Privatleben die nachmalige enthusiastische Anerkennungsperiode für Goethe hatte vorbereiten helfen (vgl. S. 22.) und selbst nach dem wüthen Apparistischen, was sie von ihrem Verstande niederschreibend mitgetheilt, könnte man sie wohl den größten Kenner der Goetheschen Werke in ihrem feinsten Zusammenhange nennen, der gelebt hat. Zu bedauern bleibt, daß sie nie eine ausgeführte kritische Darstellung des Dichters, in den sie sich so mit ihrer ganzen Natur hineingedaucht, über sich vermochte, da sie hier in gewisser Hinsicht das Höchste der Beurtheilung zu leisten im Stande gewesen wäre. Wie tiefgefäßte und in schärfste Beziehungen gestellte Ansichten sie überhaupt von der Ausübung der Kritik hatte, geht vornehmlich aus einem ihrer Briefe vom J. 1794 hervor, worin sie die vielbesprochene Recension Schillers über Mathiasen, die allerdings ein großer idealistischer Irrthum war, schon damals auf das Lebhafteste zu annihiliren sucht: „O Laokoon, o Lessing! hab' ich nur denken können. Wenn der was Allgemeines sagte, so bestimmte er was, setzte er was fest, (freilich hat er sich zu Tod' gekümmert!) — wenn der recensirte, tadelte er, wenn er tadelte, gab er die Ursachen an. Man macht so viel Lärm von dieser Recension, und als ob sie so schwer wäre; ich habe eben keine so heftigen Ideen darin gefunden. Die Vergleichung der Dichtkunst mit der Malerei, und also auch die fernere Anwendung des Landschaftsmalers und Geschichtsmalers ist mir gar nicht aufgefallen, und ist, dünkt mich, hundertmal in Lessing vorgekommen; den wollen sie mit aller Gewalt vergessen, weil seine Recensionen (dann viele seiner Werke, und besonders Laokoon, kom-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

men, für wie Recensionen der Künste vor) nicht so sentimental waren, und er nicht immer das Genie recensirte, analysirte, das hohe Menschliche heraussuchte, und bewies, daß das Genie ein Genie ist, — sondern das Kunstwerk vornahm, aufstellte, mit Gründen tadelte, oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen sichere Grenzen steckte, und mit richtendem Blick und enthusiastischem Beifall das Genie sie erreichen sah, und seine Genialität in Ruhe ließ.“ —

Inzwischen war der literarische Eudaimonismus der Deutschen durch den ernststen Drang der weltgeschichtlichen Ereignisse allmählig auch aus seinem süßen Frieden aufgeschreckt worden. Die erste Reihe der französischen Revolutionsjahre schien noch kaum einen tiefer greifenden Funken der Unruhe in die gesellschaftlichen Zustände Deutschlands geworfen zu haben; man ästhetisirte, philosophirte, unterhielt sich nach wie vor behaglich, und politisirte nicht; und in den Briefen Rahels aus dieser Periode ist auch nur von Literatur, von innerem und geistigem Leben die Rede. Die Revolution steht in der Ferne nur wie ein brennender Kommet, den man als ganz absonderliches Ungethüm noch außer Zusammenhang mit der übrigen Weltordnung erachtet; man berührt sie nur ganz äußerlich als etwas Vorübergehendes. Es erdröhnten jedoch bald auch die Grundvesten der alten träumerischen Germanie, das längstarrwulstige Reichsverband zerriß, und ein universaler Eroberungskrieg, in den sich die französische Revolution aufgelöst hatte, drang umgestaltend auch über die deutschen Grenzen. Da wurden neue Interessen lebendig, und ein neues ihr früher nie benutzt gewordenes Gefühl macht sich auch in Rahel geltend, das der *Vaterlandsliebe*. Sie verkündigt diese in einem schönen Gleichniß von sich: „O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Bluts etwas nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch bipatürzen!“

Das Jahr 1813 ruft sie auch in ihrem Kreise zur thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heraus; sie zeigt sich unter den andern mildgesinnten Frauen Berlins, die damals am Altar des Vaterlandes die herrlichsten Pflichten der Weiblichkeit ausübten, geschäftig in der Pflege und Erquickung verwundeter Krieger, und übertrifft alle so sehr an Eifer, daß sie, krank geworden, ihr Bureau sogar vor ihrem Bett aufschlägt, um an demselben Jäger und Soldaten zu empfangen und mit Rath und Trost zu entlassen. (Vgl. S. 260.) Ja, sie hat im Namen der Frauen, die sich zur Stiftung einer Lazareths vereinigten, einen Aufruf an das Publikum verfaßt, der in den Zeitungen verbreitet werden sollte. (S. 249.) Unter allen äußeren Anregungen dieser Jahre verliert die begeisterte Frau doch nie den innersten metaphysischen Faden des verwirrten Weltzustandes aus der Seele; und sie schreibt im Februar 1816 an ihren Bruder Ludwig Robert folgendes wunderbar im Geist Gesehene: „Danieder liegen die Menschen aus allen Ecken Europa's; aus allen Ecken habe ich sie abgehört, und höre sie sich beklagen, sehe sie sich unbehaglich fühlen; rücken und klimmen; Alle, die nur nicht ganz gemein, ganz roh, ganz plump steigen und gewinnen, ohne Zweck, aus Prahlucht und Lüge, ganz nach außen. Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu seinem Ursprunge hin zu verfolgen, das heißt, bis an die Gränze seines Verständnisses. Ich verstehe nun der Welt Gewirre und ihren jetzigen Zustand so! Es fehlen zu den bedeutend vielen kleinern — Detail-Erfindungen möcht' ich es nennen — Entdeckungen des Menschenwitzes, wodurch er nun seit den neuern Jahrhunderten seine Sinnorgane glücklich genug ergänzt, sich die Außenwelt dienstbarer, die ganze Erde bekannt und kleiner gemacht hat, Einige große Erfindungen und Annahmen, wie sonst es einmal müssen Ehe, Menschengemeinden mit Gesetz-erfindung, die zehn Gebote u. dgl. gewesen sein. Das Alte, Einfache, damals große Erfundene reicht durchaus nicht hin. Der Einzelne ist mächtiger in seinem Sinn und Geist, reicher vorgelbildet, als das Gesammte, das ihn regieren soll, und es, ohne Respekt, Bewunderung, Meditation einzulösen, nie kann. Hiermit meine ich bei weitem nicht die Regierenden; sondern das Regierende, welches höher, in Intelligenz, Erhabenheit und Erfindung sein muß, als die, welche regiert werden; wenn soll regiert

werden können. Ich bin gewiss, wo viele Menschen als Völker zusammen waren, fanden sie sich ungefähr, aber nur sehr ungefähr, in solchem Zustande, wie wir, kurz vor einer der großen Erfindungen, die man auch ~~Offenbarungen~~ nennt. Nichts aber, was wir aus den Büchern und Sagen kennen, kommt, dünkt mich, den jetzigen Zustande der Erde gleich! Alte gebildete Völker hatten Säulen zu Gränzen der Welt, Höhlen zur Hölle, schöne Inseln und Berge zum Olymp; nannten andere Völker Barbaren, wollten dies und nahmen sie zu Sklaven. Jetzt aber, wo die ganze Erde bereiset, gekannt, Kompaß, Teleskop, Druckerei, Menschenrechte, und wer weiß was Alles erfunden ist, in vierzehn Tagen allenthalben gewußt wird, was allenthalben geschehen ist, und doch die Urbedürfnisse, Nahrung, Vermehrung, das höhere und höhere Wollen fortexistiren: wie sollen die alten Sitten-erfindungen noch vorhalten (nicht das Bedürfnis nach Sitte, für welches erfunden oder entdeckt werden muß)? Daran, glaube ich, krankt die jetzige Welt; so mannigfaltig ausgebildet, groß und allgemein war diese Krankheit noch in keinem uns bekannt gewordenen Zeitpunkt, obgleich sie nur nach und nach diese Ausbreitung gewinnen konnte, wozu eine ewige Anlage da war.“

Da wir hier einmal im Zuge sind, ihr von uns entworfenen Bild durch ihre eigenen Aeußerungen und Selbstmittheilungen ausführen zu lassen, so mögen jetzt noch in rascher Blumenlese, für deren kluge Auswahl wir indess bei dem fast in Verlegenheit setzenden Reichtum jeder Seite nicht eintreten können, einige ihrer bezeichnendsten Briefstellen folgen.

Eigenthümliche Ansichten hatte Rahel von der Fortdauer der Kunst bei den Völkern; sie sind besonders für die nächste Gegenwart zu bedeutsam, um sie nicht herzusetzen: „Es giebt auch Völker, die in Zuständen leben, die nur einer rechtlichen, stuflichen Verbesserung fähig sind; auch sprunghaft zu viel von der Gesammthildung der Erde bekommen haben, und die Periode ihrer Kunst — die ich jedem Volke von der Natur zugestehet — überschritten haben. Wie ich denn glaube, daß sie überhaupt für jetzt überschritten ist. Die Untersuchung, welche diese Behauptung voraussetzt, kann jeder Einzelne in seinem eigenen Leben anstellen: ob spätere Verhältnisse, kombinirtes Wissen, später sich entwickelnde Interessen, ausgedehnteres Ordnunghalten, in all diesen Dingen tieferes, vielfältigeres Studiren, der Kampf mit der Welt in tieferen

Jahren, eine traurigere und auch höhere Klarheit, ihn nicht von Kunsterzeugnissen und Kunstvorsätzen abhalten! Die Welt bewegt sich aber immer; erzeugt immer neue Menschen und frische Verhältnisse; nichts ursprünglich Menschliches wird vertilgt werden; so wenig wir Wild des Waldes werden, oder als ein Mann in Amt zur Welt kommen wird; und so braucht uns weder um unsere Liebe zur Kunst oder deren Werke bange zu sein. Getrieben nur können sie nicht werden: nicht einmal vom besten Willen; von Eitelkeit und Liebhaberei an Nationalität gar nicht. Freien Lauf laße man ihnen; gute Zustände aller Art bereite man; und das ein Jeder auf seiner Stelle; das ist das herrlichste Beförderungsmittel; und die Wahrheitsliebe pflege man zehnfach doppelt bedacht in sich! Alle Werke der Kunst zeigen sich gleich als Karikatur ohne sie. Das zeugt, wenn es nöthig wäre, von ihrem hohen Ursprung, und ihrer hohen, herrlichen Verwandtschaft: und so wären wir wieder zu dem Anfang, wo wir sie als Höchstes Bedürfnis des Menschen ansahen, als das Bild, welches wir von unserm hiesigen Leben uns vorhalten; zum Ersatz, zur Lust, zur Erhebung." —

Hier stehe auch Rahel's Urtheil über Börne: „Dr. Börne in Frankfurt am M. schrieb ein Journal: die Wage. Mir empfahl es Gentz. Als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mir mit dem enthusiastischsten Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin, — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich — wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten; empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen, und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! — Andreas von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte." —

Das Erschöpfendste und Tiefste, was unseres Erachtens je über Shakespeare gesagt worden, sagte sie mit den wenigen schlagenden Worten mündlich: „Er ist Leben im Leben; er kann fast nicht zur Betrachtung

kommen, denn jede Betrachtung wird Leben; und doch ist er lauter Betrachtung." —

Während Rahel so in allen Gebieten des Geistes und Wissens gleich das Wesentliche und Charakteristische mit scharfblickenden Augen ersah und in treuer inniger Gesinnung zu pflegen wußte, war ihr neben dem strengsten Ernst der Betrachtung auch der Sinn für das spielende Element des Lebens glücklich und jederzeit geöffnet. Ueber Tanz und Musik hat sie überraschend schöne Gedanken gehabt, und besonders in der letzteren, in der sie völlig einheimisch war, verstand sie mit einer seltenen Kennerschaft zu genießen. Der Merkwürdigkeit wegen können wir uns nicht enthalten, ihr Urtheil über Spontini, dem wohl nie eine ähnliche Würdigung widerfahren, aus einem Briefe an L. Robert hier noch auszuheben: „Man höre nur mit Aufmerksamkeit, wie viele Lieblichkeiten im Spontinis Musikern wider seinen Willen hervorsprossen: ganz italienische, freie, üppige, liebliche, reiche, graziöse Gewächse. Alle Tanzmusik: Einzelnes nicht zu rechnen; und nur Olympia's Wunderouvertüre! Er überlegt zu viel; und das will doch nur sagen, da wo er nicht sollte: er sollte überlegen, daß er sich gehen lassen, und nicht so sehr influenziren lassen muß! Alle zu häufige militärische Musik ist nun wieder von hier, u. m. dgl. Sein eigener tiefer Irrthum — von Frankreich geboren, und von Eitelkeit erzogen — der, daß er's mit Lärm und Instrumentenzahl zwingen muß: und was? Beifall von Leuten, die sein wahres Wesen nicht faßten! Ueberlasse er sich je seinem eigenen Genius, könnte er ihn noch finden, so wäre er gewiß im Stande, Liebliches, Tiefes, Neues und Abstractes, und immer Meisterhaftes zu liefern. Er besitzt eine Melancholie, er ist melancholisch; die müßte er einmal frei darstellen. Seine komischen Opern sollen vortrefflich sein." —

(Der Beschluss folgt.)

XCIX.

Ueber den Kropf. Ein Beitrag zur Pathologie und Therapie desselben; von Dr. Karl Joseph Beck, Hofrath u. Prof. in Freiburg u. s. w. Mit einer Steindrucktafel. Freiburg, Grosse 1833. IV, 81 S. 8.

Der Hauptzweck dieser schätzbaren kleinen Schrift ist der: einer neuen Art des Kropfes, der *struma cystica*, ihren Platz im

Systeme zu vindiciren. Man findet nämlich, und zwar, wie des Verfs. Erfahrungen zu beweisen scheinen, nicht selten, eine oder mehrere Abtheilungen der Schilddrüse in einen dickhäutigen Balg umgewandelt, der eine mehr oder weniger dunkel gefärbte Flüssigkeit enthält, und an seiner innern, den serösen Häuten ähnlichen Wandung zuweilen Knochenbildung zeigt. Der von dieser Metamorphose nicht ergriffene Theil der Drüsen, kann dabei gesund sein, doch gesellt sich auch der Balgkropf zuweilen zu den übrigen krankhaften Veränderungen, welche die Schilddrüse erleidet. Beim Lebenden zeigt sich die *struma cystica* gewöhnlich als eine eiförmige oder kugelige, elastische Geschwulst, die seltner in der Mitte, öfter seitlich aufsitzt, eine mehr oder minder deutliche Fluktuation wahrnehmen läßt, und mit verhältnißmäßig bedeutender Störung der Respiration und Circulation verbunden ist. — Die Art, wie man bei der Untersuchung verfahren muß, um sich von der, oft schwer zu erkennenden, Fluktuation zu überzeugen, ist vom Verf. ausführlich angegeben. — Zuweilen wird die in dem Balge enthaltene Flüssigkeit fest, und dadurch die weitere Entwicklung der Krankheit gehemmt; auch hat der Verf. bei seinen anatomischen Untersuchungen dergleichen Bälge ganz mit knorpeligen oder knöchernen Massen angefüllt gefunden. Es scheint jedoch nicht, daß sich diese Fülle von *struma cystica indurata* — wie sie der Verf. nennt — in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht für jetzt von dem gewöhnlichen Kropfe, dem sogenannten lymphatischen, gut sondern lassen. Der Verf. hat das Verdienst, nicht nur, die, wie er selbst einräumt, schon früher beobachtete, aber in ihrer Eigenthümlichkeit nicht richtig gewürdigte, *struma cystica* durch Untersuchungen an Leichen und Lebenden zuerst als eine besondere Art festgestellt, sondern auch auf die Beschaffenheit derselben ein eigenthümliches und erfolgreiches operatives Heilverfahren begründet zu haben; so daß diese Art des Kropfes, bei welcher die pharmaceutischen Mittel nach den bisherigen Erfahrungen ganz unwirksam bleiben, jetzt als die am leichtesten heilbare angesehen werden muß. Das Operationsverfahren besteht im Wesentlichen in der seit Antyllus bei Balgeschwulsten, deren Exstirpation mit dem Messer unthunlich ist, angewendeten Methode: die Geschwulst einzuschneiden, das Contentum zu entleeren, und den Balg durch Erröthung von Entzündung und Eitorung zu zerstören, und ist auch beim Kropfe schon früher, namentlich noch in der neuesten Zeit von Lemaire geübt worden, doch hat es erst durch des Verfs. genaue Unterscheidung des einzig und allein dieses Verfahren indicirenden Krankheitsverhältnisses, seine wahre Bedeutung und bestimmte Stellung in der Operationslehre gewonnen. Der Verf. hat seine Operationsmethode genau, mit Angabe der nöthigen Cautele und der Nachbehandlung beschrieben, und durch sechs, mit belehrender Ausführlichkeit mitgetheilte Krankheits- und Heilungsgeschichten den Beweis geführt, daß sie, im Verhältniß zu den übrigen beim Kropfe üblichen operativen Verfahren,

leicht und wenig gefährlich ist und die sichere Hoffnung einer vollständigen Heilung gewährt. Um die Diagnose, auf welche hier, wie überall, das Meiste ankommt, zu vervollständigen, hat der Verf. die Unterschiede der *struma cystica* von den übrigen Arten des Kropfes angegeben; Ref. kann jedoch, besonders den jüngern Praktiker wegen, den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. die Gefahr des Blutschwammes (oder Markschwammes) der Schilddrüse mit dem Balgkropfe zu verwechseln, mehr hervorgehoben, und nicht so gering angeschlagen haben möchte, als es geschehen ist. Das Gefühl von Fluktuation ist beim Blut- und Markschwamm oft so täuschend, daß, im Verhältniß zu dem nicht häufigen Vorkommen desselben, die Fälle nicht selten sind, wo sonst ganz tüchtige Wundärzte sich zu einer Punction oder Incision verleiten lassen, um die vermeinte Flüssigkeit zu entleeren, und dadurch den unglücklichen Ausgang früher herbeiführen; wie denn Ref. noch vor Kurzem einen solchen traurigen Fall zu sehen Gelegenheit hatte.

Außer einigen gelegentlichen Bemerkungen über lymphatische Kropfe, enthält die vorliegende Abhandlung noch eine ausführliche Mittheilung über die Natur der *struma aneurysmatica* und die Heilung derselben durch Unterbindung der *art. thyroidea superior*. Der Verf. beschreibt einen Fall, bei welchem er die Operation glücklich und mit dem beabsichtigten Erfolg verrichtet hat, stellt bei dieser Gelegenheit das über diesen Gegenstand Bekannte zusammen, und sucht daraus, so wie aus den anatomischen Verhältnissen die Bedingungen abzuleiten, von denen sowohl die Gefahr der Operation als auch der nicht selten ausbleibende Erfolg demselben abhängen. (Ref. macht bei dieser Gelegenheit auf ein neues von Unger bei *struma vasculosa* angewendetes Heilverfahren aufmerksam, welches in Einführung eines Haarseils besteht und zwar noch gefährlicher als die Unterbindung zu sein, dafür aber auch, soweit sich dies nach so wenigen Fällen beurtheilen läßt, einen sicherern Erfolg zu versprechen scheint. S. Unger, Beiträge zur Klinik der Chirurgie I. Th. Leipzig 1833.). Endlich sind auch noch zwei Fälle von Markschwamm der Schilddrüse hervorzuheben, die der Vf. beobachtet hat, von denen der eine auf einer gut gezeichneten aber im Druck mißrathenen Steindrucktafel abgebildet ist, und der andere bei der Untersuchung nach dem Tode außer dem Blut- und Markschwamm noch eine Cystis, steatomatöse und melanotische Massen, so wie Tuberkeln der Schilddrüse zeigte; so wie ein Fall von Tetanus, der nach Einziehung des Haarseils in einen lymphatischen Kropf am dritten Tage entstand, und den Kranken, einen zehnjährigen Knaben, tödtete.

Zum Schlusse danken wir dem Verf. für die Mittheilung seiner lehrreichen, überall auf Beobachtung gegründeten Beiträge zu der noch mancher Bereicherung fähigen Lehre von dem Kropfe, und auch dafür, daß er es vorgezogen hat, sie in dieser Form zu geben, statt sie in einer Monographie unter einer Masse fremder Erfahrungen und Meinungen zu vergraben.

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

October 1833.

*Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.
(Als Handschrift.)*

(Schluß.)

„Er zwingt seinen eigenen Genius in allerlei Wahre, das ist wahr: aber welchen von all den sich zwingenden Komponisten, die jetzt notiren, und oben an „Oper“ setzen, bleibt so viel Reichthum und Schönheit in ihrem Zwang! Er nimmt uns ganz in Anspruch, wenn wir ihn hören; wenn wir ihn untersuchen, wozu er auch zwingt — durch Bedächtigkeiten und Vorsätze aller Art, die er nicht genug verbirgt — stellt sich Tadel ein; wenn wir darin fortfahren in größerer Dimension und größerem Detail, große Bewunderung. Hier wird er ganz verkannt — von den *prôprie*; und von der Herde, die den Tadlern nachspringt — und das ist fast gerecht, da Righini wenig erkannt war und vergessen ist; obgleich ich bei jeder Schönheit in Spontini's Musik gleich Righini anrufe, und mit sage: wie würde der das schön finden! Spontini ist ihm sehr ähnlich; und oft höre ich doch Righini in ihm. „Es wirken sich die Weisen aller Zeiten!“ Ueber die weg, von denen sie nicht erkannt werden!“ —

Nachdem wir nun Rahel aus den Schätzen ihres eignen Gemüths so kennen gelernt haben, daß klar geworden, wie dieser Genius immer auf einer außer-gewöhnlichen Gedankenhöhe seine Bahnen beschrieb, um sich seine Einsichten zu erwerben und allen Zusammenhang der Dinge sich tief zu vergewissern, wollen wir noch in dem Verhältniß von ihr reden, in dem sie den gewöhnlichen Gesetzen und Bedingungen unterworfen gewesen. Dies Verhältniß, welches wir meinen, ist das sogenannte Glück der Welt, das Rahel, wie viele ihrer eignen Aeusserungen oft mit dunkeln Ernst andeuten, eigentlich nie besaß. Sie war auch eine zu schicksalsvolle Natur, um dies Glück verstehen oder brauchen zu können, denn das sogenannte Glück

flattert nur in kosenden Zufällen um heitre Stirnen seiner Ausgewählten herum, aber mit dem Zufall der Welt stehen die höher und seltener Begabten, wie Rahel, fast nie in Verbindung, und verdanken ihm nichts; sie haben ihr schwer auftretendes, ernstes, geistiges Schicksal, das sie in allen Conflicten umherschleudert, um in ihrem Innern die Tragödie der menschlichen Zerwürfnisse mit aller Leidenschaft des Pathos zu feiern. Die Kategorie, *glücklich sein*, gibt es bei solchen Wesen nicht; es gibt und gilt bei ihnen nur die Kategorie, *sich entwickeln*, und diese ist denn das höchste Glück. So sagt auch Rahel einmal: „Ich habe in keinem Ereigniß Glück. Bin ich glücklich, so kommt's von meinem innern Reichthum; und daß ich nie Unwürdiges wählte, und also frei bin!“ Sie muß sich schon früh im Kreise ihrer nächsten Umgehungen eigentlich zerfallen und unglücklich gefühlt haben, weil die geistige Keckheit ihrer Natur durch zu gewaltige Entwicklung die Grenzen eingeregelter weiblicher und häuslicher Bestimmung durchbrach, und ihr „elastisch-heftiges Herz“, wie sie es selbst nennt, sich nie in Ruhe der Gewohnheit einwiegen lassen mochte. Denn kommt, daß sich im gewöhnlichen Leben von Seiten der Andern, die sie nicht verstehen können, oder mögen, ein gewisses Niederdrückungssystem gegen so Organisirte bildet, die den hergebrachten Formen entwachsen; und in dieser Weise hatte, wie es scheint, auch Rahel, besonders in ihren früheren Jahren, einen großen Vertheidigungskrieg nach Außen hin um ihr Innerstes zu führen gehabt. Es ist indess auch nicht zu vergessen, wie sie nach milder Frauenart zugleich durch sinniges Schaffen und Pflichterfüllen im Kreise des Hauses gegen jenes geistige Ueberwogen sich eine wohlthunende Begrenzung zu gewinnen verstand. Rahel bewachte sich thätig und fürsorglich, in allen häuslichen und geselligen Geschäften; theilvoll und hilfreich für Jedermann sich zeigend, sah man sie besonders liebevoll zu

Kindern hingeneigt, und, wiewohl sie nicht eigne hatte, ganze und halbe Tage nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Im Umgang mit Kindern, auf den sich so wenige Menschen recht verstehn, kehrte dieser gewaltige Charakter das Liebliche und Feinbesaitete seines Wesens lächelnd hervor, und während diese zarte Kinderliebe ihr in süßer Anmuth Dichtergedanken einhaucht, so daß sie einmal unnachahmlich schön sagte: — „Milder als Mairegen sind Kinderküsse! Rosenduft, Nachtigallton, Lerchenwirbel, — Goethe hört's nicht mehr; ein großer Zeuge fehlt!“ *) — reflectirt sie an einer andern Stelle folgenderart darüber: „Weit öfter halten sich die Leute unter einander für das, was sie sein möchten und vorstellen wollen, als für das, was sie wirklich sind. Mir ist das mit Einemmale ganz klar geworden, als mir einfiel, wie sehr ich Kinder liebe; wie ich mich mit ihnen abgeben kann; zeitlebens welche zu besorgen hatte und sie mir schaffte. In allen Häusern, in allen Städten; Geschwister, Nichten, Fremde, Nachbarn; alle Sorten. Nie ist es Einem eingefallen, mir den Titel Kinderfreundin zu geben, oder mich dafür anzusehn; mir selbst ist es nicht eingefallen.“ —

Das Abgesteckte des weiblichen Berufs, an sich nicht geeignet, so starke geistige Entwicklungen zu tragen, mag jedoch auch nicht selten ihre Conflictte gesteigert haben, und wenn sie an einer Stelle ihrer Briefe mit scherzhafter Färbung sagt: „Ich bin eine Art gesünderer, vergnügterer und brünetter Hamlet,“ so liefse sich dieser Vergleich, wenn man wollte, wohl zu ernsteren Beziehungen auf sie ausspinnen. Was heißt es aber auch eigentlich, glücklich sein? Es ist mit dem Glück ebenso, wie mit der Freiheit! Die Freiheit ist auch die verthüllte Sonne des Menschengeschlechts, die äußerlich immer nur in unendlicher Zersplitterung und trüben Brechungen strahlt, aber nach den inneren, geistigen Polen gebildeter Völker zu ihre schönsten Morgenröthen wirft.

Eigenthümliche Schmerzen bereiten sich indess oft so metaphysische Naturen, wie Rahel, selbst, durch zu tiefgehende Auffassungen und Beurtheilungen der Personen in ihrer Umgebung. Sie wollen Jeden, den sie sehen und berühren, sogleich auf sein Allgemeines zurückführen, und negiren oder affirmiren ihn von daher unaufhörlich; sie wollen gleich zu gründlich lieben oder

hassen, und verwickeln sich so nicht selten auch die harmlose Stundenfröhlichkeit des Umgangs, indem kein bloßer Anschein begnüglich von ihnen zugegeben wird, sondern das verborgene wahre Sein es ist, das sie überall, selbst mit unbewußter Schonungslosigkeit, aus der Hülle der Persönlichkeiten herausblättern mögen. Aber es erstehen ihnen dagegen auf der andern Seite Freuden, die, jenes Stundenglück hoch überragend, eine gewisse Ewigkeit des Glücks ihnen verbürgen. Dies ist der ihnen vergönnte Blick in den großen Zusammenhang der Weltereignisse, in denen sie sich als einem vernünftigen mitlebenden Punct freudig fühlen und bewußt werden, und so die erhabene Strömung, die durch das Ganze geht, auch in ihrem Einzelwesen als Zug der Stärkung einathmen. Rahel war, wie wenige, durchaus ein mitempfindender Nerv der Zeit; Alles zitterte in ihr an und nach, und erlebte in ihr, wie der Griff auf der Saite, tausend Schwingungen; sie war, könnte man sagen, das Alles am feinsten durchführenden Nervensystem ihrer Zeit, und weil sie so mit den Weltbegebenheiten mitlebte und gewissermaßen ein geheimes Nervenleben mit ihnen führte, so wurden ihr oft zutreffende Ereignisse der Zeit, selbst tragische, wahre Glücksereignisse, an denen sie sich erhob, aufrichtete, erfreute, und so aus dem Ganzen eine Art persönlicher Genugthuung in sich selbst erfuhr. Sie gehörte der großen ewigen Weltentwicklung an, in der sie mitlebte, und in diesem höchsten Sinne ist der Ertrag ihres Geistes, obwohl durch keine bleibende Form unter den Menschen verherrlicht, doch dauernd und unverlierbar.

Th. Mundt.

C.

System der Logik. Von Dr. August Ernst Umbreit, Privatdocenten zu Heidelberg. Heidelberg, akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr, 1833. 129 S.

Der Hr. Verf. eröffnet seine Schrift mit einer Polemik gegen den Kantischen Satz, daß die Logik durch Aristoteles vollendet, welchem weder vorwärts noch zurückgeschritten sei, wogegen er selbst eine lebendige Fortentwicklung auf dieser philosophischen Wissenschaft mit allen übrigen behauptet. Er hätte hiebei den

*) Sommer 1832.

auffallenden Unterschied in dieser Entwicklung bemerklich machen können, wie sie stetig und allmählig, als bloße Verarbeitung dessen, was Aristoteles selbst schon sehr ausgebildet gegeben hatte, bis auf die neuesten Zeiten fortläuft; dann aber, schon von Kant an, eine Revolution sich vorbereitet, und endlich zum Ausbruch kommt, durch welche der bisher festgehaltene Standpunkt völlig verlassen, und das gegebene Material in ganz unerwartetem Sinne verwendet wird. Im Vergleich mit diesem in neuester Zeit gemachten großen — Vor- oder Rückschritt, wie man es nennen mag — konnten nun allerdings die seit Aristoteles bis dahin in der logischen Wissenschaft bemerkbaren Veränderungen als eine Art von Stillstand betrachtet werden. In jedem Falle bestimmt sich durch diesen Absatz in dem Entwicklungsgange der Logik die eigenthümliche Stellung und Aufgabe jedes neuen Bearbeiters derselben. Er ist in die Mitte gestellt zwischen den alten und neuen Standpunkt, und sein Geschäft bekommt dadurch zwei Seiten. Auf der einen Seite hat er den reichen Vorrath des alten Materials, unter welchem sich, wie Jedermann weiß, Brauchbares mit Unbrauchbarem in bunter Mischung befindet, woraus dem neuen Bearbeiter die Aufgabe erwächst, das Gediessene aus diesem Vorrath herauszufinden, das Schnörkelwerk wegzuschneiden, und die Anordnung des Apparats möglichst zu vereinfachen, eine Aufgabe, an deren Lösung übrigens von nicht wenigen wackeren Vorgängern das Beste schon gethan ist. — Aber auf der andern Seite steht nun die Umwandlung der Logik durch die Philosophie unserer Tage. Ignoriren darf diese der neue Bearbeiter nicht, wenn seine Schrift in den Entwicklungsgang der Wissenschaft eingreifen soll. Er muß Partei nehmen. Entweder weist er die Ansprüche derselben gründlich ab, oder er erkennt dieselben an, und dann muß er suchen, dieses Neue mit dem Alten zu vermitteln, die im alten Standpunkt auferzogenen Gemüther mit dem neuen zu versöhnen, die neueren Entdeckungen mehr als vor dem Urheber derselben geschehen konnte, in das alte Material hineinzuarbeiten.

Diese doppelte Stellung jedes neuen Bearbeiters der Logik in unserer Zeit ist hier genauer bezeichnet worden, weil der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift sich derselben nicht vollkommen bewußt geworden zu sein scheint. Wenigstens hat er sich nirgends bestimmt darüber ausgesprochen. Es konnte in einer Vorrede

geschehen: diese fehlt dem Buche. Es konnte noch besser in der Einleitung auseinandergesetzt werden: diese ist zu Bemerkungen über Philosophie überhaupt und die Stellung der Logik in derselben verwendet worden. Statt jener Allgemeinheiten über den Begriff der Philosophie, welche auf ein paar Blättern zusammengefrängt, wie der Hr. Vf. selbst zu fühlen scheint, unmöglich wissenschaftliche Bedeutung haben können, hätte Ref. lieber eine scharfe Bezeichnung des Verhältnisses gelesen, in welches der Hr. Verf. seine Schrift zu den bisherigen Leistungen des Faches stellen will. Doch er kann uns einwenden, dieses Verhältniß ergab sich bestimmt genug aus dem Verlauf seines Werkes, und er habe daher nicht nöthig gehabt, eine ausdrückliche Erklärung darüber vorzuschicken. Wir wollen oft seine Schrift darauf ansehen, in wie weit sie, durch Festhaltung der bezeichneten Stellung, die Wissenschaft zu fördern geeignet ist.

Seine Stellung zum alten Material scheint der Hr. Verf. ziemlich so aufgefaßt zu haben, wie sie oben bezeichnet wurde: Aufnahme des Wesentlichen, Ausscheidung des Unwesentlichen, Verbesserung der Anordnung ist überall sein Augenmerk. Und hierin hat er im Ganzen lobenswerth gearbeitet. Er hat auf wenigen Bogen Vieles zu geben gewußt, und mit seiner Auswahl und Kritik kann man größtentheils zufrieden sein, wiewegen seine Schrift als Handbuch zu Vorlesungen brauchbar sein möchte. — Was die Anordnung betrifft, so wollen ihm vor Allem die hergebrachten Eintheilungen der Logik, in reine und angewandte, in Elementar- und Methodenlehre nicht behagen, und was er dagegen sagt, ist meistens treffend. Nun aber setzt er keine andere Oberabtheilung an ihre Stelle, sondern die Stücke, welche sonst Unterabtheilungen theils der Elementar- theils der Methodenlehre gewesen waren, treten in seinem Buche unmittelbar als Theile der Logik auf. Das giebt eine Menge coordinirter Theile, welche durch keine höhere Abtheilung gruppirt werden; die vorliegende Logik hat keine Hauptabschnitte, keine Bücher, sondern geradezu nur zehn Kapitel, welche nacheinander von Begriff, Urtheil, Schluß, den scheinbaren Schlüssen, von der Paralogik und Sophistik, von Eintheilung, Erklärung und Beweis, von Wahrheit, Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, endlich von Verstand, Vernunft und Urtheilskraft handeln. So viele coordinirte Theile erschweren die Uebersicht, und haben den Verdacht der

Unordnung gegen sich. Warum, wenn doch der Hr. Verf. den Unterschied von Elementar- und Methodenlehre nicht gelten läßt, warum hat er die Lehre von der Eintheilung, welche er selbst (Kap. VI. §. 1.) als Verdeutlichung eines Begriffs durch Bestimmung seines Umfangs bezeichnet, durch 5. Kapitel von der Lehre vom Begriffe getrennt, warum beide nicht verbunden abgehandelt? warum hat er ferner die Erklärung, welche nach ihm selber (Kap. VII. §. 1.) eine Verdeutlichung des Begriffs seinem Inhalte nach durch eine Reihe von Urtheilen ist, nicht mit der Lehre vom Urtheil in nähere Verbindung gebracht? warum endlich nicht die Lehre vom Beweis mit der Lehre vom Schlusse? — In einer andern Hinsicht hat der Hr. Verf. eine solche Vereinfachung durch Anschließung einer sonst abgesondert behandelten Lehre an die übrigen versucht, nämlich in der Lehre von den sogenannten Denkgesetzen. Von diesen handelt er nicht, wie es üblich ist, in einem besondern, dem Uebrigen vorangehenden Abschnitte, sondern das Gesetz der Identität und des Widerspruchs handelt er in der Lehre vom Begriffe, (Kap. I. §. 4.) das Gesetz des Grundes aber mit der Lehre von den Urtheilen ab (Kap. II. §. 3.). Das Gesetz des Widerspruchs nämlich sei die *conditio sine qua non* aller Begriffsverhältnisse, indem es verbiete, Prädicate zu einem Begriffe zu verbinden, deren eines das andere aufhebe; ebenso sei das Gesetz des Grundes die Bedingung alles Urtheilens, indem es fordere, daß jedes Urtheil seine gehörige logische Begründung haben müsse, d. h. es müßte sich einsehen lassen, daß das Prädicat nothwendig aus dem Wesen des gesetzten Subjectes hervorgehe. Das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten hat der Hr. Verf. nicht ebenso unterzubringen gewußt. Wir können diese Behandlung der Denkgesetze willkommen heißen, wie jeden Versuch, dieselben aus ihrer gewöhnlichen Isolirung, wo sie wie vom Himmel gefallen dastehen, herauszubringen, wenn der Versuch auch nicht ganz gelungen sein möchte. Denn es ist doch nur gezeigt, daß diese Gesetze angenommen werden müssen, wenn man soll Begriffe bilden und urtheilen können, — nicht, wie sie aus dem Wesen des Geistes nothwendig hervorgehen, — sie sind

nur aus ihren Folgen, nicht aus ihrem Grunde abgeleitet.

Die einzelnen Lehren betreffend, so will der Hr. Verf. den Begriff nicht bloß als Einheit von Merkmalen überhaupt aufgefaßt wissen, sondern in seinem Unterschiede von der Wahrnehmung als eine Einheit, welche dadurch entsteht, daß das Denken die Verhältnisse eines Gegenstandes mit freier Thätigkeit untersucht, um sie als die ein Ganzes constituierenden Theile zu erkennen, wodurch wir dann die Einsicht in das Wesen des Gegenstandes bekommen (Kap. I. §. 1.). Nach Abweisung einiger unpassenden Unterscheidungen der Begriffe, wird nun von allgemeinen, besondern und einzelnen Begriffen, von Inhalt und Umfang derselben, von Bei- und Unterordnung, von Gattungen und Arten gesprochen, wo offenbar der Ort war, die Lehre von der Eintheilung einzuflechten. Was der Hr. Verf. (§. 12.) von den Wechselbegriffen sagt, muß wohl eine Verwechslung sein. Die Begriffe, sagt er, welche den Umfang eines höheren ausmachen, somit sich nebengeordnet seien und einander ausschließen, heißen auch Wechselbegriffe. Allein Kreis und Dreieck, welche zum Umfang des höheren Begriffs von Figur gehören, hat schwerlich Jemand schon Wechselbegriffe genannt. Wechselbegriffe müssen, wie schon das Wort giebt, der eine an die Stelle des andern gesetzt werden können, es muß daher in denselben ganz oder doch nahezu der gleiche Inhalt bei verschiedenem Ausdruck, oder bei verschiedenem Inhalt wenigstens der gleiche Umfang vorhanden sein. Was der Hr. Verf. Wechselbegriffe nennt, sind nichts weiter als coordinirte, disjunkte Begriffe. — In der Lehre vom Urtheil will der Hr. Verf. die gewöhnliche Definition desselben dahin vervollständigt wissen, daß das Zuer- oder Absprechen des Prädikats aus dem Subject selbst nothwendig hervorgehen müsse, vermöge des Gesetzes vom Grunde (Kap. II. §. 2.). Dadurch eben soll sich das Urtheil vom bloßen Satze unterscheiden, daß in jenem die Verbindung zwischen Subject und Prädicat eine nothwendige, in diesem eine zufällige sei, (§. 3.) was von der gewöhnlichen Ansicht abweicht, welche in dem Satze nur den Wortausdruck des Urtheils findet.

(Der Beschluss folgt.)

October 1833.

*System der Logik. Von Dr. August Ernst Um-
breit.*

(Schluß.)

Gleichfalls weicht Hr. U. von dieser ab, wenn er nicht die *copula*, sondern nur die Bejahung oder Verneinung als die Form des Urtheils betrachtet wissen will (§. 5.), wenn er ferner die singulären Urtheile ihrem logischen Werthe nach nicht zu den allgemeinen, sondern zu den besonderen rechnet, (§. 8.) welche bei dem letzten Abweichungen am Ende vielleicht auf einem Wertstreit hinauslaufen. Dafs der Hr. Verf. hier nicht auch noch von dem Unterschiede der kategorischen, hypothetischen und disjunktiven Urtheile handelt, kann man kaum wohlgethan heifsen, wenn man sieht, wie dies bei den Schlüssen flüchtig nachgeholt werden mufs. — In der Lehre von den Schlüssen giebt der Hr. Verf. einen brauchbare Uebersicht der wichtigsten Regeln und streitet mit Recht gegen die Ansicht, welche in den verschiedenen sogenannten Schlussfiguren blofses Spitzfindigkeiten sehen will. Dafs er im fünften Kap. wo von den Trug- und Fehlschlüssen gehandelt wird, jene gediegenen Proben griechischen Scharfsinns, welche gröfseren Theils einen besseren Namen, als den blofsen Sophismen verdienen, zum Theil in *extenso* in Erinnerung gebracht hat, kann nur dem Kennerwerth gefunden werden.

Aber wir müssen jetzt unser Buch auch noch von der Seite seines Verhältnisses zu der neueren Umwälzung der logischen Wissenschaft in's Auge fassen. Die neueste Philosophie wird vom Hrn. Verf. weder ignoriert, noch hat er sich gegen ihren Einfluss verschlossen. Namentlich was lebensvoll in ihr ist, und dem Mechanismus entgegengesetzt, das hat er sich mit Liebe angeeignet, und mit Wärme mehr als mit Schärfe ausgesprochen. „Das Denken, sagt er S. 100., ist einer der schönsten Organismen des Daseins, ein wahrer

Weltseean des Geistes, welcher in ewig fluthender Bewegung nichts absolut Festes, sich zu starrer Einzelheit Sonderndes in sich bewahrt, — sondern jede bestimmte Gestalt in ihm trägt zugleich als ihre innerste Natur das Streben zum Uebergang in ein neues Verhältnifs in sich.“ Aber diese Worte sind zu schön, als dafs sie zugleich im Buche des Hrn. Verfa. wahr werden könnten, vielmehr treten in demselben das Gesetz des Widerspruchs (S. 39.), das umgekehrte Verhältnifs der Gröfse von Inhalt und Umfang der Begriffe (S. 44 f.) und die Wahrheit des kategorischen Schlusses (S. 61 ff.) als feste Wahrheiten und letzte Instanzen auf. — Die Logik soll (nach S. 18) nicht blofs die logischen Formen aufstellen, sondern sie zugleich aus dem vollen Bewußtsein des Ich ableiten; wenn sie so die verschiedenen Bewegungen aufzeigt, unter denen sich das Ich als Denken manifestirt, so soll sich hieraus (nach S. 20) von selbst die Eintheilung der Logik ergeben, indem die Theile selbst einander hervorruhen. Aber, wenn eine lebendige Selbstbewegung des Stoffes im Buche des Hrn. Verfa. vorhanden wäre, wie wäre die schon oben gerügte Eintheilung und Auseinanderreissung zusammengehöriger Gegenstände möglich gewesen? Namentlich der 2te Theil des Buches reiht die Gegenstände ziemlich äußerlich aneinander. Aus einem Anschliefen an den lebendigen Geist der neueren Philosophie ist es auch zu erklären, dafs der Hr. Verf. allenthalben gegen die Ansicht streitet, welche das Urtheil aus Begriffen, den Schluss aus Urtheilen zusammensetzt; der Begriff ist ihm vielmehr nur der ruhende, das Urtheil der in Bewegung übergegangene Gedanke, jener ein Substantial-, dieses ein Causalverhältnifs des Denkens, welche beide der Schluss in sich begreift, ohne dafs doch jene ursprünglicher wären, als der Schluss und die übrigen Bewegungen des Denkens, so wenig als der einzelne Sonnenstrahl ursprünglicher ist als die ganze Sonne (S. 128). In der Ausführung dieser Be-

hauptungen jedoch, hat es der Hr. Verf. nicht zur gehörigen Klarheit gebracht, namentlich herrscht in dieser Beziehung in der Lehre vom Schlusse vieles Dunkel. Aber nicht bloß an diesem lebendigeren Geist der neuesten Philosophie überhaupt, sondern auch an ihr bestimmteres Streben, die Dualität von Denken und Sein zu überwinden, schließt sich Hr. U. gewissermaßen an, wenn er (S. 12 f.) sagt: „Ich und Nicht-Ich, Subjektivität und Objektivität constituiren das gesammte Dasein, aber nicht etwa dadurch, daß sie nebeneinander bestehen und sich wechselseitig aufeinander beziehen, sondern dadurch, daß eines das andere nothwendig manifestirt, indem sie beide Manifestationen des Absoluten sind. Einmal manifestirt sich die Leiblichkeit vergeistigt, einmal die Geistigkeit verleiblicht.“ Ja selbst an die bestimmteste Eigenthümlichkeit der Hegelschen Logik, nicht bloß eine subjective, sondern ebenso eine objective oder Metaphysik zu sein, finden sich nicht undeutliche Anklänge. Nicht nur soll nach S. 23 die Logik keine bloß formale Wissenschaft sein, sondern S. 11 f. finden sich sogar die Worte: „Die Grundsätze (welche den Inhalt der Logik bilden) müssen nicht bloß subjective Formen unseres Denkens sein, sondern die von uns gewulsten Gründe des gesammten Daseins, also sich in der Geistigkeit des Gedankens reflectirende absolut nothwendige Existenzen, wirkliche, nothwendige Aeußerungen des absoluten Lebens.“ Und S. 66 f.: „Alle Objektivität, welche sich als kategorisches Schlussverhältniß im Bewußtsein reflectirt, ist in den Kreis dieser 4fachen syllogistischen Bewegung eingeschlossen; die Schlussfiguren sind keine Abstraktionen, die von uns auf das Leben bezogen würden, welche unglückliche Auseinandergerissenheit man leider in so manchen, besonders älteren, Logiken antrifft.“ Allein wenn man nun wieder S. 17 liest: „Bei der Thätigkeit des Denkens nehmen wir wahr ein Objectives, ein zu erkennendes Mannichfaltiges, und ein Subjektives, das denkende Ich, welches dies Mannichfaltige als ein nach innerer Gesetzmäßigkeit Verbundenes, frei anerkennt; betrachten wir nun das Ich als das bloß diese Verbindung einschende und in dieser Aeußerung selbstständige Thätigkeit entwickelnde: so finden wir diejenige Lebensäußerung des Ich, welche in ihrer Einseitigkeit das Princip der Logik begründet.“ — wenn man solche Stellen liest, so sieht man, daß, unerachtet jener ganz anders klingenden Aeußerungen, der Hr. Verf. doch

nicht über die alte Ansicht von der Logik hinausgegangen ist. Dies wird noch deutlicher, wenn man ebendasselbst vernimmt, daß durch das dialektische Spiel logischer Relationen, die unendliche Tiefe der Harmonie zwischen Geist und Welt nicht begriffen werden könne, wogegen S. 9. Anschauung des Absoluten, unmittelbares Bewußtsein des vollen Lebens des Ich als Quelle aller Wahrheit empfohlen wird. Seite 17 stößt sich der Hr. Verf. mit so vielen Ueberschwenglichen unserer Tage auch daran, daß die neueste Philosophie „von dem reinen, d. i. inhaltlosen, todten, abstraktem Sein ausgeht,“ und durch solche Abstraktionen die Tiefe des Lebens begreifen zu können glaubt. Er selbst fängt freilich gemüthlicher an, nämlich mit dem Leben, der Liebe, dem Absoluten (S. 5 f.). Was offenbart er uns nun von diesen Dingen? Das Leben, sagt er, ist das Absolute, in ihm ist Alles, außer ihm ist nichts. So muß also doch auch Hr. U. sich bequemen, mit dem Ist, dem todten u. s. w. Sein anzufangen, denn, wenn er uns nicht sagte, was Leben, Liebe, Absolutes ist, so bliebe uns das Alles ein verschlossenes Buch. Nur ist es ihm dann freilich zu gering, dieses Ist oder Sein erst besonders zu erklären; weil er es mit erhabenern Sachen zu thun zu haben glaubt; aber von diesem kann er ebendeshwegen in seiner ganzen Einleitung nichts Verständliches vorbringen, weil er es verschmährt hat, in der Entwicklung seiner Gedanken vom Einfachsten und scheinbar Gerिंगsten anzufangen, zum abermaligen Beweise, daß das Dringen auf einen inhaltvolleren Anfang als das Sein ist, zwar den Mund recht voll nimmt, ohne uns aber an Gedanken reichlich zu machen. — Aus allem Bisherigen ist ersichtlich: die Annäherung des Hrn. U. an die neuere Wendung der logischen Wissenschaft besteht mehr in Worten als in wirklicher Ausführung; er hat, was ihm die neueste Philosophie bot, nicht sowohl zu einer gründlichen Reparatur des Gebäudes der alten Logik, als vielmehr nur zu einem modernen Anstrich desselben verwenden mögen.

Strauß, in Tübingen.

CL

Essai sur la constitution géognostique de la province de Liège, en réponse à la question proposée par l'Académie Royale des Sciences,

Arts et Belles-Lettres de Bruxelles, pour le concours de 1830, savoir: „Faire la description géologique de la province de Liège; décrire les espèces minérales et les fossiles accidentels que l'on y rencontre, avec l'indication des localités et la synonymie des noms sous lesquels les substances déjà connues ont été décrites". Par C. J. Davreux, Pharmacien, Professeur de Chimie et de Minéralogie à l'École industrielle etc. Bruxelles (Mayer, imprimeur de l'Académie Royale) 1833. gr. 4. 298 S. und IX lithographirte Tafeln.

Eine gedruckte Preisbearbeitung über die von der Brüsseler Akademie für 1830 gestellte, auf dem vorstehenden Titel angegebene Frage haben wir schon in No. 45. dieser Jahrbücher angezeigt. Es war die Arbeit von A. H. Dumont, welche den ersten Preis erhalten hat. Wir müssen diese Anzeige hier wieder ins Gedächtnis bringen. Wir hätten uns nämlich eine Einseitigkeit vorzuwerfen, wenn wir nicht ebenfalls Nachricht von der vorliegenden zweiten Arbeit von C. J. Davreux über denselben Gegenstand, welche uns früher nicht bekannt war, gegeben würden, da beide sich wechselseitig ergänzen und erläutern, und so die geognostische Kenntniss von dem behandelten Landestheil auf einmal bedeutend fördern.

Die Akademie hat der Abhandlung von Davreux das Accusé zuerkannt und den Druck derselben beschlossen. Die Berichterstatter der Akademie (Cauchy, J. d'Omalius und Sauvageau) sagen darüber unter andern, „dass darin die Bildungen über dem Steinkohlengebirge vollständig behandelt wären, als in der Dumont'schen Arbeit, dass insbesondere auch die darin vielfach mitgetheilten Resultate chemischer Analysen von Mineralien und Mineralwassern sehr willkommen und die Bestimmungen der Versteinerungen sehr sorgfältig durchgeführt seien. Es ist nun aber in Betracht zu ziehen, dass die Dumont'sche Abhandlung, so wie sie gedruckt erschienen ist, nach jener Beurtheilung noch eine völlige Umarbeitung des jüngern Gebirges erhalten hat, und daher das Urtheil der Berichterstatter nicht mehr vollständig darauf paßt. Indess bleibt die Davreux'sche Arbeit neben Dumont auch in dieser Hinsicht noch sehr werthvoll. Auch finden sich darin einige Widersprüche gegen Angaben des letztern, auf die wir hier nicht näher eingehen können, welche aber noch Prüfung und Feststellung durch fernere Forschungen verdienen. Kränlich hat Dumont durch seine treffliche geognostische Karte der Provinz Lüttich und durch die reichen Beobachtungen, worauf sie gegründet ist, besondere Ansprüche auf Anerkennung sich erworben; aber in der Kenntniss und Benutzung der Literatur von demjenigen, was in den Kreis der Arbeit gehörte, muß er dem Hrn. Davreux sehr nachstehen. Auch die Verhältnisse der Oberfläche, Gebirgs- und Thal-For-

mien, Flüsse u. s. w. hat letzterer mehr berücksichtigt und näher beschrieben. Im Ganzen genommen hat Dumont sich indessen mehr als eigentlicher Geognost, Davreux aber mehr als Oryktognost, Petrofaktunkundiger und Chemiker gezeigt. Wägen wir das Verdienstliche beider Arbeiten, in so weit dieses thunlich ist, gewissenhaft gegeneinander ab, so erscheinen Dumont's Leistungen doch größer, sein Werk hat mehr Originalität durch die gegebene treffliche Entwicklung der Lagerungs-Verhältnisse des ältern Gebirges der Provinz einschließlich der Steinkohlinformation, er hat in diesen Bildungen durch seine guten Combinationen schärfer im geognostischen Sinne geordnet, und wir müssen daher dem Ausspruch der Akademie bei der Preisvertheilung ein völlig gerechtes Erkennen.

Davreux beschreibt die Bildungen von den jüngern zu den ältern, welches wir nur anführen, keineswegs aber tadeln wollen. Er befolgt also gegen Dumont die umgekehrte Reihenfolge nach dem Beispiele vieler neuern Geognosten, namentlich der Engländer und Franzosen. Wenn man namentlich den Kohlenkalk (Bergkalk) mit den ihm angehörigen Galmeei- Eisenstein- und Bleierz- Lagerstätten genau kennen lernen will, so muß man die Davreux'sche Arbeit mit derjenigen von Dumont vergleichend studiren. Man erhält alsdann etwas Vollständiges, und besonders ist auch in Bezug auf die nähere oryktognostische Beschaffenheit der darin vorkommenden Mineralien die Abhandlung von Davreux von vorzüglichem Werthe. Beiragen kann auch das Werk dazu, die Versteinerungen des Kohlenkalks, welche meist noch mit denen des im Grauwacken-Gebirge eingelagerten Uebergangskalks in Sammlungen und Büchern confundirt sind, von letztern näher zu trennen, zu bestimmen, welche Species beider Kalken gemeinsam und welche dem einen oder dem andern allein angehören.

Das Buch ist lediglich aus Thatsachen zusammengesetzt. Ueberflüssige, nicht zugehörige französische Phrasen enthält es eben so wenig, wie die vielfach angeführte Parallel-Arbeit „*Peu de systèmes, et beaucoup de faits, doivent être la devise du naturaliste*." so lautet, nach den Worten Baillet's, das gut gewählte Motto des Buchs. Solche geognostische Detail-Arbeiten, wie die beiden erwähnten, sind die Quellen, aus welchen allein die allgemeine Geognosie ihre haltbaren Sätze zu schöpfen vermag. Es ist recht verdienstlich von der Brüsseler Akademie, dass sie nach und nach ähnliche Preisfragen über die verschiedenen Provinzen des Landes gibt. Auf solche Weise sind, außer der Provinz Lüttich, mehr oder weniger vollständig früher schon die Provinzen Namur, Hainaut und Luxemburg bearbeitet worden.

Dem Davreux'schen Werke sind am Schlusse noch einige nützliche tabellarische Uebersichten und die Bilder von einigen interessanten Versteinerungen beigelegt. Die erste Uebersicht enthält in systematischer Ordnung die Nachweisung der Mineralien der Provinz mit Angabe der vorhandenen Krystallformen, nach Haug'scher Nomenclatur. Namen und Synonymik, Vorkommen und Fundorte sind in besondern Columnen aufgeführt. Dann folgt eine systematische Uebersicht der Fossilien, nach der relativen Altersfolge geordnet. Die Columnen dieser Tabelle weisen nach: Namen und Synonymik, Versteinerun-

gen und Fundorte. Eine dritte Tabelle enthält die Uebersicht der fossilen Organismen und Versteinerungen. In verschiedenen Faltungen sind darin aufgeführt: Namen und Syntonymie, Versteinerungsmasse, Gebirgsbildung und Fundorte. Die bedeutende Vollständigkeit dieser Tabelle ist sehr zu rühmen. Wir hätten nur gewünscht, daß die Namen der Schriftsteller, wannach die Petrefakten bestimmt worden sind, jedesmal mit angegeben wären. Noch ist dies nöthig, da unter denselben Namen von verschiedenen Schriftstellern oft andere Species bezeichnet werden; ein Uebel, welches die raschen Vorschritte der noch nicht gehörig gesichteten wissenschaftlichen Branche mit sich bringen. Den Schluss macht eine Uebersicht von Höhenmessungen; der Spiegel der Maaß liegt hiernach zu Lüttich 45½ Meter über dem Meere (näher 54,535 M.).

Die typographische Ausstattung ist, gleich der des Dumontschen Werks, in jeder Hinsicht zu loben.

Nöggerath.

CH.

Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Akten, von August Grafen von Platen. Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1833. 86 S. und 20 S. Anmerkungen.

So welthistorisch wichtig die Ligue von Cambrai für die Constellation damaliger europäischer Fragen erscheint, weil mit ihr, nach dem Verschwinden mittelalterlicher Interessen und Richtungen, politische Confederationen und diplomatische Berechnungen die Absicht der Höfe zu leiten und die Schicksale der Staaten zu gestalten anfangen; so wenig möchte ihre Erscheinung zu einer poetischen Darstellung sich als ein günstiger Stoff erweisen. Auch steht dies historische Phänomen in vorliegendem Drama wirklich nur so sehr im weiten Hintergrunde der eigentlich darin bezweckten Hauptsituationen, daß sich vielmehr Venedig und der Zustand dieses Freistaates, über dessen Horizont das drohende Bündniß der großen Mächte sich damals zusammenzog, als das Thema der poetischen Interessen ergibt. Der erste Akt ist nichts anderes als eine einfach gehaltene Conversationscene zwischen Personen des Volks und Senatoren über Venedigs alte frühere Größe und seine jetzige Gefahr bei der Treulosigkeit der Mächte, die aus Bundesgenossen des reichen Freistaates dessen Feinde geworden. Nach Shakespeareschem Mafesab betrachtet, kann der ganze Akt für nichts weiter als eine einleitende Vorscene gelten, wie sie beim großen Briten, freilich noch mit einem Aufgebot von Humor und gedrungener Charakteristik, mithin in selbständigem Werthe, von Bedienten und Nebenpersonen zusammengesetzt zu sein pflegt. Der zweite Akt eröffnet uns den Versammlungssaal des großen Rathes zu Venedig. Der Dogen und mehrere Senatoren, von denen wir keinen namhaft machen, weil in der That nicht ein einziger von ihnen mit einer bestimmten Persönlichkeit, wie das Drama sie doch verlangt, auftritt, pflegen Rath über den traurigen Zustand des Staates und fassen den Entschluß, des alten venetianischen Ruhmes würdig unterzugehen, wenn es die Noth erheischt. Der

spanische Botschafter wird entsandt, dann auch der Eigenthum des katholischen Ferdinand sucht bei dem Conflict, der Venedig bedroht, seinen Vortheil. Sonst erfolgt noch die Angabe einiger Strebensmaximen; alles ohne Aufregung und Energie in Sprache wie Aktion. Erst im dritten Akte gewinnen die Interessen einige Lebendigkeit; und obwohl nach wie vor in der Dichtung eigentlich die Dichtung fehlt und im ganzen Drama nichts eben als die Hauptsache, das Drama selbst, vermischt wird, so erfüllt man doch jetzt, warum es dem Dichter eigentlich zu thun war. In den ersten beiden Akten sieht sich der Leser trost- und rathlos darnach vergebens um, was des Verfs. Hauptaugenmerk, woran es eben fehlt, sein möchte. Es bleibt freilich auch jetzt noch bei den ganz allgemeinen Vortheilen, die conventionalismäßig, oft matt genug, abgehandelt werden. Den Staat umdrängt die Gefahr; zweihundert junge Edelleute entschließen sich, mit Verläugnung ihrer sonst bewährten stolzen Geiznugung, Landkrieger zu werden, um das von den Feinden eroberte Padua wieder zu erobern; die Königin von Cypern, eine geborne Venetianerin, die dem Dogen ihre Krone übertragen, ergießt sich in Lobpreisungen ihrer Vaterstadt; ein verbannter Venetianer läßt seine Schätze der heimathlichen Regierung anbieten; die Patrioten tragen ihr Silbergeschütz zum Einschmelzen herbei — alle diese Züge, die den Patriotismus der Republicaner ergeben, sind Ziel und Pointe des Gedichtes. Eine Feièr Englands, „der vom Silberstrand des Meeres eingefassten Perle“, ist bei Shakespeare allerdings oft ein Thema, das er in einer einzelnen Scene anmüthig und voller Begeisterung variirt; nie aber steht solche Nebenbezüglichkeit an der Spitze eines seiner Stücke. Kann überhaupt ein solches Thema Ziel und Zweck eines guten dramatischen Werkes sein? — Die Frage steht offen; — durch gegenwärtiges Stück wird sie nicht bejaht. Es fehlt hier aber an allem was dramatischer Conflict und überhaupt dramatische Action heißt, und die Reflexionen, auf Venedigs Preis bedächtig, erkennen keineswegs, zum etwaigen Ersatz, eine Welt der innerlichen Tiefe. Kein einziger der hier auftretenden Charaktere ist ein Character.

Der Ausgang dieses sogenannten Dramas ist ebenso kahl als der ganze Verlauf des stofflosen Stoffes. Ein Cardinal erscheint aus Rom und verheißt die Versöhnung des Papstes Julius; die Botschaft, Padua sei den Händen der Feinde entrissen, erheitert die gesunkenen Gemüther; die unermüdet patriotischen Magië ziehn über die Bühne und sprechen ihre Kampfart in getten catalectischen Tetrametern aus, in denen der Vf. selbst, besonders als Lyriker, schon oft erprobte Gewandtheit wiederum bewährt, antike Mafas geschmackvoll zu handhaben.

„Muth entflammt und kampfergüthet ziehn wir nach dem feind Land;

„Tretet in die leichten Bürten, die der geflügelte Löwe schmückt:
„Vater, gieb uns deinen Segen! Dogen, gieb uns dein Panier!“

Eine Erhebung der alten Inestadt in gleichem Rhythmus schließt das Stück. Die angehängten kurzen Noten, die einige historische Andeutungen und Winke zur Kenntniß der interessanten Geschichte einiger venetianischen Familien enthalten, gewähren fast mehr factisches Interesse als die Dichtung selbst.

October 1833.

CIII.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der kath. Facultät in Tübingen. Mainz. 1832. XXXVI. u. 518 S. 8.

Erster Artikel.

Es kann an und für sich nicht anders, als erfreulich und förderlich sein für die weitere Ausbildung der Wissenschaft, wenn die Symbolik, das theologische Bewußtsein der Gegensätze und Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und protestantischen Kirche und der verschiedenen Sekten der Christenheit, nicht mehr, wie bisher, ein Eigenthum der protestantischen Kirche bleibt; auch nach den verdienstlichen Bemühungen von Planck, Winer, Clausen ist in dieser erst in neuerer Zeit zum Leben gekommenen Wissenschaft noch gar viel zu thun, zumal, wenn die kirchliche Geographie und Statistik und die Geschichte der Unionen, wie sich gebührt, im innern Zusammenhange mit ihr einmal bearbeitet werden sollten. Noch erfreulicher muß es sein, jene Wissenschaft von einem Mitgliede der römischen Kirche sogleich in solcher scharfsinnigen und gelehrten Weise behandelt zu sehen, als in dem vorliegenden Werk geschehen ist. Ein mit allen dazu nöthigen Mitteln besser versehener Bearbeiter konnte sich wohl nicht leicht von jener Seite erheben, als Hr. Möhler, den wir wegen seiner Gelehrsamkeit, kritischen Schärfe, Mäßigung im Urtheil und anderer vorzüglicher Gaben längst hochzuschätzen gewohnt waren. Das Werk, welches nach kaum einem Jahr bereits in neuer, vermehrter Ausgabe, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, angekündigt worden, handelt im ersten Buch von den Unterscheidungslehren der Katholiken und Pro-

testanten und im zweiten, von den kleineren protestantischen Sekten, der Wiedertäufer, Quäker, der Brüdergemeinde, der Lehre Swedenborgs, der Socinianer und der Arminianer. Was dem Hrn. Verf. besonders hoch anzurechnen, ist, daß er nicht nur überall auf die Quellen des verschiedenen Lehrbegriffs zurückgegangen und darin eine ausgezeichnete Kenntniß und Belesenheit bewiesen hat, sondern daß er auch, obgleich er in den Prinzipien seiner Kirche bestens befestigt ist, doch nicht leicht irgendwo die Schranken der Rücksicht und Mäßigung überschritten hat; nur selten kommen so leidenschaftliche Aeußerungen und bittere Ausfälle vor, wie S. 65, wo er, und noch dazu ganz aus heiler Haut und ohne alle Veranlassung, von der „tiefen, mit keinem Wort hinlänglich zu bezeichnenden Verkehrtheit spricht, von welcher die Reformation ausging.“ Es kann auch wohl gefordert, aber nur schwer geleistet werden, daß die Symbolik nirgends zur Polemik werde, von welcher sie ihren Inhalt hat, der nichts ist, als Streit und Widerspruch, oder daß sie nirgends einen apologetischen Charakter annehme und der Bearbeiter dieser Wissenschaft in ihr die Confession, der er übrigens angehört, gänzlich verleugne. Aber ein anderes ist die Frage: ob nicht die Partie sehr ungleich ist und der Bearbeiter in der einen oder andern Confession nicht durch den Geist derselben mehr oder weniger begünstigt und ihm nicht in der einen eine freiere und unbefangene Behandlung der Gegensätze möglich gemacht ist, als in der andern. Je mehr einer den Ausdruck der ausschließlichen Wahrheit seiner Confession in sein Werk legt und ihn an allen Seiten beständig hervortreten läßt, um so mehr schadet er gewiß der objectiven Erkenntniß und thut der historischen Wahrheit Eintrag und davor hat sich freilich Hr. M. nicht genugsam gehütet, woraus jedoch für ihn der Vortheil entstanden ist, daß sein Werk in eben dem Maas, als es dem Protestanten weniger sein kann, nun freilich

andererseits seinen Glaubensgenossen desto mehr ist, we-
 raus sich wohl der große Beifall und rasche Absatz
 des Buchs vorzüglich erklären wird. Ist so die rein
 historische Aufgabe der Symbolik und die wahre Ge-
 schichte des Gegensatzes dem confessionellen Interesse
 untergeordnet, so tritt Alles leicht in das Licht oder
 vielmehr in die Nacht des Dogmatismus, welches eben
 diese Denkart ist, nach welcher die Wahrheit allein auf
 der einen, der Irrthum auf der andern Seite, aber eben
 damit die Wahrheit selbst nur eine Einseitigkeit ist und
 es geschieht die ganze Vermittelung nur durch Raison-
 nements aus Gründen, wobei man sich doch niemals
 verbergen kann, daß auch die entgegengesetzte Lehre
 ihre Gründe, sogar ihre guten Gründe hat. Ein an-
 deres wäre die Ausgleichung und Auflösung der in
 ihrer historischen Wahrheit zuvor erkannten Gegen-
 sätze, womit es zur Erkenntniß der absoluten Wahrheit
 käme; aber diese fällt über die Gränzen der Symbolik
 hinaus; sie ist nicht möglich auf dem Standpunct der
 Historie und des Raisonnements; sie ist das Geschäft
 der speculativen Erkenntniß und Dogmatik, bei welcher
 die historische Kenntniß nur vorausgesetzt ist.

Indem sich der Hr. Verf. nun so von vorn herein
 nur an die eine Seite stellt und sich in dieser Einsei-
 tigkeit und Befangenheit mit großer Kraft, Kunst und
 Gewandtheit vom Anfang bis zum Ende behauptet, so
 ist damit die Quelle aller Irrthümer vorhanden, welche
 das Werk noch entstellen und man müßte nicht eine
 Recension, sondern ein Buch schreiben, um sie alle
 namhaft zu machen oder zu widerlegen. Wir wollen
 sie in diesem Artikel zunächst in die Bündeln folgen-
 der allgemeiner Kategorien zusammenfassen.

1. Durchgängige Verkennung des *ursprünglichen*
 Gegensatzes. Wir wollen nicht daran erinnern, daß
 ein entstandener, wirklicher Gegensatz im christlichen
 Glauben schon als solcher auf ein Gemeinsames zurück-
 weist, wovon er ausgegangen und welches die noch
 unbestimmt gelassene christliche Glaubenswahrheit ist,
 und daß die über der Bestimmung und Bestimmtheit
 derselben Getrennten selbst sich gar nicht so könnten
 entgegengesetzt sein, wären sie nicht wenigstens in der
 Behauptung des Allgemeinen noch einig. Aber selbst,
 daß dies „die theure Mitgabe ist, welche die überklug-
 gen (d. h. doch wohl zunächst, mündig gewordenen)
 Töchter aus dem mütterlichen Hause auf ihre neuen
 Ansiedelungen übertragen“ S. XX, hat den Hrn. Verf.

nicht bewogen, darauf vor allem zurückzusehen. Er
 fängt bei allen einzelnen Lehrpuncten sogleich mit dem
 Gegensatz an, ohne des christlichen Moments zu erwäh-
 nen, welches auch der Gegenlehre noch zu Grunde
 liegt und billig doch unsere Achtung verdient. So kommt
 freilich desto sicherer alle Wahrheit nur auf die eine
 Seite; aber die Darstellung selbst verliert darüber alle
 Wahrheit. Daß die Reformation in der römischen Kir-
 che selbst gefordert, aber von ihr selbst nicht zu voll-
 bringen, eine unumgängliche Nothwendigkeit war, daß
 sie ursprünglich aus dem Princip des christlichen Glau-
 bens und der christlichen Frömmigkeit hervorgegangen
 gegen eine verdorbene Welt in der Kirche, sich nur
 an das, was mitten in dem allgemeinen Verderben, wie
 zu allen Zeiten, so auch damals noch unverdorben ge-
 blieben war, angeknüpft hat, daß sie überhaupt die
 Wiederherstellung des Christenthums in der Welt ge-
 wesen, selbst für die römisch-katholische Kirche, kann
 der Hr. Verf. wohl wissen, denn es ist weltbekannt
 und von allen Unbefangenen anerkannt, aber nicht zu-
 geben. Wie er auf seinem Standpunct nicht dahin
 kommen kann, die Gemeinde Gottes oder Christi auf
 Erden von den Bekennern einer bestimmten, äußerli-
 chen Kirchenverfassung zu unterscheiden, so gilt ihm
 auch die wichtige und nothwendige Unterscheidung
 zwischen der katholischen und römischen Kirche nichts.
 Sondern was er „Kirche oder die Kirche“ heißt, ist
 ihm durchaus nichts anders, als eine bestimmte Kir-
 chenverfassung und indem „unsere irrenden Brüder“
 außer dieser sind, so sind sie außer der Kirche. Die-
 ses bestimmt zu sagen, verhindert ihn, was wir unter
 der folgenden Kategorie zu bemerken haben werden;
 es ist aber nach hundert anderen Zeichen in diesem
 Buch seine ihm selbst wohl klare, aber nicht eben so
 klar auch ausgesprochene Voraussetzung. Sie liegt
 schon in dem Titel des Buchs und darin, daß er in
 diesem es wohl vermeidet, der protestantischen den Na-
 men der Kirche beizulegen, sondern diesen allein der
 römischen reservirt. Wir aber erklären unsrerseits mit
 der festen Zuversicht der Wahrheit, daß die evangeli-
 sche Kirche zur Zeit der Reformation mit der allge-
 meinen, christlichen Kirche keinen Streit gehabt, auch
 nie mit ihr im Widerspruch gewesen, sondern allein
 mit der römischen und dem sektirerischen Prinzip, wel-
 ches sich unter dem Namen und Schein der katholischen
 Kirche erhoben und als papistische Glaubens- und Ge-

wissens-Tyrannet geltend gemacht hatte. Weil denn Hr. M. sich so sehr selbst beschränkt und sich so gänzlich in den römischen Standpunkt stellt, wollen wir sehen, ob er nicht vielmehr vom katholischen zu widerlegen ist. — Klar ist, welch einen üblen Einfluß die Verkennung des allgemeinen Verhältnisses der römischen und protestantischen Kirche zur Zeit der Reformation zu einander auf die Behandlung der einzelnen Lehren haben muß. Denn will man zeigen, welches die dogmatischen Gegensätze beider Kirchen sind, so befindet man sich auf dem Felde der Geschichte, und man hat darzuthun, wie sie entstanden sind, und worin sie damals, sowohl im beiderseitigen Streit, als bis der Streit in der gegenseitigen Formel sich fixirte, wirklich bestanden. Unterscheidet man nun die damalige Zeit gar nicht von der gegenwärtigen, in der Meinung, daß die Lehren der Kirche unveränderlich und stets dieselben sind, indess sie doch in jeder Zeit anders bestimmt sein können, so setzt man sich in die gewiß höchst unbequeme Lage, alle Irrthümer und Mißbräuche jener Zeit als tief sinnige Wahrheiten und große Herrlichkeiten mit vertheidigen zu müssen. Ich glaube vielmehr, daß der Hr. Verf. selbst vor der strengsten Behörde es hätte verantworten können, wenn er, wie es schon von vielen einsichtsvollen Mitgliedern seiner Kirche geschehen ist, zugegeben hätte, daß man damals römischer Seits viel zu weit gegangen, daß man den Kampf gegen die nothwendige Reformation unweise und ungerecht geführt, daß die Synode zu Trient viel zu sehr in scholastischen Schulmeinungen befangen gewesen und alles nur künstlich auf Schrauben gestellt habe, um den vorhandenen Partheien in der römischen Kirche nicht zu nahe zu treten und daß sich aus solchem Benehmen, wie es Sarpi schon nachgewiesen, vieles auch in der Stellung der Gegensätze erklären lasse. Der Protestant wenigstens ist darin, daß er die Bildung jener dogmatischen Gegensätze nicht aus ihrer Zeit und Geschichte herausreißt, auch sie nicht unbedingt in allen Stücken zu den seinigen zu machen, oder sie zu vertheidigen braucht, selbst wenn er damit übereinstimmt, weit ungehemmter und freier und mehr im Stande, eine bestimmte, wahrhaft historische, d. h. mit der damaligen Zeit, Denkart und Lage der Welt übereinstimmende Ansicht und Vorstellung zu gewinnen. Auch durch die gewandte, künstliche Darstellung der Lehre seiner Kirche wird der Hr. Vf. nicht im Stande

sein, den Protestanten, die allerdings nur zu oft eine nur oberflächliche Kenntniß des katholischen Dogma haben, wie er sagt, wenn sie nur einige Kenntniß von der Geschichte der Glaubensverbesserung haben, seine Vorstellung der Gegensätze als die der wahren Gedankengeschichte jener Zeit angemessene einleuchtend zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CIV.

Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. Von Th. Heinsius, Dr. der Phil., ordentlichem Prof. u. Prorektor am berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Berlin, 1833, bei Duncker u. Humblot. 134 S. 8.

Eine philosophische Propädeutik für die sechzehn- bis neunzehnjährigen Schüler der ersten Gymnasialklasse soll den Sprung von der Schule zur Universität erleichtern. Sie muß mithin in den jungen Gemüthern die Lust erwecken, von der Empirie des Lernens zu einem tiefern Zusammenhange des wissenschaftlichen Strebens überzugehen und in ihnen die Ahaung aufsteigen lassen, es existire auch in der That im Reiche des Geistes ein Gebiet, auf welchem sich die tiefsten Bedürfnisse der regsten Forschungslust befriedigen dürfen und können. Es kommt dabei alles auf die Methode an, die nirgends von so wesentlicher Bedeutung sein kann als hier, wo es sich darum handelt, in jungen Gemüthern den Trieb zum Denken intensiv zu entwickeln und ihm eine vernunftgemäße Richtung zu geben. Es sei erlaubt, den Gang eines solchen vorbereitenden Unterrichts hier im kurzen zu entwerfen und daran die Betrachtung des obgenannten Buches zu knüpfen, das in mehr als einer Beziehung das Gegentheil von dem erzielt, was sein im pädagogischen Fache sonst genugsam bewandeter Verf. damit bezweckte. Die Eintheilung einer philosophischen Propädeutik in „Elementarlehre“ und „Wissenschaftslehre“, wie sie in vorliegender Schrift sich findet, erscheint wohl überhaupt zu willkürlich und zwecklos, um einer Widerlegung erst zu bedürfen. Die ganze Vorbereitung ist Elementarlehre; an der Darlegung einer Wissenschaftslehre und ihrer Zertheilung in Systematik, Methodik und Symbolik kann sich weder der junge Sinn erbauen, noch fördert eine solche den vorstehenden Zweck. Eine bloße Gymnastik in den endlichen Verstandeskategorien, eine Uebung im verstandesmäßigen Urtheilen und Schließen kann nur dann ein Theil der vorbereitenden Einleitung sein, wenn mit Hinzuziehung der Lehre von den Antinomien die Nichtigkeit solcher Verstandesthätigkeit, die nur Endliches an Endliches in formeller Weise zu verknüpfen vermag, aufgewiesen und von derselben zur wahrhaft philosophischen Erkenntniß fortgeschritten wird. So fertig und ohne Ueborgang hingestellt, verführt diese abstrakte Verstandesgymnastik zu dem Wahne, der Verstand vermöge nun alles

mit seinen formellen Soldaten; wird dann darauf, wie es von unserm Vt. geschieht, der Kantische Satz gepredigt, die Dingen-sich seien doch unerkennbar, so heist das Spielerei treiben mit der ganzen philosophischen Vorbereitung.

Man hat auch vom Gebiete der Psychologie aus zu einer philosophischen Einleitungslehre sich Bahn zu brechen versucht, und wir kuppfen hieran die Möglichkeit einer sicherern und übersichtlicheren Hodegetik. Die gewöhnliche Psychologie frommt freilich hiebei nicht. Dieselbe setzt im Körper einen Geist voraus und beobachtet frisch fort dessen Qualitäten und Funktionen. So sehr im Einzelnen bei solcher Betrachtungsweise Interessantes geleistet werden kann, so wird der Philosoph doch dadurch wenig beigesteuert. Die philosophische Behandlung verlangt wesentlich, der Geburt des Geistes zuzuschauen, der anfangs als creatürliche Seele, als in sich dumpf und unorganisch webende Naturseele gesetzt ist, allein immer weiter umsichgreifend, und allmählig sich selbst erfassend, von einer Stufe der Selbstbildung und Selbsterziehung zur andern bewußter Geist wird. Man gehe diese fortschreitende Entwicklung des Seelenlebens langsam durch, bringe jeden Abschnitt, den die Geschichte des innern Werdens sich selber bestimmt, zur deutlichen Anschauung, setze den jungen Leuten an ihrem eignen innern Leben und an dessen bisheriger Enthüllung, wie sie sich ohne ihr Wissen von selbst vollzogen hat, diese Stufenfolge auseinander, und nachdem ihnen klar geworden, wie aus der schlafenden Seele sich die träumende, aus der träumenden erst die wirkliche, sich als solche dem Leibe gegenüber fühlende entfalten mußte, so wird ihnen auch der Moment begreiflich zu machen sein, wo die Seele, die sich nun schon dem creatürlichen Leibe gegenüber setzt, den geheimen Punkt in sich findet, in welchem das Bewußtsein für den Geist beginnt, das Bewußtsein der Existenz überhaupt und das Bewußtsein seiner selber. Dieser Moment muß dem Jüngling, der zum Denken den Anfang macht, klar und fest ins Auge springen, denn in ihm liegt die Federkraft eines nunmehr sich frei fühlenden, sich selbst als Zweck seines Daseins wissenden, neuen geistigen Lebens. So muß den jungen Leuten inmitten der Verfolgung des Gegenstandes der passive *reiß* zum Ich erwachen, und es bietet sich jetzt erst im Gange des Unterrichts ein Abschnitt dar, wo eine Uebung des Verstandes im Urtheilen und Schließen mit Nutzen stattfinden kann. Werfen wir einen Blick auf das vorliegende Handbuch, so finden wir schon S. 1. §. 4. den Begriff *Bewußtsein*, und noch dazu als „*ursprüngliches Empfindungsorgan*“ erläutert. Wer Kind und Jüngling war, wird wissen, daß das Wissen der Seele um sich selbst, dies Wachsein des Geistes, nichts Ursprüngliches ist, und mithin das Verständniß dieses wichtigen Entwicklungspunktes jungen Köpfen nicht von vorn herein zugemuthet werden kann. — Ist der Hodeget soweit, wie gesagt, mit seinen jungen Freunden fortgeschritten, so eröffnet sich ihm ein vielfacher Spielraum im Felde der Ontologie; die Kategorien, die hier sehr genug liegen, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit, Substanz und Accidens, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung, Quantität und Qualität, Raum und Zeit, Einfaches und Zusam-

engesetztes, u. s. w. alle diese Verstandesbegriffe, in ihrer Endlichkeit einfach aufgefaßt, geben mannichfachen Stoff, in dem das zum Bewußtsein erwachte Ich die Verstandeskraft üben mag. Man lasse hypothetisch und apodictisch schließen, liefere zu progressiven und regressiven (synthetischen und analytischen) Schlussfolgen vielfache Materialien, und wage sich mit dem jüngsten Köpfen hin zu der Lehre von dem Antinomien, wo sich die Endfäden des Verstandes schon abzulösen beginnen. In all diesem rüstig und mit einer leichten Dialectik durchlaufenen Raume bethätige sich den angehenden Denkern die Freiheit des sich selbst setzenden und seine endliche Welt um sich her beherrschenden Verstandes. Zugleich muß — und das ist das tiefwichtigste Interesse bei der ganzen Einleitung — zugleich muß der Cartesianische Fundamentalsatz: *cogito ergo sum*, noch entfernt oder schon näher gerückt, mit seinem Lichte in die junge Seele hineinscheinen und die Umwälzung des innern Menschen vorbereiten. Daß die Welt um des Gedankens, der Leib und alle Creatürlichkeit um des Geistes willen da sei, dieser Satz, zur hellsten Offenbarung geworden, ist schon vollkommen mächtig, das davon erleuchtete Gemüth in das Gebiet des vernunftgemäßen Denkens einzuführen, denn in seiner festen Vergewisserung hat er die Kraft, die Schranken der in der Unmittelbarkeit des natürlichen Hinlebens befangenen Seele vollkommen wegzuräumen. Allein hier vergesse der Lehrer nicht, daß er zu sechzehn- und siebzehnjährigen Jünglingen rede, und die an Jahren ältern Primaner sind es nicht in geistiger Beziehung. Es genüge ihm, diesen ersten Kernsatz echt speculativen Denkens — etwa am Phädrus, oder überhaupt an der Platonischen Lehre von den vorweltlichen Ideen und Urbildern, nach deren Vortypus die materielle Welt erschaffen, — mithin also bildlich zu erläutern.

Bei der oben angedeuteten Gymnastik mit den Verstandeskategorien hat sich der Lehrende natürlich zu hüten, allzuweit in Kant hineinzugerathen. Das Ich soll sich in diesem Setzen, Schließen und Construiren bloß in seiner selbstischen Thätigkeit als freies fühlen und seiner Freiheit genießen, sobald es aus dem Schlafe der natürlichen und der träumenden Seele erwacht ist. So wenig Kantische Formen weiter zu verfolgen sind, eben so wenig kann Schelling hier unmittelbarer Führer sein. Schelling wirft die natürliche Seele sofort bei ihrem Erwachen schon in das Anschauen des Absoluten und es fehlt seiner Lehre bekanntlich der Durchgangsprocess des Fichteschen Ich. Die Fesseln der dumpfen Natürlichkeit lehrt Schelling zwar abwerfen, aber er läßt sie nur mit andern Banden vertauschen, mit denen nämlich, die ein gleich sehr umwölkerter, absolut mystischer und im Schooß der göttlichen Offenbarung sich gefangen wissender Geisteszustand sich selber auferlegt. Bei dem Mangel an Methode bleibt immer die größte Lücke in seiner Lehre, er mag diese drehen und durcharbeiten, historisch basiren und unter der schützenden Decke der geoffenbarten Religion weiter systematisiren wie er will, die wesentliche Lücke wird immer da bleiben, daß Fichte für ihn im Reiche des Denkens nicht da war.

(Der Beschlufs folgt.)

October 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.
Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

2. Anwendung von mancherlei, der Sache selbst fremdartigen Mitteln der Darstellung. Die unmittelbare Folge der genannten Behandlung der dogmatischen Gegenlehren jener Zeit ist, daß sie, so aus ihrer ursprünglichen Stellung herausgerückt, auch ein fremdes Element aus einer ganz andern Zeit in sich aufnehmen, und nun in dem Hrn. Verf. das absichtliche Weglassen alles Anstößigen, wogegen gerade der protestantische Widerspruch in den meisten Fällen gerichtet ist, das Entschuldigen und Beschönigen der Mißbräuche, die Reliquanz in gar vielen Punkten, welche nicht durchzubringen sind, beginnen muß, besonders aber das verzweifelte Verallgemeinern, welches die Gegensätze abschleift und sie um alle ihre Bestimmtheit bringt. Oft ist diese Kunst schon an dem Lehrbegriff der römischen Kirche geübt worden, wie von Bossuet und Veron, von denen besonders der erstere die Lehre seiner Kirche so ins Blaue hinein verallgemeinerte, daß er sie, durchaus von allen Opinions der Schultheologie befreit, in ihrer reinsten Substanz darstellen wollte, wogegen protestantischer Seits mit Recht erinnert wurde, der Lehrbegriff der römischen Kirche sei ganz recht nicht nach den Meinungen und Darstellungen einzelner Lehrer, selbst eines Bossuet nicht, zu fassen. So möchte man auch bei vielen Darstellungen einzelner Lehren in diesem Buch ausrufen: ist das, was der Hr. Verf. daraus macht und darüber psychologisch und so zu sagen philosophisch, in allen Beziehungen aber höchst subjectiv beibringt, noch die wirkliche, objective Lehre seiner Kirche? z. B. vom Ablass, vom Fegfeuer, von den Heiligen, von den Sacramenten (in der Weise von

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Goethe: aus meinem Leben, *Dichtung* und Wahrheit). Der Hr. Verf. steht dabei auf dem Standpuncte der Anschauung; er schaut die Kirche und ihre Lehren, oder die Kirche schaut sich und sie so oder so an, was um so leichter geschehen kann, als das Anschauen kein Erkennen, oder gar ein Beweisen, am wenigsten gar ein Begreifen in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit ist. Der Eindruck, den diese Anschauungen auf den besonnenen Leser machen, ist aber höchstens, daß sich doch noch irgend etwas dafür sagen läßt und so sind wir nur bei den Raisonsnements aus Gründen. Es kann aber genau genommen und zu dem historischen Zweck dieser Wissenschaft nicht in Betracht kommen, was ein Mitglied dieser Kirche, zumal ein so gebildetes, gelehrtes, aus den Trienter Bestimmungen noch jetzt machen kann, sondern was sie waren und enthielten in ihrer *damaligen* Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff. Verwirft z. B. das protestantische Glaubensbekenntniß das Fegfeuer, so führt es zugleich an, wofür es damals allgemein gehalten wurde, und so haben auch wir in Verwerfung desselben nicht erst darauf zu warten, daß uns zunächst in Bezug auf die Heiligen, deren Hülfe uns bei dem Fegfeuer zu statten kommen soll, bewiesen oder demonstriert werde, „es könne wirklich Werke geben, die mehr als genügend seien (*opera supererogationis*), eine Vorstellung, deren Zartheit und Feinheit den Reformatoren freilich entgehen mußte, da sie sich nicht einmal zu dem Gedanken erheben konnten, daß der Mensch von Unzucht, Ehrgeiz u. s. w. befreit werden möge.“ (Wirklich?) Die Vorstellung selbst ist dann die, daß es die Art der Liebe sei, die weit, unendlich höher als das bloße Gesetz steht, daß sie sich in ihren Erweisungen nie genügt und immer erfinderischer wird — „nur in dieser Weise ist auch jene merkwürdige Vorstellung, die doch auch gewiß gleich Allem, was in der Menschenwelt Jahrhunderte fortdauert und die Gemü-

ther ernstlich beschäftigt, einen tiefer liegenden Grund für sich aufzuweisen haben wird, befriedigend zu erklären." Aber was hilft uns diese subjective Ansicht, da der Hr. Verf. gleich darauf zur Verwährung gegen den Vorwurf, daß er etwa die Lehre seiner Kirche nicht getroffen haben möchte, hinzufügt: die genannte Meinung sei natürlich nicht symbolisch. S. 160. Aber welches ist nun seine Vorstellung vom Fegfeuer selbst und wie wird dieses zu Stande gebracht? „Es ist der vollendete Widerspruch, in den Himmel mit Sünden befleckt einzugehen (Die protest. Lehre, nach welcher in der Rechtfertigung durch den Glauben alle Schuld der Sünde vergeben ist, weiß diesen Widerspruch zu lösen.). Von dem sündhaften Geiste aber mag die Sünde nicht abgestreift werden. (Nach der protestantischen Lehre ist dem Gerechtfertigten die Sünde kein Hinderniß seiner Seligkeit mehr.). Der Trost ist vielmehr mit der vergebenden zugleich die sündentilgende Kraft Christi (doch wohl nicht anders, als durch den Glauben, zu gewinnen), jedoch in doppelter Weise. Bei den Einen vollbringt sie in diesem Leben noch die Läuterung (das sollen ohne Zweifel die Heiligen sein), bei den Andern wird sie im jenseitigen erst vollendet. So hängt die Lehre von dem *Reinigungsorte* mit dem katholischen Dogma von der Rechtfertigung zusammen, welche allerdings ohne jenen für Viele trostlos wäre." (Wenn sie an den *wahren* Trost sich hielten, würden sie eines falschen, eingebildeten, ohne Brief und Siegel erdachten nicht bedürfen.) S. 163. Indem der Hr. Verf. den Trost zuletzt nur für Viele, also für Einzelne, für diesen und jenen, so subjectiv bestimmt, abstrahirt er selbst offenbar von aller Objectivität, Nothwendigkeit und Gewißheit. Das Fegfeuer ist ihm selbst nur ein Gedanke, Vorstellung eines Möglichen; es wird erdacht, um, wie er sagt, „nicht unerklärt zu lassen, wie denn auch wohl eine tief eingewurzelte Sündhaftigkeit, *auch wenn sie vergeben ist* (?), von dem Geiste endlich möge abgelöst werden." S. 162. Ist sie von dem Geiste nicht abgelöst, so ist sie nicht vergeben. Das soll nun die „traditionell so wohl begründete Idee (doch wohl Idee nur im Kantischen Sinn, wonach sie nur ein Denkbare ist) eines Fegfeuers sein, welche die Protestanten mit ihrer gewöhnlichen Annahme verwerfen." Welche Annahme ist aber wohl größer, dessen, der an ein nur Denkbare nicht glauben zu können bkennt, oder dessen, der ein solches glauben zu müssen meint

und gar zu glauben befiehlt? Das traditionelle Fegfeuer ist einheim das obige nicht; dieses brennt ganz anders; da muß man hören und sehen, wie die Priester im Volksunterricht es beschreiben. — Daß die Sacramente *ex opere operato* wirken, nach der Synode zu Trient, heist dem Hrn. Verf. soviel, als vermöge ihres Charakters, als einer von Christus zu unserm Heil bereiteten Anstalt (*ex op. op. sc. a Christo*, anstatt *quod operatus est Christus*). Zu dieser verschönernden Bedeutung, wonach das *op. op.* von göttlicher Einsetzung nicht verschieden ist, an deren Objectivität auch die protestantische Kirche glaubt, hätte es eines solchen Kunstwortes nicht bedurft. Dies giebt einem Jeden leicht den Verdacht, daß die Synode etwas ganz anderes damit sagen wollte. Sie denkt dabei offenbar nicht bloß an den göttlichen Ursprung, sondern an einen jeden einzelnen Act der Sacramentsverwaltung und billig war doch wohl zu erwarten, Hr. M. möchte wenigstens historischer Weise den mannigfaltigen Sinn, den man in der römischen sowohl, als in der protestantischen Kirche dem *opus operatum* beigelegt hat, auführen — ob es etwa soviel sei, als daß es durch sich selbst, ganz mechanisch, ja magisch wirke, wie die Scholastiker lehrten, als die in der Büchse eingeschlossene Arznei oder als das heilende Pflaster, welches auf die Wunde gelegt wird, oder auch soviel heilse, als unabhängig von aller menschlichen Gesinnung und Gemüthsstimmung (*sine fide et bono motu utentis*), was schon Bellarmin nicht zugeben will. Aber diesen Verstand schließt Hr. M. in seine Vorstellung davon offenbar mit ein, indem er es übersetzt: „das heist, die Sacramente überhingen eine vom Heiland uns verdiente Kraft, die durch keine menschliche Stimmung, durch keine geistige Verfassung und Anstrengung vermittelt werden kann, sondern von Gott um Christi willen schlechthin im Sacrament gegeben wird." Dann aber soll der Mensch doch wieder empfänglich sein, aber er soll auch nur empfänglich sein. Wenn das Sacrament durch keine menschliche Stimmung, Verfassung und Anstrengung vermittelt wird, so muß es wohl schon durch bloße Application und Susception wirken, falls die Handlung nur *rite* verrichtet wird, selbst wenn die nöthige Gemüthsstimmung nicht dabei ist, woraus nicht folgt, daß diese absolut gleichgültig ist; aber sie ist auch nicht, wie im protest. Lehrbegriff, absolut nothwendig gesetzt zur gesegneten Wirkung des Sacraments. — Was

man mit beschönigenden Raisonnements über anerkannte Mißbräuche ausrichten kann, zeigt der Hr. Verf. besonders bei der Kelchentziehung. Sie wird dadurch ein nicht geringerer Mißbrauch, daß sie zur Disciplin gehört, wofür der Hr. Verf. sie hält. Es ist auch das, was er weiter anführt, daß der Gebrauch nicht erst durch ein kirchlich Gesetz gegründet, sondern diesem vorhergegangen, ganz und gar kein Grund zur Verstümmelung des Sacraments; sonst könnte die kirchliche Gesetzgebung jeglichen Aberglauben bestätigen und sanctioniren, was sie nicht thun wird, wenn sie nicht selbst schon davon inficirt ist. Der Hr. Verf. hätte aufrichtig, wie es der Wahrheit gemäß ist, sagen sollen, daß dieses Gesetz auf der Synode zu Constanz auf eine zum Erstaunen der Welt-greichende Weise entstanden sei. Denn da wurde erklärt: Christus habe allerdings das Sacrament unter beiden Gestalten eingesetzt, die Gläubigen in der ersten Kirche hätten es auch unter beiden Gestalten empfangen: aber demungeachtet (*hoc non obstante*) sollten zur Vermeidung möglicher Gefahr die Laien nur die eine Gestalt des Brodtes empfangen. Luther nannte deshalb das *Concilium Constantiense* das *Nonobstantiense*. Nach diesen und den Beschlüssen der Generalsynode von Basel hat die Synode zu Trient die ihrigen fast wörllich gebildet. Hr. M. macht sich seine Apologie dadurch überaus leicht, daß er diesem Mißbrauch andere in der protestantischen Kirche gegenüberstellt, die wir aber nicht billigen, viel weniger sanctioniren; ist also wohl dadurch etwas für den Kelchraub bewiesen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. Von Th. Heinsius.

(Schluß.)

Allzu lange darf sich der junge Sinn in dieser Sphäre der Ichheit jedoch nicht festsetzen; denn obschon dieselbe scheinbar zum Genuß des reichsten geistigen Daseins verhilft, so liegt im Begriff des Ich doch zugleich das Negiren der Welt, und die Verwegenheit eines subjectiven Idealismus. Ich ist ein Licht, das sich leuchtet und die Außenseiten der Dinge hell macht. In diesem Schimmer und Scheine meint es mit den Dingen bald fertig zu sein; an ihrer Aufschauale und beim Aufsuchen ihrer Form, Quantität, Qualität u. s. w. steigert sich seine Kraft des endlichen Denkens zum Uebermuth und es entsteht entweder der Wahn, der Kern der Dinge sei in dieser Anschauungsweise erkannt, oder der-

selbe sei gar nicht erkennbar. Beides ist für die philosophische Betrachtungsweise gleich sehr verderblich, wenn nicht ihr Tod. Reflectirt nun aber das Ich nach oben, vernimmt es eine innere mahnende Stimme: es sei ein Gott, so schreitet das Ich, wenn es diesem Zuge folgt, schon aus sich heraus und setzt sich durch dies Verlassen seiner isolirten Einzelheit in einen höhern, allgemeineren Zusammenhang. Dies ist seine Rettung und der nothwendige Fortschritt der Lehre. Zuerst dem Göttlichen, Ueberstanlichen sich gegenüber fühlend, tritt das Ich allmählig in diesen weiten, geistigen Schoofs, in dem es sich heimisch wissen lernt, in eine Region, die keine träge Masse, sondern ein sich selbst bewegendes Element ist, und wie früher das Ich seinen Stoff beherrschte, so beherrscht nunmehr der Stoff die Persönlichkeit, um im Fühlen Gottes dem Denken Gottes näher zu treten. Mit der Lehre vom Ich war den jungen Gemüthern der Begriff subjectiver Freiheit offenbart; diese Freiheit des Ich — so ist der Fortgang jetzt — ist aber nichts als Willkür. Die Verstandesbegriffe, in denen das Ich seinen Schaffenstrieb und seine freie Lebendigkeit bethätigte, haben sich in ihren Widersprüchen, die sie selbst sind, aufgehrt; die Wahrheit kann nicht im Subject als solchem, die Wahrheit muß ein Object sein. So wie das, was jemand für gut und recht hält, erst gut und recht ist, wenn es dem allgemeinen Sittengesetz homogen ist, so ist die Wahrheit des Ich erst eine wahrhafte Wahrheit, wenn sie mit der göttlichen, absoluten Wahrheit; seine Freiheit erst eine, der Laune der Persönlichkeit entthobene, wirkliche Freiheit, wenn sie mit der Nothwendigkeit der absoluten Vernunft, die nur in Gott freies Erzeugniß ist, sich identisch zusammenschließt — Ist den jungen Freunden diese Stufenfolge gangbar und geläufig, so ist der zweite Ruhepunkt für die Propädeutik gefunden. Der Lehrer hat das Verdienst, dem Jüngling still und leise den Uebergang zur Religion gebahnt zu haben. Der junge Geist fühlte sich bei seinem Erwachen als ein freier; die Heiterkeit der Welt stand lachend vor ihm, denn er war zur Ichheit, zum Genuß seiner Persönlichkeit durchgedrungen, und gleichwohl fühlt er sich jetzt von höheren Mächten umgeben und umwaltet. Mag der Hodegēt in dieser Sphäre wohlthätig verweilen und aufzeigen, wie die offenbarte Christuslehre seine Sätze bestätigt, wie Christus, der freie, wirkliche Mensch, als Gottessohn der absoluten Nothwendigkeit sich unterthan machte. Dieser Ruhepunkt scheint mir zugleich ein Schlupspunkt für den Gymnasialunterricht.

Fragt man, was ist nun den jungen Gemüthern beigebracht? was haben sie davon, was wissen sie nun? — so beantwortet sich die Frage eigentlich aus dem Vorigen von selbst. Sie haben und wissen nichts Fertiges, Geschlossenes, bei dem ein Dünkel sich erheben oder ein sich gern beschränkender Sinn sich abschließen könnte, sie haben kein Etwas, als die Ahnung von einem Etwas. Die Schranken des sinnlichen, nach Sinnlichem strebenden und in Sinnlichem sich befriedigenden Hanges sind weggeräumt, das innere Auge hat eine Richtung in ein abstractes Reich erhalten, in welchem sich die Probleme der concreten Wahrheit lösen, wie das im akademischen Vortrag weiter verfolgt wird. Die Stufengänge des Denkens, die sich hier in

der Gymnasialpädagogik, in der Conversation mit einem freudigen und die Antwort sokratisch herauslockenden Lehrer, ganz einfach und harmlos, gewissermaßen einem jeden Aufmerksamkeit in seiner nächsten Unmittelbarkeit selbst ergeben haben. Dieselben Stufengänge treten dann in der akademischen Lehre mit der ganzen Schwere ihres Gewichtes und als historisch vorhandene, nothwendige Momente des menschlichen Denkens hervor.

An vorliegender Vorschule zur Philosophie tadelten wir zunächst die Methode, denn es ist an Folge und Zusammenhang dabei nicht zu denken. Alle Bestimmungen werden den jungen Leuten hier als Notizen beigebracht und die Weise des Unterrichts, die hier befolgt wird, ist von der, wie sie in der Naturbeschreibung, der Botanik u. s. w. gewöhnlich ist, in nichts unterschieden. An manchen Stellen scheint es fast, als wolle der Verf. seine Schüler irre machen an der Philosophie, z. B. §. 34. Anmerkung, bei der Auseinandersetzung von Verstand und Vernunft. Die Verwirrung in diesen Begriffen, von denen der Vf. spricht, liegt nicht in der Sache, vielmehr ist der Fortschritt und die dialectische Bewegung dieser Bestimmungen von Wolf bis Hegel nothwendig und klar genug. Das gehört freilich schon in die Geschichte des Begriffs, und Geschichte der Philosophie ist der letzte Terminus des Studiums überhaupt, weil die Einsicht in die Nothwendigkeit und in das Positive eines Irrthums zur Herausstellung aller Momente des Begriffs nicht so leicht ist. Wozu aber vor Schülern mit Oberflächlichkeiten prunken? — S. 88 macht der Verfasser die jungen Leute sogar irre an der Ueberzeugung, die jeder Denker von seiner eignen Lehre gehabt. Wenn ferner der Endsatz der Kantischen Philosophie, die Dinge an sich seien unerkennbar, dem Schüler so ganz naiv und legerement hingeworfen wird, so möchte man fast nicht anstehn zu behaupten, durch diese Vorbereitung zur Philosophie werde der junge Mensch zu allem Philosophiren ganz unfähig und unbrauchbar, denn wenn dieser Satz ihm auf der zweiten oder dritten Seite assertorisch eingeflößt wird, was braucht er sich um den Kern der Dinge zu bekümmern? — Die veraltete falsche Eintheilung der Seelenthätigkeit in 1) Erkenntnis- 2) Gefühle- 3) Begehrungsvermögen, hat der Verf. auch mit Aug. Matthäi gemein, von dessen „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie“ gegenwärtig die dritte Auflage erschienen ist. Eine verständige Betrachtung der Entwicklung der Seele zeigt aber in umgekehrter Folge, daß der Mensch erst begehrt und fühlt, bis ein Gelüst zum Erkennen sich in ihm regt. — Schließlich machen wir noch auf die Spielerei aufmerksam, die sich der Verf. mitunter mit einem tiefen Begriffe er-

laubt. §. 68 Anm. heißt es: „Der Begriff der Unsterblichkeit ist möglich, denn er enthält nichts Widersprechendes; er ist wirklich, weil der Verstand ihn in einem Denkcact bereits hingestellt hat; er ist nothwendig, insofern er ein Postulat der Vernunft ist.“ Erstlich ist es höchst profan, eine tiefe Bestimmung beispielsweise zur Erklärung niedrigerer Categorien so nebenher zu gebrauchen. Wie kann man außerdem meinen, der Schüler durchschaue nicht solche Wortmacherei, die man ihm für Philosophie ausgiebt! Nach S. 14 hat er gelernt, der Verstand sei „die Anwendung“ der gewissermaßen instinctartig der Seele eingebornen Vernunft „auf räumliche und zeitliche Verhältnisse des irdischen Lebens;“ — und nun soll der Verstand die Unsterblichkeit bewiesen haben! Die dritte Aussage, die Unsterblichkeit sei ein Postulat der Vernunft, ist mit dieser Assertion auch keinem Menschen förderlich; es fragt sich eben, wie die Vernunft die Unsterblichkeit der Seele postulire und wie sie zu diesem Schlusse komme. Die Nothwendigkeit der ewigen Dauer der Seele ist ein vollkommen klarer Punkt unseres festesten Wissens, sobald wir nur den Begriff der Ichheit scharf und bestimmt aufgefaßt haben; denn das Erwachen des passiven Selbst zu dieser Selbstigkeit, diese innere springende Federkraft des Sichselbstsetzens, Sichselbstwissens als Ich enthält die Bürgschaft der Ewigkeit unmittelbar in sich. Ein Etwas, das durch eigne intensive Kraft sich selbst setzte, sich selbst als ein geistig Vorhandenes erfasste, wie kann dies von seinem Sein zurücktreten, sich selbst wieder aufgeben und aufheben? Dieser Act des Erwachens aus der natürlichen zur geistigen Welt kann nie wieder weggeräumt werden. In ihm und mit ihm kann zugleich ein Losreißen vom geistigen Zusammenhange mit dem Urwesen stattfinden, so daß mit dem Moment des Sichselbstsetzens dem Subjecte die Wahl zwischen Gutem und Bösem offensteht, und dies büßt auch der leibliche, sündliche Mensch mit dem Tode; allein das Sichselbsterfassen des Geistes in seiner Selbstigkeit kann der leibliche Tod, kann Gott selbst, weil er den Act des Erwachens zum geistigen Leben wollte, nicht wieder unwirklich machen, denn der Geist ist einmal in diesem Moment geworden. Wir dürfen das weder hier näher ausführen, noch können wir hoffen, es jungen Gemüthern zur vollen Offenbarung zu vindiciren; allein den Versuch, diese Wahrheit auf legere Weise, wie es der Verf. noch an einer andern Stelle durch einen *ουλογισμός* *επαίρει* thut, zu beweisen, würden wir immer als verfehlt und als gefährlich verwerfen. Die alte Sophistik hat ja darin eben ihren Irrthum, daß sie dem Verstande überweist, was nur der Vernunft zu erledigen obliegt.

F. G. Kühne.

October 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.
 Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Verknüpft mit dem Standpunkte des Hrn. Vfs. ist ferner das Bestreben, gar manches, was doch wenigstens mit dem Dogma zusammenhängt und in jedem Fall zum römischen Glauben mitgehört, lieber ganz zu umgehen, als es mühsam oder übel und anstößig zu vertheidigen, z. B. die ausdrückliche, einer römischen Kirche ganz angemessene Bestimmung der Tridenter Synode über die *ausgata*, als authentisch, was eine interessante Erörterung über den letzteren Ausdruck hätte geben können; über den Gebrauch der Bibel in der Landessprache, wo sich hätte bestimmen lassen, ob ein Bibelverbot wirklich in der römischen Kirche existirte (in der römischen gewiss, ob sich gleich alle wahrhaft christlichen Bischöfe und Laien jederzeit dagegen gesetzt haben — Bibelgesellschaften eine Pest der menschlichen Gesellschaft (s. die Breven von Pius VII. an den Erzbischof von Gnesen und an den Bischof von Mohilow und von Leo XII. an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe vom 3. Mai 1824.) —); über den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst; über die Bilder und Reliquien der Heiligen, wo sich die ausgebreitetste und anstößigste Praxis noch hinter die kluge und gelinde Theorie der Tridenter Synode verstecken kann. Mit keinem Wort erwähnt der Hr. Verf. des ganz verschiedenen Verhältnisses, worin der römische und evangelische Glaube steht zum Staat, und wie der Protestantismus dadurch insonderheit die ganze Gestalt der Welt verändert, und seine evangelische Freiheit auch die politische nach sich gezogen hat. So hören wir hier auch gar nichts von Ketzern, weder von materialen, noch formalen, nichts davon, daß man außer

dieser Kirche nicht nützlich werden kann (*extra ecclesiam. eo. non salus, nulla salus*). Ist diese Lehre, welche doch deutlich genug von der Synode zu Trient ausgesprochen ist, von dem Hrn. Verf. nur übersehen und anzuführen vergessen worden, oder aufgegeben gar und zurückgenommen? Doch wohl nicht. Ueber diese und andere dornichte Punkte, besonders bei der Lehre vom Primat, dessen Ausdehnung und Gränzbestimmung durch das Episcopalsystem, erklärt sich der Hr. Vf. entweder gar nicht, oder doch so behutsam, so allgemein und kurz — wie es seinem Standpunkt angemessen ist.

3. Durchgängige Vernachlässigung des protestantischen Prinzips und Geltendmachung des römischen. Das erste ist, es dürfe nichts in den Lehrbegriff der Kirche aufgenommen werden, was der heiligen Schrift widerspricht. Bringt man nun, wie der Hr. Vf. dies Prinzip in seiner Wirksamkeit bei allen einzelnen Lehren gar nicht in Anschlag, so verliert der protestantische Lehrbegriff alle Bestimmtheit und Haltung und es kommt so heraus, als stehe derselbe auch nur auf *Raisonnements* aus Gründen. Das heißt sich doch die Widerlegung allzusehr erleichtern. Aber genauer betrachtet ist auch das nur consequent; es liegt dieser Vernachlässigung des protestantischen Prinzips die Nicht-Anerkennung desselben, somit das römische Prinzip selbst nur zu Grunde, welchem zufolge, wer sich nicht zu diesem bekennt, auch nicht die Macht und das Recht hat, die Bibel zu verstehen und auszulegen. Dagegen erlaubt sich der Hr. Vf. gar oft zu sagen: die Kirche habe dies und das in der Uebereinstimmung mit der Schrift oder in Kraft des an sie ergangenen Auftrags Christi gethan, ohne irgend eine Schriftstelle selbst, oder den Beweis für jenen angeblichen Auftrag anzuführen. Von dem protestantischen Prinzip hat der Hr. Verf. in Wahrheit auch nur eine Anschauung, welche ihrer Natur nach in das innere Wesen des Angesehenen nicht eindringt, sondern in einem äußerlichen Verhältnisse zu

denselben stehen bleibt. So sucht er oft durch einzelne Stellen aus Luthers Schriften, oft aus der frühesten Zeit, in denen er sich in seiner genialen, originellen, kühnen Weise äußert und denen man leicht andere bejüngerte, die reifere Wahrheit enthalten, auf spätere Zeit an die Seite stellen kann, einzelne protestantische Lehren in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Theologen der römischen Kirche werfen den Protestanten oft vor, daß sie jenes System nicht nach seiner historischen Wahrheit, sondern nach den Ansichten und Aussprüchen einzelner Lehrer beurtheilen und es so einen ungünstigen Eindruck machen lassen. Stellen aus Luthers Schriften beurtheilen und tadeln, heißt eben so wenig, das protestantische Glaubenssystem in seiner Objectivität untersuchen und darstellen. Mit welchem Erfolg Hr. M. die Schriften der Reformatoren gelesen, spricht er am Ende seiner Abhandlung der Rechtfertigungslehre so wahr, als lächerlich aus, indem er sagt: „es ist uns bei dem Studium der Reformatoren ganz unwillkürlich der Gedanke entgegengekommen, als hätten sie die Ansicht, es sei etwas äußerst Gefährliches, wirklich gut zu sein.“ S. 133. „Niemand wird sich erinnern, daß je in den symbolischen Schriften der Lutheraner dem gläubigen, wegen seines sittlichen Zustandes beunruhigten Sünder tröstend zugerufen würde: du vermagst Alles in dem, der dich stärkt; nicht du, sondern Christus mit dir. Nicht auf den stärkenden, heiligenden Christus verweisen sie ihn, sondern ausschließend auf den vergebenden.“ S. 169. Statt aus der Bibel und der Uebereinstimmung mit ihr erklärt sich Hr. M. vieles im evangelischen Lehrbegriff „aus leichtsininigem Oppositionsgeist und Mangel an ernster Ueberlegung.“ Das mag wohl eines Adolph Menzel, den er lobend anführt, nicht aber unseres Verfs. würdig sein. Den Chinesen, den Hindus und Parsen läßt er mehr Gerechtigkeit widerfahren als den Reformatoren: „denn jene kannten die christliche Lehre nicht, die Reformatoren aber bekämpften die Wahrheit, die nicht neben ihnen in ihrem reinen Glanze strahlte.“ S. 53. Der reine Glanz der Wahrheit nicht neben den Reformatoren war ohne Zweifel der, worin Tetzel mit seinem Ablasskasten, Leo X. mit seiner Bannbulle und die untrügliche Synode zu Trient mit ihren Scholasticismen und Anathematen strahlte. An die wesentlichsten, anerkanntesten Grundlehren des Evangeliums stößt der Hr. Vf. aus dieser bloßen Partheiucht an, wie er sich denn bei der Heiligenvereh-

nung sogar nicht scheut, zu sagen: „Der Grund, auf den die Reformatoren sich stützen, ist derselbe, der die Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft herbeiführte: weil Christus allein unser Mittler sei“ S. 349. Hier nach könnte es leicht scheinen, als ob nach ihm Franciscus von Assisi und Ignatius von Lojola sich mit Christo in der Ehre der Mittlerschaft theilen müßten, wenn er sich bald darauf nicht würdiger ausgedrückt hätte. Man findet ferner keine Ahnung bei dem Hrn. Verf. von dem Prinzip der evangelischen Freiheit, welches alle Monachensatzungen, als solche, verschmähzt, und es scheint, als nähme er diesen Begriff auch nur in seiner formalen, negativen Geltung für das protestantische System, ohne den affirmativen Sinn desselben zuzugeben, nach welchen die evangelische Freiheit in der Befreiung von allem nicht wahrhaft-christlichen, zugleich dem Glauben an den wirklichen Inhalt des Christenthums mit enthält. Nur in jenem Vorurtheil konnte er die Separatisten zu den Protestanten zählen, was von diesem selbst nie geschehen ist: denn jene Secte hat allerdings von jener negativen Freiheit Gebrauch gemacht, welche die leere Unabhängigkeit ist und die Freiheit von dem wahrhaftigen Inhalt des Christenthums. Soll aber das schon ein Nachtheil für den Protestantismus sein, daß solche Secten sich seines Schildes bedienten, um zu existiren, so hätte Hr. M. allerdings auch die St. Simonisten aufführen können als solche, welche von der römischen Kirche ausgegangen sind. Ueberhaupt entfesselte das protestantische Prinzip auch jenen separatistischen Geist, der in der römischen Kirche bis dahin nur durch Gewalt unterdrückt und gebunden war: denn jeder vom Glanz des reinen Christenthums angestrahlt, wurde frei, wie der Slav, wenn er den Boden von England betritt. — Daß aber der Hr. Verf. außer Stande ist, das protestantische Prinzip auch nur historischer Weise aufzufassen, kommt von der engen und beschränkten Vorstellung her, die er von der Kirche hat, die er durchaus nur als römische fassen kann und so ist es eben die Treue gegen das Prinzip seiner Kirche, was ihn das Prinzip der protestantischen so gänzlich verkennen läßt. Ebendeshalb müssen wir hier noch seine Vorstellung von der Kirche näher betrachten, welche überhaupt das vorausgesetzte Licht und Prinzip ist, in welchem er alle beiderseitigen Lehren stellt und aus welchem er sie beurtheilt. Er selbst sagt, daß sich auch in der einzelnen Differenz das Ganze abspiegelt S. 235,

wie es sich auch bei der Lehre von der Messe genügt nicht, einiges aus dem Vortrag von der Kirche vorzunehmen. S. 237. Demnach hätte er ja seine Vorstellung von der Kirche vor allem darlegen und rechtfertigen müssen, um über alle einzelnen Lehren seiner Kirche die rechte Ansicht zu geben und das sicherste Licht zu verbreiten: es hätte dann jeder leicht gewußt, wie er mit ihm daran ist. — Wenn es wahr ist, was wir dahin gestellt sein lassen, daß „Marheineke und zwar mehr noch in seinem Religionsunterricht für Obergymnasien, als in seinem zu Vorlesungen auf Universitäten bestimmten Lehrbuch der Dogmatik, mehr Schleiermacher, unter den Protestanten bei Weitem das Beste über die Kirche zu sagen wußten.“ S. 338. — so wird es mir wohl erlaubt sein, die Art und Weise der Entwicklung dieser Lehre in diesem Buch zu beurtheilen und in vielerem der Gegensatz richtig aufgefaßt oder verfehlt zu, anzugeben. An demjenigen, was der Hr. VI. als Lehre der Katholiken über die Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit der Kirche im Allgemeinen vorträgt, wird kein besonnener Protestant einen Anstoß nehmen, das kann auch dieser im Wesentlichen sich aneignen: und daß dem Hrn. Verf. dieses entgeht, ist ihm allein sein Fehler. Er stellt die Wahrheit gleich von vorn herein an die eine Seite, gleich als hätte die andere keinen Antheil daran. Auch unter uns wird wohl Niemand mehr den Gegensatz so machen, daß er sagt, der Protestant beschränkte sich auf die Unsichtbare, der Katholik auf die sichtbare Kirche, wie man wohl findet, daß von dieser Seite oft noch über die Protestanten gespöttelt wird; der Spott trafe ja aber umgekehrt noch viel bitterer. Der Miß- oder Kunstgriff aber ist in der römischen Kirche der, daß alles, was von der christlichen Idee der wahren Kirche gilt und notwendig von ihr zu prädiciren ist, von jener allein und ausschließlich auf sich bezogen wird, während die evangelische es wenigstens noch mit gleichem Recht auch auf sich bezieht. Der Streit ist zunächst nicht darüber, was die wahre Kirche sei, sondern welche, ob die römische oder evangelische, die nothwendigen Prädicate der wahren Kirche durch ihr wirkliches Dasein und Leben an sich ausgeprägt und realisirt habe: damit ist der Streit sogleich auf den geschichtlichen Grund und Boden versetzt. Der Herr Verfasser merkt es nicht oder will es nicht bemerken, daß z. B. dem allen, was Calvin Großes und Erhabenes von der Kirche, der

Nothwendigkeit unseres Lebens in ihr und über die Losagung von der Kirche als Verläugnung Christi sagt, die Voraussetzung zum Grunde liegt, daß die römische Kirche nicht diese wahre sei: daß er die universale christliche, nicht die particulare, römische meint, aber Hr. M. acceptirt das alles stillschweigend, macht die Anwendung davon auf die römische Kirche und bringt dadurch Calvin in einen Widerspruch mit sich selbst, worin er nicht ist. Er sagt: „Calvin ist unerschöpflich in Widerlegung seiner selbst und unerschöpflich im Vertrauen auf die Gedankenlosigkeit der Menschen, zu denen er sich alles Ernstes versteht, daß sie die Gründe, welche seinen Ungehorsam gegen die katholische Kirche verdammen, gutwillig als Beweise hinnehmen werden, daß sie sich ihm und seinen Institutionen unterwerfen müssen.“ S. 336. Wer, wie jeder rechtgläubige Protestant dem Glauben hat an die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, wird nicht zweifeln, daß er diesem seinem Leibe, welcher die Kirche ist, ewig gegenwärtig ist: aber sie ist sein Leib auch nur durch seinen Geist und hört auf, es zu sein ohne ihn; was in solchem Fall sich für seinen Leib ausstreckt, kann so zum Leichnam werden, ohne daß er jemals aufhöre, wo nicht hier, doch anderswo, seine Gemeinde zu haben. Damit bricht die große Differenz in dem geschichtlichen Leben der Kirche hervor. Es ist das verschieden bestimmte Verhältniß dieses Leibes zum Geiste. Daß dieser Geist die Erhaltung der Kirche sei, daß er nächst der Schrift (Kanonen) auch lebendig und mündlich sich überliefere (Tradition), daß er untrüglich sei in Auslegung der Schrift und Bestimmung der Glaubenswahrheit, ja selbst daß auch die Kirche durch ihn untrüglich sei und es durch ihn nie dahin kommen könne, daß die christliche Wahrheit ihr jemals gänzlich wieder abhanden komme — wer will es läugnen?

(Der Beschluß folgt.)

CV.

Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte von Friedr. Wilhelm Oppenheim, Dr. med. Kaiserl. Russ. Collegienassessor und Ritter, prakt. Arzte und Wundarzte

in Hamburg. Hamburg bei Porthes u. Besser.

1833. 143 S. 8.

Der Verf. hat seinen mehrjährigen Aufenthalt in den Provinzen des türkischen Reiches benutzt, eine Menge recht interessanter Notizen über den Gesundheitszustand, über die Krankheiten, über die gebräuchlichsten Arzneimitteln, über die Stellung der Aerzte und ihr Verhältniß zum Einzelnen, wie zum Staate, in jenen Ländern zu sammeln, die er zum Theil in vorliegender Schrift uns mittheilt, von welcher die Schilderung aller die Hauptstadt betreffenden Verhältnisse ausgeschlossen ist. Auch der verheerendsten Volkskrankheiten, der Pest und des Aussatzes, geschieht keine Erwähnung; denn beiden verspricht der Verf. eine eigene Schrift zu widmen.

Betrachten wir nun das Gegebene, so erkennen wir in ihm einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kulturgeschichte des türkischen Volkes. Denn wie der Gesundheitszustand des Menschen überhaupt bedingt wird durch Lage, Klima, Boden, Ertrag und sonstige Beschaffenheit des Landes, das er bewohnt; wie andererseits Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bedeutenden Einfluß auf ihn ausüben, so mußte der Verf. beständig jene Verhältnisse in seiner Schilderung berühren, die eben hierdurch an Leben und Mannigfaltigkeit des Interesses gewinnt, denen die gewählte aphoristische Darstellung keinen Abbruch thut. Auf eigentlich wissenschaftlichen Werth kann jedoch dieses aus einer Sammlung einzelner Notizen bestehende, aber durchgreifenden Organisation ermangelnde Werkchen keinen Anspruch machen. Alle jene genannten Verhältnisse des Landes und der Sitten sind mehr oberflächlich angedeutet, als zur Basis der Darstellung genommen. Wir erkennen den Zustand der Heilkunde mehr aus einzelnen Zügen, als aus einer pragmatischen Darstellung, wir sehen, wie Dies und Jenes sich verhält; aber es entgeht uns, warum es so geworden, welches die Bedingungen waren, unter denen Alles nur so und nicht anders sich gestalten konnte. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, das Bestreben der türkischen Aerzte, durch Beschwörung böser Geister, durch Gebete u. dgl. die Krankheit zu bannen — wodurch sie doch offenbar den Einfluß eines höheren Wesens für sich zu stimmen bemüht sind — vom Verf. nicht in Verbindung gesetzt mit dem herrschenden Fatalismus, der doch eben nur eine Anerkennung des beständigen Waltens dieses höheren Principes ist.

Der böse Blick ist in der Türkei allgemein gefürchtet und Amulets der verschiedensten Art gewähren Schutz gegen denselben. Die ängstliche Mutter steckt ihrem Kinde, wenn sie es ausschickt, an Kopf und Brust irgend ein geweihtes Abzeichen, damit des Fremden erster Blick — denn nur dieser ist es, welcher Gefahr droht — auf dieses Zeichen, und nicht auf das Kind gerichtet werde; häufig aber genügt ihr auch dieses nicht und sie speiet ihrem Kinde geradezu ins Gesicht, damit ihm die Bewunderung der kinderlosen, die Eifersucht der minder

beglückten Aelteren nichts anhebe. — Beschwörungen, Beschneidungen, Amulets machen die vorzüglichsten Heilmittel der türkischen Aerzte aus, die ihre weißen und schwarzen Tage haben, an welchen letztern keine Operation vorgenommen wird.

Den fremden Aerzten — ein Name, welchen Menschen von dem verschiedensten Stande und auf der verschiedenartigsten Bildungstufe stehend sich annehmen — gereicht es zum größten Verdienst, zur größten Ehre, Alles, was den Kranken betrifft, aus dem Pulse zu diagnosticiren; er muß aus dem Pulse nicht nur wissen, woran der Kranke leidet, sondern er muß daraus ersehen, ob und wie der Kranke geschlafen, ob und was er gegessen, wie die Oeffnung beschaffen u. s. w. Jede Frage, die der Kranke zu beantworten hat, wird ihm lästig und das Vertrauen zum Arzte wird mit jeder neuen Frage um ein Bedeutendes geschwächt. Gleich beim ersten Besuche muß dieser bestimmen, in welcher Minute der Tod eintreffen, oder eine günstige Krisis den Kranken von seinem Leiden befreien werde. Und nicht bloß der gemeine Mann, sondern auch der angesehene Türke hält das Pulsfühlen für das einzige, dem Arzte nöthige Criterium. Ist nur aus dem Pulse die Krankheit erkannt und der Zeitpunkt der Genesung bestimmt, so fordert der Muselman auch sogleich das bestimmte Heilmittel und erkundigt sich nach der Art seiner Wirkung. Wenn diese nicht durch eine Ausscheidung sich offenbart, so verwirft er die Arznei, als nicht wirksam.

Den Gesundheitszustand der Türken schildert der Verf. im Allgemeinen höchst günstig; wozu zweckmäßige Bekleidung und allgemein verbreiteter Gebrauch der wenig kostbaren Mittel der nicht wenig beitragen. Hypochondrie, Hysterie, Hämorrhoiden, Schlagfluß, werden häufig Veranlassung zu langwierigen Leiden oder zum Tode. Abortivmittel sind allgemein eingeführt und erlaubt; Vergiftungen nicht selten, die Knabenliebe gehört zu den schädlichsten und verderblichsten Lastern.

Eigentliche Apotheken giebt es nur in der Hauptstadt; in der der Arzt dispensirt nach seiner Weise und mehrere haben auch eine Bude eröffnet, in der ein Gehülfe für Kranke, welche dahin kommen und einen abführenden Trank, eine Pille oder ein Pulver fordern, das Nöthige bereitet. Jeder, ohne Unterschied, erhält was und wieviel er begehrt. In offenen Kästen und Körben stehen Zucker, Salze, Arsenik u. s. w. bunt durch einander. Nicht nur wer den letztern fortlieft, bekommt ihn, sondern wer etwas Anderes aus der Officin begehrt, dem wird auf derselben Wagschaale zugewogen, an der vielleicht noch mehr Gift haftet, als nöthig wäre, ihn aus der Welt zu schaffen. Uebrigens giebt es eine eigentlich ärztliche Innung, an deren Spitze der Hekimbashi, der Protomedicus und Leibarzt des Großherrn steht und zu der außer den eigentlichen Aerzten, welche von ihm ihr Patent erhalten, die Augenärzte, die Verfertiger der Augenschminken, die Latwergenmacher, die Wundärzte, die Sortenmacher, die Rosenwassermacher, die Oelpresser, die Narrenwäster und die Krankenwärter gehören.

October 1833.

Symbolik, oder, Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.
 Von Dr. J. A. Möhler.

(Schluß.)

Aber die große Frage, in deren Beantwortung wir uns trennen, ist: ist denn der Mensch oder eine Versammlung von Menschen, oder selbst die Totalität der Menschen, wie sie in der Kirche oder Mitglieder derselben sind, untrüglich, wie wenn sie die substantielle Wahrheit selbst wären oder ein Privilegium hätten, daß er nur diesem und jenem Menschen oder Verein gegenwärtig sein wolle, oder mit andern Worten: hat er sich an sie und ihren Verein, oder an die Mauern einer alten Stadt so gebunden, daß jeder sofort vom Geiste verlassen wäre, der nicht Gemeinschaft hätte mit dieser Stadt oder Versammlung, daß er gar nicht wollte oder könnte anderen, als von dieser bestimmten, etwa römischen Farbe und Aeußerlichkeit gegenwärtig sein? Sehen wir doch, daß ganze Völker dem Geiste der Menschheit vergehen und er sie gewirft; warum sollte nicht auch aus kirchlichen Gemeinschaften und Versammlungen der Geist Christi entfliehen, wenn sie ihm anhaltend widerstreben? Von der lutherischen Lehre über das Sacrament macht der H. V. diese Nutzanwendung, daß das ein Widerspruch sei, die wahrhaftige Gegenwart im Sacrament des Abendmahls zugeben und doch behaupten, daß die bestehende Kirche in wesentliche Irrthümer verfallen sei, er sich also von ihr zurückgezogen habe. S. 207. Freilich von der wahren Kirche, welche die Gemeinde Gottes auf Erden ist, hat Christus sich nicht zurückgezogen und kann er nicht, wohl aber von einer solchen, welche zuerst von ihm sich zurückgezogen, ob sie gleich noch ein äußerliches Bestehen hat, dieses kann an und für sich nicht das Gegenstand oder der Beweis ihrer Wahr-

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

heit sein. Wer hat ein längeres Bestehen in der Welt, als der Irrthum? Allerdings die Wahrheit; aber er scheint auch, als derselben Schatten, stets hinter der Wahrheit her, und sichert sich dadurch, daß er einige dürftige Elemente der Wahrheit an sich zieht und behält, selbst ein dauerndes Leben und Bestehen, ein ansehnliches Alterthum; er wächst in die Welt hinein und macht sich in ihr und aus ihr eine bestimmte Vorstellung, der man es zuletzt, des hohen, ehrwürdigen Alters wegen, vergönnt, immerfort und so lange sie kann, zu existiren; zu seiner Existenz gewinnt er auch Consistenz, ohne daß man deshalb vergessen hätte, was Herkommens er eigentlich ist und substantieller Weise. Kann also das Alter und lange Bestehen, mit solchem Entstehen und so gegründet, wohl etwas für ihn selbst oder daß er die Wahrheit und wahre Wirklichkeit sei, beweisen; bleibt nicht demungeachtet das lange Bestehen der Wahrheit und des Irrthums von ganz anderer Art? „Berufen sich alle bestehenden Partheien, nach dem Hrn. Verf., auf die Schrift in ihrer Abstraction von der Tradition und Kirche und bedienen sich jenes formellen Prinzips und liegt hier eine schwere Verirrung verborgen und wird zwischen dem Individuum und der Schrift ein ausgleichendes Prinzip vermisset," S. 278 — und soll das die Kirche sein — so sagen wir: das ausgleichende Prinzip ist der Geist der Wahrheit und Freiheit, der sich keiner Gemeinde nimmer, entziehen zu wollen verheißt hat, der sich auch wirklich beweiset durch die Macht des Gedankens und der Wahrheitsbekenntnisse, der alle anderen Mittel verschmäht, und der nicht dieser und jener Menschen oder Versammlung bedarf, sondern dessen sie nur bedürfen, um erleuchtet und der Wahrheit theilhaftig zu werden — und so sagt hingegen der Herr Verf.: „du wirst dich der vollen und ungetheilten christlichen Religion nur in Verbindung mit ihrer wesentlichen Form, welche du ist die Kirche, heuschütten.“

S. 280. Die obige schwere Verirrung ist hier, nach protestantischer Lehre und Ueberzeugung, daß nicht der Geist der Wahrheit und Freiheit, sondern die Kirche das obige vermittelnde Prinzip und die wesentliche Form sein soll, nicht als ob man jenes Geistes gar nicht bedürfte, sondern weil er unzertrennlich sei von dieser Form und ganz an sie übergegangen. Betrachten wir aber die Form näher, so ist hier die *erscheinende* Form mit der wesentlichen, *substanziellen* verwechselt und nur indem jene sich zur Bedingung der Wahrheit und Seligkeit macht, kann es heißen: die Kirche ist die wahrhaft christliche nur in der Form der römischen, die Bibel ist authentisch nur in der Form der lateinischen, die Kirche ist unfehlbar in der Form einer allgemeinen Versammlung der Bischöfe, ja selbst in der Gestalt eines Menschen, des Papstes, im stillschweigenden Consens mit der Gesamtheit der Bischöfe. Von den wechselnden zeitlichen Formen der Lehre spricht der Hr. Verf. auch wohl S. 281 und wir sind mit ihm darin einverstanden, aber kann er die eben genannten Formen im Ernst für solche halten, die der christlichen Wahrheit wesentlich und unentbehrlich wären, für solche, ohne welche die christliche Wahrheit gar nicht sein und wirken könnte? Der Begriff der Kirche ist allerdings nicht als der abstracte, sondern nur als der concrete der wahre; er schließt die wahrhaftige Wirklichkeit derselben mit in sich und so ist der Streit zugleich und vornehmlich über die historische Wirklichkeit derselben. Aber ein großer, wesentlicher Irrthum, der Grundirrtum der römischen Kirche ist es, daß die wahre Wirklichkeit, welche die Geistigkeit und Vernünftigkeit ist, mit der *erscheinenden Wirklichkeit* verwechselt wird, welche doch noch Prüfung erst und Untersuchung nöthig macht, ob sie nicht, was sie ebenso gut sein kann, als die wahrhafte, vielleicht eine falsche und erlogene sei. Wird hingegen gemeint, es sei der Geist der Wahrheit und Seligkeit an die *Erscheinung* so übergegangen, daß er von dieser sich nicht mehr trennen, oder auch nur sich unterscheiden liefse, so erinnert das deutlich genug an die Verirrung des Eutyches in der Lehre von den beiden Naturen in Christo, oder an die Meinung, es sei die göttliche verwandelt in die menschliche und an die damit zusammenhängende Verirrung in der Lehre vom heiligen Abendmahl, als werde Brodt und Wein verwandelt in den Leib und das Blut Christi. Wie kommt es, daß diese Lehre nicht von

dem Hrn. Verf. in dem innern Zusammenhange mit seiner Lehre von der Kirche betrachtet worden, da diese darin doch erst vollständig und rein ausgesprochen ist! Wohl hat er davon Gebrauch gemacht, wie oben angeführt wurde, aber nur bis zur lutherischen Bestimmung der Gegenwart Christi im Abendmahl, da sie doch damit im römischen Lehrbegriff keinesweges erschöpft, sondern ihr da vielmehr die Bestimmung der Verwandlung wesentlich ist, und wohl ist von ihm auch die Lehre von den beiden Naturen in Christo, nur nicht bis zum Eutychianismus hin, zur Grundlage seiner Lehre von der Kirche gemacht, da doch eben dieses kirchliche Prinzip eben das der römischen Lehre von der Kirche ist. Und wie, der Dogmenhistorie zufolge, die Eutychianische Confusion die Nestorianische Opposition beider Naturen in Christo zur Voraussetzung, ja in sich hat, weil das, was vermengt werden soll, zuvor als verschieden gesetzt sein muß, so liegt auch eine solche Trennung des Göttlichen und Menschlichen der römischen Vorstellung von der Kirche zum Grunde. Hr. M. sagt: „die Katholiken lehren: die sichtbare Kirche ist zuerst, dann kommt die unsichtbare; jene bildet aus diese. Die Lutheraner sagen dagegen umgekehrt: aus der unsichtbaren geht die sichtbare hervor und jene ist der Grund von dieser“. S. 319. Diese Stellung des Gegensatzes, auch wenn sie nur der Zeit, nicht der Dignität nach verstanden wird, können wir uns schon gefallen lassen. Denn wie schon im Vegetabilischen das Werden und Erscheinen des Gewächses oder Baumes nur *veranlaßt* werden kann durch den ausgestreuten Saamen, durch Regen und Sonnenschein, aber das Gewächs oder der Baum selbst nimmermehr entsteht oder erscheinen könnte ohne den innern Trieb, der zur Entwicklung treibt, so ist es noch mehr im Animalischen und vollends im Geistigen so. Nach der obigen Lehre von der Kirche aber, der der Hr. Vf. beipflichtet, ist das Leibliche, Aeußerliche, Menschliche und Erscheinende das Erste und der Geist kommt hintennach (wie im Nestorianismus sich mit dem an und für sich fertigen Menschen der Sohn Gottes hintennach vereinigt) es wird zuoberst gestellt, was der Sohn Gottes als Mensch von *außen* nach innen bringt, das *äußere* Zeugniß, die *äußere* Offenbarung, die *äußere* Autorität, was wenn dies alles etwas für sich gewesen wäre und mehr, als die äußere, erscheinende Form, die ihre Wahrheit allein in ihrer Geistigkeit und innern Vernünftigkeit hatte,

Nach der christlichen Kirchenlehre ist in der Person Christi nicht das Göttliche in das Menschliche, wie wenn dieses auch außer jenem etwas wahrhaftes für sich gewesen wäre, sondern dieses in jenes aufgenommen; die Wahrheit des Menschlichen ist das Göttliche. Nimmt man nun diese Kategorien des Göttlichen und Menschlichen als Inneres und Aeußeres oder Unsichtbares und Sichtbares, so würde der richtige Ausdruck der obigen Formel des Hrn. Vfs. der sein, daß in der römischen Kirche das innere Leben im Glauben dem äußern, in der evangelischen hingegen das äußere Leben im Glauben dem innern untergeordnet ist. An Veranlassungen von außen, daß der Mensch ein Christ werde, läßt es auch die evangelische Kirche nicht fehlen; sie bringt die Taufe, die Erziehung und Lehre an ihn; aber sie ist nicht der Meinung, dies äußere Gepräge eines Christen sei schon das Höchste und auf die Theilnahme an der äußerlichen Gemeinschaft sei das meiste, wo nicht gar alles Gewicht allein zu legen. Im römischen Lehrsystem hingegen muß der *historische* Glaube viel mehr, als nur die *äußere* Bedingung des religiösen, jener muß die Hauptsache und kann allenfalls auch schon allein hinreichend sein, um ein Mitglied der wahren Kirche zu sein. Aber so hat die Kirche wohl erscheinende Wirklichkeit, aber keine Wahrheit und *wahrhaftige* Wirklichkeit. Auf die Erscheinung geht Alles hinaus und damit sie den Geist nicht aus- und zurückgelassen zu haben scheine, wird gesagt; bei der Stiftung der Kirche sei er ein für allemal an sie so übergegangen, daß er nun gar nicht mehr davon zu unterscheiden wäre. Hat so der Geist Jesu Christi sich gleichsam verwandelt in die Kirche und dieser Irrthum als Prinzip Anerkennung und Beifall gefunden, so wird alles übrige consequent, so geht die Kirche auch über die Schrift hinaus und enthält unendlich viel mehr, als diese und am wenigsten braucht sie sich als diese Macht und Autorität; erst aus der Schrift zu beweisen, sie hat durch jenen Syllogismus, (denn mehr als ein solcher ist diese Voraussetzung nicht) den sie ihre göttliche Stiftung nennt, Alles in sich — es ist der Geist nun so an die Erscheinung übergegangen, daß diese sich auch als jener geltend machen kann. So kommt im römischen Lehrsystem sehr Prinzip hervor, welches die Autorität ist, wie es selbst durchaus nur dieser Autoritätsglaube ist und mit dem Glauben an die Autorität selbst in der Wissenschaft zuletzt Alles niederschlägt. Auch dem evangelischen

Glauben ist der Glaube an die Autorität wesentlich verknüpft und er selbst insofern Autoritätsglaube. Aber der große, wesentliche Unterschied ist, daß er wohl *äußerlicher* Anfang des Glaubens, aber nicht Prinzip desselben und er selbst, in diesem begründet, ein solcher ist, der die Möglichkeit in sich enthält und selbst die Aufforderung dazu, in seiner Wahrheit, Nothwendigkeit und Vernünftigkeit erkannt zu werden und somit aus der Wahrheit selbst, die an sich keiner Autorität bedarf, die Autorität, die ohne die Wahrheit nichts ist, in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen. In der römischen Kirche hingegen ist der angeblich an die Erscheinung übergegangene Geist die ganze Wahrheit, Wirklichkeit und Autorität derselben und der Glaube, weil ihm verboten ist, über die erscheinende Autorität hinauszugehen und er mit allem seinen Wissen sich nöthigenfalls derselben zu unterwerfen hat, wenigstens kein zehender. In der Statthalterschaft des Papstes ist dieses zuoberst vorgestellt; aber es tritt uns auch in der ganzen Einrichtung der Hierarchie entgegen. Was ist die wahre Kirche in römisch-katholischem Sinn, d. h. allgemein in der römischen Lehre anderes, als die Hierarchie? Die Laien, von ihr durch eine absolute Kluft getrennt, gehören der Kirche nur in sehr entfernten Sinn an. So nun auch der Hr. Vf.; spricht er von der Kirche, sagt er: die Kirche oder vornehmer, die katholische Kirche — was kann er, ohne es zu sagen, darunter verstehen als die Hierarchie? Es ist nicht recht und aufrichtig von ihm und müßte ihm billig, wenn es nicht in andern Hinsichten als nützlich und zweckmäßig erkannt werden könnte, vom Standpunct seiner Kirche vorgeworfen werden; daß er es so sichtbar vermeidet, die Kirche mit der Hierarchie als identisch zu setzen, ja zuletzt gar so thut, als wäre sie nur ein zufälliger Anhang und nachdem wir noch kein Wort darüber gehört haben, sagt: „Noch bleibt über die Hierarchie Etwas zu sagen,“ oder, gleich als hätten wir noch nichts davon gehört, nachdem doch tausendmal schon *die Kirche* genannt worden, hinzufügt: „die Grundanschauung von der Kirche, als einer göttlich-menschlichen Anstalt begegnet uns hier aufs Neue in einer sehr sprechenden Form.“ S. 296. Folgender Satz z. B. klingt äußerst elend und schlecht, wenn man statt *Kirche* und *göttliche Autorität* bloß, wie man doch berechtigt ist, kirchliche Hierarchie setzen wollte: „die Reformatoren versagten demnach der Kirche den Gehorsam und be-

trachteten denselben als einen unedlen und unfreien; sie vergaßen nur, daß eine göttliche Autorität auch dem Gehorsam, der ihr huldigt, das Gepräge des Göttlichen aufdrückt und ihm so sehr über die Willkür erhebt, als der Geist über das Fleisch erhaben ist." S. 329.

D. Matheineke.

CVL

Ueber das Verhalten des Wissens zum Glauben.

Auf Veranlassung eines Programms des Herrn Abbé Bautain: Enseignement de la Philosophie en France. Strasbourg, 1833. Aus einem Sendschreiben an Herrn C. Schlüter, Privatdocenten an der philosophischen Fakultät zu Münster. Von Franz Baader. Münster, 1833. Theissingsche Buchhandlung. 23 S.

Der Glaube soll weder in *statu quo* bleiben, noch zu seiner Conservation darauf zurück-, sondern vielmehr in immer weiterer Entwicklung vorwärtsgen, um den weiteren Angriffen und Ansprüchen gewachsen zu sein. Nur auf diese Weise ist durch Evolution der Revolution zu begegnen, nur auf diese Weise kann sich das Gewesene als gegenwärtig und hiermit die Permanenz des uralten Glaubens durch seine Erneuerung selbst bezeugen. Die Theologie darf sich daher nicht von der Philosophie, die Philosophie nicht von der Theologie trennen; und wo es geschehen ist, da ist es zum Schaden geschehen. Hiermit ist schon gesagt, daß Glauben und Wissen sich nicht direct entgegensetzen können, vielmehr beide ebensowohl durch Trennung und Entgegensetzung als durch Vermengung auseinander müssen, denn Wissen ist eben nichts anders als jene geforderte Entwicklung oder Vermittlung des Glaubens, — *fides explicita* — so wie der Glaube — *fides implicita* — das Vorabgegebene, das *primum* alles menschlichen Wissens ist, welchem der Mensch aus freier Bestimmung sich gelobt. Die Freiheit des Menschen besteht eben darin, daß er sich von dem Finsternen ab- und dem vorabgegebenen Lichte des Glaubens zuwendet, welches sich als vorlaufendes, begleitendes und confirmirendes erweist, so daß dem Wissen eben nichts übrig bleibt, als den Inhalt des Glaubens, näher die Person, an welche geglaubt wird, aufzuweisen, welches Wissen wieder nur durch Glauben, d. i. durch Eingehen in das Licht möglich

wird. Daraus folgt, daß der Mensch nicht ist, weil er denkt, sondern vielmehr denkt, weil er gedacht ist, und begreift, weil er in dem göttlichen Lichte begriffen ist.

Gleichzeitig wird näher ausgeführt, warum der Inhalt des Glaubens nothwendig eine Person sein müsse, nämlich weil man einer Sache nicht trauen kann, und beiläufig wird auch bemerkt, daß nicht bloß in der Religion, sondern in allen Sphären des Wissens alles auf das Verhältniß zwischen Glauben und Wissen ankommt, womit sich der schale Satz: *Féat est athée et doit l'être* von selbst aufhebe.

In der Hauptsache kann aber mit dem Obigen nichts anderes gesagt sein, als daß der Inhalt des Glaubens das göttliche Sein ist, welches von dem Subjekte nicht anders gewußt werden kann, als wenn es darin ist und daran Theil hat, so wie das Subjekt nicht anders hineinkommt, als wenn es daran glaubt, womit sich der Zirkel ebensowohl vollendet als aufhebt, indem der Glaube nach seinem Inhalte ebensowohl unmittelbar als seine eigene Vermittlung zu sein sich erweist, welche letztere im absoluten Wissen zu sich selbst kommt. Der Glaube, den wir als unmittelbar der Vermittlung im Wissen entgegenstellen, enthält selbst schon die Vermittlung in sich.

Hierauf scheint sich auch nach dem Herrn Verfasser das Verhältniß zwischen Glauben und Wissen zu concentriren, wie sich ergibt, wenn die in unterschiedenen Wendungen nach dem innern Lichte des Gefühls bestimmten und nach der Sprache der Vorstellung aufgefaßten wechselnden Ausdrücke des Lebens zur Probe auf den einfachen, keiner weiteren Untersuchung ausgesetzten Begriff reducirt werden.

Ist aber dem also, so ist nicht abzusehen, warum Herr Abbé Bautain und Herr v. Baader an dem Cartesianischen Schlusse vom Denken auf das Sein, *cogito ergo sum*, womit der ontologische Beweis für das Dasein Gottes, welcher aus dem Begriffe auf die Wirklichkeit Gottes leitet, in engster Verbindung steht, ein so großes Aergerthum nehmen, dem mit dem Denken ist das Gedachtwerden nicht ausgeschlossen. Aber noch weniger ist damit das Prinzip der neuen Philosophie im Widerspruche, wenn es von dem reinen Sein zu dem in der speculativen Theologie gipfelnden Begriffe, und von dem Begriffe zu Natur und Geist fortgeht, vielmehr muß dem Herrn Verfasser auch von diesem Prinzipien aus darin beigestimmt werden, daß der Begriff dem Menschen selbst begreift. Und so ist auch hiermit die immer weitere Annäherung wie zwischen Glauben und Wissen, so zwischen den unterschiedenen philosophischen Richtungen zu erwarten.

C. F. Göschel.

October 1832.

CVII.

Teatro español anterior á Lope de Vega, por el editor de la floresta de rimas antiguas castellanas. Hamburgo, en la libreria de F. Perthes, 1832.

Der Herausgeber der *Floresta de rimas antiguas*, (Hr. Böhl v. Faber) liefert uns in dieser Sammlung ein neues Hülfsmittel zur Kenntniß der ältern spanischen Litteratur, welches bei der außerordentlichen Seltenheit der Originale den Dank und die Unterstützung aller Freunde dieser Litteratur verdient, und so ist zu hoffen, daß der Herausgeber bald im Stande sein werde, den unter der Bedingung günstiger Aufnahme versprochenen zweiten Theil, welcher minder oder gar nicht bekannte Schriftsteller enthalten soll, baldigst nachfolgen zu lassen.

Der vorliegende Band umfaßt nicht weniger als 24 Schauspiele verschiedener Gattung entweder vollständig oder auszugsweise, sechs dramatische Darstellungen, nämlich von Juan del Encina, desgleichen acht spanisch geschriebene des Portugiesen Gil Vicente, vier eigentliche Lustspiele von Torres Naharro, eine gleiche Zahl von Lope de Rueda nebst Proben zweier Schäferspiele desselben Verfassers. Die Auswahl scheint dem Referenten zweckmäßig, und was noch fehlt, um einen anschaulichen Begriff von den verschiedenen Richtungen der beginnenden dramatischen Kunst in Spanien zu geben, würde Hr. B. v. F. in dem zweiten Bande nachzuliefern Gelegenheit haben. Da der Grundbegriff der dramatischen Gattung in der als gegenwärtig dargestellten motivirten Handlung liegt, so ward der Dialog im engern Sinne mit Recht und so viel dies bei den Anfängen der dramatischen Litteratur möglich ist, ausgeschlossen: man würde daher den sogenann-

ten *Mingo Rebulgo* hier vergebens suchen, auch die untheatralische *Celestina*, ein Roman in Form des Dialogs, war zur Aufnahme nicht geeignet.

Die Darstellungen (*representaciones*) des Juan del Encina, der sich auch als lyrischer Dichter einen Platz im *Cancionero general* erwarb, eröffnen diese Sammlung: sie haben für uns fast nur noch historisches Interesse, da sie uns wichtige Fingerzeige über Entstehung und frühere Gestalt der spanischen Bühne geben. Der Verf. selbst nennt sie *Eclogen* (*eglogas*), und in der That sind es Gespräche gewöhnlich zwischen Hirten und Hirtinnen in streng lyrischer Form, aufgeführt bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. in der Christnacht, vor den Augen hoher Personen. Die Ueberschrift des ersten Stückes lautet z. B.: „*Ecloga*, vorgestellt in der Nacht der Geburt unsers Erlösers zwischen vier Hirten, Johannes, Mathäus, Lucas und Marcus“; die des zweiten: „Vorstellung auf die sehr gebenedeite Passion und Tod unsers Erlösers zwischen zwei Eremiten, einem alten und einem jungen, der Veronica und einem Engel.“ Auch Gesänge waren eingemischt, so daß also schon das Singspiel, wie im Keime, in diesen kleinen theatralischen Unterhaltungen lag: die darin vorkommenden aus der Geschichte der lyrischen Dichtkunst bekannten *Villancicos* waren zum musikalischen Vortrage bestimmt; in der ersten Belege wird ein solches *Villancico* nach dem Vorschlage eines der Hirten „y des á dos cantiguemos“ als Duett behandelt, in der fünften und andern *Eclogen* singt das ganze Personal.

Erwägt man die angeführten Umstände und Erscheinungen, so wird man die Ansicht nicht abweisen können, daß auch in Spanien wie in andern Ländern Europa's die religiösen Darstellungen, wenn auch nicht als die einzige, doch gewiß als eine Hauptquelle des reichen Stromes dramatischer Poesie betrachtet werden müssen, wozu die Lyrik nur die Form hergab.

Wenn, daher Juan del Encina seine Autos Eclogen nennt, so darf man, wiewohl er Virgils Eclogen kannte und bearbeitet hatte, — eine Probe hat Bouterwek mitgetheilt. — doch, den Ursprung des spanischen Auto's, geschweige des Dramas überhaupt, nicht in der bucolischen Poesie der Römer suchen. Gerade der Umstand, daß Encina's Schauspiele ganz original sind und nicht einen Zug Virgilischer Dichtkunst zeigen, daß selbst die Personen altchristliche Namen führen, spricht dafür, daß Encina eine einheimische Sitte vorfand, woran er trotz seiner Kenntniß des römischen Dichters nichts ändern mochte. Daß die redenden Personen Hirten sein mußten, kann recht wohl seinen Grund in den Weihnachtsdarstellungen haben, worin, wie es scheint, die heil. drei Könige als Hirten gekleidet, dem Christuskinde ihre Gaben darbrachten. An welchen Fäden indessen die weit älteren dramatischen Versuche des Marquis von Villena und des von Santillana hängen, bleibt näherer Prüfung anheimgestellt.

Encina's Eclogen, um ihnen diesen Namen zu lassen, sind theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts. Unter letzteren befindet sich auch ein Fastnachtsspiel (*egloga representada en la noche postrera de carnal, que dicen antrueño o carnes, entre quatro pastores*), ein kleines Sittengemälde aus dem niedern Leben, nicht ohne Kraft und Laune ausgeführt. Seine Schäferwelt ist übrigens keine arkadische; er führt uns in eine derbe Realität, die, mit größerem Talente behandelt, eine gewisse komische Wirkung nicht verfehlen würde, in nüchterner Prosa aber hingestellt, wie es hier meist geschieht, kein sonderliches Interesse erregt.

Bei dem Portugiesen Gil Vicente galt es dem Herausgeber um eine vollständige Mittheilung aller von diesem anmuthigen Dichter in spanischer Sprache geschriebenen Dramen. Die Form ist bei ihm immer noch die lyrische, wie bei Juan del Encina, auch Gesänge sind eingemischt; an poetischem Sinne jedoch ist Vicente dem Spanier, den er in der Form vielleicht zum Muster nahm, weit überlegen und wenn er an Erfindungskraft und Einsicht in das Wesen des Dramas Zeitgenossen und Spätern nachsteht, so übertrifft er an Zartheit und lyrischer Weichheit die meisten derselben. Die kleineren Stücke werden von ihm nicht mehr *eglogas* sondern *autos* genannt. Das erste enthält eine für die Geschichte des portugiesischen Theaters nicht gleichgül-

tige Notiz: es zeigt, wie auch schon andre bemerkt haben, daß diese Gattung aus Spanien nach Portugal eingeführt ist und zwar durch den Vf. selbst. „Hirtenspiel von der Geburt unsers Herrn, (so lautet die Ueberschrift) das erste, das in Portugal vorgestellt wurde, in Gegenwart des Königs Don Manuel und der Königin Donna Beatriz seiner Mutter, und der Frau Herzogin von Braganza in der zweiten Nacht der Geburt des Fürsten Don Juan des dritten in Portugal,“ (d. 6. Juni 1502). Ursprünglich bestand es nur in dem Monolog eines Kuhhirten, der dem königlichen Kinde ländliche Gaben darbringt; „der Königin aber (so lautet eine zweite Note) gefiel es so wohl, daß sie den Vf. bat, es in der Christnacht auf die Geburt des Erlösers angewendet zu wiederholen, weswegen er das folgende Auto zwischen sechs Hirten dichtete.“ Dieses folgt nun und als eine weitere Merkwürdigkeit ist anzuführen, daß die Hirten ihre Gabenopfer nicht nur mit Gesang, sondern auch mit Tanz begleiten.

Um nun auch einen Begriff von Vicente's Vorzügen und Mängeln zu geben, erlaubt sich Ref., den Inhalt des Auto's N. 9 kurz auseinanderzusetzen. Cassandra, ein Hirtenmädchen, und ihr Liebhaber Salomo treten auf; sie erklärt sich mit jungfräulichem Stolge gegen die Ehe, weil sie die Freiheit des Weibes vernichte, und weist seine Anträge bestimmt und mit Gründen ab. Er entfernt sich, um ihre Muhmen zu Hülfe zu rufen, unterdessen giebt sie in einem trotzigen Liedchen ihren Entschluß, sich den Fesseln der Ehe nie zu fügen, von neuem zu erkennen. Die Muhmen, drei an der Zahl, erscheinen, aber auch ihren Lobpreisungen des Liebhabers, ihren Bitten und Ermahnungen widersteht Cassandra; der Werber, sagt sie, sei untadelhaft, allein der Beste könne, wenn er einmal Herr sei, sich ändern. Nun werden die drei Oheime zum Beistande gegen die Spröde aufgeboten; sie treten auf, ein musikalisches, acht volksmäßiges Liedchen singend.

O wie zornig ist das Mädchen,
Gott, wer wagt's, ihr zuzusprechen?

Weidend ihre Heerde wandelt
Im Gebirge sie daher,
Reizend ist sie wie die Blumen,
Zornig ist sie wie das Meer.

Komischer Effect, aber ohne des Dichters Absicht, nach

das blässliche Argument eines dieser Oheime: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde mit allem was darin ist, Meer und Gebirge rief er aus Nichts hervor und es war wüst und leer,“ und in diesem Stile zeigt er ihr, daß die Ehe eine göttliche Stiftung und ein Sacrament sei. Sie versetzt mit Gewandtheit, gegen die von Gott gestifteten Ehen habe sie nichts einzuwenden, allein es gebe welche, die der Teufel stifte, und niemand könne voraussehen, welches Loos ihm falle. Der Leser erwartet nun endlich eine dem Liebenden günstige Auflösung, allein plötzlich nimmt die Handlung durch eine seltsame Wendung einen religiösen Character an, der das Interesse unbefriedigt läßt. Cassandra entdeckt den Anwesenden den wahren Grund ihrer Sprödigkeit: sie wisse, sagt sie, daß Gott Mensch werde und eine Jungfrau ihn gebären solle, sie selbst halte sich für diese auserwählte Sterbliche. Jesaias, einer der Verwandten, erklärt ihr, die Mutter Gottes dürfe nicht stolz und eitel sein wie sie, sondern demüthig und milde — und in diesem Augenblicke öffnet sich ein Vorhang und enthüllt die Geburt Christi unter dem Gesang der Engel; alle boten an, Cassandra bekennt ihre Schuld, allein von dem eigentlichen Gegenstande des Stückes ist keine Rede mehr. Den Schluß macht ein Liedchen zu Ehren der Jungfrau, worin sich die ganze Naivetät des altportugiesischen Stiles ausspricht; die Reime sind nicht streng gehalten:

*Lieb- und kühnreich ist die Jungfrau,
Wie sie schön und reizend ist.*

*Sag' mir einmal an du Seemann,
Der du deine Schiffe leitest,
Ist das Schiff und auch das Segel und der Stern
Wohl so schön?*

*Sag' mir einmal an du Rützer,
Der du dich in Rüstung kleidest,
Ist die Rüstung und das Ross und Schlachtgetöse
Wohl so schön?*

*Sag' mir einmal an du Schäfer,
Der du deine Herde weidest,
Ist die Herde sammt dem Thale und den Höhen
Wohl so schön?*

Auch das Lustspiel „der Wittwer“ (*el Viudo*) leidet an großen Schwächen und zeigt, wie wenig man noch über das Wesen der dramatischen Poesie aufgeklärt war. Es

zerfällt im Grunde in zwei verschiedene nur durch die Identität der Personen zusammenhängende Stücke; das erste derselben führt uns einen um eine treffliche Gattin trauernden Wittwer und als unterhaltendes Gegenstück einen Ehemann vor, der sich über die Leiden seines Standes beklagt; das zweite zeigt uns einen Prinzen, der, seltsam genug, in zwei Mädchen, die Töchter des Wittwers, auf einmal verliebt, um ihretwillen als Knecht die grössten Arbeiten verrichtet, bis er Gelegenheit hat sich zu entdecken, worauf, da seine Leidenschaft für beide gleich heftig ist, die für ihn bestimmte durch das Loos bezeichnet wird und die andre dem unterdeß angekommenen Bruder des Prinzen zufällt. Diese Fehler gegen Composition und Characteristik werden jedoch durch die für jene Zeit sehr wackere Ausführung möglichst vergütet: bei aller Nachlässigkeit und einer gewissen Uncultur sinkt dieser einnehmende, allgemeinerer Anerkennung würdige, Dichter nie zu Plattheiten herab, selbst die eingestreuten Lebensbetrachtungen zeugen von derjenigen innern Bildung, die wir einem Dichter nie erlassen dürfen. Man vergleiche in dem zuletzt erwähnten Schauspiele z. B. die Unterhaltung der Schwestern über den Tod ihrer Mutter, S. 79. — Zum Schlusse werden uns noch einige Stellen aus einer Tragikomödie und einem Auto des Dichters mitgetheilt, die sein Talent im Komischen über jeden Zweifel erheben; zugleich entfernt er sich hier von der streng lyrischen Form und bedient sich der aus dem spätern Drama bekannten vier- und fünfzeiligen Redondillien.

Bartolomé Torres Naharro, der dritte in der Sammlung, Gil Vicente's Zeitgenosse, ist diesem an Erfindungskraft und dramatischer Geschicklichkeit überlegen, muß ihm aber an poetischem Gefühle, an Zartheit und Innigkeit weichen. Naharro gilt für den Schöpfer des durch Calderon zur Vollendung gebrachten Nationallustspiels. Allerdings sehen wir das Intriguenstück in poetischem Stile bei ihm schon auf einer bemerkenswerthen Höhe; im formellen jedoch zeigen Lope de Vega und Calderon unendlich mehr Mannichfaltigkeit: bei Naharro findet sich u. a. weder die Romanzenform, von welcher Calderon einen so angemessenen Gebrauch gemacht, noch der eilfsylbige Vers; auch theilte jener seine Lustspiele in fünf Acte, für die er nach seiner eignen Versicherung den Ausdruck *jornadas* wählte (Velazquez von Dieze S. 322); erst Cervantes erkannte die Eintheilung der Komödie in drei

jornadas für zweckmäßiger, entlehnte also diese Einrichtung nicht, wie Bouterwek durch ein Versehen anführt (S. 285), von Torres Naharro. Die Zahl der Schauspiele des letzten ist acht, die hier abgedruckten sind Imeneo, Jacinta, Calamita, Aquilana. Bei der ungemeinen Seltenheit des Originals — auch die Göttinger Universitätsbibliothek besaß es nicht, als Bouterwek schrieb — bilden diese Dramen eine wahre Zierde der gegenwärtigen Sammlung. Der Herausg. hat es für nöthig geachtet, nicht allein in den verschiedenen Stücken hin und wieder zu streichen, im Ganzen doch 748 Verse! sondern auch die *introtos* und *argumentos* als zweckwidrig und störend ganz wegzulassen.

Den Beschluß macht der als Dichter und Schauspieler zu seiner Zeit hochgefeierte Lope de Rueda, dessen Arbeiten schon in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fallen. Sie sind in Prosa, nicht in *jornadas* sondern in Scenen getheilt. Der vorliegende Abdruck seiner vier Komödien *Eufemia*, *Armelina*, *de los engaños*, *Medoro* ist nicht nach der einzigen und höchst seltenen Originalausgabe, Sevilla 1576, sondern nach einer Copie derselben veranstaltet; die komischen Zwischenspiele unter dem Titel *el Deleitoso*, *Logroño* 1588 hat der Herausgeber sich um keinen Preis verschaffen können. Lope de Rueda ist eine erfreuliche Erscheinung in der spanischen Litteratur, doch scheint Hr. B. v. F. ihn in den angehängten „Andeutungen für deutsche Leser“ zu hoch zu stellen; er ist ein Meister im Burlesken, die Bedienten-Scenen sind unvergleichlich, sein Dialog leicht und lebendig, sein Stil wo es sein muß edel, auch zeigt er mehr Characteristik als andere größere Dichter seiner Nation, allein seine Motive sind zu oberfläch-

lich, und in der Composition vermißt Referent die schönen Verhältnisse der einzelnen Theile, welche notwendig sind, ein harmonisches Ganzes zu bilden. Gleichwohl würden einige seiner Stücke, von geschickter Hand bearbeitet, auch auf der neueren Bühne noch Wirkung thun.

Beigefügt ist diesem *Teatro español* ein erklärendes Verzeichniß verschiedener in dem *Diccionario de la Academia española* fehlender Wörter. Refer. stimmt den Auslegungen des in dieser Sprache sehr erfahrenen Herausgebers bei, findet jedoch das Verzeichniß allzu kärglich, besonders für die mundartlichen und volkumfängigen Ausdrücke bei Gil Vicente und Lope de Rueda unzureichend. Bei ersterem z. B. finden sich auf wenigen Seiten fremdartige Wörter und Bildungen (wie *placenterio*, *vido sah*, *tirte aforo*, *zebra*, *letsje*, *namerer*, *entirrado*, *naquel* u. a.), bei denen der weniger Geübte Anstoß nehmen wird. Nicht verworfliche Spracheigenheiten bieten sich hin und wieder dar; Referent bemerkt nur die Wörter *soncas* (gewiß), *pre* für *pora* (S. 21), das veraltete, auch in *Sanchez colección* vorkommende *solombra* (S. 83. Schatten), wovon also *sombra* eine Contraction wäre, *hemencia* (Andacht, S. 48) von *vehementia* (?), die Zusammensetzungen *per-hando* (sehr tief), *per-dañoso* S. 20 (sehr schädlich), worin *per* wie in *perdoctus* verstärkend steht, was sonst den romanischen Sprachen fremd ist, endlich das nach altspanischem Brauche für Präsens stehende Imperfect: *por mirar al ruyreñor como cantaba* (S. 66), *Digas tu el marinero, que en las naves vivia* (S. 65).

F. Dies.

November 1833.

CVIII.

Kunstreise durch England und Belgien, von J. D. Passavant. Mit 5 Tafeln. Frankfurt am Main, bei S. Schmerber. 463 S. 8.

Der Verfasser, selbst Mahler, scheint seine Studien hauptsächlich der neuern Kunstgeschichte zugewandt zu haben. So unternahm er diese Reise nach England wesentlich in der Absicht, die Werke Raphaels in den dortigen Sammlungen kennen zu lernen, weil er vorhat, ein umfassendes Werk über das Leben und die Arbeiten des großen Meisters zu schreiben. Dies Unternehmen muß jedem Freunde der Kunst um so erwünschter sein, da mehrere Versuche dieser Art in der neuesten Zeit eben nicht glücklich ausgefallen sind (man vergl. meine Recension in den Jahrbüchern wissenschaftlicher Kritik im December 1831. No. 12.). Dafs aber der Reisende bei dieser Gelegenheit auch anderes Denkwürdige der Kunst aufzeichnete, wird man leicht begreifen. Das Buch ist also ein Wegweiser geworden für jeden, der künftig in kunstgeschichtlichen Beziehungen England kennen zu lernen wünscht, doch nur in Rücksicht der Malerei. Die antiken Bildwerke, an denen die Sammlungen in England so reich sind, wurden dabei nicht berücksichtigt.

Bekanntlich hatte England in frühern Zeiten keine Kunstkultur. Eine eigene Kunstschule existirt allda erst seit ungefähr der zweiten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts. Früher befaßten sich nur Fremde mit der Kunst allda, worunter Hans Holbein als der Ausgezeichnetste, doch hauptsächlich nur als Porträtmahler, zu nennen ist. An Kunstliebe fehlte es indessen nicht, und die Einfuhr seltener Kunstwerke aus der Fremde nahm immer mehr in dem Maaße zu, als der Wohlstand in der Insel stieg. Es enthalten daher nicht blofs die königlichen Schlösser viel Vorzügliches, sondern

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

auch die Privatbesitzer. Von dem Wesentlichsten hiervon stehe hier eine kurze Uebersicht.

Die Nationalgallerie hat bisjetzt noch keinen großen Zuwachs erhalten. Doch besitzt sie den Christus mit den vier Pharisäern von Leonardo da Vinci, die Erweckung Lazari von Fra Sebastian del Piombo, ein paar Titiane, und Einiges von H. Caracci, welches Alles aus den Sammlungen Aldobrandini, Colonna und Lancelotti dahin kam, mit Ausnahme der Erweckung Lazari, früher in der Gallerie Orleans.

Von den königl. Besitzthümern enthält: 1) Hampton Court die sieben Cartons von Raphael, und neun andere von A. Mantegna, den Triumphzug Cäsars betreffend; 2) Windsor-Castle: allda scheint das Bedeutendste: die Geizigen von Quintin Metsus, Bildnisse von Holbein, Anton Moro, und ein Denner zu sein. 3) Im Palaat Kensington wird das Porträt eines Jünglings bemerkt, welches das einzige Oelgemälde Raphaels in den königl. Sammlungen sein soll. Dann werden noch als einzig in England genannt: unter den historischen Gemälden des Holbein ein Christus, welcher der Magdalena erscheint, und von A. Dürer das Porträt eines jugendlichen Mannes. In Rücksicht Dürer's jedoch wollen wir nicht unbemerkt lassen, dafs vor Jahren ein Obrist Campell zwei historische Tafeln von unbezweifelnder Originalität des großen Meisters in Rom an sich brachte, die dann nach Schottland kamen, wo freilich der Reisende nicht gewesen ist. 4) In Buckinghamhouse scheint das Vorzüglichste von holländischen Meistern zu sein, zugleich mit den Bildnissen der Monarchen und der Generale von Thomas Lawrence.

In Privatsammlungen wird mehreres von Raphael genannt: Erstlich in Dulwich collége ein paar Figuren, Ueberreste der Predella des größern Gemäldes der Nonnen von S. Antonio, das in der letzten Zeit der König von Neapel aus dem Hause Colonna in Rom erkaufte hat. Von den drei Theilen dieser Predella soll das

eine der drei Bildchen, Christus am Oelberg vorstellend, Lord Elgin, das andere, die Kreuztragung, John Miles, und das dritte, den Leichnam Christi im Schoofse der Maria, Madame. Whyte, besitzen. Zweitens bei Lord Gower sieht man von Raphael: a) die Madonna mit der Fächerpalme, ehemals Orleans. — Der Vf. meint: ehemals eines der beiden Bilder für Taddeo Taddei gemacht, das andere aber sei die jetzt in Wien vorhandene Madonna im Grünen. b) Wird sehr gelobt eine Madonna mit dem über dem Schoofse liegenden Kinde — früher Orleans — gemacht um 1512., welche dem Rec. ganz unbekannt ist. c) Die stehende Madonna, das Jesuskind vor sich haltend, dem der kleine Johann sich annähert, und Joseph ferner stehend sich umsieht. Der Verf. glaubt, das Bild nicht von Raphael selbst, sondern von Fattore gemalt. Das Original meint Hr. S. Quirico in Mailand zu besitzen. d) Noch sieht man die Madonna, die von dem schlafenden Kinde den Schleier aufhebt. Das Original hievon soll aber in Paris, und also das von Loretto entführte sein, wie schon Fälsli berichtete. — In dieser Stafford-Gowerschen Sammlung soll sich jetzt auch das ausgezeichnete Gemälde des H. Caracci befinden, das, die Verzückung Gregorius des Großen zwischen Engeln vorstellend, die Hauptzierde der Capelle Salvati in S. Gregorio Magno zu Rom war.

In der Gallerie Grosvenor sind die Raphaels, und in York-house der Eseltreiber des Coreggio verdächtig. In Devonschire-house werden zwei Gemälde von Joh. v. Eyck, und in Apsley-house bei Wellington wird Christus am Oelberg von Coreggio genannt, welches Gemälde der General auf dem Rückzuge von Spanien dem Joseph Bonaparte abjagte. Auch bei dem Marquis Londonderry sind zwei Coreggio, das Christushaupt ehemals in Colonna, und Amor, der in Gegenwart der Venus von Merkur unterrichtet wird, ehemals in Spanien. Bei dem Herzog Grafton wird das Porträt des Carandolet von Raphael gezeigt.

Die Madonna von Alba wird als ein Original von Raphael sehr gelobt, welches nach dem Kupferstich dem Recensenten immer verdächtig schien. Der Besitzer ist Hr. W. G. Coesvell, bei welchem auch eine h. Familie von Seb. del Piombo im Raphaelischen Stil, und die Tochter Titian's, eine Schlüssel empor haltend, zu sehen ist: dasselbe Gemälde, wovon auch anderwärts Exemplare vorkommen, wie in Berlin, das kürzlich noch

in Florenz angekauft ward. Es giebt aber Kunsterfahrene, welche dabei nur an ein Studium des Paolo Veronese für ein größeres Gemälde denken wollen.

In den Sammlungen der Hrn. Neeld, Rogers und Aders kommen herrliche Namen von Meistern vor, aber wie es scheint sehr unsicher.

Auf dem Landsitz von Lord Cowper wird eine Madonna von Raphael gezeigt, die, wie aus dem beigefügten Kupferstiche hervorgeht, nach der Madonna Colonna, jetzt im Museo zu Berlin, von einem Spättern gemacht ist. Besser mögen die Bildnisse von Andrea del Sarto, und die Madonna von Fra Bartolomeo in dieser Gallerie gemacht sein. Als die Sammlung noch in Florenz war, erinnert sich der Rec. darin ein sehr schönes Porträt von Mengs, von ihm selbst gemalt, gesehen zu haben.

Mit Vergnügen lesen wir, daß jetzt Lord Garvagh die kleine Madonna von Raphael, ehemals bei Aldobrandini zu Rom, und die Flucht nach Aegypten von Baroccio aus derselben Gallerie besitzt. — Weniger bedeutend sind: bei Madame Sykes ein sogenannter kleiner Raphael, einen schlafenden Ritter vorstellend, und das kleine Bild der Grazien von demselben Meister bei Lord Dudley, beide aus der Gallerie Borghese.

Bei Thomas Baring sah man früher eine sogenannte Madonna della Seggiola, die jetzt in München sein soll. In Wiltonhouse bei Lord Pembroke giebt es Bildnisse von Holbein und eine Judith von Mantegna. Die dortigen Raphaels aber sollen verdächtig sein.

Sicherer ist zu Bowood bei Lord Lansdown die Predigt des heil. Johannes, als Predella des größern Gemäldes in der Servitenkirche zu Perugia, wovon das Original sich jetzt im Schlosse Blenheim befindet, wie es scheint, der vorzüglichste Raphael in England. Das Schloß Blenheim enthält aber noch andere gute Gemälde.

Auch besitzen die Städte Liverpool und Manchester manches Gute in Mahlerei. Ausführlichere Nachrichten ertheilt der Vf. von den Universitäten Oxford und Cambridge auch in Beziehung von Kunstseltenheiten.

Auf dem Landsitz des Lord Scarodale wird ein Tod Mariä als Raphael bezeichnet, was aber von Domenico di Paris Alfani gemalt sein soll. Bedeutender mag allda die Madonna, welche das Kind küßt, von Quinto Metsus sein.

Von wichtigen Cartons werden zwei von Raphael bei dem Herzog Buccleuch, das Stück eines Carton von

den Kindermord von Raphael, und bei Hrn. Coke zu Holkam nicht bloß der Carton von der schönen Gärtnerin, sondern auch Ueberreste des berühmten Carton vom M. Angelo erwähnt, den Ueberfall am Arno bei Pisa vorstellend.

Hierauf folgt ein summarischer Bericht über andere Sammlungen, welche der Verf. zu sehen keine Gelegenheit hatte. Darunter machet er nach Spiker auf eine ausgezeichnet schöne Madonna von Joh. van Eyck aufmerksam, die sich in Corsham-house bei Bath befindet.

Noch werden beigelegt eine Nachricht über die Sammlungen reicher Handzeichnungen in England; dann die Cataloge der ehemaligen Gallerieen Carl des 1sten, und des Herzogs von Orleans, mit den Preisen bei der Versteigerung. Auch wird eine Uebersicht von den Künstlern aus der englischen Schule gegeben.

(Der Beschluss folgt.)

CIX.

Opuscula theologica ad crisin et interpretationem N. Test. pertinentia auctore Dr. Herm. Olshausen. Berlin, Enslin 1834.

Die beiden ersten Aufsätze dieser Sammlung behandeln die Frage nach der Authentie des zweiten Briefs Petri und nach dem Verf. des Briefs an die Hebräer. Der erste bringt die Ueberzeugung von der Authentie des 2ten Briefs Petri bis zur Probabilität und subjektiven Gewissheit, und der Zwiespalt der abendländischen und orientalischen Kirche über den Verf. des Briefs an die Hebräer wird so erklärt, daß der Brief in einer abendländischen Gemeinde unter den Augen Pauli geschrieben und mit seiner Billigung an eine oder mehrere Gemeinden Palästinas geschickt sei, wo sich die Tradition von der Apostolischen Autorität nothwendig länger erhalten habe als in der Gegend, von wo er abgeschickt war. — Eine wichtige Stellung unter den neuern exegetischen Arbeiten nehmen die übrigen Aufsätze ein, die die biblische Lehre vom *lóyos*, vom menschlichen Geiste und von der *ωη* behandeln. Der Hr. Vf. hat mit Fleiß dafür gesorgt, daß nicht nur aus der Art seiner Entwicklung seine Ansicht vom Verhältniß des Exegeten zur heil. Schrift erkannt werde, er hat auch hin und wieder ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, wie er sich seine Aufgabe gestellt habe. S. H Anm. sagt Hr. Olshausen: „Nicht wegen des Inhalts glauben wir der heil. Schrift, sondern wegen der Autorität der Verf. billigen wir den Inhalt.“ So scheint zunächst die Wahrheit des Inhalts von den mehr oder weniger gewissen historischen Zeugnissen für die Authentie eines Buchs abzuhängen. Das Gegentheil versichert der Hr. Verf. S. 65, wo er die Autorität der Verf. von der Wahrheit des Inhalts bedingt sein

läßt und ganz allgemein sagt: „der Glaube, den die heil. Schriften verdienen, wachse im Menschen nach und nach.“ Dieser Glaube wird S. 12 dahin bestimmt, daß in ihm die Thätigkeit des göttl. Geistes in der Abfassung der heil. Schriften anerkannt werde. Der Glaube, den wir der Schrift schenken, sei daher so vom Glauben an die Autorität der Verf. abhängig, daß wir in diesen die offenbarende Thätigkeit des göttl. Geistes erkennen. So allgemein alle diese Bestimmungen noch sind, so zeigt sich in ihnen doch das Gefühl der Nothwendigkeit, den Inhalt, wie er zunächst uns vorliegt, aus seiner Unmittelbarkeit herauszuführen und zu seinem eignen Prinzip zu bringen.

Deutlicher spricht der Hr. Vf. dies Bewußtsein aus S. 192. Nachdem er nämlich gezeigt hatte, wie wenig die neueren Commentatoren und Lexikographen zum N. T. über die *ωη* genügend handeln, sagt er, der Begriff des Lebens, der nur Einer sein könne und auf den alle verschiedenen Stellen, in denen vom Leben gehandelt wird, zurückgeführt werden müßten, könne entweder aus dem gewöhnlichen Leben aufgenommen werden. Da aber hier nicht leicht gesagt werden könne, was denn das Leben sei, müsse man vom absoluten Begriff „*a notions absolute*“ ausgehen, von dem aus man in das Verständnis der einzelnen Gebrauchsweisen geleitet werde.

Ein merkwürdiges Bekenntniß des Hrn. Verfassers. Er fühlt, daß bisher in der Exegese so gefehlt sei, weil man bei einer einzelnen Stelle stehen bleibend, den Hauptbegriff in ihr entweder nach subjektiver Willkür behandelte oder zu seiner Erklärung irgend eine Vorstellung herbeiholt, die im gewöhnlichen Leben cursirte. Einen andern Hauptfehler sieht er mit Recht darin, daß, wenn man ja, worauf zunächst nur der Lexikograph sich angewiesen glaubte, über eine einzelne Stelle hinausgeht und sie mit verwandten in Verbindung bringt, man die allgemeine Bedeutung nicht hervorhebt und eine Menge Bedeutungen aufzählt, an deren Einheit nicht gedacht wird. Der absolute Begriff also soll nach dem Hrn. Verf. der einzige wahre Ausgangspunkt und die Macht der Einheit sein, die die widerspenstigsten Stellen aus ihrer Vereinzelung in Fluß und mit dem Hauptgedanken in Verbindung bringt.

Wie erfüllt nun Hr. Olshausen seine Forderung bei der Entwicklung des Begriffs der *ωη*? Er stellt zunächst mehrere Stellen zusammen, in denen der *lóyos* das Leben genannt wird, und auf die Frage, woher es komme, daß der Sohn nicht der Vater absolut die *ωη* genannt werde, antwortet er, weil im Sohne offenbar sei, was im Vater verschlossen und verborgen. Was ist aber die *ωη*, die im Sohne offenbar ist? Die griechischen Philosophen, antwortet der Hr. Verf., nannten das höchste Wesen *τὸ ὄν*, weil ihnen mit Recht das Sein als das Höchste und Reinste erschienen sei. Die Anerkennung dieser Hoheit des Seins liege im Namen Jehova's und da Apoc. 4, 8 — 10 *ὁ ὢν* und *ὁ ζῶν* verwechselt würden, kommt es zum plötzlichen Resultat, das *τὸ εἶναι* und *τὸ ζῆν* quasi synonyma seien. Vielleicht, fügt noch der Hr. Verf. hinzu, ist der unbedeutende (*levissimum*) Unterschied zwischen beiden, daß die *ωη* die Wirksamkeit des *εἶναι* bezeichnet.

Der scharf begränzende Begriff hat den Verf. zu einem so

überlieferten Resultat nicht geführt. Er hat sich mitten unter aller Berufung auf Bibelstellen von dem dunkeln Gefühl einer zwiefachen Bedeutung des Lebens leiten lassen. Zunächst ist die Kategorie des Lebens als der Lebendigkeit allerdings der des Seins verwandt: beide sind dieselbe Beziehung auf sich, nur daß in der Kategorie der Lebendigkeit der Gegensatz des Innern und Außern hinzugekommen ist, aber als unmittelbar aufgehoben. Wegen dieser Unmittelbarkeit des Lebens liegt in ihm selbst der Keim seiner Auflösung. Das Leben aber als eine solche unmittelbare noch selbst äußerliche Innerlichkeit kann von Gott nicht ausgesagt werden. Denn so ist es selbst noch nicht das wahre Leben. Allein die Selbstbestimmung Gottes in sich selbst, in der die Momente selbst die Totalität sind, diese absolute Beziehung auf sich selbst ist die Geburt des Lebens. Weil der *lóyos* diese Offenbarung Gottes in sich selber ist, ist er das Leben und als die offenbarende und absolute Thätigkeit Gottes ist er der Quell des Lebens für die Creatur. Dies führt uns sogleich auf die andre wichtige Abhandlung des Vfs. über den *lóyos*.

Auch diesen Aufsatz bevorwortet der Hr. Verf., indem er als die höchste Pflicht des Exegeten aufstellt, den Begriff des Worts, über das er handelt, scharf und bestimmt festzustellen. Denn, sagt er, wenn die Bedeutung des Wortes nicht sorgfältig aufgestellt und bewahrt wird, so werden die Wurzeln der Religion abgeschnitten und der Baum wird kraft- und saftlos, p. 127. Ein Exeget, der seine Arbeiten in so nahe Beziehung mit dem innersten Leben des Glaubens stellt, muß desto größere Erwartungen für seine Leistungen erwecken.

Zur Aufhellung des Begriffs des *lóyos* nennt der Hr. Verf. zunächst „die Leitung der Geschichte“ als nothwendig und besonders die Schriften des Philo und Zompaster würden die sicherste und zuverlässigste Hilfe in diesem Geschäft leisten. Dennoch aber bleibt dies nur eine subjektive Stütze in der Hand des Exegeten, denn die Verf. der heiligen Schriften läßt er außer allem Verhältniß zu jenen Erzeugnissen des menschlichen Geistes stehen, weder so daß sie jene vorgefundenen Lehren zur Darstellung der ihrigen benutzt hätten, noch so daß sie ihre Widerlegung seien. Vielmehr nachdem der Hr. Verf. die Reflexion angestellt hat, daß die göttliche Thätigkeit sehr passend mit der menschlichen Rede „verglichen“ werde, weil diese nicht ohne Denken geschehe und weil das Wort ein Hauch sei aus dem Innersten des Menschen, wendet er sich zu einer weitausgeführten etymologischen Untersuchung, deren Resultat die völlige Ununterscheidbarkeit des *lóyos* und *πνεῦμα* ist, denn beide seien der feinste, zarteste Hauch des Lebens. Diese unterschiedslose Confundirung des *lóyos* und *πνεῦμα* wird noch erhöht mit einem Ausspruch des Basilius gegen Eunomius, der aus der geschichtlichen Situation erklärt den Verf. vor dieser Uebereilung behütet hätte. *Θεὸν λόγος ὁ υἱός, ὅτι αὐτὸς ἐκ τοῦ τοῦ πνεύματος*. Das Verhältniß des Vaters, Sohns und heil. Geistes

wird dadurch, statt sich zur vermittelten Einheit zusammenzuschließen, zu einer nachschleppenden Kette, an die sich noch unendlich viele Glieder schließen könnten. Diese unvollkommene, ins Unbestimmte sich hinziehende Produktionskraft, die es nicht einmal zum abgeschlossenen Organismus bringen kann, hätte dem Verf. selbst in seinen Citaten aus der Zondavasta auffallen müssen. Denn bald ist *Ormuzd* das Wort, das die *Zervane Aberens* ausspricht, bald ist von einem Worte *Hanover* die Rede, das *Ormuzd* ausspricht. In beiden aber sieht dennoch der Verf. den *lóyos*.

Diese Unbestimmtheit des Gedankens verführte den Verf. bei jedem einzelnen Ausspruch der Bibel einen entsprechenden Ausspruch aus den persischen Religionsbüchern gewöhnlich mit der Formel: *vandem de verbo divino doctrinam proponit Zoroaster*, anzuführen. Eine Lehre also, in der das Natürliche und das Geistige noch so wenig unterschieden sind, daß das Licht wenn auch in seiner reinsten Gestalt das Geistige das Gute selbst ist, die, um den Drang des Geistes nach dem Unterschied und nach der innern Bestimmtheit zu befriedigen, es nur zu einem äußerlichen absoluten Gegensatz brachte, diese Lehre soll dieselbe mit der christlichen sein? Hat der hochverehrte Verf. hier gar keinen Unterschied gefühlt, daß er sich unmittelbar auf die Seite derer stellt, die die Ahnung des Evangelii in den vorchristlichen Religionen aufsuchen, um zu zeigen, daß es mit dem christlichen Glauben nicht so viel auf sich habe, denn das habe man ja längst Alles gewußt, und daß er das Christenthum zu einer historischen Erscheinung macht, wie jede andere, nicht zum Gericht aller andern? In dem Wort Hebr. 4, 12., das der Vf. seiner Abhandlung zu Grunde legt, wird ja der *lóyos* selbst der *κρίτης* genannt, der über Alles Gericht spricht, und als der, der Alles zu seiner wahren Bestimmtheit bringt *τοποθετῶν ἐν τῷ κόσμῳ μέτρας*, weil er die Selbstbestimmung Gottes in sich selber ist. Sieht man freilich in dieser sondernden, negirenden und bestimmenden Kraft, wie der Hr. Verf. nichts anders als was der Parsismus vom Licht sagt, daß es das reinste, leichteste und schärfste sei, so hat man alle christliche Anwartschaft darauf, im Wort Gottes das Gericht über alle Macht der Welt zu haben, aufgegeben und vernichtet.

Der christliche Glaube verwirft im unendlichen Bewußtsein seiner göttlichen Vollmacht alle Beweisführung aus einer unvollendeten Gestalt des Gottesbewußtseins, wenn man in ihr nicht seine eigne Bewegung zu sich selber weiß. In seinem Namen hat schon das Judenthum aus dem Bewußtsein der göttlichen Macht über alle Creatur den heidnischen Aberglauben widerlegt, und in Beziehung auf den Parsismus, von dessen Harmonie mit dem A. T. man so vieles Unbedachte geredet hat, wird in der Vision des Ezechiel (cap. 8.) mehr als aller Gräuel ägyptischen Thierdienstes und der Weiber, die den Adonis beweinen, der Gräuel derer verflucht, die dem Sitz Jehova's ihren Rücken kehrten und nach Morgen gewandt ihr Knie der Sonne beugten.

November 1833.

Kunstreise durch England und Belgien, von J. B. Passavant.

(Schluß.)

Nicht minder interessant ist die Reise in Belgien und am Niederrhein, besonders in Rücksicht der frühern Kunstzustände jener Gegenden.

Brügge hat jetzt noch sehr Bedeutesendes von seinem ehemaligen Kunstflor erhalten. Die Akademie besitzt von dem Gemälden das Meiste, besonders seitdem auch die vornehmsten Bilder aus dem Stadthause hinzugekommen sind. Es sind allda drei Johann van Eyck vorhanden: das Bildniß seiner eigenen Frau, ein Christuskopf, und das Gedächtnißgemälde des Georg van Dale, eines der Hauptwerke nach der Anbetung des Lammes. Alle drei sind mit dem Namen des Meisters und der Jahreszahl bezeichnet.

Von Hans Memling sieht man den großen Christoph, das Meisterwerk des großen Künstlers der wundervollen Beleuchtung wegen. — Dagegen halten wir die Taufe Christi mit den dazu gehörigen Flügelbildern nicht für Memling, sondern für Hugo v. d. Goes, den Meister des Florentiner und des Danziger Bildes.

Von Memling halten wir aber wieder die zwei Tafeln, ehemals im Stadthaus, welche die Bestrafung des ungerechten Richters von Canbysses vorstellen. Nur ein grobes Mißverständniß konnte diese Meisterwerke dem Anton Clacisius, einem Zeitgenossen des Hemskerck, zuschreiben. In der Zeichnung und im Ausdruck hat Memling nie etwas Höheres geleistet.

Im Johannishospital ist das Reliquienkästchen der heil. Ustula und die andern vortrefflichen Gemälde von Memling allda gut beschrieben. Auch in der Frauenkirche ist das Bemerkenswerthe gut angezeigt, dergleichen in der Kirche S. Salvator. Nur hätte verdient allda noch angezeigt zu werden, ersichtlich das treffliche Bildniß Philipp des Schönen auf Geldgrund, dann die

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Mater Dolorosa gleichfalls auf Geldgrund, ein vortreffliches Werk von Rüdiger van der Weyde, und das edle Werk einer Metät von demselben Meister. — Auch in der Jacobskirche hat der Verf. ein anderes Gemälde von dem trefflichen R. v. d. Weyde anzusehen vorgesetzt. Es stellt die Madonna mit dem Kinde in einer goldenen Glorie vor, die mit halbem Leibe aus einer goldenen Rose hervorkommt, und wovon die Stiele nach Joachim und Anna sich erstrecken, das Genosse mit Engeln, die Werkzeuge des Leidens tragend, umgeben. Unterhalb sieht man David, und zur Seite je zwei Propheten und zwei Sibyllen. Dann auf einem der Flügel ist Augustus dargestellt, welchem die Sibylla den neugebornen Gott zeigt, und auf dem andern Flügel erscheint Johann der Evangelist mit zwei Franciscanern. — In derselben Kirche bezeichnet der Vf. eine Kreuzabnahme, die man dem Hugo v. d. Goes zuschreibt, die uns aber nicht erinnerlich ist. Dagegen haben wir eine Krönung der Maria aufgezeichnet, unten in der Mitte mit dem Erzengel Michael und nebenbei mit zwei Propheten: ein Gemälde, was uns ganz in der Manier des Hugo zu sein schien. — Interessant sind die beigelegten Nachrichten über den Begräbnisort des großen Meisters. — Auch sah der Rec. in der Kirche Jerusalem eine Madonna auf dem Throne, den kleinen Christus Lesen lehrend, und nebenbei zwei voll Anmuth spielende Engel; auf dem Flügeln die heil. Catharina und die heil. Barbara. Auch dieses Bild hielten wir von der trefflichen Hand des Hugo.

Dankenswerth ist, was der Verf. p. 367. aus der Bast über das Gedächtnißbild des Nicolaus van Maelbeke in Ypern, und über manche Lebensumstände und den Tod des Joh. van Eyck im J. 1445. beibringt.

Von der Anbetung des Lammes zu Gent findet man die Nachrichten nach Dr. Waagen und nach der Bast sehr gut zusammengestellt, mit Beifügung des kleinen Nachsatzes des ganzen Gemäldes, bloß mit Aus-

lassung der Vorstellungen auf den äußern Seiten der sechs in Berlin vorhandenen Flügel. Nur in Rücksicht der Vermuthung, welche Theile des großen Gemäldes von dem ältern und welche von dem jüngern Bruder seien, möchten wir in einigem abweichen. Auch bei der Wiederaufdeckung der Inschrift hat Rec. die zwei ganz ausgetilgten Anfangsworte des dritten Verses anders restaurirt, als man sie bei De Bast findet. Anstatt *Frater perfecit* setzten wir *suscepit laetus*, und zwar der Assonanz wegen, welche in den beiden vorhergehenden Versen beobachtet ist. —

Erfreulich ist ferner die Nachricht, daß der Professor van Rotterdam in Gent ein anderes Bild von Hubert van Eyck, eine Anbetung der Könige vorstellend, besitze; und auch im Privatbesitz allda ein Gemälde der Erfindung des Kreuzes von Justus van Gent vorhanden sei, mit der Aeußerung des Verf., als wenn ihm noch andere Gemälde des Justus bekannt wären. Die Anzeige hievon würde sehr erwünscht sein, so wie die von jedem beglaubigten Bilde der Meister der Eyckischen Schule bis auf Quintin Metsus, der Letzte der großen Meister dieser Schule.

Von Antwerpen sprechend berührt der Verf. nur das Meisterbild des großen Quintin Metsus allda, die Grablegung vorstellend, und auf den beiden Flügeln die Martyr der beiden Johannes. Wäre der Verf. in Löwen gewesen, so würde er auch ein anderes vorzügliches Gemälde dieses Meisters angezeigt haben, welches die Sippschaft Christi vorstellt, das mit dem Namen Quinte Metsus und mit der Jahrzahl 1509 eingeschrieben ist. Außerdem enthält Löwen noch anderes Vorzügliches: zwei Gemälde von Hans Memling, eines von B. van Orley, und die Copie von M. Coxcie nach der Grablegung des Rüdiger van der Weyde, wovon das Original jetzt im Museo zu Berlin ist.

Von den Gemälden in der Akademie zu Brüssel zeigt der Verf. nur das schöne Bild des betrauten Leichnams Christi von Bernardin van Orley auf Goldgrund an. Anderes von ältern Meistern allda ist weniger bedeutend und unsicher. Auch haben die Kirchen in Brüssel wenig Vorzügliches von Kunstwerken. Desto wichtiger ist allda die schöne Sammlung des Prinzen von Oranien. Unter den italienischen Meistern sieht man allda ein schönes Gemälde von Pietro Perugino, welches früher auch in Berlin zu Verkauf stand, die Flora von Leonardo da Vinci, früher in der Galle-

sie Danout in Brüssel, und ein Porträt des Francesco Penni von Raphael.

Eine der Hauptabsichten des kunstliebenden Besitzers ging aber auf das Sammeln altniederländischer Meister aus der Eyckischen Schule. Von Joh. van Eyck selbst werden genannt: eine Ankündigung, die in den letzten Jahren von Dijon kam, wo noch ein kleines Bild des Meisters sein soll, und dann eine Madonna mit dem Kinde noch in der frühern, etwas harten, Manier. Hiesu kommen noch die Flügelbilder, von M. Coxcie copirt, wovon die Originale in Berlin sich befinden. Ferner sieht man drei Bilder von Gerhard Meire, vier einzelne Heilige von Hugo v. d. Goe, zwei längliche Tafeln von Memling, deren Gegenstände auf die Legende des h. Bertin sich beziehen, und vor der Revolution in St. Homer waren. Die kleinen Gemälde werden in Hinsicht der Schönheit mit dem Reliquienkasten der h. Ursula verglichen. Von Memling sieht man ferner ein weibliches Bildniß mit dem Jahr 1479 bezeichnet, und ein männliches in mittlerem Alter, welches man für das des Meisters selbst hält.

Von hoher Wichtigkeit sind ferner zwei in der neuesten Zeit im Stadthause zu Löwen wieder aufgefundenen Tafeln, welche man auch für Memling hielt. Aber glückliche Forschung hat gezeigt, daß sie Arbeiten eines fast verschollenen Mahlers, Dierik Stuerbos von Löwen sind, welcher sie im J. 1468 für die Rathszimmer des schöngothischen Stadthauses zu Löwen gemacht hat, als Lehrbilder für die, welche das Richteramt führen, so wie die ähnlichen in Brügge von Hans Memling, und die früher berühmten von Rüdiger van der Weyde in dem Stadthause zu Brüssel.

Die Löwener Bilder stellen eine Legende vom Kaiser Otto vor: nach welcher ein Edelmann wegen der Anklage der Kaiserin, er habe sich ungebührlich gegen sie benommen, hingerichtet ward. Es fand sich aber später, daß die Anklage falsch war; und so die Kaiserin selbst nach dem Urtheil ihres Gemahls den Feuertod erleiden mußte. Hievon ist der Kupferstich in Umrissen beigelegt.

Wir folgen dem Reisenden jetzt in den Landstrich zwischen der Maas und dem Rhein, oder zwischen Maastricht und Cöln. Hier war der Sitz der frühern deutschen Kunst schon im 13ten Jahrhundert; wenn wir den bekannten Versen des Wolfram von Eschenbach glauben. Im 14ten Jahrhundert aber war der

Mahler Wilhelm von Cöln in der Gegend berüht, von dem zwar jetzt keine sichern Arbeiten mehr nachgewiesen werden. Doth fehlt es nicht an Ueberresten alter Mahlerei in Cöln selbst; und am Mittelrhein zu Coblenz in der Kirche S. Castor hat sich ein wichtiges Werk, das Denkmal des Cano von Falkenstein, im J. 1388 auf die Mauer gemalt, erhalten, wodurch der Stand der Kunst in jener Zeit genugsam beurkundet ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Niederlande jenseits der Maas; so findet sich dort vor den Brüdern van Eyck weder ein Künstlernamen aufgeschrieben, noch irgendwo ein Werk älterer Mahlerei, welches eine frühere Kunstkultur in den Niederlanden erwiese. Es läßt sich demnach mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß die altdeutsche und niederländische Kunstpflege aus einer Wurzel stamme, und die Brüder van Eyck ihre erste Bildung von der deutschen Seite dieser Maas empfangen haben. In solchem Falle ließe sich leicht denken, daß Hubert van Eyck, im J. 1366 in dem Städtchen Eyck an der Maas unweit Mastricht geboren, der unmittelbare Schüler des in jener Gegend hochberühmten Meisters Wilhelm von Cöln sei. Indessen gewinnen wir durch eine solche Annahme nur wenig, um uns die wundervolle Erscheinung des Hubert van Eyck mit seinem Bruder Johann zu erklären. Bis jetzt genügt keine Hypothese, ihr dämonisches Talent und ihre Studiumsweise zu erfassen. Kein *Allmählig* findet hiebei statt. Die Kunst steht auf einmal wie durch einen Zauberschlag vollendet da. Es heißt jetzt noch von Hubert, was sein Bruder Johann auf die Gentertafel einschrieb: „*Pictor Hubertus è Eyck major quo nemo repertus, et Johannes arte secundus*“ — hier stehen Leonardo und Raphael bewundernd da. —

Wie verhält sich nun dieseits der Maas die Cölner Schule zu den van Eyck? — Auch hier meint man, habe der Meister Wilhelm eingewirkt, und der Mahler des Dombildes sein Schüler gewesen sei. Wer möchte die Vortrefflichkeit des Dombildes, welches für das Rathhaus in Cöln gemacht, die Schutzpatronen der Stadt, die drei Könige, die Jungfrauen der h. Ursula, und die Schaar des h. Geryon vorstellt, — läugnen? — Doch in welchem Abstände von den beiden Eyck! —

Sehr wichtig wäre es, etwas Sicheres über die Zeit, wann das Dömbild gemalt ward, und wann der

Meister lebte, auszumitteln. Durch gewisse Zahlzeichen auf den äußern Flügeln des Bildes hat man sich bemüht, heranzubringen, daß das Gemälde 1410 gemalt sei. Allein solche Scheinzeichen geben wenig Zutrauen. Eher darf man dem A. Dürer glauben, der den Meister des Bildes Stephan nennt. Auch stimmen wir mit dem Verf. in Hinsicht anderer Gemälde, die in Cöln, in Berlin und in Darmstadt von demselben Meister sich befinden. Der Rec. kennt aber noch zwei andere kleine Bilder von ihm, das eine im Besitz der Königin der Niederlande, und das andere in dem ihrer k. Schwester der Churfürstin zu Cassel. Auf dem erstern ist die Jahrzahl 1447 sehr deutlich zu lesen, bis jetzt, so viel wir wissen, die einzige Zeitbestimmung, in welcher der Meister thätig war. Und da der jüngere van Eyck erst 1445 starb, so findet zwischen diesem und dem Meister Stephan eine Gleichzeitigkeit statt. Aber da die beiden genannten Gemälde Jugendarbeiten des Stephan zu sein scheinen; so läßt es schwer an eine Gleichzeitigkeit zwischen Meister und Meister denken, sondern eher an eine, wie sie zwischen Meister und Schüler statt findet. In dieser Ungewißheit war es schon länger der Wunsch des Recensenten, daß man es nicht aufgäbe, über einen so wichtigen historischen Punkt weiter zu forschen. Es verdiente selbst, daß man einen Preis auf die Entdeckung eines wichtigen Documentes in solcher Beziehung setzte. —

Anderes, was die niederrheinische und westphälische Kunst, und besonders Israel von Mekenem betrifft, übergehen wir: um nur noch eine Bemerkung über Antonello von Messina (S. p. 372) beizufügen. An ein Gemälde dieses Meisters mit der Beschrift: 1445 *Antonellus Messaneus me olio pinxit*, glauben wir nicht. Wie sollte der Mahler die Art der Mahlung, welche ein Geheimniß sein sollte, durch seine Beschrift absichtlich verrathen? Zweitens sind zwar alle Gemälde, welche wir von diesem Meister kennen, mit seinem Namen bezeichnet, aber nie mit beigefügter Jahreszahl. Drittens haben wir nie ein Gemälde von einem altvenezianischen Meister vor dem J. 1470 in Oel gemalt gesehen. Viertens sind zwar alle Gemälde des Antonello in Oel gemalt, aber keines trägt den Stempel des flandrischen Meisters an sich, sondern alle sind mehr in der Art der altvenezianischen Meister gemacht. Dann steht man in Betracht, daß bereits Rüdiger van der Weyde schon im J. 1450 in Rom war, und ein

anderer Meister der Eykischen Schule, nämlich Junius von Gent, bereits in Genua und in Urbino malte; so bedurfte es der Reise des Antonello nach Flandern nicht, um von dort her die Kenntnisse der Ordensmaler nach Italien zu bringen. — Es dürfte demnach nicht zu kühn sein, die Reise des Antonello nach dem Niederlanden gänzlich zu bezweifeln. —

Den Anhang über den Meister Geshaff, als den ersten mutmaßlichen Baumeister des Cölner Doms, und über den allmähligen Bau der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. wird der Freund des völkischen Bauwesens selbst nachlesen. A. Hirt.

CX.

Commentarius grammaticus criticus in Vetus Testamentum, in usum maxime Gymnasiorum et Academicarum. Scripsit F. J. Val. Dom. Maurer, Phil. Dr. Soc. Historico-Theol. Lips. Sod. Ord. Fasciculus I. Lips. Sumptibus Schaarschmidt et Volckhardt 1832. pgg. 192.

Der genannte Commentar soll in 3 Bänden das ganze Alte Testament umfassen, der erste die historischen, der 2te und 3te die prophetischen und poetischen Schriften. Der Verf. will mit diesem Werke der studirenden Jugend vorzüglich ein auf dem neuern hebräisch-grammatischen Standpunkte begründetes Hilfsmittel zum sprachlichen Verständniß des alttestamentlichen Textes in die Hand geben. Mit Ausschließung des übrigen exegetischen Materials, selbst der Angabe des Inhaltes und Zusammenhanges, beschränkt er sich deshalb fast gänzlich auf das grammatische, indem er die einzelnen Schriften des Alten Testaments der Reihe nach mit einer grammatischen Erklärung begleitet, so daß man nicht an einen Commentar im unsrem Sinne des Wortes zu denken hat. Wir können dieses des Hrn. Vf. Unternehmen nur billigen. Denn da die Grundlage aller Auslegung überall das sprachliche Verständniß bildet und bilden soll, so muß es allerdings wünschenswerth erscheinen, den Studirenden für den ersten Anlauf zu der Ursprache der alttestamentl. Schriften und besonders auch für die Privatlectüre, ein kurzes und wohlfeiles Hilfsmittel sprachlicher Art nachweisen zu können, namentlich den ausführlichen, kostspieligen und ohnehin oft im Rückstand befindlichen Commentarien und Scholien gegenüber, von denen manche mit der Zeit zerfallen, die rotten boroughs der sich reformirenden Exegese sind. Ein Haupterforderniß eines solchen Hilfsmittels ist aber nicht nur ein mit den grammatischen Forschungen der Zeit gleichschritt, sondern sich Maaf und Halt zu geben, ohne welche zu Gefahr läuft, gerade in dem Gegentheil herauszuschlagen, d. h. statt ein reger Antrieb zum Studium, ein lethargischer Vorschub der Bequemlichkeit und Trägheit zu werden. Nach dem vorliegenden Hefte nun zu urtheilen, — welches sich von

der Genesis bis auf 2 Sam. cap. 10, also etwa auf die Hälfte der historischen Bücher erstreckt — können wir die Ausführung des Hrn. M. im Ganzen nur theilhaftig. Denn der mit dem neuern grammatisch-exegetischen Standpunkt und seinen Forderungen hinlänglich vertraute Vf., dem wir unter andern bekanntlich auch schon die Auslegung des Buches Josua verdanken, zeigt hier nicht nur durchgehends einen richtigen exegetischen Tact in der Beurtheilung und der Wahl der vorhandenen Erklärungen, sondern giebt auch selbständig hier und da seine eigene Auffassung. Wenn mitunter auch leichtere Stellen und leichtere grammatische Fälle hier exponirt werden, so möchten wir es grade diesem Hefte um so weniger als Fehler anrechnen als 1) grade die historischen Bücher noch eine beständige Berücksichtigung selbst ihrer einfachsten Erscheinungen für die Grammatik überhaupt, und für die tiefere Begründung des schwerer zu fassenden Sprachgebrauchs in den prophetischen und poetischen Schriften wünschen lassen, 2) als grade bei den historischen Büchern mehr der Anfänger in Betracht kommt, zu dessen Gunsten auch der Vf. fast durchgehends in den betreffenden Fällen auf die Regeln der Grammatiken von Gesenius und Ewald verwiesen hat. Hiezu sind wir natürlich einverstanden, einverstanden daß beide Grammatiken citirt sind, da bekanntlich diese nach verschiedenen grammatischen Principien gearbeiteten Werke, nach bestimmten Seiten hin ihre bestimmten Vorzüge und Mängel haben. Indessen haben wir gefunden, daß oft beide Grammatiken selbst da wo sie in der Auffassung des betreffenden Falles grundverschieden sind, ohne Andeutung nebeneinander, und zuweilen selbst für die Stelle nur oberflächlich aufgeführt werden. Hin und wieder sind wir auch bei der Erklärung einfacher Erscheinungen noch auf alten grammatischen Spuk gestossen; so, um nur ein deutliches Beispiel anzuführen, heißt es zu Gen. 3, 16. (femina) עֲרִי נָחָה עִמָּי *quam dedisti mecum h. e. ut esset mecum, socia mea; constr. praegn. Ex Gr. crit. pg. 619 sq.*, da doch hier weder eine sogenannte *constructio praegnans*, noch dafür die grammatische Stelle bezüglich zu finden ist. Den Begriff unserer mit Präpositionen zusammengesetzten Verben, drückt das der Composition unthätige Semitische, durch die einfachen, mit der betreffenden Präposition construirten Verben aus, so heißt z. B. נָתַן עִמָּי *herabnehmen u. s. w. und* נָתַן עִמָּי *jemanden einem mit-, bei-, geben, also „das Weib, welches du mir beigegeben (beigesellt).“ — Daß wir außerdem dem Hrn. Vf. in einzelnen angenommenen oder gegebenen Erklärungen nicht bestimmen können, darf nicht befeunden, doch sind es einzelne solche Stellen, in welchen die gangbaren Auffassungen überhaupt noch keine Befriedigung gewähren, wie z. B. Gen. 4, 6 sqq. und andre mehr, deren Auslegung wir an einem andern passenden Orte versuchen möchten. — Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes mit um so größerem Interesse entgegen, als wir überzeugt sind, daß es nicht nur den Studirenden nützlich, sondern auch den vorurtheilbaren Lesern des Alten Testaments sehr willkommen erwünscht, so wie der Exegese selbst förderlich sein wird.*

Ferdinand Bepary.

1783. Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXI.

Horatius restitutus: or the books of Horace arranged in chronological order according to the scheme of Dr. Bentley, from the text of his second edition in 1713, and the common readings subjoined; with a preliminary dissertation of the chronology and the localities of that poet. By James Tate, M. A. master of the grammar school of Richmond in Yorkshire, and formerly fellow of Sidney College, Cambridge. Cambridge, 1832. 8.

Eine Ausgabe des Horaz, deren abgekürzter Titel (beiläufig, das einzige Latein des Herausgebers), die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, deren Inhalt aber, bei allem Interesse für den Dichter, die Dürftigkeit, mit der heut zu Tage die Römische Litteratur in England betrieben wird, kund giebt. Es ist ein Abdruck des Bentleyschen Textes in derjenigen Ordnung der Bücher, wie sie nach Bentley's Bestimmung einzeln herausgegeben worden sind, d. h. zuerst das 1. u. 2. Buch der Sermonen, dann das Buch der Epoden, ferner das 1. 2. 3. Buch der Oden, das 1. der Episteln, das *Carmen saeculare*, das 4. Buch der Oden, das 2. der Episteln und die *ars poetica* — mit den Varianten einer sogenannten *vulgata*, denn die *common readings* welche der Titel verspricht, sind ebenfalls nur die in der Bentleyschen Ausgabe unter dem Text angezeigten unvollständigen Abweichungen, durch deren Wiederholung keineswegs das ganze kritische Verdienst Bentleys angedeutet, noch das Bedürfnis jetziger Leser befriedigt wird. Gleich auf der ersten Seite zu Anfang der ersten Satire hat Bentley *navem* statt des vor ihm allgemein üblichen und auch nachher noch verbreiteten *navis* gegeben, dann das viel besprochene *aut* vor *cilia* nach dem Vorgang weniger eingerückt, worin ihm *Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.*

einige Editoren gefolgt sind, mehr jedoch nicht. An beiden Stellen wird keine Abweichung der *vulgata* angegeben, u. s. f.

Der Werth der Ausgabe beschränkt sich also auf die Anordnung und die vorangeschickte 89 Seiten einnehmende Dissertation über die Chronologie und die Lokalitäten des Dichters.

Was der Herausg. für ein Gewicht auf die veränderte Aufeinanderfolge der Schriften des Dichters im Druck legt, ist nicht ohne Ergötzen zu lesen: nun erst könne man das Leben des Dichters und seine persönlichen Beziehungen verstehen, über seinen Charakter richtig urtheilen, seinen Werth einsehen. Als ob man dies nicht auch bei der formellen Anordnung der Gedichte könnte, vorausgesetzt, daß man überall nicht außer Acht läßt, in welche Zeit jedes Gedicht gehört. Wenn ein heutiger Dichter seine gesammelten Werke selbst herausgibt, pflegt er nicht auch seine Gedichte klassenweise zusammenzustellen, ohne daß er deswegen den Anspruch aufgiebt, daß wer daraus sein bürgerliches oder litterarisches Leben beschreiben will, die Zeit der Abfassung eines jeden inne habe! So wollen wir nur die in den Ausgaben und zumeist auch in den Handschriften befolgte Anordnung rechtfertigen; denn über die Richtigkeit der von Bentley angenommenen Zeitfolge der Horazischen Werke waltet in Deutschland kein Zweifel ob, und allerdings hat sich Mitscherlich zu stark und zu allgemein ausgedrückt, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Oden sagte: *in firma omnino Bentleji temporum ratio*. Er wird aber dafür auch mit dem *elogium „he is a person of little or no authority“* abgewiesen.

Hr. Tate beweist in der Dissertation die Wichtigkeit der wieder abgedruckten Bentleyschen Zeitbestimmungen mit glänzendem Erfolg in Widerlegung mehrerer falschen Behauptungen des Skeptikers Hardouin und der Französischen Erklärer des Horaz, Sanadon

und Dacier; er vertheidigt ferner die Richtigkeit jener Annahmen gegen einige Einwürfe; die er selber aufstellt, nämlich 1) daß *Od. IV, 12*, die nach Bentley zwischen 17—15 vor Chr. geschrieben sein solle, an dem lebenden Virgil gerichtet sei, der doch schon im J. 19 vor Chr. gestorben — was er mit Gesner aus verspäteter Aufnahme eines früher niedergeschriebenen Gedichtes erklärt. 2) Daß das erste Buch der Oden nach B. in die Jahre 30—28 falle und doch in *Od. 24* der Tod des Quintilius Varus als eben erfolgt beklagt werde, der nach Hieronymus in das J. 24 vor Chr. fällt. Hier wird Hieronymus Autorität bezweifelt. 3) Daß *Od. II, 9* eine historische Begebenheit des Jahres 20 bezeichne, da doch das zweite Buch der Oden nach B. in den Jahren 26 und 25 geschrieben sei. Hr. Tate unterscheidet zur Rechtfertigung der Bentleyschen Annahme zwischen historischer Wahrheit und poetischem Vergnügen oder patriotischer Hoffnung.

So wird also durchweg nur Bentley wiederholt, gerechtfertigt wie es gehen will, über ihn nicht hinausgegangen; die Chronologie Bentleys, auf Jahre vor Chr. Geh. reducirt, in einer Tabelle dargestellt: das 1. Buch Satiren geschrieben in den Jahren 40, 39 und 38, das 2. Buch in den Jahren 35, 34 und 33 u. s. f. wie wir es, aber ohne die nöthige Reduction, in unserer *edgata*, der Baxter-Gesner-Zeunischen Ausgabe, haben.

Ref. will es aber doch wagen, auf die Gefahr Hrn. Tate's großes Mißfallen über eine Person of *little authority* zu erregen, an der Richtigkeit der Bentleyschen Bestimmungen ernstlich zu zweifeln. Er wundert sich sogar, daß unser Herausgeber, der sich, wie er sagt, mit diesen Untersuchungen ein Menschenalter hindurch beschäftigt hat, den Punkt nicht hat entdecken können, bis wie weit Bentleys Bestimmungen richtig sind, und wo das Unrichtige beginnt. Nämlich zweierlei Beschränkungen müssen bei Bentleys Annahmen gemacht werden und können vollständig erwiesen werden. Erstlich hätte Bentley durchaus nur von der *Vollendung* and Herausgabe eines Werks in einem bestimmten Jahre sprechen sollen, nicht von der Abfassung der einzelnen Gedichte in demselben. Man kann sagen, die historischen Beziehungen in einem Werke gehen nicht über dieses oder jenes Jahr hinaus, aber die Anfangspunkte sind durchaus nicht mit Gewißheit anzunehmen. Zweitens irrt nach unserem Dafürhalten Bent-

ley ganz und gar darin, daß er annimmt, die beiden Bücher *Sermonen* und die drei Bücher *Oden* seien einzeln herausgegeben worden. Kein alter Autor verfuhr so. Das erste Buch *Sermonen* enthält drei ausführliche Vertheidigungen der *Satire* des Dichters und doch nur eigentlich drei Stücke, die eine Vertheidigung nöthig machten. Man vertheidigt sich doch nicht so gelegentlich, wenn man noch nichts bezungen hat. Fast das ganze erste Buch kommt darauf zurück, der Dichter wolle nicht wehe thun sondern scherzen, nicht beleidigen sondern Nutzen stiften. Dagegen im zweiten Buche kommen größtentheils ausführliche Angriffe auf Untugenden der Zeitgenossen vor. Offenbar sind jene Vertheidigungen später gemacht, nur bei der Anordnung der Stücke zur Herausgabe vorgegestellt. Eben so verhält es sich mit den *Oden*: die einzelne Herausgabe der Bücher ist durch nichts zu beweisen, dagegen zeigen Prologus und Epilogus (*Exegi monumentum*), daß sie zusammen herausgegeben sind: im Anfange des dritten Buchs sind 6 große moralisch-politische *Oden* zusammengestellt, gewiß absichtlich; dann folgt eine Reihe erotischer, wahrscheinlich aus früherer Zeit. Mit dem vierten Buch *Oden* und den *Episteln* verhält es sich anders: daß sie einzeln und nachträglich herausgegeben sind, wissen wir aus historischen Zeugnissen. Nehmen wir dies an, so lösen sich alle jene Schwierigkeiten leicht auf. Die *Sermonen* schlossen mit dem Jahre 33 vor Chr. ab, denn es findet sich darin keine Erwähnung des actischen Kriegs noch der Vorbereitungen dazu. Die *Epoden* sind gleich nach der actischen Schlacht herausgegeben worden: aber wenn Bentley behauptet, sie seien 32 und 31 vor Chr. gemacht, so ist das zu viel behauptet: einige Gedichte scheinen sehr viel früher hinauf zu gehen, und aus *Od. 14* ersieht man, daß der Dichter lange Zeit nicht dazu kommen konnte, sein Buch zu vollenden. Die *Oden*, d. h. die 3 ersten Bücher, schlossen mit dem J. 20 vor Chr. ab. Weiter läßt sich auch nichts mit Sicherheit behaupten. Die älteste historische Beziehung ist vom J. 30 in *Od. I, 37* (der eben erfolgte Tod der Cleopatra), die jüngste vom Jahre 20 in *Od. II, 9* und *III, 5*. Die Abfassung der einzelnen Bücher bestimmten Jahresfristen anzuhängen, verwickelt in unaufhörliche, gewiß ungehörige Schwierigkeiten, wozu denn auch die Seltsamkeit gehört, daß nach B.'s Annahme Horaz zwischen dem ersten und zweiten Buch ein Jahr gelebt haben solle,

das die Größe ist; dann, in der That, ein
so dichter noch doch Bandy nicht aus
die Dichter, enthält die Dichtkunst noch ein
Höring über die Schicklichkeit des Dichters, wodurch
die Dichtkunst ausgesprochen ist: die alten Schall-
in zu dem Dichter ein gewöhnliches Interesse bekommt.
H. Tate führt aus, Horaz habe sich selbst ein Haus
in Rom besessen: (das wird er doch wohl auf eine
Führung beschränken müssen;) ferner ein ländliches
Grundstück in dem bekannten und viel beschriebenen
H. auch von Ref. mit aller Aufmerksamkeit durchwan-
dert. Thil der Digenia, und ein Haus mit Garten
in Tibur. Hierbei kommt Sueton im Leben des Dicht-
ers im Betracht: *visis plurimum in secessu re-
sui Sabini aut Tiburtini, domusque ejus
vixit circa Tiburis Iuvium*. Hr. Tate
läßt und entschuldigt zugleich den Historiker, daß er
Suetons abgelegenes Sabium nicht gekannt habe,
da nur von einem einzigen in unmittelbarer Nähe von
Tibur gelegenen Gute mit zweifelhaftem Namen (wie
in Catull *o fundo noster seu Sabine seu Ti-
bur*) und darauf befindlichen Hause spreche. (*The
Editor apparently ignorant of the Sabine valley ne-
glects to have supposed that Horace had any rural
residence except at Tivoli*) Ganz richtig ist die-
se Tadel nicht: denn auf ist nicht *seu* (worüber der
Hr. nicht böse sein möge). Sueton hat offenbar
das ländliche Wohnhaus angenommen, zwischen denen
er wechselte. Aber in der Sache hat Hr. Tate
Recht. Ref. glaubt die entgegengesetzten Zeugnisse
daß Horaz viel in Tibur gewohnt habe, und daß
da Haus noch nach 160 Jahren dort gezeigt wurde,
daß er nur einen Besitz erwähnt und sich reich-
thum fühlte *in suis Sabini* (Od. II, 16), dadurch
kräftigen und vermitteln zu können, wenn er annimmt,
daß das Gut in Sabini und das Haus in Tibur zu-
sammengehörten, wie noch jetzt in Italien ein ländli-
ches Grundstück mit schlechter nur für die Arbeiter
bestimmter Wohnung und dazu ein Haus in der näch-
sten Stadt als Herrenwohnung und Niederlage der Pro-
ducte des Landes gewöhnlich verbunden sind. Denn
daß der Stalenchampf und das Städtchen Messep-
na, welches Capmartin unterhalb Rocca Giovane im
Thal der Digenia entdeckte, nur *bellus* des Horaz ge-
wäre, mag glauben, wer will: auch nur wahrscheinlich
es nicht.

Schließlich noch eine Note die die Besondere, Hor-
stische Dichtkunst. Wir haben nicht den *Gen-
darmen* des Horstischen Genie. Und noch hat Cap-
martin zu Capri in einem Diplom ein *Gen-
darmen* bei *Vesuvio* erwähnt gefunden. Hr. Tate hat
dabei die Rechte bestätigt, aber seine Römische Cor-
respondenz über dieses Bedenken hat kein weiteres Re-
sultat ergeben, und wir werden uns mit ihm bei Mr.
Dunlop's Erklärung (Rom. Literatur. Töm. III. p. 364)
berathen können, daß Horaz dem naheliegenden Sabi-
nischen Quell (jetzt heißt es, was er ist, *fonti Sabin-*)
einen Namen aus der Erinnerung seiner Jugend gege-
ben hat.

C. G. Zumpt

CXII.

**Synbalt, oder Darstellung der dogmatischen
Gegensätze der Katholiken und Protestanten,
nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften.
Von Dr. J. A. Möhler, ord. Prof. der katho-
l. Facultät in Tübingen. Maynz. 1832. XXXVI.
u. 518 S. 8.**

Zweites Artikel.

In dem öffentlichen, auch theologisch bestimmten
Glauben des 16. Jahrhunderts nahm die Lehre vom *Urs-
stand* des Menschen, von der der Hl. Ysa. seine sym-
bolische Entwicklung anfangt, eine wichtige Stelle ein,
besonders wegen der Folgen davon für die Lehre von
der Erbsünde und Rechtfertigung. Die Synode zu Tri-
ent erneuerte darüber nur die alten scholastischen Be-
stimmungen, nach welchen das Verhältniß des göttli-
chen Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *äußeres*,
dies an sich schon fertig und jenes nur ein *überwie-*
gendes Gnadengeschick Gottes war. Die Lutheri-
sche Kirche setzte jener scholastischen Lehre die durch
den christlichen Glauben allein zu rechtfertigende Be-
stimmung entgegen, daß das Verhältniß des göttlichen
Ebenbildes zur menschlichen Natur ein *inneres*, wesent-
liches sei. Sie hätte sich aber wohl der scholasti-
schen Lehre vom *Ebenbild* als einem *Accidens* (wie
Schöpfung des Menschen nach Gottes Ebenbild eine
Zufälligkeit) die von ihm als der Substanz entgegenge-
setzt ist, denn das *Ebenbild* konnte verloren gehen, ohne
daß die menschliche Natur darüber unterging; aber das

Wiedrich: Mithin ist die menschliche Natur, als die in jenen göttlichen Ebenbild ist. Wiedrich ist auch darin noch dadurch im Irrthum, sich fürchte, verliert das Ebenbild in die Anschaffung. Ist es nicht, das Substrat. Hr. M., sage, die Quelle selbst selbsthaft zu machen, bemerkt: Luther habe diese Lehre aus dem reichen Vorrath von Theorien entnommen, welche die Scholastiker erzeugt hatten, behauptet auch noch dazu, er habe diese Lehre ziemlich ungeschickt behauptet. Ungeschickt ist Hr. M. in der Behandlung dieses Gegenstandes nicht, da er vielmehr mit vieler Kunst eine kluge wahre Stellung herausbrachte, wohl aber in dem Glauben an jene scholastischen Bestimmungen, die er vertheidigt, und der seine letzte Haltung nicht in der Schrift, nicht in einer durch den Geist erleuchteten Vernunft, sondern lediglich in der Autorität eines untrüglichen Conciliums und des davon erleuchteten *Catechismus romanus* hat, welcher sagt: „zum (als nämlich Gott die menschliche Natur ganz fertig hatte) *originalis iustitiae admirabile donum addidit*.“ Vor dieser falschen, widersinnigen Vorstellung von einer Addition des Ebenbilds zur menschlichen Natur hat Hr. M. solchen Respect, daß er das einen Supernaturalismus nennt, welcher der Character der Kirchenlehre sei (man weiß nicht, ob darum, weil etwas zur Natur des Menschen von außen und oben hinzukommt: oder weil es so sehr altes Vernünftige des christlichen Glaubens anschließt). Die Einmischung des Supernaturalismus ist es bezeichnend, welche keine Erkenntnis der Wahrheit der kirchlichen Bestimmung trägt; so daß er sagen kann: nach Luther habe der Mensch (dem Gott doch das Ebenbild anerschaffen) ohne jegliche übernatürliche Stütze Gott erkannt, an ihn geglaubt und ihn geliebt. Eine äußerliche Stütze oder Krücke alledings was in Luthers Sinn das göttliche Ebenbild des Menschen nicht, sondern vielmehr darin bestand die Schöpfung des Menschen nach demselben, daß es in unmittelbarer Einheit mit der menschlichen Natur stand; welche Einheit seit der Sünde sich lösen konnte und löste, um auf einer unendlich höhern Stufe durch Christus wieder hergestellt zu werden. Hr. M. hingegen, indem er an Luthers Lehre ganz moderne Bestimmungen anbringt und folgt, was er hätte abgeben wollen, auch bei der Gelegenheit den Reformatoren schmerzliche, höchst schädliche Begriffserwirrungen, auch Unbilligkeiten Schuld giebt.

behauptet, daß mit seiner geistlichen Lehre im jenen quantitativen, auch äußerlichen und äußeren Bestimmung, so zu verstehen, daß es selbst dem Protestantismus nicht anstößt, das Ebenbild ist. Anstößig und von der an. Hat. Einige Glaubenssätze nicht, nicht möglich, dann, oder kann sich vertragen, daß nach dem der Mensch erst funktionslos und ohne das göttliche Ebenbild geschaffen ist, abendlich; Gott, und der Mensch als zwei willkürliche einander gegenüberstehen. Auf die Frage, weshalb, wie er denn wurde ursprüngliche Freiheit dem Menschen nicht, hatte die eine, oder andere, Bestimmung, die stärksten Einflüsse. Hr. M. macht sich hier, vielmehr, Wiedrichung von. Privatmeinungen Luthers, Melancthons, Zwinglis und Calvins zu thun und, verliert das Gebiet der Glaubensbekenntnisse. Noch ehe er an die Lehre von der Erbsünde kommt, giebt er dem ersten Schuld, daß sie die Freiheit des Menschen leugnet, und er that sich und seiner Kirche viel darauf an, gut, daß sie dieselbe behaupten. Wenn wir aber genauer zusehen, so finden wir, daß das nur die schlechte Freiheit ist, womit der Mensch auch das Böse, das die Freiheit, welche nach seiner Meinung zur ursprünglichen menschlichen Natur und nicht zum göttlichen Ebenbild gehörte, und also auch, da dieses verloren, ging, nach wie vor mit der Natur des Menschen in ihrer Integrität geblieben wäre. Hr. M. glaubt in dieser spottlich Satzen. Weine sich den Sündenfall besser erklären zu können, und ihm desto sicherer zu eigenen That, den Menschen zu machen, da er hingegen, wenn er nicht aus der Freiheit hervorging, ein unbedingtes Leiden, das selbst genannt werden müßte. „Darauf hin, daß, es protestantische Lehre sei, es habe an der ersten Sünde der menschliche Wille keinen Antheil gehabt, bedient er sich selbst der harten Worte: „Daher kann auch eine Auffassung der Erbsünde von Seiten der Protestanten, die beinahe nach allen Beziehungen hin, man verzeihe den Ausdruck, ohne Sinn und Verstand ist.“ S. 29. Hiernach kann man sich vorstellen, wie der Hr. Verf., wenn er aufrichtig sein wollte, vollends von Augustinus untheilen müßte. Er hält seinerseits fest an der Vorstellung einer menschlichen Freiheit von Natur, die daher auch, nach den unzählbaren Bestimmungen der Trienter Synode, auch dem gefallenen Menschen noch zu vindiciren ist, obwohl durch den Verlust des Ebenbildes eine Schwäche hinein kam.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Dies ist nun ganz schon die pelagianische Vorstellung, nach welcher wiederum ganz quantitativen und äußerlichen Bestimmung der Mensch mit Gottes Hülfe das Gute nur leichter thun kann, als ohne dieselbe, woraus schon Augustinus folgerte, daß er also wohl auch ganz ohne göttliche Hülfe das Gute thun könne, wiewohl nur schwerer. Wie diese Lehre als christlich und gar aus der heiligen Schrift zu rechtfertigen sei, kümmert Hrn. M. nicht; sein System hat ganz andere Quellen der Wahrheit. Der monströse Gedanke in der Religion von einer Freiheit, die von *Natur* ist und in allen ihren Bewegungen nicht von dem unendlichen und allein freien Geiste herkommt, die sogar der natürliche Mensch hat und nichts ist, als die leere, pelagianische, alles wahrhaftigen, göttlichen Inhalts ermangelnde Form des Wollens, womit der Mensch alles Irdische, Äußerliche vollbringen kann im häuslichen und bürgerlichen Leben, nur nicht, was Beziehung hat auf seine Seligkeit und wovon das Thier sogar in der Begierde einen Schein hat — ist freilich dem protestantischen, wie dem Augustinischen System fremd. Durch jene, von allem göttlichen Inhalt sich freiwillig und eigenwillig ablösende, rein negative Freiheit ist vielmehr der Mensch, nach protestantischer Lehre, gefallen und die Vorstellung dieser elenden Freiheit soll, nach Hrn. M., der Begriff der Freiheit sein. Nach ihm und der Lehre seiner Kirche ist mit dem Verlust des Ebenbildes die Freiheit nicht verloren gegangen — wohl allerdings nicht die, durch die er vielmehr zu Fall gekommen, das Wahlvermögen, aber doch wohl die wahre Freiheit, welche das Gegentheil von der Sündenknechtschaft ist. Hr. M.

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

weiß nur von jener und nennt sie ein die Natur des menschlichen Geistes integrierendes Vermögen. S. 32. Was er zur Vertheidigung seiner Kirchenlehre beibringt, bringt er dadurch zugleich in Sicherheit, daß er das nicht auch für die Kirchenlehre selbst ausgiebt, „und Marheineke sowohl als Winer blieb der (pelagianische?) Geist der katholischen Kirche unbegriffen und die Geschichte der Synode unbekannt, wenn sie dieses Theologumenon als katholisches Dogma darstellen.“ S. 33. Wie unglaublich dagegen Hr. M. aus seiner Supposition heraus, daß die Vorstellung von der Freiheit als einer natürlichen Kraft der christliche Begriff der Freiheit sei, das protestantische System verkennt, mag folgende Stelle zeigen: „Den Lesern wird es Erinnerung sein, daß der Mensch nach den Ansichten Luthers und der Seinigen ursprünglich nur mit natürlichen Kräften begabt wurde (nicht mit geistigen; nicht nach Gottes Ebenbild in und zur Freiheit geschaffen?), eine Vorstellung, die nun hier einen äußerst wichtigen Einfluss gewinnt. Denn da der gefallene Mensch als solcher offenbar jene Tugenden nicht mehr entwickeln kann, die dem noch Reinen möglich waren, und deshalb nicht kann, weil ihm die Kräfte dazu mangeln (freilich muß er erst geistig wieder- und aufs neue gebohren werden), so sahen sich die Reformatoren in der Lage, die Lehre aufzustellen, er habe gewisse *natürliche Kräfte* nicht mehr.“ S. 36. So verwechselt Hr. M., was das *Wesen* der menschlichen Natur ausmachte, mit dieser selbst und ihren Kräften und macht sogar S. 40 die alles verfälschende Anmerkung: „man muß sich erinnern, daß nur von natürlichen Kräften die Rede sei, da der Mensch keine übernatürlichen Kräfte zu verlieren hatte“ — aber doch wohl das mit der Natur des Menschen noch in unmittelbarer Identität durch Gott bestehende, zwar nicht supernaturale, aber doch anerschaffene Ebenbild, welches auch die Freiheit mit in sich schloß. Noch bei seiner Darstellung der Lehre der Quäker kommt

er auf diesen Gegenstand zurück und sagt: „Die Lutheraner sprachen dem gefallenem Menschen das göttliche Ebenbild, die religiöse Anlage ab; in welchem Zusammenhang nun die Predigt oder das Lesen der heiligen Schrift mit der geistlichen Erweckung stehen sollte, war nicht mehr zu begreifen, da ja der Mensch nichts zu Erweckendes hatte.“ S. 417. Von weiteren Entstellungen mag nicht die Rede sein, auch nicht von leeren Vorwürfen; es ist wohl noch sehr die Frage, ob der Vorwurf des Gnosticismus, den er der protestantischen Lehre macht, so gründlich sei und gerecht, als der des Pelagianismus, der von jeher der römischen Kirchenlehre gemacht worden ist. Was übrigens der Hr. Verf. hinzufügt, um „auf eine glänzende Weise die katholische Darstellung des gefallenem Menschen zu bestätigen und zu zeigen, daß auch bei den Heiden noch „ein höheres Fünkchen glühe“, wie er sich ausdrückt, ist kein Vorzug seines Glaubens, da es theils nur als ein Natürliches beschrieben, theils auch in der protestantischen Kirche das Wahre davon gelehrt wird, nämlich, daß der Mangel, die Entbehrung des göttlichen Ebenbildes in allen Seelen die Spur von diesem zurückgelassen, welche die Sehnsucht, dies unbestimmte Verlangen ist, an welches *als ein göttliches* allein die Gnade anknüpfen kann. Aber diese Weise der Werthschätzung und Hochstellung des Heidnischen, wie sie der Hr. Verf. ganz im Geiste seiner Kirche declarirt, diese Ehre, die er dem Natürlichem da erweist bei den Chinesen, Hindus u. s. f., ist freilich im Widerspruch, wie mit Augustinus, so auch mit der christlichen Denkart der evangelischen Kirche: denn daß alle die unverkennbar guten, edlen Bestrebungen der Heiden Wirkung „der zurückgebliebenen guten Kräfte“ der *Natur* seien und nicht des ewigen *Geistes*, der als der Logos die Saamenkörner der Weisheit über alle Völker ausgestreuet — wird von der Wahrheit aus ewig geläugnet werden. — Die wesentlich christliche Bestimmung, daß der Mensch nach dem Fall und von Natur weder die Freiheit in ihrer Wahrheit, sondern nur als Willkühr und Wahlvermögen, noch auch die Macht besitzt, sich aus eigener Kraft zu Gott zu erheben, sondern nur die bloße Form des Wollens, sich Bewegens, Hörens, Aufmerkens, womit er der göttlichen Einwirkung widerstreben oder den Widerstand ruhen lassen kann, giebt dem Hrn. Verf. in der Rechtfertigungslehre Veranlassung zu dem Spott: „So mußten die Füße an

die Stelle des nach der katholischen Lehre noch vom Falle zurückgebliebenen Willens treten, die Ohren die Dienste der Vernunft leisten und der Körper die Verantwortung des Geistes übernehmen.“ S. 79. Die Schöpfung neuer geistlicher Kräfte durch die göttliche Gnade, nach protestantischer Lehre, giebt ihm Veranlassung zu der Bemerkung, daß damit die Identität des Bewusstseins aufgehoben werde und zu dem ferneren Spott, daß es dem Menschen so nicht leicht werde, wenn er nicht vor den Spiegel tritt und zu seinem Vergnügen die Bemerkung macht, daß er stets dieselbe Nase gehabt habe und *folglich* derselbe Mensch, wie von jeher, sei. S. 82. Zu dem neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, der neuen Creatur in Christo, wie der Apostel Paulus spricht, scheint nach Hrn. M. nur zu gehören, daß er dieselbe Nase behalten habe. Er sagt es selbst nachher und nennt das den zarten und feinen Sinn (des Geruchs?) des katholischen Dogma, daß die Kirche auch den Nichtwiedergeborenen mit den schönsten menschlichen Kräften und mit dem besten Gebrauch derselben sich denke, nur daß er die Gnade damit nicht erreiche. Auch hier ist es nur ein ganz äußerliches, pelagianisches Bestimmen, ein quantitatives Uebergewicht nach der einen oder andern Seite, welches er mit seiner Kirche vor Augen hat und welches die protestantische als ein inneres, qualitatives, der Wahrheit nach bestimmt. In einer ausführlichen Anmerkung spricht sich der Hr. Verf. über das seiner Kirche vorgeworfene *meritum de congruo* aus, nach welcher scholastischen Bestimmung es schicklich sein sollte für Gott, auf die eigene Thätigkeit des Menschen (mit seinen natürlichen Kräften, womit er nach protestantischer Lehre nur sündigen kann) Rücksicht zu nehmen; dies wurde mit Recht vom protestantischen Standpunct aus für Annahme eines Quasiverdienstes und für pelagianisch erklärt. Hr. M. lehnt erstlich nur ab, daß die Kirche, als solche, jenes *meritum* lehre: denn die Synode zu Trient wisse nichts davon. Die Wahrheit ist, sie gebraucht in ihrer Zweideutigkeit nur das Wort nicht, denkt aber ganz im Sinne desselben und warum soll sie auch nicht, da das allein ihren übrigen Grundsätzen ganz conform ist; so dann erklärt sich Hr. M. auch selbst unbedenklich dafür, doch auch wohl, um nicht in die Gefahr zu gerathen, von der untrüglichen Bestimmung der Synode abzuweichen oder mit ihr in Widerspruch zu kommen.

Er sagt, er sei begierig, eine Erklärung der Erscheinung zu vernehmen, daß so viele Heiden sich zum Christenthum wandten, Gott werde gewiß das redliche Suchen und Wollen eines Heiden nicht unberücksichtigt lassen, wenn man auch darum noch nicht glaube, es gehöre ihm wegen dieses Suchens und Wollens die göttliche Gnade. Die verlangte Auflösung ist schon oben gegeben worden vom evangelischen Standpunct, daß jenes Suchen und Wollen des Heiden mit Kräften der Natur, wie Hr. M. und sein römischer Hof glaubt, nach der christlichen Lehre unmöglich, sondern selber nur aus göttlicher Anregung und Bewegung des noch nicht Wiedergeborenen, aus frommer, heiliger Sehnsucht denkbar sei, welche im protestantischen Lehrbegriff als Ueberbleibsel (*scintilla*) des göttlichen Ebenbildes vorgestellt ist; der Begriff, welcher der Vorstellung zu Grunde liegt, ist enthalten in dem logischen Gedanken: *daß die Negativität nicht nichts, sondern auch etwas sei.* — Seinem Standpunct gemäß nimmt der Hr. Vf. auch die Bestimmung der Trienter Synode in Schutz, daß die verkehrte Sinnlichkeit, die Concupiscenz, das Gelüsten an sich nicht Sünde sei und das ist der sinnlichen Denkart und Hochhaltung der Natur, die sich besonders im ganzen Cultus der römischen Kirche manifestirt, ganz gemäß. Ist denn aber durch die Taufe und Wiedergeburt die Erbsünde selbst in dem Menschen erloschen und nicht vielmehr nur die Schuld derselben vergeben? — Als eine äußere nur wird sodann die *Rechtfertigung* im protestantischen Lehrbegriff bestimmt, weil der Hr. Vf. die subjective nothwendige Bestimmung und Bedingung, welche der Glaube ist, der daher selbst der rechtfertigende heißt und eben das Verdienst Christi (die *iustitia extra nos*) in uns versetzt, nicht dazu nimmt und in Anschlag bringt. Hiedurch verkehrt sich die ganze Stellung der Gegensätze. Die Verlegenheit des Hrn. Verfs. kommt aber hintennach, da nun des Apostels Paulus Lehre, daß nicht die Werke, sondern der Glaube rechtfertige, welches auch die wesentliche Grundlehre des Protestantismus ist, zu bestreiten und zu widerlegen war. Mancherlei Vorstellungen von Theologen seiner Kirche geht der Hr. Vf. hier durch, um, wo möglich, noch die Werke als mit rechtfertigendes zu retten, er reducirt aber zuletzt den Begriff des Glaubens auf die matte Vorstellung des röm. Katechismus davon, wonach er nur der historische Glaube, der Beifall ist, den wir der Lehre Jesu Christi schenken und es er-

scheint nun als ganz consequent, einem solchen matten, herzigen, unzureichenden Glauben die Werke beizugesellen und es weder mit solchem Glauben, noch auch mit solchen Werken zu einer Gewißheit der Rechtfertigung und Seligkeit kommen zu lassen, welche hingegen die protestantische Lehre unbedingt ihrem Glauben zuspricht: denn da ist es das subjective, alle Objectivität in sich aufnehmende, den ganzen Menschen erfüllende und beseelende Prinzip, an das alle Rechtfertigung geknüpft ist und alle Seligkeit. Aus diesem Begriffe des Glaubens im evangelischen Sinn hätte Hr. M. schon erkennen sollen, daß diesem Glauben das Angeeignete nicht äußerlich bleibt, wie er fälschlich versichert; denn dieses ist nur bei der Vorstellung seiner Kirche vom Glauben der Fall, dem daher auch die Gewißheit der Seligkeit fremd bleibt; was zwar nicht in der besten Uebereinstimmung steht mit dem Lehrsatz derselben Kirche, daß sie die allein seligmachende sei, wohl aber damit, daß diese Seligkeit wohl schon durch den historischen Glauben zu erlangen sein müsse. Gleichwohl soll dieser Glaube, der nicht die Gewißheit der Seligkeit mitenthält, die geoffenbarte Wahrheit schlechthin besitzen und Infallibles nur zum Gegenstande haben. Hr. M. nennt es sogar „einen im Wesen des Protestantismus gelegenen Mißstand, daß man zwar glauben, aber nicht auch zugleich das glauben soll, daß man infallibel glaube d. h. die geoffenbarte Wahrheit schlechthin besitze und unveränderlich besitze. Durch die Zumuthung, eine Fallibilität unseres Glaubens zu glauben, wird dem Glauben ein ihn zerstörendes Prinzip beigegeben“. S. 430.

(Die Fortsetzung folgt.)

EXIII.

Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem gesammten Umfange. Von Carl Vogel, Großherzoglich Sachsen-Weimar-Eisenachischem Hofrathe, Leibarzte u. s. w. Jena, bei Friedrich Frommann. 1832. VI, 104 S. 8.

Es haben mehrere Aerzte in der jüngsten Zeit gefühlt und gesagt, daß mit den herrschenden Grundsätzen und Ansichten der allgemeinen Pathologie, wovon die beliebtesten Handbücher Zeugnis geben, nicht länger genügend auszukommen sei. Während jedoch Manche eine Restauration von Grund aus für nothwendig halten, sind Andere bemüht, durch weitere Entwicklung einzelner Seiten, durch Hinwegräumen, Zuthun und Vereinfachen

chen am Sanken, oder auch durch Vermittlung der Extreme die Theorie mit der Praxis in Einklang zu bringen. Der Verf. dieser Grundlehren, das Bedürfnis einer zeitgemäßen Veränderung gleichfalls erkennend, hat zu diesem Ende eine kritische Prüfung und Sichtung der gangbarsten Lehren vorgenommen, und was ihm davon als haltbar erschien, in gedrängter Kürze zusammengestellt, damit, wie er es für angemessen erachtet, die Wissenschaft aus der Breite, in welche sie immer mehr sich zu verlieren droht, möglichst in die Enge und Tiefe zurückgeführt werde. Seine Hauptabsicht war, darauf aufmerksam zu machen, daß sich in die allgemeine Pathologie und Therapie nicht wenig Begriffe eingeschlichen haben, welchen nur mehr oder minder logische, aber keine reale Wahrheit zukommt, und zu zeigen, wie sich aus dem Begriff des individuellen Organismus und aus dem Gesetz der Causalität die Regeln für das ärztliche Thun und Lassen ungezwungen und brauchbar ergeben. In der Darstellung ist die strenge Paragraphen-Form, welche Wiederholungen erspart, und Zurückweisungen gestattet, angenommen, und das Bekannte, in so weit es nicht der Verständlichkeit und des Zusammenhanges wegen zu berühren war, übergangen worden. Das Ganze besteht aus dogmatischen Sätzen, welche in systematischer Ordnung verbunden, nur einige Erläuterungen, aber keine ausgedehnte Beweisführung enthalten.

Der Ansicht gemäß, die immer noch unter den Aerzten als die am meisten geltende zu bezeichnen ist, wird der Mensch als ein lebender Körper, als individueller Organismus, mit beständigem Streben, seine Individualität möglichst zu wahren, betrachtet; der Zweck alles ärztlichen Handelns aber allein in die Unterstützung dieses Strebens gesetzt. Alle Lebensäußerungen sind Wirkungen oder Folgen von Einwirkungen auf die verschiedenen Organe des Organismus durch Aufsendinge. Die Fähigkeit des Organismus zu gewissen Lebensäußerungen, heißt Anlage, die Aufsendinge, welche Lebensäußerungen zu bewirken vermögen, werden Reize, und die Umstände, welche eine wirksame Berührung des Organismus und der Reize zur Folge haben, Gelegenheit genannt, alle drei aber als die ursächlichen Momente sämtlicher Lebensäußerungen, der gesunden wie der kranken, bestimmt. Die Grundkräfte des lebenden Körpers sind Empfindlichkeit und Beweglichkeit, Gesundheit und Krankheit sind nur Modificationen dieser Grundkräfte, welche sich in ihren mannichfachen Äußerungen quantitativ und qualitativ verschieden verhalten. Gesundheit findet statt, wenn die Bestrebungen des Organismus zur Behauptung und möglichststen Entwicklung seiner Individualität durchaus zweckmäßig erfolgen; die allgemeinsten Merkmale dieser Zweckmäßigkeit bestehen in der Nichtbeschränktheit der jedem Organ zukommenden Verrichtungen durch den Lebensproceß selbst und in dem Gefühl der Behaglichkeit. Außerdem ist Krankheit vorhanden, die sich meistens zuerst durch den Mangel an Behaglichkeit des Lebensprocesses zu erkennen giebt. Wenn man auf die Fragen: Was ist Le-

ben? Was ist Gesundheit? Was Krankheit? etwas Anderes zur Antwort verlangt, als die Angabe der Merkmale, an welchen man das in Frage stehende Object jederzeit zu erkennen vermag, so fordert man etwas für die Praxis Unnützes und an sich Unmögliches, das man so oft mit dem viel gemißbrauchten Worte *Wesen* benennen hört. Es giebt für uns in der Natur nichts, als das, wovon unsere Sinne Zeugniß ablegen, und der Inbegriff aller sinnlichen Merkmale eines realen Dinges machen für uns das Wesen desselben aus.

Diese Hauptsätze werden hinreichend erkennen lassen, in welchem Geiste der Verf. die Krankheit und ihre Erscheinungen beurtheilt. Seine Lehre ist eigentlich die seit langer Zeit fast allgemein herrschende Solidar- und Nervenpathologie, gemutert durch eine rationelle-Ansicht vom Organismus, und mit neueren Thatsachen und Meinungen in Verbindung gebracht. Die Strenge und Kürze der Darstellung eignen sich vollkommen für einen Schriftsteller, welcher auf der Höhe der im pathologischen Gebiet herrschenden Richtung angelangt ist, und diese selbst mit Ausschließung vieles Hypothetischen in deutlichen und scharfen Umrissen repräsentiren will. Daher verdient das Werk, so klein es auch an Umfang ist, als ein Zeichen beachtet zu werden von Allen, welche sehen wollen, wie klein und nett die neuen und dicken Handbücher der allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre sich verarbeiten lassen, und wie wenig baarer Gehalt am Ende übrig bleibt, wenn die breiten pathologischen Ansichten vom Organismus einer kritischen Scheidung unterworfen werden. Und dennoch sind, wie oft auch der Verf. den Proceß der Läuterung wiederholt haben mag, noch manche Stücke zurückgelassen worden, die selbst von seinem Standpunkte aus als unwesentlich, zweifelhaft und unklar, oder auch als wirkliche Schlacke erscheinen müssen, und mehr als einmal ist es auch ihm begegnet, daß als eine reale Wahrheit betrachtet wird, was im Grunde nur als ein blinder Schluss aus zweifelhaften Prämissen, oder als nackte Behauptung passiren darf. Dieses Alles kann aber nicht hindern, die Schrift des Verfs. überhaupt als eine belehrende den Zustand der Wissenschaft bezeichnende anzuerkennen, wenn wir auch des Glaubens sind, daß die Zukunft in dem Menschen, so weit er ein Gegenstand der Heilkunst ist, etwas mehr, als einem lebenden Körper erblicken, und zur Beurtheilung des gesunden und kranken Lebens noch andere Grundkräfte, als die organischen Eigenschaften der Beweglichkeit und Empfindlichkeit verlangen wird; zumal da schon jetzt das Bedürfnis sich immer vernehmlicher darüber ausspricht, daß endlich auch die Aerzte wieder anfangen müssen, den ganzen Menschen nach seinem geistigen psychischen und leiblichen Element zum Gegenstand ihrer Betrachtung zu machen, wenn sie die Leiden der Individuen und die große Krankheitsgeschichte des ganzen Geschlechtes verstehen, und nicht fruchtlos sich stets in demselben Kreise fortbewegen wollen.

Lorinser.

Jahrbücher

für

Wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Fortsetzung.)

Welch ein Glaube, der infallibel ist, wenigstens infallibeles glaubt, aber die Gewissheit der Seligkeit dem, der ihn hat, nicht gewährt! Es sei aus ihrer Vorstellung von der Rechtfertigung begreiflich, sagt Hr. M., daß die Katholiken aufs nachdrücklichste einschärfen, der Glaube allein mache nicht gerecht vor Gott; aber er hätte vielmehr aus dem hier eintretenden Widerspruch mit dem Apostel einsehen sollen, daß eine solche Vorstellung von der Rechtfertigung selbst schon unrichtig sei. Er führet unter andern für seine Theorie auch die gleiche Lehre einiger Protestanten, besonders Heinrich in Leipzig und W. Beneke in Heidelberg an, statt bei den Glaubensbekenntnissen und der Kirchenlehre zu bleiben. Ich glaube nicht, daß jene Männer, wenn es darauf ankäme, sich für oder wider die evangelische Kirchenlehre zu erklären, dem *Catechismus romanus* bestimmen würden, wie wenig sie sich auch vielleicht theologisch genau ausgedrückt haben mögen. Für nothwendig und unerläßlich erklärt die evangelische Kirche die guten Werke auch, so gut als die römische; die *fides sola* ist von ihr nicht als *solitaria* bestimmt und das ist nicht „ein lebenswürdiger Widerspruch gegen den lutherischen Begriff der Rechtfertigung“, wie Hr. M. S. 127. sagt, sondern steht, nur einer andern Kategorie angehörig, in der besten Uebereinstimmung damit. Aber darum sagen wir doch nicht, daß in den Werken das Moment der Rechtfertigung liege, sondern allein im Glauben und zwar allein in dem lebendigen, göttlichen, von Gott selbst in der Seele erweckten und behaupten, daß die guten Werke nicht die Macht der Rechtfertigung haben ebendarum, weil sie selber nur als Werke

des Gerechtfertigten wahrhaft gut sein können. So behauptet sich des Apostels Lehre in der protestantischen als die allein wahre und vernünftige, wogegen Hr. M. sich bemüht, dem Sinn des Apostels mancherlei Beschränkung und Gewalt anzuthun. Er verhehlt sich auch das Socinianische der römischen Kirchenlehre nicht, so daß nicht nöthig ist, diese Uebereinstimmung, wie gewöhnlich, als Vorwurf auszusprechen; die Lehren der Socinianer über den nicht allein rechtfertigenden Glauben, sind, nach ihm, sehr gut, aus den katholischen Schulen entlehnt (*fides formata*), scharfsinnig und geistreich. S. 502. Andere Mißverständnisse, zumal die falschen Auslegungen des Herrn Verfassers vom evangelischen Begriff des Glaubens, wie S. 123 und 124, lassen wir auf sich beruhen: es liegt dabei die falsche Voraussetzung zu Grunde, von der sich Hr. M. nicht trennen kann, daß der Glaube schon als der historische der wahre sei. Da er bei dieser Gelegenheit an das Religionsgespräch zu Regensburg erinnert, so wollen wir unsererseits auch die Erinnerung beifügen an den großherzigen Ausspruch eines evangelischgesinnten Churfürsten von Brandenburg, der, da er seine Gesandten zu jenem Gespräch, zunächst auf dem Vorspiel zu Worms, entliefs, zu ihnen sagte: sie sollten ihm das Wörtlein *sola* (*fides sola justificans*) wieder mitbringen, oder nur selbst nicht wiederkommen. Zu den Gründen dieser Lehre, die der Hr. Verf. anführt, daß nicht der Ruhm der Rechtfertigung zwischen Gott und dem Menschen getheilt, und dem Verdienst Christi etwas entzogen werden sollte, welchem er selbst einen ungemein schönen, erfreulichen Grund nennt und zu andern inneren Gründen jener Lehre hätte er auch noch den äußern, weshalb man eben damals so kräftig darauf bestand, anführen können, daß man sich durch nichts so sehr, als durch diese Lehre, den schlechten guten Werken, welches die damaligen satisfactorischen Werke der römischen Kirche waren

und noch sind, entgegensetzen und diese von der Rechtfertigung ausschließen konnte. Diefes bedenkt der Hr. Verf., der sich überhaupt nicht genugsam in den damaligen elenden Zustand der römischen Kirche versetzt, gleichetweise nicht hinreichend, da er nachher nur von den guten Werken handelt. Es ist die pharisäische Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit, die damals besonders ein so ausgebreitetes Feld hatte, der jene evangelische Lehre so siegreich widerstritt und dagegen erhebt sich noch immer dieser Gegensatz; denn in der Forderung wahrhaft guter Werke und derselben Nothwendigkeit ist kein Streit beider Kirchen, nur daß die protestantische, der Schrift gemäß, stets das Bewußtsein hat, daß auch die besten Werke noch Werke des Sünders sind, die römische, ihrer Vorstellung von der Rechtfertigung gemäß, die ewige Seligkeit damit verdienen zu können meint, aber, wie schon gesagt, wegen ihres bloß historischen Glaubens sich derselben doch nie für gewiß erklärt. Da war es nothwendig, auf den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß Christus nicht ein bloß neuer Gesetzlehrer (Moralist) sei, wie die Apologie der Augsp. Conf. lehrt. Ebendasselbe aber sind auch die vortrefflichsten, christlichen Grundsätze über den mannigfaltigen *usus legis* zu finden. Die Vorwürfe, welche Hr. M. daraufhin in zwei Abschnitten S. 163 und 174 gegen die protestantische Kirche ausspricht, wird jeder verständige Leser leicht in ihrer Ungründlichkeit würdigen, und als aus tiefem Mißverständniß und einer Anschauung hervorgegangen, die sich aus dem eigenen Vorstellungskreise auch nicht einmal historischer Weise in ein fremdes Gedankensystem zu versetzen weiß. Er sieht es nicht ein, wie nothwendig es vor allem war, der kirchlichen Sittenlehre erst an der wahren Religion, am reinen christlichen Glauben wieder eine feste Basis zu geben, und eben damit die elenden guten Werke in ihrer Armuth und Nichtigkeit darzustellen — ein Verdienst, welches den Reformatoren auch nach Hrn. M.'s Angriffen wohl ungeschmälert bleiben wird. — Auch die *Siebenzahl der Sacramente* vertheidigt er, ohne gerade, warum ihrer nicht mehr oder weniger sein könnten, oder die Nothwendigkeit dieser Zahl darzuthun, auch, ohne die infallible Bestimmung der Trienter Synode anzuführen und es überhaupt anders, als nur voraussetzungsweise geltend zu machen, was jene Synode sagt; daß sie von Chri-

stus selbst noch eingesetzt seien. Dies wäre zu beweisen gewesen; da hätte sich denn auch leicht der wahre Grund entdeckt, aus welchem man die Zahl „der kirchlichen Sacramente“ vermindern und auf Taufe und Abendmahl beschränken zu müssen glaubte, statt so oberflächlich gegen die Protestanten zu sagen: „sie hätten im Widerspruch mit der Schriftlehre (1) und der begründetsten (1) Tradition der katholischen und orthodox-griechischen Kirche, ja selbst der Nestorianer (welche doch notorisch nur drei Sacramente zählen, nämlich Taufe, Abendmahl und Priesterweihe) und Monophysiten, die sich schon vor vierzehn hundert Jahren von der Gemeinschaft der erst genannten Kirchen getrennt haben, auf die Zweifelszahl herabgesetzt.“ S. 199. Dem protestantischen Begriffe vom Sacrament legt er die einseitige Auffassung zu Grunde, daß es zur Sündenvergebung diene und argumentirt nun aus dieser einseitigen Ansicht fortwährend dagegen. Daß die Kindertaufe in der protestantischen Ansicht ein völlig unbegreiflicher Act sei, sei keinem Zweifel unterworfen, sagt er S. 205 gegen sein eigenes besseres Wissen, da er doch in diesem Werk selbst zeigt, daß ihm protestantische Schriften nicht unbekannt sind, in denen die Kindertaufe nicht unbegriffen geblieben, sondern erkannt worden ist in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit. Arme Rettung, wenn man die eigene Lehre nur durch Verdrehung der entgegengesetzten behaupten und vertheidigen kann! Er scheut sich nicht, die Betrachtung der Sacramente als Bundeszeichen eine Herabwürdigung zu nennen, zu der Luther und Melancthon gegen das Zeugniß aller christlichen Jahrhunderte und die bestimmtesten Belehrungen der h. Schrift gekommen seien S. 209, ohne auch hier nur im mindesten ein Zeugniß aller christlichen Jahrhunderte oder der Schrift anzuführen oder zu erkennen, daß die von ihm verworfene Bestimmung allerdings auch ein wesentliches Moment an dem Begriff des christlichen Sacraments ist. Von der Taufe hat Hr. M. die falsche Vorstellung, daß wirklich darin nicht, wie nach protestantischer Lehre, die Schuld der Erbsünde vergeben, sondern die letztere selbst verübt werde, wodurch unbegreiflich wird, wie sie fortwirken kann, wie persönliche Sünde möglich, wie Buße nothwendig wird. Die *Ohrenbeichte*, deren anstößigen Namen er vermeidet, behauptet er, ohne dabei zu fragen, wie sie mit der h. Schrift sich reime, ob es in sich selbst möglich sei, alle einzelnen Sünden hertzuzählen,

ob ein solches Gesetz nicht alle Aufmerksamkeit auf die einzelnen Werke hin und von der sündhaften Gesinnung wegziehe oder ob sie nur zu allen Zeiten in der Kirche gewesen; der kirchliche Kanon: *omnis irritusque accus. expetit* alle Beweise, obgleich er nach ihm nur eine Disciplinarbestimmung ist. Aber das führt er nicht an, daß es doch nun wenigstens so herauskommt, als geschehe, was in der evangelischen Kirche dem freien Trieb und Bedürfnis anheimgestellt ist, in der römischen nur aus Gehorsam gegen eine so äußerliche Verordnung der Kirche, und daß im Beichtstuhl hier der Priester als Richter erscheint, der freilich nicht eher strafen kann, als bis er den Thatbestand ausgemittelt und das Einzelne vollständig vernommen und daß in dieser kirchlichen Macht, die nach protestantischem Gesichtspunkt keine ist, die Ohrenbeichte wesentlich ihre Stelle hat. Der dritte Theil der Buße, den Protestanten mit Recht am anstößigsten und gänzlich von ihnen verworfen, ist die *Genugthuung*. Da erneuern sich alle die frühern Gegensätze von der Rechtfertigung und den sogenannten guten und satisfactorischen Werken, durch die der Mensch sich bei Gott ein Verdienst erwerben kann, und die Hr. M. sehr gelinde — fromme Uebungen und Heilmittel nennt; wer sie aber näher kennt oder beschreiben wollte, würde bald erkennen, von welchem Werth sie sind und wohin sie führen. Hr. M. sagt selbst, daß sie der Kirche den Vorwurf des Pelagianismus zugezogen haben. Aber die Kirche hat, nach dem Hrn. Verf., eine Anweisung dazu von Christo, die aber nicht nachgewiesen wird. Hier läßt sich nicht länger unterdrücken, was vorhin von dem Priester als *judex* angeführt worden und daß die Beichte ein „Bußgericht“ ist: denn die auferlegten Bußübungen haben auch den Charakter von Strafen und wurden, nach ihm und den besondern Nachschriften, die er hat, von Gründung der Kirche an unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt. Er adoptirt auch die alte scholastische Unterscheidung von unendlichen Strafen, die Gott um Christi willen erläßt, und den endlichen, welche die Kirche in ihrer Gewalt hat. Die Beziehung auf Christum habe man aber darum doch nicht ausgelassen. „Die alte sichtbare (!) Kirche (ein guter Euphemismus für Hierarchie) trennte sich keinesweges in der Weise von Christus, wie es in der neuern Zeit außerhalb der katholischen (so?) Sitte geworden ist u. s. w.“ S. 233. — Mit leisem Schritt geht Hr. M. hier auch an dem

Abt. vorher, dessen „wirklich unlängere Mißbrauch und Verkehrtheit im 16. Jahrh. die Reformatoren zu manchen verkehrten Maassnahmen verleitete.“ S. 234. Von historischer Kritik und Einsicht, wenn sie unter dem Kirchenglauben gefangen liegt, bekommt man eine Vorstellung, wenn man hier liest, „daß von den ältesten christlichen Zeiten an unter Abt. die an gewisse Bedingungen geknüpfte Verkürzung der von der Kirche auferlegten Bußzeit und damit der Erlaß der zeitlichen Strafe verstanden worden.“ S. 235.

(Der Beschlufs folgt.)

CXIV.

Blüthen Neuböhmischer Poesie, übertragen von Joseph Wenzig. Prag, in der Fürsterzbischöflichen Buchdruckerei, bei Joseph Vetterl. 1833. 164 S. 8.

Der Deutsche hat es von je geliebt, die poetischen Gebilde fremder Volksthümlichkeiten, theils wortgetreu, theils in freierer Reproduction, zu seinem Eigenthum zu machen. In diesem allgemeinen Bildersaal, dessen Raum sich immer weiter ausdehnt, nimmt die obgedachte Auswahl aus den Gedichten zweier jetztlebenden böhmischen Lyriker einen nicht unbedeutenden Platz ein. Der Uebersetzer, Joseph Wenzig, der der deutschen wie der böhmischen Zunge gleich mächtig ist, wird sich durch fortgesetzte Mittheilung und Uebertragung dessen, was in Böhmens neuester Litteratur Aufmerksamkeit verdient, gewiß den allseitigsten Dank der Freunde der Poesie erwerben. Gegenwärtig bietet er Proben von den Werken zweier böhmischen Dichter, deren Leistungen, von ganz verschiedener Art, ein eben so verschiedenes Interesse erregen. Zuerst werden wir mit Böhmens Petrarcha, Johann Kollar, bekannt gemacht, dessen vermischte lyrische Werke 1821 in Prag herauskamen, und von dem einige Jahre darauf ein erotisch-patriotisches Gedicht, „*Die Tochter der Slawa*“, in Pesth erschien. Jeder der drei Gesänge, aus denen dasselbe besteht, enthält fünfzig Sonette, und eben so viel hat der Uebersetzer aus allen dreien vermischte zusammengestellt, um den Leser mit dem Ton und Charakter des Ganzen vertraut zu machen. Slawa (wörtlich der Ruhm) wird hier als die Göttin und Stammutter der slawischen Völker verehrt; ihre Tochter ist die gefeierte Geliebte des Dichters. An der Saale (der thüringischen) war sie ihm leiblich erschienen, und im ersten Gesange, der den Namen des genannten Flusses zur Ueberschrift hat, ergießt er die Fülle seiner stürmischen Neigung. Ein herbes Schicksal trennt ihn aber bald von dem Gegenstand seiner Liebe; er reißt sich mit blutendem Herzen los und wandert voll schweren Grolles gegen Welt und Menachen nach den Ufern der Elbe. Hier erhebt sich seine gedrückte Seele, und unter Böhmens alten Herrlichkeiten nimmt sein Gesang einen patriotischen Flug. Dies ist der Inhalt des

zweiten Theils des Gedichtes, „die Elbe“ betitelt. Der dritte führt die Ueberschrift „die Donau“. In Ugams freundlichen Donauthälern mildert sich des Dichters Schmerz zu einer befriedigten Wehmuth; die Schattengestalt der entschlafenen Geliebten erscheint ihm und winkt still und bedeutsam lächelnd nach dem Lande jenseits, wo keine Thräne mehr fließt. Ueber sieht man so den Gang des Poems, so scheint die Mehrzahl der von Wenzig übersetzten Sonette aus dem zweiten Gesange entnommen, denn die meisten charakterisirt ein harter, scharftönender Schmerz, eine düstre, ungezähmte Unmuthslaune, die, mit dem Dasein zerfallen, zum Ausdruck der ganzen innern Qual nach entsprechenden Kraftworten fast absichtlich sucht, und sich oft in einem pathetischen Strom der Rede gefällt. Wir geben eins der schönsten, trefflich übertragenen Sonette:

*„O Augen, blaue Augen, holde Strahlen,
Ihr Perlenblüthen, wo sich der Azur
Des Himmels und der Schmelz der jungen Flur
Gleichwie in einem Spiegelflusse mahlen!*

*Ihr führtet durch des Lebens irre Wahlen
Mit eurem Glanz mich stets auf reiner Spur;
Warum, ihr Augen, habt ihr aber nur
Geheimes Gift in mich geüßt und Qualen?*

*Warum hat euer allererster Blick
In meinem Innersten den Feind gewecket,
Der mich mit seinem Pfeil zu Boden strecket?*

*Doch freudenvoll verzichtet auf das Glück
Des Daseins jeder, dem zum thränenfeuchten
Und dunklen Grabe solche Fackeln leuchten.“ —*

So düster Kollar's Lyrik, eben so heiter und frisch sind Tschelakowsky's Lieder, von denen uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl mitgetheilt wird. Von Fr. Lad. Čelakowsky besitzt die böhmische Litteratur einen im J. 1822 zu Prag erschienenen Band vermischter Gedichte, eine Sammlung slawischer Volkslieder in drei Theilen und eine Uebersetzung lithauischer Nationalgedichte. Außerdem übertrug er ins Böhmische Walter Scotts Jungfrau vom See, Herders Blätter der Vorzeit und Goethe's Geschwister, welche letztern 1827 erschienen. Er scheint ganz der fähige Kopf dazu, sich fremde Gebilde dichterisch anzueignen, und mit den schon genannten Schätzen ausländischer Litteraturen bereichert, unternahm er es, russische Volkslieder ganz im Geiste dieses seinem heimischen Volke verwandten Slawenstammes in freier Productivität zu schaffen. Aus diesem „Nachhall russischer Lieder“, wie der Dichter diese seine Sammlung nannte, sind die von Joseph Wenzig übersetzten und hier mitgetheilten entnommen. Es sind künstlich erzeugte Volkslie-

der; die Kunst hat sich hier in die natürliche Stimmung, aus der das Volkslied entspringt, vollkommen hineinversetzt, und echte Nationalgedichte der Russen können nicht volksthümlicher sein als Tschelakowsky's Verse. — Hier ist keine düstre, schmerzbelebene Neigung, alles ist genussuchend und natürlich heiter, oft wenig sagend und nur als Stimmung werthvoll. Mitunter selbst man auf dempfe, stürze Gedinnung, und der aber unvermuthet ein froedlich niver, spaßhaft-zarter Gedanka hervortaucht. Alles dies scheint uns gerade echt russisch, die Kinderstimmungen in manchen Liedern, das Frohlocken der Bräute, die Schlaueit der Liebespaare, nicht ausgeschlossen. Und in Betreff der erstgenannten Vorliebe der Russen für Kinder, so wissen wir es ja selbst historisch bestätigt, wie der Bärtige, schmutzige Kosak selbst hässliche Kinder liebt und verehrt; sie sind ihm fast heilig und das Einzige, zu dem er zärtlich thun kann.

An Zahl überwiegend sind die Liebeslieder; ihre Sinnlichkeit wird durch natürliche Anmuth gezügelt. Auffallend häufig kehrt unter den Lieblingskosewörtchen der Schmeichellaut: Graues Täubchen, wieder. Eine harmlose Sentimentalität spricht sich in dem Gedicht „Romantische Liebe“ aus. Der Geliebte beredet seine Wasilewna zur Flucht. Sie klagt um ihr Gärtchen, ihre blauen und rothen Blumen; sie weint, Aeltern und Freundinnen nicht wiedersehn zu sollen, und der Liebhaber tröstet sie eben so naiv als gemüthselig:

*„O du findest überall ein Gärtchen!
Wo du hindickest, wachsen blaue Blumen,
Rosen, wo du deine Wangen wächest,
Ja, der helle Mond wird sein dein Vater,
Und dein Mütterchen die warme Sonne,
Deine Freundinnen die Sterne alle,
Aber ich in Ewigkeit dein Liebster!“*

Es ließen sich noch manche zarte Nationalgedanken zusammenlesen; wir begnügen uns mit noch einem, aus dem Gedicht „die Versöhnung.“ Das verlässne, grollende Mädchen sagt:

*„Ich vergrub in Schnee die treue Liebe,
Auf den Schnee hin schrieb ich meinen Aerger,
Sagte ganz mich los von dem Geliebten. —
Da begann der Frühlingswind zu wehen,
Es zerfloß der Schnee, verschwamm der Aerger,
Die vergrabne Liebe wuchs in Blumen,
Wuchs in Blumen auf.“ s. v. v.*

Unter den Balladen enthalten einige, besonders „das Verhör“ echt volksthümliche Charakterzüge; in andern, vorzugswise in Čurila Plenkowic, mit der altrussischen Sage vom Vogel Riese, finden wir denselben komisch-schauerlichen Typus, der den russischen Märchen eigen ist.

November 1833.

Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften. Von Dr. J. A. Möhler.

(Schluß.)

Nach wohlbegründeter protestantischer Ueberzeugung hat sich das ganze Pönitenz- und Indulgenzwesen der römischen Kirche, nur Eine von den zahllosen Neuerungen und Entstellungen der ursprünglichen christlichen Lehre und Sitte, erst im Mittelalter gebildet. Unter dem Vorwande, daß nachher der Ablass in größerer Ausdehnung aufgefaßt worden und daß das nicht Glaubenslehre sei, entzieht sich Hr. M. klüglich der Aufgabe, mehr ins Einzelne zu gehen, zumal die untrügliche Synode selbst sich so kurz gefaßt und alle Mißbräuche verboten hat. Aber es liegt nahe, daß ein Gebrauch, an den sich solche Mißbräuche anknüpfen konnten, selber nicht viel werth und an den Mißbräuchen selbst Schuld sei. Zum nähern Beweise der Lehre von einer *Verwandlung* des Brodts und Weins im Abendmahl sagt der Hr. Vf. nichts; er bezieht sich nur auf die Macht Christi und die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, wie man wohl sonst sich bezog auf den Satz, daß bei Gott kein Ding unmöglich, womit nur zugleich nicht dargethan ist, daß Gott auch in diesem bestimmten Fall das wollte, was er wohl vermag; Hr. M. hält sich lediglich an die untrüglichen Worte des Conciliums zu Trient und spricht im weiteren Verlauf und in Bezug auch auf die Anbetung des Sacraments nur von dem darin gegenwärtigen Christus; aber ist darum das Geschaffene von dem Schöpfer nicht mehr zu unterscheiden und Erde und Himmel wohl anzubeten, weil Gott darin gegenwärtig ist? Der Hr. Vf. geht lieber sogleich zu einem *anderen* Gegenstand über, welcher die *Messe* ist. Auch hier thut er so, als ob, was er da von der ewigen Gegen-

wart Christi in seiner Gemeinde sagt, der römischen Kirche eigenthümlich wäre und auf diese an und für sich lutherische Bestimmung die Messe sich stütze, welche vielmehr die Verwandlung voraussetzt, wodurch dann das Abendmahl auch als Opferhandlung bestimmt ist. Was daran die evangelische Kirche verwirft, ist an den Trienter Bestimmungen theils, daß das Meisopfer soll ein *visibile sacrificium* sein, wodurch in Wahrheit die große Idee des Opfers Christi dahin zurückgebracht ist, von wo sie wegzubringen die entschiedene Absicht des Christenthums im Gegensatz zu den sichtbaren, mannigfaltigen, stets zu wiederholenden Opfern des Heidenthums war, theils *propitiatorium*, wodurch diese menschliche Erfindung und Meinung in der römischen Kirche dem Opfer Christi am Kreuz ganz gleichgestellt ist, indem nur die Weise der Darbringung verschieden sei, nämlich dort blutig, hier unblutig. Hr. M. kann seine Theorie davon immer nur durch den Gegensatz gegen die Zwinglische empfehlen, wie wenn das auch die Lutherische wäre oder, was er Wahres und Richtiges nebenher vorbringt, der Lutherischen fremd wäre, die sich darum doch nicht zum Meisopfer versteht. So sehr schwer, wie Hr. M. meint, wird es dem Protestanten nicht, einen klaren Begriff von diesem katholischen Dogma zu gewinnen; es wird ihm nur schwer, ja unmöglich, sich von der Wahrheit desselben zu überzeugen und er weiß sich der reinen, christlichen Wahrheit allein gewiß durch den Glauben an das einige, selber nicht einmal bloß sichtbare und sinnliche, Opfer Christi am Kreuz. Ohne diesen wirklichen, persönlichen Glauben giebt es für ihn kein Opfer überhaupt, am wenigsten, wie es das Abendmahl selbst sein soll, wie in der röm. Kirche, wo es daher auch für andere, für Gestorbene u. dgl. dargebracht werden kann, weil das innerlich geistige Dabeisein mittelst des Glaubens, ja nicht einmal das individuell-persönliche Dabeigegenwärtigsein mittelst des Leibes erforderlich ist, wie bei den Privat-

messen. An diesem Mißbrauch geht der Hr. Vf. selbst nicht ohne einige Mißbilligung vorüber, schreibt ihn aber, wie zu erwarten, nicht seiner Kirche, die doch die Privatmessen nicht nur hat einreissen lassen, sondern sie auch förmlich sanctionirt hat, sondern der Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Gläubigen zu. Heißt einem Mißbrauch nachgeben nicht ihn einführen? Und hat die römische Kirche nicht das Messwesen zum Mittelpunkt ihres ganzen Cultus erhoben? Ist nicht die Predigt des Evangeliums dadurch so gut wie verdrängt worden? Das geistige Mitgenießen der Abwesenden aber, wozu die Synode zu Trient ermahnt, ist nur ein Genuß in Gedanken, Einbildungen und steht noch tief unter der Zwinglischen Ansicht. Hr. M. erklärt, wie man den Sohn Gottes in seiner Menschheit bekennen und doch die Messe eine Verkehrtheit nennen könne, für unbegreiflich, als ob das eine in dem andern nothwendig enthalten wäre. Was er aber gar ans Licht zu ziehen verspricht, als tief im Wesen des Protestantismus liegend und in seiner Rechtfertigungslehre seine Wurzel habend, daß nicht auch, des Abendmahles genießend der Gläubige nach jener Lehre ein neues, gottgeweihtes Leben beginne, ist ganz aus der Luft gegriffen. Denn auch dem Protestanten ist das Abendmahl das Mahl der Versöhnung und Liebe, der Erneuerung und Wiederherstellung seiner Gemeinschaft mit Christo; aber er hält dazu weder Verwandlung des Brodts und Weins, noch Messe für nothwendig. Wie fest und sicher hingegen Hr. M. in seinen Irrthümern sitzt, zeigt sein Ausspruch über die Verwandlungshypothese, daß sie als Lehre ganz unzweifelhaft stets in der Kirche vorhanden gewesen, wobei er aber doch zugiebt, daß sie erst im Mittelalter als förmliches Dogma aufgestellt worden. Von seiner Vorstellung von der Kirche ist schon im ersten Artikel gehandelt worden. Hätte Hr. M. einen Begriff von der Aufgabe der kirchlichen Reformation im 16. Jahrhundert, er würde den christlichen Glauben und das Streben, ihn der Welt wiederherzustellen in seiner Reinheit und Integrität, nicht als das Streben nach einer leeren, verkehrten Innerlichkeit auffassen S. 255.; denn was allein diese Auffassung wahres voraussetzt, ist, daß die römische Kirche damals nur als die leere, glaubensarme, verkehrte Aeußerlichkeit bestand, aus der sich, was sie noch vom wahren Glauben enthielt, in die evangelische Kirche flüchtete. Wenn der Hr. Vf. sich das Zuströmen der Hei-

den zum Christenthum bei der Stiftung desselben aus den edelsten Bewegungen in ihnen erklärt, wie will er sich dieses große Phänomen bei der Wiederherstellung desselben und der Geschichte treu erklären? Wir aber wollen zum Schluß dieser Kritik nur noch, als charakteristisch für das Verhältniß beider Kirchen anführen, was sich im J. 1546. bei dem Religionsgespräch zu Ratisburg ereignete. Denn als der Bischof von Eichstätt, Moritz von Hutten, welcher zum Präsidenten des Colloquiums bestellet war, zuletzt unter andern sagte: er wolle bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bleiben, so erwiederten ihm die Theologen von der evangelischen Seite: er thue ganz recht daran, wenn er nur bei der rechten Mutter bleibe; sie führten auch die Kennzeichen derselben an und setzten hinzu: aber die römische sei verderbt und der Besserung gar sehr bedürftig.

D. Marheineke.

CCV.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvierzigster Band. (Nachgelassene Werke. Viertes bis sechster Band). Stuttg. u. Tüb. 1832. 33.

Diese drei Bände enthalten eine Reihe von Aufsätzen, der erste über bildende Kunst, der zweite über Theater und deutsche Litteratur, der dritte über auswärtige Litteratur und Volkspoesie; zusammengestellt, mit wenigen Ausnahmen, aus den Heften über Kunst und Alterthum, und also zum größern Theile dem letzten Decennium von des Dichters Leben angehörend. Diese Zusammenstellung hat das Erfreuliche, daß sie es erleichtert, von dem Character jener so bedeutenden Seite Goethe'scher Geistes- und Lebensthätigkeit, die durch diese Aufsätze bezeichnet wird, eine Gesamtanschauung zu gewinnen. Wir rathen Allen, denen es um eine vollständige Würdigung des großen Mannes zu thun ist, diese Bände trotz der bunten Mannigfaltigkeit der darin besprochenen Gegenstände, und der scheinbaren Selbstständigkeit der einzelnen Aufsätze, dennoch, wo möglich, in Einem Zuge durchzulesen, und nach dem Bewußtsein des Eindrucks zu trachten, den die ganze Folge auf ihn macht. Es ist uns keineswegs unwahrscheinlich, daß, wie es wohl bei einer Folge von lyrischen Gedichten zu geschehen pflegt, so in ent-

sprechendem Sinne auch hier Manchen, die dem Einzelnen, wenn sie es für sich abgesondert betrachteten, wenig Interesse abgewinnen konnten, das Ganze die Bedeutung, die das Einzelne ihnen verbarg, offenbaren wird; als gewiß aber dürfen wir annehmen, daß, wer schon in dem Einzelnen den Reichthum von Geist, Seele und Bildung, die darin dem gemeinen Auge freilich unsichtbar niedergelegt ist, herauszufühlen und zu erkennen wußte, in dieser Erkenntniß und diesem Genusse, ja in dem gesammten höheren Verständnisse des Dichters, sich durch die unwillkürlich sich ihm aufdrängende Anschauung des göttigen Bandes, welches sich, gleichfalls nur dem tieferblickenden Sinne vernehmbar, durch die ganze Folge hindurchzieht, in nicht leicht zu berechnendem Maasse gefördert sehen wird.

Unsere hier ausgesprochene Behauptung könnte im Allgemeinen selbst dann nicht auffallen, wenn man dem Werth der in diesen Bänden enthaltenen Kunst- und Litteraturbetrachtungen, von einem mehr stoffartigen Gesichtspuncte ausgehend, nur in das Theoretische, in die Masse der neuen und eigenthümlichen Bemerkungen, die sie enthalten, in das Maasse der ästhetischen Wahrheit, die durch sie festgestellt oder aufgeklärt wird, setzen wollte. Daß bei einem Schriftsteller, der überall nur in zerstreuten Abhandlungen und Reflexionen, nie in eigentlich wissenschaftlichem, systematischem Zusammenhange, über irgend ein großes Gebiet der Erkenntniß gesprochen hat, das Vereinzelte zusammengestellt und in Wechselbezug zu einander gebracht, sich gegenseitig zu erläutern, zu bekräftigen, seinen Sinn und seine Bedeutung durch Herüberziehen aus dem Besonderen in das Allgemeine zu erhöhen vermag, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen. — Nichts destoweniger ist es nicht in diesem Sinne, sondern in einem andern, wie es uns scheint, noch prägnanteren, daß wir in Bezug auf die vorliegenden Erzeugnisse des Goethe'schen Geistes diesen Ausspruch zu thun wagten. Jener theoretische Reichthum dieser Aufsätze, so hoch derselbe auch an sich zu schätzen sein mag, gilt uns keineswegs für das einzige, oder auch nur für das hauptsächlichste Moment, welches ihren Werth begründet. Diesen Vorzug theilt das hier Gegebene mit manchen ähnlichen, vielleicht gleichfalls zerstreuten und vereinzelt Leistungen anderer Schriftsteller, in Bezug auf die uns die vorstehende Bemerkung kaum noch eine hinreichende Aufforderung zu einem ähnlichen, aus-

drücklichen Sammeln und Zusammenstellen, wie es hier, in Bezug auf die Goethe'schen geschehen ist, zu enthalten scheinen würde. In der That, wenn man an den Inhalt der vorliegenden Bände, um seinen Werth und seine Bedeutung abzuschätzen, keinen andern Maßstab legen wollte, als diesen rein theoretischen, so würde man nicht nur überhaupt ungerecht gegen denselben werden, indem man sich dann allerdings veranlaßt sehen könnte, diesen Werth niedriger zu stellen, als den Werth mancher anderer dem Inhalte nach verwandten Leistungen selbst geringerer Geister, denen es gelungen ist, auf gleichem Raume einen, rein theoretisch betrachtet, größeren Gedankenreichthum zusammenzustellen; sondern man würde auch insbesondere noch das, was man anderwärts durch die Zusammenstellung zu erreichen glauben kann, ganz oder zum großen Theile vermissen. Zu einer Theorie nämlich im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes wollen sich die Goethe'schen Betrachtungen ein für allemal nicht zusammenschließen: es fehlt in ihnen durchaus das Element der Abstraction, welches zur Gestaltung einer solchen unentbehrlich ist. Ueberall hat Goethe nur den bestimmten Gegenstand vor Augen, und wenn er auch an dessen Betrachtung allgemeine, in die Form und Sprache der Abstraction gekleidete Bemerkungen knüpft, so haben diese doch stets eine durchaus individuelle, den jedesmal vorliegenden Gegenstand, oder wenigstens die durch ihn bezeichnete Richtung angehende Beziehung. Einen Ausspruch solcher Art als Lehrsatz, der unmittelbar in eine verstandesmäßig in sich zusammenhängende Theorie eingefügt werden könnte, verstehen und behandeln wollen, würde fast jederzeit auf mehr oder minder schwere Mißverständnisse hinführen; insbesondere aber würden hierbei die Gegner und Neider des großen Dichters leichtes Spiel haben, ihm offenebare Widersprüche und Folgewidrigkeiten nachzuweisen. — Nicht also das im engsten Sinne theoretisch zu nennende Element ist es, worin man sowohl den Werth, als auch die innere Einheit dieser Aufsätze über Kunst, Poesie und Litteratur zu suchen hat, sondern vielmehr das *ethische* Element, die Art und Weise, wie sich Goethe's Persönlichkeit und ihr Verhältniß zu den besprochenen Gegenständen im Ganzen und Großen, wie im Einzelnen, darin offenbart. Um diese zu erkennen, um in Folge dieser Erkenntniß jedem Einzelnen seine rechte Stelle anzuweisen und in ihm Alles zu finden und zu genie-

sen, was Goethe nicht nur redend, sondern oft auch schweigend, darin niedergelegt hat; um endlich sich der Bedeutung, welche das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit und ihrer Thätigkeit ausdrücklich nach dieser Richtung hin, für die Bedürfnisse und die Tendenzen unsers Zeitalters hat, in ihrem ganzen Umfange bewußt zu werden: dazu, behaupten wir, bedarf es nicht nur, sondern lohnt es sich auch der Mühe eines aufmerksamen Studiums der Documente dieser Thätigkeit in dem Zusammenhange, der ihnen durch die Beschaffenheit und Verwandtschaft der Gegenstände, auf welche die Thätigkeit gerichtet war, gegeben wird.

Goethe hat in Wilhelm Meisters Lehrjahren von einem Ideale der Bildung gesprochen, welches „den freien und scharfen, von aller selbstischen Beziehung, von aller beschränkten Vorliebe für gewisse Eigenschaften, welche die meisten Menschen allein an sich und andern schätzen, allein begünstigen und ausgebildet wissen wollen, entbundenen Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art umbilden läßt, eröffnet“ (Werke, Bd. 20, S. 216). Schon dort sehen wir ihn (S. 249 ff.) den Begriff dieses Ideals ausdrücklich auf das Verhalten des gebildeten Menschen zur Kunst anwenden, und die Forderung einer reinen Objectivität in der Betrachtung und dem Genuß von Kunstwerken, einer vollkommenen Concentration der Seele auf den jedesmal vorliegenden Gegenstand, mit Beseitigung aller subjectiven, aus angeborener Neigung oder einseitiger Bildung stammenden, aber dem Wesen des Gegenstandes fremdartigen Anforderungen daraus ableiten. —

(Der Beschluß folgt.)

CXVI.

*Briefe über die äussere Canzel-Beredtsamkeit
oder die kirchliche Declamation und Action,
von Dr. Gustav Schilling. Stuttgart, 1833.
8. (bisjetzt 288 S.)*

Die Schrift ist in Briefen abgefaßt. Wir besitzen Meisterwerke in dieser Form. Eine leichte und rasche Bewegung der dialectischen Gegensätze, das nahe Zusammenstellen und Ausgleichen der entgegengesetztesten Ansichten, Gelegenheit zu sachgemäßen Episoden und selbst schicklich angebrachte Abschweifungen sind Mittel und Vorzüge, durch welche die Brief-

form auf engem Raum die grösste Mannigfaltigkeit zu entwickeln, und den Leser in der wunderbarsten Spannung zu erhalten vermag, wenn des Meisters Hand, des Stoffes wie der Form gleich mächtig, das Ganze schöpferisch beherrscht. Von diesen Vorzügen der Briefform blieb aber vorliegender Schrift kaum noch ein matter Schimmer. Es gehört eine große Ueberswindung dazu, über die Hälfte des Buches hinauszugelangen. Die schrecklichsten Dehnungen, in dem vorbereitenden Theile zumal, steigern die Langeweile bis zur höchsten Ungeduld. Dazu kommt ein Mißbehagen, welches durch die Behandlung des in der Vorrede erwähnten tüchtigen Theologen, an welchen die Briefe als geschrieben gedacht werden sollen, sich in dem Leser erzeugt. Der Vf. läßt ihn nämlich eine ganz armselige Rolle spielen. Die kurzen Bedenken, Zweifel und was sonst aus seinen Antworten zur Kenntniß des Lesers gelangt, ist entweder so ungeschickt und unbeholfen, daß man in die Unzufriedenheit seines Lehrers, der ihn nicht besser als einen Tertianer tractirt, gar gern einstimmt, oder er sagt immer nur das, was der Vf. grade absichtlich in ihm hat hervorrufen wollen und was in seiner genauesten Berechnung lag (Belege könnten wir in Menge liefern), woraus genugsam erhellt, wie gemacht und gezwungen die briefliche Form erscheint. Selbst der Styl, auf welchen eine große Sorgfalt verwandt zu sein scheint, artet zu oft in jenes Süßeln und Schmelzen gewisser Romanschreiber aus, welche einen unangenehmen Eindruck erzeugen und namentlich für wissenschaftliche Erörterungen ganz unstatthaft sind (z. B. S. 124. 132 u. s. w.). Schilderungen wie S. 28 vollends, wenngleich theilweise richtig, (aber ob auch für die heutige Zeit!) würden einen Aesthetiker, wofür der Vf. doch gelten will, nicht eben zieren. Viele Untersuchungen, (man lese den dritten Brief über die Eigenschaften des wahren Menschen, hergeleitet aus der Döxologie des Vaterunsers) — welche mehr durch eine ungeregelte Phantasie, als durch ein wirkliches Denken geleitet sind; deshalb auch von wenig objectivem Nutzen sein können, da man sich in dem Labyrinth subjectiver Verirrungen nicht leicht heimisch machen kann, werden wenig Anklang finden, selbst wenn Gutes und Wahres hie und da miteingestreut wäre. Ja selbst die Hauptuntersuchung, über die Bestimmung der ästhetischen Beschaffenheit des Klangs in der Stimme des Predigers, scheint nicht auf der festesten Basis gegründet zu sein. Man wird sie lesen, ohne weiter große Wirkung oder bleibendes Interesse dafür in sich zu spüren, da alle Bestimmungen doch nur mehr oder weniger unbestimmte Andeutungen sind, bei denen sich nicht viel denken läßt, zumal wenn sich in vielen Fällen, wo von den Intervallen der Tonsprache die Rede ist, sich das Gegentheil mit gleichem Fug durchführen ließe. Man läßt sich das Ganze wohl gefallen, weil die freilich unumstößlichen Verhältnisse der eigentlichen Tonkunst, wenn auch nur mit gewissem Zwange auf die Rede übertragen sind.

Es würde zu weitläufig sein, den ganzen Inhalt der Schrift hier vorzuführen, oder auf die einzelnen verfehlten Deductionen und irrigen Meinungen aufmerksam zu machen.

November 1833.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundvierzigster bis sechsundvierzigster Band. (Nachgelassene Werke. Vierter bis sechster Band.)

(Schluß.)

Dieses Ideal, wir wagen es auszusprechen, ist nie so vollständig, wie in Goethe's eigener Person, verwirklicht werden, oder, wäre es in Andern verwirklicht, nie so vollständig und so rein, zum Musterbilde für alle Mit- und Nachstrebende, in Wort, Schrift und Lebens-thätigkeit sich offenbarend, herausgetreten. Die Empfänglichkeit für das Schöne und auch für das nur Geistvolle in Litteratur und Kunst wird, in dem Sinne, mit der Selbstverläugnung geübt, wie Goethe sie geübt hat, und zu der Stärke und Allseitigkeit ausgebildet, die sie bei Goethe erreicht hat, aus bloßer Naturgabe zu einer sittlichen Eigenschaft des Gemüths und des Charakters, die Beschäftigung mit jenen Gegenständen aus selbstischem Genuße zur edelsten That. — Die Lebensgeschichte des Dichters zeigt uns mit einer fast beispiellosen Klarheit und Entschiedenheit einen Sieg, den sein Genius nicht über die äußere Natur und Welt, sondern, worin allein das wahrhaft Sittliche besteht, über sich selbst errungen hat. Wir meinen jenen Uebergang von dem glühenden, aber wilden und formlosen Naturleben des Genius und dem in diesem Leben wurzelnden, leidenschaftlichen und keineswegs von Selbstsucht freien Bewußtsein, welches seinen früheren Schöpfungen eingeblendet ist, zu dem höheren Selbstbewußtsein des Geistes, welcher das Wahre, Schöne und Gute nur um sein selbst willen sucht und schaffend fördert, und sich daran erfreut, nicht weil es das Seinige ist, weil es seine Bedürfnisse befriedigt oder seinen Leidenschaften schmeichelt, sondern weil es allein das Ewige ist. Die-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

ser Sieg, und die dadurch gewonnene absolute Freiheit des Geistes prägen sich zwar auf das herrlichste für die Anschauung in allen Dichterwerken aus Goethe's reifen Mannesalter und seinem höhern Greisenalter aus; aber es gewährt ein eigenthümliches Interesse, die Früchte, welche dieser Sieg auch auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung und der nicht eigentlich schöpferischen, sondern in anderm Sinne praktischen Beschäftigung mit der Kunst und der Litteratur getragen hat, kennen zu lernen. Eine so ganz und gar leidenschafts- und vorurtheilslose, theoretisch eben so wie praktisch unbefangene Art und Weise des Verkehrs mit jenen Gegenständen, eine so zur zweiten, höheren Natur gewordene Gewohnheit, bei jedem neu sich darbietenden, in irgend einer Sphäre einem ächten Gehalt in sich schließendem Gegenstande gleichsam von vorn anzufangen, schlechterdings nichts Bestimmtes, willkürlich Beliebtes oder durch irgend eine Theorie Gefordertes darin zu suchen, sondern durchaus nur das Dargebotene aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen: — hierin besteht eben das *sittliche* Verhalten des gebildeten Geistes zur Kunst und zur Welt geistiger Productivität und Darstellung überhaupt; und dieß ist die Gesinnung, die als unerlässliches Bedingniß vorausgesetzt wird, damit einerseits Theorie, Kritik und persönliche, liebevolle und begeisterte Theilnahme der Freunde und Kenner den Künstler über sich selbst aufkläre und wohlthätig fördere, anderseits die Kunst ihre so sittlich veredelnde, als geistig bereichernde und kräftigende Wirkung auf das Gemüth des Beschauers nicht verfehle.

Man wird uns nicht dahin mißverstehen, als ob, indem wir in Goethe's hier und anderwärts vorliegenden Beiträgen zur Kunstkritik und Litteraturbetrachtung die vollkommenste Offenbarung der hier von uns gerühmten Eigenschaft, die wir überhaupt kennen, zu begrüßen nicht anstehen, wir hiermit eine unverhältniß-

mäßige, ja unbedingte Werthschätzung für den *theoretischen Inhalt* dieser Aufsätze in Anspruch zu nehmen gedächten. — Solche Verwechslungen sind es, die den Gegnern Goethe's manche Vortheile gegen die Anhänger und Lobredner des großen Mannes in die Hände gespielt haben; und wir glauben, daß hier der Ort ist, nachdrücklich ein für allemal unsererseits dagegen zu protestiren. Eine wirkliche Unfehlbarkeit des Urtheils wird kein Verständiger irgend einem menschlichen Individuum, auch dem begabtesten und gebildetsten nicht, zuschreiben wollen; und so bekennen wir denn ohne Umschweife, daß uns manche der hier ausgesprochenen Ansichten und Bemerkungen durchaus nur insofern Werth und Bedeutung haben, als wir sie auf Goethe's Individualität zu beziehen, und aus sonstiger Kenntniß dieser Individualität einen Zusammenhang, in den wir sie einreihen mögen, zu entnehmen in Stand gesetzt werden. Aber es sei uns erlaubt, aufmerksam darauf zu machen, wie eben durch jenes rein sittliche Verhalten, durch jenen Adel, jene großartige Uneigennützigkeit der Gesinnung, die wir hier in so seltenem Maasse finden, eine solche Ergänzung des Einzelnen nicht durch die abstracte, theoretische Einheit, sondern durch den individuellen, persönlichen Geist des Ganzen erst möglich, wie erst hiedurch das Hervortreten der Persönlichkeit als solcher mit ihrer nothwendigen individuellen Beschränkung in das theoretische Kunstgebiet, gerechtfertigt wird. Nicht die Schranken der Persönlichkeit als solche sind das Tadelnswerthe im Menschen; nicht das Offenbarwerden dieser Schranken ist es, wodurch ein Werk seines Geistes entstellt wird; sondern überall nur das Geltendmachen dieser Schranken als eines positiv Wahren und Allgemeinen, als eines theoretisch Nothwendigen. Nur die rein sittliche Gesinnung giebt dem Einzelnen das reine und beharrliche Bewußtsein seiner Schranken, und mit diesem Bewußtsein das Vermögen, allem, was er sagt oder schafft, den Stempel seiner Individualität dergestalt aufzudrücken, daß für den Leser und den Beschauer an die Stelle des in Folge der Schranken dieser Individualität theilweise mangelnden, Objectiven, allenthalben die Anschauung der edlen und großartigen Persönlichkeit selbst tritt. Wir dürfen wohl behaupten, daß nie ein Individuum dieses Bewußtsein und dieses Vermögen in höherem und reinerem Grade besessen hat, als eben Goethe; und sonderbarer Weise ist ge-

nade diese schöne Eigenschaft auf das schmachlichste an ihm verkannt worden. Mit unbegreiflicher Verblendung haben selbst die Geistreicheren unter seinen Feinden ihm die thörichte Selbstsucht zugeschrieben, die Schranken seiner Persönlichkeit in einen positiven Maassstab für die Werthschätzung des Weltinhaltes verkehren und jeder Erscheinung in Natur und Geschichte, in Litteratur und Kunst nur nach dem Maasse Werth und Bedeutung zugestehen zu wollen, als sie die Eigenschaften, deren Goethe sich als seiner eigenen bewußt war, theilte. Es wäre ein Leichtes, zu zeigen, daß z. B. Wolfgang Menzels ganze Polemik gegen Goethe auf diesem Vorurtheile beruht, und in Nichts zerfällt, sobald der Ungrund desselben nachgewiesen, ja sobald nur der Inhalt der Voraussetzung selbst zu klarem Bewußtsein gebracht wird. Man beruft sich, um diese irrige Ansicht von dem Charakter und der Tendenz des großen Dichters zu unterstützen, auf das Wohlgefallen, mit dem er, namentlich in den hier vorliegenden Bänden, nicht selten untergeordnete Erscheinungen in Litteratur und Kunst, die aber eine gewisse Verwandtschaft zu seinen eigenen Leistungen, oder Spuren des Nachstrebens in Bezug auf diese tragen, hervorhebt und sich mit ihnen beschäftigt, und dagegen Großes und Bedeutendes, aber seiner Individualität ferner Liegendes, unbeachtet läßt. Es genüge, um dem Schlusse, den man hieraus ziehen will, zu begegnen, auf Stellen hinzuweisen, wie Bd. 46. S. 223, wo Goethe eingesteht, „über vieles Treffliche, was die mächtigste Wirkung auf ihn ausgeübt, geschwiegen zu haben, weil er, je tiefer er in das Werk eines großen Geistes hineindringe, desto mehr oft empfinde, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für Andere, zu reproduciren;“ — oder, um noch eine andere Seite von Goethe's Denk- und Sinnesweise in diesem Bezuge anzudeuten, auf solche, wie Bd. 43, S. 16, wo er in humoristischer Laune, sich zugeschworen zu haben berichtet, „an nichts mehr Theil zu nehmen, als an dem, was er so in seiner Gewalt habe, wie ein Gedicht; w^o er wisse, daß er zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben habe;“ — wozu sogleich das Geständniß gefügt wird, „daß ein solcher Entschluß sehr illiberal sei, und nur Verzweiflung einen dazu bringen könne; es sei aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einen um den andern

Tag rasend zu werden." — Wem Stellen, wie diese (und sie kommen in großer Menge in allen Schriften des Dichters seit der Zeit vor, in der er Selbstbeschränkung gelernt hatte, d. h. seit seinem Eintritt in das reifere Mannesalter), wen so viele, laute und stumme Zeichen der Theilnahme, der Achtung, ja der Ehrfurcht für Thätigkeiten und Geisteswerke, mit welchen sich näher und eigentlich zu beschäftigen der Dichter doch zugleich, als nicht in seinen Kreis gehörig, ablehnen mußte, von der wahren Natur jenes vermeintlichen Egoismus des Goethe'schen Kunstlebens nicht belehren: dem, bekennen wir, ist nicht zu helfen, denn sein Irrthum beruht auf dem Nichtfindenwollen dessen, was, wenn man es in seiner Lauterkeit und Gediegenheit an Goethe anzuerkennen sich genöthigt sähe, freilich die eigenen vorgefaßten Meinungen über das Wesen eines wahrhaft sittlichen Strebens und Wirkens in Poesie, Litteratur und Kunst, Lügen strafen würde.

Wenn aber irgend ein Umstand in auffallendem Contraste steht mit jenem Vorgeben einer von Goethe in Anspruch genommenen Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Litteratur: so ist es das nie und in keinem Falle Abschließende und erschöpfen Wollende, sondern allenthalben nur Anregende, Beginnende, skizzenhaft Hinwerfende seiner Kunstbetrachtungen. Allenthalben läßt Goethe den Blick frei, ja er schließt ihn auf und treibt ihn vorwärts, in eine Unendlichkeit des gegenständlichen Gehalts, die durch seine reflectirende Betrachtung, oder durch an die Stelle Setzen eines von ihm selbst dagegen Gebotenen zu erschöpfen, er sich selbst als unfähig bekennt. So unendlichen Werth für uns seine Mittheilungen durch die Art und Weise gewinnen, wie uns seine herrliche Persönlichkeit dabei zu lebendiger Gegenwart entgegentritt: so benutzt Er doch nie einen von außen sich ihm zu liebevoller Betrachtung darbietenden Gegenstand, um durch eine in irgend einem Sinne erschöpfende Analyse an die Stelle desselben sich selber zu setzen, oder auch nur um an ihm gewisse Lieblingsansichten, Lehrsätze oder Tendenzen zu erproben oder zu erhärten. — Wir wissen wohl, daß man gerade dies Goethe'n als eine „Vornehmigkeit" ausgelegt hat, und wir geben auch zu, daß man eine Entsagung solcher Art nicht von Jedem, der über Gegenstände gleicher Art schriftliche Betrachtun-

gen anstellt, fordern darf; — die eigentliche Kritik in umfassenderem und strenger wissenschaftlichem Sinne, als in welchem Goethe sie geübt hat, würde diese Forderung dadurch unmöglich werden, wenn man nicht zugleich fordern wollte, daß nur solche Geister sie üben sollen, die eine so weite und großartige Basis des Selbstgeschaffenen und Selbstvollbrachten, wie Goethe, ihren Aeußerungen und Winken zur Grundlage geben können. Dennoch ist jene vollkommene Freiheit der Goethe'schen Aufsätze von dem Anspruche, unabhängig von ihrem Gegenstande für sich selbst etwas zu sein, eine unschätzbare Eigenschaft, um so unschätzbbarer, als sie der Natur der Sache nach von so Wenigen gefordert werden kann. Nur durch sie geschieht dem Rechte des Gegenstandes auf ein von aller fremdartigen Beimischung, wäre es auch von der Beimischung der rein theoretischen oder wissenschaftlichen Interessen, unabhängiges Interesse, vollständiges Genüge; nur durch sie wird ein reines Gefühl von dem Werthe des Gegenstandes als solchem erweckt. In diesem Sinne möchten wir den Geist der Goethe'schen Kunstbetrachtung sogar das reine Gegentheil dessen nennen, was durch den Tadel der „Vornehmigkeit" bezeichnet wird, wenn nämlich, wie wir diesen Ausdruck immer verstanden haben, darunter eine kalte Ablehnung fremden Werthes, eine Entfernung aller wärmeren und lebendigeren Theilnahme verstanden wird. Dies eben ist die ewige Jugend des Goethe'schen Dichtergeistes, die ihn in Stand gesetzt hat, noch in dem spätesten Lebensalter so Herrliches zu schaffen, daß er sich unausgesetzt das Gefühl für die Trefflichkeit und den tiefen Gehalt der gegenständlichen Welt lebendig erhielt, daß er jeden ihm neu entgegentretenden Gegenstand, in dessen Eigenthümlichkeit er nur irgendwie einen Eingang fand, als eine neue Welt behandelte, die ganz auf ihren eigenen Gesetzen beruht, und in die sich, ohne sie zu verunstalten oder den richtigen Standpunkt für ihr Verständniß zu verlieren, nichts Selbsterdachtes oder anderswoher Gewonnenes hineinragen läßt. Wie wenig diese allein ächte und sachgemäße Gewohnheit der ästhetischen Betrachtung in unserem Dichter der Fähigkeit des streng wissenschaftlichen, Jahre lang Einen Gegenstand festhaltenden, und alles sonst ihm Vorkommende, auch das scheinbar Fremdartige, darauf beziehenden und dafür benutzenden Forschens Eintrag

that: dafür zeugen seine, mit so unablässig regem Eifer und unschätzbaren Erfolgen gleichfalls bis in das späteste Alter fortgesetzten naturwissenschaftlichen Untersuchungen. So hier aber, wie dort, ist es eben das reine, völlig uneigennützigste Interesse an der Sache, welches wir, mit gänzlicher Beiseitesetzung aller selbstischen und mit strengem Gesonderthalten aller der Sache fremdartigen Interessen, den Dichter beseelen, und in dem einen wie in dem andern Falle ihn auf die einzig der Sache gemäße Behandlungsart derselben hinführen sehen.

C. H. Weisze.

CXVII.

Zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Untersuchungen über Blutkörperchen, Blutbildung und Blutbahn, nebst Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Absonderung mit besonderer Rücksicht auf C. F. Burdach's Physiologie Bd. IV. Von Rudolph Wagner, Prof. der Medicin in Erlangen. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1833. VI. 80 S. 8.

Wir finden in diesem Werke zunächst eine werthvolle Abhandlung über Form und Grösse der Blutkörperchen der verschiedensten Thiere. Bei der Differenz der Resultate, welche durch verschiedenartige Untersuchungsweise so häufig schon herbeigeführt ist, erscheint die Mittheilung der befolgten Methode des Beobachtens jetzt unumgänglich nothwendig, was auch der Verf. anerkennt. Behufs der Untersuchung der Blutkörperchen der Wirbelthiere trat derselbe mit dem besten Erfolge dem unter das Mikroskop gebrachten Blutstropfen etwas Eiweiss der Hühnereier zugesetzt. Wasser eignet sich nicht dazu, indem die Blutkörperchen dasselbe schnell einsaugen, anschwellen, ihren Farbestoff abgeben und ihre Gestalt verändern. Auflösungen von Kochsalz oder Zucker in Wasser verhüten diese Nachtheile nur zum Theil. Salmiakauflösung kann als Conservationsmittel der Blutkörperchen betrachtet werden. Bei den wirbellosen Thieren, mit Ausnahme einiger Anneliden ist die

Verdünnung nicht nothwendig, da bei der Menge Serum und der geringen Zahl der Blutkörperchen eine allmähligste Auflöfung der letztern nicht zu befürchten ist. Die Untersuchungen des Verfs. erstrecken sich auf die Blutkörperchen des Menschen, des Ochsen, des Schaafes, des Huhns, der Taube, der Schildkröte, des Frosches, der Eidechse, einer Menge von Fischen, des *Octopus inculatus* und einiger andern Cephalopöden, einiger Ascidien, mehrerer Crustaceen, Anneliden, Insekten, Arachniden, Echinodermen und Medusen. Ob die Kügelchen, welche der Verf. bei Cirrhipeden und Aktinien fand, Blutkörperchen waren, oder nicht, blieb ihm selbst zweifelhaft. — Ueber alle bisher angestellten Untersuchungen der Gestalt und Grösse der Blutkörperchen beim Menschen und bei den verschiedenartigsten Thieren, gewährt eine Tabelle zweckmässige Uebersicht.

Eine zweite Abhandlung ist der Beantwortung der Frage gewidmet, ob die Blutkörperchen wirklich Kerne besitzen, was der Vf. mit Müller annimmt. Doch scheint es ihm noch nicht völlig bewiesen, ob die Blutkörperchen innerhalb des Gefässsystems wirklich aus Kern und Hülse bestehen, wenigstens scheint sich die letztere erst als solche bei der Behandlung mit Wasser vom Kerne abzulösen, im ganz frischen Zustande aber innig an ihm zu kleben. Es finden sich im Herzblute der Frösche, so wie im Blute der Taube und mehrerer Fische noch außer den eigentlichen Blutkörperchen kleine runde Körperchen, die Müller für Lymph- und Chyluskügelchen hält und von denen er annimmt, dass aus ihnen die Kerne der Blutkörperchen entstanden. Unwahrscheinlich wird dies dadurch, dass nach Wagner's Untersuchungen bei den Fischen die Kerne der Blutkörperchen stets kleiner sind, als die sogenannten Lymphkügelchen, die dies doch auch nur *vielleicht* sind. Ob die Blutkörperchen der Menschen und der Säugethiere ebenfalls einen innern Kern haben, konnte der Vf. wegen ihrer Kleinheit nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Eine Grösseverschiedenheit junger und alter Thiere derselben Art aber fand Wagner nie.

Außer dem bereits Angeführten enthält diese kleine Schrift Andeutungen über Bildung der Blutkörperchen nach Baumgärtner, eine Zusammenstellung des über Blutführung der verschiedenen Thiere Gelieferten, einige Ansichten über die Bestandtheile des Blutes und eine Darstellung der Blutbahn bei den niederen Thieren, in der manches Neue über den Kreislauf der Anneliden sich findet. Den Kreislaufsapparat der Cirrhipeden und Aktinien zu entdecken, ist dem Verf. nicht gelungen. Den Schluss des Werkes bildet die Mittheilung aphoristischer Ansichten über Blutbewegung und über Ernährung und Absonderung.

Die Kupfertafel enthält Darstellungen von Blut- und Lymphkörperchen des Menschen und mehrerer Thiere aller Klassen.

November 1833.

CXVIII.

Skizzen aus Spanien. Von V. A. Huber. Zweiter Theil. A. u. d. T. Jaime Alfonso, genannt el Barbudo. Skizzen aus Valencia und Murcia. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1833. Dritter Theil. A. u. d. T. Madrid, Lisboa und die Refugiados in London. Skizzen aus der Geschichte unserer Zeit. Erste Abtheilung: Manuel. Skizzen aus Madrid. Bremen, Schönmann. 1833. 8.

Als wir eben den Titel dieser interessanten Skizzen hier zu einer Anzeige niederschrieben, melden in demselben Augenblick die Zeitungen den Tod Ferdinands VII., und die Aussichten auf neue Verwickelungen der europäischen Politik, die man in französischen Journalen daraus andeuten hört, veranlassen ernste Rückblicke auf die verworrenen innern und äußern Zustände Spaniens seit den letzten Jahrzehnten, indem sie zugleich dazu dienen können, uns jene Darstellungen des Hrn. Huber, die als treue Zeugen einer vielfältig untergrabenen Nationalität reden, in eine beziehungsreichere Nähe zu rücken. Nach mittelalterlichem Lebensglanz, in dem den Spaniern das Blüthenalter ihrer Geschichte auf einer seltenen Stufe: origineller Volksentwicklung, Sittenenergie und schönster positiver Kraftäußerung verlief, schienen sie nicht berufen zu sein, als eine Nation der neuern Geschichte weiterzuleben; in innerer Verdümpfung gefesselt, in Trägheit der Entwicklung zerfließen, waren sie lange wie ein durch ein Erdbeben geistig verschüttetes Volk anzusehn, über dem der Lavaström der Zeiten sich zu einem Grab zusammengedichtet hatte, unter dessen tiefer Abgeschlossenheit sie das über sie hin tönende Rauschen der Weltgeschichte vergeblich an ihr erstorbenes Gehör schlagen ließen. Die politischen Zuckungen und

Krämpfe, die in Folge französischer Herrschaft und Einflüsse durch innere Parteierwürfnisse endlich wieder im Lande einen Anklang von den allgemeinen Zeitbewegungen erweckten, waren nur wie die unwillkürlichen Beben eines Scheinstadten, die für neues wahhaftes Leben noch immer sehr zweifelhafte Gewähr gaben; und es zeigte sich, nachdem jene Reihungen ohne Resultat vorübergegangen waren, nur wieder das aussichtslose Nichtleben und Nichtsterbenkönnen der Zustände, das im Charakter des spanischen Staates und Volkes bis auf die letzte Zeit vorgewaltet hat. Der schwankende Scepter Ferdinands VII. hatte alle jene Wechselzustände, in denen sich die Kräfte des Landes erschöpft, gleicherweise begünstigt; Ferdinand hatte die schönsten Hoffnungen der Patrioten bekräftigt und beschworen, dann gegen die Verwirklichung der neuen Verfassung Partei genommen, und die dem Aufbruch der streitenden Factionen gefolgte Ohnmacht zur Befestigung des alten Standes der Dinge benutzt. Der eigentliche ethische Volkszustand war aber durch alle Vorgänge auf keinerlei Art in eine Aufrichtung und höhere Thätigkeit versetzt worden, und blieb auf einer merkwürdigen Stufe barbarischer Natürlichkeit verharren, die sich in der Mitte der heutigen europäischen Civilisation um so auffallender ausnimmt, da sie bei diesem Volke nicht aus Ueberkraft und Frische eines noch unentwickelten Urzustandes, sondern aus Abschwächung nach verlebten Kräften, aus aufgelöster Nationalität sich einstellt. Die am Mark des innersten Volkslebens haftende Verwirrung aller bürgerlichen Verhältnisse im jetzigen Spanien, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlichen Garantien; Räuber, die ihr Handwerk systematisch im ganzen Lande organisiren, Schutz- und Trutz-Bündnisse mit den Behörden abschließen, und, als ein Staat im Staate, eine ordentliche Justiz ausüben; Alles dies, und vieles Andere, trägt so sehr den Typus einer derben Wildheit,

dafs man ihn allerdings fast mit dem frischen Naturzustande eines Volkes noch verwechseln, und, wie auf einen solchen, Hoffnung auf neue Erhebung des spanischen Lebens gründen könnte. Manche Bekenner einer milderer Geschichtsansicht, die, wiewohl mit Unrecht, an die Wiedergeburt grosser Nationalitäten glauben, haben auch die Zustände des heutigen Spaniens nur aus jenem Gesichtspunkt beurtheilt. Es wäre dies freilich das allerwunderbarste Phänomen, welches noch nie da gewesen, dafs eine Volkseigenthümlichkeit, nachdem sie ihre eigenste Kraft und Fülle in der ihr beschieden gewesenen Culturperiode erschöpfend hervorgethan, einen Läuterungsprocess durch eine Zwischenepoche der Barbarei zu erleben bestimmt war, aus der sie sich in neuer Wildheit der Zustände zu neuer Cultur gewissermaßen erkräftigen sollte. Der alte Cervantes sah, als er wehmüthig-satirisch seinen Don Quixote schrieb, bereits in dem Abfall des spanischen Lebens von dem nationalen Ritterthum ein Versinken und Zergehen des schönsten Wesens seines Volkes, und diesen schmerzlich tragischen Gedanken hüllte er tief in die lachenden Späße jenes Romans ein, der für die Spanier eine grosse, in diesem Sinne vielleicht noch nicht anerkannte historische Bedeutung hat; denn nicht darauf kam es dem grossinnigen Dichter an, die Verrücktheit des einzelnen Individuums, das in einer unpoetisch gewordenen Zeit noch Ritterlichkeit affectiren wollte, als solche zu geißeln, sondern vielmehr Das als ein melancholisch bizarres Bild hinzustellen, dafs in einer solchen Zeit, wie die seinige geworden war, jener Anklang aus der herrlichsten Nationalepoche Spaniens, dem Ritterthum, nur noch als Verrücktheit und Abgeschmacktheit, als Don Quixoterie, aufzutreten vermöchte. Es war ein grosser Schmerz über die Entmittelalterlichung seiner Zeit, die durch die Seele des ironisch lächelnden Cervantes fuhr, als er den Don Quixote erdachte, und er war, wie Dichter es sind, hierin ein Prophet gewesen, denn Spanien verlor sich, je weiter es sich in abweichender Linie von seinem Mittelalter entfernte, immer mehr in eine Entartung seiner schönsten und eigenthümlichsten Richtungen.

Dieser schmierzhafte Conflict zwischen grossen Volkserinnerungen und einer, derselben unwürdig gewordenen, verdüsterten Gegenwart ruht noch, wie ein schleichernder Schatten, über dem heutigen Spanien, aus dessen unheimlicher Lebensmonotonie seine mittelalter-

lichen Baudenkmäler, die sich als Zeugen jener Vergangenheit erhalten haben, wie erhabene Elegieen hervorragen. Dies Bild, das wir Manchem vielleicht allzu sehr in's Trübe gemalt zu haben scheinen, ist indeß nur der frische Ergufs des Eindrucks, den die in schäfer und unbekümmerter Objectivität hingegebenen „Skizzen aus Spanien“ auf uns gemacht haben, und Hr. Huber, welcher sich schon im ersten Theile dieses Werkes als ein tüchtiger, keiner Art der Illusion nachgehender Beobachter bewährte, hat in den beiden neuen Bänden mit einer, wo möglich noch grösseren Streue der Wirklichkeit das jetzige spanische Leben auf seinen sittlichen und politischen Auflösungsstufen vorübergeführt.

Der zweite Theil, „Skizzen aus Valencia und Murcia“ enthaltend, schildert besonders das spanische Provinzialleben, das Räuber- und Abenteuererleben des Gebirges in einem lebhaften Gemälde, und läfst darin ein seltsames Durcheinanderwirren gesetzlicher und unsatzlicher Zustände an uns vorbeiziehn. Der berühmte Räuber Jaime Alfonso, der zur Zeit der Parteiungen von 1820 auch in den politischen Bewegungen eine gewisse Rolle spielte, oder wenigstens nicht ganz ohne Antheil an denselben bleiben konnte, da die Wichtigkeit eines grossen Räubers in Spanien zu bedeutend ist, um ihm nicht von Seiten der Parteien eine Rolle aufzumuthigen, füllt mit seinen interessanten Schicksalen und Thaten den grössten Theil des starkbelebten Buches. Ein Räuber seiner Art geniefsst nicht mit Unrecht einen weitverbreiteten Heldenruhm im ganzen Lande, und man sieht ihn und Seinesgleichen, die sich als öffentliche Charaktere geltend zu machen wissen, die Rolle der weiland fahrenden Ritter in Spanien mit nicht nachgebendem Heroismus unter den veränderten Verhältnissen vertreten. So entsteht ein solches Gemisch von Spitzbüberei und Heldenthum, Verschmitztheit und Rechlichkeit der Gesinnung, Gesetzeshohn und principienmäfsiger Ehrenfestigkeit des Handwerks, wie es in diesem Barbudo meisterlich dargestellt ist, indem man aus dieser Mitte heraus zugleich trefflich das Thun und Treiben der niedrigeren Klassen des Volksebens überblickt und seine Meinungen, Sitten, Vorurtheile, sein abglühendes Behelfen und Befreunden mit diesen Zuständen der Ordnungslosigkeit kennen lernt. Wenn wir der Darstellung des Hrn. Huber auch etwas mehr Gedrängtheit und Durchbildung, und etwas weniger Willkür-

Leblichkeit wünschen, so müssen wir doch, sonst seiner frischen, lebenden, gewitzigten Zeichnung, die oft gerade durch ihre Kunstlosigkeit Alles am wirksamsten und mit dem Zauber lebendiger Wahrheit hervortreten läßt, vollkommene Anerkennung widerfahren lassen. Eine interessante Beilage zu diesem Theile ist die ihm vorausgeschickte Abhandlung: „Ueber landschaftlichen Charakter und Bau der Iberischen Halbinsel“, die manche ganz neue Anschauungen der landschaftlichen und geographischen Structur Spaniens darbietet.

Der dritte Theil, von welchem die erste Abtheilung vor uns liegt, behandelt ausschließlich die politischen Parteikämpfe unter Ferdinand VII., deren Verwickelungen mit großer Klarheit und Anschaulichkeit auseinandergesetzt sind. Die novellistischen Verhältnisse, die ihnen zur Einfassung dienen, verrathen ein nicht gewöhnliches Darstellungstalent, das sich in diesem Theile überhaupt reger und kunstmäßiger entfaltet hat, als in den beiden vorhergehenden.

Th. Mundt.

CXIX.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung. Halle, bei Eduard Anton. 1833. XII u. 177 in 8.

Unter allen jüngeren deutschen Historikern der gegenwärtigen Zeit, ist uns Hr. Leo immer als der bedeutendste, wegen gewisser Eigenschaften vorgekommen, die, wenn sie auch an sich eben nicht die höchsten eines Geschichtschreibers sind, doch in unserer gesinnungslosen Zeit hervorstechend erscheinen. Wir rechnen dazu die entschiedene Färbung, die er seinen Bildern zu geben weiß, die derbe Kraft, die er in Darstellungen und Ausdrücken an den Tag legt, so wie auch bisweilen sogar das rücksichtslose Aussprechen von Ansichten, die Andere verschweigen oder verdecken würden. Es ist bei ihm nichts von jener musikalischen Kleinmüthe zu finden, die Manchen zu Ruf und hohen Ehren gebracht, nichts von jenen ertödtenden Abstractionen, in welchen Andre ihre Gestalten vergehen lassen, sondern Alles hat hier Farbe, Leben, Frische und Anschauung, und wenn wir uns freilich zu den Ansichten die oft kund gegeben werden, auch nicht bekennen dür-

fen, so ist gewiß, daß sie als existirende Wesen Anerkennung verdienen.

Aus dem Gebiete der Geschichte aber, auf welchem Einsichtigkeit, Parteilichkeit und kecke Entschiedenheit nicht allein verziehen und ertragen, sondern bisweilen sogar gelobt werden müssen, tritt Hr. Leo jetzt auf ein anderes, durchweg allgemeineres, das anerkanntermaßen dem Gedanken allein angehört, dem die Geschichte mehr ein Beispiel als eine Grundlage ist, und dessen Boden lediglich der Aether der reinen Vernünftigkeit genannt werden kann. In dem Bereiche der Staatsphilosophie kommt es weder auf Liebe und Haß, auf geistreiche Capriolen, auf entschiedenen Willen, noch auf die Erklärung, daß man jenem entgegengetreten, diesem sich widersetzen wolle, an, sondern hier hat man es mit Begriffen, und nicht mit Anschauungen, mit Ideen und nicht mit Vorstellungen zu thun. Wenn wir auf diesem Gebiete Hrn. Leo entgegengetreten, so geschieht es, weil wir uns vorzüglich auf demselben umgesehen haben, weil Hr. Leo eine besondere Wichtigkeit auf diese Studien und Skizzen (S. Vorwort S. 1. 2) legt, und weil häufig die unbegründete Meinung des Publicums den Verf. und Referenten, als einer philosophischen Ansicht theilhaftig nennt, was am Besten durch diese Anzeige widerlegt werden kann.

Schon der Titel des Buches, Naturlehre, oder Physiologie des Staates muß hier ernster betrachtet werden. Denn es handelt sich nicht etwa um eine bloße Vergleichung der Natur und des Staates, wie sie der Verdeutlichung wegen, häufig vorgenommen werden kann, und auch wohl dem Refer. oft einfahren ist, sondern um eine Verlegung des stählernen Bodens aus dem Gebiete des Geistes und Gedankens, auf das einer äußerlichen Nothwendigkeit, dem sich das „Auge des Beobachters“ allein zu nähern hat. (S. 3). Die Staaten, in welchen „Menachen dazu gezwungen sind, Regeln für gesellschaftliche Verhältnisse ohne Rücksicht auf Hergesbrachtes, aufzustellen“, werden, obgleich zugegeben ist, daß man auch hier nicht ganz willkürlich verfahren kann, (S. 4) als mechanische Staaten den organischen gegenüber bezeichnet, deren „Regel aus dem Gesamtleben ihrer Glieder natürlich hervorgehen“ soll. (S. 4). Es ist also nicht der Organismus, und zwar in jedem Staate, der etwa als das natürliche Element desselben betrachtet wird, sondern, was der freie Geist schafft, hervorbringt und am Veralteten ändert, wäre es

auch selbst, was immer der Fall ist, eine historische Thatsache, wird aus dem Bereiche dieser Natürlichkeit verwiesen, die somit lediglich eine äußerliche und gedankenlos für sich bestehende ist. Der Staat soll nach Hrn. Leo „um so reiner ein Kunstwerk göttlichen Ursprungs sein“ je „natürlicher“ noch seine Entwicklung bleibt (S. 1). Nun aber ist kein Staat, und wir bitten um Erlaubniß, uns des Ausdrucks des Hrn. Leo bedienen zu dürfen, selbst kein naturwüchsiger, dem Boden der Natur, sondern lediglich dem des Geistes entsprossen. Jeder Staat ist wesentlich gemacht, weil die Hervorbringungen des Geistes nicht geschaffen, sondern erst zu schaffen sind. Nun ist freilich auch für diese geistigen Schöpfungen eine Vernunft und Nothwendigkeit vorhanden; sie sind nicht willkürlich und zufällig, aber diese Nothwendigkeit kann nicht mit der äußerlichen der Natur verwechselt werden: es ist eine Nothwendigkeit der Freiheit, die nicht bloß ihre gegebene, sondern auch in diesem Gegebenen als vernünftig zu erkennende Geschichte hat. Dieses eine Wortchen „Freiheit“, das Hr. Leo, wenn er vom Staate spricht, niemals gebraucht, und dem er als Boden, eine Natur, ein göttliches Kunstwerk u. s. w., substituirt, ist auch die große Scheidewand, die ihn von der wahren Betrachtung des Staates trennt, und in jedem Gemachten eine leere Hohlheit erblicken läßt, die ihn gespensterartig ansieht, und zu dem Einfachen, Ursprünglichen, und, wie er sich ausdrückt, Natürlichem zurückweist. Denn auch der Titel eines göttlichen Kunstwerks für den Staat, was mit der Naturwüchsigkeit übrigens identisch sein soll, ist ein durchaus unbrauchbares Surrogat für die Freiheit. Man kann den Staat, man kann Alles, wenn man will, göttlich nennen, aber in der That gleicht es kein von Gott anders, als durch die Menschen und ihre Freiheit gemachtes Kunstwerk. Dies ist aber nur Kunstwerk, in so fern es die Natur bezwungen und vergeistigt, in so fern es die Materie zum lebenden und den Geist empfangenden Stoff herabgebracht hat. Ein naturwüchsiges Kunstwerk wäre eben die unterste Gattung, die indische Pagode, die auch Hr. Leo dem Apollo von Belvedere nicht wird vorziehen wollen. Nicht minder aber sind naturwüchsige Staaten, die anfangenden, noch ungeistigen, und deswegen kindlichen, patriarchalischen und unvollkommenen Staaten.

Was übrigens hier von dem Titel und der Grundlage des vorliegenden Buches gesagt werden mußte, bezieht sich auch auf seinen weiteren Inhalt. Wer nicht vom Begriffe der Freiheit beim Staate ausgeht, kann auch die Abtheilungen und Gliederungen, welche diesem Begriffe entsprechen nicht billigen. So erfahren wir z. B. (S. 4) daß die sogenannte Theilung der Gewalten ein Staatsunsinn sei, den man öfter als Sprachtanz ins Leben zu stellen versucht habe. So sind die Abtheilungen der Staaten, nicht etwa der geschichtlichen Entwicklung des Freiheitsbegriffes entnommen, sondern der zufälligen Anschauung, die von Stimmung, Leidenschaft und augenblicklichen Anregungen abhängig ist. Wie zufällig eine solche Anschauung ist, mag der Hr. Verf. aus seinem eigenen Geständniß ersehen, wonach ihm die jüdische Theokratie früher als etwas politisch Widerwärtiges erschien, das sich ihm jetzt aber zu etwas politisch Verehrungswürdigem verwandelt hat. (Vorwort S. VI. VII). Die schon von uns erwähnte Abtheilung der Staaten in mechanische und organische gehört hieher. Das Wesen der mechanischen Staaten im Gegensatz der organischen, wird so bezeichnet, daß in diesen ersteren „ein einzelnes entweder von Natur „mächtigeres, oder von den natürlich mächtigeren Staatsgliedern als wichtiger anerkanntes Interesse gegeben „ist und alle Gliederung sich diesem Interesse durch „äußeren Zwang fügt“ (S. 5). Nun aber kommt unmittelbar darauf eine andre Abtheilung in systematische und unsystematische Staaten, und unsystematische sollen eben solche sein, wo eine Richtung so vorherrscht, daß alle anderen Richtungen des Lebens von ihr politisch unmündig gemacht werden. Im Grunde werden also so ziemlich mechanische und unsystematische Staaten zusammenfallen, und dieser letztere Unterschied, der nach dem Hrn. Verf. für die Betrachtung öffentlicher Verhältnisse von der höchsten Wichtigkeit sein soll, zeigt sich somit als ein ganz zufällig entstandener, der nur die Bedeutung des Einfalls an sich trägt. Man könnte eben so gut statt systematischer und unsystematischer Staaten einseitige und mehrseitige setzen, und die Abtheilungen der Staaten würden demnach nicht weniger willkürlich als die juristischen Unterscheidungen der Contracte sein, die ebenfalls in der Regel nach äußerlichen Griften, und nicht nach ihrem Inhalt gegliedert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

N^o 80.

J a h r b ü c h e r

f ü r

w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

November 1833.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Nicht minder kann man dieselbige Abstraction in demjenigen sehen, was Hr. Leo als Element des politischen Lebens hinstellt. *Heerden, Land, Geld* im weitesten Verstande, *Philosophie, Sieg der Waffen, Furcht vor geistigem Verlust*, sollen die Grundlagen sein, worauf die unsystematischen Staaten erbaut sind (S. 7), während aus dem Kampf dieser verschiedenen Elemente der organisch-systematische Staat hervortritt (S. 23). Da nun aber die Bedeutung dieser Elemente zu den verschiedensten Zeiten wiederkehrt, und Hr. Leo sich selbst später genöthigt sieht, die abweichenden Richtungen des Grundeigenthums der Goldherrschaft und des Militäirstaates zu bezeichnen, so folgt von selbst, daß die Angabe dieser Elemente für den Staat von untergeordnetem Werth ist, und daß es nicht sowohl darauf ankommt, was sie sind, als was aus ihnen gemacht ist. Napoleons Reich ist wie die Herrschaft der Römischen Imperatoren ein Militäirstaat, aber wie verschiedenartig sind diese Staaten rücksichtlich des Freiheitsbegriffes, der ihre Pulsader ausmacht: der Fanatismus herrscht in Robespierres Staat, wie in dem der Puritaner, aber wie weit sind die religiöse Bibelmyth und die atomisirende Gleichheit auseinander. Es ist mit der abstracten Angabe solchen Inhalts der Staaten, als wenn man heute noch die Regierungsformen nach dem alten Schema von Monarchie, Aristocratie und Democratie abtheilen wollte, und überhäufig wie diese quantitativen Unterscheidungen qualitativ geworden, und mehr oder minder zu Momenten jedes Staates herabgezunken seien. Wer solche Blöcke und Größen wie Geld, Sieg Furcht u. s. w. als den entscheidenden Inhalt der Staaten setzt, handelt auf dem geistigen Gebiete nicht minder abstract, als

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

als wenn jemand auf dem natürlichen die Pflanzen nach der Zahl der Stämme, und die Säugethiere nach dem Vorderzähnen abtheilt. In allen solchen Distinctionen liegt ein äußerlicher Sinn, und die unphilosophischen Gemüther freuen sich alldann einen Stock zu haben, woran sie sich halten können.

Eben so dürfen wir uns wohl gegen Hrn. Leo erheben, wenn er uns die Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaft der Physiologie des Staates angibt (S. 24–50). Die Quellen der Physiologie des Staates sollen nämlich die Phänomenologie des Geistes und die Universalgeschichte sein. Nun ist es freilich sonderbar, daß die Physiologie des Staates einen so ganz andern Boden, wie die Philosophie desselben hat. Wenn aber die Literatur und die Hülfsmittel dieser Physiologie des Staates auf vier Erscheinungen reducirt werden, und zwar auf Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu und von Haller, so sei es uns erlaubt, dagegen einzusprechen, und zwar sowohl im Interesse einiger der hier Genannten, als auch zum Besten der sonst gar zu dürftig scheinenden Physiologie des Staates. Denn daß Aristoteles etwa den Menschen für ein politisches Thier erklärt, oder seinen Gedanken über die Staatsformen, die wirklichen Verfassungen, die er verfindet, zu Grunde legt, oder endlich gegen Platon's idealen Staat polemisirt, kann ihn noch nicht zu einem Staatsphysiologen machen, sondern lediglich zu einem Philosophen, dem die Realität und Energie der Dinge, ein dem Gedachten selbst-inwohnendes Moment ist. Eben so wenig kann die praktische Staatswissenschaft Machiavelli's, der aus den gegebenen Verstandes- und Klugheitsregeln zusammensetzt, wie ein italienischer Fürst des sechzehnten Jahrhunderts, sich, um zu dazern, benehmen müsse, und anderwärts in seinen Abhandlungen über die erste Decade des Livius sich für die republikanischen Grundsätze des Althussem (Herr Leo meint, in diesen discorsi sei weit weniger wissen-

schaftliche Haltung, S. 36. 37) erklärt, für eine Staatsphysiologie genommen werden, da der bloße Nichtanspruch auf Philosophie, doch nicht schon an sich Philosophie ist. Nicht minder können wir es hingehen lassen, daß der große und ehrwürdige Montesquieu, der eigentlich mehr ein Staatenphilosoph als ein Staatsphilosoph genannt werden kann, dadurch, daß er für vier Staatsformen Principien aufstellt, und die Gesetze aus dem Zusammenhange ihrer Nothwendigkeit erklärt, zu einem Staatsnaturlehrer umgeschaffen wird. Schon der Titel seines Buches vom Geist der Gesetze könnte darüber Belehrung geben, daß er es mit einem Geist, und nicht mit der bloßen Natur dieser Gesetze zu thun gehabt hat, und dürfte ihn vor der unrichtigen Classification sichern, in die ihn Herr Leo trotz „seiner falsch gebauten Basis“, und „der in allen ihren Theilen schiefen Physiologie“ einzuordnen sucht. Nur bei Hrn. Karl Ludwig von Haller dürfen wir nicht das Geringste dagegen einwenden, daß ihn Herr Leo in den staatsphysiologischen Olymp einnimmt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir sonst wirklich nicht wüßten, wohin er zu bringen ist. Es ist dieses eine Vergötterung aus Noth, weil er unter den Staatsphilosophen nach dem berühmten Worte Hegels keinen Platz einnehmen kann, daß es zuviel gefordert sei, daß da zwei Gedanken zusammengebracht wären, wo sich nicht einer findet. Nach Hrn. Leo hat Haller bei manchem Spitzen und Uebertriebenen und trotz dem vom Verfasser mißbilligten Bestreben, den Staat auf privatrechtlichen Grundlagen zu erbauen, sehr viel Tüchtiges und Schönes in seinem Werke, man kann die segensreichsten Früchte daraus gewinnen; auf jeden Fall meine er es ehrlich und gut, und verdiene nicht entfernt die Verkettzerung, die man ihm fast allenthalben hat angedeihen lassen. Wir aber können zumeist begreifen, wie neben Haller, Plato, Spinoza, Kant und Hegel von der Physiologie des Staates haben ausgeschlossen werden müssen.

Herr Leo behandelt nun in dieser bis jetzt erschienenen ersten Abtheilung seines Buches lediglich die Elemente des Staates, und zwar in fünf Kapiteln, wovon das erste: der Mensch, überschrieben ist und von den Familienverhältnissen spricht, die andern aber das Grundeigenthum, das Geld, den Sieg, die Furcht und die Ansicht als Grundlagen des Staates darstellen. Das, was Hr. Leo im ersten Kapitel über die Ehe sagt, hat

vielen Beifall gefunden, und Referent hat schon mehrmals diesen Theil des Buches mit Lobpreisungen anführen hören. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß manche gute und treffende Bemerkungen, eine oft gelungene Charakteristik und im Ganzen eine stillliche Haltung hier anzutreffen sind. So ist z. B. die Ansicht (S. 55) vollkommen wahr, daß überall eigentlich eine Ehe vorhanden ist, „wo der Vater sowohl eine Verpflichtung hat, für die Kinder bis auf einen gewissen Grad Sorge zu tragen, als ein Recht auf ihre Thätigkeit.“ Denn das Concubinat in Rom, die *harragana* in Spanien sind sicherlich vollgültige Ehen, wenn auch Modificationen in den Rechten und Verpflichtungen eintreten mögen. Aber trotz allem, hier von uns Zugegebenen können wir uns mit der philosophischen Grundlage der Abhandlung nicht einverstanden erklären.

(Der Beschluss folgt.)

CXX.

Theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschiffahrt, ihre neuesten Verbesserungen und ihre Anwendbarkeit auf die Gewässer des Preussischen Staates. Nebst einem Anhang über Dampfswagen als Förderungsmittel auf gewöhnlichen Kunststraßen. Von Dr. L. Kufahl. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1830. XII u. 75 S. 8.

Der Gegenstand, welcher in der vorliegenden kleinen Schrift behandelt ist, verdient seiner ungemessenen Wichtigkeit halber unstreitig mannigfache Erwägung und Besprechung, und dennoch ist darüber bekanntlich öffentlich nicht gar viel, namentlich in Deutschland, verhandelt worden, noch weniger aber ist es mit der Beschränkung auf lokale Gewässer geschehen, wie es unser Vf. thut. Ist es daher zur Förderung einer so tief auf das Leben und den Verkehr influirenden Erfindung überhaupt wünschenswerth, sie oft und vielseitig betrachtet und behandelt zu sehen, so ist es nicht minder zu wünschen, daß diejenigen Modificationen aufgesucht und bestimmt werden, welche die Anwendung jener Erfindung in concreten Fällen bedingen, weil sie hierdurch dem Leben näher gerückt, und eine allgemeinere Einführung und Benutzung erst dadurch möglich gemacht wird. Unser Vf. war dazu um so mehr berufen, als er sich mit diesem Gegenstande nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch beschäftigt hat, und auf diesem Gebiete als Erfinder aufgetreten ist.

Das Buch ist, ohne den Anhang, in drei Abschnitte getheilt. Der erste beschäftigt sich mit der Bauart der Fahrzeuge, welche

durch Dampfkraft bewegt werden sollen. Es wird als Bedingung aufgestellt, daß es die der schnellsten Bewegung günstigste Form habe. Ueber diese ist indessen zu wenig gesagt, namentlich hätten die Versuche von Beaufoy, der gar nicht erwähnt ist, wohl eine specielle Berücksichtigung verdient. Der Vf. giebt das Mäximum nur ganz allgemein an, nämlich die Form desjenigen Schiffes, welches zu seiner Fortbewegung die geringste Kraft benützt. Wie diese Kraft für jeden gegebenen Fall zu berechnen sei, hat er übergangen; uns scheint das nicht gut gethan. Allerdings ist die Berechnung des Widerstandes, den das Schiff zu überwinden hat, für den größten Theil der Leser zu schwierig; auch ist uns nicht unbekant, wie weit das Resultat solcher Rechnungen oft von der Wahrheit abweicht, da die Bedingungen, an welche ein schnelles Segeln des Schiffes, d. h. der verminderte Widerstand des Wassers, geknüpft ist, noch lange nicht genügend gekant sind. Beim Schiffbau finden sich Erfahrungen genug, welche beweisen, daß das Schnellschiff gar oft an Bedingungen geknüpft ist, welche damit in gar keinem Zusammenhang zu stehen scheinen, und welche wohl werth sind, daß ihnen die Physiker eine größere Aufmerksamkeit als bisher schenken möchten. Schwächen solche Erfahrungen auch das Zutrauen zu jenen Berechnungen, so gewähren diese dennoch in den meisten Fällen einen genäherten Werth, der immer besser ist, als eine bloße Schätzung, nach welcher jetzt allein die Stärke der erforderlichen Dampfmaschine bestimmt werden muß, und eben deshalb hätten die Grundsätze einer solchen Berechnung nicht ganz übergangen werden sollen.

Was der Vf. sonst über die Bauart, namentlich der Flusdampfboote sagt, scheint sehr zweckmäßig zu sein, und nimmt besonders Rücksicht auf die Wassertiefe der Elbe, Oder und der dazu gehörigen Nebenflüsse in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit. Er hält es nicht für unmöglich, selbst für die Oder ein Bagairdampfboot zu construiren, und giebt dessen Einrichtung und Dimensionen an. Auf die Kanäle des Preussischen Staates hält er die Dampfschiffahrt nicht für anwendbar. Als die zweckmäßigste Takelage für Dampfschiffe empfiehlt er die Schoonertakelage mit einigen Modifikationen.

Im zweiten Abschnitte wird von den Dampfmaschinen und ihrer für die Schiffahrt zweckmäßigsten Construction gehandelt. Ehe er dieselben beschreibt, entwickelt er in sehr einfacher und lobenswerther Weise die wesentlichsten Eigenschaften des Dampfes, und geht dann zu den Maschinen selber über, deren Haupttheile zwar nur kurz aber deutlich für den angegebenen Zweck, der nicht völlig unbekant mit ihnen ist. Der Vf. redet besonders den Hochdruckmaschinen das Wort, und will sie vorzugsweise bei Dampfschiffen angewendet wissen, indem er die Furcht vor Gefahr bei ihrem Gebrauche Vorurtheilen zuschreibt, zu welchem Ende er speciell untersucht: worin diese Gefahr bestehe, und ausführlich zeigt, daß sie nur unter seltenen und leicht zu vermeidenden Umständen eintreten könne. So behersigenswerth auch das ist, was der Vf. darüber sagt, so wird er hierin doch schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, dafern nicht Röhrenkessel angewendet werden, welche auch der Vf. mit Recht allen anderen vorzieht, ja selber ein von ihm erfundenes

Röhrensystem ankündigt, welches bei nicht mehr als 6 Fuß Breite und Höhe und 9 Fuß Länge für den Bedarf zweier Hochdruckmaschinen, deren jede mit 25 Pferdekraften arbeiten kann, hinreichenden Dampf erzeugen soll, der im Kruzer mit nicht ganz 5 Atmosphären drückt, auf den Kolben aber durch eine eigene Einrichtung mit einer Kraft von 8 Atmosphären wirken wird, und ganz gefahrlos sein soll. Da der Vf. nur die Eigenschaften eines solchen Kessels, nicht aber seine Einrichtung angiebt, so läßt sich für jetzt darüber nicht urtheilen. Er zeigt, wie viel einfacher, Raum und Last ersparend, die Maschinerie bei hohem Drucke sei, — ein Umstand von Wichtigkeit bei Flussschiffen, — und wie vorthellhaft sich die Expansion des Dampfes dabei benutzen lasse. Namentlich ist die von ihm erfundene Maschine: eine Expansionsmaschine, welche nach seiner Angabe nicht allein mit $\frac{1}{4}$ weniger Brennstoff eben so viel Dampf als jede andere Maschine liefert, sondern auch einen nutzbaren Effekt hervorbringt, der um $\frac{1}{4}$ größer sein soll, als derjenige, welchen die besten nach Evans-Systeme gebauten Maschinen gewähren. Zwei Maschinen dieser Art sollen auf einem Eisdampfschiffe angewandt werden, und sind, nach der Vorrede, schon gebaut.

Der Vf. erklärt sich ferner für Maschinen mit liegendem Cylinder, und beseitigt die gegen eine solche Einrichtung gemachten Einwürfe etwas ungenügend. Nur für Seedampfboote hält er stehende Cylinder für zweckmäßiger. Auch erklärt er sich bei Flusdampfschiffen gegen die Anwesenheit eines Condensors. Er will ferner für jedes Dampfboot zwei an der nämlichen Kurbelwelle arbeitende Maschinen, deren Kurbeln im rechten Winkel zu einander stehen, so daß, wenn der erste Kolben seinen höchsten, den sogenannten todten Punkt erreicht hat, der zweite schon wieder im Niedersteigen begriffen ist, und dem ersten darüber hinweg hilft. Obgleich zwei Maschinen immer schwerer sind, als eine von derselben Kraft, so glaubt der Vf. doch, bei einer solchen Einrichtung die Schwungräder wegfällen lassen zu können. Ob dies bei Expansionsmaschinen möglich ist, werden erst Versuche entscheiden müssen; allein wenn sich dieser Vorschlag bewährt, gebührt dieser Einrichtung unstreitig der Vorzug vor den bisherigen. — Es folgen nun Angaben über die Dimensionen, den Dampfverbrauch und die Kräfte mehrerer nach dem Principe des Vfs. gebaueter Dampfmaschinen für projectirte Dampfboote, von welchen letzteren die Größenverhältnisse schon früher angegeben wurden, und einige isolirt stehende praktische Vorschriften für Einzelheiten.

Der dritte Abschnitt handelt von den Triebvorrichtungen, und beschreibt zuerst die gewöhnlichen Schaufelräder. Es wird hier gesagt: nur so viel Schaufeln würden angebracht, daß sie nie mehr als eine sich im Wasser befinde. Dies ist indessen undeutlich ausgedrückt. Die Räder sind theils so gebaut, daß wenn die eine Schaufel senkrecht in das Wasser hängt, die beiden benachbarten eben die Wasseroberfläche berühren, so daß bei dem Drehen sich zwei Schaufeln durch das Wasser bewegen, theils so, daß zwei Schaufeln unter das Wasser tauchen, und die beiden benachbarten die Oberfläche berühren, wo dann bei der Drehung drei Schaufeln im Wasser arbeiten. Jene erstgedachte Vorschrift würde offenbar eine zu kleine Zahl von Schaufeln ergeben. Es heißt

ferner im Buche: „die Dimensionen der Räder sind natürlicher Weise nach der Größe des zu bewegenden Schiffes und nach der Kraft der Dampfmaschinen verschieden. Sie halten in der Regel zwischen 10 und 20 Fuß im Durchmesser. Die Länge der Schaufeln so wie ihre Einsenkung werden aber gewöhnlich nicht sowohl nach Grundsätzen, als nach Gutdünken bestimmt.“ Darin hat der Vf. ohne Zweifel recht; aber es ist nicht gut, daß es so ist. Eine selbst oberflächliche Betrachtung zeigt, daß Größe und Form des Fahrzeuges nebst der Last die Eintauchung bedingen, und daß diese in Verbindung mit dem verigen den Widerstand des Wassers nach den verschiedenen Seiten berechnen lassen. Hieraus wird der Durchmesser der Räder, die Zahl und Größe der Schaufeln und die Tiefe der Eintauchung zu bestimmen sein, für welche Größen bei dem bekannten Widerstande in jedem gegebenen Falle ein Maximum der Wirkung, wenn auch nur annähernd, gefunden werden kann, aus welchem sich alsdann die Kraft der erforderlichen Dampfmaschine, und hieraus die Geschwindigkeit des Fahrzeuges mit und gegen den Strom bei bekannter Geschwindigkeit der Strömung ergeben muß. Da es unserem Vf. nach der Verrede darum zu thun ist, nämlich und doch genau über einen Gegenstand zu unterrichten, bei dem es fast noch überall an positiven Grundsätzen fehlt, so wäre es sehr dankenswerth gewesen, wenn er den Zusammenhang der vorgedachten Hauptmomente in soweit nachgewiesen hätte, daß dabei das bloße Gutdünken zu einem Wissen erhoben worden wäre, denn gerade hier sind positive Grundsätze besonders wünschenswerth. Was über die Bestimmung der Schaufelfläche der Räder gesagt ist, ist ganz unzureichend, und muß es sein, da die zu bewegendes Last und der zu überwindende Widerstand dabei gar nicht berücksichtigt sind, und ganz aus der Betrachtung herausfallen. Manches, was auf die Bestimmung störend einwirkt, wie namentlich Strömung und Luftdruck, läßt sich ebenfalls berechnen, und wenn auch die Fehler nicht innerhalb einer engen Gränze eingeschlossen sind, so tritt man doch der Wahrheit dadurch näher als durch ungefähre Schätzung. Wir müssen daher bedauern, daß es sich unser Vf. ver sagt hat, darauf einzugehen, was ungeachtet seiner Ansicht, daß Schaufelräder ein sehr mangelhafter Bewegungsapparat seien, nützlich gewesen wäre, da ein sehr großer Theil der Dampfboote auch künftig noch damit versehen sein wird. Er führt das, was sich gegen Schaufelräder überhaupt sagen läßt, kurz an, beschreibt dann die Versuche Anderer, durch Wasserschrauben und ähnliche Vorrichtungen Dampfschiffe zu bewegen, und kommt so zu seinen eigenen Versuchen mit der von ihm construirten Wasserschraube, deren Erfolge er sehr rühmt. Der Apparat ist jedoch, — unstreitig aus nicht zu mifbilligenden Gründen, — so unvollkommen beschrieben und abgebildet, daß eine Beurtheilung seiner Wirkungen hiernach nicht möglich wird. Die Wasserschraube besteht aus einer eisernen Achse, an welcher zwei, drei, vier oder mehrere schraubenförmig gewun-

dene verhältnißmäßig breite Hydroblättern aus Eisenblech mit starken eisernen Stäben befestigt sind. Er hat mit denselben verschiedene und gelungene Versuche angestellt, und setzt die Vortheile seiner Erfindung gut auseinander. Schon ist ein 50 Fuß langer und 10 Fuß breiter Dampfboot gebaut, welches bei einer Maschine von nur 2 Pferdekräften mit Hilfe dieser Wasserschraube in jeder Minute 840 Fuß zurücklegt, welche Geschwindigkeit aber bei hinlänglicher Dampfkraft bis zum Außerordentlichen gesteigert werden kann. Ist letzteres wirklich der Fall, so ist die Erfindung des Vfs. von großer Wichtigkeit, und für die Dampfschiffahrt von unerschätzbarem Werthe; er verdient dann die größte Empfehlung, in seinen Bemühungen fortzufahren, um so mehr, als die bisherigen anderweitigen Versuche mit Wasserschrauben, wie er selber anführt, sehr ungünstige Resultate ergeben, diese Apparat aber nicht bloß die Stelle der Schaufelräder ersetzt, und die großen Nachtheile, welche aus der Benützung der Dampfschiffe auf Flüssen in den Weg stellen, beseitigt, sondern es, nach unserm Vf., sogar an Wirkamkeit bedeutend übertrifft. Will letzteres möglich ist, vermag man bei der ungenügenden Beschreibung des Apparates nicht einmischen, um so weniger, als die Hintertheile angebrachte Schraube im Kielwasser des Schiffes eingebettet. Es ist aber sehr zu wünschen, daß die Gründe bald gehoben sein mögen, welche den Vf. bewegen haben, bei seiner Beschreibung nicht in das Detail zu gehen, und er dann seine Erfindung ausführlicher mittheile. Jedenfalls verdient sie eine unparteiische Prüfung, und diese wird ihr um so eher werden können, als er bereits dafür gesorgt hat, die Erfindung praktisch wirksam werden zu lassen, indem schon zwei Dampfschiffe nach seiner Construction gebaut sind, welche ihre Fahrt begannen haben. Wir wünschen seinen in jedem Falle dankenswerthen Bemühungen einen glücklichen Erfolg.

Der Anhang handelt von den Bedingungen, unter welchen Dampfmaschinen auf gewöhnlichen Chauxsees gebraucht werden können, und enthält im Wesentlichen nichts Neues, ist aber nützlich, um auf die dabei zu beobachtenden, nicht geringen Schwierigkeiten erschlüssend einzugehen. Manche derselben sind bereits angegeben. Indessen hält der Vf. die Sache für ausführbar, und will auch darüber neue Versuche anstellen, über welche er zur Zeit Bericht erstatten wird. Wir sehen demselben mit Erwartung entgegen.

Das vorstehend Gesagte ergibt, daß das Buch keine vollständige Abhandlung über die Dampfschiffahrt im Allgemeinen, sondern nur Betrachtungen, Bemerkungen und Andeutungen, diesen Gegenstand betreffend, enthält. Indessen sind diese überall kundig und theilweise neu und eigenthümlich, so daß wir dieselben allen, die sich für diesen Gegenstand interessieren, als höchst beachtenswerth empfehlen können.

Klöden.

November 1833.

Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates, von Dr. Heinrich Leo. Erste Abtheilung.

(Schluß.)

Schon die Abtheilung der Ehen in die natürliche, sittliche und unsittliche ist falsch, weil es keine unsittliche Ehe giebt. Gäbe es eine, so würde sicherlich die natürliche so zu nennen sein, die ein Dienstverhältniß durch Kauf der Frau begründet, die Ehe der Naira, von der Hr. Leo so oft spricht, kurz die patriarchalische Ehe, die sich in den Staaten des Orients vorfindet. Denn in welcher Form die Ehe sich auch gestalten mag, wie natürlich, oder überspannt subjectiv sie sich auch darstellt; sie ist immer Sitte, und das Unsittliche wäre nur das mehr oder minder Sittliche, das näher beschrieben und bezeichnet, und nicht mit dem einen Worte unsittlich angegeben werden kann. Auf keinen Fall aber ist die sogenannte sentimentale Ehe, die aus „schwächlicher Humanität entsprungen ist“, und unter welchem Wappenschilder sich im vorigen Jahrhundert „alle Klatschbrüder und Schwammherzen „aus der gelehrten Welt Deutschlands und Frankreichs „zu einer edlen Rittergemeinde vereinigten“, eine unsittliche. Sie ist höchstens der Ausdruck der untergeben, sich verflüchtigenden, und zu moralischer Subjectivität sich herabbringenden Sittlichkeit; sie verdient erklärt und mit den Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts in Verbindung gesetzt, nicht aber mit solcher Säure, wie Hr. Leo ihut, verfolgt zu werden. Was haben ihm die armen Mädchen gethan, über die er sich beklagt, daß sie nicht so „viel Mühe“ hätten, als „ordentlicherweise ein Quartaner“ und doch zu „gesellschaftlichen Präensionen berechtigt sein wollen“, da ja durch den Besuch von Quarta diese Ansprüche sicherlich nicht allein erworben werden? Nicht minder falsch ist es, wenn die Ehe mit einer Mitgift ab-

seiten der Frau, wie sie sich in Griechenland, Rom, oder in den italiänischen Staaten des Mittelalters findet, zu den natürlichen Ehen gerechnet wird. Denn jede Ehe, worin die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und in einem selbstständigen eingebrachten Vermögen diese Freiheit bestätigt, ist eine wahrhaft sittliche Ehe, wenn auch diese Sittlichkeit allerdings noch äußerlich ist, und nicht in der ineinandergreifenden Liebe ihren reineren, innerlichen Kern und Mittelpunkt hat. Was die Sittlichkeit des Alterthums im Staate ist, das findet sich auch in der Ehe desselben. Es sind äußerlich objective Gestalten, in die der Hauch des subjectiven Geistes noch nicht gedungen ist, aber von der Natürlichkeit sind sie nicht minder befreit, was schon die feststehende und unwandelbar geltende Monogamie beweist. Wenn wir, statt der Trichotomie des Hrn. Leo, die nur eine wirre Anschauungsabtheilung ist, eine andere substituiren dürfen, so würde die Ehe in folgende Unterschiede zerfallen: in die *natürlich sittliche* Ehe, das heißt, in die Form, worin die Frau einen Theil des Vermögens und Reichthums ausmacht, im Dienste, den sie leistet, besessen wird, und sich zum Manne als zu ihrem Herrn im Zustande der Slavinn befindet; dann in die *äußerlich aber frei sittliche*, wo die Frau als freie Bürgerin zum Manne kommt, und die Scheidung sowohl von ihr als vom Manne ausgeht, in welcher ein von der Frau eingebrachtes Vermögen, der Ausdruck und die Realität dieser Sittlichkeit ist, der Mann und die Frau aber noch nicht ein und dasselbe Ganze ausmachen: endlich in die *innerlich sittliche*: in welcher der Mann und die Frau nur *Hälften* des großen Ganzen der Ehe sind, in welcher das Vermögen der Frau als äußerlich nothwendig verschwindet, wo nicht mehr die Frau den Mann, sondern wie Tacitus sagt, der Mann die Frau dotirt, und somit in der Liebe als *Wittum*, das wiederhergestellt ist, was in der natürlichen Ehe nur als *Morgengabe* erscheint. Diese

letzte Form der Ehe kann man, wenn man will, die christlich germanische nennen. Aber auch von dieser Form ist nicht wahr, was Herr Leo an mehreren Orten behauptet, daß sie „von der katholischen Kirche zu allen Zeiten, allen anerkannt worden“ sei (S. 53) und daß diese allein den Satz siegreich durch Jahrtausende getragen „daß die Treue allein die Liebe mache, und „diese ohne jene nichts sei“ (S. 79). Die katholische Kirche hat vielmehr an dieser Ehe nur die äußerliche Fessel, das Band als Sacrament festgehalten, sich darum gar nicht gekümmert, was der Inhalt der Ehe, ob Treue, ob Liebe, ob Gleichgültigkeit sei, somit auf die etwaige Unangemessenheit des Bandes und dessen, was es enthalten soll, gar nicht gesehen und in der Unauflöslichkeit die Nichtbeachtung dessen, was in menschlichen Zuständen Wechselndes begegnen kann, decretirt. Daß diese Lehre aber nicht die wahre und einzige Ehe enthalten könne, wird am Besten daran gesehen werden, daß in katholischen Ländern gerade nicht die Ehe das heiligste, innerlichste und treueste Verhältniß ist. Eben so wenig wird gebilligt werden können, was Hr. Leo (S. 98, 99) bei Gelegenheit des Dienstverhältnisses in der Familie über die Sklaverei sagt. „Eine Demokratie mit gebildeter Erfüllung soll „nicht ohne Sklaverei zu denken sein“, und „wenn es „auch Sklavenverhältnisse geben könne, welche als un- „christlich und unmenschlich bezeichnet werden müssen“ so ließe sich doch „gegen die Sklaverei im milderen „Verhältniß“ weder vom christlichen „noch vom mensch- „lichen Standpunkt bei der notorischen Verschiedenheit „der Naturanlage und bei der notorischen Unfähigkeit „der Neger, selbstständig zu welthistorisch wichtiger Bil- „dung zu kommen, etwas sagen.“ Wir wollen uns hier auf Widerlegung dieser Ansichten nicht einlassen. Sie finden ihren Widerspruch in dem Gesamtgefühl der europäischen Menschheit, in dem reineren Verständniß des Christenthums, und wenn man es Aristoteles verzeihen kann, die Verschiedenheit der Menschen „respectirt“ zu haben, so dürfen wir sagen, daß ein solcher „Respect“, der das schändlichste Verhältniß vertheidigen oder beschönigen läßt, einem Historiker von der Größe des Hrn. Leo, schlecht steht, namentlich da er hierin mehr Hugo wie Aristoteles gefolgt zu sein scheint.

Wir haben schon oben auseinandergesetzt, in wie weit die Elemente, die der Verf. hauptsächlich betrach-

tet, zu wahren Begriffsgrundlagen des Staates dienen können, aber nebenbei muß doch gesagt werden, daß besonders in der Darstellung des Grundeigenthums, des Geldes und des Sieges, in den verschiedenen Abstufungen und Bewegungen, die diese Elemente gewinnen, sich ein solcher Reichthum nationalöconomischer und historischer Kenntnisse, und eine solche geistvolle Charakterisirung bewundern läßt, daß man nur bedauern muß, daß grade die wichtigste Einsicht, wie diese Elemente in unserer Zeit sämmtlich zu inwendigen Momenten des einen Staates geworden sind, nicht etwa widerlegt, sondern *brevi manu* mit einigen dürben Kraftreden abgewiesen wird. So ist Hr. Leo z. B. rückichtlich des Grundeigenthums auf den Standpunkt angelangt, die ländliche Bevölkerung in der Markgenossenschaft für die gesündeste zu halten (S. 119) und die Mobilisirung des Grund und Bodens, als das ideelle Verflüchtigen desselben von der Hand zu weisen, fernst im Gewerbe, die geschlossenen Abtheilungen, den ephemeren Interessen gegenüber, als die einzig wirkenden moralischen Erinnerungen festzuhalten, und endlich sogar über die allgemeine Militairpflichtigkeit loszuziehen, weil sie eine Folge ideokratisch revolutionärer Zustände sei, und weil Staaten, die solche Richtungen von sich abwehren wollen, sich nicht mit diesen Principien zu befreunden haben. Das eigentlich Unangenehme dabei soll sein, „daß die geborenen Soldaten, welche in der „Regel inmitten des bürgerlichen Lebens als *Wildfänge* „erscheinen, keinen Platz des Behagens mehr im Heere „finden“, daß, „der Bauer nicht mehr in dem ihm noth- „wendigen *Schimmel* bleibt“ und zu einem „raisonni- „renden und bürgerlich speculirenden Kerl“ wird (S. 158). Daß nun endlich der Staat der Ansicht, die Ideokratie, wie sie der Verf. nennt, weder der Neigung, noch der Geistesrichtung desselben entsprechen kann (S. 170–177), ist aus dem vorher Mitgetheilten schon klar genug hervorgehend.

Wir trennen uns von dem vorliegenden Buche, und zwar müssen wir sagen, sowohl aus alter Freundschaft für den Verf., deren Erinnerung uns heilig ist, wie auch aus wahrer Hochachtung für sein großes Talent, mit inniger Welmuth. Ein Historiker, der sich für seine Zeit abschließt, der für die großen und noch gährenden Gestalten der Gegenwart, keine Empfänglichkeit haben will, muß nothwendig dazu gelangen, auch von der Zeit am Ende, trotz vielfacher Productivität,

übersehen, und nur von einer Minorität rückstrebender Deutschen anerkannt zu werden. Das Mittelalter bricht und kracht jetzt seit fünfzig Jahren; wenige seiner Institutionen halten noch, und werden als nicht ausgereutete Mißbräuche bezeichnet: überall tritt statt der Breite des Gegenstandes die Schärfe der Ansicht hervor, und erhebt sich neue und ihr angemessenere Formen. Will Hr. Leo uns durch poetische Schilderungen und derbe Klagelieder zu dem Leben, dem wir entstiegen sind, zurückführen? oder will er es nicht, nun so werden seine Ausbrüche der Unzufriedenheit selbst das Schicksal des Beklagten haben. Seine Absicht ist, wie er (S. 24) sagt: Staaten, wie das deutsche Reich, vor seiner Auflösung, England und Schweden, wie sie jetzt sind, gegen diejenigen Staaten zu erheben, welche einem einfachen Principe gehorchen. Aber das deutsche Reich war lange todt, ehe es gestorben war. England entwindet sich langsam seinem mittelalterigen Wust, und wird Hr. Leo seit fünf Jahren durch die Aufhebung der Testacte, durch die Emancipation der Katholiken, durch die Reform, durch die Veränderung des Zehntgesetzes, durch die irische Kirchenbill, durch die französische Allianz bewiesen haben, nach welcher Richtung es kräftig hinausstrebt. Endlich hat Schweden, ein protestantisches Spanien, seinem erhaltenen evangelischen Mittelalter das zu verdanken, daß es, eine Macht dritten Ranges, der That und dem Rechte nach, von allen europäischen Fragen seit mehr als einem Jahrhundert ausgeschlossen ist. Ist es etwa diese Zukunft, die uns Hr. Leo bereiten möchte?

Eduard Gans.

CXXI.

Kritische Geschichte des Urchristenthums. Erster Band in 2 Abtheil. Philo und die alexandrinische Theosophie oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des Neuen Testaments durch August Gfrörer. I. Theil XLIV, 534. II. Theil 406 S. Stuttgart, Schweizerbart 1831.

Vorliegende Schrift erhebt sich über alle andern, die im vorigen Jahrhundert mit derselben Absicht, die Entstehung der christlichen Lehre geschichtlich zu erklären, geschrieben sind, durch die scharfe und bestimmte Aufstellung der streitigen Frage, was sie der vorgedruckten Entwicklung der Theologie selbst ver-

sanft, und durch eine scharfsinnige und eingehende historische Forschung, die jener Zeit, in der die subjective Ansicht sich zu vorröthig und unbedachtsam dem historischen Resultat vordrängte, unmöglich war. — In den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche betrachtet der Hr. Vf. die Richtung auf das Jenseits, auf das Reich der Hoffnung als den Mittelpunkt, aus dem eben so die Schriften des N. T. hervorgegangen seien, wie er den ersten Christen die Kraft gab, in der Versichtsleistung auf die Genüsse der verderbten Welt unerschrocken auszuharren und freudig in den Tod zu gehen. In der Arbeit der Kirche, seit der Veränderung ihres weltlichen Standpunkts unter Constantin, das Reich Gottes in die Wirklichkeit einzuführen, sieht er die Befremdung mit der Gegenwart, während die Hoffnung, mit der die jugendliche Kirche dem Jenseits sich zuwandte, zur Furcht und zum Schrecken geworden sei. Die Reformation habe dieselbe Scheu vor dem Jenseits beibehalten, aber indem sie das Princip, aus dem die päpstliche Kirche ihre Macht, jene Schrecken zu besänftigen, ableitete, die Tradition, verwarf und mit der Bibel sich in die ersten Anfänge der Kirche zurückflüchtete, habe sie die Objectivität und Continuität der Offenbarung verworfen und mit unaufhebarem Widerspruch nehme sie eben jene Bibel aus den Händen derselben Tradition, die sie so eben verworfen habe. Der Begriff der Offenbarung ist also der Stein des Anstoßes, an dem nach Hr. Gfr. alle Bemühungen der Kirche, sich in der Wirklichkeit zu consolidiren, zerfallen sind und ihn umgehend begiebt er sich auf den „heiligen“ Boden der Geschichte, um „das ganze Gewebe der Zeit, in welcher vor 19 Jahrhunderten unsere Religion entstanden ist, urkundlich darzustellen.“

Von dieser Darstellung nun bildet vorliegende Schrift den ersten Theil. Durch das Mittelglied besonders der Uebersetzung der LXX, der Sprüche Sirachs, der Fragmente des Aristobulus, der Weisheit Salomons, kommt der Vf. zu dem Maasse, der die Lehren, deren Hauptumrisse schon in jenen Werken sich zeigen und sich lange vor Christus in einer langen Kette der Ueberlieferung verfolgen lassen, zusammenfasste, zum Philo, dem Haupt der alexandrinischen Theosophie. Der *status rerum*, in den nun Hr. Gfr. Philo eintreten läßt, war folgender. In den Erzählungen des A. Test., in denen von einem Schauen Gottes die Rede ist, und Gott in leibhafter Gestalt in dem mit ihm identischen Engel Jehova's oder in der Wolkensäule als den Führer seines Volkes sich offenbarte, sah man die Reinheit Gottes gefährdet, denn man glaubte ihn darin mit der Materie, die man als das absolut Ungöttliche, Gott Entfremdete und als das Princip des Bösen betrachtete, in zu naher Berührung. In der engen und zu einzelnen Momenten eintretenden Beziehung auf das Endliche, auf ein einzelnes Volk und auf einzelne Personen sei das absolute Wesen nicht in sich abgeschlossen und bei der Beziehung auf das ihm Andre sei ein An- und -Für-sich-Sein nicht anerkannt. Um dies zu retten, versetzte man Gott als absolut unsichtbar in das Jenseits, so daß mit der Unsichtbarkeit Gottes und seiner Entfernung aus der unmittelbaren Berührung mit der Welt seine Unbegreiflichkeit folgte. Um diese Kluft zwischen Gott und der Endlichkeit auszufüllen, übertrug man alle Akte

der Offenbarung und alle Vermittlung zwischen Gott und der Welt einem Mittelwesen, dem man die Welterschöpfung zuschrieb, die Führung des jüdischen Volks und alle Begeisterung des Menschen. Man hatte also die Tendenz, das absolute Sein des göttlichen Wesens, seine absolute Autarkie und die Seligkeit seines an-und-für-sich-Seins anzuerkennen, und auf der andern Seite den Gegensatz, der durch dies beginnende Streben, Gott in der Reinheit und Klarheit seines bedürfnislosen Seins zu wissen, gegen die Endlichkeit entstand, dadurch zu heben, daß man alles Gute und Wahre auf die Energie des logischen Mittelwesens zurückführte.

Wenn nun Hr. Gfr. nachdem er diese Hauptlehre des Philo klar, lichtvoll und mit ausgezeichnete Anschaulichkeit dargestellt hat, sagt, daß sich im Ev. Johannis eine der Philonischen völlig entsprechende Lehre finde und es gerade der Hauptzweck seiner Arbeit war, zu zeigen, wie das Johanneische Evangelium und alle ähnlichen Theile der Bibel, aus derselben Quelle der damaligen Zeitansicht geschöpft haben und durchaus nichts anderes gelehrt haben, so wollen wir ihn zunächst nicht fragen, ob er mit den Produktionen des Philo das, was Johannes schrieb, auch zum „baaren Unsinn“ geworden sein läßt und mit der Verwerfung des Lobes das die „Sclavenhorde“ der Juden den Schriften des Philo sollte auch demgemäß die Liebe verwirft, mit der sich die größten wissenschaftlichsten Kirchenväter gerade dem Ev. Johannis zugewandt haben, und die Pietät, mit der sich die tiefsten christlichen Gemüther in den Sinn des Joh. Evangeliums hineinzudenken suchten. Auch die Frage wird Hr. Gfr. wenig anfechten, ob er denn dem N. T. dasselbe Schwanken und dieselbe Unsicherheit beimesse, mit der Philo den λόγος bald als selbstlose Kraft, die Creatur bald als aus Nichts geschaffen, bald als aus einem vorhandenen Stoff gebildet darstellt. Auch die Frage wird Hr. Gfr. zurückweisen, ob er nicht in der Lehre des Philo und seiner Zeit die Abndung der Fülle des Evangelii erkenne; denn Philo und Johannes sind ihm in ihrer Lehre vom λόγος völlig übereinstimmend und Eins. Die Untersuchung aber, deren Resultat jene Uebereinstimmung sein soll, glaubt er „mit einem ehernen Wall von Beweisen umgürtet und im Bewußtsein seiner wohlgeordneten historischen Entwicklung sieht er auf die herab, die ihren Hypothesen zu Gefallen bei einer Schrift, deren Uebersetzung aus einer andern Sprache sie genau erweisen möchten, von einer Urschrift sprechen, als hätten sie sie in ihrem Pulte liegen.

Philo aber und Johannes sind nicht dieselben. Johannes weiß den Logos auf absolute Weise bei Gott, Philo nur in Beziehung zur Schöpfung der Welt. Dafür spricht das ganze Werk *de mundi opificio* und der Ausspruch: *Pag. 5. edit. Marg. si δε τις ἐδαλῆσαι γυμνασίου χρήσασθαι τοῖς ὀνόμασι, οὐδὲν ἂν ἔπαρσεν εἶναι τὸν νεώτερον εἶναι κόσμον, ἢ τοῦ λόγου ἥδη κοσμοποιεῦντος*“ bildet so das Thema und Motto desselben, daß der λό-

γος erst ist, als Gott die Welt zu schaffen gesankt. Gott bedarf des λόγος nur, wenn er die Welt schaffen will, und dieser wird deshalb am Ende zu einem äußerlichen Mittel in der Hand Gottes, ein ὁργανον, τὸ δι' οὗ. Der Evangelist dagegen weiß von einer ganz andern Einheit des Logos und Gottes, er sagt von ihm, er „war“, er war im Anfang, er war bei Gott, er war Gott, um sein absolutes Sein bei Gott recht hervorzuheben. Und als er Fleisch geworden war, und Gott, den zu schauen Niemand vermochte, die Menschen erkennen lehrte, sagt er von ihm, deshalb konnte er die Erkenntnis Gottes den Menschen mittheilen, nicht weil er einmal und überhaupt vorher bei Gott gewesen war und von Gott von ihm weg zur profanen Endlichkeit geschickt war, während Gott selbst im Jenseits blieb, sondern weiter auch in seiner irdischen Gegenwart ὁ ὢν εἰς τὸν κόσμον τοῦ παρόντος war. Er ist mitten in Diesseits der Endlichkeit ὁ ὢν ἐν τῷ ὄρατι.

Wenn auch Philo noch so eifrig im Logos die Vermittlung der jüdischen Vorstellung Gottes als der absoluten Macht und des griechischen Philosophens der Neidlosigkeit, mit der sich Gott ohne Rückhalt dem Menschen mittheilt, suchte und der Preis dieser Herrlichkeit des Logos mit jeder seiner Schriften verschlungen ist, so geht er dennoch über den jüdischen Standpunkt nicht hinaus. Das Subject des Logos weiß er so wenig mit der absoluten Substanz Gottes als mit dem einzelnen Sein der Creatur zu vermitteln, daß er in jüdischer Scheu und Furcht, das absolute Jenseits Gottes in dessen eigener Selbstbestimmung durch den Logos verunreinigt zu haben, alles Große und Hohe, was er vom Logos ausgesprochen hat, in die ungefähre und bestimmungslose Tiefe des ὢν versenkt und vernichtet. Philo hat zwar Alles, was die Vorzeit über das Mittelwesen des λόγος gedacht hatte, zusammengefaßt und mit bewundernswürdiger Kunst im Bau seiner allegorisirenden Werke eingefügt, aber er war nur das Gefäß, das das Resultat des unvollendeten Gedankens sammeln und in den Bythos des substantialien ὢν begraben sollte. Der Wahrheit, die in ihrer eignen Fülle auftrat, sollte eine reine Stätte bereitet werden. Gilt daher ein Ausspruch Philo's, dessen beständige Wiederkehr Hr. Gfr. selbst bemerkt, wie *de somniis lib. II. p. 355. edit. Marg. λέγεσθαι γὰρ οὐ πικρὸν, ἀλλὰ μόνον εἶναι τὸ ὢν* so gar nicht, daß hieraus nicht eine völlige Umkehr der Darstellung der Philonischen Lehre erfolgen müßte? Hätte Hr. Gfr. dies Gericht des Philo über sich selbst in seiner tief eingreifenden Wichtigkeit durchdacht und es im Gange seiner Darstellung in seiner Wichtigkeit hervortreten lassen, so würde er auch das objective Gericht über Philo, über sich selbst und über alle hartnäckige Trennung und voreilige Vereinigung Gottes und der Creatur ausgesprochen haben, das in den Worten des fleischgewordenen λόγος widerlegt ist: *ἵνα πάντες ἐν ὅσω καθεῖς ἐν μέτρῳ ἐν ἡμῶι, καὶ ἐν σοὶ, ἵνα καὶ αὐτοὶ ἐν ἡμῶι ἐν ὅσω*.

November 1833.

CXXII

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie, von Ludwig Immanuel Magnus. Mit vier Kupfertafeln. Berlin, 1833. bei Duncker und Humblot XII u. 660 S. 8.

Die Schwierigkeiten, welche überhaupt mit der Abfassung eines Lehrbuches der Mathematik verbunden sind, treten um so entschiedener dann hervor, wenn ein solcher Theil derselben zum Gegenstande gewählt wird, welchen man mit einem Worte, Alles auszudrücken, die rechte Art der Behandlung noch sucht. Die geschichtliche Entwicklung einer wissenschaftlichen Disciplin knüpft sich an Perioden an. Eine gewichtige Entdeckung eröffnet neue Gesichtspuncte für die Auffassung und Behandlung der Gegenstände derselben; man erkennt die Vorzüge des Neuen an, ist dann aber gewöhnlich nur zu geneigt das Neue als abgeschlossen und vollendet anzusehen, bis neue Entdeckungen, wiederum, in der Regel sehr langsam, das gefasste Vorurtheil verbannen. Descartes that einen großen Schritt; indem er krumme Linien durch Gleichungen ausdrückte und dadurch geometrische Sätze algebraisch berechnen lehrte. Er schuf eine neue Geometrie. Diese neue Geometrie nahm eine ganz andere Gestaltung durch Monge an, welcher, nachdem durch Euler und Lagrange schon manches vorbereitet worden war, dadurch, daß er die Gleichung der geraden Linie einführte, Rechnung und Construction streng von einander schied. Wie von Descartes, so kann man auch von Monge sagen: er schuf eine neue Geometrie. So wie die Figur auf dem Papiere als Darstellung der Curve giebt, so thut es ihm auch eine Gleichung. Er sieht einen vollstän-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

igen Parallelismus zwischen Construction und Rechnung, allen geometrischen Beziehungen entsprechen algebraische. Eine algebraische Rechnung bildet sich ab in der Construction, eine geometrische Construction wird ausgedrückt durch die Sprache der Algebra. In Monge's Vaterland fand die neue Behandlungsart der Geometrie sogleich Eingang, sie machte einen integrierenden Theil des neuen Unterricht-Systems aus. Bei uns in Deutschland haben vierzig Jahre kaum hingereicht, um die neuen Methoden allgemein zu verbreiten. Man mußte erst vergessen, was man aus den Lehrbüchern von Kästner und Karsten gelernt. Und kaum fängt die Monge'sche Geometrie an, allgemein Wurzel zu schlagen, so wächst aus ihr auch schon eine Gestalt der Geometrie wieder hervor, mehr vielleicht von ihr verschieden als sie von der Cartesischen. Die Resultate, die bisher nach allen Seiten hin divergirend aus einander gingen und durch ihre Mannigfaltigkeit unüberschaubar zu werden drohten, fangen an sich unter allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzustellen und ein gewissermaßen organisches Ganze oder, mit Hrn. Gergonne zu sprechen, ein wahrhaft philosophisches System zu bilden. Mit der Allgemeinheit des Gesichtspunctes nimmt die Leichtigkeit der Behandlung zu, und ohne daß die Uebersicht des Ganzen dadurch erschwert wird, kommen unsählige neue Resultate zum Vorschein. Im Grunde ist es ein und dasselbe Ziel, nach welchem alle neuern Bestrebungen, selbst diejenigen der reinen Geometrie gerichtet sind. Nur bildet sich jeder, der Eigenthümliches zu Tage fördert, einen Algorithmus, der seiner Auffassungsart des Gegenstandes angepaßt ist; jeder denkt, spricht und schreibt in seiner eigenen Sprache. Auch, wenn wir uns bloß auf die analytische Behandlungswelse beschränken, begegnen wir in der Darstellung einer solchen Verschiedenheit, daß die größte Vertrautheit mit dem Gegenstande und ein eigenthümliches Talent dazu gehört, jeder neuen Ent-

wicklung sogleich ihre richtige Stelle anzuweisen. Ja in manchen Fällen ist es schon schwer wahrzunehmen, daß Aufsätze, in welchen der weniger Unterrichtete die verschiedenartigsten Gegenstände sieht, im Grunde doch ein und dasselbe enthalten, nur unter eigenthümlichen Gesichtspunkten aufgefälscht und unter den verschiedenartigsten Algorithmen dargestellt. Und zuletzt wenn es gilt, das Vorliegende, nachdem Alles geordnet worden, in ein Ganzes zusammenzustellen, fühlt man die Nothwendigkeit, sich selbst für einen bestimmten Algorithmus zu erklären. Wie viel aber auf die Wahl desselben, sowohl in Absicht auf Belehrung, als auch auf die weitere Ausbildung der Wissenschaft selbst ankommt, bedarf keiner weitem Erörterung.

Aus den vorstehenden Andeutungen über die Entwicklung und den gegenwärtigen Standpunkt der analytischen Geometrie geht deutlich hervor, was für große Anforderungen an ein Lehrbuch derselben — wir erlauben uns die vorliegende Schrift als ein solches zu betrachten und zu bezeichnen, wenn auch der Verf. selbst von derselben in der Vorrede äußert, sie näherte sich bloß der Form und dem Inhalte nach einem Lehrbuche — zu machen sind, und wie viel Geschicklichkeit dazu erfordert wird, um diesen Anforderungen zu entsprechen.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hält die Monge'sche Methode und Darstellungsweise in ihrer ganzen Reinheit und analytischen Eleganz fest und knüpft die Erweiterungen der neuesten Geometrie an dieselbe an, indem er die Verwandtschaft der geometrischen Sätze ausführlich und zum Theil auf eigenthümliche Weise behandelt. Dieser Verwandtschaft entsprechen Uebertragungs-Principa, vermittelt welcher aus gegebenen Sätzen sich auf der Stelle neue finden lassen. Wir wollen eine ausführlichere Rechenschaft von der Art und Weise geben, wie der Verf. hierbei zu Werke geht, um zugleich bei dieser Gelegenheit wiederholt auf die Wichtigkeit dieses noch lange nicht allgemein genug bekannten Gegenstandes, welcher die ganze Stärke der neuern Geometrie ausmacht, aufmerksam zu machen; und wenn wir so eine der eigenthümlichsten Seiten des Buches mit derjenigen Genauigkeit, welche der Raum gestattet, hervorgehoben haben, wollen wir uns darauf beschränken, das Uebrige in der größten Kürze anzudeuten.

Der Verf. nennt nach Hrn. Möbius zwei Figuren

oder Systeme von Puncten und Linien, welche so beschaffen sind, daß jedem Puncte der einen Figur ein Punct der andern entspricht, dergestalt, daß wenn drei Puncte der einen Figur in gerader Linie liegen, die drei ihnen entsprechenden Puncte der andern Figur ebenfalls in einer geraden Linie enthalten sind: *Collinearverwandte* oder *collineare Figuren*. Man erkennt hieraus sogleich, daß ein System, welches einem andern collinear ist, die perspectivische Abbildung oder Central-Projection des andern ist; mit Recht verwirft der Verf. indeß bei der Definition der Collineation jede Bezugnahme auf Projection. Indem er die Coordinaten irgend eines Punctes bezogen auf irgend zwei beliebige Coordinaten-Axen y und x und die Coordinaten des entsprechenden Punctes bezogen auf dieselben oder auf irgend zwei andere Coordinaten-Axen u und t nennt, findet er, der obigen Definition entsprechend, ohne Mühe die folgenden Beziehungen zwischen den beiden Coordinaten-Paaren (S. 34):

$$u = \frac{m'y + n'x + p'}{my + nx + p},$$

$$t = \frac{m''y + n''x + p''}{my + nx + p}.$$

Diese Gleichungen, in welchen m, n, p, m', n', p' u. s. w. constante Größen bedeuten, enthalten die allgemeine analytische Definition der Collineation. Aus diesen Gleichungen folgert der Verf., daß zwei collineare Systeme sich immer so auf einander legen lassen, daß zwei bestimmte sich entsprechende Puncte in einen einzigen Punct (A) zusammenfallen und jedes andere Paar sich entsprechender Puncte mit diesem Puncte (A) in gerader Linie liegen. Er nennt diese Lage eine *collineare*. Alsdann fallen, außer in den Punct (A) noch unendlich viele Paare sich entsprechender Puncte der beiden Systeme zusammen, ihr geometrischer Ort ist eine gerade Linie (B); und endlich liegen alle Punct jedes der beiden Systeme, welche unendlich weit entfernt liegenden Puncten des andern Systems entsprechen, wiederum in einer mit (B) parallelen geraden Linie, so daß man also zwei neue gerade Linien (C) und (D) erhält. Den Punct (A) nennt der Verf. *Collineations-Centrum*, die gerade Linie (B) *Collineations-Axe* und die beiden geraden Linien (C) und (D) *Gegenaxen*.

Wenn in den allgemeinen Ausdrücken für u und t die Coefficienten m und n gleich Null genommen werden

den, oder, was dasselbe heißt, die Nenner in denselben fortfallen, so geht die allgemeine Verwandtschaft der Collineation in den specielleren Fall der *Affinität* über. Die metrischen Relationen, die der Verf. auch für den Fall der Collineation entwickelt, vereinfachen sich in dem Falle zweier affiner Systeme dahin, daß irgend zwei sich entsprechende (begränzte) gerade Linien, durch irgend zwei sich entsprechende Punkte auf denselben so getheilt werden, daß das Verhältniß der Segmente derselben dasselbe ist.

Ein besonderer Fall der Affinität ist wiederum die *Ähnlichkeit*, wobei das Verhältniß der Abstände eines beliebigen Punktes von irgend zwei andern in dem einen Systeme dem Verhältniß der Abstände der entsprechenden Punkte in dem andern Systeme gleich ist, und zwar auch dann, wenn die jedesmaligen drei Punkte nicht, wie nothwendig in dem Falle der Affinität, in gerader Linie liegen. Aus den oben angezogenen allgemeinen Gleichungen, leitet der Verf. für den besondern Fall der Ähnlichkeit zweier Systeme Gleichungen von folgender Form her:

$$x = my + nx + p,$$

$$t = \pm xy \mp mx + q,$$

und diese vereinfachen sich wiederum durch eine gehörige Drehung der Systeme, der, analytisch genommen, eine Coordinaten-Verwandlung entspricht, so daß dieselben in folgende einfache Gleichungen übergehen:

$$x = ay \quad t = \mp ax.$$

Für den Fall des untern Zeichens in der zweiten Gleichung heißen die Systeme *ähnlich liegend*. In dem Falle des obern Zeichens, muß ein System erst umgewendet werden, damit die Lage der beiden Systeme eine ähnliche werde. Wenn zwei ähnliche Systeme eine ähnliche Lage haben, so giebt es einen festen Punkt, *Ähnlichkeits-Punkt* genannt, durch welchen jede gerade Linie geht, welche irgend zwei entsprechende Punkte der beiden Systeme verbindet. Hieran knüpft der Verf. den Satz, daß wenn irgend drei Systeme ähnlich und ähnlich liegend sind, die drei Ähnlichkeitspunkte je zweier Systeme in gerader Linie liegen: ein Satz, der gewöhnlich nur in Beziehung auf Kreise bewiesen wird. Der Verf. zeigt ferner, daß, wenn zwei ähnliche Systeme irgend eine beliebige (nicht ähnliche) Lage haben, es immer einen Punkt giebt, der die Eigenschaft hat, daß zwei gerade Linien, welche denselben mit irgend zwei sich entsprechenden Punkten verbinden, immer in

demselben Verhältnisse stehen. Er nennt diesen Punkt *Ähnlichkeits-Centrum*.

Die Particularisirung des Falles der Ähnlichkeit führt den Verf. endlich zu der Betrachtung der *Gleichheit* zweier Systeme, wobei er wiederum der gegenseitigen Lage eine besondere Aufmerksamkeit schenkt.

(Der Beschluß folgt.)

CXXIII.

Kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit. Von Karl Schildener, Prof. in Greifswald. Rostock und Güstrow, J. M. Oeberg und Comp. 1833. VI. und 104.

Der Verf. hat in der Noth der gegenwärtigen bewegten und bedrängten Zeit das Bedürfnis gefühlt, auf eine ihm gemäße Weise zur Vermittlung und zur Verständigung, und hiermit zum Frieden sich zu verhelfen. Diesen Frieden fand er in dem christlichen Glauben, welchen er sich nach dem ihm zur Zeit beschiedenen Standpunkte mehr und mehr anzuweihen und demnächst mit seinem Berufe zu dessen Belebung und Befruchtung in Beziehung zu setzen suchte. Aus diesen Bestrebungen stammen die vorliegend gesammelten Aufsätze, in welchen, wie die Vorrede sagt, „manche irrige Ansicht vorkommen mag.“ „Ist doch die Zeit so dunkel,“ setzt der Verf. wohlmeinend hinzu, „daß jeder Redliche nur von Tage zu Tage hoffen darf, zu größerer Uebereinstimmung mit ihr zu gelangen.“

Er beginnt mit Reflexionen über die Stufen des Gebets, welches erst in der völligen Hingabe an Gott und in dem Vertrauen auf seine wirkliche Hülfe sich vollendet. In gleicher Weise theilt er seine inneren Erfahrungen über den Wunderglauben mit, welcher mit dem Glauben an die überainliche Macht und deren Zusammenhang mit der sichtbaren Welt unzertrennlich zusammenhängt. Der Glaube erweist sich eben darum selbst als das größte Wunder.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit *Bibel-Erklärungen*. So wird z. B. in der Erzählung von der Sündlerin, welche viel geliebt hat, Luc. VII. 36—50. ein doppelter Sinn gefunden, welchen der Verf. selbst nicht recht bestimmt hervorzuheben vermocht. Die Wahrheit desselben ist die lebendige Wechselbeziehung zwischen Vergebung und Liebe, oder zwischen Gabe und Empfänglichkeit. Gleichzeitig scheint aber nach dieser Erklärung der Ausspruch Christi: „Sie hat viel geliebt,“ insofern er nicht allein auf die Buße der Sünderin, sondern auf die ganze Sünderin sich bezieht, auch in der Sünde ein Moment anzuerkennen, welches *an sich wahr*, erst durch Verkehrung zur Lüge wird. Eben darum ist die Verwechslung des Wahren und Falschen nur zu leicht, nur zu gefährlich und täuschend, und hierin liegt der Schlüssel zu den folgenden Erklärungen. Luc. XI. 23—28. XVI. 1—15.

Der dritte Abschnitt handelt von der *Sünde wider den lei-*

Myen Geist, welche nach dieser Schilderung aus der Verletzung der Gesetze des geistlichen und sittlichen Organismus hervorgeht, und — nur durch die *Wiedergeburt* getilgt werden kann — welches beides jedoch von aller wirklichen Sünde gesagt werden müßte. Indem nun der Verf. solcher *Wiedergeborenen* „in unserer Zeit immer mehr“ zu gewahren glaubt, schließt er mit der Hoffnung, daß eben durch diese Wiedergeborenen auf dem in der Zeit so laut angekündigten Wege der *Genossenschaft* Kirche und Staat zur Regeneration gelangen werden, weil es zum Wesen der Genossenschaft gehöre, allen Richtungen gutgesinnter Mitglieder Einwirkung auf das Ganze einzuräumen.

Der vierte Aufsatz sucht eine *vernünftige Begründung des gegenwärtigen Rechtszustandes in Deutschland* voranzusagen. Der Verf. geht geschichtlich von der Vergangenheit aus, wonach es die Aufgabe des deutschen Volks gewesen sei, in der Religion, in der Wissenschaft, und im Rechte *Fremdes* aufzunehmen, womit es sich ungeschickt genug benommen. Davon zeugten noch die alten Dome, welche an diesem „Aufnehmen von etwas unbezwinglich fremdartigen“ laboriren, so wie die deutschen Rechte mit der abergläubischen Verehrung ausländischen Gutes. Eben darum sei es nun an der Zeit dieses Fremde durch Aneignung zu bewältigen, wozu eben nur das Volksleben selbst und die Praxis verhelfen, Schule und Philosophie hingegen nur dienend mitwirken können, während leider! letztere beide gegenwärtig nur allzu herrschend sich benähmen, namentlich aber die Philosophie alles auf das Denken reduciren wolle, welches doch nur subjectiv sein könne und bleiben müsse.

Der fünfte Aufsatz handelt von der *Religion im Rechte*, welche gegenwärtig allein den Frieden wiederbringen könne und auf dem genossenschaftlichen Wege zur Versöhnung mit dem Principe der Vertretung führen werde, indem diese Vertretung nicht zu entbehren sei, und bei der Unvollkommenheit des irdischen Staats erhascht werde, wobei wiederum der Eifer gegen das Schul-Recht, und gegen die neuere Philosophie laut, aber auch das Bekenntniß ausgesprochen wird, daß „es rathsamer sein dürfte von Dingen zu schweigen, in deren Wesen einzudringen mir nicht verstattet ist.“ Näher ausgeführt wird demnächst an den irren Vorurtheilen der Zeit für *Volkssovereinität* und gegen *Todesstrafen* die Nothwendigkeit und Heilsamkeit eines das *Volksvertrauen* stützenden und neu belebenden christlichen Princips. Eben darum „bedarf aber außer dem Gottesgelehrten und Verkünder des göttlichen Worts Niemand mehr der Religion als der Erklärer und Ausleger der Gesetze.“

Der sechste Aufsatz erklärt die *Gewohnheit* für einen *nothwendigen Bestandtheil des Rechts*, denn sie ruhe auf dem genossenschaftlichen Verbands, diese auf genossenschaftlichem Vertrauen, und dieses auf dem Glauben an Gott in Christo; die Gewohnheit sei daher so wesentlich und unersetzlich als ihre Bedingungen selbst, mit denen sie unzertrennlich zusammenhänge. Wenn es jetzt an den Bedingungen und den Folgen

zugleich mangle, so sei die Regeneration vom Mittelstande zu erwarten, in welchem sich die Genossenschaft am kräftigsten entwickle, aber noch sei es nicht so weit in einem Volke, dessen letzter großer Dichter die heillossten sittlichen Verwirrungen „ohne allen religiösen Aufschwung vor's Auge führe.“

Der siebente Aufsatz enthält ein *väterliches Schreiben an einen Sohn* bei dessen Abreise auf eine fremde Universität. Dieser wird mit dem allgemeinen Verlaufe der deutschen Staatsgeschichte bekannt gemacht, welche von dem Principe der *Genossenschaft* aus „hiernächst in das System der *Vertretung* übergegangen, und nunmehr dieses durch jenes zu seiner Wahrheit zu bringen im Begriff sei.“ Daran schließt sich die Ermahnung, Glauben zu haben, um unter allen Verhältnissen sicherecht zu finden und überall die Wahrheit zu erkennen. Zuletzt theilt der Vater seinem Sohne einen Gedanken mit, „den ich schon manchmal gehegt habe, den auszusprechen aber eine gewisse Scheu mich gehindert hat.“ Er hofft natürlich auf eine Verjüngung des Staats durch eine Verjüngung der Kirche in der Art, daß sich zuerst ein neues religiöses und aus diesem ein neues Volksleben bilden werde.“ Nicht also *Lehn* und was ihm ähnlich ist, wird fortan unsere Staaten dauernd begründen können; noch weniger aber freilich ein bloßer *Vertrag*, der ja nur ein formaler Ausdruck eines innern Lebens ist und ohne dieses wenig bedeutet; sondern nur das neu und frisch aufstehende Gefühl einer religiösen *Gemeinschaft*, welche sich erst unter einzelnen begabten und begeisterten Genossen in kleineren Kreisen bilden, und dann in immer größeren und größeren Kreisen den Staat durchdringen und in sich aufnehmen wird.

Hiermit ist der hauptsächlichliche Inhalt der vorliegenden Blätter zu einer zusammenhängenden Uebersicht herausgestellt, welche sie unmittelbar selbst nicht gewähren.

Jedenfalls ist es aber eine erfreuliche Erscheinung, daß sich der Verf. von seinem Tagewerke nicht hat abhalten lassen, das Bedürfnis seines Herzens im Glauben zu befriedigen, diesem Glauben sich lebendig anzueignen und demnächst als das Princip, als den Sauerthaus seines besondern Berufs aufzufassen und zu verfolgen. Dagegen wäre es zu wünschen gewesen, daß er von denjenigen Dingen, in deren Wesen er nach seinem Geständnisse noch nicht eingedrungen, und wozu wir außer der Philosophie auch die deutschen Dome und den letzten deutschen Dichter rechnen möchten, lieber schweigen möchte. Was ein tiefer christlicher Schriftsteller unserer Zeit sagt, möchten wir auch dem Verf. dieser „gutgemeinten kleinen Aufsätze“ sagen: „Scheint dir die Philosophie gefährlich, die Poesie verführerisch, lastet die Größe der alten Welt wie ein schwerer Druck und ein Dom wie ein unheimliches Gespenst „auf deiner Seele — „wohl! Du magst dich verschließen. Aber nie darfst du als „Lehre durch das Christenthum geboten dasjenige verbrühen, „was eine harte Erfahrung dir nothwendig macht.“

O. Fr. Göschel.

November 1833.

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Auch unter dem Titel: Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie, von Ludwig Immanuel Magnus.

(Schluß.)

In dem Vorstehenden haben wir die verschiedenen Fälle, in welche nach besondern Bestimmungen die durch die zuerst angeführten Gleichungen bestimmte Collineation übergeht, in dem Sinne der vorliegenden Schrift übersichtlich zusammengestellt. Der Verf. verallgemeinert in einem spätern Paragraphen die Verwandtschaft der Collineation, indem er sich, ohne irgend eine Beschränkung hinzuzufügen, die Frage stellt: unter welchen Bedingungen entspricht in zwei Systemen, jedem Puncte des einen ein Punct und nur ein Punct des andern? Er findet, daß alsdann die beiden Gleichungen, welche die Collineation ausdrücken, sich dahin verallgemeinern, daß die Nenner, welche in diesen Gleichungen vorkommen, nicht mehr dieselben, sondern irgend zwei beliebige ganze und lineare Functionen von y und x sind. Alsdann entspricht nicht mehr eine gegebene gerade Linie des einen Systems einer geraden Linie, sondern einem Kegelschnitte des andern, der durch drei feste Puncte geht, und eine Curve irgend eines n . Grades, im Allgemeinen, einer Curve des $2n$. Grades, welche die drei festen Puncte zu n -fachen Puncten hat (§. 288). Diese festen Puncte nennt der Verf. *Cardinal-Puncte*.

In dem bisher Erwähnten hat der Verf. das gegenseitige Entsprechen zwischen zwei Puncten behandelt; in dem Abschnitte über die *Reciprocität* behandelt er die Frage, wann in zwei Systemen einem Puncte eine gerade Linie und umgekehrt einer geraden Linie ein Punct entspricht. Er gelangt, indem er die Coordina-

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

ten des Punctes y und x nennt und für die Gleichung der geraden Linie folgende: $my + nx + 1 = 0$, nimmt zu Gleichungen, die mit den Gleichungen, welche die Collineation ausdrücken, ganz übereinstimmen, wenn wir in diesen m und n an die Stelle von u und t setzen. Es ist dies in Beziehung auf Methode die einzig richtige Art, die Reciprocität zu behandeln. Da, wo es sich bloß um lineare Relationen handelt, einen Kegelschnitt einzumischen, wie es gewöhnlich geschieht, scheint uns in der gedachten Beziehung unstatthaft zu sein. Leicht ist es übrigens, was auch der Verf. thut, zu zeigen, wie die verschiedenen Arten, die Reciprocität zu behandeln, in Uebereinstimmung gebracht werden können. Der Verf. führt auch hier die gegenseitige Lage zweier reciproken Systeme auf eigenthümliche Weise in die geometrische Betrachtung ein.

Wir müssen uns hier damit begnügen, die Art und Weise angedeutet zu haben, wie der Verf. das Entsprechen geometrischer Constructionen behandelt; der Raum verbietet uns demselben zu folgen, wie er hieran die verschiedenen Uebertragungs-Principie anknüpft und an zahlreichen Beispielen entwickelt, wie man auf diesem Wege aus gegebenen Sätzen neue folgen kann. Die Aufgabe, die uns hier noch obliegt, ist, eine allgemeine Uebersicht des ganzen Werkes zu geben. — Es zerfällt dasselbe in drei Abtheilungen, von welchen die erste von der analytischen Geometrie im engern Sinne, ohne Einmischung höherer Rechnung handelt; die zweite enthält die Anwendung der Differential-Rechnung und die dritte die Anwendung der Integral-Rechnung auf die Geometrie der Ebene.

Die erste Abtheilung zerfällt in folgende besondere Abschnitte. Bestimmung des Punctes durch Coordinaten. — Transformation der Coordinaten. — Linien ersten Grades. — Von der Verwandtschaft der Collineation, Affinität und Aehnlichkeit. — Von der Recipro-

cität. — Vom Kreise. — Linien zweiten Grades S. 101—240. — Linien höherer Grade S. 241—292. — Transcendente Linien S. 293—325.

In der zweiten Abtheilung ist der Verf. was die Anwendung der Differential-Rechnung betrifft, der Vorstellungsweise von Lagrange gefolgt, weil diese nach seiner Meinung, für Anfänger eine größere Evidenz hat, als die sonst bekannt gewordenen Vorstellungsarten, bezieht sich hierbei indess die Differential-Coefficienten auf die gewöhnliche Weise. Zerstreut finden sich hier viele Aufgaben über *maxima* und *minima*. Ohne das im Einzelnen dem Vf. in dieser und der dritten Abtheilung Eigenthümliche besonders erwähnen zu können, müssen wir uns hier auf eine nackte Inhalts-Anzeige beschränken. Die verschiedenen Abschnitte sind die folgenden. Von den Tangenten, Normalen und Asymptoten der Curven S. 325. — Von den Berührungen höherer Ordnungen S. 380. — Von den ausgezeichneten Punkten der Curven S. 410. — Von parallelen Curven S. 427. — Von den einhüllenden oder Gränz-Curven S. 433. — Von den Brennlinien S. 462. — Vermischte Aufgaben S. 476.

In der dritten Abtheilung ist nur die Integration der Differential-Gleichungen ausführlich entwickelt, nicht aber die Integration der expliciten Functionen, wobei auf die Integral-Tafeln von Meier Hirsch Bezug genommen ist. Der Vf. hat mit Sorgfalt seine Beispiele nach dem Gesichtspuncte gewählt und meistens selbst gebildet, daß seine Schrift Anwendungen aller gebräuchlichen Verfahrensweisen der Integral-Rechnung, mit Ausschluss derjenigen, womit dieser Zweig der Analysis in den neuesten Zeiten bereichert worden ist, die aber noch nicht in die Lehrbücher übergegangen sind, enthält. Wir finden in dieser Abtheilung vier Abschnitte. Die Quadratur der Curven S. 491. — Die Rectification der Curven S. 528. — Aufgaben, welche auf die Differential-Gleichungen erster Ordnung führen S. 546. — Aufgaben, welche auf Differential-Gleichungen höherer Ordnung führen S. 628—659.

Wir denken, daß die vorstehende, wenn auch flüchtige Analyse uns der Recensenten-Anmaßung überhebt, über die uns vorgelegte Schrift in allgemeinen Worten aburtheilen zu wollen. Der Inhalt und der Zweck derselben wird ihr gewiß eine allgemeine Verbreitung verschaffen. Wir wünschen, daß auch die äußere Empfehlung, welche die Verlagshandlung hinzufügt, in-

dem sie dieselbe als eine Fortsetzung der Aufgaben-Sammlungen von Meier Hirsch erscheinen läßt, hierzu das Ihrige beitragen möge und daß dann die Bearbeitung der Geometrie des Raumes, mit welcher der Verf. nach der Vorrede, jetzt beschäftigt ist, unter glücklichen Auspicien, als Fortsetzung des vorliegenden Bandes bald erscheinen werde. Die Verlagshandlung hat diesen Band mit der bekannten Eleganz und Correctheit ausgestattet und zugleich den Preis sehr billig gestellt.

Plücker.

CXXIV.

Symbolae ad internam Criticam librorum canonorum ac vetustissimorum quae superunt monumentorum Christiani nominis paratae ab Io. Schultheßs. Turici 1833. Vol. I. et II. De Praeexistentia Jesu ac de Spiritu S. N. T. aliisque affinis rebus, tam religiosae quam liberae disputationes Ioannis Schultheßs. Lips. 1833. (XXXII u. 115 S. 8.)

Aus einem Princip hervorgegangen, ja aus einem Gusse gleichsam geflossen, sind diese Schriften des Hrn. S. auch einem Gesichtspuncte zu unterwerfen. Welches jenes Princip sei, ließe sich zwar mit einem allgemein verständlichen Namen bezeichnen, indess möge man es aus folgenden Citaten erkennen. In dem letztgenannten Buche, in dem Vorrede der VI. überhaupt ein Glaubensbekenntniß niedergelegt zu haben scheint, läßt er sich über das Dogma der Trinität p. VIII folgendergestalt vernehmen: „*Nam tres personae, quibus η $\theta\epsilon\iota\omega\varsigma$ communis est, totidem sunt $\Delta\iota\iota$, pariter ac tres vel innumerae personae, quibus η $\epsilon\delta\gamma\gamma\omega\tau\eta\varsigma$ communis est, totidem sunt homines. Eadem ratione Eddis licuerat simulare, unum Deum ipse credere; totidem enim personas unius Deitatis, quotcumque divinis honoribus afficere, adorare, precari consueverant. — Liagne, si verum quaerimus, η $\tau\epsilon\tau\alpha\rho\alpha\kappa\omega\sigma\tau\eta\varsigma$ existit Deus Orthodoxorum, sicut Mythologi η frontem Janum faciunt, triformem Hecatem. — p. X Nihilque, si verum quaerimus, differt, tres an trescentas in animam induxeris personas; polytheismus inde redundat, et polyanthropismus ex communi vocabulo homo, notionem efferente universalem. Apud hoc vitium Trinitatis contumacia, manifestum est*“ etc. Wohin ist hier der Gott des Christenthums, der Rel. des Geistes, gelangt? Zu jener abstrakten Bestimmung ist er hinabgesunken, er sei der höchste Gedanke, das höchste Wesen, wozu es freilich keines Christenthums bedurft hätte. Die Erkenntniß, das Wissen dieses, so wie aller wesentlichen Dogmen, wird aber nur von der Grundlage des Glaubens aus erlangt, nicht auf umgekehrtem Wege. Ganz unchristlich ist aber der Grundsatz p. III, daß der

Prof. ein anderes Christenthum lehren dürft, als der Volkalehrer, und daß dieses als eine *religio et gratissima cordationum conjunctio* empfohlen wird, so daß eine orthodoxe Lehre der Theologen die Dogmen der Trinität, Präexistenz Jesu u. a. w. verwerfen und wegdeconstructiren, eine exoterische aber nie als für den großen Haufen anwendbar, beibehalte!! Ohne der ausführlichen Glaubensregeln bei *Iren. I. 10; III. 4. Tertull. Praesc. c. 13.* und *Orig. de princ. p. 47* zu gedenken, führt der Vf. zu seinen Zwecken nur die *regula fidei* bei *Tertull. de vel. Virg. c. I. an.* Weil nun hier Tertullianus den Glauben an einen Gott (*unicum*) voraussetzt und auch *adv. Prae. c. I.* sagt, daß die *simplices, quae majus semper credentium pars est*, in der *synopsis* eine Theilung der Einheit Gottes in zwei oder drei Götter sahen, so schließt er daraus, die Trinitätslehre müsse der Mehrzahl der Christen unhaltbar und unevangelisch erschienen haben, sie sei von Einigen dem Christenth. aufgedrungen worden. Aber ist das schon das Wahre, was die Mehrzahl glaubt? Bei wie Wenigen war z. B. zu Anfang der Reformation die Wahrheit! Erst der entstandene Widerspruch gegen diese Lehre, führte die Nothwendigkeit ihrer tieferen Begründung herbei, und dies unternehmen die Lehrer zu Anfang des dritten Jahrh., auch schließt die Einheit Gottes in der Glaubensregel die Dreiheit nicht aus, welche die Einheit hat, und überhaupt war es schon in der Zeit der ersten wissenschaftlichen Begründung dieses Dogma, wie zu jeder Zeit, wo es festgehalten wird, die verschiedenen Parteien fixirten sich einseitig in einem der Momente des Begriffes, sei es nun in der abstrakten Identität Gottes als Vater, Sohn und Geist, oder in der Behauptung des absoluten Unterschiedes von Gott als Vater und Sohn, während die Speculation die Wahrheit erkannte und vertheidigte. — Natürlich ist mit dem Sturz der Triplicitätslehre auch der des Dogma von der Gottheit und Präexistenz Christi verbunden. Die Hauptstellen der Schrift für diese, bezieht der Vf. auf die vollkommenste Erkenntnis Gottes, die Christus erlangt hat, und welche er den Menschen mittheilt, die Präexistenz Jesu sagt für ihn nur in der Präsenz Gottes von seiner Sendung, so wie er auch uns schon vor Erschaffung der Welt für die Welt prädestinirte. Christus unterscheidet sich von den übrigen Menschen p. 26 nur dadurch, daß ihm Gott den *spiritus* = Erkenntnisvermögen, vermaßt, den, er auf alle Menschen ergießt, *largissimus et sine modo creavit*, so daß er als *perfecte rationalis* nicht qualitativ, sondern quantitativ verschieden ist von den Menschen, unter denen er den *primatus inter fratres* behauptete. Die Wunder Christi erklärt der Vf. weder historisch noch natürlich, sondern geistig in Bezug auf das *didachai* und *sympotai* Jesu und die wunderbaren Wirkungen, die sie auf die innere Wiedergeburt des Menschen ausübten. Diese Grundansichten ziehen sich auch durch die kritischen Theile und beherrschen die kritischen Operationen. Wir wenden uns nun auch dieser Seite besonders, und gehen zu den Beiträgen zur innern Kritik der canonischen Bücher und ältesten christlichen Alterthümer über. Sie sind auf vier Bände berechnet, zwei liegen vor. Der erste unter dem Titel: *Hegesippus, princeps auctor rerum christianarum primi et secundi saeculi, nunc primum seorsim, quantum ex reliquiis fieri potest penitus recognitus et secundum criticam historicam exploratus*

cursu Jo. Schultheß, hat den Zweck, den geistigen und moralischen Werth des Hegesippus als Geschichtsschreiber kritisch zu untersuchen, und erweist mit einem großen Schein der Wahrscheinlichkeit, daß dieser Geschichtsschreiber einer gewissen dogmatischen Sekte angehört und daher partheilich sei, zu allfälligen Verfallschungen geneigt, auch unerfahren in den Begebenheiten und ein Mann von schwacher Urtheilskraft gewesen sei, was auf die späteren Kirchenhistoriker, besonders den Eusebius einen um so schädlicheren Einfluß ausüben mußte, je unbedingteren Glauben sie seiner Autorität beimaßen. So wird das Urtheil über Hegesippus, welches bisher schon ziemlich allgemein galt, von dem Vf. auf die höchste Spitze geführt. Er läßt ihn unter den Anhängern der Schule des Presbyter (nicht Apostels) Johannes erscheinen, welche bei ihm nicht in dem besten Rufe steht. Seine pharisäischen Grundsätze in das Christenthum mit hinübernehmend, unterließ auch er nicht das Seinige zur Verbreitung seiner Partei beizutragen; in seine *sermo iniquissimus* legte er theils absichtlich, theils in einer *frons pia* viele unrichtige Lebenslieferungen jüdischen Ursprungs nieder, und verewigte so die Irrthümer seiner fälschlich jüdischen Denkart. Nebenverstellungen, die er irgend woher erfaßt hatte, trug er kein Bedenken, wenn sie ihm nur wichtig waren, als zum Wesen des Christenthums gehörig, darzustellen. Sein Jacobus ist von ihm durchweg ebionitisch gezeichnet und wird als Muster eines christlichen Wandels aufgestellt, während doch seine ganze Heiligkeit nur in einer mönchischen Uebung und in einer äußerlich priesterhaften Ehrwürdigkeit bestand. — Die Behandlung der Fragmente des Hegesipp selbst ist so abgetheilt, daß nach einem kurzen Satze Text, der an der Spitze jedes Paragraphen steht, erst die lat. Uebersetzung, dann exegetische und kritische Anmerkungen folgen, durch welche Anordnung eine klare Uebersichtlichkeit über das Ganze verbreitet ist. Was die Vollständigkeit betrifft, so wird man nicht leicht etwas hieher Bezügliches vermissen. Die Anmerkungen zeugen von jener soliden Gelehrsamkeit, welche nicht auf äußeres Aufsehen, sondern auf den reinen Ertrag für die Sache selbst bedacht, den geschichtlichen, exegetischen und kritischen Vorzath früherer Forscher mit scharfer Sichtung durchläuft, und von einem hellen Blick und einem geläuterten Urtheile begleitet, zu dem erspähten Ziele sicher fortwehlet. Es gebührt daher dem Unternehmen die rühmlichste Anerkennung, und es wird für die historische Kritik und die Charakteristik jener ersten Jahrhunderte, in denen der Vf. so heimisch ist, ein nicht geringer Gewinn sein, im dritten Bande den versprochenen Papias zu besitzen, wenn auch, wegen der dogmatischen Ansichten des Vfs., der Gebrauch mit Vorsicht verbunden sein muß. — Der zweite Band handelt von den Verfälschungen, welche die h. Schr. nach der Constitution des Canon von den orthodoxen Vätern ihrer dogmatischen Ansichten wegen erlitten haben, wobei besonders Ignatius, Polycarpus, Justinus, Irenäus, Tertullianus, als Presbyterianer, der absichtlichen Depavation, ohne Schonung beschuldigt werden, indem sie durch Erdichtungen, Verdrehungen, Zusetzen und Weglassen den Canon nach ihren dogmatischen Vorurtheilen verderben. Solche Stellen, wie Joh. 5. 28 — 29, Röm. 3 v. 11 — 18, wobei sie sogar im

14. Psalm einen ähnlichen Betrug begangen haben sollen, um den einen durch den andern zu verdecken, II. Thess. 2, 1—12, welche den offenbarten Charakter der Verfälschung tragen, wagt der Vf. wenn nicht gestrichen, doch mit einem *ἄλλος* bezeichnet wissen, man finde sie nur auf dem Wege der inneren Kritik, die grammatisch-historische reiche dazu nicht aus, der freie Geist nur sei im Stande, das an sich Wahre zu erkennen, und es wolle eine Zeit kommen, in welcher Christi Lehre auch ohne den Buchstaben der h. Schr. und ohne die gelehrten Untersuchungen in den alten Sprachen, von ihren wahrhaften Verehrern, unverhüllt und rein werde erkannt werden. So schlägt die rationalistische Ansicht, des Vfs. unmittelbar in die römisch-hierarchische um. Dieser Band enthält erstens: *Testimonia adulterationis librorum sacr. jam eo, quo Canon existit deo ac deinceps patribus orthodoxis et catholicis crimini danda*. Es sind namentlich 18 solcher testimonia angeführt, welche sich, meistentheils auf die Gottheit Christi beziehen, sie sollen von den orthodoxen Vätern vorzüglich den Presbyterianern (Irenäus und Tertullianus u. a. w.) in das N. T. hineingetragen worden sein, um diese ihre Hauptlehre zu befestigen. Es wird hier zwar von sehr richtigen Principien ausgegangen, das Geschäft der innern Kritik scharf und genau bestimmt, so daß man auf ihnen sicher fortbauen kann, nur hält sich der Vf. selbst nicht in ihren Grenzen und schweift leicht zu jener Hyperkritik hinüber, welche auch das Festeste angastet und wankend zu machen sucht, so daß, wenn in diesem Geiste fortgefahren wird, die canonischen Bücher N. T. bald des wesentlichen Inhalts beraubt, bis auf gleichgültige Untersuchungen und auf die Hälfte ihres Umfangs dürften reducirt werden. Der Begriff der inneren Kritik verdient mitgetheilt zu werden: „Internam autem Criticam dicimus non eorum aliquid arbitrium, non subjectivam quam dicunt sententiam, mihi vel tibi propriam, sed eam, quae via et ratione, omnium eruditorum et doctorum communis procedens, certa argumenta, quibus verum quid esse vel falsum intelligatur, requirit, usque stat innotat, donec pari, via et ratione manifesto rectore sublati fuerint.“ Und dabei ist nichts doch subjectiver, als diese Kritik. Zweitens enthält dieser Band: „Adulterationes carminum liturgicorum ac hoxologiarum ab orthodoxis patratae, sie sind nicht seltner als jene; auch sie sind den dogmatischen Ansichten bestimmter Kirchen conform gemacht, man kann eine vor- und eine nachnicänische Recension unterscheiden. Namentlich unterwirft der Vf. den *Hymnus angelicus* (*ἱσθὺς*); die *προσφύνη* *ἱερουργία* und die *εὐχή ἐν ἁγίῳ* (*Constitut. Apost. 7, 47—49*) einer Kritik, beweist zuerst ihr hohes Alter, sodann besonders, daß sie keine Gebete zu Christo enthalten, sondern allein zu Gott; noch zu Origenes Zeit seien Gebete zu Christo ungewöhnlich gewesen, weshalb das Gebet des Stephanus Act. 7: 57 müsse interpolirt seip. Auch die Hymnen der Catechumenen bei Clemens Alex. enthalten keine Gebete zu Christo. — Bei weitem das interessanteste Stück dieses zweiten Bandes ist das ihm vorgedruckte Dedicationsschreiben an D. Dav. Schulz von LXXII S. Es erweist die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der innern Kritik bei der großen Willkür, welcher der Text durch die Depravationen der Presbyterianer ausgesetzt gewesen sei, so wie bei der Leichtigkeit jeglichen Betruges noch vor ihrer Zeit, wegen der großen Seltenheit der Exemplare. Luc. 24, 51—52 erscheint hier als eine Adulteration der Chiliasten, welche die Himmelfahrt Christi im Fleisch wegen ihrer Lieblingslehre von seiner Zukunft im Fleisch vertheidigen wollten, was zusammenhängt mit ihrer Irrlehre von unserer Auferstehung im Fleisch. Eben so ist es mit Joh. 1, 13. So ist I Cor. 7, 25—40. von den Presbyterianern, den Lobrednern des Cölibats untergeschoben, denn außer Apoc. 14, 4 werde in der Schrift weder von Christus noch von den Aposteln, das ehelose Leben angerathen, zudem widerspräche sich Paulus sowohl mit diesem Cap. als mit I Thess. 4 vs. 3, 4. I Tim. 2, 15; 5, 14. Alle diese Beispiele sind der Art, daß uns die äußere Kritik dabei ganz

im Stiche läßt, indem ihre Verfälschung über alle alte Codices und Testimonia hinausreicht. Auch Act. 7, 59 finde sich erst um 180 bei Euthorius und sei eingeschoben, um das Bekenntnis zu Jesu zu empfehlen; Röm. 9, 8, um Christi Gottheit zu beweisen, sei ebenfalls späteren Ursprungs. Col. 1, 16 enthalte als *draconalisch* des Trüfens doch etwas Anderes, und gebe seine Interpolation dadurch zu erkennen; wenn die Worte fehlen, würde Sinn und Zusammenhang viel klärer. Eben so; wenn man Joh. 5, 28, 29 *οἱ ἰσχυροὶ* bis *οἱ ἡσυχαιοὶ* ausschneidet, denn in dem *οἱ ἰσχυροὶ* *οἱ ἡσυχαιοὶ* etc. liege gar kein Grund für die Juden, das *τοῦ θανάτου* abzulegen, es müsse eine Metaphrase irgend eines Auslegers sein; die Redensarten seien ganz unjohanneisch — *οἱ τοῖς ἡσυχαιοῖς* ruhen nach Ezech. 37, 12 nur die Gerechten, daher aus ihnen keiner zu Gerichte auferstehen könnte — *ἡγίασεν τὸ πνεῦμα* sage Johannes, sondern *ἡγίασεν τὸ πνεῦμα* heiße bei ihm nicht bloß hören, sondern gehorchen — *ἐπεσφάσας* komme nur noch 15, 26 vor; welche Stelle ein Scholion sei — *τὰ ἀγαθὰ νομίζοντες* bräuche Johannes nie — *ἀναστάντες* *τοῖς* für *ἐκ* *τοῦ* sei auch johanneisch — *ἀναστάντες* sei an eine Proprietät der Gerechten, daher *ἀναστάντες* *τοῖς* widersinnig, der *ἀδίκος* warte vielmehr eine *καταβολή*, *πῶς* Luc 1, 34. Matth. 25, 31. — Somit scheine die Stelle eingeschoben zu sein, um das chiliastische Dogma der doppelten Auferstehung gegen die Gnostiker durch eine Schriftstelle aus ihrem Evangelium zu vertheidigen, auch Act. 24, 15 über dasselbe Dogma werde durch die äußere und innere Kritik in Anspruch genommen. Alle Citate, die an Joh. 2, 28 u. 29 *ἐμμενόντων* könnten, erstrecken sich doch nur auf vs. 25, weil alle das *ἔσονται* am Ende haben, und *οἱ τοῖς ἡσυχαιοῖς* hätte den Vätern aus Jes. 26, 19 nach den LXX im Gedächtniß geschwebt. Vor dem 6ten Jahrh., bei dem LX der *quest. ad Orthodoxos* 109 n. 120 würden vs. 28 u. 29 nur bei Irenäus und Ambrosius gefunden, wogegen ihnen vs. 25 schon unbekannt gewesen zu sein; Tertullianus unterscheidet zwei *genera* wie die *Recepta* vs. 25 von 28 und 29 *de resurr. carn. c. 37*. Ueber die Auferstehung seien bis zum 4ten u. 5ten Jahrh. sogar die Gelehrtesten und Einsichtvollsten nicht im Klaren gewesen, bis Tichonius Afer (*de VII regulis*) eine geistige, moralische Auferstehung durch die Taufe, von der fleischlichen unterschieden, und Augustinus *ad Joh. 5, 25* eine *resurr. mentis* *et carnis* und jene als die wichtigste gelehrt hätten. Diese *πῶς*, welche die wahrhaft evangelische Auferstehung und die eigentliche Lehre Christi hierüber sei; und überhaupt den geistigen Sinn der Worte Joh. 5, 25 hätten die pharisäische gesinnte Chiliasten nicht fassen können, daher hätten sie *οἱ νεκροὶ* in vs. 25 in *οἱ ἡσυχαιοὶ* verwandelt, für *ἡσυχαιοὶ* aber *ἐμμενόντων* gesetzt, *καὶ τὸν τῶν* und *οἱ ἀναστάντες* weggelassen, und von 28 u. 29 zusammengesetzt. Hiermit hat der Vf. das Geschäft und die Nothwendigkeit der innern Kritik, (*λογικὴ* *ἐνέργεια* bei *Sext. Empir.*) die er auch im Gegensatz der buchstäblichen und grammatisch-historischen (*στοιχειώδης*), die philologische oder theologische (*στοιχειώδης*) nennt, durch Beispiele dargethan, und sie als solche dargestellt, welche der äußeren Autorität unbekümmert, das an sich, nach inneren Gründen, nach dem Geiste der ganzen Schrift, der Schriftsteller und nach dem Zusammenhang haltbare vertheidigt, das Unhaltbare verwirft. Der vierte Band endlich wird diejenigen Interpolationen zu seinem Gegenstande haben, welche die h. Schr. vor der Constitution des Canons erfahren, welche also am wenigsten in das Reich der äußeren Kritik gehören. Hier sollen vornehmlich diejenigen canonischen Bücher untersucht werden, welche Justinus Martyr soll gekannt haben, und von den verschiedenen Evangelien in den einzelnen christlichen Gemeinden vor der Gründung des Canons gehandelt werden, wobei besonders der Unterschied zwischen dem Texte der Valentinianer, des Marcian und der katholischen Väter zur Sprache kommen soll.

November 1833.

CXXV.

Die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente, dargestellt von Karl Phil. Fischer, Doctor der Philosophie. Tübingen, Oriander, 1833. (XVI. 62.)

Wie Hegel von Nichts ausgehet, und doch zu diesem und jenem und zuletzt zu Einem und Allem kommt, womit sich der Anfang im Ende bewährt und die Befähigung dazu, welche der kritische Standpunkt vermißt, sich selbst bethätigt, so sehen wir den Verf. von dem Willen, als dem voraussetzungslosen Prinzip des Seins, dem er sich erst durch sein Wollen zum Sein bestimmt, ausgehen und zu Gott und Welt kommen, womit eine Begriffsbestimmung in ihrer Besonderheit dargestellt und an ihrer Entwicklung selbst ihre Totalität erwiesen wird. Wie das Nichts überhaupt eben darum der Anfang ist, weil es Nichts voraussetzt und in ihm selbst Nichts vorausgesetzt wird, wie ferner das Nichts ebensowohl der Fortgang wird, weil es in seiner Unbestimmtheit und Unmittelbarkeit das reine Sein ist, welches als noch unbestimmt sich selbst bestimmt, als unmittelbar sich selbst in sich vermittelt, so ist auch der Wille in seiner Voraussetzungslosigkeit als noch Nichts, hiermit als das Prinzip des Seins zu fassen, indem das Sein eben nur den reinen Willen zu seiner Voraussetzung hat.

Indem dieser Wille sich bestimmt, erweist er sich als schöpferischer Wille, welchen mithin die Schöpfung zu ihrer Voraussetzung hat. Seine Bestimmtheit ist die Schöpfung. Diese ist daher einerseits nichts anderes, als der schöpferische Wille selbst, der in ihr sich selbst bestimmt, andererseits ist sie, als bestimmt, ihm, als dem Bestimmenden, ungleich geworden, sie ist ihm sogar in ihrer ersten, bloßen Bestimmtheit an sich, insofern es dabei verbliebe, entgegengesetzt. Da sie aber auch in dieser Bestimmtheit wesentlich Wille ist,

so beziehet sie weiter darin, daß sie diese ihre Bestimmtheit, als ihre gesetzte Objectivität, wodurch sie ihrem Wesen, welches der Wille ist, nicht entspricht, innerhalb der Grenzen der Kreatur schrittweise überwindet, und am Ende nur der Unterschied bleibt, daß sie will, was sie ist, während der schöpferische Wille ist, was er will.

Wie der schöpferische Wille durch seine Momente — Feuer, Luft, Wasser, Erde — zur Bestimmtheit in der Schöpfung gelangt, so hebt sich auch diese Bestimmtheit, als die Ungleichheit mit dem eigentlichen Wesen der Schöpfung, welches der schöpferische Wille ist, von Moment zu Moment wieder auf. Diese Momente sind die drei Reiche der Natur. — Bestimmsein, Bestimmwerden oder Werden überhaupt, Sichbestimmen oder Wollen, durch welche und aus welchen die Natur zu ihrem Wesen, welches der Wille in der Totalität aller seiner Momente ist, im Menschen, als dem Gipfel der Schöpfung, zurückkehrt. Im Menschen ist das Erste das menschliche Wesen, und dieses nichts anderes, als der schöpferische Wille, als bestimmter, gesetzter, geschaffener, als der Wille, welcher den schöpferischen Willen zu seiner Voraussetzung hat, mit der näheren Bestimmung, daß hier sein Ansichsein, als sein Geschaffensein, mit seinem Fürsichsein, als seinem besondern Willen, noch identisch ist. Was aber der Mensch an sich ist, das soll er in Folge seiner Ebenbildlichkeit, welche durch die Natur vermittelt ist, und als welche er der Gipfel der Schöpfung ist, in sich und durch sich werden, nämlich freier Wille, an welchem Behufe er in die Differenz seines Ansich und Fürsich tritt, und als menschliche Seele sich erweist, welches das zweite ist. Indem nämlich der Mensch, das was er wesentlich d. i. an sich ist, mithin durch Gott ist, (mit andern Worten, wenn er geschaffen ist,) durch sich zu werden sucht, ist auch der Abfall von seinem eignen Wesen, hiermit der Zerfall seines An-

sich- und Fürsichseins, hiermit der Abfall von Gott sein Durchgangspunkt; und dieser Abfall wird zur Sünde, indem er sich statt Durchgangspunkt zu sein verfestet, und in der Differenz, einerseits in der Subjectivität, anderseits in der Objectivität (Sinnlichkeit), sich verliert, und entäußert. In beiden Fällen muß er, statt frei, unfrei werden, weil er sein Wesen verliert, welches in der Identität des Ansich und Fürsich die Freiheit ist.

Es ist nun noch das Dritte übrig: das eigentliche Wesen des Menschen war der göttliche Wille, welcher jetzt aus der Objectivität seines geschichtlichen Gewordenseins in seine subjective Einheit zurückkehrend, sich selbst gleich wird, und hiermit nicht als geschaffen, sondern als von ihm selbst erzeugt sich erweist, wodurch er der überzeitliche Anfangspunkt der sich durch die Rückkehr in ihre Substanz zum Geiste verwirklichenden Menschheit, der Erlöser des Menschen wird. Wie das menschliche Wesen den schöpferischen Geist zu seiner Voraussetzung hat, und die menschliche Seele das, was sie wesentlich ist, durch sich werden sollte, so verwirklicht sie sich durch die Rückkehr in ihre Substanz mittelst der Erlösung, als ihrer Voraussetzung, zum Geiste, in welchem das Ansichsein und Fürsichsein sich gleich, hiermit die Objectivität oder Leiblichkeit der Seele zu des Geistes eigenster Form verklärt wird.

Der Geschichte der Menschheit war der Durchgangspunkt, oder die Differenz, in welche sie gegen ihr eigenes Wesen tritt, nicht zu ersparen, indem es in der göttlichen Ebenbildlichkeit der Menschheit liegt, daß sie durch sich frei wird, nur daß das sich im Menschen sich nicht selbst gesetzt hat, sondern als gesetzt sich frei entwickelt, zu welcher Entwicklung sie die Menschheit Gottes selbst als überzeitlichen Anfangspunkt anzuerkennen hat.

Indem die Rückkehr des menschlichen Wesens in seine Substanz, welche das Geschaffensein ist, näher als Verwirklichung zum menschlichen Geiste sich erweist, ist die pantheistische Rückkehr in die unendliche Substanz auf das bestimmteste abgewiesen. Es folgt dies schon daraus, daß die erste Erscheinung des Bestimmten nicht als Entstehung oder als Emanation, sondern als Kreation sich erklärt: die Welt entsteht nicht aus einer unendlichen, sich selbst erst in Geschöpfe bestimmenden und von dessen Erscheinung abhängigen, für sich nicht seienden Substanz, — wie denn

überhaupt Substanz und Subject des Wollens nur als heuristische Prinzipien zu fassen sind — sondern der überseiende Wille erzeugt sich ebensowohl selbst, als den immanenten sich bestimmenden göttlichen Willen, als er sich als den bestimmten Willen in der Schöpfung objectiviert und vermittelt, wiewohl es hier und dort derselbe Wille ist.

Demzufolge ist es Gott, oder vielmehr der Wille Gottes, welcher sich in der Schöpfung objectiviert, entäußert hat, eben darum kommt allen Momenten dieser Entäußerung ihr objectiver Bestand zu; in jedem Momente hat, aber die Schöpfung den Schöpfer zur Voraussetzung. Das zweite ist, daß der Wille selbst — näher das menschliche Wesen, welches der Wille Gottes ist, — aus dieser Entäußerung mittelst der Geschichte des Menschen in seine immanente Subjectivität zurückgeht, in dessen Folge jeder einzelne in seine Substanz zurückkehrende Mensch den Erlöser der Menschheit zu seiner Voraussetzung hat. Das Dritte ist, daß der in der Schöpfung entäußerte und aus dem Gipfel dieser Entäußerung wieder zu sich selbst zurückkehrende göttliche Wille im Geiste sich vollendet, welchen die Zukunft des Menschen zu ihrer Voraussetzung hat.

Hierbei dürfte es jedoch noch einer näheren Ausführung bedürfen, daß und inwiefern die in der ewigen und immanenten Selbsterzeugung Gottes begründete Trinität von deren Vermittlung in der Erscheinung näher von der Offenbarung des Vaters in der Schöpfung, des Sohnes in der Menschwerdung und Erlösung, des Geistes in der Vollendung der Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch unabhängig und zu unterscheiden sei.

In Beziehung auf die Entäußerung Gottes in der Schöpfung ist aber deren Gipfel der Mensch, dessen Geschichte sich ebenfalls durch drei Momente entwickelt. Es ist nur noch hinzuzusetzen, daß wie Gott nicht durch die Schöpfung geschaffen ist, sondern sich immanent in sich selbst erzeugt und in der Schöpfung objectiviert, so auch jeder einzelne Mensch durch die menschliche Zeugung und Geburt zwar vermittelt, aber gleich dem ersten Menschen von Gott geschaffen ist, womit der Kreatianismus, mit dem Traducianismus selbst vermittelt, zu seiner Wahrheit kommt, und woraus sich sowohl die persönliche Selbstständigkeit Gottes, als des dreieinigen (p. 14, 55), als auch die persönliche Fort-

dauer der menschlichen Individuen als Geister, und zwar nicht bloß die Unsterblichkeit, sondern auch deren Vollendung als Auferstehung. S. 52, 54, durch Herstellung und Verklärung sowohl des Leibes als des Verhältnisses jedes Individuums zu allen übrigen, nach allen Seiten bestätigt. Indem sich hiermit der *trudus* *amicus* erledigt, ist auch der *trudus* *peccati* abgewiesen, oder, wie der Verf. sagt: die Sünde ist nicht ethisch, weil Adam und in Adam jeder Mensch, sondern weil jeder Mensch gesündigt hat, d. h. *ip* *q* heißt nicht: *in* *quo*, sondern *quia*, Röm. 5, 12, womit jedoch nicht die Vermittlung durch die menschliche Zeugung, sondern nur die Erschaffung, abgewiesen ist.

Zuletzt hat der Verf. noch die unterschiedenen Momente oder Stufen, in welchen sich der menschliche Geist verwirklicht, als *Staat*, *Kunst*, *Wissenschaft* und *Religion*, welche sich zuletzt in der ewigen Freiheit vollenden und zusammennehmen, bezeichnet, und in ihrer Succession so wie in ihrer Totalität nachzuweisen gesucht, weraus von selbst folgt, daß sie nicht bloß unterschieden, sondern auch einsind. —

Hiermit hat der Unterzeichnete aus der obigen Schrift, welche selbst als der gedrängte Auszug aus einem zusammenhängenden Denksysteme zu betrachten ist, einen möglichst treuen Auszug mittheilen wollen, welcher eben deswegen, weil ein Auszug auszuziehen und gleichzeitig zu erläutern war, im Verhältniß zu der äußerst kleinen Schrift sich weiter als gewöhnlich ausdehnen mußte, und den Inhalt doch nicht erschöpfen konnte. Indem diese Schrift dem an und für sich seienden Gedanken die Ehre giebt und seinem Dienste sich widmet, ärndtet sie auch die Frucht solcher Selbstverläugnung. Wir dürfen sie daher als den inhaltvollen Anfang einer intensiven Förderung und Ausbildung der speculativen Philosophie aus ihr selbst um so freudiger begrüßen, als wir gegenwärtig leider so viele Kräfte in unfruchtbaren Bemühungen sich zerarbeiten sehen, um aus ihrer Subjectivität heraus nicht allein für sich eigene neue Systeme zu entwerfen, sondern auch diese Versuche als die allgemeine Philosophie zu publiciren, womit für den gemeinsamen Acker wenig gewonnen wird.

Außerdem tritt an der vorliegenden Schrift zunächst das Verdienst heraus, daß sie „aus dem Begriffe der Welt den Uebergang zur Idee Gottes“ reproduciert und gleichzeitig aus dem Begriffe der Schöp-

fung Identität und Unterschied zwischen Gott und Mensch in Beziehung auf den Willen und die Ewigkeit (S. 12, 52), so wie aus dem Willen die Schöpfung entwickelt. Es ist hier zu sehen, wie uns die Sprache viel mehr sagen läßt, als wir zunächst meinen, wenn wir sagen: *Die Schöpfung ist Gottes Wille*, und was wir eigentlich, wenn wir dieses oder jenes für unsern Willen erklären.

Zu diesen Verdiensten kommt noch dieses, daß zugleich der Vorstellung ihr vielfältig vndizirtes Recht auch insofern eingeräumt worden ist, als nicht die Religion in der Wissenschaft, sondern vielmehr die Wissenschaft nach ihrer Besonderheit in der Religion ihren Gipfel erreicht, womit die letztere aus der Sphäre des Glaubens erhoben und mit dem Wissen selbst vermittelt ist.

Das weitere Verdienst ist, daß in dieser gehaltenen Schrift die Uebereinstimmung der höchsten Begriffsbestimmungen mit den in der Vorstellung vorliegenden Wahrheiten treu und unzweideutig sich ausspricht, welches um so erfreulicher ist, als gleichzeitig eine neue Schrift von den letzten Dingen (von D. Friedrich Richter) als wissenschaftliche Kritik sich ankündigt, welche den rehesten Pantheismus als eine neue Lehre zu Markt bringt, indem sie mit der schlechten, weil abstrakten Individualität oder Selbstheit auch die konkrete, auf dem absoluten Begriffe der Continuität oder Durchdringung beruhende Persönlichkeit wegwirft, und hiermit unter den begeisterten Redensarten von hochherziger Selbstentäußerung und unbedingter Hingabe Gott und Menschheit in dem grundlosen Schlunde des Nichts absorbiert, wogegen sich alle drei in solcher Kritik beseitigten Richtungen des Rationalismus, des Supernaturalismus und der Spekulation gleichmäßig zusammen zu nehmen berufen sind.

Solchen gefährlichen, alles individuelle Geistesleben tödtenden Versuchen fehlt nichts so sehr, als der Begriff der Persönlichkeit selbst, welche sie läugnen; weshalb ihnen darin beizustimmen ist, daß an der geläugneten Persönlichkeit nichts gelegen sein kann. Als eine Waffe des Geistes gegen solche Versuchungen kann aber die vorliegende Schrift betrachtet werden, wenn gleich dem Verf. von dem neuesten Unternehmen dieser Art nichts bekannt sein konnte.

Demohngeachtet ist zu besorgen, daß sich auch an dieser Schrift, wenn sie nicht als schwer ignoriert

wird, die vortheilhafte Umrage und Ungeduld des modernen Bewusstseins versuchen wird, um die ganze Reihe der damit von neuem in Frage gestellten Dogmen daran zu haken und den Verf. darüber in's Verhör zu ziehen. Dagegen würde sich die speculative Lebens- und Liebes-Thätigkeit des menschlichen Geistes in dem einzelnen Subjecte nur dadurch erweisen, daß dieses, nicht abstossend, sondern anziehend sich verhalten müßte, um aus seiner individuellen Stellung zur Wahrheit heraus und in das von einem andern Momente aus entworfenen, auf dem Boden der Speculation erbaute Denksystem eingehen zu können.

C. F. Göschel.

CXXVI.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung,
von Dr. Karl Ferdinand Becker. Frankfurt a. M. 1833. 299 S.

Das Gedeihen einer Wissenschaft hängt nicht zum geringsten Theile von der Vielseitigkeit der Standpunkte ab, von denen ihre Erforscher, stets dasselbe Ziel im Auge, in ihren Untersuchungen ausgehen; ja viel weniger selbst, als unfruchtbare Schläffheit, wird es ihr schaden, wenn sich auch vielleicht einer oder der andere derselben, er sei nur mit Geist ausgerüstet, auf einen solchen stellte, den die Wissenschaft in ihrer weiteren Entwicklung nicht als einen richtigen anerkennen könnte.

Das Buch, welches uns vor Händen liegt, giebt zu der Betrachtung den Anlaß, denn von dem philosophischen Standpunkte aus und geschichtlicher Seite, wenn auch vielleicht nicht eingestandener Maßen, doch faktisch von dem der neueren Sprachen, insbesondere der neuhochdeutschen, seinen Auslauf nehmend, gelangt dasselbe, indem ihm Philosophie und tiefere Kenntniß jener Sprachen für die Beurtheilung der älteren, aus denen sich erstere hervorgebildet haben, so ziemlich als Maßstab gelten; zu Ergebnissen, zum Theil allerdings sehr verschieden von denen, welche die, nicht minder mit philosophischem Geiste, aber geschichtlich geführte Untersuchung über die Etymologie der Spra-

chen Sanskritischen Stämmen, auf ihrem Wege gewonnen hat.

Wir finden den verheißenen Hrn. V. fast immer auf Höhen wandeln, von denen er uns viele, oft durch Neuheit, oft durch ihre Weite anziehende Aussichten eröffnet; in die Thäler sehen wir ihn seltenes hinabsteigen, und dann doch auch weniger, um sich in ihnen einzuwohnen und die Dinge, welche sich dem Blicke von oben herab entweder nur in unsicheren Umrissen zeigten oder auch ganz verdeckten, in der Nähe und ihrer vollen Wirklichkeit zu beschauen, als vielmehr zu klären, wie ein zu neuen Höhen eilender Reisender, vorüberzufliehen. Andere Male steht derselbe zwar oben, ohne daß wir jedoch wüßten, wie er dahin gelangt sei, indem eine Vermittelung mit dem vateren Regional entweder sehr gefährlich, oder gerade zu unmöglich scheint.

Ohne Bild fortzufahren: der Grundgedanke des Buchs, der sich leicht und gefällig abspinnt und dem Anscheine nach überall ungerungen mit den Nebengedanken verknüpft, trägt, so wie auch diese häufig, die Namen Allgemeinheit, Consequenz, Nothwendigkeit an der Stirne; dies wird hinreichen, furchtsamen Seelen eine heilige Scheu einzufloßen; indessen, man hatte ihnen nur immer das thatsächliche Gewisse entgegen, und es dürfte Vielen von ihrem gorgonischen Zauber verschwinden. Den Ref. erfüllt eine andere Besorgniß, die nämlich, daß eben dies Buch, welches der Etymologie eine systematische Gestaltung zu geben unternimmt, gar nicht daran sei, wenn gleich viel weniger durch sich selbst, als durch unverständige Benutzung desselben, in die chaotische Nacht der Etymologie, welcher zu entfliehen, wir kaum erst angefangen, nur noch tiefer zurückzuführen. Welcher Abgrund der Etymologie entgegengehe, wenn diese die geschichtliche Forschung verläugnet oder gar mit ihr ein loses Spiel treibt, davon liegen in Lennep's etymologischem Wörterbuche der griechischen Sprache die unerfreulichen Belege vor; wer ein jüngeres Beispiel sucht, dem brauchen wir nur Murray's 9 Urtage ins Gedächtniß zu rufen, die der gesamten Sanskritsprachfamilie ihr Dasein gegeben haben sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

November 1833.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung
von Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

Nun kann aber unser Buch durchaus nicht von dem Vorwurfe frei gesprochen werden, daß es einerseits eine Menge Spracherscheinungen — und wir haben hier nichts weniger als bloße, für das Ganze unbedeutende Einzelheiten im Sinne — oft im geradesten, Widerspruch mit deren inneren Wahrhaftigkeit, nach Sätzen und Behauptungen beurtheilt, die, der Beobachtung vorweggenommen, erst hintennach aus ihr eine gleisende Bestätigung empfangen haben, andererseits aus ungenauer oder unvollständiger Beobachtung Gesetze abzieht, denen eine Ausdehnung weit über ihre natürliche Grenze hinaus gegeben wird. Ferner ist, was aus den verschiedenartigen Sprachen der Sanskritfamilie als geschichtliche Erläuterung herbeigezogen wird, fast immer so genommen, wie es sich gerade bietet, ohne daß der Boden, auf dem, und die Umgebung, in welcher es aufgewachsen ist, berücksichtigt worden wäre; und namentlich, was keinem Etymologen erlassen werden kann, die chronologische Aufeinanderfolge und die Gegenseitigkeit der Lautverhältnisse jener Sprachen nicht nur ununtersucht, sondern so gut wie unbeachtet geblieben; selbst Grimm's vortreffliche Untersuchungen über den Lautwechsel deutscher Mundarten werden, obwohl diese doch dem Hrn. Vf. zunächst lagen, beinahe völlig ignoriert. Solcherweise dürfen wir uns weniger wundern, wenn in den geschichtlichen Elementen des Buchs vielleicht in eben dem Maasse kühne Ungebundenheit als in den philosophischen geregelte Ordnung herrscht.

Ueber das Hauptresultat des Buches können wir nicht zweifelhaft sein, da vom Verf. selbst S. IV. „die organische Entwicklung in Laut und Begriff“ als solches herausgehoben wird. Hr. Dr. Becker stellt sich die Entwicklung des Wortes als eine stets vom Allge-

meinen zum Besonderen, zu gleicher Zeit und untereinander ebenmäßig fortschreitende Umbildung in Laut und Begriff vor, und setzt hierin das Wesen des Organismus sowohl der Sprache überhaupt als ihrer einzelnen Gliederungen. Dieser Gedanke wird in vorliegendem Werke auf eine großartige Weise, mit der Raschheit, und nicht ohne viele glückliche Blicke eines wohlbegabten Genius durchgeführt; und, wenn es ein nicht genug zu lobendes Verdienst früherer Schriften des Hrn. Verfs. war, mit größerer Bestimmtheit auf eine Auffassung der Sprache in ihrer vollen Ganzheit und in ihrem einheitlichen Zusammenhange gedrungen zu haben, so ist dieses in gegenwärtiger noch insbesondere dadurch erhöht worden, daß es den genealogisch ang. verbundenen Complex der Sanskritsprachen denkender Betrachtung unterwirft, und die Mittel aufsucht, um uns die Herrschaft über so ungethüme Massen durch eine wissenschaftliche Anordnung ihres Wortvertraths zu verschaffen. Dieses ist die wahrhaft glänzende Seite des Buchs, für welche sich, wie wir nicht zweifeln, die Sprachwissenschaft, insbesondere die Etymologie, stets, wie viele Einwendungen sie auch im Besonderen zu machen habe, dem Vf. höchst dankbar beweisen wird.

Durch die ganze Untersuchung läuft der Begriff und Ausdruck „Individualisirung“ und es wäre gewiß nicht überflüssig gewesen, hätte dem Hrn. Vf. gefallen, gleich an der Schwelle des Buchs, darüber uns näher aufzuklären, was er eigentlich hierunter, ob immer dasselbe oder auch ein nach Ort und Gelegenheit Verschiedenes, verstanden wissen wolle; Ref. wenigstens fühlt sich in einzelnen Fällen vor dem neckisch hin und her tänzenden Worte nicht recht sicher. Stets fortschreitende Individualisirung in Laut und Begriff wird als ein allgemeines Gesetz sowohl der Sprache überhaupt als des Wortes insbesondere aufgestellt, dessen Einheit leiblicher Seite dem Vocal, geistiger den Begriff der Bewegung zum Principe habe. Hier muß sich Ref. nun so-

gleich fragen, ob z. B. der Vocal allgemeiner oder einfacher als der Consonant sei, den der Verf. (S. 28.) „mehr individualisirt oder articulirt“ nennt, als den Vocal. Um es unverholen zu gestehen: ihm will keine genaue Beilegen einleuchten; er sieht zwischen Vocal und Consonant im Allgemeinen gar nicht eine Grad-, sondern vielmehr eine *Qualität*-Verschiedenheit, und dem „weichen“ Vocale vor dem „starren“ Consonanten eine Bevorrechtung einräumen, heist ihm ungefähr so viel, als den starren Mann zu einem mehr individualisirten Weibe, und das liquide, vocale Weib zu Principe selbst anderer, als Amazonenstaaten, machen (vgl. S. 90). Jeder ahnet leicht, woher die Vorliebe des Hrn. Vfs. für den Vocal, sie beruht auf dem falschen Wahne, als ob der Vocal für sich rein und ohne Zuthat ausgesprochen werden, der Consonant dieses aber nicht könne: der Consonant bedarf zu seiner Lautbarwerdung des Vocals nicht, das beweiset die jetzt übliche Lautmethode; es genügt ihm ein Schwa (oder *e muet*): der Vocal, für sich gesprochen, ist nie ohne die Begleitung eines Spiritus. Hier *Spiritus*, *Schwa* dort sind nur gleichsam Zapfen und Loch oder Andeutungen, daß beide, Vocal und Consonant, für einander sind und sich, ihrer äußerlichen Selbstständigkeit unbeschadet, gegenseitig nicht entbehren können; das Schwa ist schon vocallischer, der Spiritus consonantischer Natur. *Rein* sind Vocal und Consonant nur Abstracta und schlechterdings nicht durch die Stimme, außer in ihrer Gebundenheit, darstellbar z. B. *ka, ti, pu*, worin Schwa und Spiritus neutralisirt worden. Wir ziehen hieraus den Schluss: weder Vocal noch Consonant allein, sondern beide, als zu einander gehörige Momente, bilden das in sich doppelseitige, aber dennoch einheitliche und Eine *Laut*-Princip des Wortes.

Ehe wir zu dem *intellektuellen* Principe des Wortes übergehen, glauben wir noch daran erinnern zu müssen: es sei ein anderes in der wissenschaftlichen Betrachtung eines Gegenstandes vom Einfachen zu dem Zusammengesetzteren stufenweise aufsteigen, und wiederum ein anderes, in dem vorliegenden Gegenstande selbst dessen stufenweise Entwicklung nachweisen. Dem Hrn. Verf. mengt sich beides zu wiederholten Malen durcheinander, woraus dann nicht wenige schiefe oder halb wahre Sätze entspringen: wenn er z. B. Individualisirung als ein in der Sprache durchgreifendes Gesetz aufstellt, was es nur in einem beschränkten Kreise derselben ist, so zieht er sich hinterdrein, in

dem seinem hellen Geiste nicht verborgen bleiben konnte, wohin ein starrsinniges Festhalten an einem allgemeinen Satze, der keiner ist, führe, genöthigt, dasselbe theilweise wieder aufzuheben, während es doch unsträglich besser gewesen wäre, sogleich bei dessen Aufstellung zu sagen: bis dahin und nicht weiter! Die Sprachforschung mag mit dem Buchstaben als solchem anheben und mit der Periode schließen, immerhin; Ungeheimtheit aber wäre es, zu behaupten, die Sprache selbst, was auch der Hr. Verf. läugnet, beginne mit dem Buchstaben: denn ihr Zweck ist Rede und Satz, alles Uebrige ihr nur *Mittel*, folglich muß sie ihrer Tendenz nach sogleich in Sätzen (also in einem Zusammengesetzten) zur Erscheinung kommen, wobei es gleichgültig ist, ob ein Wortcomplex, ob ein einzelnes Wort, z. B. ja, nein, endlich gar ein Einzeibuchstabe, z. B. Lat. *f* (geh) diese Function ausübe. Es ist daher so wenig wahr, daß die Sprache mit dem Anfange, daß sie vielmehr mit der Mitte oder, wenn man will, sogar mit dem Ende anfängt.

S. 29 liest man; „In der Sprache ist der Begriff, wie z. B. *lauten*, uranfänglich höchst unbestimmt und gleichsam noch gestaltlos; und erst später individualisirt er sich zu einem mehr bestimmten Begriffe, wie: *klingen, krachen, pfeifen, heulen*“ — nichts als Behauptung! Ursprünglich zeigt sich die Sprache, selbst nach des Hrn. Verfs. Geständnisse, durch und durch sinnlich; d. h., soviel ich einsehe, der Sinn ihrer Wörter ist noch *individuell*, wie die Anschauung, auf welcher sie beruhen, und schon aus diesem Grunde Poese, welche Allgemeines im Individuellen darstellt, die früheste Muttersprache der Völker; allmählig büßt die Sprache ihre alte Vollständigkeit ein und erhält, je näher sie im Fortgange der Zeit zur Philosophie hinstreift, immer mehr den Charakter rahmenartiger, entindividualisirter, farbloser *Allgemeinheit*. Wir wollen nicht so unredlich sein, aus dieser Thatsache zu schließen, als sei nun etwa der Gang der Sprache durchaus der umgekehrte von dem, was der Hr. Verf. ihr vorzeichnet; nur so viel, daß auch Individualisirung des Begriffes im Worte in einer, um Vieles geringeren Ausdehnung stattfindet, als ihr in unserem Buche eingeräumt wird. Wenn der Hr. Verf. sich darauf stützt, daß aus dem Verbum, als dem Allgemeinen, das Nomen u. s. w. als dessen Besonderungen hervorging, so beruht diese Ansicht auf einer Täuschung. Das Nomen ist um nichts mehr

— ein individualisirtes Verbum, als der Consonant ein dergleichen Vokal; die Gattung zeugt nicht die Arten, vielmehr sind beide wechselseitig, nur auf verschiedene Weise, in einander. Das Verbum ist gar nicht das Allgemeine, sondern ebenfalls ein Besonderes, und zwar oft zehnfach mehr modificirt, als das Nomen. Die Wurzel als das wahrhaft Allgemeine und über die Besonderungen Erhabene zeigt sich lediglich nur in Besonderungen, zunächst so gut in dem unabgeleiteten (Wurzel-) Verbum, als in dem unmittelbaren, d. h. nicht erst ein anderes Nomen voraussetzenden Nomen.

Unserer wartet jetzt ein anderer Punct. Während der Hr. Verf. überall vom Organismus der Sprache und ihrem blühenden Leben redet, erinnert er sich, sonderbarer Weise, weder ihres Sieghums noch ihres Absterbens. Was ist nun aber schon das Zerfallen eines ursprünglich mit sich identischen Sprachstoffes in mundartliche Vielheit und Verschiedenheit anders als theilweise *Vernichtung des Organismus*? Verderbnis in Bezug auf den ursprünglichen Organismus, wenn gleich diese, in sofern auch sie unter Gesetze des Wandels gestellt ist, in solchem Sinne Fortbildung heißen mag? Auf der lautlichen Seite der Sprache treten zwei sehr verschiedenartige Vorgänge hervor. *Veränderung (variatio)*, wie ihn der Verf. nennt, ist der eine; *mundartlicher Lautwandel* der andere. Jener kann des Hrn. Verfs. Fündling heißen, da dieser ihn nicht nur bestimmt, und zwar mit vollem Rechte, von der Ableitung gesondert, sondern auch meines Wissens zuerst mit einem Namen belegt hat. Er ist auch so sehr des Verfs. Liebling geworden, daß er an dem Tische des mundartlichen Lautwechsels frei schmarotzen darf, daß letzterer, obwohl sonst ziemlich dickbäuchig, darüber entsetzlich einschrumpft, und man jenem zurufen möchte: *est modus in rebus, sunt certi denique fines!* — Worin besteht nun jene Variation? Leicht verdeutlichen mag man sich dieselbe unter andern an den Wurzeln *λαφ, λυφ; scalp, sculp*, deren keine füglich als Ableitung oder Dialektverschiedenheit gelten mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXVII.

Allseitige wissenschaftliche und historische Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher überhaupt und die Augsb. Conf. insbesondere. Von J. C. G. Jo-

hannsen. Altona bei Hammerich 1833. XXXXVI.
646. 8.

Der Streit über die Geltung des Lehrbegriffs, wie ihn die Kirche in ihrem Symbol niedergelegt hat, der bisher in Deutschland mehr oder weniger auf dem Gebiet der wahren und falschen Wissenschaft geführt wurde, ist in Dänemark durch die Hirtenbriefe der sämtlichen Bischöfe des Reichs, die unter königlicher Autorität in den Jahren 1817 und 1826 an die Geistlichkeit des ganzen Landes vertheilt sind, officiell autorisirt und als integrierendes Moment in Staat und Kirche eingeführt. Die Reibungen der Theologen fanden daher ihr nothwendiges Forum an den Gerichtshöfen des Reichs und das Interesse an jenem Streit hat den ganzen Staat in Anspruch genommen und in seinen Kreis hineingebaut.

Auf einem so bewegten Gebiet hat es Hr. Johannsen, Haupt-Pastor an der St. Petri-Kirche in Kopenhagen, unternommen, die Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher und insbesondere auf die Augsburgische Confession noch einmal letztlich in Betracht zu ziehen. Das Prinzip seiner Kritik bildet das Recht und die Macht der freien Persönlichkeit, die eine permanente und unbedingte Norm des Glaubens unmöglich und nichtig mache und das Recht und die Pflicht in sich trage, selbst zu prüfen, was ihr als das Wahre gelten solle, nichts ohne die Ueberszeugung des Gewissens zu glauben, und so die absoluten Ansprüche des menschlichen Geistes auf Freiheit des Glaubens und Vervollkommenung desselben zu behaupten und sicher zu stellen. Dies Postulat der freien Persönlichkeit will der Vf. gegen Kirche und Staat schützen und findet er in der Lehre des Christenthums, im Akt der protestantischen Kirche zu Speier, in den obersten Grundsätzen der Augsburgischen Confession bestätigt, und nur auf diese Grundsätze statuiert er eine Verpflichtung.

Daß mit dieser Berufung auf das Gewissen des Subjekts zunächst alle Gemeinschaft und Gesellschaft, die noch die dürftigsten Kategorien der Kirche sind, aufgehoben sind, spricht der Verf. selbst aus, indem er den Glauben des Protestantismus für „eine Sache“ erklärt, „die nicht ihrer Viele insgesamt, sondern einen Jeden sonderlich angeht.“ Jeder ist auf seine eigne Reflexion und Untersuchung angewiesen, diesen Kreis der eignen Prüfung darf Niemand stören und alle Rechenschaft ist vom Tribunal der Objektivität auf das eigne Gewissen hingewandt und demselben vindicirt. Wie aber hiemit das einzelne Subjekt sich zu den Ansprüchen der objektiven Realität stelle, ist consequent außer Augen gelassen und bleibt ungewiss und unbestimmt.

Hierbei belästet es aber nicht die Wirklichkeit und daß es noch eine wirkliche Kirche und einen wirklichen Staat gebe, zeigt zunächst jene Opposition, die beide durch sich selbst wider ihren Willen anerkennt. Wie verhält sich also Staat und Kirche gegen jene Negation, diese unterlassene Frage aufzustellen, ist die absolute Pflicht der Wirklichkeit und deren, die auf dem Standpunkt derselben die Wahrheit wissen.

Der Widerspruch könne nur so gelöst werden, antwortet man nun von einer Seite, die ganz besonders im Centrum der wahren Kirche und des objektiven Staats zu stehen glaubt, die ewi-

Rechte beider zu verteidigen behauptet und im Zwang der Objektivität selbst keine Hilfe sieht, „dass der Staat dem mit der Staatskirche unverträglichen Elemente eine gesetzliche Existenz gebe.“ Dieser Akt ist aber so weit davon entfernt, die wahrhafte Lösung zu sein, dass er die völlige Negation aller wahren und hiermit göttlichen Gesetze wäre. Denn wenn jene Wächter des Staats und der Kirche in der Abschließung des Subjekts auf seine abstrakte Persönlichkeit mit Recht die Sünde gegen den Geist der Wirklichkeit sehen, wie können sie es vor der Wahrheit verantworten, dass der Negation eine gesetzliche Existenz gegeben werde?

Gegen eine solche Befreiung vom Feinde, die nur durch die Flucht vor ihm und durch einen Pakt, in dem man ihn gesetzlich autorisiert und außerhalb der Wahrheit bestätigt, möglich ist, wendet sich der Protestantismus selbst mit der ernstesten Strafe. Er erkennt in jener negierenden Richtung sein eignes Fleisch und Blut an, er weiß in sich dasselbe Moment der Negation, dieselbe Berufung auf das Gewissen, er fordert vom Subjekt gleichfalls eigne Prüfung, er dringt nicht weniger darauf, dass der einzelne in sich selbst die Wahrheit erfahre, durchlebe und sich in ihr wisse, und gleich stark opponiert er sich gegen alle Zumuthung menschlicher Autorität und gegen das Aufdringen einer Lehre, die nicht von ihm als wahr anerkannt sei.

Gleicherweise braucht die antisymbolische Richtung vom Staat nicht erst ihre Admission zu verlangen. Der Staat ist es selbst, der im Bewusstsein seiner übergreifenden Macht die Negation in sich nicht als Integration seiner selbst einführt, sondern sie gewähren lässt. Er schützt die unendlichen Ansprüche der Subjektivität, damit diese sich mit der Objektivität versöhne, und damit diese Versöhnung, die er in seiner Einheit mit der Kirche an sich schon wirklich weiß, auch für das Subjekt realisiert werde, errichtet er die Universitäten. In der Lehrfreiheit, mit der er diese beschenkt, giebt er der Differenz und deren Macht freien Spielraum und lässt er sie sich bis zum Widerspruch und Gegensatz entwickeln und erweitern.

Recht eigentlich *post festum* also kommen jene, die auf ihre subjektive Freiheit als das höchste Gut pochend an Staat und Kirche herantreten und von diesen ihre Bestätigung verlangen. In alle dem unendlich Hohen, das ihr nur postuliert, sieht der Staat sein edelstes Kleinod und in dessen wirklichen Besitz erfreut er sich des Pfandes seiner ewigen Frische und Jugendkraft.

Die arme Kategorie des Seins, um die jene kämpfen, die ist ihnen schon längst in den Prinzipien des Protestantismus und im Staat zugegeben. Es ist ihnen sogar nicht nur am Saum des Protestantismus, vielleicht als einem Extrem ein Platz vergönnt, sondern mitten in ihm ihre Stelle angewiesen. Dass sie aber deshalb um dies unerfüllte Sein streiten, weil sie außer allem nichts anerkennen wollen, deshalb lässt der Protestantismus nicht ab von ihnen und er begnügt sich nicht allein damit ihnen zu sagen, wie sie ja ein Moment in ihm sind, sondern seine Bewegung in sich selbst treibt ihn ununterbrochen

in sie einzugehen. Ja, da er weiß, dass er zunächst im Gegensatz gegen sie zum Begriff des Geistes getrieben ist, der den Widerspruch und das Moment der Differenz und des Gegensatzes als das Prinzip seiner Dialektik in sich trägt, ermüdet er nicht in seiner Liebe gegen sie. Das heißt, er stößt sie nicht von sich aus, sondern mit derselben Sicherheit und Langmut, mit der der Staat in sich selber ruhend, dem Treiben des Gegensatzes zusieht, zeigt er thätig durch die Ausbildung des Wissens, wie ihre Opposition und ihr Postuliren in ihm aufgehoben und überwunden ist. In dieser Entwicklung der Wissenschaft, weil in ihr der Sieg über den Widerspruch errungen und gefeiert wird, liegt die einzige und wahre Polemik gegen jene, die mit den Prinzipien des Protestantismus prahlen; ohne zu wissen, wovon die Prinzipien die Geburtsstätte sind, und auf Grundrissen pochen, ohne zu wissen und zu umfassen, was in ihnen begründet ist.

In der Aufhebung dieser eiteln Negation und Protestation und jener Berufung auf das Symbol als auf ein nur seiendes und objektives Zeugniß, zeigt sich die protestantische Kirche als die Kirche des Geistes. Im Geiste ist die erste Richtung, die den Protestantismus nur einseitig repräsentiert und die andre, die in ihrem Festhalten und äußerlichen Gebieten des Seins bloß den Katholicismus im Protestantismus darstellt, in ihrer hartnäckigen Einseitigkeit vergangen.

Denn der Protestantismus trägt das Symbol in sich, aber nicht als äußerlich und fremd ihm gegenüberstehend, sondern er vermittelt es ohne Unterlaß als ein Symbol, indem er seine Subjektivität darin weiß. Eben so macht er nämlich seine Subjektivität geltend und weiß er sie im Unterschied gegen das Symbol, aber er hat in seinem Prinzip die Macht, den Gegensatz aufzuheben. Auf seiner unendlichen Höhe, die die Höhe des Geistes ist, giebt es für ihn keine Ketzerei und keine Exkommunikation mehr, er weiß auch die Negation und Differenz als sein Moment und widerlegt sie, indem er auf unendliche Weise durch sie hindurch zu sich zurückkehrt.

Die Lehre also und ihr Inhalt ist das Gebiet, auf dem allein die Bedeutung und die Wahrheit des Protestantismus, um dessen Symbol es sich handelt, entschieden wird. Wenn man aber die Lehre der Evangelischen, wie sie in der Augsburger Confession entwickelt ist, nur für „zufällige, durch die damaligen Umstände gegebene Gegenstände“, auf welche sie die Prinzipien „anwandten“, erklärt, wie Hr. Johannsen thut, so hat man sich *eo ipso* vom alleinigen Kampfplatz ausgeschlossen und dem Buch des Vfs. kann daher nicht einmal der Ruhm gegeben werden, die Akten des Streits zusammengefasst, geschweige denn geschlossen zu haben, weil er in die Natur des Streits so wenig Einsicht gezeigt hat. Denn nicht auf die bloße Kategorie des Seins kommt es hier an, sondern: was ist der Inhalt des Seins und wozu bestimmt es sich, nicht auf das reine Gewissen, sondern was in ihm ist, nicht auf eine leere Ueberzeugung, sondern: was ist dein Glaube und was weist du vom Glauben!

November 1833.

Das Wort in seiner organischen Verwandlung
 Von Dr. Karl Ferdinand Becker.

(Fortsetzung.)

Fragt man nach ihrem Unterschiede von dem mundartlichen Lautwechsel, so antworte ich, mich zweier Ausdrücke Bopp's bedienend: dieser ist „mechanisch“, in der Naturnothwendigkeit gegründet und *beabsichtigt keinen* Begriffswandel, wenn dieser ihn auch zuweilen begleitet mag; jene dagegen „dynamisch“, sie bewirkt, wenn auch vielleicht noch so feine Begriffsabachattungen in dem läutlich variirten Sprachstoffe, und diese sind ihr, nicht gerade bewußter Weise, *Zweck*. Mundartlicher Lautwechsel ist seinem Wesen nach *Desorganisation* und Abtödtung; Variation — *Schöpfung* und Belebung. Eine der wesentlichen Aufgaben der vergleichenden Etymologie der Sanskritsprachen besteht nun darin, aus ihnen den *ursprünglichen* Organismus, gleichsam eine unter Schutt und Trümmern begrabene und verstümmelte Antike, hervorzusuchen und möglichst in seiner alten Wahrheit und Schönheit herzustellen. Natürlich sind ihm die älteren Sprachen getreuer geblieben als ihre jüngeren Sprößlinge, und es wäre daher lächerlich, z. B. nach dem Portugiesischen das Lateinische, nach dem Englischen das Angelsächsische und Gothische, aus dem Neupersischen das Zend oder Sanskrit beurtheilen, und den Organismus der letzteren aus dem zertrümmerten Organismus der ersteren erklären zu wollen. Was hier von dem Ganzen gilt, gilt auch von dem Einzelnen; der Hr. Verf. kümmert sich selten darum, ob er den rechten Kern, der *gesucht* sein will, oder die lügende Schaal greife; denn fast jede Seite legt Zeugniß davon ab, daß er jüngere Sprachstoffe in ihrer Verderbung, deshalb weil sie die Zeit abgenagt und dadurch vereinfacht hat, für *uranfängliche* Einfachheit und dann die älteren, gar nicht oder weniger verderbten für Entwicklung und Fort-

bildung nimmt. Wer z. B. althochd. *aha* ein mehr individualisirtes Angels. *ea* nennt, wie der Verf. S. 31, der müßte auch behaupten, das Franz. *eau* (é) sei *nachmals* von dem Lateiner weiter zu *agua* individualisirt worden. Solche Verkehrtheiten ließen sich zu Hunderten aus dem Buche anführen, indem der Hr. Vf. so völlig keine Ahnung von den ungeheuren Verlusten hat, welche die Sanskritsprachen an ihrem Gewichte erlitten, daß er, wo sich vollere und schmalere Formen vorfinden, stets ganz unbefangen — consequent genug, aber auch um mindestens zwei Drittel gegen die Wahrheit — die volleren sich als aus den destruirten entwickelt denkt, und die Auslassung von Lauten mit der einzigen S. 88 abmacht. Man urtheile selbst, ob das der Weg ist, eine vernünftige und genetisch die Sprache verfolgende Etymologie zu begründen. — S. 70 ff. wird herausgerechnet, daß gegen vier Fünftel der germanischen Wurzelverben, und die Hälfte der lateinischen zum „*Wurzelvocal*“ besitzen oder doch ehemals besessen; wenn jemand sich so sehr verrechnet, umarmt er doch gewiß eine Wolke statt der Jund. Einer Widerlegung bedürfte es kaum; sie ist aber in Bopp's Erklärung des Ablauts und Umlauts in der Rec. von Grimm's Sprachlehre und jetzt in dessen vergleichender Grammatik gegeben. Dennoch soll „nach dem (schlecht bewährten) Gesetze, daß jede Wortform um desto weniger dem Wandel unterworfen ist, je mehr sie individualisirt ist“, das lat. Präteritum sollen die Zusammensetzungen, z. B. *letigi*, *attingo* das *ursprüngliche*, im Präsens getrübt Lautverhältniß rücksichtlich des Vocals bewahrt haben! — S. 44. ist von einem nicht bedeutsamen „*Augmente*“ im Griech. die Rede; das sich durch den Mangel des Accentus (Refn. völlig unverständlich) von den bedeutsamen Vocalen, z. B. dem *a privativum* unterscheiden soll, und S. 53. wird gegen Grimm, in Bausch und Bogen geläugnet, daß gar oft ein anlautender Consonant Rest einer verge-

setzten Partikel sei, und jener vielmehr — auf eine nichts oder doch nicht das Rechte sagende Weise — zur „Verstärkung“ erhoben; als ob Zusammensetzung, welche doch vermuthlich der Hr. Verf. der Sprache im Allgemeinen nicht absprechen wird, ein materieller, für den Organismus der Sprache sich nicht schickender Vorgang sei!! Ist denn aber die Sprache nicht von Grund aus und durch und durch Zusammensetzung? Mit Freuden gebe ich den materiellen Ausdruck: Zusammensetzung hin, weil der Sache nach freilich jede Zusammensetzung der Sprache, nach der innern Seite hin, auch zugleich — Durchdringung ist. Was soll man sich aber unter einem *nicht* bedeutsamen *Augmente* d. h. Wachstume oder einer *Verstärkung*, welche den Sinn angeblich *nicht* verstärkt, denken? Mindestens ist hier der Ausdruck nicht sehr glücklich; und wie verhält es sich mit der Sache? Ref. glaubt in seinen etymologischen Forschungen erwiesen zu haben, daß z. B. jedes mit *a* anlautende Präfix (*antar* natürlich ausgeschlossen) im Sanskrit, erstens ohne das *a*, und die meisten auch zuweilen ohne den schließenden Vocal vorkommen, so daß häufig nur der bloße Consonant zurückbleibt, z. B. *ati* (*trans, ultra*): 1) *pra-ti* (vorwärts, gegen) 2) *ad-bhūta* (über das Seiende hinaus, übernatürlich) 3) *i-ri* (*transgredi* vgl. *√ri*). Dem Hrn. Vf. würde *t* eine nichtsbedeutende Verstärkung heißen. Ferner: es ist falsch, wenn man die große Menge vortretender Vocale im Griechischen sämmtlich für Prothesen im wahren Sinne des Wortes, d. h. rein lautlicher Art, etwa wie das *e* im Franz. vor Doppelconsonanten (im Lat.), welches man ein mobil gewordenes Schwa nennen könnte, nimmt; nichts bedeutende Zusätze sind überhaupt im Verhältnisse zu Unterdrückungen von Buchstaben in den Sprachen *überaus selten*. Um nur bei dem einzigen *a* stehen zu bleiben: jedem Augenblick kann Ref. es beweisen, daß dasselbe nicht nur für Sanskr. *an-* (*a-*) st. *na-* (nicht), sondern auch für *sa-* (*com-*); st. *ἀνδ*, lat. *ā*; st. *ἄν* (*ἀνά*), anderer Präfixe nicht zu gedenken, in sehr vielen Wörtern stehe. Also hat der Hr. Verf. hier wiederum, wie öfters, aus der Hälfte oder einem Viertel — das Ganze gemacht.

Variation der Wurzel — denn allerdings ist diese zumoist derselben unterworfen — wird unserem Buche zufolge durch Verstärkung, theils des Anlauts, theils des Auslauts, unter die es auch, wiewohl ohne genü-

genden Grund, die innere vertheilt, bewerkstelligt. Es wird ferner gelehrt, daß bei diesem Vorgange vorzüglich die Freiheit walte, und daraus die geringere Gesetzmäßigkeit in ihm erklärt. Leider scheint hier das Wort Freiheit in einem sehr freigen Sinne gebraucht zu sein, denn wir sehen diese vielfach in ihr Gegenheil, oder tyrannische Anarchie umschlagen. Praktisch ist die Variation in unzähligen Fällen weder von der musikalischen Verderbung, noch von Zusammensetzung und Ableitung gesondert gehalten, so daß Vieles unter einer Haube erscheint, unter welche es nicht gehört. Ich führe keine Beispiele an, weil deren jeder leicht herausfinden wird. An Analogieen, d. h. gleichartigen Anfügungen, welche auch einen gleichartigen Zweck zeigen, fehlt es übrigens selbst in der Variation nicht, und es kommt nur darauf an, diese sammt ihren Gründen aufzusuchen. So finden sich unter den Sanskritwurzeln z. B. eine große Zahl solcher, die mit *p* oder Zischlauten schließen, und sichtbar zu kürzeren Formen ohne jene Endlaute stimmen. Nun bilden *p* und *s* Causative und Desiderative im Sanskrit, was nicht Zufall sein kann. Bei manchen dieser so am Ende verlängerten Wurzeln dürfte sich nun wohl mit der Zeit erweisen lassen, daß es eigentlich, wie *temperare, calefacere* oder wie mehrere Arab. Quadrilittera, 2 in eins verwachsene Wurzeln sind; ich meines Orts zweifle z. B. gar nicht, daß *θ* in *πλῆθω, ῥήθω, ἀπὸ καθόρ* z. τ. λ. nichts als die Wurzel *θη* (*τιθέναι*); in dem allgemeinen Sinne von: bewirken, thun, *to do* sei.

Zum Beschlusse liegt uns ob, noch einen der Hauptgegenstände des Buchs näher zu besprechen; wir meinen die schon oben angedeutete systematische Eitheilung des Wortvorraths in den Sanskritsprachen. An die Spitze des Thesaurus werden „12 Kardinalbegriffe“ gestellt, „nämlich 5 — *gehen, leuchten, lauten, wehen, fließen* — in denen der Urbegriff *bewegen* durch die besondere Art des *thätigen Seins*, und 7 — *erlangen (adire), binden (zusammen), scheiden (au einander), decken, wachsen* (Größenverhältnisse der Bewegung), *schnellen, verletzen* — in denen derselbe Urbegriff durch die *Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit* individualisirt ist;“ und diese umfassen nach S. 146 das ganze Reich der Begriffe von sinnlich anschaulichen Thätigkeiten. Dadurch entstehen nun 12 Klassen, welche wiederum nach dem anlautenden Buchstaben der Wurzel, als angeblichem Träger des Begriffes,

in Ordnungen, und nach dem auslautenden in Unterordnungen, zerfallen z. B. Ordnungen nach den Formeln: *a, ka, ta, pa, ra, la, na, ma*. Unterordnungen: *ak, at, ap u. s. w.*, wo *a* als allgemeiner Ausdruck jeden Vokal und die *tennis* die übrigen Buchstaben des selben Organs mit repräsentirt.

Nicht ohne Beschämung wird hier Referent seines bisherigen Vorurtheiles inne, als ob die Etymologie eine äußerst schwere Wissenschaft sei; nichts weniger als das, vielmehr — unter einem gewissen Gesichtspunkte — kinderleicht! Sucht im Wörterbuche die Verba auf, bring sie unter den Kardinalbegriff und ordne sie nach dem Laute ein; fahre eben so mit dem Nomen fort, für welches die Verben Gattung sind — fertig, *plena omnia*! Dennoch kann er das alte Vorurtheil noch nicht ganz los werden, und er erschrickt über den Gedanken, daß jene einfache Operation eben die Etymologie in ihrer ganzen Breite und Tiefe erst voraussetze; das Ziel war von jeher meistens leicht zu erreichen, wenn der Weg dahin vollbracht war. Ehe wir indess die Mühseligkeit des Weges auf uns laden, scheint es gerathen, das Ziel selber zum Ziele unserer Aufmerksamkeit zu machen. Die oft in wesentlichen Punkten von der unsrigen abweichende Einrichtung tüdischer Wörterbücher dürfte Hr. Dr. Becker vorgeschwebt haben, indem er die eigenthümlichen Vortheile, welche aus einer verschiedenartigen Anordnung des Sprachstoffes natürlich hervorgehen, scheint haben vereinigen zu wollen. Die Sacheintheilung läßt er fallen; und wäre sie nicht doch die rechte und wahrhafteste? Ist nicht das sächlich Verbundene auch zugleich sprachlich vereinigt? Nicht also. So wendet er sich nun zu der begrifflichen; läuft aber die Sprache stets den Begriffen parallel? Auch nein. Schon sehr bedenklich, denn der Grund der Verwerfung bleibe hier wie bei der Sacheintheilung derselbe. Der Hr. Verf. aber vereinigt Begriffs- und Lauteintheilung, und Ref. glaubt nicht der einzige zu sein, den beim ersten Lesen die Art und Weise, wie beide hier verbunden werden, überrascht und — besticht. Wer nun diesen Genuss festzuhalten wünscht, dem ist anzurathen, ihn nicht durch tieferes Forschen ausschöpfen zu wollen, denn dann schleicht ein solcher Chor von Bedenklichkeiten heran, daß es schwer wird, jenen vor diesen zu verwahren.

(Der Beschlufs folgt.)

CXXVIII.

Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Christoph Friedrich von Ammon. Erste Hälfte. Leipzig, 1833. 8.

Ein Buch, wie dieses, ist schwer an einem bestimmten Platz in der theologischen Literatur unterzubringen. Man weiß nicht, wie man es geistig fassen oder beurtheilen soll. Es mischen sich darin die verschiedenartigsten Elemente, wodurch es selbst ein buntes Aussehen erhält. Einerseits die ausgebreiteten Kenntnisse und Beweise von Gelehrsamkeit, die ausgezeichnete Welt- und Menschenkenntnis, die umsichtige, feine Beurtheilung aller Erscheinungen auf dem Gebiet der Kirche und Theologie; der sprudelnde Witz im Urtheil; andererseits die weniger deutsche, als französische Bildung des Hrn. Vfs., der rhetorische Ton des Ganzen (manche Abschnitte sind wie Predigten abgetheilt und durchgeführt; vieles sieht man nur gesagt, um den Paradenbau abzurunden); der populäre Anstrich überhaupt, machen die Stellung des Verfassers auf dem Gebiet der Wissenschaft wohl selbst. Am bezeichnendsten würde vielleicht das Urtheil sein, daß es weniger Geist, als *esprit* verräth. Denn sonst müßte die philosophische Haltung des Buchs eine ganz andere sein. Die Philosophie ist eine Institution der Kirche, ohne welche der christliche Glaube nicht zum Wissen gelangt, nicht die Gestalt der Wissenschaft erreicht. (S. Daub über die Selbstsucht in der dogmatischen Theologie jetziger Zeit u. s. w.). Mit Ausnahme der Kantischen Philosophie hat der Hr. Vf. dessen übrige große Talente und Verdienste wir gern anerkennen, mit deutscher Philosophie sich nicht befreundet, am wenigsten mit der letzten. Dief, daß er sich dazu nicht fortgebildet hat, macht mit dem Gedanken der Fortbildung des Christenthums einen unangenehmen Contrast. Ohne die schuldige Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung ist es sehr schwer, heutiges Tages in theologischen Dingen mitzureden. Es resumirt höchst Tschirnners Meinungsbollection, die er Dogmatik nannte, oft sogar noch auf Krugs Schriften. Man kann den Punkt deutlich erkennen, auf welchem der Hr. Vf. mit seiner dogmatischen Erkenntnis und Beurtheilung stehen geblieben, von wo er nicht fortgeschritten; womit er vielmehr hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Dieser Standpunkt ist der des endlichen Verstandes mit allen seinen Kategorien — der unangemessene zur Erkenntnis des unendlichen Inhalts der christlichen Religion. Der Gegensatz des Rationalismus und Supernaturalismus ist in ihm aufgelöst geblieben; sie liegen beide neben einander, so, daß von dem einen zum andern übergesprungen und Gebrauch gemacht werden kann; der innere Widerspruch bleibt verdeckt, kommt nicht zum Bewußtsein. Eine Ansicht der höheren Dogmatik soll das Buch sein; dabei zeigt, daß es nur eine Ansicht ist, deutlich genug, daß hier nicht an eine sehr hohe Dogmatik zu denken ist. — Nach einer ausführlichen Vorrede handelt der Hr. Verf. das erste Buch in zehn Kapiteln ab, mit der Ueberschrift: Religion und Christenthum. Und zwar betrachtet er da

die Religion als Zeitbedürfnisse, die bestehenden Religionsformen der Tradition, der Priester und des Staats, den Protestantismus und seine Kerkenvorstellung, die Religion der Seciden, die des Geistes, die Naturreligion, die Vernunftreligion, das Gottesbewußtsein, Mystik und Mysticism, das Christenthum. Die Betrachtung geschieht ganz zweckmässig so, daß überall zuerst das Wahre und Zulässige, hierauf das Ungenügende und Mangelhafte gezeigt wird. Aber man sieht in der Reihenfolge dieser Abhandlungen keine nothwendige, stufen- und gedankenmäßige Abfolge; das fünfte und achte Kapitel fällt offenbar in eins zusammen. Im zehnten Kapitel spricht der Hr. Vf. dem A. B. die Lehre von Gott als Vater, nämlich, nur „aller Menschen“, zu, obwohl er nicht, daß er nur nach der Lehre des Christenthums nur durch den Sohn, somit die Lehre dort im großen Unterschiede ist vom Christenthum. Dieses soll, nach dem Hr. Vf. nur seinen Deism. das Fundament der allgemeinen Religion jedes denkenden Menschen haben. S. 93. Den Hauptgedanken des Buchs, den der Titel ausspricht, erläutert der Hr. Vf. viel zu wenig. Ist unbestimmt gelassen, weiß man nicht einmal, ob er nämlich das Christenthum an und für sich für vollkommen hält oder für perfectibel und der Vervollkommenung bedürftig; in dem ersten Fall hätte es eines so unnützen, zweideutigen Worts, wie Perfectibilität, gar nicht bedurft; in dem andern war zu bestimmen, ob die Vervollkommenung auf den Inhalt oder nur auf die Form der Erscheinung oder auf beide zugleich gehen soll; überhaupt weiß man nicht einmal, ob die sogenannte Fortbildung des Christenthums eine ist durch es selbst oder durch etwas anderes und außer ihm und also die Perfectibilität des Christenthums nicht vielleicht im Sinne der Briefe darüber nur eine sei durch den perfectibeln Krug, wie Fichte den Vf. jener Briefe nannte. Man sieht überall, daß der Hr. Verf. das Wesen des Christenthums von seiner äußerlichen Erscheinung in der Bibel nicht unterscheidet. Auf diese nur hinsehend behauptet er Perfectibilität auch von jenem so, daß, rechte Vollkommenheit erst nach rechte Auslegung der Bibel an dasselbe kommt; diese aber ist nach den verschiedenen Zeiten verschieden; so spricht er dann von einem Christenthum der Juden, der Heiden und der Reformatoren. Hiermit bewegt sich der Vf. ganz nur auf dem äußerlich-historischen Grund und Boden, wie er einer sonst schon vielfältig bestimmten subjectiven Ansicht vorkommt oder ergiebt. Ein christlich-theologisches Prinzip und Element ist nicht in diesem Buch, weshalb es denn auch allen, welche nur Weltkunde von Bildung sind, als ungemessen und vortreflich vorkommt, nicht muß. Der Abschnitt vom Christenthum der Juden handelt von der messianischen Religion und Gesetzgebung, den heiligen Schriften des A. B. und ihrer Auslegung, dem Ursprunge des jüdischen Messianismus und den prophetischen Messiaserwartungen im Einzelnen. Im zehnten Kapitel hat der Hr. Vf. von den Ergebnissen der neueren Forschung und Kritik, reichlich Gebrauch gemacht und ist auch, wo er eigene Ansichten hat, in wesentlicher, unpunktierte Darstellung damit. Doch ist dies alles eine, nur noch punktierte Darstellung, dessen, was seit länger, als dreißig Jahren im Umlauf ist und was wir schon an der „Biblischen Theolo-

gie“ des Hrn. Vf. besitzen, nur mit fortgesetzter Polemik gegen alle aus dem nichtrationalistischen Standpunct inzwischen erhobenen Einwendungen, auf die er jedoch nicht genugsam im Einzelnen Rücksicht genommen zu haben scheint. Mit dem sechsten Kapitel kommt dann der Hr. Vf. auf die Geschichte Christi. Wer jemals geglaubt hat, es sei eine Verhinderung in der Deutlichkeit und Ueberzeugung des Hrn. v. A. vorgegangen, oder er gar ein Eiferer geworden gegen den sächlichen Rationalismus und für die allgemeine christliche Kirchenlehre, wird sich aus dieser Darstellung überzeugen, wie sehr er sich im Irrthum befindet und dem Hrn. v. A. Unrecht gethan habe. Steht er doch ganz noch auf dem alten Fleck! Mit soviel Irrthümern fast als Westen lehnt er sich gegen die Grundwahrheit der Bibel und Kirche auf, daß Gott in Jesu Christo ein Mensch geworden. S. 192. (Er mißversteht sie so sehr, daß er meint, nach ihr sei der Vater Mensch geworden und wenn Gott ein Mensch ist, so müsse er nur ein Mensch sein; in Wahrheit, ein Anfänger in der Theologie weiß heutiges Tages diese göttlichen Verhältnisse besser und gründlicher zu erkennen). Mit den französischen Encyclopädisten, Friedrich A. Gr. und Voltaire vereinigt er sich gegen die bestimmten Aussagen der Schrift und wenn er zuletzt noch Glauben an den Sohn Gottes bekennt, so spricht er doch so bedingt und bringt aus seiner Schrifterklärung soviel Schwierigkeiten herbei, daß zuletzt nichts als das (Kantische) Ideal der gottwohlgefälligen Menschheit übrig bleibt! Aber die Substanz des Dogma ist hin, ist für ihn nicht da und ohne dieselbe und derselben Erkenntniß ist Alles, was er sonst noch bei diesem und den meisten andern Dogmen Kritischen, Gelehrten und dergleichen beibringt, nichts als, wie er es selbst S. 200 treffend benennt — gelehrte Unwissenheit. Auf diesem Standpuncte ist es ihm jetzt noch nur darum zu thun, mittelst des aufsteigenden Processes einer bequemen Exegese ein sogenanntes reines, von allen Schlacken des Judenthums geklärtes Christenthum zu gewinnen. Dies ist das ganze Perfectioniren des Christenthums in dem Buch. Hat das Christenthum, nach dem Hr. Vf. im Deism. seinen Anfang und seine Grundlage, so ist es ganz consequent, daß dahin gearbeitet wird, daß auch am Ende nichts anderes herauskomme und davon übrig bleibe. Obgleich in dieser Vorstellung der Stifter der christlichen Religion als Mensch nicht Gott und das Prinzip seiner Religion nicht göttliche Offenbarung, sondern reinere, menschlicher Deismus ist, so erscheint doch wieder auch das Menschliche an ihr als das Unvollkommene, welches wegzuschaffen ist, damit sie durch solche Wegschaffung erst göttlich werde. Dies ist der innere Widerspruch, worin sich diese Vorstellungsweise fortwährend bewegt, welche auch darin zum Vorschein kommt, daß einerseits das Bestreben ist, das Christenthum vom Judenthum rein und los zu machen, andererseits es lediglich auf das menschliche Abstractum eines Gottes, der aber jenseits der Welt ist, zu reduciren. Mit diesem allem aber ergiebt sich, daß die im Anfang und auf dem Titel genannte Fortbildung des Christenthums am Ende nur ein anderer Name ist für die inzwischen anrühlich gewordene — Aufklärung.

November 1833.

*Das Wort in seiner organischen Verwandlung,
von Dr. Karl Ferdinand Becker.*

(Schluß.)

Das Schlimmste bleibt immer die Aufgabe, welche der Etymologie hier angemuthet wird, sich stets nach einem doppelten Eintheilungsgrunde zu zerfallen, und zwar so, daß dieser zu gleicher Zeit, einmal in seiner Doppelseitigkeit (Laut und Begriff) und zweitens in seiner Einseitigkeit (Begriff) festgehalten werden soll. Mit Recht wird verlangt, daß die ganze *Wortfamilie* unter ihre jedesmalige Wurzel gebracht werde; es schließt dies ein, daß Alles unter ihr nach Laut und Begriff, ja, was noch mehr sagen will, *genealogisch* — man denke an nicht verwandte Menschen, die sich gleichwohl an Körper und Geist ähnlich sehen — *verwandt* sein müsse. Man wird ferner variierte Wurzeln, die sich als solche in der That bescheiden lassen, einander beordnen. Soll nun aber den Wurzeln noch einseitiger Weise eine ihnen sprachlicher Seits äußerlich bleibende Begriffseintheilung wie ein Netz übergeworfen werden, dann tritt Gewalt ein, gegen welche die Natur sich sträuben muß. Der scheinbare Gewinnst auf der einen Seite, die Wurzeln auf 12 Klassen zurückgeführt zu sehen, ist doppelter Verlust auf der anderen. Eine rein begriffliche Eintheilung mag nützlich und äußerst lehrreich sein, z. B. für synonymische Forschungen; in der *Etymologie* kann schlechterdings kein anderes Anordnungsprincip als das genealogischer (etymologischer) Verwandtschaft anerkannt werden. Sprache und Sprachen, d. h. Welten von Lautzeichen, und andererseits die Begriffswelt sind zwei so durchaus inadäquate Größen, daß jene, weil Verschiedenes zum Zeichen desselben Objects gemacht werden, und das Zeichen nie das Bezeichnete, ohne seine eigne Natur zu verläugnen oder geradezu das Letztere zu werden, erreichen kann, stets im Ganzen und Ein-

zelnen mit den Begriffen in einem zwar approximativen, aber incommensurablen Verhältnisse stehen. Die Sprache, gegen den Begriff gehalten, ist eine fortwährende Lüge, aber eine solche, welche die Wahrheit durchschimmern läßt, weil sie gesetzmäßig und systematisch lügt; und von dem Geiste, an den sie sich mit ihrer glitzernden Scheidemünze wendet, erwartet, deren Gepräge zu kennen, um jene, zu Golde verwandelt, in sich widerlegen zu können. Wäre die Sprache Wahrheit, so bliebe auch nur eine *einzige* Sprache, etwa die, welche körperlose Geister in unmittelbarer Gemeinschaft mit einander führen mögen, gedenkbar. — Eine Begriffseintheilung der Wurzeln ist sonach um nichts minder willkürlich, als die in unseren Wörterbüchern nach einem willkürlichen Alphabete. Die Sprache spottet der begrifflichen Eintheilung; -της, -τηρ, -τωρ, -τός z. B. bilden alle drei *Nom. ag.*; bringe ich nun -τηρ unter die *Nom.*, welche Mittel oder Werkzeug bezeichnen, so reiße ich es aus seiner offenbaren genealogischen Verwandtschaft mit τηρ, τωρ heraus. Ihre Eintheilung ist eine andere als die der Logik; und man muß daher ihrer eigenen den Willen lassen. Die 12 Kardinalbegriffe des Hrn. Verf. sollen hinreichen, um alle Wörter ihnen unterzuordnen; warum nicht, da wir ja selbst sehen, daß er sie unter den Einen der Bewegung zu bringen versteht? Man kann inzwischen doch nicht die Fragen abweisen, warum 12, nicht mehr und nicht weniger, warum gerade diese 12! und natürlich hat diese der Hr. Verf. sich selbst aufgeworfen. Die ersten 5 nehmen sich noch ganz gut aus; mit den übrigen will es nicht recht fort. Wir werden hier aber an die Sprache selber, vorzüglich an Rosens Radices, verwiesen; es kommen, heißt es, die genannten Begriffe in den Sanskritsprachen am häufigsten vor; daraus folgt nun aber gar nicht, daß die übrigen in ihnen untergehen müßten. In der Naturgeschichte kommen Gattungen vor, welche nur Eine Species umfas-

sen, und, wenn mich nicht Alles täuscht, läßt man diese mit Recht für sich bestehen; so oft sie nur mit Zwang anderwärts untergebracht würde. Was das Verzeichniß der Sanskritwurzeln betrifft, so hat Refer. in seinen gym. Forschungen sich weitläufig über die vielen Mängel und Irrthümer in demselben verbreitet, und glaubt namentlich nachgewiesen zu haben, daß eine Menge von Wurzeln, welche *Bewegen, Leuchten, Verletzen* u. s. w. bedeuten sollen, geradezu aus Unwissenheit erfunden, oder wenigstens diese Bedeutungen für sie erfunden sind, woran zu zweifeln er auch jetzt noch keinen Grund hat. Doch, wir machen nicht sowohl dies gegen den Hrn. Vf. geltend, als daß — etwa mit Ausschluss der fünf ersten — wiederum für den semitischen Sprachstamm, den finnischen, türkischen u. s. w. höchst wahrscheinlich eigne, von den vorigen verschiedene Kardinalbegriffe aufgestellt werden müßten, und über die Richtigkeit derselben, wenn es überhaupt solche in der Sprache gäbe, könnte doch immer erst *post perfectam etymologiam* und aus ihr entschieden werden. Philosophische Nothwendigkeit wohnt ihnen nicht ein, und sprachgeschichtliche Wirklichkeit derselben läugnen die Sprachen. Der Verf. hütet sich sehr wohl, von Kardinal-*Wörtern* zu reden, ohne Zweifel weil er nicht verkennet, daß zwar in dem Reiche der Begriffe, aber nicht in dem der Wörter jene vorgegebene Allgemeinheit herrsche. Leuchten z. B. ist als *Wort* um nichts weniger individuell als: glänzen, scheinen, funkeln, schimmern u. s. w.; ferner gar nicht die Gattung, welche die übrigen Besonderungen unter sich begreift, vielmehr diese in ihnen allen gegeben, und, von ihnen durch den Geist abgelöst — ein namen- und wortloses Sublimat. Will der Geist Letzteres, welches sprachlich nicht vorhanden ist, dennoch zur Darstellung bringen, so kann er eben nichts thun, als ein Besonderes zum Zeichen für das Allgemeine erheben d. h. dasselbe, obwohl dieses aller Strenge nach unmöglich ist, seiner Besonderungen entkleiden. *Pars pro toto* ist eine Figur, welche durch die Sprache in ungeheurer Ausdehnung gilt. — Keine Sprache dürfte wohl viel mehr als 1000 wahrhafte *reine* Wurzeln besitzen; und der ganze Sanskritsprachstamm würde eine zwar größere, aber doch auch sehr mäßige Summe verschiedenartiger Wurzeln darbieten. Zwängen wir diese unter 12 Kardinalbegriffe, so möchten im Durchschnitt auf jeden 1 — 200 Wurzeln kommen, und trotz jener

künstlichen Anordnung wäre die Uebersichtlichkeit nicht erleichtert; vielmehr — wir bekämen solche Klassen, in denen sich die Individuen fragen möchten: Ei, wie treffen wir uns hier? Und da wäre die Antwort: ich bin Fliege, ich Fledermaus, ich Vogel, ich Drache, ich fliegender Fisch — wir fliegen also sämmtlich; und die des ganzen Corpus: wir bewegen uns! Eine Antwort, welche wir nur in den Fällen gelten lassen können, wo die *Sprache selbst* eine solche (für sie: *natürliche*) Anordnung beliebt hat.

Das Urprinzip der Sprache, an welchem die Kette aller ihrer besonderen Principien hängt, ist — der *Mensch* als Einheit von Geist und Körper, als Innen (Receptivität) und Außen (Reproduction der inneren Vorgänge durch Rede); als innen Zeit- und außen Raumanschauendes Wesen. So scheidet sich nun auch der Grundstoff der Sanskritsprachen etymologisch in 2 Klassen; der eine ist *Wurzel* und bezeichnet im Verbum das *Zeiterfüllende* und dem Zeitwandel Unterworfenen; der andere im Pronomen, in vielen Ortsadverbien, Conjunctionen und Präpositionen (nicht in allen), als Kasuszeichen, oft auch als Ableitungssuffix — *Raumbbeziehungen*. Der Versuch, den Stoff der zweiten Klasse auf den der ersten zurückzuführen, muß bis jetzt für mißlungen erklärt werden, und, auch gesetzt, daß er einmal gelänge, bliebe doch der Widerstreit, dessen beständige Schlichtung eben Hauptbedingniß der Bildung und Umbildung des Wortes in dem Sanskritsprachstamme ist. In allen ihren Fäden zeigt sich die Sprache — *sinnlich*; aber, weil der Geist an dem Gewirke beständig Antheil genommen, vermag er auch die Sinnessprache in Geistessprache zu *übersetzen*, wie der Leser den geschriebenen Buchstaben in lebendige, tönende Worte.

Unsere Anzeige hat sich entschieden und mit Nachdruck gegen eine Menge Ansichten des Buches erklärt. Der nachtheilige Einfluss unhaltbarer oder schielender auf die Wissenschaft steht mit der Autorität, welche ihnen durch ihre Urheber zuwächst, in steigendem Verhältnisse. Uebrigens wird das ideenreiche und, auch wo es nicht überzeugt, noch immer mächtig anregende Buch durch das Ausschlagen seines tauben Gehörtes in Wahrheit nicht ärmer: eine Fülle Rechten, gediegenen Metallgehalts bleibt ihm, namentlich in der Auffassung begrifflicher Verhältnisse der Sprache, zurück, der, ausgeerzt, keinen Leser unbelohnt lassen wird. Ein

schöpferischer, scharfsinniger, zu systematischer Fortsetzung hingedrangter Geist weilt durch das Ganze, und läßt es oft vergeßen, daß darin andere Tugenden und Eigenschaften, welche den Sprachforscher schmücken, als da sind: geschichtlicher Sinn, Genauigkeit, Nüchternheit, womit ich nicht die saundürrer meine, und Strenge im Unterscheiden nicht immer gleich eminent hervortreten möchten! —

Aug. Fr. Pott.

CXXIX.

Dramatic Scenes from real life, by Lady Morgan. In one Volume. Paris, 1833. 8.

Ueberblickt man das Schicksal der Lady Morganischen Erzeugnisse in den englischen Zeitschriften, die, je nachdem sie Tory's- oder Whig's-Charakter haben, sie behandeln, so wird man schon hiermit auf ein vermittelndes und Durchschnittstheil getrieben, welches auch hier das wahre und rechte sein möchte, um so mehr, da es aus der unbefangenen Betrachtung ihres Bildungsganges hervorgeht. Im Bezug nun auf jene Behandlung sei zuvörderst Folgendes als Entschuldigung mindestens bemerkt! Von einem Weibe unserer Zeit und Sitte überhaupt schon jene befangene Kindesunschuld und Einfalt verlangen, jene Beslossenheit und Innerlichkeit, wie wir dies stille, bewußtlose Leben und Weben im tiefsten Innern nennen möchten, das, verschwiegen, einen unversiegbaren Lebensquell ahnden läßt und verbürgt, und das wir freilich als Ur- und Hauptzug der Weiblichkeit anerkennen, möchte nachgerade immer mehr für eine Ueberspannung und Abstraction anzusprechen sein. Wie viel weniger aber dürften wir dies von einer Schriftstellerin verlangen? von einer Weibsfrau, die sich in der Gesellschaft bewegt und an allen ihren Phasen mehr oder weniger Theil zu nehmen doch nicht umhin kann? Nicht als wollten wir hiermit die Stellung und Gebährung unserer heutigen Frauen und Mädchen als musterhaft und preiswürdig empfehlen — sie ist hoffentlich auch nur Phase und Uebergang — sondern nur um auf Gerechtigkeit hinzuweisen und nebenbei auf den unlängbaren Satz, daß Männer und Frauen eben nur sind, wozu sie und die Zeit gegenseitig einander machen. Beweisen schon die Zeitschriftler, wie schwer es Männern sei, in so bewegten, „alle ruhige Bildung zurückdrängenden Zeiten“ sich neutral zu halten, wie dürfte man es von Frauen, von Schriftstellerinnen fordern? Sind ja doch auch sie nur Widerschein und Spiegel einer oder der andern Zeitrichtung; und ist ja doch die Freiheit, womit wir uns brüsten und die wir als Antidotum der Zeitgebrechen verschreiben, am Ende eben auch nur ein Mißverstand, und im Grunde nur eine bescheiden hinzunehmende Bevorrechtung, worüber nicht zu hadern, ein glücklicher Fund, der nur treu und still zu brauchen und zu genießen, aber nicht viel zu besprechen ist. Wer vermag

den die tiefste Persönlichkeit, wor das Weben des Genies her, zu zerlegen, zu analysiren, oder auch nur immer und überall zu verstehen? *Μολύβδινος οὐδὲ διόφανος*, könnte man also mit Heraklit Manchem der englischen Regenten der Lady nennen. Mag sie doch immerhin als Miss Owenton oder Verfasserin der *Ide of Athena*, des *Missionary*, des *Wild Irishiel* und *O'Donnell*, oder als Verfasserin des *Book of the boudoir*, der *O'Briens* and the *O'Flaherties*, der Werke über Italien und Frankreich, oder der Biographie des *Salvator Rosa*, der Kritik so manchen Stoff gegeben haben; ihre Fingerfertigkeit und Geschwätzigkeit, ihren Bünkel und ihr Haschen nach Originalität und Effect, ja ihre Leichtfertigkeit zu rügen — immer wird man den Werken ihrer zweiten Periode nicht absprechen können, daß sie des Unterhaltenden und Lehrreichen gar manches enthalten; daß sie eine gewisse Gewandtheit und Anstelligkeit noch durch die Künstelei und Fangeucht, wie Möser die Coketterie genannt wissen wollte, hindurchblicken lassen; daß sie endlich lebendige Theilnahme an dem großen Anliegen der Zeit, wenn auch zuweilen mit Fanatismus und Schmähsucht versetzt, knudgeben. Sie würde freilich hinsichtlich des Letztern wie Mrs. O'Neal in einer der drei vorliegenden dramatischen Skizzen antworten, sie sei eine grundgutartige Frau, nur mit einer böartigen, wilden Muse behaftet, die etwas zu streng und zu ähnlich schildere, wenn sie nach dem Leben zeichnet; und wer wollte ihr so durchweg abklugnen, daß es schwer sei, keine Satire zu schreiben? Diese roge, sinnige und beschauliche, gewiss auch an Frauen nicht unbedingt zu tadelnde Theilnahme am öffentlichen und geselligen Leben, in welchen Verkehr sie ja durch die Caricatur der mittelalterlichen Chevalerie und Galanterie immer mehr hineingerissen werden, spricht sich auch in diesen dramatischen Scenen aus. Ja sie ist das Vorwaltende darin; und indem die Verfasserin in der Vorrede bemerkt, daß wir auf einem sittlichen und staatlichen Wendepunkte stehen, daß Bewegung, Förderung und Kürze an der Tagesordnung seien, sagt sie den vor den großen Anliegen der Zeit und der damaligen Gegenständlichkeit und Wirklichkeit einwachsenden und erlebenden geschichtlichen und Modernen, den herabreichenden alltäglichen Geschichtchen, worin sich endlich die äftliche Mittelmäßigkeit erschöpft hat, den Paradoxien, ein Lebewohl, um in und mit der Welt, ihrer Form und ihrem Gepräge, gemäß zu leben. Darum und aus Achtung vor den großen Weltfragen und ihrer Breite, nicht aus Annäherung, bringt sie hier Thüdelwaare, wie sie es nennt, drei Skizzen nämlich, deren erste und zweite, *Manor Sackville* und *The easter reuss or the tapestry-workers* allgemeinere und weitere weltgeschichtliche Beziehung haben, als die dritte *The temper*, die sich in einem engern Kreise, dem der Häuslichkeit, bewegt.

Manor Sackville gilt dem Verhältnisse Irelands und Englands, welches hier sehr charakteristisch individualisirt dargestellt wird als kleinliche politische und religiöse Rünke- und Partelsucht, als Unfreiheit und Unbildung eines unterdrückten Volks. Dies entwickelt sich theils komisch, theils tragisch an den menschenfreundlichen Reforms- und Ausgleichungsversuchen

eines unbefangenen, gebildeten neuen Erbgutsbesitzers Sackville, der sein Gut acht Monate jährlich in dieser Absicht bewohnen will. Da wird denn, nachdem Eingangs der Boden und die in Abwesenheit der Besitzer darauf eigensüchtig und vorurtheillich Handelnden ergetzlich dargestellt sind, im Verlauf der Handlung viel Wahres und Treffendes gesagt über die eifersüchtige Unterdrückung der Unglücklichen durch einen gleich wilden, nur mächtigeren und bürgerlich weiter gediehenen Stamm, der ihnen alle und jede Bildungsmittel abschneidet; über die Trunksucht der Irländer; über die veraltete fehlerhafte Gesetzgebung, und das daraus auf beiden Seiten entstandene Unheil und Zerwürfniß; über geistlichen Stolz und Herrschsucht. „Gebt Irland“ — dies ist das Endergebnis — „Kenntnisse und bald wird es Ruhe haben; gebt ihm Ruhe, und seine wilde Thatkraft wird sich wieder auf seine Anliegen richten und in wohlgeordneter und productiver Betriebsamkeit einen heilsamen und gedeihlichen Zweck finden.“ Und wieder: „Irlands dermaliger Zustand erinnert an das, was ganz Europa vor zweihundert Jahren war. Wissen mit seinem Gefolge, Freiheit und gute Regierung, sind, die der Menschheit sichern Schutz vor solchem Elend gewähren. Das freigegebene Irland bedarf nur Zeit, Geduld und Freiheit, um alles zu werden, was es selbst vernünftigerweise wünschen kann. Ruhe ist sein dringender Bedarf. Ruhe würde Fleiß, Kenntnisse, Wirthschaftlichkeit, Wohlhabenheit bringen. Ich meine nicht jene zahme Zufriedenheit und Fügung in Mißbrauch und Vernachlässigung, sondern Ruhe von innerem Zwiespalt, Aufruhr und Blutverguß.“ Sackville's lebensbedrohliche Erlebnisse, meint seine Gemahlin, haben wie eine Posse begonnen und wie eine Tragödie geendet; und „mit diesem kurzen Wort,“ schließt Sackville, „hast du Irlands ganze Geschichte ausgesprochen.“

Die zweite dramatische Skizze ist besonders gegen die weibliche Erziehung oder vielmehr Verziehung unserer Zeit in dem dermaligen Boden der Geselligkeit gerichtet, welche hier in einem reichen, mannichfaltigen Gemälde aufgestellt wird. Auch hier begegnen wir vielen gesunden Bemerkungen über das verflächende und verkünstelnde Anlehen und Abrichten, statt des Herausbildens und Hervorrufens natürlicher weiblicher Anlagen und Strebungen aus dem Gemüthe; über das Eingeben von leidigen Klängen, und das Einschräpfen dürrer Allgemeinheiten, womit kein Sinn und Verständniß eines Begriffes, noch vielweniger eine Idee verbunden ist; über Vornehmheit und Geburtstolz; über die feinen Teppicharbeiten der Frauen. Hier heißt es unter andern: „Arbeiten, die weder Geschmack, noch Talent, noch Studium fordern, und den niedrigsten Fähigkeiten, den läßligsten Gewohnheitsnaturen zusagen, sind jederzeit dann getrieben worden, wenn Unwissenheit der Frauen und ihre falsche Stellung in der Gesellschaft ihnen keine Wahl

der Beschäftigung übrig ließen.“ Eine solche Belächelung einzelner Momente und Folgen der Geselligkeit, oder der gesamten Geselligkeit selbst, gilt freilich nothwendig für irische Tölpelerei. Gleichwohl sagt Mrs. O'Neal nicht ohne Grund: „Blicken Sie nur um sich! Die höchsten Grade der europäischen Gesellschaft sind leidige Billardspieler und Teppichwirkerinnen, Diener in den Palästen, wo sie sich des Dienstes freuen und bereit sind, auf sich treten zu lassen. — Sybariten daheim, Opfer ihres eigenen Müßiggangs, ihrer Uppigkeit und Selbstsucht. In Gesellschaft sind sie die Schutzherrn einer verderblichen Litteratur; im Senat die Erhalter beigängiger Institute, welche immer die Natur verletzen und auf die dermaligen Anliegen ganz unanwendbar sind. Institute, welche Gewöhnungen vererben, Gesundheit des Leibes und Kraft des Geistes zerstören, der Nation einige übermüthige Despoten geben, um ihre Meinungen durch ihren ungeheuern zusammengedrängten Wohlstand zu leiten und sie mit einer Menge unbegabter, unvorsichtiger Geschöpfe zu überschwemmen, welche die Gesellschaft plündern, weil sie ihnen außerdem keinen gesetzlichen Vorschub leistet. — Die zu Müttern künftiger Solone und Lykurgos bestimmten Frauen, die Lehrer derer, die ihre Mitmenschen lehren und leiten sollen, müssen nicht vernunft- und Ideenlose, unerregte, oder doch nur durch ihre unbeherrschten und darum unbeherrschbaren Leidenschaften erregte Tapetenwirkerinnen und Automaten sein.“ — Dergleichen in einer Weise, wie es hier geschieht, auszusprechen, gilt nun allerdings in so überfeinen und zartfühlenden Zeiten, welche, wie eine andere mitlebende Engländerin sagt, mehr Gewicht auf Worte, als auf Sachen, mehr auf Sitte als auf Sittlichkeit legen, für Solécismen, kann aber dennoch nicht oft genug, wenn auch nur als frommer Wunsch, wiederholt werden. Denn Zeitgeist und Sitte sind so sehr durch geistige Elemente und Einflüsse bedingte Naturgewächse, daß ihr Verkümmern und Mißwachsen zumeist gerade Folge des Mäßenwollens und künstlicher Eingriffe ist. Tugend als Gesinnung und Sein ist einmal nicht lehrbar, noch erlernbar.

Das dritte Dramolett *The temper*, nach Le Clerc's Sprichwörtern bearbeitet, inwiefern es ein aus Langeweile und unfreier Versunkenheit in das hohle und achale Modelleben entstandene Mißsucht und Mißlaune schildert, ist eben durch seine nachgewiesene Quelle aus der engeren Sphäre des Persönlichen wieder vor den Richtstuhl der Sittlichkeit gestellt, und hebt seinen Gegenstand in recht guten und scharfen Contrasten hervor. — Und so nehmen wir denn immer unbefangen das, was auch bittere, Heilmittel hin, und freuen uns, daß neben der dürrer, zahmen Correctheit und Familienphysiognomie auch einmal ein andres und minder regelrechtes Gesicht uns entgegentritt, das doch in derber Frische nicht widerst und abtödt!

Adolf Wagner

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

CXXX.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen, Prof. der Theologie zu Königsberg. — Band I. die 3 ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. XXIV. u. 927 S. Band II. das Evangelium des Johannes, die Leidensgeschichte und die Apostelgeschichte enthaltend. — Königsberg, 1830—32. bei A. W. Unzer. XV. u. 822 S. gr. 8.

Zweiter Artikel.

Suchen wir uns nunmehr, soviel möglich, specieller auf Einzelnes in dem Werke eingehend, das Gesagte an Beispielen zu veranschaulichen! Am passendsten werden wir zu dem Ende die Art und Weise prüfen, wie der Vf. einige durchgehende Hauptbegriffe der Schrift behandelt. Fragen wir zuerst, wie derselbe die Taufe und Versuchung Christi auffaßt! Alles weniger Wesentliche (wie z. B. die Frage, ob das davon erzählte höhere Factische Gegenstand äußerer oder innerer Anschauung gewesen — der Verf. entscheidet sich für Letzteres — u. s. w.), was nur formelle, äußerere Bestimmungen ergiebt, die den Kern der Sache nicht betreffen, übergehend, heben wir nur die Hauptsache hervor, nämlich das Verhältniß der Persönlichkeit Christi zur Taufe und Versuchung. *Warum mußte Christus getauft werden?* Die einfache Antwort der Schrift ist: weil er, vom Weibe geboren, unter das Gesetz gethan war, gleichwie seine Brüder. (Gal. 4, 4.) Nämlich unter das Gesetz, das schon zu Adam (Gen. 2, 16. 17.) im Paradiese sprach: du sollst nicht gelüsten! — Das Gesetz also war Christo, Christus dem Gesetze kein fremdes (inadaequates) Wesen. Und zwar bestimmter: auch das mosaische Gesetz nicht, als

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. H. Bd.

welches das göttliche Gesetz für Israel im alten Bunde ganz und gar existirte. Wie hätte der Herr es sonst auch erfüllen können? wie vermöchte ich, eine Lebenssphäre zu erfüllen (auszufüllen), die nicht die *meinige* ist! — Doch man wird sich mit der Distinction zu helfen suchen, daß Christus zwar *gesetzesfähig* gewesen, aber nicht, wie wir, *gesetzesbedürftig*. Allein dies ist zuvörderst eine ganz unlebendige Abstraction; in der That ist, wer liebefähig, auch liebebedürftig u. s. w. Sodann ist auch die Schrift nicht im mindesten für diese unwahre Ansicht; sie sagt vielmehr ganz unbefangen, auch Christus habe *Gehorsam lernen* müssen an dem, das er litt. Was heißt das anders, als daß auch er des Gesetzes *bedurft*? — Nun, wird man sprechen, so bedurfte er wenigstens nicht der *Buße*, weil er kein *Sünder* war. Das Letztere sogleich zugegeben, fragt sich aber doch wieder: warum mußte er sich der *Bußtaufe* unterwerfen, wenn ihm *keine Buße* möglich und nöthig war? wo bleibt, bei dieser Voraussetzung, die *Wahrheit* jenes Schrittes? Unser Vf. weiß demselben auch durchaus keine *innere Nothwendigkeit* abzugewinnen; und legt deshalb viel Gewicht auf das *πρόκειν ἐστὶ* Matth. 3, 15. Dieses soll die bloße *Schicklichkeit* anzeigen, im Gegensatze gegen *δεῖ*, welches die *innere Nothwendigkeit* (des an sich seienden göttlichen Willens) bedeute. Aber *πρόκειν* kommt unleugbar auch in diesem letzteren Sinne vor, (z. B. Hebr. 2, 10., wo es der Vf. selbst nicht anders wird fassen wollen) gerade wie unser „es gebührt sich“ auch von der *strengen Pflicht* gebraucht wird; und was es hier heißen, wird der *Context* bestimmen müssen. Dieser aber ist es gerade, der den Verf. durch das dicht nebenstehende *πληρῶσαι πᾶσαν δικαιοσύνην* sofort schlägt. Der Ausdruck *δικαιοσύνη* ist gar zu deutlich. Der Verf. weiß ihn natürlich auch nicht zu besichtigen. Er bemerkt zwar, *δικ.* bedeute hier das, was in einem einzelnen Falle das Gesetz fordert. Aber, dies auch

zugestanden, was wird damit gewonnen? Wird es durch diese Bestimmung etwa ein weniger Nothwendiges? Man vgl. dagegen nur Jac. 2, 10 ff. — In der That liegt die *Wahrheit* der Taufe Christi und seiner damit verbundenen Erfüllung mit dem Geiste in der unfeugbaren Nothwendigkeit, daß auch bei ihm das *Natürliche vom Geistigen* erhoben (aufgehoben), das creatürliche *Selbst* zur *ewigen Persönlichkeit* verklärt würde; und dies ist es, was die Schrift sagen will, wenn sie ihn seinen *Brüdern in allem gleich* werden läßt, *ausgenommen die Sünde*. Doch gerade dieses Letzte wird uns nun noch weiter beschäftigen, indem wir zur *Versuchungsgeschichte* übergehen. Der Vf. wehrt hier erst andere unzulässige Erklärungsversuche ab, und gesteht dann, am *allerwenigsten* sich mit dem Gedanken befreunden zu können, „als ob das Innere Christi ein Spielplatz versuchender und die Versuchung abwehrender Gedanken hätte sein können. Schleierm. sage (üb. d. Luc. 24.) nicht mit Unrecht, wenn Jesus auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken (wie der Versucher ihm hier zuspricht) gehegt hätte, wäre er nicht mehr Christus; und diese Auffassung erscheine als der ärgste theoterische Frevel, der gegen seine Person begangen worden.“ Aber, abgesehen von dem unpassenden Ausdrucke „Spielplatz“, möchte Ref. den Vf. fragen, wie er sich denn überhaupt eine Versuchung denken könne, wenn nicht als innerliches Factum? und wie er sich Christum versuchlich (das mußte er aber doch sein, wenn er, wie auch der Vf. annimmt, *wirklich* versucht worden sein soll) denken wolle, wenn nicht in der beschriebenen, aber mißfälliger erwähnten, Weise? Der Vf. hat darauf freilich eine Antwort bereit: nach der stoffständigen Erzählung der Genesis sei der erste, nach der unsrigen hier der andere Adam *von außen her* versucht worden. Wir verstehen den Verf. und geben ihm dies vollkommen zu; leugnen aber, daß es eine Antwort auf unsere Frage sei. Denn so *äußerlich* wird der Vf. jenes „von außen her“ gewiß nicht verstanden wissen wollen, daß die Versuchung im eigentlichen Sinne *draußen* geblieben, d. h. das Versuchende gar nicht in den zu Versuchenden eingegangen und sein *Gedankeninhalt* geworden sein soll. Dies führt uns unmittelbar auf eine zweite Frage: ob nämlich der *Gedanke des Bösen* nothwendig und an sich schon der *böse Gedanke* sei? (was wohl Niemand wird behaupten wollen) und ob das *Haben* versuchender Ge-

denken gleich zu setzen sei dem *Hegen* (d. i. mit Lust und Liebe Pflegen und Nähren) derselben? ja ob überhaupt das *An- oder Insichhaben des Bösen* als solches schon mit *sündig sein und sündigen* gleichbedeutend sei? Was wir durchaus vernennen müssen. Daher wir auch nicht einsehen, wie die *Reinheit* Jesu getrübt werden sollte durch die Annahme, daß sein Inneres „ein Schauplatz versuchender und die Versuchung abwehrender Gedanken“ gewesen; wenn nur, wie billig, die *Abwehr* bei ihm als *rein*, und die (bei uns Allen stattfindende, sündliche) *Nachgiebigkeit* gegen die Versuchung als Null gedacht wird. — Ref. war, nachdem er diese Ausführung des Verfs. gelesen, sehr begierig zu erfahren, wie derselbe Matth. 26, 39. behandelt haben würde; er schlug also Bd. II. 406 ff. nach. Der Verf. bemerkt hier S. 411 nach vielem Anderen, sehr Bemerkenswerthen und Interessanten, über die Bitte *πάτερ μου — τὸ ἐσθλόν*, es spreche sich darin die *ἀσθένεια τῆς σαρκός* aus, die der Erlöser theilen mußte, wenn sein Leiden kein bloßes *Scheitleiden* sein sollte; *zweitens*, es sei diese Bitte nicht isolirt, losgetrennt von dem Satze *πλὴν οὐκ ὡς ἐγὼ θέλω τὸ* zu fassen. Und dies gewiß sehr richtig. Sodann fährt er fort: in dieser zweiten Bitte liege der Ausdruck des *siegenden Geistes*. Auch dies vortrefflich; aber — *hic haeret aqua!* Der siegende Geist — worüber hat er denn zu siegen? Ist sein Gegensatz, wie unser Verf. will, nur *ἀσθένεια τῆς σαρκός*, und er wird, wie billig, damit in Kampf gedacht — denn ohne Kampf ist kein Sieg —: so möchten wir fragen, wodurch sich eine solche Ansicht des Erlösungskampfes Christi noch unterscheiden von jener trivialen Weise den Tugendkampf des Menschen als eine Oscillation des Innern zwischen Intelligenz und Sinnlichkeit vorzustellen, worin doch, wie längst richtig erkannt worden, das Gute und Böse gleichsehr verkannt wird. Dazu kommt, daß der Vf. gleich hernach in gar mißverständlicher Weise auch das Wesen jener *ἀσθένεια τῆς σαρκός* in Christo als etwas im Grunde Reines und Heiliges darzustellen bemüht ist; wornach eigentlich gar nichts in ihm übrig bleibt, was noch als Gegenstand des Kampfes dienen und diesen zur Anschauung bringen könnte. Darum muß hier und anderwärts zur Schärfung desselben die ganze *Macht der Finsternisse* zu Hülfe gerufen werden; aber sie hilft nichts; denn leider soll sie wiederum eine — Christo völlig *äußerliche* und *fremde* sein!

Giebt dies Kampf! giebt es Sieg! — Nimmer! Wir glauben schon oben gesagt zu haben, daß sich gar kein Begriff damit verbinden läßt. Soweit kommt man also, wenn man Christum nicht nur, schriftmäßig, als *sündlos*, sondern auch, schriftwidrig, *als zu überwindendes Böses**) setzen will! Was hilft es alsdann, mit alldem Eifer, wie der Verf. hier und sonst thut, die natürliche Lebendigkeit, Wachthümlichkeit, (Luc. 2, 52.) Entwicklungsfähigkeit u. s. f. des Erlösers gegen unnatürliche Vorstellungen überall festzuhalten, wenn man doch der ersteren ihr Lebenselement, der letzteren ihren Entfaltungstrieb an der inneren Negativität des natürlich-Bösen entzogen hat! — Die Schrift zeigt andere Wege. Die vorliegende Stelle (und jede ähnliche) ist die offenbarste Widerlegung der Ansicht des Vfs. Hier ist mehr als die creatürliche Endlichkeit, die sich als *δοθέντα τῇς σαρκός* äußert; hier ist auch *ἐάνθρωπος* des *ἐν*, entgegen dem *ἐάνθρωπος τῷ πατρὶ*. Was wollten sonst die Worte: *οὐχ' ὡς ἐν ὅλῳ, ἀλλ' ὡς ὁ* sagen? Das Fürsichsein also, die Selbstheit und Iohheit, welche, gleichwie die natürliche Basis der geistigen Individualität der concreten Persönlichkeit, also auch und zugleich die natürliche Wurzel des Bösen in der Creatur ist, jedoch erst zum abstracten, starren Fürsichsein verfestet und verstockt in *Sündhaftigkeit* umschlägt; und, im einzelnen Acte sich realisirend, *Sünde* wird; — dieser dunkle, gleichsam vulkanische, Grund, auf dem, wie schon J. Böhm so richtig sah, alles Leben ruht und ohne welchen es vergehen müßte: war auch in Christo, und *versuchte* z. B. hier, als egoistisches Princip dem göttlichen Leben entgegen sich geltend zu machen; und darum darf und muß man sagen, daß auch an Christo die Iohheit ertödtet werden, daß auch

*) Der Irrthum ist ganz im Sinne der deketischen Gnostiker; wie diese die Materie von Christo fern halten zu müssen glaubten, weil sie zwischen ihr und dem Bösen nicht zu scheiden wußten, so meinen die Neueren das Böse von Christo ängstlich entfernen zu müssen, weil sie den höheren Unterschied zwischen dem Bösen und der Sünde nicht erkennen. Darüber hätte schon der alte J. Böhm eines Besseren belehren können. — Uebrigens bitte ich, mich nicht etwa so zu verstehen, als legte ich Christo die *Erbsünde* bei. Denn wenn ich vom Bösen spreche, so meine ich eben auch nur dieses, und nicht die Sünde, auch nicht als Erbsünde, die mir vielmehr noch etwas Anderes ist, als das bloße (natürliche) Böse — wie auch die kirchliche Lehre einen solchen Unterschied in dem bedeutsamen Ausdrucke: „*Erbsünde*“ (nicht „*Erbsüß*“) wohlweislich andeutet. —

er der natürlichen Selbstheit und ihrem Willen, als dem natürlich-Bösen, absterben mußte; zu welchem Ende eben die Versuchungen der *Lust* am Anfange wie die Versuchungen der *Angst* am Schlusse seines Erlösungswerkes, ja vielmehr die Versuchungen *seines* ganzen Lebens über ihn verhängt waren: aber, wie sich's ebenfalls an diesem Beispiele darstellt, war das Böse in ihm eben auch nur das *versuchende*, nicht das *gewältigende*, etwas *ausrichtende* Princip, nur ein vergiftliches Bemühen tantastischer Impotenz, also nur als von seinem Widerstande (dem, was über allen Gegensatz hinaus liegt) immerdar überwundenes und stetig aufgehobenes *) Böses; und dies macht den Unterschied der reinen und ungetrübten Lebensentwicklung Christi und unserer unreinen und sündlichen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXI.

Verfassung und Verfassungsgerecht des Königreichs Sachsen. Dargestellt von Friedr. Bülow, außerord. Prof. d. Philos. zu Leipzig. Auch unter dem Titel: Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Königr. Sachsen. Aus staatsrechtlichem und politischem Gesichtspuncte. Erster Theil. Leipzig, Göschen 1833. VIII, 263 S. gr. 8.

Eine ungemein zweckmäßige Auseinandersetzung und Erläuterung aller in der neuen Verfassungsurkunde des auf dem

*) So darf auch, um auf die Versuchungsgeschichte zurückzukommen, auf die Frage, ob Christus, als versuchbar, auch *des Falles* fähig gewesen sei, nur geantwortet werden: die Möglichkeit des Falles war in ihm (er wäre sonst nicht der *andere Adam*) noch hätte er in der ersten Stelle treten können — aber als aufgehobene — ideelle — Möglichkeit; nämlich *aufgehoben* vermöge seiner Gottmenschlichkeit, als worin die Gottheit mit der Menschheit wahrhaft eins, die Menschheit aber zur Gottheit erhoben worden ist. — Auch wenn man z. B. in Marc. 14, 36 an dem *πάτερ ὁ υἱός σου* in Christi Munde Anstoß genommen hat (bibl. Comm. II. 411.), rührte die vermeinte Schwierigkeit nur daher, daß man den wahrhaften Begriff jener Einheit in ihm zu fassen nicht vermochte — der Einheit, durch die das Menschliche selbst als Aufgehobenes Moment des Göttlichen geworden. Vgl. Hegel's Logik I. 150. 2. Aufl. u. daz. Vorles. üb. d. Religi. Philos. II. 249 f. Man merkt noch immer zu wenig, daß ohne jenen wahren Begriff nicht nur dieser oder jener einzelne Augenblick, sondern *das Ganze* des Lebens Christi ein unauf lösliches Räthsel wird. —

Titel benannten Staates enthaltenen Bestimmungen. Der Verf., schon früher geraume Zeit hindurch mit einer ausführlichen Arbeit über das Staatsrecht Sachsens beschäftigt, bei der er, was ehemals, zum Gewinn der erforderlichen Materialien, nothiger noch als jetzt, war, durch persönliche Verhältnisse begünstigt ward, sah sich durch die wichtigen Staatsveränderungen, die sein Vaterland seit d. J. 1830 erfahren hat, die er selbst, als höchlich willkommene begrüßt, zu einer gänzlichen Umarbeitung des begonnenen Werkes genöthigt. Er will dasselbe, wie schon die Ueberschrift andeutet und die Einleitung umständlicher ausspricht, als ein nicht bloß vom staatsrechtlichen, sondern auch vom politischen Gesichtspunkte aus abgefaßtes betrachtet wissen. Hierunter versteht er zunächst wohl nur dies, daß die Verfassungsbestimmungen nicht überall ausdrücklich von ihm unter die Kategorien von Rechten und von Pflichten gebracht werden, wie es ehemals, zur Zeit der auf den abstracten Rechtsbegriff gebauten Systeme, üblich war, und in der That als ein sehr unnützes, ja der wahrhaften Idee des Staats, aus der Rechte und Pflichten der Einzelnen und der Staatsgewalten erst folgen, Beitrag thuerender Ueberfluß anzusehen ist. Sodann meint der Verf. unter diesem politischen Gesichtspunkte vielleicht noch den Geist, in welchem seine, den Paragraphen, welche die detaillierte Angabe der Verfassungsbestimmungen als solcher (doch auch schon mit Wendungen, durch die der Inhalt der Anmerkungen vorbereitet wird) enthalten, beigefügten Anmerkungen abgefaßt sind. Diese Anmerkungen haben nämlich durchgehends die Bestimmung, Nachweisungen zu geben über den Grund und innern Zusammenhang aller einzelnen Institute und Momente der Verfassung, Winke über ihre Zweckmäßigkeit oder vielleicht hin und wieder auch Unzweckmäßigkeit, Zurückführung derselben auf die Idee der constitutionellen Monarchie und Beurtheilung von dem Standpunkte dieser Idee. — Dem staatsrechtlichen Gesichtspunkte dagegen scheint der Vf. seine genaueren und reichhaltigen Erörterungen über das Verhältniß des Gegenwärtigen zu dem Vergangenen, über die geschichtliche Grundlage des sächsischen Verfassungswerkes und über die Fortwirkung dieses Geschichtlichen auch noch in dem Bestehenden, als angehörend zu betrachten.

Von dem philosophischen Standpunkte aus kann über die Einheit und Untertrennlichkeit des staatsrechtlichen und des politischen Gesichtspunktes keine Frage sein, und der Vf., weit entfernt, über diese Vereinigung beider zur Rechenschaft gezogen zu werden, würde sich vielmehr darüber zu verantworten haben, wie er noch immer eine Trennung derselben als möglich zuzugeben scheint. Bei seinen mehr practischen als theoretischen Zwecken, und bei der Darstellung eines so überall in das Aeußerliche und Zufällige übergehenden Details mußte freilich jene Vereinigung großentheils als eine nur äußerliche erscheinen; aber es ist ihm gewiß als Verdienst anzurechnen, einen Weg eingeschlagen zu haben, durch den sowohl den Geschäftsmännern, denen der Gebrauch seines Werkes unumgängliches Bedürfnis sein wird, der höhere, freiere und umfassendere Standpunkt immer vor Augen gehalten, als nicht weniger auch dem Auslande ein geistigeres und allgemeineres Interesse an der Betrachtung der staatsrechtlichen Verhältnisse Sachsens möglich gemacht wird. Beiden Zwecken entspricht das Werk in einem wirklich seltenen und ausgezeichneten Grade. Durchaus gedrängt und bündig, von jeder unnütz räsonnirenden Weit-schweifigkeit fern, giebt es nicht nur eine klare Uebersicht des Bestehenden, sondern macht auch mit musterhafter Umsicht allenthalben die Lücken bemerklich, die sich noch in diesem Bestehenden finden, und deutet mit eben so löblicher Bescheidenheit, als ernster charaktervoller Gesinnung und gebildeter Einsicht auf die durch den Geist der Verfassung und der geschichtlichen Entwicklung geforderte Ausfüllung dieser Lücken hin. Sehr günstig wirkt auf die Darstellung des Buches der Umstand, daß es eine Art von diplomatischer Haltung hat; es

wird dadurch von allen den pedantischen Elementen befreit, die rein doctrinellen Werken solchen Inhalts nur zu leicht ankleben. Der Verf. tritt nämlich zwar, was die Grundtendenz seines Werkes betrifft, unverkennbar in dem Sinne auf, den man jetzt in Sachsen den ministeriellen nennen könnte; es ist ihm, nicht um eine Lobrede, aber um eine Apologie, der von der gegenwärtigen Regierung dieses Landes gegebenen Verfassung zu thun; nicht weil sie von dieser gegeben, sondern weil es seine Ueberzeugung ist, wie denn auch sein an verschiedenen Stellen freimüthig, aber stets mit kluger Zurückhaltung ausgesprochener Tadel keineswegs das Gepräge einer *captatio benevolentiae* an die Leser, sondern das einer würdigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gesinnung trägt. Eben aber diese seine, so entschieden ausgeprägte und so sehr temperirte, Gesinnung machte es ihm zur Nothwendigkeit, den Ausdruck allenthalben auf das Besonnenste zu wählen und auf das Sorgfältigste abzuwägen; wodurch die Lectüre seines Buches ein ganz anderes Interesse gewinnt, als sonst die Lectüre staatsrechtlicher Handbücher; auch wenn dieselben mit einem Gewebe von Reflexion und Räsonnement durchzogen sind, zu haben pflegt.

Die politischen Principien, zu denen sich der Verf. bekennt, geben sich auf charakteristische Weise in dem Gegensatze kund, den er in Bezug auf die Bedeutung des Repräsentativsystems zwischen England und Frankreich einerseits, und Deutschland anderseits statuirt. Dort „ist der eigentliche Sitz der Herrschaft im Parlamente (— in Frankreich wird dasselbe für die Kammer wenigstens intendirt —), das sie durch die Minister, die zugleich Mitglieder und Führer des Parlaments und nur solange Minister sind, als sie die Führer des Parlamentes bleiben, ausübt. Auch wird diese Verfassung wesentlich durch das Bestehen eines Standes bedingt, dessen Glieder seit Jahrhunderten das Monopol der politischen Rechte ausgeübt haben, der sich zwar raslos ergänzt, aber deshalb nicht weniger Kaste ist, dem auch die Reformbill nicht aus dem Besitze verdrängt, und der nicht bloß im Oberhause seinen Sitz hat.“ Die deutschen Stände dagegen sind unserm Verf. „nicht Mitregenten des Fürsten; sie wirken mit entscheidender Kraft nur im Negativen, im Verbindern; die alten Landstände in der Vertheidigung der Rechte und Freiheiten der geschlossenen Städte, die sie repräsentiren, gegen die Vorschritte des Staates; die neuen, durch den Geist des Jahrhunderts geschaffenen Ständeversammlungen in der Vertheidigung der gewährleisteten Rechte des Volkes, womit sich zugleich, — zur Förderung des, wirklich oder scheinbar, Guten nur durch ihren Einfluß, nicht durch zwingende Kraft; — das Fürsprecheramt für die Wünsche und Bedürfnisse der Gesamtheit verknüpft.“ — Diesen Grundsatz spricht der Verf. nicht nur (S. 112 ff.) im Allgemeinen aus, sondern kommt auch mehrfach im Einzelnen darauf zurück und macht ihn zum Maßstabe für die Würdigung verfassungsmäßiger Institute und Bestimmungen. Doch herrscht bei dieser Würdigung nicht eine abstracte logische Consequenz, sondern vielmehr eine auf besonnene Geschichtsbetrachtung basirte Richtung auf das Practische und Nützliche vor, wodurch, dem Verf. allenthalben ins Einzelne zu folgen, eben so anziehend als belehrend wird.

Den zweiten umfangreicheren Theil, welcher die Lehre von der Verwaltung enthalten wird, verspricht der Verf. nach dem Schlusse des gegenwärtigen Landtags und nach der Publication der betreffenden Gesetze und Verordnungen erscheinen zu lassen. Dafs in die Kategorie der „Verfassung“ das ganze Detail der juristischen Verhältnisse des Hofes aufgenommen, dagegen Anderes, für die Verfassung als solche bei weitem Wichtigeres, z. B. selbst die allgemeinsten Bestimmungen über das Staatsministerium und die obersten Landesbehörden, ausgeschlossen ist, findet in dem geschichtlichen Umstände, daß jene unmittelbar in der Verfassungsurkunde enthalten, die letztern aber dem größern Theile nach durch besondere Gesetze zu reguliren sind, seine Entschuldigung.

Jahrbücher

Wissenschaftliche Kritik.

November 1833.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Wer in dieser Darstellung ein häretisches Element entdecken, oder gar etwas Christum Entehrendes finden sollte, der sehe wohl zu, daß er nicht einsichtslos erscheine und ungerecht dazu. Eine fingirte, zuständige, paradoxische *Unschuld* war nicht Christi Loos, ist überhaupt nicht Loos der Menschheit; und auch für Christum hieß es: *in cruce pro luce* (Hebr. 2, 10.); *cruce* aber ist nicht das bloße Uebel und Leiden, sondern vornämlich das Böse und die Schuld. Die dies an Christo leugnen, ihn so unschuldig haben möchten, daß er aus der einfachen, unterschiedslosen Identität in sich und mit sich gar nicht heraustrete, haben so Schrift als Vernunft wider sich, und bedenken nicht, was sie fordern, indem sie einen *menschlichen* Christus postuliren, der doch auch wieder *kein menschlicher* sein, d. i. den nothwendigen, Entwicklungsgang der Menschheit nicht in sich durchmachen soll. — Uebrigens unterscheidet schon die gewöhnliche Vorstellung richtig zwischen dem aufsteigenden und dem absteigenden Bösen, welches letztere ihr erst die Sünde ist; und so brauchen auch wir bei unserer Ansicht Christi mit der *Sünde* keinesweges zu behaftet; denn diese besteht nicht in dem Fürsichsein an sich, sondern erst in dem abstract gewordenen Fürsichsein jenes ersten Fürsichseins; nicht in der Ichheit und Selbstheit als solcher, sondern erst in der *Selbstsucht*, d. h. dem Sichselbstherrschen der Selbstheit, wozu es eben in Christo nie kommen konnte, weil das gewältigende, *weisen* die absolute Macht und Erfüllung seines Lebens, der Gegenpart folglich darin aufgelöst, das abstracte Fürsichsein zum *Moment* des Ganzen, der concreten Per-

sönlichkeit, erhoben, und die Ichheit und Selbstheit zum stetigen, *freien und willigen Gehorsam* verklart war. — Doch genug hiervon, und nur noch eine Bemerkung über den *Ursprung* der Irrthümer, in denen wir den Verf. mit Anderen hier befangen glauben. Es muß nämlich, unseres Erachtens, allen denen so ergehen, wie unserm Vf., die, wie er, den Teufel nicht nur *als Anfang* oder *Anfänger der Sünde*, sondern auch und *ex ipso* als *Urheber des Bösen* betrachten, und sich folglich nicht die Aufgabe stellen, das Böse *sammt dem Teufel in Gott*, sondern nur das Böse *im Teufel* zu begreifen. Ist der rechte Gesichtspunkt einmal auf diese Weise verschoben, so verzichtet man natürlich geradezu auf jeden vernünftigen Zusammenhang des Bösen mit der Person Christi, und muß es consequent; denn mit *Teufels Werk* kann *der* nichts gemein haben, der gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören. — Ferner wird ohne unser Erinnern klar sein, daß sich an den hier gerügten Grundirrtum über die Person des Herrn andere verwandte anschließen mußten; manches der Art wird weiterhin beiläufig vorkommen; in eine speciellere Erörterung des Einzelnen hier einzugehen, verbietet der Raum.

Die Behandlung der Wunder des Herrn giebt dem Vf. häufigen Anlaß zu sehr interessanten Bemerkungen und geistreichen Ausführungen; weil es aber dessenungeachtet bei ihm zu keinem rechten *Begriff des Wunders* kommt, so läuft auch manches Unpassende und Irrige mitunter. Der Verf. liebt es, wie Andere, in diesem Punkte besonders durch Vergleichen, Analogien, bildliche Ausdrucksweisen und dgl. zu erläutern, was an sich nicht geradezu getadelt werden kann; wenn man dabei nur nicht allzuleicht in Gefahr käme, sich selbst zu täuschen, indem man durch solche leichthingeworfene, dem Anscheine nach meist eben so verständliche als tiefe, in der That oft mehr witzige als wahre, Redensarten sich der weit mühsa-

meren, echten und wahrhaften Begriffserforschung nicht selten unvermerkt entübrigt wähnt. An dieser Klippe sehen wir auch unsern wackern Verf. mehr als einmal scheitern; so spricht er z. B. I. 253. bei der Geschichte des Centurio von „der Magie des gleichsam (?) in die Ferne wirkenden Willens Christi“; dergleichen klingt recht hübsch, aber was ist damit gesagt? Der geneigte Leser wird sich entweder gar nichts, oder etwas Schiefes und Verkehrtes dabei denken. Ebendas. und anderwärts öfter werden zur Erklärung und Veranschaulichung der Wunderkuren des Hofflandes Analogien des animalischen Magnetismus verwendet; aber zur Veranschaulichung waren sie nicht nöthig; denn dazu ist die Darstellung der Evangg. klar und lebendig genug; und zur Erklärung taugen sie nichts; weil die etwaigen Aehnlichkeiten äußerlich und zufällig sind, die Sache selbst aber in beiden Fällen *totò coelo* verschieden ist. Der Verf. selbst fühlt dies, und sein exegetisches Gewissen straft ihn darüber; in der Vorr. p. IX. f. sagt er deshalb, nachdem er den Wunsch ausgesprochen, „dass man jene *dunkle* Kraft (in der Ausübung) ganz ruhen lassen möchte“, fortfahrend: „die Vergleichung der Heilkraft des Herrn mit dem Magnetismus wünschte ich nur so aufgefasst zu sehen, dass man von der niederen, gefährlichen Kraft und ihrer Aeußerung eine Anschauung der *Form* der Wirksamkeit der höheren, heiligen gewinnen kann; ihr *Wesen* ist natürlich ganz verschieden.“ Wenn dem so ist, kann man billig fragen, warum lässt denn der Vf., um seinen eigenen passenden Ausdruck zu gebrauchen, jene *dunkle* Kraft nicht lieber ruhen? was hilft eine Anschauung der *Form* ohne Begriff vom *Wesen* der Sache? (wobei Ref. nicht umhin kann zu gestehen, dass ihm, auch formell genommen, nicht einmal einleuchtet, was auf solchem Wege zur Erläuterung des Gegenstandes gewonnen werden sollte.) Der Vf. selbst zeigt übrigens sonst viel richtigere Einsichten in das Verhältniß von Wesen oder Inhalt und Form zu einander; er macht öfters aufmerksam, wie sich beide nothwendig wechselseitig bedingen (mithin doch auch die Erkenntniß beider); und wird hier also sich selber untreu. — Was sollen wir dazu sagen, dass die Wunder des Herrn I. 478 und 505 f. II: 70 als „höchst beschleunigte Naturprozesse“ aufgefasst werden! und dass der Verf. an der letzteren Stelle hinzusetzt, schon die KVV. erinnerten, es sei hier nichts anderes ge-

sehen, als was in *langsam*er Entwicklung sich jährlich im Weinstocke darstelle, und zum Erweise dieser Thatsache auf die — unschuldigen Worte Augustins prociert: *ipse, fecit vinum in nuptiis, qui omni anno hoc facit ad vitas.* 2. Und *quid mirum, non mirum, quia omni anno fit; assiduitate amittit admirationem.* Wo steht denn in diesen Worten etwas von beschleunigten Naturprozessen, von langsamer oder schnellerer Entwicklung u. dgl.? Doch wir dürfen nicht unterlassen, die Worte selbst vollständig beizuhängen, durch die der Verf. an der *Exegese* seinen St. seine Vorstellung rechtfertigen will. „Die Auffassung solcher Erscheinungen als höchst beschleunigter Naturprozesse ist gewiss immer festzuhalten; denn reale Bildungen können immer nur durch Reihen realer Entwicklungen hervorgebracht werden; (wie mag sich der Vf. hiernach die Welterschöpfung denken? er nennt kurz zuvor Jesu Wunderthätigkeit in diesem Falle ausdrücklich eine *mehr schöpferische*.) aber einer Beschleunigung sind diese fähig, und einer wie großen — das ist nicht zu bestimmen. (Ref. gesteht, dass ihm bei dieser allerhöchsten Beschleunigung nicht alle Hören und Sehen, sondern auch alles Denken vergehen will.) Der echte Begriff des Wunders aber, der auf eine höhere Causalität zurückführt, nöthigt zu solchen Voraussetzungen. Ohne Causalzusammenhang der Kräfte ist keine Erscheinung denkbar; in der Person Jesu griffen aber eben die höheren, alle Naturprozesse bedingenden Kräfte in voller, centraler Unmittelbarkeit in's Naturleben ein, indem er herrschend und schöpferisch, wie ein Gott (?), durch die elementarischen Bildungen hindurchschritt, sie nach höheren Zwecken ordnend und leitend.“ Wäre der Vf. doch diesem letzten, zwar noch unklar ausgesprochenen, Gedanken „*etwas absolut bedingenden Einwirkens der Persönlichkeit in das Naturleben mit voller, centraler Unmittelbarkeit*“ genauer und tiefer nachgegangen! Sicher hätte ihm bald eingeleuchtet, dass das vorher Geschriebene zu diesem guten Gedanken gar übel passte, und dass Einem nichts Wunderlicheres begegnen kann, als den (unvermerkt als absolut gefasst) endlichen Causalzusammenhang seines räumlichen und zeitlichen Auseinander und Nebeneinander in — die Sphäre des Wunders zu verlegen! Dieses Missverständnis des Vfs. verbietet uns auch, hinter seinem Ausdruck „höhere Causalität“ etwas Bedeutsames zu suchen; wie er denn selbst an einer andern

Stelle (I. 533. Anm.) nur einen Fingerzeig darüber giebt, wenn er gesteht, „in der Ansicht der Geschichte dieses Dämonischen (Mith. 17, 14 ff.) mit der sehr gelungenen Entwicklung des Dr. Paulus im Wesentlichen ganz einstimmig zu sein; nur mit dem Unterschiede, daß er in denselben, wie immer, die von den Evangelisten beobachtigte Zurückführung der Krankheit auf den letzten geistigen Grund anerkenne, Paulus aber verkenne.“ Hier haben wir eine über die Natur hinausliegende Urtheilskraft, die aber dem Betrachter den Eindruck von so wenig beizubringen soll, daß man erkenne sie zu oder nicht, derselbe sich gleichgültig auffassen lässt! Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem vorliegenden Falle, wo auch die Sache im Grunde dieselbe bleibt, nur daß die „höchste Bekehrung“, erst durch das Hinzutreten der höheren Contemplation möglich geworden sein soll. Ref. dachte umgekehrt: wenn es mit solcher höherer Casualität ein Krast sei, so möchte sich dieselbe als so notwendig geltend machen, daß ohne ihre, als das Wesen, Erkenntnis, auch gar keine wahrhafte Erkenntnis der Erscheinung statt finden könne. — Die Hauptstelle, an der der Vf. von den Wundern im allgemeinen spricht, ist I. 242 ff. zu finden. Sie wird eröffnet mit der Vorbemerkung, daß „nach der biblischen Lehre ein Einwirken Gottes in der Welt statt habe, vermöge deren die Natur nicht als eine Summe willkürlicher mechanischer Feststellungen aufzufassen sei, die durch Eingriffe von außen aufgehoben (suspendirt) werden müßten; sondern sie erscheine als in ihrer Gesamtheit in Gottes Wesen ruhend“ u. s. w. Hiermit ist insofern der wahre Begriff des Wunders gut vorbereitet oder eingeleitet, als dadurch falsche Distinctionen sogleich abgewiesen sind, wie z. B. jene vielbeliebte, die Wunder seien ein Unbegreifliches, Unerklärliches u. s. w., die Natur das Begreifliche, Erklärliche u. dgl. m. Nun aber warten wir vergeblich auf den zu hoffenden wahren Begriff; gleich nachfolgenden Sätze verrathen uns, unter manchem Erfreulichem, was sie beibringen, ziemlich bestimmt, daß jene richtige Abweisung unzulässiger Trennungsversuche zwischen Wunderthum und Natürlichem im Sinne des Vfs. nicht auch schon mit einem eben so unzulässigen Identifiziren beider verbunden war; und nun ist es natürlich, daß sie inconsequent bald so bestimmt werden müssen, als sei das Eine nur eine quantitative Steigerung, ein Mehr oder Minder, des Anderen; bald wiederum so, als sei dennoch ein qualitativer Unterschied

vorhanden; wie sich dies beides z. B. in dem Satze: „das wahre Wunder ist nur ein höheres Natürliches aus der Welt ungetrübter Harmonie in diese durch so manche Disharmonien getrübt Welt“ hineinleuchtend verknüpft zeigt. Der absolute Begriffsunterschied aber, durch den das Wunder und das Naturereignis auseinander zu halten gewesen wäre, wird verwischt. Am merkwürdigsten tritt dies hervor in der gleichfolgenden Bestimmung, die sogar als eine absolute Grundbestimmung des Wunderbaren angekündigt wird: daß kein Wunder vollzogen werde ohne eine reale Kraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXII.

Neugeordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. Nach den Grundgesetzen der Sprachentwicklung als durchgängige Hinweisung auf eine allgemeine Sprachlehre, dargestellt von Rudolf Stier, Pfarrer zu Frankleben bei Merseburg. Erster und zweiter Theil. Die Laut- und Wortlehre. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung, 1833. — XVI u. 507 S. in 8.

Der Verf. „fordert eine demüthig - gläubige Auffassung der Sprache des Alten Bundes als heiliger Offenbarungssprache, und Anerkennung ihrer von Oben eingebornen Würde, wodurch sie über alle spätern orientalischen Schwester- (um nicht zu sagen Tochter-) Sprachen erhaben bleibt, und mit bloßer Philologie, wie andere Menschensprachen, nie gründlich zu verstehen und gebührend zu behandeln ist.“ Und weiter läßt er sich vernehmen: „wir haben, von allen Zeitmeinungen unabhängig, durch Gottes Gnade solche Einsicht, daß wir wissen, die hebräische Sprache ist die heilige Grundsprache, von welcher das Verständniß aller andern Sprachentwicklung ausgehen muß und seiner Zeit auch wird.“ Auf diese Art sieht er denn auch in der jüdischen Punctuation und Accentuation nicht nur „tiefe Wahrheiten“, sondern auch Mysterien und göttliche Offenbarung; wie es unter andern S. 13 heißt: „wir halten die Vocal- und Lesezzeichen für ein schon längst im Geheimen dagewesenes, nicht ohne göttliche Offenbarung oder Leitung entstandenes subjectives Vehikel der Ueberlieferung;“ und nach S. 48 ist die Accentuation „ein jedenfalls nicht ohne Gottes Beistand ins Ganze gebauter Zaun um sein Gesetz.“

Von derselben Ansicht aus nennt der Vf. weiterhin die Perioden der Wunder und Zeichen die *Blüthenmomente* der Kirche und Geschichte; gewiß aber giebt es nicht darum keine Apostel und Propheten, keine Wunder und Weissagungen mehr, weil die Kirche verlesener wäre vom Geiste und seinen Wirkungen, sondern umgekehrt darum, weil der Geist in ihr einheimisch geworden und Wohnung gemacht. —

Wir haben also ein neues Erbürgnis unserer Zeit, eine gewisse Grammatik, vor uns, und können daraus lernen, was die Mystik im Bunde mit allerlei sprachlichen und historischen Kenntnissen in der Grammatik zu leisten vermöge. Die Mystik der letzten Jahrzehende fing mit den lichten Höhen allgemeiner Gefühle und Ahnungen an; sie sank dann immer tiefer in die düstern, schwermüthigen Regionen der Kritik und Ekegese herab, und sucht nun zuletzt, sogar das Gebiet der Grammatik sich zu unterwerfen. Aber je tiefer sie sich herabläßt, desto deutlicher, und warnender kommen auch ihre Schwächen und Blößen hervor, desto notwendiger erscheint das Bedürfnis wahrer Wissenschaft gegen die Täuschungen der Mystik. Sie hat hier weder festen Grund und Boden, noch die Kraft irgend eine gute Frucht zu erzeugen.

Der Grund dieser Mystik ist nichts als eine Verwechslung des Innern und Aeußern jedweder Offenbarung, als ob Offenbarung sich auf etwas Anderes erstrecken könne als auf den reinen Gedanken. Mag Offenbarung entstehen wo und wann sie wolle, die besondere Sprache, worin sie sich äußert, und die Schrift, worin sie dann später festgehalten wird, sind dabei sehr zufällige, bloß historische Dinge, was ein christlicher Theologe um so leichter und gewisser erkennen sollte, da er ja in der Bibel nicht weniger als drei verschiedene Sprachen sich nach der äußern Zeitreihe folgen sieht. Auch die unter diesen dreien am frühesten gebrauchte, die hebräische, ist so natürlich wie jede andre Sprache ohne irgend einen innern Vorzug; unter den semitischen Sprachen die älteste, von der Schriften erhalten sind, und daher die natürlichste und schönste, ist sie doch weder älter noch durchaus vollendeter und schöner als andere, nicht semitische Sprachen; und die Offenbarung Mosis und der Propheten hat nicht diese Sprache erst gebildet oder gänzlich umgeschaffen, sondern das Hebräische ist erst durch die in ihm sich äußernde Offenbarung veredelt und verewigt, und nach ihr allmählig geheiligt. Mögen nun spätere Juden die alte Sprache nicht bloß geheiligt, sondern auch in ihrer mannigfachen Beschränktheit für den Grund aller Sprachen gehalten, mögen christliche Gelehrte vor 200 Jahren dieses wiederholt und weiter ausgeführt haben: ein Gelehrter unserer Zeit und Wissenschaft sollte in dergleichen Dingen das Heil zu finden nicht wieder den (wir glauben gewiss) eiteln Versuch machen, sondern lieber bedenken, wie er mit solchem ebenso unklaren als unhistorischen Fühlen und Meinern nur auf derselben Stufe stehe, worauf wir die muhammedanischen Theologen erblicken, wenn sie, und zwar mit demselben Recht und Grund, die Sprache des Korans für die einzig heilige und älteste, vorzüglichste halten.

Dafs nun auf so dürrem nicht nur, sondern auch unsicherm, grundlosem Boden der Wissenschaft keine Früchte reifen können, läßt sich schon zum Voraus erwarten. Die That zeigt hier am deutlichsten, wie unfruchtbar eine solche Ansicht ist. Keisere Vollständigkeit im Anführen von Regeln und Beweisstellen hat zwar der Verf. erreicht; für die innere Erklärung des Hebräischen ist aber mit diesem Werke nichts gewonnen. Historisch freier Ueberblick fehlt durchaus; am Ende die wahren Gründe und der

echte Zusammenhang nicht aufgebracht worden, sondern die ganze Grammatik in eine unübersehbar Zahl kleiner Regeln, vereinzelter Bemerkungen und zufälliger Ausnahmen. Tiefe Weisheit wird zwar überall, wo möglich, gesucht und gepriesen, aber sie ruht eben am meisten nur im Sinne und Gefühle des Verfs., nicht in der Sache. Alte Traditionen der Juden werden als sehr heilig und wahrhaftig, oder doch als sehr tiefsehmig und richtig überall wiederholt, gleich als lehte der Verf. aus in der Sprache dieser alten Rabbinen, wie z. B. S. 327, die rabbinische Ableitung des heiligen Gottesnamens יהוה von den drei Zeiten des Verbens יהוה, יהוה, יהוה, als der drei Zeiten, die der Welt zu allen Zeiten vorhanden sind, nicht als eine geistliche, aber historische Erklärung des Rabbinen, sondern für reine grammatisch-historische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit ausgegeben und bewiesen wird. Auf die neuern Forschungen über die hebräische Sprache nimmt der Vf. zwar Rücksicht und schöpft aus ihnen manches: wie wenig er aber ihren Geiste gefolgt sei, erhellt aus der großen Menge von Anmerkungen, deren Unsicherheit schon klar dargelegt ist, wie z. B. S. 52, von der, wenn Grund hinzugefügt, Buchstaben, der Wörtern, oder der 28 Formen wie ח, פ, ו, א, gewiss nur entstanden ist, mit Formen wie ח, פ, ו, א zusammengestellt, oder S. 27, 40 die unmögliche, nirgends vorkommende Aussprache und Form ח, פ, ו, א als wirklich erscheinend angenommen wird, u. s. w. Wo aber endlich der Verf. ihm eigenes Glauben hat Ref. vergeblich etwas wahrhaft Belehrendes und Aufklärendes gesucht. So glaubt der Vf. etwas sehr Neues und Wichtiges durch die Behauptung zu lehren, dafs die ursprünglichen Vocale nur א, ע, ו, I aber und U Umlaute von E und O seien, während die Geschichte der semitischen sowohl als indo-germanischen Sprachen gerade umgekehrt א, I, U als ursprünglicherweis, er glaubt, eine wichtige Entdeckung darin gemacht zu haben; dafs Segol drei, oder noch mehr verschiedene Laute bezeichne, unter andern auch ein sehr, langes E, während schon nachgewiesen ist, dafs Segol überall, in tonlosen oder betonten Sylben, nichts ist als das kurze, geschärfte e. Das Einzige, was dieses Werk vor den meisten frühern voraus hat, ist die ausführliche Erklärung der Redetheile nach ihrem logischen Sinne, wenn wir nicht auch dabei theils das Unklare vorherrschend, theils gerade die Eigentümlichkeit des Hebräischen verkennt wäre.

Mehr aber von diesem Werke hier zu reden, scheint dem Ref. desto unpassender, da darin gerade das fehlt, was in diesen Blättern am wichtigsten ist, — die Wissenschaft. Unstreitig ist in hebräischer Grammatik noch viel zu forschen und zu klären; die Wissenschaftliche Bearbeitung noch steht sehr mager. Zeitig aber einen solchen Versuch zu machen, ist dem Verf. nicht zu verdenken; seine Wissenschaft wird ihm nicht fehlen. Dafs der Verf. demüthig glaubig sein will, ist recht gut: nur sehe er erst zu, dafs er den rechten Glauben habe, um dann auch recht demüthig zu sein.

—

November 1833.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Fortsetzung.)

Der Vf. wird selbst nicht in Abrede sein, daß wir uns mit dieser Erklärung noch ganz und gar auf dem Gebiete des Natürlichen befinden; denn die Natur ist eben, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, ein System von Folgen realer Kräfte. Das Wunder ist mehr als der bloße Erfolg einer Kraft, es existirt wesentlich nur, als That. Der Vf. selbst deutet gleich nachher so etwas an, erklärt sich auch über „die Anwesenheit jenes realen Kräftelements“ näher, indem er es dem *πνεύμα* in seinen *χαρίσματι* (1 Cor. 12, 10) gleichstellt und hinzusetzt: ohne dasselbe wäre gar keine Vermittelung zwischen der Wunderthat und dem Wunderthäter und die erste erschien somit gleichsam gespenstisch; allein so gespenstisch hat sich gewiß nie Jemand die Sache gedacht, daß er schlechthin den Zusammenhang zwischen dem Wunder und der wunderwirkenden Persönlichkeit aufgehoben; und der Vf. möchte uns, wissenschaftlich betrachtet, kaum weiter gebracht haben, wenn er kurz zuvor aus dem Umstande, daß wir vorherrschend *menschliche Persönlichkeiten* Wunder verrichten sehen, auf nichts Anderes zu schließen weifs, als auf „Mittheilbarkeit höherer geistiger Kräfte an die Menschen;“ denn gerade diesen Ausdruck in seiner Weite und Unbestimmtheit könnte sich auch der crasseste Orthodoxismus, den der Verf. eben bekämpfen zu wollen scheint, recht wohl gefallen lassen. Auf den näheren Sinn jener *Mittheilbarkeit* aber, sowie auf die nähere Bestimmung des gedachten *Zusammenhanges* wäre es hier eben angekommen. Indessen wird auch das Lichtlein, was durch die Vergleichung der St. 1. Cor. darüber hätte angezündet werden können, sofort wieder ausgelöscht durch un-

zeitige Citirung eines — *Ungeistes*, nämlich des animalischen Magnetismus! — Im Folgenden kommt, der Vf. auf den Gegensatz der *himmlischen* und *höllischen* Wunder und somit auf die Frage, ob und inwiefern Wunder geeignet seien, die Wahrheit der *Lehre des Wunderthäters* zu erhärten? Wir haben diese Darstellung mit vielem Interesse gelesen und uns dadurch vielfach angesprochen, aber doch am Ende *nicht recht befriedigt* gefühlt; und hätten statt ihrer hier lieber eine Untersuchung zu lesen gewünscht über den von dem Vf. zuvor (S. 242) bei Erläuterung des Begriffes der *εργα* ausgesprochenen Gedanken, „daß das Wunder die *natürliche* Form der Wirksamkeit des Erlösers gewesen;“ denn mit dem ebenda auch sogleich gegebenen Zusatze, „daß er, als Inhaber göttlicher Kräfte, mit denselben nothwendig *überirdische Erscheinungen* (!) hervorbringen mußte“, ist die Sache keinesweges aufgeklärt und abgethan. Offenbar aber würde der eben angedeutete Untersuchungsgang den Vf. auf die Ueberlegung geführt haben, ob und inwiefern die Wunder Christi *nothwendig* und *wesentlich* in seiner Persönlichkeit begründet seien? deren Resultat dann eben auch die Beantwortung der obigen Frage nach der Beglaubigung oder Nichtbeglaubigung der *Lehre* durch *Wunder* *) herbeigeführt oder vielmehr schon mit-

*) Der Verf. entscheidet S. 244, verneinend: „der Zweck der Wunder an sich könne unmöglich sein, die Wahrheit gegen eine Behauptung zu erhärten.“ Ganz richtig. Damit steht aber gewissmaßen im Widerspruch, was S. 245 folgt: „die Verbindung der Wahrheit mit den Zeichen der Wunder constatirt den Charakter eines göttlichen Gesandten, kraft dessen auch Dinge als wahrhaft und gewiß geltend gemacht werden dürfen, die als solche nicht durch die inwohnende Empfänglichkeit für Wahrheit erkannt werden können.“ Eine Wahrheit, die als solche dem Geiste unerkennbar wäre (ein in sich widersprechender Begriff) könnte doch in der That nur durch das (abstract gefaßte) Wunder constatirt werden; denn sollte es die „Verbindung des Wunders mit der (bereits erkannten) Wahrheit (der Lehre des Gesandten)“ thun, so

enthalten hätte. Zum Schlusse wirft der Vf. S. 246 noch einen Blick auf die *Geschichte* der Wunder, und äußert dabei interessante Gedanken, unterscheidet z. B. zwischen den (unmittelbaren) Wundern Gottes in Engeln, (das „*im Sinne*“, was dabei steht, gehört nicht dahin) dem Wunderbaren in der Natur u. s. f. und den durch menschliche Persönlichkeiten vermittelten; bemerkt, es scheine eine Gereiftheit der menschlichen Natur erfordert zu werden, um als Träger der Wundergabe dienen zu können; deutet ferner hin auf den ungeistigeren Charakter der alttestamentl. und den geistigeren der neutestam. Wunder u. dgl. m. Nehmen wir dazu, daß der Vf. S. 310 bei Erläuterung des Ausdrucks *ὁὐρανὸς ἐκδοῦσα ἀν' ἑμὸν* noch die treffende Aeußerung thut, „es schleiche sich in Folge desselben gar leicht die Vorstellung ein, daß die Kraft *unwillkürlich* gewirkt, wodurch der Vorgang aber zu sehr in das Gebiet des *Physischen* gekippt werde; das christliche Bewußtsein sehe sich vielmehr genöthigt; die Kraftfülle, die den Erlöser beseelte, als in totaler Beherrschung durch seinen Willen zu denken“: so sehen wir, wie nah der Vf. dem wahren Begriffe des Wunders gewesen, und es könnte uns Wunder nehmen, daß er ihn dennoch nicht aufgestellt, wenn wir nicht wüßten, wieviel leichter es ist, gute Gedanken (einzeln) zu haben, als sie zusammenzubringen und zum Begriff zu gestalten. In Wahrheit aber ist „das Wesen des Wunderbaren die für das subjective Denken aufgehobene, aber durch den unendlichen Lebensbegriff des Ganzen in dem Individuum absolut gesetzte und unauflösliche Einheit der Nothwendigkeit und Freiheit; und das Wunder ein Zeugniß, daß der absolute Unterschied beider nur formell, die absolut Unterschiedenen keine absolut Verschiedenen seien, sondern daß in der Freiheit die Nothwendigkeit, in dem Individuum das Ganze sich darstelle. Das Wunder nämlich ist diejenige That des Individuums, in welcher es sich in dem Gesamtbegriff seines Lebens, in der Totalität seines Wesens darstellt; das Individuum erkennt das Leben des Ganzen in ihm als sein eigenes

müßte ein Zusammenhang der angeblich unerkennbaren Wahrheit mit der übrigen, schon erkannten vorhanden sein, durch den die vermeinte Unbegreiflichkeit der ersteren sofort aufgehoben würde. — Vielleicht aber meint der Vf. nur eine vorläufige, äußere Beglaubigung, der die vollkommene (das Zeugniß des Geistes für den Geist) folgen könne und müsse, und nur relative (momentan und für Einzelne stattfindende) Unerkennbarkeit der Wahrheit, nicht absolute. —

Leben an, und ist bereit in der Einheit desselben zu wirken, dem Antriebe desselben zur Darstellung dieses Gesamtlebens durch einen Act der individuellen Thätigkeit zu entsprechen, und somit das Ganze selbst als die That des Individuums darzustellen. Nicht also in der Natur an sich, noch in dem Geiste an sich liegt das Dasein des Wunders; beide schließen in ihrer Unmittelbarkeit den Begriff desselben aus; es ist weder die Wirkung der immanenten Naturthätigkeit als solcher, noch die Wirkung der freien Thätigkeit als solcher, sondern der zum Individuum gewordenen Gesamthätigkeit des Geschlechtes.“ *) — Wir bitten, die (treffliche) Ausführung dieser Sätze bei Conradi: Selbstbewußtsein u. Offenb. S. 208 ff. nachzulesen, wo man weiterhin auch über den nothwendigen Zusammenhang der Wunder mit der Persönlichkeit Christi, über den Unterschied der wahren Wunder von allem bloß Natürlichen und allem bloß un- eigentlich wunderbar zu Nennenden (wohin z. B. auch der animalische Magnetismus gehören würde), ferner über die Verschiedenheit der Wunder des Herrn von den alttestamentlichen und von den vorchristlichen überhaupt u. dgl. m. die ausführlichsten und gründlichsten Aufschlüsse finden wird. Wir gingen gern noch auf Mehreres ausführlicher ein; aber der Raum verbietet es. Nur eines Punktes aus der Eschatologie, der *resurrectio carnis*, **) müssen wir noch kürzlich gedenken, weil wir früher schon darauf hingewiesen haben. Dort machten wir auch schon auf die Grundverwechslung aufmerksam, die dem Vf. in diesem Punkte begegnet ist, und auf die Ungerechtigkeit des Vorwurfs, den er deshalb der neuesten Philosophie macht. ***) — Es ist doch sehr

*) Hiernach verhielte sich Wunder und Natur wie Vernunft und Verstand, und die Wahrheit des Wunders wäre das zum Natürlichen gewordene Wunderbare, wie die Wahrheit der Vernunft erst die zu Verstande gekommene, zum Begriff erhobene, durch ihre eigene, unendliche Negativität mit sich selbst vermittelte, Vernunft ist. (Hegel's Phänomenol. S. 24 d. alt., S. 17 d. n. Ausg.) — Auch andere interessante Parallelen ließen sich ziehen, z. B. die des Wunderthäters mit dem Dichter, des planmäßig-berechnend Handelnden mit dem Denker, u. s. f.

**) Dieser kirchlich-symbolische Ausdruck entspricht bekanntlich ganz und nur der biblischen Idee einer *ἐγερσις νεκρῶν*, und will nichts Anderes sagen als diese. — Ebenso ist im A. T. *קִיּוּם* = *עֲמָה* z. B. Hiob 19. v. 26. —

***) Dieser Vorwurf enthält auch eine factische Unrichtigkeit, sofern gerade ein Schüler Hegel's die Lehre von der ewigen (geist-leiblichen) Persönlichkeit mit einer speculativen Fülle

merkwürdig, daß gerade der Apostel, der am bestimmtesten die *ἐξουία τοῦ αἰῶνος* lehrt, und gerade an der Stelle wo er es thut, uns auch am ausdrücklichsten verbietet, das *οἶμα* in dieser Hinsicht mit der *σὰρξ* zu identificiren (1 Cor. 15, 50.); und schon vorher, wo er von dem Unterschiede der *σάρκα ἐκουράσια* u. *ἐκλύσα* sprach, (vs. 40), erlaubte er sich nicht, dafür (wie vs. 39) *σὰρξ ἐκουράσια* zu setzen. Auch die St. Joh. 3, 6 konnte Gleiches lehren; jedoch der Vf. scheint die *σὰρξ* *quævis* modo sich reserviren zu wollen; und wiewohl es auch von der *σὰρξ* des Menschensohnes, auf die er sich zum Erweise seiner Verklärung der *σὰρξ* und *ἐλκ* beruft (II. 401 f.), in Joh. 6. nicht heißt, daß sie verklärt, sondern daß sie verzehrt werden solle (vgl. dazu auch Joh. 6, 63 und die treffliche Auseinandersetzung des lutherischen Abendmahlsbegriffes bei Hegel in den Vorles. üb. d. Rel. Phil. II. 275.); so schließt der Vf. doch immer so: wie zu dem jetzigen *οἶμα ἡρώδου* (1 Cor. 15, 44) eine *σὰρξ σαρκική* (*sic venia verbo*) als dessen lebende

Substanz (I — vgl. II. 401) gehört, so muß für das *οἶμα πνευματικόν* eine — *σὰρξ πνευματική* (II. 402) postulirt werden! Bloß zufällig, meint er, komme der Ausdruck im N. Test. nicht vor — (wir sind sonst nicht gewohnt, den Vf. so willkürlich mit der Schrift umgehen zu sehen; s. z. B. I. 777. Z. 6—8 v. e.) — aber ein *οἶμα* bestehe doch nothwendig aus *σὰρξ* (ob auch wohl die *σάρκα* der Engel daraus bestehen? vgl. Mith. 22, 29 f.), und es sei also nicht abzuweichen, weshalb jenes Epitheton nicht auch zu *σὰρξ* gesetzt werden könnte! Ref. war verwundert; dies beim Vf. zu lesen; vielleicht aber wird derselbe von seiner *σὰρξ πνευμ.* lieber abstecken, wenn wir ihm, als Seitenstück dazu, auch ein *πνεῦμα σαρκικόν* anbieten, was doch noch unverdaulicher scheint. — Wie nun die *σὰρξ* nicht das *οἶμα* ist, so ist auch die Materie nicht die *πλῆσις*, von der Paulus Röm. 8, 19 ff. spricht; und es ist daher ein Anderes, die endliche Befreiung der *πλῆσις* von der Eitelkeit (mit dem Apostel), und ein Anderes, eine ewige Verklärung der Materie (mit dem Vf. II. 487) zu lehren. Was einen Anfang gehabt hat, muß auch ein Ende haben; nach dem Vf. hingegen würde das Endliche absolut. — *Σῶμα* ist, nach der Schrift, die in der Endlichkeit unendliche Form des unendlichen Inhaltes, (der ewigen Natur, des unerschaffenen Menschen) darum ewig und unvergänglich; *σὰρξ* (Materie) die abstracte Form der Endlichkeit, (der zeitlichen Natur, des geschaffenen Menschen) darum zeitlich und vergänglich. — Es läßt sich, nach dem Angegebenen, erwarten, daß der Vf. Anhänger der aus dem (mißverstandenen) 20. Kap. der Apocal. geschöpften, aber von allen christlichen Kirchen (mit Ausnahme einiger unbedeutenderen und abgerissenen Secten) jederzeit mit Entschiedenheit verworfenen Lehre vom tausendjährigen Reiche und der zweifachen Auferstehung sein werde. Die (wohlverstandene) Schrift lehrt als Folge der allgemeinen *κρίσις* und letztes Ziel des Weltlaufes die Erneuerung des Himmels und der Erde, sowie als deren Bedingung die allgemeine Auferstehung; aber das ist kein Chiliasmus; auch Paulus weiß 1. Cor. 15, 24—28 nichts von einer zweifachen Auferstehung, und wer sie in Stellen wie Luc. 14, 14 u. ä. (mit dem Vf. s. I. 646 f.) finden will, muß sie wahrlich erst hineinlegen. — So töbliche Mühe der Vf. sich öfters (vgl. z. B. I. 731) giebt, seinen Chiliasmus durch Zurückführung auf allgemeinere, wahre Ideen zu vergeistigen und ihn so unschädlich zu machen, so hat sich der verderbliche Ein-

und Energie behandelt hat, wie kaum irgend Jemand vor ihm (vgl. Conradi a. a. O. S. 293 ff.) — anderer mehr gelegentlicher Aeußerungen von Andern nicht zu gedenken. — Unser Vf. indessen bezieht sich (II. 487.) besonders auf Steffens und Schubert, als die die Wahrheit und Bedeutsamkeit dieser Lehre am tiefsten erkannt hätten. Der ehrwürdige Steffens wird es dem Ref. nicht vergagen, wenn er gesteht, daß ihm seine Darstellung der ewigen Individualität (z. B. in der neuesten Confession, S. 90 ff.) den wahren Begriff derselben nicht erreicht zu haben scheint, weil darin das Particuläre und Zufällige ein solches Gewicht bekommt, daß man sich in der Weise gerade den Heiland, die Mitte und Wahrheit aller Individualität, als kein Individuum denken könnte. — Von Schubert führt der Vf. anderswo den Satz: „Leiblichkeit ist das Ende der Werke Gottes“ mit Beifall an; Ref. kann sich des Zusammenhanges nicht erinnern, worin dieser Satz bei Schubert selbst steht; wie ihn aber unser Vf. nimmt und consequent nehmen muß, wird er einseitig und unrichtig, und es ergeht ihm so, wie dergleichen abstracten Allgemeinheiten immer; wenn man sie recht festgestellt zu haben meint, so schlagen sie in ihr Gegentheil um und zeigen sich an ihnen selber ihr Anderes zu sein. So, wenn es wahr ist, daß Leiblichkeit das Ende der Werke Gottes ist, sagt jadeser Satz eben, daß das Werk in der Leiblichkeit (Leiblichwerdung) zu Ende, mithin zu Grunde geht, in seinen Grund zurückkehrt, und der Geist zeigt sich somit in Wahrheit der ewige Wiedereingang, sowie der ewige Ausgang der Natur, zu sein. Dies ist die große Wahrheit, die in der tiefen Lehre der Schrift von dem *οἶμα πνευματικόν* enthalten ist, die aber unser Vf. nicht genug erkannt und gewürdigt zu haben scheint. —

fluß dieser Lehre doch auch in seiner Exegese bisweilen geltend gemacht; wie z. B. I. 812 f., wo wir uns nach der ersten Auferstehung im tausendjähr. Reich eine bunte Mischung von Auferstandenen und noch Lebenden d. h. nicht Auferstandenen auf der — wir können natürlich nicht sagen, *was für einer* — Erde ruhig bei einander denken sollen! (wodurch der Begriff der *ἀνάστασις* und alles, was damit zusammenhängt — s. vorh. — total alterirt und in willkürliche Ungereimtheiten verwickelt wird.) Ferner I. 919, wo der Vf. den Sinn der herrlichen Parabel so sehr mißverstehen, daß er (freilich darin nicht der Erste) die *ἀδελφοί* von den Schafen sondern, und die Ersteren von den *nicht in's Gericht kommenden* (!) *) Christen, die Anderen von den frommen Heiden verstehen zu müssen glaubt **) — (in der That ohne allen Grund; denn warum sollte der Herr, indem er zu jedem der Schafe sprechend dargestellt wird, nicht die übrigen immer *seine Brüder* nennen? oder wodurch wäre sonst im geringsten die vom Vf. behauptete Unterscheidung der *ἀδελφοί* von den *δουλοὶ* und *ἀδελφές* begründet?) — u. dgl. m. Wir versparen uns eine weitere Prüfung des hier gerügten chiliastischen Grundirrhums, bis der Vf. seine Erklärung der Apocal. (auf die wir uns übrigens sehr freuen) herausgegeben haben wird (in Bd. IV dieses Comm.), und bitten ihn mittlerweile J. Böhm's *Informatorium de rebus novissimis* zu lesen, welches Büchlein, wie wir wissen, schon Manchen von dergleichen Vorurtheilen trefflich curirt hat.

Das Gesagte wird hinreichen, um das Haupt desiderium zu veranschaulichen, das dieser Commentar in uns zurückgelassen; in enger Verbindung damit steht, daß der Ausdruck hie und da lax und unbestimmt erscheint. So, wenn der Verf. an der Hauptstelle, wo er von der *πίστις* handelt, dieselbe so definiert, daß ihr *Wesen* nicht in ein Wissen des Göttlichen zu setzen sei, sondern in eine *geistige Receptivität* für dasselbe, die freilich ein *gewisses Wissen zur Begleitung* haben werde, sind diese Ausdrücke doch sehr schwankend

*) S. 920 Mißverständnis von Joh. 3, 18. —

**) Ein zweites Mißverständniß knüpft sich ebendas. an die irrthümlich aufgefaßte *Demuth* der Gesegneten vs. 37. Der Text will einfach sagen, daß die Frommen von ihren guten Werken nichts wissen wollen und nichts wissen sollen (Mtth. 6, 3); und nun lese man nur, zu welcher einer Schwierigkeit der Vf. sich diesen einfachen Gedanken verwickelt und verzieht!! —

und schwebend, und es fragt sich sogleich: was ist *geistige Receptivität*? wie *receptirt der Geist*? worauf der Verfasser I. 276 bei Erklärung des Wortes *δοῦναι* selbst antwortet: als *Wesen* des Geistes künde sich das *Wissen* (Denken) an. Mithin ist der Glaube wesentlich *denkende Thätigkeit*, und es frage sich nun weiter um seinen Unterschied vom *Wissen*. Es wäre aber das Verhältniß beider auf diesem Wege in Wahrheit als das Verhältniß der *fides implicita* und *explicita* zu begreifen und zu entwickeln gewesen. *) — Ganz mißverständlich ist es, wenn der Verfasser II. 398 seine Abweichung von der *lutherischen Abendmahllehre* so angiebt, „daß er 1) nicht zugeben könne, daß der Leib des Herrn *mündlich* empfangen werde; 2) nach seiner Ansicht nicht der *ganze* Christus, und zwar der *gekreuzigte*, genossen werde, sondern *die Wirkung* von ihm und zwar von dem *verklärten Erlöser*.“ Beide Puncte beruhen auf unwahren und unbegründeten Abstractionen: — (No. 1 auf einer Trennung des Aeußern und Innern, die, streng genommen, den Begriff des Sacraments aufheben würde; No. 2 auf einer eben so unwahren Sonderung, des Gekreuzigten von dem Auferstandenen und Verklärten, die, genau betrachtet, sogar den Begriff der Erlösung lähmt und vernichtet) — und durch beide, wenn *Wollen* Ernst damit wäre, würde der Vf. geradezu aus der *luther.* Lehre heraustreten; sieht man aber genauer zu, so ist es nicht so schlimm; denn mit No. 1 will der Vf. nur den Gedanken abwehren, als ob der Gottlose das heilige Mahl *gleichzeitig* genüsse wie der Fromme (wozu nur *dieser* Hebel nicht in Bewegung gesetzt zu werden brauchte); und in No. 2 sieht man bald, daß der Vf. eigentlich sagen wollte, nicht die *Person* Christi werde genossen, („nicht der *ganze* Chr.“ s. o.) sondern sein *Wesen* (bei dem Vf. „*Wirkung*“) theile er den Gläubigen mit. Dabei hätte der Verf. freilich, wenn er seine eigene Sache besser verstanden hätte, nicht nöthig gehabt, weder den Genuß des *gekrenzigten Erlösers* (welche Bestimmung vielmehr im Abendmahl ganz wesentlich ist, und ohne die es nicht sein würde was es ist: *Ausignung* seines *blutigen Erlösungstodes* im Glauben), noch die (nur richtig zu verstehende und nicht etwa *begrifflos vorzuziehende*) sogenannte Ubiquität des *σῶμα τοῦ Χριστοῦ* zu leugnen, —

*) S. darüber Göeschel's *Monim. d. Gedanken*, pg. 76. —

November 1833.

Biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments, zunächst für Prediger und Studierende, von Dr. Hermann Olshausen.

(Schluß.)

In das ganz Specielle und Einzelne eines so inhaltsreichen Werkes einzugehen, ist unmöglich; nur einiges Hauptsächliche und was dem Ref. gerade zur Hand ist, mag hier zum Schlusse noch Platz finden. — Die *Einleitungen* zu den einzelnen Büchern sind kurz und zweckmäßig; viel eigentlich gelehrte *Untersuchung* findet sich natürlich darin nicht, aber desto mehr geistvolle Andeutungen und angenehme Uebersichten; die *höhere* Kritik übt der Vf. hier und im Commentar selbst öfters (s. z. B. I. 13. 283. 417 f. 500 f. 856 f. II. 21 f. u. a. w.), und man erkennt dann in ihm stets den geistreichen, feinsinnigen und gewandten. Die Streitfrage über die Authentie des Matth. hält der Vf. (mit Recht) für noch nicht entschieden; er selbst hält ihn für echt und giebt hie und da treffliche Winke, z. B. wie dem Mrc. zwar der Vorzug äußerer Anschaulichkeit der Darstellung zukomme, (der aber auch einem *Augenzeugen* wie Matth. gar nicht nothwendig eigen zu sein brauche) wie aber Matth. oft unscheinbare und doch wesentlich bedeutsame Züge der Begebenheiten treuer aufbewahrt habe u. dgl. Wir haben ja über diesen Gegenstand jetzt eine schätzbare Monographie von Sieffert erhalten, die unstreitig das Ihrige zur Entscheidung der Frage beitragen wird. — Feine Beobachtungen über den Charakter des Evang. Joh. stehen II. 21 f., nur hätten wir freilich die Bemerkung No. 3 auch auf die *Form der Reden Jesu* bei Joh. ausgedehnt zu sehen gewünscht. Dann reichte No. 3 allein schon hin, das von Eichhorn und And. angenom-

Jahrb. f. wissenschaft. Kritik. J. 1833. II. Bd.

mene Zeitverhältniß des Joh. zu den Synoptikern umzukehren. — Vom Mth. meint der Vf. noch immer, er könne wohl vom Apostel selbst in's Griech. übertragen worden sein; aber solch' eine Kunde hätte sich in der Kirche doch unmöglich ganz verlieren können — zu geschweigen, daß, wie Sieffert a. O. 35 richtig bemerkt, die App. ohnehin berufen waren, hinzugehn in alle Welt und zu predigen, nicht zu sitzen und zu schreiben. — I. 56 und 463 *Ann.* äußert der Vf., es möchte in Jesu als dem ewigen Regenten aus Dav. Hause sich auch sein Stamm wohl beschlossen haben: Die *Brüder des Herrn* hält er für seine *Vettern*, was, wie Fritzsche zeigt, bedeutende Schwierigkeiten hat; eher möchte Ref., wie Schleierm., an *Stiefbrüder* denken. — Bei Mth. 2, 23 verwirft der Vf. die Beziehung auf den נָצַר Jes. 11, 1., sie hat aber neulich an Hengstenberg (Christol. II. 1 ff.) wieder einen geschickten Vertheidiger gefunden. — Hinsichtlich des Citats Mth. 1, 23 stimmen wir dem Vf. jetzt gern bei. Wir finden überhaupt die Citate des A. T. im N. T. von ihm durchweg sehr geistvoll und fleißig behandelt. — In Luc. 2, 14 zieht auch der Vf. die Lesart $\epsilon\nu\delta\omicron\nu\lambda\iota\alpha\varsigma$ vor. Dem Ref. erscheint sie immer noch gezwungen und ungeschickt. Die kritt. Auctt. sind obnein für $\sigma\upsilon\delta\omicron\nu\lambda\iota\alpha$, und wir finden auch im Sprachgebrauch nirgends, weder $\alpha\rho\theta\rho. \delta\epsilon\gamma\eta\varsigma$ noch $\alpha\rho\theta\rho. \epsilon\upsilon\delta\omicron\nu\lambda\iota\alpha\varsigma$, sondern nur $\tau\acute{\epsilon}\nu\alpha \delta\epsilon\gamma\eta\varsigma$ u. dgl. — Die Betrachtung über Joh. d. T. I. 143 ff. enthält viel Durchdachtes und Schönes; so auch S. 150 ff. die Auseinandersetzung von $\beta\alpha\sigma. \tau\acute{\omega}\nu \omicron\upsilon\pi\alpha\rho\omega\tau\acute{\omega}\nu$, wenn gleich wir hier nicht in Allem beistimmen können. — Die Bergpredigt, sowie andere längere Reden Jesu bei Mth. (10, 4 ff. 24, 23 u. a. m.) hält der Vf. für *freie*, doch *getreue* (d. h. den Inhalt und Geist des ursprünglich getrennt Gesprochenen nicht alterirende) Composition des Evangelisten. Diese Behauptung

durchzuführen, hat freilich im Einzelnen seine Schwierigkeiten; doch bleibt auch kein anderer Rath. Die Erklärung der Bergpredigt ist im Ganzen sehr wohl gelungen. — I. 259. 479 u. ö. berührt der Vf. beiläufig das Verhältniß von *σῶμα*, *ψυχή* und *πνεῦμα* und verspricht ausführl. Erörterungen beim 1. Cor. Briefe; bis dahin versparen wir denn auch billig die Prüfung seiner Ideen über diesen schwierigen Gegenstand. — Ueber die Dämonischen finden wir viel Geistreiches und Interessantes gesagt bei Mth. 8, 28 — 34. vgl. bes. 278 ff. 280. 281. Auch die Lehre vom Satan und den bösen Engeln wird dabei und sonst (z. B. I. 386 f.) behandelt, doch weniger befriedigend, wie sie denn überhaupt noch der tieferen Begründung in unserer Zeit wartet. Vorläufig bitten wir, Marhein. Dogm. §. 258 und (zur Abwehr falscher Vorstellungen von Wirklichkeit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit u. s. w. des Bösen) Goeschel's *Hegel u. s. Zeit* 105 ff. zu vergleichen. — Der Vf. wundert sich über die Nichtaufnahme dieser Lehre z. B. bei Schleierm. in der Dogm., aber gegen die *gewöhnliche* Satansvorstellung (von der auch unser Vf. nicht abzugehen scheint) ist seine Kritik doch sehr schlagend. Gerade Schl. hat ja hier wie in andern Artikeln (Wunder, Weissagungen, Schöpfungslehre u. s. w.) das Unhaltbare der Vorstellungen des alten Dogmatismus am treffendsten gezeigt, und das ist eins seiner Hauptverdienste. — Das angeblich pract. Hauptmoment dieser Lehre endlich, was der Vf. hervorhebt, (387) „die Lösung der Räthsel der Selbstbeobachtung“, hat kein gutes Vorurtheil für sich; denn die App. selbst thun gerade an den eigentlich didactischen Hauptstellen über die *Sünde*, des Satans keine Erwähnung (Röm. 7. Jac. 1); so auch der Herr (Mth. 15, 18 ff.) nicht. — Uebrigens läßt die Erklärung von Mth. 8, 28 ff. natürlich auch beim Vf. viel zu wünschen übrig, was er selbst S. 292 anerkennt. — Sehr gefallen und überzeugt hat uns des Verfs. Darstellung von Mth. 9, 23 ff. Er zeigt sich hier eben so fern von falscher Wundersucht als von falscher Wunderscheu. Auch die Aufrichtigkeit, mit der der Vf. noch ungelöste Schwierigkeiten in der heil. Geschichte überall nicht verbirgt, sondern aufdeckt und gehörig würdigt, ist sehr zu loben. — Die Erklärung von Mth. 10 und 11 ist meist sehr hübsch, theilweise vortrefflich; s. bes. z. 11, 1 ff. Weniger gelungen ist c. 12, 1 ff., vollends bei v. 32 f. hat die Scheu des Vfs. vor näherem Eingehen auf

das Speculative der Lehre vom *Sohne* und *Geiste* der Tiefe der Auslegung geschadet; — doch erhalten wir auch so noch viel Gutes. — Die Erklärung der Parabeln Mth. 13 u. ö. haben wir schon früher besprochen. — I. 521 ff. verdient Beachtung und ist sehr geistvoll; auch machen wir aufmerksam auf 538 ff. — Von S. 569 beginnt die Auslegung des Reiseberichts Luc. 9, 51 ff., wir haben auf manches Treffliche darin schon oben hingewiesen. — Erquicklich ist die Behandlung von Mth. 19, 16 ff., wie auch von 15, 21 ff. (vgl. I. 494 ff.) — Weniger befriedigt hat uns die Beurtheilung der St. Mth. 20, 28. Warum sollte denn das *ψυχήν ὄναι* von dem *διανοῦσθαι* so gar nicht *unterschieden* sein? — Bei Mth. 21, 1 ff. verwirft auch der Verf. (mit Recht) die Annahme eines doppelten Einzuges Christi. — S. 772 f. verdient viel Berücksichtigung. — S. 770 kann *καρπὸς οὐκ ὄντων* nur heißen: „Zeit, in der die Feigen reifen“, nicht, wie der Vf. will, „(es war keine) gute Zeit für Feigen“ (d. h. die Feigenbäume hatten nicht getragen.) Der Artikel kann auch wegbleiben, wenn eine Ausdrucksweise schon *stehender* Terminus für die Sache geworden ist (fast oder ganz nom. propr.). So *Χρὸς* für *ὁ Χ.* und so auch bei uns. Wir halten übrigens die Schwierigkeit dieser St. für noch nicht genügend gelöst. — Nach S. 813 soll sogar der Ausdruck *ἀνάστασις ἐκ νεκρῶν* aus der Vorstellung herrühren, daß aus der Menge der *νεκροί* Einige früher auferstehen würden, als die Andern!! Ref. kann dem Vf. versichern, er bedeuete nichts weiter, als daß jeglicher Todte *in* und *aus* der Mitte aller übrigen Todten erstehen werde. Der Verf. aber hält ihn für *unerklärlich*, wenn man *seine* Erklärung nicht annehmen will. — S. 816 f. stehn feine Bemerkungen über die Benennung „Gott Abr. Js. und Jac.“ Mth. 22, 32. Eben so 819 ff. über die nächste Erzählung. — Mth. 23 — 25 übergehen wir, um nicht zu weitläufig zu werden; Manches daraus ist auch schon früher berührt worden. Bei c. 24 treten wir dem Vf. in der Hauptsache ganz bei und können im Ganzen seine Auslegung theilen. Vortrefflich ist besonders das S. 900 über v. 35 Gesagte. Vs. 28 wird doch wohl am leichtesten mit Hengstb. (Christol. II. 507) erklärt: wo *Sünde* ist, stellt sich auch *Strafe* ein. s. üb. d. Zushg. ebds. — Wo der Vf., wie eben hier, *mehrere* Auslegungen einer St. angiebt und recensirt, verfährt er stets nach seinem eignen, in der Vorr. p. XI. aufgestellten,

richtigen Anordnungsprinzip, und dadurch wird seine Darstellungsweise auch für diesen Fall so belehrend, faßlich und übersichtlich. Der Mangel einer solchen genetischen Methode macht sich jetzt, bei dem gesteigerten wissenschaftlichen Bedürfnis, in manchen sonst guten Büchern besonders fühlbar; so z. B. bei der gründlichen und gelehrten Arbeit Hengstenbgs. über den Zacharia, Christ. II. — Ueber den Johann. λόγος (II. 29 ff.) liest Ref. doch immer noch lieber Lücke als unsern Verf. und Tholuck. Die ~~W~~erklungen des Vfs. über die salomonische ~~Παροιμία~~ sind zu dürftig, und eine St. wie Prov. 30, 4 gilt nichts, wenn man sie nicht (wenigstens anmerkungsweise) erläutert und ihren Werth und Zusammenhang mit dem Ganzen der fraglichen Idee bestimmt. — Auch die Erläuterung von ~~τῶς~~ und ~~ὥς~~ befriedigt Ref. weniger, als er gehofft. — Bei Joh. 2, 18 ff. bestreitet der Vf. (wie Thol.) Lücke's Auffassung mit Unrecht. Auf sie führt auch Mrc. 14, 58. Dabei kann des Ap. Deutung immer bestehen; denn allerdings ist das Wort des Herrn mehrfacher Auslegung fähig, und der wahre Tempel ist eben der Leib des Herrn (— wieder in mehr als einem Sinne). — 3, 5. 6. wird S. 81 f. im Wesentlichen richtig ausgelegt, aber dann folgt S. 83 der — Ungedanke, daß statt ~~ἐξ ὕδατος γεννηθῆναι~~ auch stehen könnte ~~ἐκ ψυχῆς γενν.~~ Ein Pendant zu der obigen ~~οὐκ ἐνεμαρτυρή~~! — 3, 16 ff. wird als erklärender Zusatz des Evangelisten betrachtet; eben so v. 34 ff. — Ueber die Erklärung von Joh. 6 wäre viel zu sagen, wenn wir uns tiefer darauf einlassen dürften. Daß der Vf. hier Beziehungen auf die Idee des Abendmahls findet, ist gewiß vollkommen richtig. — S. 194 ff. und 204 ff. verdienen die Ausführungen üb. Joh. 8, 44 und über die Geschichte der Ehebrecherin Auszeichnung; auch die Auslegung von c. 11 enthält viel Treffendes und Gutes. — Den dritten Theil des Evang. (S. 262 ff.), soviel Schönes die Auslegung darin giebt, hier übergehend, wenden wir uns zur Leidens- und Auferstehungsgeschichte. Die Anordnung S. 366 ff. scheint uns richtig; und die Ausführung S. 368 ff. zweckmäßig. Hinsichtlich der schwierigen Vereinigung von Mth. 26, 17. mit Joh. 13, 1. u. s. w. schließt sich der Vf. ganz an Tholuck an, wie denn auch nach der trefflichen Auseinandersetzung, die dieser Gelehrte darüber (zu Joh. 13, 1) gegeben hat, vor der Hand kaum etwas Anderes übrig bleibt. Für misslungen wenigstens hält Ref. den neusten Combinations-

versuch von Rauch in den theol. Studien u. Kritiken. — Luc. 22, 24 ist in ~~τὸ τίς τῶν~~ das ~~τὸ~~ nicht Accus. absol. sondern Nom. wie ~~ἐκλογέναι~~. Der vollständige Sinn wäre: es entstand ein Streit (~~ἐπὶ τῷ τίς τῶν~~); und zwar ward in Streit gezogen (gleichsam: ~~ἐκλογέναι~~) ~~τὸ τίς τῶν~~ z. L. (S. 381.) — Hilbach ist Mth. 26, 23. erläutert S. 384 f.; und Luc. 22, 35 — 38. S. 392 — 95. — Unnütz quält sich der Vf. mit Mth. 26, 53; der Herr will nichts weiter sagen als: eure Hülfe ist überflüssig; bedürfte es überhaupt solcher, so kann (= könnte) ich sie mit voll' offen erbitten, und der Vater wird (= würde) sie mir sofort schaffen. Die (verführerischen) Indlic. ~~ὅτι οὐκ ἔστιν~~ u. ~~ὅτι οὐκ ἔστιν~~ scheinen den Vf. an dieser Auslegung irre gemacht zu haben, aber sie sind ihr (auch nach dem Sprachgebrauch) gar nicht im Wege: (Der Erlöser konnte ~~ὅτι οὐκ ἔστιν~~ sagen; ob er gleich es nicht in Stande war, nämlich nicht wollen konnte und durfte, weil der Vater nicht wollte und der Sohn nur that, was er den Vater thun sah.) — Joh. 18, 19 — 23 hält der Vf. nicht für parallel mit Mth. 26, 59 — 66; sondern für ein Privatverhör vor Annas; auch die Scene der Verleugnung des Petrus soll in Annas Hause vorgefallen sein und überhaupt Johannes die Synoptiker hier berichtigen und vervollständigen wollen, daher aber auch *weglassen*, was sie haben, z. B. das gerichtliche Verhör vor Kaiphas. So gut der Vf. das Empfehlende dieser Ansicht auseinandersetzt, so können wir doch nicht beistimmen; denn wie ist es möglich, das ~~ὁ~~ ~~ἀπεκρίθη~~ in Joh. vs. 15 ff. anders zu nehmen als dicht vorher in vs. 13 u. 14, wo es Kaiphas war? In solcher Willkür ginge ja alle Möglichkeit einer sichern Auslegung zu Grunde! Es muß daher, wenn man keinen Widerspruch der Evv. zugeben will, bei der von Tholuck befolgten Anordnung und Erklärung bleiben, die freilich auch ihr Schwieriges hat. — *Die Darstellung der Leidensgeschichte scheint dem Ref. die gelungenste Partik des 2. Bandes; sie ist durchweg lebensvoll und anschaulich; die Hauptpunkte des großen Gemäldes dieser Tage treten, in das rechte Licht gestellt, dem Lesen aufs klarste entgegen; und die Hauptfiguren derselben (Petrus, Judas, Pilatus u. s. f.) werden vortrefflich charakterisirt und nach ihrer Bedeutung im Ganzen gewürdigt.*

Ungern enthalten wir uns mal'her andern Bemerkung, die noch zu machen wäre (z. B. über die Einleitung zur Auferstehungsgeschichte 484 ff., die interessanten Gedanken des Vfs. zu Mth. 28, 20. S. 517 ff. und den ganzen soviel Treffliches darbietenden Comm. zur Ap. Gesch., wo

wir jedoch zu c. 7 die, wie uns scheint, gelungene Gedankenentwicklung in Neand. Gesch. d. apost. Zeit. I. 63 ff. zu vergleichen bitten), aber wir müssen schließen: Ref. kann es nicht, ohne nochmals, auch im Namen des wissenschaftlichen Publicums, für das viele hier geleistete Gute von Herzen zu danken; der edle, allem Besseren offen und zugängliche Vf. wird seinerseits gewiss auch die vom Ref. seinem innig verehrenden und in dankbarem Andenken haltenden Schüler, an diesem Orte gemachten Ausstellungen wohlwollend aufnehmen, und, sofern sie es verdienen sollten, seiner Beachtung würdigen. Möge nur Niemand sich durch unsern *Tadel* von der trefflichen Schrift abschrecken lassen! Alle Leser, zumal diejenigen, die der Sachen und ihrer Begriffe schon mächtig sind, werden hier überall fruchtbare Anregung und reichen Genuss finden. — Seit dem Erscheinen von Lücke's Commentar über die Johanneischen Schriften ist dem Ref. wenigstens durch kein exeget. Werk eine so kräftige und bleibende Anregung zu Theil geworden, wie durch das vorliegende. — Druck und Papier sind anständig.

Kleinert.

CXXXIII.

Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-äugenärztliche Institut der Universität zu Berlin abgestattet vom Director der genannten Anstalt Dr. Carl Ferdinand von Graefe. Nebst 2 Kupfertafeln. 1832. Sechzehnte Folge. Berlin, 1833. in Commission bei Duncker und Humblot. 39 S. in 4.

Der berühmte Verfasser stattet in vorliegenden Blättern einen kurzen Bericht ab über die Wirksamkeit eines Institutes, dem er selbst Glanz und Ruhm verliehen, das fast alljährlich an Umfang sowol, wie an Bedeutsamkeit gewinnt, in dem Einheimische wie Fremde aller Nationen theils den Grund zu ihrer chirurgischen Bildung legen, theils durch Belehrung eines der größten Meister an Sicherheit und Gewandheit zu ge-

winnen trachten. — Aus der Uebersicht ergibt sich, daß während des Jahres 1832 theils in ihren Wohnungen, theils im Hospitale 1623 Individuen therapeutisch behandelt wurden; unter welchen sich 1153 chirurgisch und 450 Augenkranke befanden. Begebensten im Ganzen 1237 und 14 starben; die übrigen sind theils in der Cur noch begriffen gewesen, theils von selbst weggeblieben u. s. w. Die Zahl der chirurgischen Operationen, die zum Theil durch Studierende vollzogen wurden, belief sich auf 868, die der wichtigeren ophthalmiatischen auf 69. — Von 225 Zuhörern, wovon denen 47 promovirte Aerzte, wurde die Anstalt besucht; 82 derselben practicirten, während die Uebrigen nur auskultirten. Außer einer Aufführung Derer, welche sich vorzugsweise auszeichneten, finden wir ein Namen-Verzeichniß sämtlicher Aerzte und Studierenden, welche im Jahre 1832 die Klinik besuchten; alsdann aber eine Uebersicht aller vorgekommenen Krankheitsfälle, so wie aller vorgenommenen Operationen, denen der Verfasser zum Theil recht interessante belehrende und erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat. Unter der Rubrik: „lehrreiche Ereignisse“ tritt uns zunächst ein ausführlicher Aufsatz über ein neues Ligaturwerkzeug und dessen Gebrauchsart entgegen. Ihm folgt eine kürzere Mittheilung über die *Aqua Binelli*, deren ungleiche Wirkung der Verfasser auf eine Ungleichheit in der Bereitungsweise schiebt, deren wirksamer Bestandtheil ein kürzlich von Reichenbach entdeckter, Creosot benannter Stoff zu sein scheint. Ein hieran sich schließendes Gutachten über die Torsion der Arterien, die bekanntlich von Amussat und Thierry statt der Unterbindung vorgeschlagen ward, fällt nicht eben günstig für diese Operationsmethode aus, die die Nachtheile größerer Schmerzen und eines bedeutenden Zeitverlustes, sowie die Gefahr einer *Arteritis* in ihrem Gefolge hat. Was aus einer andern Notiz hervorgeht, verdient das schwefelsaure Chinin die ihm gewordene Empfehlung bei der gefährlichen *Febris intermittens traumatica maligna*. — Versuche, die mit der Cocosnußöl-Seife angestellt sind, bewiesen ihre Wirksamkeit gegen trockene Flechten, Sprödigkeit der Gesichtshaut und Comedonen. — Die zwei dem Werkchen beigegebenen Kupfertafeln erläutern die Construction und Applicationsweise des neuen Ligaturapparates.

December 1833.

CXXXIV.

George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation, Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Greifswald. Mit einem Bilde Georgs von Frundsberg. Hamburg bei Fr. Perthes. 1833.

Der Verf. vorliegender Biographie und geschichtlichen Darstellung, aus einer guten und gründlichen Schule hervorgegangen, ist uns bereits kein Fremdling mehr. Zwei Werke von vorzüglichem Inhalt und in geschmackvollem, anziehendem Style geschrieben, „Johann von Werth“ und „der Römerzug K. Heinrichs VII. von Lützelburg“ haben seine historiographische Meisterschaft rühmlich bewährt. Seine Neigung, hauptsächlich solchen Materien Aufmerksamkeit, Forschung und Behandlung zuzuwenden, welche von den Geschichtsbearbeitern bis dahin mehr oder minder vernachlässigt worden, und welche bei reichem inneren Stoffe an und für sich selbst, überdies noch leicht vaterländische Gefühle wecken und Erinnerungen an kraftvolle, markige Charaktere der Vorzeit zurückrufen, führte ihn glücklicherweise auf einen neuen Gegenstand von allgemeinem Interesse für jeden, dem deutscher Heldennachruhm, deutscher Erfindungsgeist und deutsche Manneskraft in dem gegenwärtigen Zustande allgemeiner und systematischer Verflachung unserer Nationalität, auch in ihren letzten Ueberresten, nicht ganz gleichgültig geworden sind. Der Verf. hat verschiedene Worte in der Vorrede zu seinem neuesten Buche dem Ref. aus der Seele genommen und Saiten berührt, welche sicher noch immer noch großen Anklang finden im Publikum, wenigstens bei einem großen Theile desselben, da es Gott sei Dank, immer noch sehr viele „Liebhaber alt-

fränkischer Studien“ giebt; so viele Mühe man auch anwendet, den Maassstab alles Würdigen und Grossen ausnehmend ausschliesslich bei den Fremden zu holen, und seitdem Deutsch sein wollen, vielen *Patrioten* gegenüber, für eine Schande gilt. Auch die Idee, G. von Frundsberg's Leben zu bearbeiten, theilte Ref. mit Hrn. Barthold seit Jahren schon; doch hielten andre, dringendere Arbeiten ihn jederzeit davon ab. Die Lesewelt wird es dem Vf. nur danken, zugekommen zu sein, und auf so genügende Weise einen langgehegten Wunsch ausgeführt zu sehen. Der grosse Kriegsheld von Mindelheim hat einen seiner vollkommen würdigen Biographen gefunden, und wir beileben uns, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme die Hauptparthieen des vor Kurzem erschienenen Werkes zu durchgehen und, da wir selbst mit dem Inhalte und den Quellen früher uns mehrfach beschäftigt haben, einige Bemerkungen beizufügen, wo wir sie als dem Interesse der Sache dienlich erachten — ohne alle Absicht und Anmaassung und ohne irgend eine Präjudiz für Hrn. Barthold.

Der Vf. hat einige gute Vorarbeiter gehabt, deren er auch in seiner Vorrede ehrenvoll gedenkt. Der erste und älteste, mit reichen Materialien ausgestattet, welche von allen Beschreibern jenes Zeitraums in kriegsgeschichtlicher Beziehung benutzt worden, ist wohl der sächsische A. Reissner; mit seiner ungestümen und weitläufigen *Historia Hrn. Georgen und Hrn. Kasparn von Frundsberg, Vatters und Sohne* n. s. w., welcher in der Vorrede nicht, wohl aber später oftmal erwähnt worden ist. Unter den neueren hebt Hr. B. mit Recht vorzüglich die Biographien Frundsbergs von Hermayr im österr. Plutarch und von von Woltmann (im II. B. der 6. Lieferung a. sämtlichen Werke) hervor; beide sind in ihrem wahren Werthe geschildert; Woltmann vor Allen verstand es, nach dem Leben, mit Geschmack und Geist zu mahlen, so wie er auch auf die gleiche Weise verläumdern konnte, wo es ihm darum zu thun

war. Die wichtigsten Nachrichten und die mehr kritischen Mittheilungen muß man jedoch bei den Darstellern der italienischen und französischen Kriege, bei Fleuranges, Bellay Guicciardini, Paul Jovius, Brantôme, Coedini, Gaillard, Garnier u. s. w. und in den Biographien mehrerer G. v. F. befreundeten Ritter und Streitgenossen suchen. Höchlich zu bedauern ist nur, daß der Verf. nicht auch *handschriftliche Quellen in Süddeutschland* sich zu verschaffen gesucht hat; die Archive mehrerer edlen schwäbischen Häuser, zumal der *Berlichingen, Gemmingen, Venningen* u. a. enthalten noch sehr vieles, und mehrere der jetzigen Besitzer, Männer durch Geist und Gesinnung ausgezeichnet, von welchen wir selbst mehrere darüber besprochen, würden nicht gesäumt haben, nach Kräften beizusteuern. Wir wundern uns deshalb, daß kein öffentlicher Aufruf von seiner Seite erfolgt ist. Die wichtigste Notiz aber, die wir mittheilen können, wird wohl für ihn sein, daß sich eine *ungedruckte Selbstbiographie* von Georg von Frundsberg vorfindet. Wir kennen die Thatsache aus dem Munde eines Freundes, der das Manuscript selbst (im J. 1821) eingesehen und das Versprechen mir gegeben hatte, eine Abschrift davon zu verschaffen. Leider ist dieser Freund für Griechenlands Freiheit kämpfend bei Peta gefallen, aber wir werden keine Mühe sparen, den Namen des herrschaftlichen Schlosses, der uns entfallen (wenn es anders Mindelheim selber nicht ist), auszumitteln und zugleich die Wege und Mittel, des kostbaren Schatzes, dessen Werth vielleicht dem Hüter oder Eigenthümer selbst bisher unbekannt geblieben, habhaft zu werden. Leider allzu viele Beispiele von Gewissenlosigkeit oder Dummheit, womit man solche Dinge aufzubewahren pflegt, (wir wollen bloß der merkwürdigen Vertheilung der Bände des kostbaren Zimmern'schen Manuscriptes erwähnen) sind uns binnen 10 Jahren kund geworden, als daß wir so bald die Hoffnung für die Vindizirung des Besprochenen, im Interesse vaterländischer Geschichte, aufgeben sollten. Die kaiserliche Bibliothek in Wien, die Centralbibliothek in München und die öffentliche in Stuttgart (an Materialien solchen Inhalts überreich) dürften nicht minder allerlei Ausbeute gewähren, wenn mit gehöriger Umsicht und Sorgfalt nachgesehen würde. Auch ist Ref. einer höchst bedeutenden französischen Bibliothek von mehr als 30,000 Handschriften auf der Spur, worin von und über G. von Frundsberg eine Menge Briefe

und Aktenstücke (laut dem von ihm in den Niederlanden eingesehenen, dem Besitzer der Bibliothek selbst mangelnden Kataloge) vorfindlich sind. Der Verf. hat zwar die Lebensschicksale und die Thaten Frundsbergs vorzugsweise sich zur Aufgabe gestellt, aber dabei, wie der Titel selbst es schon dargiebt, die Schilderung des deutschen Kriegswesens im Allgemeinen, zur Zeit des Uebergangs von der alten zur modernen Art, mit aufgenommen und zugleich werden die Charakteristiken und die Thaten verschiedener andern hervorragender Gestalten, wie Sebastian Schärclin, Götz von Berlichingen, der Brüder Ems, F. von Sickingen u. s. w. theilweise mit eingereiht. In jedem Fall ist durch Hrn. B. ein wichtiger Theil der *Geschichte des deutschen Adels* zur Zeit der Reformation, dem eine Bearbeitung, wie die von Hüllmann über die Städte u. s. w. und von Sartorius über die Hanza, bisher noch fehlte, nämlich die *militär-historische strategische*, auf genügende Weise behandelt worden. Es fehlt nun aber noch der *kultur- und litterar-historische*, der *politische* und der *reformationistische*. Der deutsche Adel, seit langer Zeit von seichten Schwätzern und politischem Fanatikern allzu oberflächlich abgefertigt, nimmt einen zu bedeutenden Theil der Reformationsperiode ein, als daß man ihm nicht ein genaueres Augenmerk und gediegene Forschungen widmen sollte; aber diese Periode muß nicht erst von Luthers Auftreten, sondern schon vom Wiederaufblühen der Wissenschaften an, bis zum völligen Ruin der politischen Macht des Standes mit Wilhelm von Grumbachs Sturze, begonnen und durchgeführt werden.

Im vorliegenden Werke hat der Verf. zuerst das deutsche Kriegswesen unter Maximilian I. und den Unterschied zwischen dem dienstpflichtigen und dem Soldritter zu Ende des 15. Jahrhunderts entwickelt. Die französischen Banden (neben Ban und Arrière-Ban), die deutschen Freireiter, die italienischen Condottieri, die belgischen und englischen Brabanzonen, endlich die Gildionieri, und eine Menge andern wüsten Gesinde macht geregelteren Haufen Platz; das neuerfundene Feuergewehr verdrang die Stahlrüstungen mit ihren plumpen Waffen. Die größte Revolution bereitet sich aber ganz besonders im langen Streite der Häuser Valois und Habsburg vor. Die Schweizer und die Landknechte, abwechselnd auf beiden Seiten dienend, spielen fortan die entscheidende Rolle. Mit Recht hat Hr. B. den groben Irrthum bemerkt, den Namen „Landknecht“

ten" vom Gebrauche der Lanzen abzuleiten, da er doch den Sinn hatte, daß die im Kriege Dienenden *Volk vom Lande* seien; daher die Uebersetzung Landgerl abgeschmackt. Daß die Franzosen ihn in Lansquenets veränderten, ist bekannt.

Mit warmem Patriotismus wird die neue Schöpfung Maximilians beschrieben, wie die Waffen nunmehr den bis dahin verschmähten Bürgern und Bauern anvertraut worden, und die deutschen Fußgänger mit den französischen *Hommes d'armes* fröhlich und streitkühn sich gemessen. In demselben Jahre, wo die Wehr deutschen Reiches dem Adel also entrissen worden, feierte die Ritterschaft der vier Nationen (der schwäbischen, fränkischen, bairischen und rheinischen) ihr letztes allgemeines Turnier. Der Kaiser trug, durch die Art und Weise, wie er den Landsknechten Achtung und Neigung zu erkennen gab, nicht wenig zur unverhältnißmäßigen Vermehrung ihrer Zahl bei, sie überschwemmten bald alle Länder und schlugen ihre Schlachten. Im Schwabenkriege mußten sie zwar, den bisher unüberwindlichen Schweizern gegenüber, ein theures Lehrgeld bezahlen; aber Marignano sah ihre Kraft entwickeln und endete den Zauberglauben an das unzerstörbare Kriegsglück der so lange Zeit furchtbaren Eidgenossen. Dagegen kam die Furcht vor dem *furor tedesco* auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXXXV.

Abendstunden, herausgegeben von Dr. Franz Thoremin. Berlin, 1833. Verlag von Duncker und Humblot. 194 S. kl. 8.

Bei diesem kleinen Buche, worin ein angesehener Theolog und Kanzelredner für seine Mittheilungen die Form heitrrer Kunst gewählt hat, mögen uns zuvörderst einige allgemeine Bemerkungen erlaubt sein.

Die tiefsten und heiligsten Wahrheiten, welche den Geist ergreifen und das Gemüth erfüllen, bedürfen ganz gewiß keines Schmuckes, wie ihn die Kunst aus ihren reichen Schatzkammern allem Erscheinenden darbietet. Die höchsten Ergebnisse des Denkens, die reinsten Ueberzeugungen der Religion, wirken unmittelbar durch ihr eigenstes Wesen, ohne Beimischung künstlichen Vortrags, der das einfache starke Licht durch die Mannigfaltigkeit bunter Farben in vielen Fällen sogar verdunkeln würde. Die Kunst hinwieder weiß jene Wahrheiten, mit denen sie im tiefsten Einverständnisse lebt, eben so wenig für sich als Schmuck und Hülfe zu benutzen; und ein Bund der Kirche mit den Künsten, den man zu solchem Behufe

wechselseitigen Leistens oft genug verkehrterweise hat schließen wollen, ist immer ein unfruchtbarer geblieben. Doch wird eine Vereinigung beider Gebiete deshalb nicht entbehrt, sondern nur in andrer Art, als jener aushülfslichen, bewirkt, indem keines derselben sich an das andre veräußert, sondern beide selbstständig in dem reinsten menschlichen Antriebe zusammenfließen. Der Weise, der ein Künstler, der Fromme, der ein Dichter ist, wie sollten sie, ihrem höchsten Berufe folgend, aufhören diese Begabten zu sein? wie dürften sie jemals diese edlen Gaben verwerfen oder verläugnen, ohne das ganze Gewebe der ihnen verliehenen Eigenschaften zu zerreißen? Wo diese Gaben wahrhaft vorhanden sind, da müssen sie den Geist überall begleiten, und es wird immer ein erfreuender Anblick sein, die höchste Bildung der Kunst, die Anmuth und Lieblichkeit des Vortrags, den Zauber der Poesie, sich den schmucklosen Ergebnissen der Wissenschaft und der Religion anschmiegen, diese zu jenen einkehren zu sehen. Auf beiden Seiten bleibt das Wesen dabei unverändert, und die Verbindung ist nur in der persönlichen Begabung, ohne auf die Sachen selbst überzugehen.

An solchen glücklichen Talenten hat es niemals gefehlt, und wie im Alterthum die philosophische, so ist in neuerer Zeit die religiöse Wahrheit öfters in schönem Kunstgebilde aufgetreten. Sehen wir jedoch näher an, was besonders die spätere Zeit bisher in dieser Richtung geleistet hat, so fällt uns sehr auf, daß der eben bezeichnete Verein sich im protestantischen Bereiche noch selten, und im Ganzen auf einer minderen Stufe zeigt, als im katholischen. Eine kleine Auswahl von geistlichen Liedern, und eine vielleicht nicht stärkere von Predigten, abgerechnet, steht die dichterische und rednerische Bildung in jedem Gebiete sehr zurück, und auch das Beste davon dürfte schwerlich die Lieder eines Spee und Angelus oder die Reden eines Bessuget und Massillon übertreffen. Der Messias von Klopstock ist bei großen Schönheiten des Einzelnen im Ganzen ein verfehltes Werk. Von andern poetischen Gestaltungen der Frömmigkeit läßt sich auch das Einzelne nicht rühmen. Spätere Schriften über Religion, mit großem Anspruch an rhetorisches Verdienst abgefaßt, tragen grade dessen Mangel zur Schau, und christliche Gegenstände platonisch zu dialogisiren ist bisher auch nur immer mißrathen.

Um so erfreulicher erscheint nun dieses kleine Buch, von dessen Verfasser man mit Recht sagen kann, daß er den ächten Künstlerberuf in sich trägt, wie denn auch seine mannigfachen Schriften bisher seine Dichter- und Rednergabe vielseitig dargelegt haben. Der Inhalt theilt sich in drei Abschnitte, von welchen der erste, „der Kirchhof“ überschrieben, aus einer Reihe von Gedichten besteht, die bei sehr wechselnder Form in derselben Gemüthsstimmung und Gedankenrichtung verweilen. Ein wehmüthiger Schmerz und ein inniges Vertrauen athmen in dieser Poesie, die in den schönsten und klarsten Bildern sich bewegt; und besonders in den Sonetten ist ein melodisches Auf- und Niedergewogen, wie es der Hauch Petrarca's selber nicht schöner erregen könnte; die schwierige poetische Form erscheint hier nur als der natürliche Ausdruck der in frommer Liebe em-

porgeschwungenen Seele. Den Empfindungen zarter Innigkeit und treuer Sehnsucht gesellen sich auch wohl Gefühle erhabenen Schmerzes und Unwillens, wie in folgendem Sonett, das wir als Probe hier einrücken:

*„Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stummt den Finger an die Lippen drückt,
Daß alle Blumen von dem Rasen pflückt,
Und welken läßt die trauernden Cypressen.
Ihr meint, daß wir auch noch Thränen flüssen,
Daß die noch weinten, die ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, ihr Todten! Neue Lieb' entzückt
Die schwachen Herzen, die ihr einst besessen.
Wohlan, so laßt uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.
Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein jeder, der gestorben,
Und Er ist der Vergessene von Allen.“ —*

Auf diese Gedichte folgen „drei Gespräche“, worin die sinnige Kunst des Verfassers sich auch auf diesem bisher so wenig, und fast immer unglücklich; angebauten Felde des Dialogs im größten Vortheil zeigt. Sie sind von sehr verschiedenem Inhalt und Ton. In dem ersten wird das Erwachen eines Verstorbenen in den Gefilden des Himmels und sein steigendes Gewahrwerden des neuen Ortes und Zustandes dargestellt. Jedermann sieht das Bedenkliche einer solchen Schilderung ein, wobei der Einbildungskraft ein reiches und gleichwohl nicht überfülltes Bild zu geben ist, das ihr weithin zur Thätigkeit Anreiz und doch zugleich Beruhigung geben muß, das besonders aber den reingestig christlichen Charakter nicht verläugnen, noch diesen unter sinnlicher Fülle verdecken darf. Das Bedenkliche wird zum Wagniß, wenn die Ausführung in schlichter Prosa, und so zu sagen im Tone einer stillen Lebensscene geschehen soll. Diese Aufgabe nun ist hier mit großer Meisterschaft behandelt, und zu dieser rechnen wir auch den Takt und das Maß, mit denen zu rechter Zeit abgebrochen wird. Aus ganz einfachen, ja gewöhnlichen Zügen entwickelt sich eine geistige Wendung, der eine schmerzstillende Süßigkeit entquillt, und die das Gespräch eröffnende, vielleicht von manchem Leser belächelte Frage: „Du hast gut geschlafen?“ führt unvermerkt zu schauerlich ergreifenden Andeutungen, deren Bild man zerbrechen kann, ohne den Eindruck, den es gegeben hat, zu verlieren. Das zweite Gespräch: „die geistliche Beredsamkeit,“ verhüllt seinen tiefen Gehalt in einem fast scherzhaften Gewande, das aber in der Verhandlung selbst mehr und mehr zerrissen wird, und abfällt, um wichtige Wahrheiten in klarer Gestalt erschauen zu lassen. Der Verfasser bewegt sich in diesem Gespräche mit vollkommener Freiheit und Leichtigkeit, und wenn er größere Stoffe ausführlich in dieser Art durcharbeiten wollte, so wäre ihm ein Erfolg zu versprechen, der unter uns Deutschen noch niemanden, bei unsern französischen Nachbarn vielleicht nur El-

nem, den wir aber hier nicht gerade nennen mögen, zu Theil geworden ist. Lebhaftes Laune ist auch in dem dritten Gespräch: „der Ritter von der traurigen Gestalt,“ doch scheint uns dieses weniger gelungen, und der Grundgedanke mit der humoristischen Begleitung in einigem Mifstone geblieben.

Die dritte Abtheilung, fast die Hälfte der ganzen Schrift, ist ein Versuch: „von dem Wesen der mystischen Theologie.“ In diesem Aufsätze verläßt der Verfasser die Form des eigentlichen Kunstgebildes, und spricht im schlichten Vortrag der erörternden Untersuchung. Das Verdienst seiner Künstlerschaft zeigt sich aber auch hier in der klaren Besonnenheit, mit der er, ohne rednerische Erhebung und Abschweifung, aber gleichwohl mit innerer Wärme, seinen Weg forschend dahinschreitet, und bei jedem Schritte das Ziel fest im Auge behält. Er nimmt in der Theologie eine dreifache Richtung an, die historische, die philosophische und die mystische, deren jede ihren eigenen Grund haben, und neben den andern wirksam bestehen, ja ihnen zur Vervollständigung dienen soll. Nachdem er die Grenzen einer jeden dieser Richtungen bestimmt, wobei doch der philosophischen, wie uns dünkt, ihr Standpunkt nicht ganz nach Gebühr geworden, untersucht er näher das Wesen der mystischen Theologie, für welche er den besser bezeichnenden Namen „Theologie der unmittelbaren Anschauung“ vorschlägt, sonder deren Abwege und Verirrungen von der graden und sichern Bahn, auf welcher Johann Gerson und Fenelon gewandelt, und zeigt, daß diese mit den Wegen der historischen und philosophischen Theologie in völliger Uebereinstimmung zu denselben Zielen gelangt, und ihr Dasein auch den beiden andern Richtungen hilfreich, ja in gewissem Sinn unentbehrlich ist. Die wissenschaftliche Prüfung dieser Begriffe, wie sie der Verfasser festgestellt hat, und die Erörterung dieses Gegenstandes überhaupt kann in dieser Anzeige keinen Raum finden. Wir wollen hier nur dem Verfasser zum Ruhme bemerken, daß seine Anerkennung einer philosophischen Religionswissenschaft und seine Vertheidigung der mystischen Theologie ihn vor vielen heutigen Theologen auszeichnen, die sich in beschränkteren, für jede freie Umsicht verschlossenen Standpunkten sicherer wähnen! Der ganze Aufsatz ist übrigens in friedlichem Geiste zur Versöhnung und zur Vereinigung geschrieben, und der Verfasser bekennt in der Vorrede, daß, wenn er bei diesem Gegenstande, über den so wenig feststehe, geirrt habe, er gern eines Bessern sich belehrt sehen werde.

Die ganze Stimmung dieser *Abendstunden*, der Zug gemeinsamer Gedanken und Empfindungen, der sich durch die verschiedenen Aufsätze windet, die geistig milde Anregung, die über dem Ganzen schwebt, alles dieses muß der Hoffnung des Verfassers, „daß auch nach Absonderung dessen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, etwas allgemein Lehrreiches und vielleicht Erbauliches übrig bleiben werde,“ zur besten Gewähr sein, und sie wird sich gewiß reichlich erfüllt sehen. —

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

December 1833.

*George von Frundsberg, oder das deutsche
Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation.
Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold.*

(Fortsetzung.)

Mehrere Kapitel beschäftigen sich mit der Organisation des neuen Kriegswesens, oder dem Institute der Landsknechte; mit der Aufrichtung oder Verbauung des Regiments, der Musterung, dem Artikelbriefe und den verschiedenen Aemtern, den hohen sowohl, als den niederen. Der Obrist, (in ziemlich unabhängiger Stellung zum resp. Kriegsfürsten und nur dem General-Obristen über das sämmtliche deutsche Fußvolk, sowie dem General-Feld-Obristen untergeordnet) der Schultheiß oder Justizamtmann, der Profos und der Hurenweibel, der Feldweibel und der Landsknecht selbst treten hinter einander auf. Leonhard Fronspergers, kaiserl. Provisionars zu Ulm, schätzbares, wenn auch ungeheuer weilläufiges Werk: „von Kaiserl. Kriegsrath, Malefiz und Schuldhändeln, Ordnung und Regiment“ u. s. w. ist die Hauptquelle, woraus Hr. B. geschöpft; dabei benutzte er jedoch manch' treffliche Winke aus Lebensbeschreibungen deutscher und französischer Ritter und Kriegshäupter, so wie mehrere Kriegsgeschichtschreiber mit. Einen charakteristischen Zug liefert die aristokratische Geringschätzung des Ritters Bayard gegen das schlechte deutsche Fußvolk. Es liegt etwas von Junkerhoffahrt auch in dieser sonst so edlen und kraftvollen Natur, jene überzeitige Chevalerie, welche noch zu Ende des 16. Jahrhunderts ihre politische Unbrauchbarkeit dargethan hat. Die Rechtsverfassung und Auflösung des Regiments, das Recht mit den langen Spiessen, die Vereinigung mehrerer Kriegswürden, die Fechtart, die Frömmigkeit, das Kostüm und die Gesangliebe der Landsknechte reihen sofort den früheren Kapiteln sich an; das anziehendste darin ist unstreitig die Porträtirung des äußern Wesens und

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

Treibens, sowie die Poesie der Landsknechte. Gewiss finden sich in der kaiserl. Handschriftenbibliothek zu Wien; woraus Hr. G. Leon früher mancherlei mitgetheilt hat, sowie in mehreren ungedruckten Schweizerchroniken, wo die wechselseitige Ironie und der Haß des schweizerischen und deutschen Fußvolkes bitter genug gegen einander spielt, noch viele solcher poetischen Reliquien, die man nur zu suchen und zu sammeln braucht. Es wäre Jammer Schade, daß das Lied: „Franz Sickingen das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut“ u. a. w. nicht mehr aufzutreiben sein sollte. Gewiss ist es zu Wien selbst noch vorfindlich, wenigstens von einer spätern Hand aufgezeichnet; denn natürlich läßt sich nicht annehmen, daß man Lieder, welche in aller Zeitgenossen Munde waren, damals gedruckt wurden, außer vielleicht in der ersten Zeit, ehe sie allgemein bekannt geworden. In Prof. Wolff's Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen findet sich einige neue Ausbeute, die Hrn. B. vielleicht entgangen ist; aber es bleibt immer noch vieles nachzutragen, und wir werden in einer ausführlicheren Beurtheilung jenes Werkes das Zweckmäßige diesfalls anzudeuten versuchen. Auch die holländischen und friesischen Kriegelieder dürfen nicht übersehen werden. Sie streifen oft sehr nahe an die oberdeutschen, so wie die Soldschaaren sich untereinander mischten; man trifft in flämischem Idiom liebe, alte Bekannte, Uebersetzungen, Uebersetzungen. Eine Art landsknechtischer Poesie erhielt sich im Niederlande bis über das Ende des langen Freiheitskrieges hinaus, und es sollen davon an geeignetem Orte Proben folgen, welche dies darthun werden. Eine Zusammenstellung der oberdeutschen, schweizerischen, plattdeutschen, dithmarschen, flämischen, holländischen und friesischen Kriegelieder, mit biographischen Nachrichten über ihre Verfasser dürfte sicher als eine höchst verdienstliche und zugleich angenehme Arbeit sich ausstellen. Man denke nur an Isenhofer von Waldshut

und Velt Weber, an Hans Viol und Halb-Suter von Luzern u. s. w. Ueber die meisten schweizerischen und viele holländischen besitzen wir selbst schon manche Materialien; aber Zeit und Geduld, Korrespondenz und Geld gehören freilich gleich sehr dazu, um die Aufgabe würdig zu lösen, und Deutschland ist nicht das Land, wo dermal solche Dinge besonders begünstigt werden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Verf. zurück, welcher mehrere Klag- und Lobelieder, auf G. von Frundsberg bezüglich, probweise mitgetheilt hat. Er kommt nun auf die herrschenden Laster und auf die Ausartung des Institutes der Landsknechte zu sprechen. Vor allem wird der entsetzlichen Wildheit des Kriegsverfahrens in Feindes, bisweilen auch in Freundes Land, und der vielen empörenden, oft ganz unnützen Verwüstungen gedacht, wodurch sich die Landsknechte und ihre Häupter auf schauervolle Weise verewigt. Selbst G. von Frundsberg, der doch genaue und strenge Zucht hielt, konnte nicht immer wehren. Bald war es National-, bald Religionshals, der den Mordstahl leitete und die Brandsackel in die Hand gab. Besonders stellt er in dieser Beziehung Graf Wilhelm von Fürstenberg voran, welchem die Franzosen noch lange Zeit wegen Vitri le brûlé Flüche nachriefen, und welchen sowohl die Königin Marguerite von Navarra, als der Hr. v. Brantôme ziemlich stark mitgenommen haben. Gerne hätten wir gewünscht, daß Hr. B. den II. Band unserer „*Geschichte des Hauses Fürstenberg*“ (welches Werk bisher in den meisten krit. Journalen nur leichtweg behandelt worden ist, aus Unkunde der vielen mühesamen Forschungen und der Zusammenstellung aus meistentheils handschriftlichen Quellen) eingesehen haben möchte, er hätte dann sowohl das Märchen von der Vergiftung Königs Franz I. durch jenen Wilhelm, als dessen französische Dienste und sein Verhältniß zum Hof und zu den deutschen Landsknechten umständlich beleuchtet gefunden. Eben daselbst ist auch Sebastian Vogelsberger von minder vortheilhafter Seite, als der Verf. und viele andere ihn genommen, aber ganz nach vorhandenen Quellen, die getreulich angegeben sind, dargestellt und auf die Nemesis hingewiesen, welche ihn für frühere Perfidien, freilich mit milderem Grunde bei der Sache selbst, weshalb er den Kopf verloren, aber immerhin für falsches zweideutiges Wesen und Untreue an Kaiser und Nation, erreichte.

Außer dem Landverwüsten und Gelderpressen, dem Martern und Quälen armer Leutè, welche den Krieg ohnehin schwer genug fühlten, kam noch die Spielwuth und Trunksucht der Landsknechte hinzu, um sie zu nichts weniger, als liebenswürdigen und wohlfeilen Gästen dem Boden zu machen, welchen sie betreten. Die Strenge des kaiserlichen Abrufungsmandats reichte nicht immer hin, um dem Unwesen der gartenden Knechte zu wehren. Ueberdies hatte die Leichtigkeit, womit die Landsknechte geworben werden konnten, zur traurigen Folge, daß die Kriege beträchtlich sich mehrten, und da man schneller sie endigte, auch einen räuberischeren und grausameren Charakter annahmen.

Eine schätzbare Untersuchung ist im 7ten Kapitel über den Untergang der alten Ritterschaft, über die Stiftung der französischen Hommes d'Armes, über die neue deutsche Reiterei, über die Ausbildung der französischen Cavallerie und über die Bildung der neuen Artillerie angestellt. Der Patriot muß mehr als einmal erröthen, wenn er von den vielen Regimenten deutscher Reiter in Frankreichs Solde liest, welche, zumal seit die allchristlichsten Könige in die Religionswirren unserer Nation sich einmischten, unterhalten, und, von französischen Feldherren größtentheils unabhängig, unter unmittelbaren Befehlen des Hofes und des Kriegsministeriums standen. Es waren, wenn wir die französische Kriegsgeschichte gründlicher studiren, *Deutsche*, welche ganz hauptsächlich dem Heerwesen des erbfeindlichen Volkes zu jener furchtbaren Kraft verhelfen, welche unser Vaterland um Macht, Sieg und Ruhm und endlich um Selbstständigkeit und Nationalität gebracht hat. Am Schlusse der wichtigen Abhandlung beschäftigt sich Hr. B. noch mit der Bildung deutscher Geschützkunst *in specie*; er stellt Parallelen an zwischen der alten und neuen, durchgeht die verschiedenen Gattungen des Geschützes und ihres Gebrauches; endlich entwickelt er die Nothwendigkeit, welche die Staaten nach und nach zwang, in das neue System einzugehen.

Mit dieser allgemeinen Abhandlung endigt das I. Buch. Das II. enthält nun *die Thaten der Hauptleute und die Geschichte Georgs von Frundsberg* bis zum Kriege von Pavia 1524. Die Hohen Ems eröffnen den Reih'en; sie strahlen den meisten schwäbischen Namen an Tapferkeit, Kühnheit, Treue und Selbstaufop-

serung voran, und mit Recht hat auch Ulrichs v. Hutten Muse ihnen ein Denkmal gesetzt. Nach ihnen wird der Frundsberger Abkunft (entweder von einem bayerischen, oder tyrolischen, oder schweizerischen Schlosse) und seine Geburt (24. Septbr. 1473) angezeigt. Die Jugendgeschichte hat allerlei humoristische Einzelheiten und zieht sich auch durch jene Götzens von Berlichingen hindurch. *) Gemeinsame Abenteuer legten den Grund zu einer innigen und stets dauernden Freundschaft. Nachmals arbeitete Hr. Jörg mit dem Kaiser gemeinschaftlich am neuen Kriegswesen; auſser der ritterlichen hatte er auch einigermassen wissenschaftliche Bildung genossen. Seine ersten Kriegsthaten fallen in's J. 1510 und 1511 während des Feldzuges wider Venedig. Vom Ende 1511 bis zur Ravennaschlacht 1512 beginnt der groſse Wettstreit deutschen Kriegsvölkes mit Gaston de Foix (Nemours) und den Franzosen und der Heldenlauf der Anhalt, Ems, Lichtenstein und Frundsberg; mehrere Scenen sind mit Lebendigkeit erzählt und gehören zu den vorzüglicheren im Buche; es ist hier auch die erste gründliche Darstellung der bedeutsamen und hochtragischen Ereignisse jener Periode, welche die Liga von Cambray herbeigeführt.

Nummehr folgt Frundsbergs Wirksamkeit vor Hohen Krähen, welches Raubschloß durch den schwäbischen Bund zerstört wurde. Die verschiedenen Lieder auf diese Begebenheit, welche noch lange im Volke fortlebte, und von denen Hr. Wolff einige in seiner Sammlung mitgetheilt hat, sind dem Verf. entgangen. Schätzbare Nachrichten darüber liefert auch Walchner in seiner Geschichte der Stadt Ratolpzell, so wie die von Konstanz; viele andere sind noch im Königlichen Staatsarchive zu Stuttgart, in ungedruckten Chroniken und Geschichten von Württemberg, im Fürstl. Fürstenbergischen Archive zu Donaueschingen und einige Notizen in Münch's Gesch. von Fürstenberg II. zu finden. Die Schlacht bei Vicenza und die Belagerung von Verona im J. 1513 verschafften G. v. F. neue Lorbeeren.

Bis dahin hatte Hr. Jörg mit fröhlichem Muthe und

ohne innere Entzweiung wider auswärtige Feinde gestritten; nun kamen aber immer mehr und mehr innere, politische und religiöse, Wirren, welche den Zweifel in seine Seele warfen, und ihn mit vielen alten Freunden, Gönnern und Streitgenossen in Zerwürfniß brachten.

(Der Beschluß folgt.)

CXXXVI.

Die letzten Dinge des röm. Catholicismus in Deutschland. Von F. W. Carové, D. ph. u. Lic. en droit. Leipzig, 1832. 364 pp.

Eigentlich nur ein Wiederabdruck mehrerer (in diesen Jahrbüchern, den neuest. theol. Annal. und der allg. KZtg. erschienenen) Recensionen und Aufsätze, die der Hr. Vf. unter obigem Titel zusammengestellt, weil sie Schriften betreffen, welche factisch beweisen sollen, daß die römische Kirche von dem Geiste der Zeit zu Grabe getragen werde. Neu jedoch ist die vorangeschickte „Einleitung“ (p. 1 — 140), welche I) eine kurze Uebersicht der Geschichte der röm. kath. Kirche giebt (p. 1 — 20), II) die Principien darstellt, worauf ihre Verfassung beruht (p. 20 — 25), III) nachweist, daß auch die neusten päpstl. Verordnungen jene Principien festhalten (p. 25 — 44); sodann aber IV) ausführlicher zu entwickeln sucht, wie sowohl die jetzige Verfassung der röm. kath. Staaten Deutschlands, in kirchlicher wie in politischer Hinsicht, als auch die moderne kath. Bildung und Wissenschaft direct und indirect jene Principien negirt (p. 44 — 118); endlich V) auf 2 Erscheinungen der neusten Zeit hindeutet, in welchen der „allgemeine Menschenverstand“ und das „allgemeine Menschengefühl“ nicht nur über die römische und protestantische, sondern auch über die christliche Kirche hinausgehe und ein absolut „neues Reich Gottes“ zu gründen beginne (p. 118 — 140).

Fast komisch aber ist es, zu hören, daß damit die „Philathen in Kiel“ und die „CXXXVII antirömischen Katholiken in Dresden“ (denen auch das Buch dedicirt ist) gemeint sind. Fürwahr, man traut seinen Augen nicht, wenn man den (sonst so verständigen) Hrn. Verf. p. 125 diesen widerwärtig monströsen Nachgeburten des Illuminatismus und der Freimaurerei eine „welthistorische Bedeutung“ beilegen sieht, die sogar mit der der Reformatoren verglichen wird. Nein! wenn diese nicht mit tüchtigeren Geisteswaffen gestritten hätten, wahrlich! wir ständen noch, wo die Welt im 15ten Jahrh. stand, da ebenfalls Schwarmgeister in Menge mit dem Papstthum zugleich das Christenthum abschaffen wollten, ohne doch nur im Geringsten mehr zu bewirken, als höchstens, Ausliegen gleich, die allemal bei Gährungen sich erzeugen, den alternden Löwen des Mittelalters ein wenig zu molestiren. Vielmehr mußten und müssen solche rein negative Bestrebungen fort und fort an ihrer eignen Ohnmacht spurlos zerschellen. So die Freethinkers in England, so die Théophilanthropes in Frankreich, so auch schon (3 Jahre nach ihrem Ratstehn) die „groſse Einheit der CXXXVII“, deren Ober-

*) Es wäre zu wünschen, daß die Urkunden über — und die Verhöre mit Götz vor dem Heilbronner Rath vollständig herausgegeben würden. Alles darauf bezügliche Vorhandene befindet sich noch zu Heilbronn. Eine Kopie davon, die wir im J. 1827 erhalten, schenken wir der Freiburger historischen Gesellschaft.

haupt, der Nudelfabrikant Bartholdi, wie kürzlich die Zeitungen meldeten, sich im Gefängniß erkennt hat! —

Verum index sui et falsi. Nicht der Irrthum überwindet den Irrthum; am wenigsten aber der gehalt- und marklose einen so substantiellen und energischen, als die römische Auffassung und Gestaltung der Idee der Kirche ist. Sie allein, die Idee, vielmehr giebt, selbst irrig gefasst und einseitig zum Dasein gebracht, der römischen Kirche doch eine Zähigkeit der Existenz, daß sie selbst den härtesten Angriffen Stand hält. Es kann daher von einer geistigen Ueberwindung d. h. Erkenntniß derselben als jener einseitigen und ihr selber inadäquaten Erscheinung der Idee nur da die Rede sein, wo diese selbst in ihrer positiven Wahrheit zu vollem, reifen Bewußtsein gekommen ist. Dies aber hat zunächst in lebensfrischer Unmittelbarkeit der Glaubensact der Reformation vollbracht, und darum die protestantische Kirche sich siegreich über die römische erhoben. Doch nicht nur unmittelbar hat jenes Bewußtsein der Idee in ihr sich verwirklicht; es hat auch in ihrer Wissenschaft sich durch den Begriff mit sich selbst zu vermitteln gewußt, und die neuere Dogmatik ist die Frucht davon. Nur also vom protestantischen Glaubensbewußtsein aus und nur in wissenschaftlicher Form d. i. vom Begriff der Idee aus kann jetzt noch erfolgreich der Kampf gegen die römische Kirche fortgeführt werden. Mit so äußerlich empirischen Reflexionen, wie: daß die Individuen, die sich zu ihr bekennen, dies nicht mehr so unbedingt und entschieden thun, wie etwa im Mittelalter, oder: daß die Staaten sich jetzt nicht mehr so völlig ihr unterordnen u. s. w., — darf höchstens eine rasonnirnde Kirchenstatistik sich beschäftigen, nicht die Polemik, die, da ihr historisches Element der Symbolik anheimgefallen, ihrem dogmatischen Elemente nach durchaus dogmatisch d. h. speculativ geführt werden muß.

Dieses protestantische und speculativ-dogmatische Element tritt leider! in Hrn. Carové's Polemik immer mehr zurück. Er macht es sich zum Hauptgeschäft, einerseits die „Halb- oder Schwächgläubigen“, wie er sie nennt, zu belehren, daß sie in ihren Consequenzen, wenn sie „ächt-römisch“ sein wollen, noch weiter fortgehen müssen, andererseits den sogenannten Idealisten nachzuweisen, daß sie die römische Kirche nicht, wie sie „urkundlich“ sich darstellt, auffassen. Gesetzt nun aber auch, daß dies der Fall sei: was ist damit erwiesen? Eben nur die Mangelhaftigkeit der logischen Consequenz und historischen Kenntnisse einiger Theologen der römischen Kirche. Sie selbst ist damit nicht im Geringsten getroffen, und dies bezweckt doch der Hr. Verfasser.

Indes er selbst verfährt in Auffassung des Princip's der römischen Kirche nicht logisch und historisch genau. Denn wenn er p. 45 als die „fundamentalste“ Lehre der röm. Kirche die von der „alleinseeligmachenden Eigenschaft (!)“ derselben bezeichnet; so ist dies 1.) nicht logisch richtig, da solche „Eigenschaft“ doch Qualität des Wesens, richtiger: Bestimmung des Begriffs der Kirche sein muß, somit das Wesen d. h. der Be-

griff der Kirche, wie er römischer Seite gefasst wird, als das logisch Höhere, demnach „Fundamentaler“ zu setzen ist; 2) aber auch historisch falsch, da jene Lehre keineswegs unterscheidende Lehre der römischen Kirche als solcher, sondern der Kirche überhaupt ist (was ihm z. B. Act. 4, 12 u. a. St. „urkundlich“ beweisen können). Römisch vielmehr ist nur die Lehre, daß es schon die äußere Gemeinschaft mit der sichtbaren Kirche sei, die die Seligkeit verbürge.

Obiges Princip aber bekämpft der Hr. Verf. nicht etwa von ihm selber aus d. i. aus dem Begriff der Kirche sowohl als der Seligkeit (denn dann würde sich ihm ergeben, daß Seligkeit, als der Genuß des Bewußtseins der Wahrheit und der Versöhnung mit Gott, nur in der Kirche, als dem Leibe dessen, durch den uns „Gnade und Wahrheit geworden“ (Jo. 1, 17), möglich ist); sondern von einigen Verstandesconsequenzen aus, wie: daß dann viele „Milliarden“ Menschen von der Seligkeit ausgeschlossen seien, daß dann Gott nicht der „allliebende“ sein könne u. s. w. Auf das Erste liefse sich antworten, daß ja die Zahl hierbei nicht in Betracht komme — schreibt doch der Hr. Verf. den CXXVII vor der Hand allein die rechte Lehre zu —; auf das Zweite, daß ja Gott nicht die Sünder als solche, somit doch nicht alle und Alles liebe u. s. w. Aber es verlohnt sich gar nicht der Mühe, sowohl auf das Ungegründete, als Schicksel jener Consequenzen näher einzugehen, da einerseits, wie gesagt, das Dogmatische dem Hrn. Vf. nur Nebensache ist, andererseits aber derselbe so sehr außerhalb des Christenthums steht, daß er p. 65 den „Einigen Gott“ der „dreipersönlichen Gottheit der mittelalterlichen (!) Kirche“ entgegensetzt (als ob die christliche Kirche nicht an den drei-einigen Gott glaubte), p. 135 die CXXVII tadelt, daß sie noch „an die göttliche Natur Christi glauben“, sofern darunter mehr als „das jedem Menschen eingeborne (!) Göttliche“ (das vage *Sei* der Heiden!) verstanden werde, p. 119 dem Christenthum vorwirft, daß es „sich als übernatürlich über alles Natürliche, als göttliche Auctorität über alles Eigenmenschliche“, „das Reich Gottes über das Reich dieser Welt, Gnade über Verdienst, Barmherzigkeit über Gerechtigkeit, Stellvertretung über Selbstgenugthuung“ erhoben habe u. s. w.

Die letzten Vorwürfe zeigen recht deutlich, wie sehr der rationalistische Deismus mit dem römischen Pelagianismus innerlich verwandt ist (daher denn auch die entschiedensten Gegner des Christenthums meist auf röm. katholischem Boden entsprossen sind). Oder ist es etwa nicht die Lehre von der Verdienstlichkeit der eigenen Satisfaction durch allerlei gute Werke, worin gerade die römische Kirche das apostolische Christenthum am ärgsten depravirt hat? Und hören wir nicht jene Lehre gerade von Deisten und Rationalisten mit absonderlicher „Selbstgenugthuung“ hervorheben? In der That stehen diese jener näher, als sie selber meinen, und wie heftig sie sich auch in ihrer Polemik geberden, sie arbeiten damit nur derselben in die Hände. Die protestantische Kirche aber sowohl als Theologie hat mit solcher Polemik nichts zu schaffen und muß darauf die Worte Christi Mtth. 15, 14 anwenden.

103.

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

December 1833.

*George von Frundsberg, oder das deutsche
Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation.
Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold.*

(Schluß.)

Sein Auge, sein Gemüth, sein Geist umflorten sich. Er stritt jetzt nur noch, weil der Löwe den Streit nicht lassen konnte; oft blutete das Herz, oft widerstrebt die Ueberzeugung. Kaum in den Schoos seiner Familie gekehrt, (seine Gattin war eine tyrol. Gräfin London, unter seinen Söhnen zeichnete bereits Kaspar sich aus und folgte des Vaters Fahne als Hauptmann) wurde er von der geistigen Bewegung erfasst, welche, längst vorbereitet und vorhanden, in Martin Luther's Auftreten ihren Durchbruch erhalten hatte. Die Fehde mit Herzog Ulrich von Württemberg, die Affairen Götzens v. Berlichingen, zumal in Heilbronn, sind, nach den Vorgängern, gut zusammengestellt. Frundsberg, der seine Herzensmeinung wegen Luther's durch die bekannte Ansprache beim Eintritt des Reformators in den Saal der Reichsversammlung zu Worms so führend kund gegeben, ward seitdem noch mehr in seiner Ueberzeugung von der neuen Lehre bestärkt und eine der vorzüglichsten Stützen ihres Werkes.

Im 5. Kapitel rollen sich die Begebenheiten des großen Krieges wider Franz I. in den Niederlanden und in Italien, bis zur Einnahme von Genua, ab; Sickingen, Nassau, Bayard, Frundsberg, Lautral, die Schweizer und die Landknechte, Kabinetszorn und Volkshass, ritterliche Begeisterung und schändliche Mordsucht, die Leidenschaften der alten und der neuen Zeit, erscheinen in mannigfachen, oft riesenhaften Gruppen neben und hinter einander. Lodi und Genua bilden neue Stätten des Ruhms für den Frundsberger und seinen Sohn.

Nach seiner abermaligen Heimkehr hatte er das Laidwesen, seinen bledern Götz in frischer Bedrängniß, seinen verehrten und theuern Franchois von Sickingen unter Landstuhls Trümmern begraben, die Macht

des verbündeten, nicht nur fränkischen (wie Hr. B. annimmt), sondern des fränkischen, schwäbischen, rheinischen und württembergischen Adels durch drei verbündete Fürsten, welche ein Instinkt der Selbsterhaltung zu ungewöhnlichen Anstrengungen treibt, gebrochen zu sehen. Die Burgen und die Glücksgüter vieler Freunde und Schützlinge fallen hinter einander, noch tiefer aber fällt der Adel moralisch und intellektuell, nicht nur politisch und finanziell im größten Theile von Deutschland. Eine interessante Episode bieten die letzten Tage des alten Jörg Truchseß des Bauernherodes (in den meisten Nachrichten nachmals der „Bauern-Jörg“ geheissen) und die letzten bösen Thaten der Rosenberge. Ueber diese letzteren kann man in Schwaben noch gehaltige Volksagen sammeln; über den Truchseß haben wir selbst, und eben so Hr. Schreiber zu Freiburg und Walchner zu Konstanz (aus Waldburgischen Archiven) viele neue Materialien aufgehäuft, jene für eine längst erwartete fragment. Geschichte des deutschen Bauernkrieges (welche auch durch Burkard Oechel und Deuber noch nicht überflüssig geworden), wir aber für die Geschichte des deutschen Adels. Der Frevler Felix von Werdenberg's, welcher einige Wochen nach Herzog Ulrich's Hochzeitsfest den Brautführer G. Andreas von Sonnenberg morden ließ, ist ebenfalls von B. erzählt. Viel Anziehendes und Seltsames mehr von diesem Geschlechte liefern noch vorhandene Chroniken, die Zimmern'sche besonders, sodann die reichen urkundlichen Colлектaneen des leider nun verstorbenen Grafen Müllers zu Bern und seines Freundes, des Grafen von Brandis, eben so über Montfort, welche beide zusammen gehören. Sie und die *Helfensteinen*, welche mit Frundsberg, gleichfalls in Berührung standen, hätten mit in den von Barthold gezogenen Kreis aufgenommen werden können.

Des Abfalls des Konnetables von Bourbon, die In-

triguen der Königin Louise von Savoyen und die Wiederanfauchung des Krieges mit Frankreich bis zum Abzuge von Marseille (1524) kommen sofort an die Reihe. Damit schließt sich das II. Buch.

Das III. vollt sich beinahe ausschließlich mit dem sogenannten *Pavia-Kriege*. Die Eroberung von Mailand durch Franz I., die Veränderung in der italienischen Politik, die großen Kämpfe vor und um Pavia, dessen Belagerung und Drangsal, Montmorency, Leyva, Pescara, Lannoy, Alban, Oranien, Schärtlin, Frundsberg, die als die berühmteren Feldherren bei Lodr und St. Angelo auftreten, Pescara und Frundsberg wider einander — bieten eine Reihe von epischen Gemälden, und die denkwürdige Schlacht bei Pavia und Franzens I. Gefangenschaft strahlen unter allen darin hervor. Die Stellung der Schweizer zu den Landsknechten, der italienischen Mächte zu dem Sieger, Sforza's zu Frundsberg werden sonach mehr oder minder ausführlich beschrieben. Hr. Jörg, mit den reichen Lorbeeren von Bicocca und Pavia, kehrt zu traurigen Stehen im Innern von Deutschland zurück.

Der *Bauernkrieg* nimmt das erste Kapitel im IV. Buche ein. Der Antheil unseres Ritters war ein nicht minder kräftiger, aber im Ganzen humanerer, als der des Truchsessens. Viele treffliche Winke über den Charakter, das Schicksal und die Ursachen des immer noch mit zu viel Einseitigkeit, Leidenschaft und Parteilichkeit abgehandelten Bauernkrieges sind auf S. 354 — 356 zu lesen; aber der Partheigeist unserer neuesten Zeit könnte auch diese leicht *missverstehen* oder *missbrauchen*, daher wir über diese Materie abbrechen, ob wir gleich mancherlei darüber bei diesem Anlasse sagen möchten. Die erneuerten *Italiakämpfe*, von der Liga zu Coynac bis zur Erstürmung Roms, boten reichlichen Stoff zu mehr als einer schönen Schilderung; letztere Katastrophe selbst ist unstreitig die schönste und das Prachtstück des Buches. Die neueren Forschungen und Aufschlüsse, auch mehrere kriegsgeschichtliche Werke und Memoiren (wie jene Benvenuto Cellini's) sind zum erstenmal auf verständige Weise mit benutzt worden. Der wackere Ritter, des Kriegshandwerkes und der Welteltelkeit über und übersatt, von harten Körperbeschwerden (zum großen Unglücke Roms in den verhängnisvollen Tagen) heimgesucht, erreichte sein Vaterland bloß noch, um bald darauf in ewigen Urlaub sich zu begeben. Er schied mit gebrochenem Herzen über so

manche verfehlt Hoffnungen, nutzlose Siege, über die Beiden und Gefahr des deutschen Vaterlandes, über die trostlose Zukunft und schmachvollen Undank gegen seine zahllosen Verdienste um das Kaiserhaus und die Gesamtheit, am 20. August 1528, auf dem Schlosse Mindelheim, im Schooße der Seinen. Hr. B. schließt die Biographie würdig mit folgender treffenden Schilderung:

„Des Mannes Charakteristik ist in der Geschichte seiner Zeit eingeschrieben; daß sein großartiger Antheil am Glücke des Hauses Oesterreich im ganzen Maasse erkannt werde, erweckte Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit und die Aufmunterung deutscher Fürsten und Herren fast ein Menschenalter nach seinem Tode, als jedoch noch mancher Zeuge der Thaten lebte, den wackern Adam Reifner, der mit Beiträgen und Kundschaften eines Sebastian Schärldin und Anderer in schlichter, ungeschminkter Erzählung die Heldenlaufbahn berichtet.“

„Man hat Georg von Frundsberg den Bayard der Deutschen genannt; Lob und Bewunderung sei dem Ritter ohne Furcht und Tadel unverkümmert; aber der Frundsberg Frankreichs war er nicht, und Frundsberg als Bayard hätte Deutschland kein Frommen gebracht. Waren auch Beide an Tapferkeit, an Uneigenmützigkeit, an Hingebung in die Sache ihres Vaterlandes, an Leutseligkeit und Milde, an Frömmigkeit sich ähnlich, so gaben sie sich doch durch das innere Verstandniß gleicher Eigenschaften als ganz verschiedene Naturen kund. Der Bayard bei aller Seelengüte so trotzig verhärtet in altfränkischen Standesvorurtheilen; bei aller Klarheit des Willens so befangen angestimmt gegen eine Verjüngung der Verhältnisse des Lebens, als könne sein Arm und sein Wille die Jugend der gealterten Chevalerie zurückbannen; krankhaft wie ein Don Quixote, angefüht vom Phantom der Ritterehre, das Mitleid und die Bewunderung erregend, seine Farben verlor, mußte untergehen. Was haben alle Bayards den Lilien geholfen? Der Frundsberg, so klug und einsichtig in die neue Zeit eingreifend und sie fortrückend, so ausgeglichen mit den Forderungen der Gegenwart, so gemüthlich tief und erfüllt von wahrer Manneschre, bei aller Nachhaltigkeit des Hasses so fast prosaisch gleichmüthig die Sätze des Geschickes, die Vertheidigung hinnehmend, im ungeirrten Bewusstsein seiner selbst, auch wenn es ihm fehlschlug; er schuf, erweckte, beförderte

und verdeckte seinen Stand; und ist immerdar das Bild eines christlich-deutschen Feldherrn."

Diese tüchtige Charakterschilderung kann zugleich auch eine Probe der körnig-deutschen, männlich-klaaren und korrekten Schreibart des Vfs. geben, die im ganzen Werke sich gleich bleibt. Er ist überall warm, gemüthvoll, verständig, oft begeistert für seinen Helden und für sein Vaterland, aber immer gründlich, unparteiisch, für die Fehler seiner Lieblinge unverblendet; und so wäre denn zu wünschen, daß sowohl er, als Andere in seinem Geiste fortführen, an der Geschichte des deutschen Adels, zumal in kriegsgeschichtlicher Beziehung, zu arbeiten.

Ernst Münch.

CXXXVII.

Untersuchungen über die Irren. Zur Pathologie, Therapie und gerichtlichen Medicin. Von Nasse.

Dieser Aufsatz, aus Horn's u. s. w. Archiv für medicinische Erfahrung, Jahrgang 1832. Julius und August, 44 S. 8. abgedruckt, hat zum Gegenstand der Untersuchung die Frage:

I. Woran erkennt man einen Irren?

Nasse bemerkt richtig, daß es nicht bloß nicht gleichgültig, sondern selbst höchst wichtig sei, eine scharfe Gränze zwischen Irresein und Nichtirresein zu ziehen, — daß Arzt und Richter diese Gränzbestimmung für ihr Geschäft dringend bedürfen, und daß die Verwirrung groß sei; er wolle daher einen neuen, auf ein befriedigendes Resultat gerichteten Versuch zur Lösung der Frage machen.

Worin besteht denn nun dieses „neue“ pathognomische Zeichen des Irreseins, dies Kriterium des Unterschiedes des Irren vom Nichtirren? Abgesehen von dem Beiwerk seien die Haupt- und Haltpunkte der Beantwortung der Frage kurz zusammengefaßt, um daraus entnehmen zu können: in wie fern bei dem entscheidenden Kriterium in praktischer Hinsicht, besonders *in foro* ein genügendes Resultat sich ergibt.

Oben an steht die wahre Behauptung, daß die den Ausschlag gebenden Gründe der Beweisführung: daß Jemand irr sei, oder nicht irr, nur aus dem psychischen Verhalten, nie aus dem somatischen zu entnehmen seien. Diese Behauptung, von Nasse aufgestellt, ist höchst bemerkenswerth. Sie ist nämlich, da es auch nach ihm außer Zweifel zu sein scheint, daß die irre Verkehrtheit jedesmal einem körperlichen Uebel als Symptom angehöre, eine faktische Appellation an die Seele wegen der Unzulänglichkeit der rein somatischen Theorie und Praxis, gleichwie die somatische Behandlung nicht kranker Irren eine faktische Appellation an den Leib ist, wegen Unzulänglichkeit der rein moralischen Praxis und Theorie. Die krais-somati-

sche Theorie nämlich, (zu welcher übrigens Nasse sich gar nicht bekennt) welche z. B. eine *plethora abdominalis*, oder einen zu hohen Kopf oder Herzklopfen für einen *hinweichenden* Grund zur Erzeugung des Wahnes eines Bäckers aus Alt-Damm, daß er Christus sei, ausgeben möchte, ist wirklich nicht viel weniger sinnlos, als die etwaige Behauptung, daß, was und wie Jemand auf der Geige spiele, einzig und allein das Produkt der Geige als Geige sei. Aus obigem Satze folgt, daß in der Aufsuchung und Nachweisung der psychischen Merkmale des Irreseins der einzige Verständigungsweg für Aerzte und Juristen liege. Es fragt sich nun weiter, ob jeder Irre psychisch irre, und wird diese Frage im Allgemeinen dadurch mit Ja beantwortet, daß Nasse mit andern Schriftstellern annimmt: das in der Seele des Irren primär leidende sei die Verstellungsthätigkeit. Der wesentliche Unterschied des Irrens bei einem Irren und bei einem Nichtirren besteht nun nach N. darin, daß das Irren im Irresein ein entschiedenes, dem Wanken und Zweifeln entzogenes sein müsse; daß der Gradunterschied sich bei einem Irren in einen specifischen umbilde, in die Unfähigkeit, das Irren einzusehen, und zwar ist nach ihm diese Unfähigkeit nicht eine des Wollens sondern des Erkennens. Die Beachtung der Fähigkeit oder Unfähigkeit zur Irrthumskenntniß giebt eine feste Gränze zwischen Irresein und Nichtirresein; oder noch kürzer: die „*Irrthumskenntniß/unfähigkeit*“, welche keine zur Regel des Lebens gehörende sein dürfe, ist das entscheidende Kriterium des Irreseins. Und somit führt er fort: Alles was so wohl der praktische Arzt, der für die Zulässigkeit eines Kranken zum Testiren, zur Abschließung eines Contracts u. s. w. über das Dasein von Irresein oder Nichtirresein entscheiden soll, als was der gerichtliche und was der Richter zu dieser Unterscheidung braucht, ist in dem vorstehend erörterten Merkmal enthalten.

Dies wäre im wesentlichen der Gang und Inhalt der Untersuchung der Frage: woran erkennt man einen Irren? Fragt man jetzt, ob durch diese Bestimmung in praktischer Hinsicht, wie gewünscht wird, zur Erkenntniß der einzelnen Fälle viel gewonnen, ob die Schwierigkeiten der Untersuchung erleichtert, die Verwirrung wirklich gehoben sei, so dürfte im Voraus mit Nein geantwortet werden können.

Streng genommen nämlich ist mit diesem Kriterium der unzweifelhaften Unterscheidung der Seelenkrankheit von allen verwandten und ähnlichen Zuständen für Exploration der besonders Fälle in *praxi* wenig Positives gewonnen. Trotz dem nämlich, daß der Arzt dies (vorläufig als ausreichend angenommene) Merkmal kennt, wird er es noch nicht im einzelnen Falle gleich erkennen, um demgemäß sein Urtheil über den krankhaften Gemüthszustand des *Individui quaestionis* zu constatiren. Die Mittel aber, um zum Ziele der Untersuchung zu gelangen, sind in dieser Untersuchung nicht gegeben, sondern nur das Kriterium, durch welches zwar das Ziel der Untersuchung angegeben ist, nicht aber die Kenntniß des Weges und der Mittel zum Ziele, welche doch für die Praxis, worauf es hier besonders ankommt, Hauptsache bleibt, und welche Nasse vielleicht als zweite Frage sich bei diesen begonnenen Unter-

suchungen zur Beantwortung stellen wird. Durch das Resultat dieser ersten Untersuchung, durch das aufgestellte Kriterium wird für Erkenntniß der Seelenkranken in praktisches und forensischer Hinsicht nicht mehr gewonnen, als durch das Wesen der Körperkrankheit, durch das Kriterium von „Krankheit“ für die richtige Diagnose der einzelnen so verschiedenartigen Krankheitsformen. — Zur Diagnose der Seelenkrankheiten gehört außerdem: daß der Arzt das organische in- und durchsichselbst-Wirken der Totalität der Erscheinungen, ihrer Entwicklung, ihrer Uebergänge, ihres Zusammenhanges in objectiver naturgemäßer Anschauung erfasse, daß er durch vorurtheilsfreie Combination und Vergleichung aller That-sachen, aller vergangenen und gegenwärtigen somatischen, mor-alischen und intellectuellen Symptome die Verhältnisse und Unterschiede der äußeren und inneren, näheren und ferneren, disponirenden und occasionellen Ursachen erkennen, und daß er endlich, durch Hilfe rationeller Benutzung und Berücksich-tigung der natürlichen und erworbenen Individualität, des Al-ters, Geschlechts, Temperaments, der Bildung, Erziehung, des Geschäfts, kurz des Inbegriffes der subjectiven und objectiven Lebensverhältnisse, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Zufälligen, gehörig zu sondern und zu unter-scheiden wisse. — In der quantitativ oder qualitativ verschiede-nen Fähigkeit und Unfähigkeit der Aerzte zu Gemüthszustands-Untersuchungen nach dieser angedeuteten Methode, liegt, (wenn anders festgehalten wird an den im Landrecht gegebenen Bestim-mungen über Wahnsinn und Blödsinn,) wie Ref. nach der reichlich ihm gewordenen Gelegenheit zur Einsicht in psychisch-gericht-liche Explorationen unaussäglich sich überzeugt hält, weit mehr der Grundquell der dem Werthe nach verschiedenartigsten Untersuchungen und Gutachten über zweifelhafte Gemüths-stände, als in dem Fehlen oder Nichtkennen eines Kriteriums, wie etwa das hier gegebene.

Jenes Kriterium selbst aber möchte nicht als genügend und ausreichend für alle Fälle und Formen von psychischen Krank-heiten befunden werden. Allerdings denkt Ref., es gehöre zu den pathognomischen Zeichen des vollständigen, unzweifelhaften Wahnsinns, daß der Kranke *nothwendig* für die Zeit des Krank-seins die Symptome von unauf löslichem Widerspruch des Sub-jectiven und Objectiven, entweder partiell oder allgemein offen-bare. Denn dadurch ist die psychische Krankheit — *Krankheit*, daß der Mensch die krankhaften psychischen Symptome haben *muß*, so lange er vollständig wahnsinnig ist, und nicht bloß lei-denschaftlich oder immoralisch; er *muß* sie so nothwendig dem Sachverständigen offenbaren, als der körperlich Kranke, z. B. der an der Lungenentzündung leidende, die wesentlichen Sym-ptome derselben zeigen muß, er mag wollen oder nicht, er mag von seiner Krankheit und von den Ursachen derselben wissen oder nicht. — Freilich ist also demgemäß Nasse's „Irrthums-kenntnisunfähigkeit“ auch ein wesentlich pathognomisches Zei-chen des unzweifelhaften, vollständig ausgebildeten Wahnsinns; allein es ist nicht als einziges Kriterium durchweg anzusehen.

Für die gewöhnlichen, selbst Laien klaren Fälle von Blödsinn, Narrheit, Wuth, Verrücktheit,affen Ideen kann dies Kriterium allenfalls genügen; aber schon bei einer der Hauptformen, selbst wenn sie ganz ausgebildet ist, kommen Fälle vor, von denen dies nicht zu behaupten ist. Es giebt nämlich Melancholiker, welche nicht nur die Erkenntniß ihres Zustandes haben, son-dera auch gar nicht unfähig sind, ihren Irrthum zu erkennen, dessenungeachtet aber *unmittelbar* der entsetzlichsten Ver-zweiflung preisgegeben sind, und nicht nur dieser wegen, so-dera wegen der Ohnmacht des Willens sich herauszureißen zu können, sich selbstmorden. Noch viel häufiger läßt dies Krite-rium im Stich bei den Untersuchungen über zweifelhafte Ge-müthszustände, wegen welcher gerade die Sachverständigen in civil- und criminal-rechtlichen Fällen zu Rathe gezogen wer-den. Ja es giebt Beispiele in Fülle, aus der Geschichte zu ent-nehmen, daß Irrthumskenntnisunfähigkeit da ist, ohne daß gleichzeitig Wahnsinn da wäre, und es sei nur an viele Märty-rer erinnert.

Dies genüge, da weder die weitere Motivirung der ange-deuteten Ansicht, noch die etwaige Aufstellung eines andern Kriteriums; (wenn überhaupt ein in der Praxis durchweg genü-gendes bei dem noch lange nicht erreichten Ziele wissenschaft-licher Psychiatrie möglich ist,) hier aus Mangel an Raum ge-geben werden kann. Es sollte auch nur das aufgestellte Krite-rium in der Kürze kritisch beleuchtet werden.

Schließlich sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß Nasse diese Untersuchungen ja und ja fortsetzen möge, da sie stets geistreich und anregend sein werden, wie es sich von einem solchen Manne erwarten läßt. Diese Aufforderung ergiebt um so dringender an ihn, da er, um nicht mißverstanden zu wer-den, diese schöne Gelegenheit: sich über seine Ansicht von dem Wesen der psychischen Krankheiten nochmals definitiv auszusprechen, um so weniger vorübergehen lassen wird, als ihm nicht unbekannt geblieben sein dürfte, daß die befangenen unter den Somatikern ihm sich zu nahe, die befangenen unter den Man-listen ihm sich zu fern stehend wähnen.

Diese seine Beantwortung der ersten Frage ist in der Ge-genwart von allgemeinerem Gewinn und Interesse, als mancher glauben mag. Dadurch nämlich, daß Nasse, welchen einige laute Herolde der krais-somatischen Theorie für ihren Heros ansehen, unumwunden erklärt, daß nur psychische Symptome über die Existenz des Irrseins entscheiden können, sie somati-sche, dürften einerseits diese Herren theoretisch etwas stiller und vorsichtiger aufzutreten vielleicht bewogen werden; andererseits dürften sie jenen unvorsichtigen, beklagenswerthen Ansichten, als daß z. B. eine schiefe Grimmdarmstange, ein Gallenstein, eine Herzkrankheit oder unterdrückte Menstruation allein an und für sich Verbrechen und Mord veranlassen, also auch die Zere-bralfähigkeit aufheben könnten und müßten, *ex fore* Gültig-keit usurpiren zu wollen, nach und nach ganz aufzugeben lernen.

H. Damerow.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CXXXVIII.

Des Aeschylus Werke, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile. Berlin, Fincke 1832.

Unter den Koryphäen der attischen Tragödie hat dem Ältesten, „den Vater der Tragödie“, wie ihn seine Landsleute nannten, schon früh ein ungünstiges Geschick getroffen. Von den griechischen Kunsttrichtern; selbst von Aristoteles verkannt, von den Römern durchaus nicht verstanden; von neueren Aesthetikern entweder gar nicht beachtet, oder mit einem mitleidigen Seitenblick übergangen, hat Aeschylus sich erst in der letzten Zeit einer vorurtheilsfreien Würdigung zu erfreuen gehabt. Zwar hört man auch wohl jetzt noch von übertriebener Kraft und von Unzulänglichkeit der Mittel, von gigantischen Conceptionen und von beengender Form sprechen, und statt mit Liebe in das Verständnis des Dichters einzudringen und dem treffenden Urtheil des Aristophanes zu folgen, zieht man es wohl noch vor, gewisse spottende Bemerkungen des Komikers als einzige Richtschnur für die Beurtheilung gelten zu lassen; indessen verstummen immer mehr und mehr jene Pygmäen; die nur einzelne Theile des Riesenkörpers zu erkennen, aber nicht das Ganze zu überschauen vermögen. Seitdem die vorzüglichsten deutschen Gelehrten theils mit dem Schwerdte der Kritik, theils mit der Fackel poetischer Divination in die Nacht des Vorurtheils eingedrungen sind, ist der alte Dichter wieder in sein Recht eingesetzt worden, und wo man sonst gewohnt war, Willkühr, Unordnung und Schroffheit zu erblicken, da zeigt sich jetzt Planmäßigkeit, Ruhe und schöne Form.

An die Reihe, derer, die für die Restauration des Aeschylus gewirkt haben, schließt sich auf würdige Weise Hr. Droysen an. Er hat nicht bloß die Dramen des großen Dichters übertragen, sondern er hat es auch unternommen, ihn in allen Beziehungen, sei es

Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik. J. 1833. II. Bd.

politischen oder künstlerischen, so darzustellen, daß sein Bild der Anschauung des Lesers vorgeführt werde.

Wenden wir uns zunächst an die Uebersetzung, da wir von ihr aus das ganze Werk am passendsten werden beurtheilen können. Es muß gefragt werden; ob in ihr der Sinn des Originals stets richtig aufgefaßt, und ob er treu wiedergegeben ist. Nimmt man eine Uebersetzung treu, die sich durchaus, ohne Rücksicht auf die für Sprache und Sinn entstehenden Unbequemlichkeiten und Härten, an das Original anschmiegt, und keinen Schritt aus dem engen Kreise hinauswagt, in den ein wörtliches Uebertragen bannt, so kann die vorliegende Uebersetzung nicht auf den Ruhm der Treue Anspruch machen. Aber die Treue des Uebersetzers scheint in einem höheren Gebiete zu liegen; mögen auch bisweilen die Worte nicht genau mit dem Originale übereinstimmen, so wird doch etwas Tüchtiges geleistet sein, wenn der Inhalt dem Geiste des Schriftstellers angemessen wiedergegeben ist. Jenes allzu ängstliche Anschmiegen und Nachbilden verdunkelt gar zu leicht die schöne gefällige Form der Originals. Mehr als ein warnendes Beispiel lehrt, wieviel Schönheit und daher wieviel Wahrheit diesem untergeordneten Streben nach Genauigkeit aufgeopfert werde. Wie aber auf dieser Seite das Uebermaas sehr bald alle Freiheit und Leichtigkeit der Form vernichtet und die anmuthige würdevolle Gestalt als eine steife ungefüge Gliederpuppe erscheinen läßt, so wird in der anderen Richtung nur allzu leicht der Willkühr Raum gegeben, so daß die sicheren gediegenen Züge in ein unbestimmtes schwankendes Nebelbild verschwimmen. Es ist Hr. D. gelungen, zwischen beiden Gefahren glücklich hindurch zu steuern; er hat fast durchgängig der Anforderung genügt, die er selbst dem Übersetzer stellt, „daß aus dem Schönen in das Schöne übertragen werde“, und wir stimmen wir gern mit seiner Aeußerung überein, „jeder Misalaut, jede Wortverstümmelung, jede

Satzverrenkung sei eine ärgere Untreue, als ein Wort zu viel oder zu wenig." (Vorrede p. IX.) Indessen möge erinnert werden, daß er bisweilen durch eine zu freie Uebersetzung dem Gedanken Einiges von seiner ursprünglichen Schärfe, Bestimmtheit und Einfachheit entzogen hat, ohne ihn gerade unrichtig wiederzugeben. So ist z. B. *Suppl.* 636 (ed. Well.) der Gedanke zu sehr erweitert; es steht im Texte: „sie (die Argiver) schauen auf Zeus, den rächenden schwerverzuekämpfenden Späher“; die Uebersetzung hat:

„Sondern sie schauen zu Zeus rächendem Wächter, der Schuld Unüberwindlichem Fluch.“

Es ist wahr, daß von jenem rächenden Späher ein leichter Uebergang stattfindet zu dem Mittel der Rache, dem Fluch der Schuld, durch das dann das Folgende:

„deß blutschuld'ges Spähn

Keiner auf seinem Dache wünscht, denn er lastet schwer dort“ noch in genauere Beziehung zu dem Späher gesetzt wird, und insofern ist die Uebersetzung durchaus nicht unrichtig, aber sie ist zu frei, indem sie die Mittelglieder des Gedankens nicht etwa errathen läßt, sondern sie, ohne durch das Original dazu aufgefordert zu sein, ausspricht. — Eine ähnliche Erweiterung bemerken wir in der Persern, v. 590:

„Ihr Freunde, wer des Grames nasse Pfade kennt,
Der weiß es, wie den Menschen, wenn des Missgeschicks
Sturzwelle einbricht, Alles Furcht zu wecken liebt.“

Dies „nasse Pfade“ liegt nun aber nicht in *νακῶν ἐπυροῦ*, sondern Hr. D. hat sich, wie es scheint, durch das *νακῶν* *νακῶν* des folgenden Verses zu dieser Uebersetzung bewogen gefühlt; und wenn wir auch mit ihm *νακῶν ἐπυροῦ* lesen, „ein Wanderer des Leides“, so stört doch gerade das von ihm gewählte Epitheton, indem es zu viel Farbe aufträgt, die Ruhe des Originals. Die Vossische Uebersetzung kann hier freilich nicht einmal den ihr sonst zukommenden Ruhm der Genauigkeit in Anspruch nehmen:

„Ihr Freunde, wer mühselig weites Meer befuhr“;

wo ist hier *νακῶν* übertragen? man soll es doch nicht etwa in „mühselig“ stecken? — Es ist uns noch eine dritte Stelle aufgefallen, in der die Uebersetzung zu viel gethan hat. *Ag.* 1611 steht: *καὶ ταῦτα τὰν ἀναιδέων ἀργυρῶν*. Der Humboldt'schen Uebersetzung:

„Auch diese Worte werden Grund der Thränen dir“

fehlt die Schärfe und Bestimmtheit, die in *ἀργυρῶν* enthalten ist. Voss sagt:

„Auch diese Rede ist dir des Heulens Urbegin“,
eine eben so wenig genaue (*ἀργυρῶν* durfte nicht durch ein Abstractum wiedergegeben werden), als geschmackvolle Uebersetzung. Warum finden wir aber bei Hr. Droysen eine im Aeschylus nicht vorhandene Metapher?

„Auch dieses Wort scharrt bitterer Thränen Quell dir auf“ Ist es wohl bei seiner Gewandtheit anzunehmen, daß er nicht eine, der lebhaften Anschauung, die mit *ἀργυρῶν* zu verbinden ist, angemessene treue Uebersetzung habe finden können?

Es hat uns nothwendig geschienen, auf diese Stellen, zu denen wir noch eine und die andere hätten hinzufügen können, aufmerksam zu machen, weil vom Uebersetzer verlangt werden muß, daß er nicht mehr thue, als ihm das Original erlaubt, und weil meistens Hr. D. gerade darin dem Aeschylus mit vielem Glücke nachgefolgt ist, daß er das Ineinanderspielen von Bildern und Beziehungen, wo oft ein Wort eine weite Perspective von Gedanken und Empfindungen eröffnet, mehr angedeutet, als entwickelt hat. Ausgezeichnet ist in dieser Art die Uebersetzung der Chorstelle, *Ag.* 379: „Gleich schlechter Goldmünze“, und ihr sind manche andere Chorsätze an Werth gleich, z. B. der aus den *Choëph.* 578 „Erde wohl nähret manch' riesengrausig Ungeheuer“, den wir bedauern nicht ganz mittheilen zu können. Zu den am vorzüglichsten gelungenen Stellen rechnen wir außer *Suppl.* 274 sqq. und *Ag.* 870 sqq. auch den Anfang der Rede der Cassandra, *Ag.* 1151:

„Es soll von nun an unter Schleiern nicht hervor
Die Verheißung blicken gleich der neuvermählten Braut;
Ein heller Frühwind wird sie wach, dahinzuziehen
Gen Sonnenaufgang, und es rauscht wie Meeresfluth
Bei dieser Blutschuld erstem Strahl gewaltiger
Empor!“

Die Vergleichung dieser Stelle, und überhaupt alles dessen, was Cassandra spricht, mit der Vossischen Uebersetzung ist sehr geeignet, die Vorzüge der Droysen'schen Uebersetzung vor jener anschaulich zu machen.

Bis auf einige Stellen hat Hr. D. den Text stets richtig verstanden; ein Beispiel genüge, um einen Irrthum anzuzeigen. *Ag.* 130 hat Hr. D. übersetzt:

„So hat nimmer der Ewigen Neid
Die gefährdeten Wälle mit Heeresgewalt so wie unnachtet“
Schon das folgende *γὰρ* zeigt an, daß Kalchas in diesem; mit Absicht etwas unklar gehaltenen Worten eine

Warnung für das griechische Heer und die Atriden ausspricht. Die Stelle heisst wörtlich übersetzt: „dass nur nicht (οἴω, nicht οἴω ist zu lesen) der Ewigen Neid den grossen, in den Krieg gezogenen Zügel Troja's (nämlich das griechische Heer, und näher bestimmt, die Atriden, denn es folgt οὐκ ἔστιν ἐκείνοιο), der schon früher geschlagen ist, verdünkele.“ Die ganze Stelle bezieht sich auf die Opferung der Iphigeneia, die durch den Zorn der Artemis nothwendig wird. Das sehr dunkle πορνύς möchte wohl nicht mit Wellauer auf die Frevel des Agamemnon gegen die Artemis zu beziehen sein, sondern es scheint vielmehr versteckter Weise auf das, dem Atridenhause einen furchtbaren Hintergrund bildende Schicksal der Vorfahren zu deuten. Nach Hrn. D's Uebersetzung dürfte nicht μή τις, sondern οὐ τις zu lesen sein. — Es scheint uns fast unnöthig, hinzuzufügen, dass wie weit wir davon entfernt sind, dem Uebersetzer, der so viele Schwierigkeiten so tapfer überwunden, einen Vorwurf daraus machen zu wollen; dass er einige Stellen nicht ganz richtig aufgefasst hat; es ist im Gegentheil unsere Pflicht, anzuerkennen, dass die vorliegende Uebersetzung unter Anderem auch das Verdienst hat, das Verständniß vieler Stellen sehr gefördert zu haben.

Meistens genügt es den Uebersetzern, den Inhalt des Originals wiederzugeben; aber es muss auch noch der Uebersetzung das Gepräge aufgedrückt werden, wodurch sich dieser bestimmte Schriftsteller von anderen unterscheidet, seine Eigenthümlichkeit, seine Farbe muss sich in den kleinsten Zügen erkennen lassen, „der Eindruck der Form, die sich der Inhalt gegeben, muss wiedergegeben werden,“ wie Hr. D. bemerkt. Aeschylus ist in der Sicherheit des Eindrucks ausgezeichnet, Alles gewinnt durch feste Haltung und scharfe Zeichnung Leben und Bedeutung, nirgends ist Schläffheit und Farblosigkeit. In seiner reichen, vielbewegten Darstellung liegt oft der Punct, der die scheinbar auseinander fallende Masse von Beziehungen zusammenhält, sehr verborgen; ihn herauszufinden, ihn nicht zu deutlich, aber doch erkennbar zu bezeichnen, durch ihn den Ton des Originals hindurchklingen zu lassen, ist die mühevollste Arbeit, aber zugleich die höchste Tugend des Uebersetzers. Metrum, Klang der Vocale, ungebräuchliche Formen, antithetische Stellung einzelner Worte und ganzer Gedanken, Alles muss zusammenwirken, um den Eindruck des Originals ohne Verzerrung und Ue-

bertreibung hervorzurufen. Gelingt dies dem Uebersetzer, so hat er sich als Künstler bewährt. Hr. D. hat in dieser Beziehung viel Vortreffliches geleistet; die Scene der Cassandra, der grause Chorreigen der Eumeniden, die Beschreibung der salaminischen Schlacht, die Todtenspende der Atossa, der Traum der Io, das Ende des Prometheus, der Cher der Grabesspenderinnen nach Klytämnestra's Ermordung und viele einzelnen Stellen sind auf ausgezeichnete Weise in ihrer ungemein scharf hervortretenden Characterisirung aufgefasst und nachgebildet worden. Biblische Worte und Wendungen ersetzen hier und da den Eindruck, den Anklänge an die Homerischen Gedichte, jene Bibel der Hellenen, stets in dem Griechen erweckt haben; ja selbst, wenn Atossa sagt, sie lege auf des Darius Grab „bunte Blumen, Kinder der verjüngten Ae“, so ist die Erinnerung an den grossen Dichter, dessen Worte fast insgesamt Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind, von einer sehr erfreulichen Wirkung.

(Der Beschluss folgt.)

CXXXIX.

Ueber das Gift der Fische, mit vergleichender Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn, Fett u. Würsten, so wie der sogenannten mechanischen Gifte von Herm. Fried. Autenrieth, Dr. u. Prof. der Medicin u. s. w. Tübingen, bei C. F. Oslander 1833. VI u. 287 S. 8.

Was der Vf. in vorliegender ausgezeichnet fleissigen Schrift liefert, ist ein schätzenswerther Beitrag zur Lösung der Aufgabe, die Einwirkungen der Aussenwelt auf den Körper kennen zu lernen. Es ist seine Absicht, uns mit den Fischen bekannt zu machen, die schon eine nachtheilige Wirkung auf den menschlichen Organismus geübt, und die Bedingungen, unter denen dieselbe Statt gefunden, nachzuweisen.

Das Werk beginnt mit einer Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen, deren Genuss schon Vergiftungszufälle herbeigeführt haben soll. Die Namen dieser Thiere, die der Vf. nach den Familien geordnet, sind aufgeführt, die Schriftsteller, welche ihrer nachtheiligen Wirkungen gedenken, sind citirt und deren Erzählungen kurz mitgetheilt. Da es nicht bestimmte einzelne Familien sind, denen die Individuen, welche schädlich wurden, angehören, da nicht eine bestimmte Gestalt und Bildung diese Eigenschaft begleitet, die bei Thieren aller Zonen und Himmelsstriche schon hervortrat: so wirft der Vf. die Frage auf, ob nicht vielleicht ein entfernter Grund solcher Einwirkung in der organischen Grundmischung der Fische liegen könne. Denn diese Mischung ist eine andere, als die der übrigen Thiere. Das Fisch-

blut zeichnet sich durch Vorherrschen von Wasserstoff und Kohle und durch geringen Stickstoffgehalt aus. Das Fischfleisch nähert sich seiner Natur nach weit mehr dem verhältnismäßig stickstoffärmeren, aber hydrogenreicheren Eiweißstoffe, als dem Faserstoff; es ist weicher, schwammiger, lockerer, als das der höheren Thiere, es geht weit schneller in Fäulnis über, bei welcher zum Unterschiede vom Fleische der warmblütigen Thiere der Wasserstoff weniger mit Stickstoff zu Ammonium, als besonders auch mit dem in beträchtlicher Menge vorhandenen Phosphor zu geposphortem Wasserstoffgas eine Verbindung einzugehen pflegt. Bei allen Fischen, unter denen aber besonders die schleimigen zur Fäulnis Neigung haben, ist bei diesem Prozesse der Geruch nach geposphortem Wasserstoffgas in hohem Grade wahrnehmbar. Das Fett der Fische oxydirt sich weit leichter, als anderes Fett und zeigt bei seinem Ranzigwerden einerseits ein stärkeres Hervortreten von einer gesäuerten Kohle, andererseits eine leichtere Entwicklung von riechenden Wasserstoffproducten. Bei diesen auffallenden chemischen Verhältnissen kann es denn nicht anders sein, als daß der ausschließliche Genuß von Fischen eine von der, welche andere Fleischnahrung zeigt, verschiedene Wirkung beim Menschen zur Folge hat. Diese zeigt sich denn auch wirklich in dem geringen Grade von Plasticität des Blutes, in der Muskelschwäche, in dem Vorherrschen der Lymphe vor dem Blute, in der Anlage zu Zersetzungskrankheiten. Hierzu kommt noch eine ganz besondere Beziehung zum äußern Hautsysteme, welche hauptsächlich wohl von dem den Fischen eigenthümlichen Geruchsprincipe herrührt und sich durch stinkenden Schweiß und lepröse Krankheitsformen manifestirt. Ferner giebt Fischnahrung auch gern zu Indigestion und selbst zu kaltem Fieber Veranlassung.

Alle diese Momente deuten aber nur auf eine Prädisposition zu Krankheiten, die der anhaltende Genuß von Fischen zuweilen vermag, über die Bedingungen, unter denen Fische giftig geworden sind, geben sie keinen Aufschluß. Eine eigene Art von Fäulnis ist schon oft eine Quelle der giftigen Entmischung der Fischbestandtheile geworden; allein bei weitem häufiger ereigneten sich Vergiftungszufälle auf den Genuß von frischem Fische. Da es aber wahrscheinlich keinen einzigen Fisch giebt, der immer giftig wäre, so müssen es mehr zufällige oder wechselnde Einflüsse sein, welche unmittelbar oder mittelbar jene giftige Entmischung des Fischfleisches bewirken, die entweder schon während des Lebens der Fische Statt findet, oder wenigstens sogleich nach ihrem Tode, ehe sie in eigentliche Fäulnis übergehen, eintritt.

Nun zeigt der Verf., wie geringen Einfluß der Aufenthaltsort der Fische auf ihr Giftigwerden hat, wie es nicht vulkanische Ausdünstungen oder die Auflösung von metallischen Giften im Meerwasser sind, die dies veranlassen, wie das Gift nicht ihrer Nahrung seine Entstehung verdankt. Da nun aber giftige Fische bei sonst gleichen äußern und örtlichen Verhältnissen nur in gewissen Gegenden getroffen werden, da auch die giftigsten bloß zu gewissen Zeiten verderblich sind: so glaubt der Verf. die Ursache hiervon, in einer periodischen Veränderung

der Lebensverhältnisse der Fische selbst suchen zu müssen, mit welcher zugleich die Wahl eines besonderen Aufenthalts verknüpft ist. Eine solche Veränderung der Lebensverhältnisse findet aber Statt zur Zeit, wo diese Thiere dem Fortpflanzungsgeschäft nachgehen. Aus den vom Verf. mitgetheilten Thatsachen geht nun wirklich hervor, daß die meisten Vergiftungsfälle durch Fische, während dieser letzten, sich ereigneten. Schon daß der Rogen so vieler dieser Thiere vorzüglich nachtheilig wirkt, deutet hierauf hin. Es ist ferner eine allbekannte Erfahrung, daß das Fleisch der meisten Fische durch das Laichen verschlechtert und bisweilen ganz ungenießbar wird. Es nimmt dadurch nicht nur oft einen ekelhaften Geschmack an, sondern wird auch weicher und mehr oder weniger schmutzig gefärbt und zeigt bei allen Fischen einen mehr oder weniger hohen Grad von Entmischung. Dazu kommt nun noch, daß sehr häufig dieser Zustand in wirkliche, deutlich ausgesprochene Krankheit übergeht, wie beim Blei, bei den Salmen, deren Körper um diese Zeit sich oft mit Blasen bedeckt. Werden nun schon die Fische unserer Climate um diese Periode ihres Lebens nachtheilig, um wie viel mehr muß dies in den Tropen der Fall sein, wo noch so viele andere Umstände eine intensive Entmischung des Fischfleisches begünstigen.

Bei näherer Betrachtung der Zufälle, welche auf den Genuß schädlicher Fische eintreten, zeigt sich in der Art derselben eine auffallende Verschiedenheit. In dem einen Falle sind es mehr Symptome von einfach gestörter Verdauung, bei denen die Krankheit stehen bleibt, in dem andern gesellt sich zu denselben eine ungewöhnlich starke Aufreizung im Gefäß- und Nervensysteme, die bald nur in vermehrter Secretion des Darmals als cholerische Form sich ausspricht, bald das Gefäßsystem im Allgemeinen betreffend mit Hauteruption verbunden ist, die scarlatinose Form. Im dritten Falle endlich finden wir den Ausdruck von tiefster Schwäche und Lähmung hereingebrochen (paralytische Form).

Nach einer sehr sorgfältigen Schilderung der verschiedenen Krankheits Symptome, welche dem Genuße giftiger Fische folgen, gelangt der Verfasser durch Vergleichung des Fischgiftes mit dem, welches Muscheln, Hirn, Würste, Fleisch, Fett, Käse u. s. w. schon producirt haben, zu dem Resultat, daß das Gift der Fische als bloße Modification eines alten thierischen Giftes gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Giftstoffes zu betrachten sei, der wohl durch die Entwicklung eines mit dem Pimetinartigen Stoffe verbundenen Fettsäure gebildet wird.

Der vierte Abschnitt des Autenrieth'schen Werkes enthält eine Aufzählung der verschiedenen Arten von Fischen, deren Stacheln giftige Wirkungen zugeschrieben werden. Der Untersuchung der Ursachen, welche die durch die gepanzerten Fische versetzten Wunden ungewöhnlich böseartig machen, ist der fünfte Abschnitt gewidmet. Im Oten theilt der Verf. seine Ansichten über die Behandlung der durch den Genuß von Fischen bewirkten innerlichen Vergiftung, so wie der durch sie bewirkten äußern Verletzungen mit.

December 1833.

Des Aischylus Werke, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile.

(Schluß.)

Sollte Hr. D. auch einzelne Stellen, die einer eigenthümlichen Färbung entbehren, dennoch auf eine besondere Art haben hervortreten lassen, so dürfen wir mit ihm deshalb nicht rechten, denn es ist auf der anderen Seite die Unmöglichkeit nicht zu verkennen, Alles und Jedes in der bestimmten Weise, wie es sich im Original darstellt, wiederzugeben. Auch hat Hr. D. niemals, wenn er sich vom Original entfernt, die Gränze des Schönen überschritten.

Es scheint nothwendig, hier auf den Reim aufmerksam zu machen, dessen sich Hr. D. bedient hat, um bisweilen einen eigenthümlichen Eindruck hervorzurufen. Die äußere Beobachtung zeigt, daß Aeschylus den Reim öfter angewandt hat; hüten wir uns wohl, seine Bedeutung falsch aufzufassen. Wir versuchen, uns diese Erscheinung im alten Tragiker auf folgende Art zu erklären. Viele Beispiele beweisen, daß Aeschylus ein Freund von, wir möchten sagen, witzigen Antithesen war, in denen mit einem Hauptworte das, dem Sinne desselben entgegengesetzte Epitheton verbunden wird *). Wem ist wohl diese, auch den späteren Tragikern so sehr beliebte Wendung unbekannt, die durch Wiederholung desselben Wortes bis zur Caricatur gesteigert zu haben, des Euripides Verdienst ist (man erinnere sich der herrlichen Parodie im Aristophanes Fröschen, 1360 sqq. φόνα φόνα etc.). Eine weitere Ausdehnung gewann diese Wendung beim Aeschylus dadurch, daß

er ähnlich klingende Worte einander gegenüber stellte, und so eine Antithese, nicht mehr des Gedankens, sondern des Klanges erreichte *), durch welche die Darstellung ungemein viel Leben und Farbe gewinnt. Verschieden hiervon ist der Reim in den Trimetern, wo er theils von selbst durch die unvermeidliche Wiederholung der im Griechischen so klangvollen Endungen entsteht, (z. B. *Prom.* 238. 9. *ιδεῖν, τυχεῖν*; *Suppl.* 924. 5, *ἐγγεγραμμένα, κατεσφραγισμένα*), theils aber von Aeschylus mit Absicht, besonders am Ende von Reden und Abschnitten, gesetzt zu sein scheint **). Es ist nicht an-

*) So steht *Ag.* 473. *ταχύπορος, ἀλλὰ ταχύμορον* „mit Windeswehn; doch windverweht“. 366. 7. *πνεύοντων μῆζον ἢ δικαίως*; | *φλεδόντων δαμόνων ὑπέροφον* „Im Kriegsmuth wilder denn gerecht war, Im Hochmuth überstolzen Glückes“. 1544. 5. *φείει φέροντ' . . . | μίμνει δὲ, μίμνοντος . . . Choëph.* 430. 1. *ἔκατι μὲν δαμόνων | ἔκατι δ' ἀμῶν χειρῶν* „Auf Gottes Kraft bau' ich fest! Auf meine Hand trau ich fest!“ *Suppl.* 368. 9. *μονοψήφοισι νύμασιν σείδων, | μονοσήπτοισι δ' ἐν θρόνῳ χρίος* „Alleinherr mit dem Auge wenn du winkst | Alleinherr mit dem Scepter, das du schwingst.“ *Pers.* 899. *κακοφάνειαν βόαν, κακομίλειον ἰάν* „Unergötliches Getöse, Unersättliches Gestöh!“ 907. *λαοπαθῆα σείβων, ἀλτύνει τε βίαν* (so, scheint es, liest Hr. D.) „Um die Leiden in der See, Um die Leichen in der See.“ Aehnlich ist die Wiederholung desselben Wortes in gleicher Stelle verschiedener Verse, z. B. *Choëph.* 425. 6. *ἄνεν πολιτῶν ἄνεντ' | ἄνεν δὲ περθημάτων.* 618. 9. *ἐπ' ἀνδρὶ τυχεσφόρῳ | ἐπ' ἀνδρὶ . . . Pers.* 542. 3. 4. *Ξέρξης μὲν ἤγαγεν, ποιοῖ ξέρξης δ' ἀπώλειαν, τοιοῖ, ξέρξης δὲ πάντ' . . .* „Ach Xerxes führte sie — hinab! Ach Xerxes führte sie — Ins Grab! Ach Xerxes schuf u. s. w.“, entsprechend ist die Antistrophe ganz an derselben Stelle 552. 3. 4. Ferner vergleiche man *Pers.* 641. 2; 646. 7; 680. 1; 686. 7.

**) In dieser Beziehung sind hauptsächlich folgende Stellen bemerkbar: *Ag.* 24. 5. *κατάστασιν, συμφορὰς χάριν.* 1291. 2. 3. *θάψῃ, πύσῃ, θανουμένη.* 1657. 8. (das Ende des ganzen Drama's) *τῶνδ' ὑλαγμάτων, ἔγω — τῶνδ' ἐσμάτων καλῶς Choëph.* 839. 40. *εἴτ' αὐτὸς ἦν θνήσκοντος ἑγγύθω πᾶσι δν, | εἴτ' ἐξ ἀμφοῦς κληδόνος λήγει μαθόν.* 1057. 8.

*) Es genügt, hierfür anzuführen: *χαρίς ἀχαρίς* „lieblose Liebe“, *Prom.* 544. *Ag.* 1525. *Choëph.* 42. *νόμος ἀνομος.* *Ag.* 1113. *ἱσως ἀνίσωτος.* *Choëph.* 592. *παῖδες ἀπαιδεις* „kindlose Kinder“ *Eum.* 987. *θῆλος δόθλος* „ob du magst, ob vermagst“ *Suppl.* 842. *εὔας ἔκρας.* *Pers.* 666. (ähnlich ist *Eum.* 14. *χόνα | ἀνίμαρον τιθέντες ἀνιμαμῖν* „die des Landes Wildnisse seinem Zug entwilderten“).

zunehmen, daß dem so feinen Ohre der Griechen dergleichen Töne verklungen seien, ohne einen bestimmten Eindruck zu hinterlassen, und es muß daher durchaus gebilligt werden, wenn der Uebersetzer etwas Analoges durch den Reim hervorzubringen sucht. Dies ist Hr. D. in hohem Grade gelungen; die meisten unter den angeführten Stellen sind höchst entsprechend wiedergegeben, und hier, wie in manchen anderen Fällen (z. B. *Pers.* 1014. u. 1020 ἀπρίγδ' ἀπρίγδα μάλα γόσδρα. „Es bricht, es bricht mir die greise Kraft“) zeigt der Uebersetzer, daß er den Klang der Worte, der für den Eindruck des Ganzen von so großer Bedeutung ist, sehr schön nachzubilden versteht. Hr. D. bestimmt in der Vorrede (p. XI) die Bedeutung des Reims sehr gut: „Auch die alte Sculptur schmückte ihre Marmorstatuen mit hellen Farben; und diese Farben des Reimes sind es, die ich der marmorhellen Sprache des Aischylos um so weniger entziehen durfte, da sie für uns die strenge Kälte der Rhythmen so wohlthuend lindern“. Setzt er nun aber hinzu: „Wahr ist es, ich habe die Farbe häufiger und stärker aufgetragen, als mein Original,“ so muß er erwarten, daß, wenn er sich von seinem Gefühl und von seiner Kenntniß des Dichters hat bestimmen lassen, der Leser seinerseits das Recht nicht wird aufgeben wollen, zu untersuchen, ob der Reim auch an allen Stellen seinem Gefühle und dem Eindruck, den das Ganze auf ihn gemacht, entsprechend sei. Wir für unser Theil müssen bekennen, daß durch zu häufige Benutzung des Reims einige Stellen für unser Gefühl einen zu starken Anklang an die moderne Weise erhalten haben. So schließt z. B. die eine Rede der Kassandra (*Ag.* 1264—8) mit je zwei Reimen, und in dem Chore der *Choēph.* „Weinet die Thräne“ finden sich Reime, die durch das Original nicht bestätigt werden. Auch scheint es uns fast, als wenn Hr. D. zu weit gegangen ist, wenn er den Reim an zwei Stellen seiner

ὄρε, ἔγω. *Eum.* 63. 4. ποταμόπος, καθάριος. „Zeichenkündiger, Entsündiger“. 287. 8. ἡ θεός, λυήσιος. „Göttin Huld, letzte Schuld“. *Suppl.* 199. 200. φυνάς, ἡσάνας. 286. 7. πλέον, τὸ σόν. 497. 8. χρῶν, θεῶν. 499. 500. κλοι, ἐμολ. 706. 7. θεῶν, λαβών. *Sept.* 37. 8. ὀδῶ, δόλω. 452. 3. φερίγγων, ζυγόν. 663. 4. αὐτοκτόνος, μάδαμος. *Prom.* 468. 9. σόφισσι, ἀπάλλυσσι. 511. 2. φωνγάνω, μαυροῦ. 522. 3. σῶζον ἑγὼ, ἐκφυγάνω. 774. 5. ἑγὼ, λέγω. Zwar nicht am Ende einer Rede, aber von großem Nachdruck ist der Reim *Ag.* 1415. 6. ποταμόπος, θαλασσιόπος „Wunderseherin, Zukunftdeuterin.“

Uebersetzung, die ihn im Original nicht haben, in der Vorrede (p. XI) auf folgende Weise motivirt: „Für die epischen Anklänge, die dem Boten der salaminischen Schlacht so eigenthümlich sind, bot mir unsere Sprache nichts Stellvertretendes: ein Reim am Ende seiner Rede war das Einzige, was einen ähnlichen und wohlbekannten Klang hervorrief; die andächtigen Gesänge der Danaiden durften ihren weichen, ihren liturgischen Character nicht ganz verlieren: wenige Reime genügten, ihnen eine entsprechende Farbe zu liefern.“ — Wenn wir auf diese Weise mit Hr. D. in manchen Einzelheiten nicht übereinstimmen, und bisweilen weniger gethan wissen möchten, als er gethan hat, so sind wir doch genöthigt, die Aufnahme des Reims in die Uebersetzung zu loben, um so mehr, da sie uns Gelegenheit gibt, die Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu schätzen, mit welcher der Uebersetzer selbst die kleinsten Züge seines großen Originals aufgefaßt hat.

In der Behandlung des Metrums hat Hr. D. es verstanden, die strenge Form des alten Dichters unserem Gefühle zugänglich zu machen, ohne den Weg, den ihm das Original vorschrieb, auf leichtfertige Weise, wie es einige Uebersetzer gethan, zu verlassen, und so hat er es erreicht, die Schroffheit und Schwetfülligkeit, die ein zu enges Anschließen an das Antike mit sich führt, in Ebenheit und heitere Würde umzuwandeln. Namentlich ist es zu billigen, daß er den Trimeter etwas leichter behandelt hat, als es Vofs in der streng antiken Weise, die unserem Gefühle zu stark ist, gethan; ebenso hat Hr. D. die dochmischen Vers mit Recht meistens nur mit iambischem und dactylischem, und nicht mit tribrachyschem Anfange gebraucht, der keinen Eindruck auf uns macht, da wir die zweite Sylbe nicht accentuiren. Das Metrum ist in den Chören meistens dem Texte ganz entsprechend nachgebildet; doch läßt sich darüber nicht immer genügend theilen, weil oft die Lesart, die Hr. D. annahm, nicht ganz bestimmt zu erkennen ist. Es wäre zu wünschen, daß er hierüber Aufschlüsse gäbe. Besonders ist es zu loben, daß er auch das in rhythmischer Hinsicht Bedeutsame stets bedeutsam wiedergegeben, und auch hierin auf die Eigenthümlichkeit des Originals geachtet hat. Wenn er in der Anordnung der Chorgesänge vielfach von früheren Bearbeitern der Aeschyleischen Tragödien abgewichen ist, und manche eigenthümliche Ansichten aufgestellt hat, so möchte zwar wohl nicht Alles un-

bedingt zu billigen sein, jedoch verdient auf jeden Fall das mit Dank aufgenommen zu werden, was an die Stelle der Unordnung und Verworrenheit, die noch immer dieses Gebiet beherrschen, Einfachheit und Klarheit setzt.

So zeigt es sich nun, daß Hr. D. den Geist seines Dichters sicher und bestimmt aufgefaßt, und daß er es verstanden hat, dem Tragiker in die innerste Werkstatt des Schaffens zu folgen. Es ließen sich viele Beispiele anführen, um darzuthun, wie ihm selbst die entferntesten Beziehungen nicht entgangen sind, und wie er Alles, was für die Eigenthümlichkeit des Aeschylus in Sprache, Klang der Worte, Verstellung, Folge der Gedanken und Haltung des Ganzen von Wichtigkeit ist, beobachtet und mit großem Glücke nachgebildet hat; ja, wenn wir ihm etwas vorwerfen wollten, so würde es nicht etwa dies sein, daß er die Art und Weise des Dichters nicht erkannt hat, sondern, daß er bisweilen selbst da Eigenthümlichkeit und besondere Charakteristik finden zu müssen glaubte, wo sie nicht bestimmt hervortritt. Indessen ist die Masse des Gelungenen so bedeutend überwiegend, daß wir lieber mit freudiger Anerkennung das Werthvolle rühmen, als uns dem Vorwurf unzeitigen Mäkelns ziehen mögen, besonders da wir bedenken, mit welchen Hindernissen der Uebersetzer eines, in so vielen Beziehungen schwerem Dichters zu kämpfen hat.

Hr. D. läßt uns nicht allein den Dichter an seinen Werken erkennen, er giebt uns auch eine Anschauung von der Form seiner Dramen. Die Frage über den trilogischen Zusammenhang derselben hat in der letzten Zeit die Gelehrten vielfach bewegt, und wie die Entdeckungen des großen Kenners der homerischen Gesänge eine neue Bahn für die Würdigung jener epischen Gedichte gebrochen haben, so hat sie durch Belehrung und Widerspruch das Verständniß des Tragikers ungemein gefördert. Während die Kritik sich gegen die Annahme von Trilogien sträubt, um nicht den sicheren Boden äußerer Beglaubigung verlassen und sich in das Gebiet poetischer Anschauungen versteigen zu müssen, hat gediegene Gelehrsamkeit, verbunden mit tiefem dichterischen Gefühl die Ahnung eines inneren Zusammenhanges von scheinbar getrennten Dramen zur Gewißheit erhoben. Die Erkennung der trilogischen Form macht nunmehr erst eine richtige Schätzung des Gehaltes der aeschyleischen Tragödien möglich; sie allein zeigt, mit welcher Sicherheit und Besonnenheit

Aeschylus seine großartigen Conceptionen zu beherrschen verstand, und indem sich die aus einander geworfenen Glieder zu einem kräftigen, ebenmäßigen Körper vereinigen, ordnen sich auch die einzelnen Theile der Dramen nach derselben Form zu einem schöngebildeten Ganzen. Wenn die Gelehrsamkeit sich bemüht hat, den trilogischen Zusammenhang einzelner Tragödien nachzuweisen, von denen bisweilen kaum etwas mehr, als der Name vorhanden war, so versucht Hr. D., die Gestalt der Trilogien aufzufassen, und sie unserer Anschauung näher zu bringen, indem er oft einzelne Dramen anders und glücklicher, als der Verf. der „aeschyleischen Trilogie“ verbindet. Da all' sein Bemühen überhaupt darauf gerichtet ist, nicht die Untersuchungen, sondern deren Früchte mitzutheilen, so ist das freilich gewagte Unternehmen, „ein ungefähres Bild einzelner Trilogien“ nach den, in so geringer Anzahl sich vorfindenden Andeutungen zu entwerfen, mit Dank aufzunehmen; doch darf nicht vergessen werden, daß ein solches Bestreben in eben dem Maasse zur Willkühr im Nachdichten verleiten kann, als es der Darstellung poetischer Anschauungen günstig ist. Will man aber einmal ein Verfahren der Art gestatten, — und man wird es wohl nach den Bemerkungen, die der Verf. in der Vorrede macht, gestatten müssen, — so kann nicht geleugnet werden, daß die Nachbildung der Trilogien von tiefem Verständniß des Aeschylus, sowohl in der Form seiner Dichtungen, als in der Behandlung der Mythen, zeugt. So ist namentlich die Trilogie, in der die Perser das Mittelstück bilden, dann die Prometheus, besonders in der Anordnung des ersten Drama's, die Achilleis, die Aethiopis, die Trilogie der Niobe, und die von Hrn. D. zuerst aufgefundene des Ixion mit wahrhaft poetischem Geiste dargestellt. Die Trilogie der Aetnäerinnen, auf die Hr. Welker nicht eingegangen ist, liefert in der Weise, wie sie Hr. D. auffaßt, einen neuen Beweis einer sogenannten historischen Tragödie. Es sind, wie Hr. D. bemerkt, in die Darstellung der Trilogien meistens nur solche Fragmente aufgenommen worden, die von Wichtigkeit für die Erkennung des trilogischen Zusammenhanges waren; außer den mitgetheilten sind indessen noch manche bekannt, die es vielleicht wegen ihres Werthes verdient hätten, berücksichtigt zu werden. So z. B. das Vera aus Aristophanes Fröschen (v. 1468), οὐ γὰρ λόγος οὐκ ἔστιν ἐν πόλει τρεῖς, der nunmehr nach Herrn Welker's Belehrungen

(Allgem. Schulzeitung, 1831. Abth. II. No. 152.) ein klares Licht auf die „Zerstörung Iliens“ wirft. Auch die Fragmente aus den „Tödtensbeschwörern“, von denen sich eines in Aristophanes Fröschen (v. 1290) findet, scheinen wenigstens diese Tragödie, wenn auch nicht die ganze Trilogie, ziemlich bestimmt erkennen zu lassen, besonders bei gewandter Benutzung der *Nekyia* aus der Odyssee. Vermissen wir an dieser Stelle Einiges, so scheint uns an einer andern der Vf. zu viel gethan zu haben. Wenn er es nämlich unternimmt, nach so ungemein geringen Andeutungen das Satyrspiel der Orestee bis in's Einzelne genau zu skizziren, so, fürchten wir, genügt zur Motivirung dieser Kühnheit nicht die Erklärung, daß „er nichts anderes, als das Aeschyleische Satyrdrama und dessen Verhältniß, wie er es sich denkt, an einem Beispiele zeigen wollte.“ (Vorrede p. VII.) So geistreich auch der Versuch ausgefallen ist, so rechtfertigt doch, wie es uns scheint, das Gelingen subjectiver Intentionen nicht das gefahrvolle Unternehmen. Uebrigens ist die, auch durch die „Amymone“ (Theil 2. p. 103) bewährte Auffassung des Satyrdrama's, die es als „ein jubelndes Freudenfest darstellt, mit dem das neue, aus furchtbaren Kämpfen erstandene Leben begrüßt und begonnen wird“ (Theil 2. p. 28f), ebenso neu, als sinnvoll, und sie gewinnt um so mehr Bedeutung, da sie auch diese Art von Dramen, in denen Aeschylus ausgezeichnet gewesen sein soll, in eine enge Gedankenverbindung mit der Trilogie setzt.

In den Didaskalien behandelt der Verf. Alles, was nur irgendwie in ein näheres Verständniß des Dichters einzuführen vermag. Sein Leben, seine politische Stellung, sein Verhältniß zu Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern in der Kunst, die Art und Weise der Auf- führung seiner Dramen, die Zeitbestimmung derselben, alles dies ist klar und übersichtlich aus einander gesetzt. Von besonderem Werthe ist der Abschnitt, der das Leben des Tragikers vom politischen Standpunkte aus betrachtet. Aeschylus hat thätig an allen den großen Begebenheiten, die seine Zeit bewegten und Athen's Macht auf so wunderbare Weise hoben, Antheil genommen; er hat auch in die Partekämpfe seines Vaterlandes mit Wort und That eingegriffen. Nicht bloß als Kämpfer von Marathon, Salamis und Platai dichtet Aeschylus; noch in späteren Jahren stehen ihm Feinde gegenüber, gegen die er die mühevollen Errungenchaft seiner Jugend vertheidigen muß; die neue Gestaltung

des attischen Staatslebens seit Aristides Tode, und hauptsächlich die gesteigerte Entwicklung der Demokratie unter Perikles findet in ihm einen eifrigen Widersacher. Aus diesem Streite ist sein größtes Werk, die Orestee, hervorgegangen. Wie die heftigen Erregungen seiner Jugendzeit in den Perserkrügen, seiner Mannesjahre in dem merkwürdigen Wettstreit mit Sophokles, „in dem die Richtung, die er in der Kunst und im Staate vertrat, eine entschiedene Niederlage erlitt“ (Thl. 1. p. 174), und seines Greisenalters in dem fruchtlosen Ringen gegen Perikles Neuerungen den Charakter des Dichters bildeten und bestimmten, hat der Vf. auf eigenthümliche Weise hervorgehoben. Eben so interessant und belehrend ist die Schilderung der verschiedenen Stufen der tragischen Kunst, wie sie durch die Trias der großen Tragiker bezeichnet wird.

Die durch viele neue Ansichten sehr anziehenden Bemerkungen, die Hr. D. zu der Uebersetzung der Orestee hinzugefügt hat, sind im höchsten Grade geeignet, eine Anschauung von der Aufführung dieser Trilogie zu geben, und sie beweisen, daß es möglich ist, aus den geringen Andeutungen, die uns über die äußere Darstellung der Dramen enthalten sind, ein klares Bild zu entwerfen. Freilich muß man die Beziehungen, welche jedes einzelne Drama darbietet, aufzufassen verstehen, wenn man sich die äußere Wirkung desselben vergegenwärtigen will, und es ist in dieser Hinsicht ein wesentliches Verdienst des Vfs., daß er einen jeden, auch noch so verborgenen Umstand zu benutzen gewußt hat. Wir bedauern, daß es uns nicht vergönnt ist, in alle Einzelheiten, in dieser Beziehung näher einzugehen, ebenso wie wir uns nur ungern mit der kurzen Bemerkung begnügen, daß die Andeutungen über die Schule des Aeschylus und einiger anderer Dichter sehr belehrend und anziehend sind.

Soviel genüge, um den Inhalt des vorliegenden Buches zu schildern; es bleibt uns nur noch übrig, hinzuzufügen, daß Arbeiten dieser Art ebenso dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen sind, als sie den Keim zu weiterem Fortschritt in sich tragen. Die Philologie unserer Tage darf nicht mehr ihr Gefallen daran finden, eifersüchtig über ihren Schätzen zu wachen, sie muß es sich vielmehr selbst zum höchsten Gewinn anrechnen, wenn sie soviel wie möglich freien Zutritt zu ihnen eröffnet, und sie zur allgemeinen Anschauung bringen kann. Dies hat Hr. D. für den, von ihm behandelten Gegenstand gethan; wenn wir auch in einzelnen Punkten mit ihm nicht übereinstimmen, so werden wir ihm doch dafür aufrichtig Dank wissen, daß er die Werke des Tragikers mit künstlerischem Geiste nachgebildet, daß er ein allgemein verständliches Resultat aus den Untersuchungen über den Aeschylus geliefert, und das Bild des großen Dichters mit bestimmten Zügen entworfen hat. Mögen sich die Philologen ja nicht mit einem vornehmen „Gehört nicht zum Dionysos“ von dergleichen Leistungen wegwenden; ihre mühevollen Bestrebungen können in der That nur gefördert werden, wenn sie es sich angelegen sein lassen, dieselben durch die Frische der Anschauung zu beleben. A. Heydemann.

December 1833.

CXL.

Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza, von Dr. Ludwig Andreas Feuerbach. Aushach 1833. C. Brügel. II. 434 S. (Beilagen p. I—LXIV.)

Die, leider sehr gewöhnliche, Art, die Geschichte der Philosophie zu behandeln, die verschiedenen philos. Systeme ohne eigentlichen Zusammenhang, nur zufällig durch die Zeitfolge verbunden, darzustellen, wie es sich für gelehrte und Conversations-Lexica wohl schicken mag, und dann eine Kritik hinzu zu thun, welche zeigt, wie nur der Kritiker Recht und Verstand hat, — diese hat es mit verschuldet, wenn gerade Männer mit speculativem Interesse, sich voll Ekel von der Geschichte der Philosophie abwandten. Dieses aber hat Andose (zu einer Zeit, wo auch in der Wissenschaft das, früher nur religiös, Interesse sich zeigte, in der Geschichte den Finger Gottes, d. h. Vernunft zu finden) — zu dem Versuch gebracht, auch in der Geschichte der Philosophie die Nothwendigkeit und Vernunft nachzuweisen, d. h. sie zu begreifen. Allerdings geschah dies zuerst in einer Zeit, wo man glaubte begriffen zu haben, was man in ein fertiges Schema hineinpresse konnte, und so entstanden auch auf diesem Gebiete die Constructionen, in welchen sich die Geschichte der Philosophie als ein Oscilliren zwischen Realism und Idealism und dgl. zeigte, Versuche, welche nur den Fehler hatten, daß sie zu wenig construirten, denn das, worauf es am meisten ankam, die Differenzen der verschiedenen Idealismen u. s. w. wurden vergessen, und die Geschichte erschien als langweilige Wiederholung verfehlter Versuche, und es blieb das ungelöste Problem, die Wiederholung zu begreifen u. s. f., bis mit der wahren Erkenntniß der Aufgabe, die Geschichte zu begreifen, auch die Erkenntniß kam, daß solcher Schematismus nicht nur nicht helfe, sondern schade. Mit der Deduc-

tion der verschiedenen Entwicklungsstufen des Geistes aus seinem Begriff, mußten solche Klassen-Namen fallen, da, wenn eine Stufe etwa Idealism war, jede andere höher oder niedriger, kurz etwas Anders als Idealism war. — Werden nun aber, wie es die wissenschaftliche Darstellung verlangt, die einzelnen Philosophen dargestellt, als Entwicklungsstufen, die der philosophirende Geist durchläuft, so verschwindet auch die Art der Kritik, wie sie gewöhnlich war, daß der Kritiker einen fertigen Maafstab der Beurtheilung hinuträgt. Vielmehr, wie im Verlauf der Geschichte jedes System mit Nothwendigkeit aus dem vorhergehenden folgt, und von dem nachfolgenden zum Moment herabgesetzt wird, so hat der Darsteller der Geschichte, ihr nachfolgend, jedes als nothwendig nachzuweisen (zu rechtfertigen), und wo er kritisirt nur die Kritik anzuwenden, mit welcher der Geist sich selbst kritisirt. Der kritische Maafstab für eine jede Stufe ist die, unmittelbar auf sie folgende, höhere.

Der VI. des vorliegenden Werkes zeigt sowohl in der Einleitung, als in der Ausführung, daß die Geschichte der Phil. ihm nicht ein Aggregat von verschiedenen Meinungen, sondern eine Entwicklung des Geistes ist. Er hat sich ferner von dem, oben gerügten, Formalism, der nur den Schein eines nothwendigen Fortgangs hat, und die wesentlichen Differenzen übersieht, frei erhalten, vielmehr zeigt seine genaue und klare Erörterung, wie fern er ist von der oberflächlichen Ansicht, die in allen Systemen dasselbe sieht, nur (!) mit veränderten Worten. Aber die Aufgabe, die ein Jeder, welcher eine wissenschaftliche Darstellung unternimmt, sich zu stellen hat, ist von dem VI. nicht, wenigstens nicht überall, gelöst. Als Beweis sollen drei Punkte näher beleuchtet werden:

1. *Der unrichtige Anfang.* Der VI. beginnt, wie viele Andere, die Geschichte der neueren Phil. mit Bacon. Hält man die Geschichte für eine Erzählung, die

irgend Einer erzählt, so ist's freilich natürlich, wenn man diesem erlaubt, die Epochen, die er selbst macht, hinzusetzen, wo er will. (Wie wenige Historiker aber *machen* Epochen!) Hat man aber die richtige Ansicht von der Geschichte, daß sie selbst ihre Epochen macht, d. h. Punkte heraussetzt, in welchen ein neues Princip sich geltend macht, welches in einem Zeitraum (der Periode) realisirt wird, so hat der Historiker nicht die Geschichte zu theilen, sondern die Theile, in die sie sich zerlegt, aufzusuchen. Als das neue, Epoche machende, Princip führt nun der Vf. p. 15 ganz richtig an, das Princip des denkenden Geistes als denkenden, das Selbstbewußtsein der Vernunft. Das Selbstbewußtsein ist aber zunächst sprödes Fürsichsein und ausschließend gegen Alles, daher protestirend gegen alles Dasein, wie denn auch ganz richtig pg. 20 der Protestantismus in der Religion als eine Aeußerung des neuen Principes aufgewiesen wird. Allerdings zeigt sich, nun das negative Verhalten des Geistes, als reine Negation, und so also auch, als negativ gegen sich selbst, damit als Affirmation des, vorher negirten, Daseins, aber das geschieht erst im Fortgange der Entwicklung, am Anfange derselben ist der Geist wesentlich das Dasein negirend, und *nur in diesem Negiren* sich selber setzend, während wiederum das Dasein, das den Geist Negirende, *nur* sein Gegensatz ist, beides als selbstständig gegen einander. Dasjenige System also, welches das Princip in seiner dürftigsten und abstractesten Gestalt darstellt, und in welchem sich der Gegensatz beider so gestaltet, wie oben gezeigt, beginnt die neuere Geschichte, das ist aber nicht das des Bacon, sondern das des Cartesius. Weil sie nicht auf das Princip des selbstbewußten, zunächst rein protestirenden, Geistes sich gründen, gehören die vom Vf. mit dargestellten Systeme des Bacon, Hobbes, Gassendi und auch der, die Schwelle bildende, Böhms, der früheren Periode an. Der Vf. scheint das selbst dazwischen zu fühlen, Schon das Angeführte pg. 20 spricht, — wenn man dazu nimmt, daß, ehe ein Princip in der Philosophie geltend wird, es erst in andern Sphären wie Religion, Staat, Recht u. s. w. sich geltend gemacht haben muß, da die Philosophie nur das Bewußtsein einer *schon erreichten* Stufe ist — dafür; (da der Geist des Protestantismus sich in *allen* andern Sphären nicht eher als erst im 17. Jahrh. bethätigt hat.) — pg. 22 sq. spricht die Nothwendigkeit aus, daß das neue Princip mit dem

Zweifel an aller Realität beginnen müsse. Und wenn dabei gesagt wird, pg. 25, daß der Geist vorher sich *empfangend* verhalten mußte, so ist das ganz richtig; *vorher*, d. h. in der frühern Periode. — Ja pg. 282 nennt der Verf. den Cartesius geradezu den Anfänger der neuern Philosophie. — So viel Dank wir darum dem Vf. schuldig sind für die klare und gediegene Darlegung jener vier Systeme, so gehört sie doch nicht in die Grenzen des Werks, und hat den wesentlichen Nachtheil gehabt, daß das eigentliche Princip der neuern Geschichte nicht dialectisch durchgeführt wurde, und oft ganz in den Hintergrund tritt. Dies zeigt sich besonders, wenn wir *Zweitens die Art des Fortganges* betrachten. Wäre nämlich das aufgestellte Princip wirklich als das immanente der ganzen Geschichte der neuern Philosophie aufgewiesen, so würde seine dialectische Entwicklung die nothwendigen Uebergänge von einem System zu andern geben. Was nun in vorliegendem Werke ersetzt die Systeme von Cartesius betrifft, so hat dies, daß in ihnen das neue Princip sich nicht durchführen ließ, und wiederum das der vorhergehenden Periode auch nicht als das treibende angegeben ward, die Folge, daß nun gar kein nothwendiger Fortgang sich findet. Zuerst wird p. 29, nachdem ganz richtig die Skepsis als nothwendiger Anfang hingestellt ist, sehr gezwungen auch Bacon, der mit seiner Forderung, daß alle Wissenschaften *utero naturae adhaereant atque eadem alerentur*, der absoluten Skepsis ganz entgegensteht, zu einem Skeptiker gemacht; — *dies Princip* ist in ihm *nicht*, kann deswegen auch nicht, sich weiter entwickelnd, den Uebergang zum folgenden System machen. Da nun das Princip ihn nicht machen kann, macht ihn der Vf. durch eine allerdings sehr geistreiche Analogie pg. 94—94, indem er den Geist aus dem Gynasio des Mittelalters heraustreten, und auf der Universität vom Rausch der Sinnlichkeit ergriffen werden läßt. Ein Bild ist keine Demonstration. Von Hobbes zu Gassendi wird gar kein Uebergang nachgewiesen. Von Gassendi auf Böhms, pg. 150, geht die Darstellung ganz in der beliebten Weise über: die Geschichte des denkenden Geistes führt uns jetzt u. s. w., dann Antithesen zwischen der vornehmen Welt und der Schutzhütte u. s. w.; auch der tiefe Gedanke, daß ohne *sichtbaren* Zusammenhang Böhms mit seinen Vorgängern, der *ein* Geist wie unterirdisches Quellwasser zum Vorschein kommt, steht als eine bloße Versicherung

da, es mußte das *wie* des unsichtbaren Fließens, d. h. die unsichtbare, dialectische Begriffsbewegung sichtbar gemacht werden. Der Uebergang endlich von Böhme zu Cartesius wird 213 damit gemacht, daß *versichert* wird, denselben Inhalt habe in passender Form Cartesius ausgesprochen. — Im Verlauf der Geschichte von Cart. an, ändert sich's allerdings, und kann sich ändern, da von da an, das hindurchzuführende Princip wirklich das herrschende und bewegende wird. (Zu Gassendi, der mehr als bloßer Schüler erscheint, ist der Uebergang nicht besonders hervorgehoben.) Der Uebergang von Cart. zu Malebranche ist pg. 292 wirklich als ein notwendiger aufgewiesen, indem gezeigt wird, daß von den beiden selbstständigen Substanzen keine an sich die andere ist, und also in sie übergeht, und also der Geist die Ideen weder von sich noch von den körperlichen Dingen haben kann, 294, und also nothwendig alle Dinge nur in Gott geschaut werden. Eben so ist der Uebergang von Mal. zu Spinoza richtig nachgewiesen und gezeigt, daß Sp., von den Vorstellungsformen des christlichen Idealismus frei, *wirklich* zum Mittelpunkt mache, was bei Mal. nur der Vorstellung nach dies war. Weil bei diesem Verhältniß Mal. gleichsam auf dem Wege von Cart. zu Spinoza liegt, so knüpft der Vf. ganz richtig den Letztern zugleich unmittelbar an Cart. an, und deducirt aus dem, was Cart. erreicht hat, das System des Spin. ganz streng 352 so, daß er zeigt, daß, wenn der Geist und die Materie, beide *Substanzen* sind, nicht dies, daß er *Geist* und *opp.* sei, sondern daß er *Substanz* ist, das Reale und Positive in ihm ist. Man vergleiche den ganzen meisterhaften §. 112.

3ten ist zu bemerken *die Art der Kritik*, welche der Vf. anwendet. Mit wenigen Ausnahmen (Bacon und Böhme) folgen in der Darlegung der Systeme den wichtigsten Abschnitten kritische Beurtheilungen, und hier werden die Mängel und Einseitigkeiten nicht in der oben angedeuteten Weise, sondern nach dem, was der Verf. als wahr weiß, nachgewiesen. So sehr er nun Recht hat in seinem System, so ist es fehlerhaft an Hobbes z. B. eine, Jahrhunderte später gewonnene, Anschauung als Maas zu legen. (U. a. §. 62. §. 65., wo das bekannte *nihil est in intellectu etc.* vortrefflich beleuchtet wird für Jeden, der es *stzt* wollte geltend machen, aber der Tadel gegen Gassendi ist so ungerecht, als wenn man ein Kind vom Standpunkt des Mannes

beurtheilt). Ist, was vom Gassendi p. 130 gesagt ist, wahr, so durfte er kaum in die Reihe der Philosophen aufgenommen werden. — Bei Böhme hat sich der Verf. von solcher Kritik ganz frei gehalten. Seine Darstellung dieses Systems ist vortrefflich, seine Erläuterungen dankenswerth. Was der Vf. p. 338 von Locke äußert, daß er „von seinem Standpunkt aus richtig, eben darum der Sache nach falsch“ — etwas gesagt habe, hätte er stets im Auge behalten müssen, und alle Sätze eines Systems als *von ihrem Standpunkt aus richtig*, und nur diesen Standpunkt als sich in einen andern aufhebend darstellen sollen. Auch im eigentlichen Bereich der neuern Geschichte bleibt diese äußerliche Weise der Kritik. Die Darstellung des Systems des Cartesius ist so vortrefflich, wie sie dem Ref. noch nie vorgekommen ist, er muß ihr in allen ihren einzelnen Punkten, so wie dem Verf. überall, wo er das System vertheidigt, beistimmen, um so mehr aber bedauern, daß dazwischen wie pg. 251 *seq.* Anforderungen an Cart. gemacht werden, die im Grunde nichts Andres verlangen, als daß er statt Anfänger, Schluß der neuern Philosophie sein solle. — Dieser Mangel hat mit den beiden, eben gerügten, eine ganz gleiche Quelle, daß nämlich nicht *überall* das aufgestellte Princip als bewegend, der Puls der Entwicklung dargestellt ward. Wäre es stets festgehalten, so ergaben sich alle sogenannten Inconsequenzen und Mängel als nothwendig, und dann wäre das Tadeln vergessen. Beim Festhalten des Princip ergab sich's, daß in dem Gegensatz in seiner abstractesten Gestalt dem Geist entgegen stehen *mußte*, die Materie als *nur* Ausgedehntes. Der Vf. hat selbst vortrefflich es gezeigt, wie in Cart. der Geist *nur* als Selbst gefaßt sei (er *konnte* nicht anders gefaßt werden). Ist nun aber nach dem Vf. der Geist nur indem er die Materie, diese nur indem sie jenen von sich ausschließt, so ist er *bloßes* Centrum, Ich, — sie dagegen schließt gerade das Centrale aus, ist so das Selbstlose, und *nur*, indem sie jedes Centrum ausschließt (d. h. nur als Ausgedehntes) ist sie. Der pg. 274 gerügte Mangel ist also nothwendig. Cart. *muß* aus eben dem Grunde die Bewegung von Außen zur Natur bringen, es *kann* zu keiner *wirklichen* Einheit (278) der entgegengesetzten kommen, weil sie eben nur als Entgegengesetzte sind, weil sie ferner als nicht aus einem Höhern deducirte, gleich berechtigt sind, — es muß also ihre Einheit eine mechanische d. h. Zusammensetzung (279)

sein u. s. w. — Es wäre bei einer dialectischen Entwicklung des Principes nicht getadelt, daß Malebranche den Geist nur als Selbst faßt, d. h. daß er eben er ist u. s. w. Was nun endlich die Kritik des Spinoza betrifft, so muß der Ref. diese hier unangetastet stehen lassen, erstlich weil der Standpunkt des Vf. ihn den Spinoza mehr rechtfertigen, als tadeln ließe, und das Erstere sich mit dem Begreifen wohl verträgt, — dann aber, weil hier das Werk des Verfs. sich für's Erste schließt, und man nicht wissen kann, ob, was am Spinoza als Mangel gerügt wird, nicht eben in dem folgenden System verbessert wird, so daß der Verf. nur kritisirt hat, was die Geschichte kritisirte. Nur möchte der Ref. hier seinen bescheidenen Zweifel aussprechen, ob man schon an Spinoza dies als Mangel anführen kann, daß er die Substanz nicht als Geist gefaßt habe, da zur Ergänzung dieses Mangels der Geist an andert-halb Jahrhunderte bedurft hat. —

Wenn der Ref. hier auf Mängel aufmerksam machte, so geschah es, weil, wo so viel Vortreffliches geleistet ist, die Kritik um so strenger sein darf. Er muß gestehn, daß in dem vorliegenden Werk, was gründliche Benutzung der Quellen, was treue und geistreiche Darstellung der Systeme, und das Hervorheben der Grundgedanken, was das Auflösen scheinbarer Widersprüche, was die Auswahl der als Beilagen erschienenen Belegstellen betrifft, mehr geleistet ist, als in den meisten Lehr- und Handbüchern sich findet. Die Darstellungen Böhms, vor allen des Cartesius, Spinozas sind klassisch, die schwierigsten Knoten wie §§. 85. 89. 118 mit geschickter Hand gelöst. Ref., schon seit mehreren Jahren mit einer Arbeit über denselben Gegenstand beschäftigt, hat sich in seiner Erwartung, mit der er diesem, längst angekündigten, Werk entgegenseh, nicht getäuscht, aber eben das helle Licht, welches aus so vielen Stellen entgegentritt, hat die wenigen Schatten um so schärfer erscheinen lassen. Möge der Vf. uns recht bald die Entwicklung der folgenden Systeme darstellen, und dabei von seinem speculativen Geiste in jedem Augenblicke sich leiten lassen, so würden einzelne geistreiche Auswüchse sich verlieren, die, bei aller Wahrheit, nicht hingehören (so p. 157 sq.), und dagegen in allen Systemen dasselbe, nur verschieden entwickelte, Princip sich zeigen. Indem ihm dann ihre Nothwendigkeit, so wie die ihrer bestimmten Gestalt,

deutlich würde, würde sich bei ihm die wahre historische Gerechtigkeit zeigen, die nur so richtet, wie die Geschichte selbst. — Dr. Eduard Erdmann.

CXLI

Die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode, nach medicinisch - moralischen Grundsätzen und von natur-, menschen- und staatsrechtlichen Gesichtspunkten aus beleuchtet durch Theodor Friedrich Baltz, Dr. der Heilkunde und practischen Arzt in Berlin. Berlin, Posen und Bromberg, bei E. S. Mittler. 1833. 67 S. 8.

Vorliegende Schrift ist hauptsächlich für das große Publikum bestimmt, um dies auf die Mängel und Irrthümer der homöopathischen Heilmethode aufmerksam zu machen, weshalb auch nur die wichtigsten Punkte der neuen Lehre herausgehoben und einer Beleuchtung unterworfen sind. Die einzelnen Theile der Arbeit beschränken sich darauf, dem Laien besonders die tadelnswerthen und phantastischen Seiten der Homöopathie zu zeigen, welche nach des Verfs. Meinung in folgenden bestehen:

- 1) in der größtentheils ungegründeten Hypothese, daß alle Krankheiten nur durch solche Arzeneien zu heilen sind, welche ähnliche Symptome bewirken;
- 2) in der Hypothese von der Potenzirung oder Kraftvermehrung der Arzeneien durch langes Reiben, möglichstes Verdünnen, Rütteln und Schütteln;
- 3) in der Hypothese von dem vorgeblichen Erprobteisein der Wirkung der Arzeneien in der beinahe unendlich kleinen Gabe eines Millionen-, Trillionen-, Dezillionen-Theilchens eines Grans;
- 4) in der vorgespiegelten Nothwendigkeit und der unwürdigen Zumuthung der Bereitung der Arzeneien durch den Arzt selbst; und
- 5) in der durchaus verlangten, für die Menschheit so höchst gefährlichen Verabreichung dieser selbst fabrizirten Arzeneien durch die Aerzte an die Kranken.

Ob nun dem Vf. es gelungen sei, die erwähnten Gebreche der Homöopathie dem nicht ärztlichen Publikum auf eine evident und genügende Weise darzulegen, möchte Ref. fast bezweifeln, da ziemlich einseitig abgeurtheilt wird, eine stricte Beweisführung gänzlich ermangelt und obenein die ganze Schrift in einer leidenschaftlichen Sprache geschrieben ist, wodurch sie bei Laien um so mehr Mißtrauen erwecken muß. Die eingestreuten Bemerkungen über einzelne homöopathische Kuren, insofern sie sich auf Thatfachen beziehen, nehmen fast noch mehr, als der Text, das Interesse des Lesers in Anspruch, weil sie über die Verfahrungsweise und Maximen mancher Homöopathen gehöriges Licht verbreiten.

December 1833.

CXLII.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.
Breslau, Max. 1826—1833. 8.

Erster Artikel.

Es ist eine längst zum Gemeinplatz gewordene Bemerkung, daß man, um einen Schriftsteller richtig zu beurtheilen, dessen Leben kennen müsse. Wir möchten im gegenwärtigen Falle diesen Satz umkehren und behaupten, daß es, um die vorliegenden Documente aus dem Leben eines unserer merkwürdigsten Schriftsteller gehörig zu würdigen, unerläßlich ist, zuvor das Urtheil über dessen schriftstellerischen Charakter und Werth festgestellt zu haben. Es mag Andere geben, deren Leben und Persönlichkeit den Schlüssel zu ihren Schriften enthält, weil nur ein Theil des Gehaltes der ersteren den letzteren eingeblendet ist; — bei Jean Paul ist umgekehrt der Schlüssel zum Verständnisse seiner Persönlichkeit und Lebensschicksale in seinen Schriften enthalten, weil alle seine Lebensthätigkeit sich in diesen concentrirt, und sein höheres Selbst fast nur in ihnen, aber in ihnen so vollständig, wie nicht leicht das Selbst eines andern Sterblichen, zur Erscheinung kommt. Eben aber über dieses Selbst, über den litterarischen Charakter Jean Pauls im tieferen und umfassenderen Sinne, hat sich weder unter seinen Zeitgenossen, noch bis jetzt unter dem nachgeborenen Geschlechte ein Urtheil bilden wollen, welches für ein objectives, wissenschaftlich bewährtes gelten könnte. Dies mag auffallend erscheinen, wenn man es mit dem zusammenstellt, was wir vorhin sagten, daß eben Jean Paul deutlicher und vollständiger, als fast irgend ein anderer Schriftsteller, seinen persönlichen Charakter in seinen Schriften zur Schau trägt. Indessen giebt, bei näherer Betrachtung, gerade dieser Umstand einen Aufschluß über die größere Schwierigkeit der Bildung eines objectiven Urtheils, als solche bei anderen großen Schriftstellern

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

unserer Nation, z. B. bei Lessing, Goethe, Schiller u. A. stattfindet, über die wir längst ein objectives, philosophisch begründetes und unter allen Einsichtigen beglaubigtes Urtheil besitzen. Auch das schriftstellerische Hervortreten einer bedeutenden Persönlichkeit als solcher, und unverhüllt durch den Schleier, welchen eigentliche Kunst oder Wissenschaft über das Subject und die Person zu werfen pflegen, regt, wie anderes solches Hervortreten, zunächst die Leidenschaften auf, und die Stimmen, die über eine solche Erscheinung laut werden, sind, nach der einen wie nach der anderen Seite hin ausschweifend, von der Liebe oder vom Hasse beseelt. So, wir gestehen es aufrichtig, sind uns bis jetzt noch wenige Urtheile über jenen wunderbaren Mann (— einige doch, und unter diesen einige von einsichtsvollen Ausländern, namentlich Britten) zu Ohren gekommen, in denen nicht entweder die hingerissene Begeisterung für den gewaltigen Genius desselben, gegen seine vielleicht nicht minder colossalen Fehler und Verkehrtheiten verblendet, oder die Abneigung vor den letzteren auch gegen die hohen Eigenschaften und Tugenden dieses Genius erkaltet oder unempfindlich gemacht zu haben schien. Wir betrachten es als eine keineswegs unwichtige Aufgabe für die ästhetische Kritik unserer Tage, auch für diesen seltenen und abnormen Geist, wie es ihr in Bezug auf so manche andere bereits gelungen ist, — den richtigen Maßstab aufzufinden, und Denen, die sich an seinen Bildern und seinem Gedankenreichthum erfreuen wollen, ohne doch das Verwerfliche, was ihnen mit diesem Reichthume zugleich geboten wird, aufzunehmen oder gut zu heißen, gleichsam ein kunstreich geflochtenes Sieb in die Hand zu geben, wodurch sie den Spreu von den ächten Körnern auszusondern in Stand gesetzt werden. Nicht diese Aufgabe zu lösen, sondern nur zu ihrer wahrhaften Lösung, die wir für eine sehr schwierige und nur durch eine ausführlich in das Einzelne eingehende Kritik der

Werke Jean Pauls zu vollbringende halten, einige Winke zu geben, ist die Absicht dieses unsers ersten Artikels, den wir, sollte der zweite, die Würdigung des eigentlich uns vorliegenden Werkes, seine Bestimmung nicht ganz verfehlen, nicht umgehen zu können glaubten.

Wir möchten Jean Paul einem bedeutenden Charakter vergleichen, dem in der Weltgeschichte eine große That, die Schöpfung oder Vorbereitung eines neuen Zustandes der Dinge, aufgegeben war, der aber diese That nur auf dem Wege gewaltsamen Zerstörens und Umkehrens des Vorhandenen vollführen konnte, wodurch seiner eigenen Schöpfung ein Gepräge der Feindseligkeit gegen das Bestehende und zugleich der Künstlichkeit und Ueberspannung aufgedrückt ward, welcher nothwendig den eigenen Untergang derselben beschleunigen muß; — oder auch einem Forscher und Entdecker auf wissenschaftlichem Gebiete, dem sich durch die Einsichtigkeit der Richtung seines Geistes nach dem ihm gesteckten Ziele hin die Ansicht des übrigen Universums trübt oder verzerrt, und so den eigenen Gehalt der von ihm erkannten Wahrheit, wenigstens soviel die Gestalt betrifft, unter welcher er unmittelbar sie bietet, verunreinigt. Auf den Gebieten des geschichtlichen Handelns und des wissenschaftlichen Forschens giebt man diese Mischung ächter und gediegener Elemente mit verderblichen und böartigen, der Wahrheit mit dem Irrthume, zu, als eine nothwendige und unvermeidliche in den meisten Fällen; wo überhaupt etwas gethan, geleistet oder gefunden werden soll. Es thut in der Meinung der Menschen, die überhaupt das Große zu würdigen wissen, dem Ruhme eines geschichtlichen Helden keinen Eintrag, wenn seine Gegenwart, sein unmittelbares Wirken, eben so sehr ein zerstörendes, als ein schaffendes war, oder wenn sein Werk eben durch seine colossale Größe sich seinen Umsturz bereite; und von jeder wissenschaftlichen Entdeckung zieht die Zeit den baaren Gewinn ab und bewahrt das ewige Gedächtniß des Erfinders, während die Schlacken des Irrthums, die er zugleich mit zu Tage gefördert hatte, bei Seite geworfen und vergessen werden. Aber auf dem Gebiete der Kunst ist solche Mischung eine bedenklichere, sowohl für den Ruhm des Künstlers, als für den Umfang und die Gediegenheit der Wirkungen, die von seinem Werke erwartet werden. Hier liegt das edle und köstliche Erz, ewig unausgeschieden von den Schlacken, der Anschauung vor, und es bedarf für je-

den Einzelnen, der dasselbe sich aneignen und seiner sich erfreuen will, eines stets neu wiederholten Amalgamationsprocesses. Von der Kunst sind alle ächten Jünger derselben gewohnt, vor allem anderen Reiz ihrer Werke zu fordern: denn sie hat ja eben die Bestimmung, das im Leben Getrübte und Ververrorene zu reinen Harmonie der Idee wiederherzustellen, und durch Beseitigung alles dessen, was in der gemeinen Wirklichkeit diesen Einklang stört, ein Himmelreich wenigstens des objectiven Scheines zu erbauen. Wie kann, — diese Frage läßt sich nicht umgehen, — Der auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen, der eben jene trübe Mischung, welcher zu entgehen wir aus dem Leben in die Kunst flüchten, in die Kunst mit hinübernimmt; der sein Werk wie ein Buch voll reiner und unreiner Thiere vor dem Beschauer ausbreitet?

Es wird den Verehrern J. P. Richters hart erscheinen, wenn wir den gefeierten Dichter unbedingt und ohne Einschränkung unter die hier bezeichnete Gattung von Künstlern, deren Charakter als Künstler solcherart gestaltet problematisch wird, zu subsumiren wagen. Und doch sind wir uns bewußt, diesen Ausspruch eben so sehr in der Absicht zu thun, um dadurch seinen Gegnern einen Wink zu geben, wie derselbe ungeachtet seiner Fehler dennoch ein großer Mann sein und bleiben kann, wie allerdings auch in der Absicht, vor einer blinden Bewunderung desselben und Hingebung an ihn zu warnen. Wir selbst sind die Schule einer fast unbedingten Verehrung Jean Pauls durchgegangen; wir haben die Kraft seines mächtigen Genius, Seelen an sich heranzuziehen und von der Fülle der Anschauungen, die er verschwenderisch zu spenden weiß, trinken zu machen, durch und durch in uns selbst erfahren — und von dieser Erfahrung ist das Bewußtseyn jener Götterkraft, welche diesen Geist ein für allemal in eine Reihe mit allen wahrhaften Genien stellt, unauslöschlich in uns zurückgeblieben. Aber die Klarheit dieses Bewußtseins selbst verträgt sich auf die Länge nicht mit einem ruhigen Gelten - und Gutseinlassen, oder gar mit einer verblendeten Liebe jener Auswüchse, die mit der Natur des ächten Genius, obgleich sie unter dessen üppig treibender Lebenswärme aufgewachsen sind, doch in ewigem Widerspruche stehen. Wer es versäumt, sich über das eigentliche Wesen dieser Auswüchse, über ihre keineswegs nur indifferente oder gleichgültige, sondern positiv verkehrte, und also, — da

sie sich auf ästhetischem Gebiete zeigen, — in Wahrheit *ästhetische* Natur, deutliche Rechenschaft zu geben, für den wird sich, wenn er sonst einen tüchtigen Sinn und lebendige Anschauungskraft besitzt, der Eindruck, den er unbewusst von ihnen empfängt, mit der Wirkung, die der Genius, der mit ihnen behaftet ist, auf ihn ausübt, allmählig neutralisiren, und somit die letztere, und die Freude und Erhebung, die er aus der Beschäftigung mit diesem Genius schöpfen könnte, für ihn verloren gehen. Auf diese Weise haben wir es geschehen sehen, wie manche unserer edelsten und urtheilsfähigsten Geister, indem sie es veräumelten, sich das eigentliche Wesen der abstoßenden Elemente, die für sie in diesem Dichter lagen, zu klarem Bewußtsein zu bringen, ungerecht gegen Jean Paul wurden, und zugleich mit der positiven Natur seiner Mängel auch die ächte Kraft und Höhe seines Genius verkannten. Wohl zu unterscheiden von solchen Geistern, deren es zu unserer Zeit gar nicht wenige giebt, deren Genius selbst Einer und derselbe mit ihrer Verkehrtheit und Häßlichkeit, ein durch und durch bössartiger und abgefallener, ein schwarzer Magus ist, — lassen sich bei unserm Dichter beide Elemente, das ächte und das unächte, allerdings von einander abtrennen; nicht zwar, als seien sterblich oder zeitlich schon getrennt, als wälte das eine da, in demjenigen seiner Werke, oder an dem Theile des einen oder des anderen dieser Werke, wo man das andere nicht findet, — hiezu läßt es die organische Natur des Geistes freilich nicht kommen, — wohl aber, insofern es einen philosophischen Scheidungsproceß der höheren Kritik giebt, der den Begriff des trüben Mediums, durch das hindurch sich in solchen Geistern das reine Sonnenlicht des Genius offenbart, von dem Begriffe dieses Genius ablösen, den Genius von seiner Umhüllung entkleiden kann.

Der Genius, nämlich der ächte und wahre, der weiße Magus, im Gegensatze jenes schwarzen, dessen wir eben gedachten, eben so sehr, wie im Gegensatze minder begabter Geister, bewährt sich in der Dichtkunst vor allem andern durch das Talent der Menschen- oder Charakterschöpfung. Dieses Talent finden wir bei Richter in einem Grade, der ihn, wiefern sich das Aechte, was er in dieser Beziehung gegeben hat, von der unlauteren Mischung, mit der es sich versetzt findet, rein darstellen ließe, unbedingt den Größten auf diesem Gebiete an die Seite setzen würde. Wenn ausdrücklich

dieses Talent nicht selten an ihm bezweifelt worden ist, so können wir diesen Zweifel eben nur für eine Folge des Unvermögens jener Sonderung ansprechen, die wir von jedem Beurtheiler dieses Dichters zu fordern uns allerdings berechtigt glauben. Es käme auf den Versuch an, bei einer detaillirteren Durchmusterung der Hauptwerke Jean Pauls die ächten Züge, die sich in der Darstellung der Charaktere dieser Werke finden, gesondert von den unächten zu sammeln, sie durch eine poetisch reproducirende Kritik zu einer räsonnirenden Charakterschilderung zusammenzustellen, und zuzusehen, ob sich nicht aus ihnen ein reines, lebendiges, aus den Tiefen der menschlichen Natur geschöpftes Bild einer wahrhaften, durchaus individuellen Persönlichkeit ergeben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIII.

Die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. Eine Inauguralrede, von Dr. Fr. Kortüm, Prof. der Gesch. an der Bernischen Akademie. Bern, bei C. A. Jenni 1833.

Bei dem Kampfe der politischen Ideen, welcher unsere Zeit bis in ihre Grundfesten ergriffen hat, liegt es im Interesse der Geschichte als Wissenschaft, an verwandte Zustände und Zeitlagen der Vergangenheit zu erinnern; nicht um zu warnen und zu lehren, — denn die Geschichte ist keine Schmelzstätte eben so wenig als das Leben eine Schule — sondern um ganz eigentl. ihr Amt auszuüben, und in der Aehnlichkeit, Verwandtschaft oder Harmonie menschlicher Thaten und Schicksale die ewige Einheit des Gesetzes zu offenbaren. Die größte Krisis der Hellenischen Welt, der Peloponnesische Krieg, welchem Thucydides Leben wie das geistige Dasein seiner Wirksamkeit als Geschichtschreiber angehört, bietet nicht nur einzelne Punkte der Vergleichung mit dem Stande der Dinge unseres Jahrhunderts dar; sie ist in der That *dasselbe* geistige Moment, das unsere Zeit bewegt, wenn man darunter nicht todte, absolute Identität, wovon weder das Leben der Natur noch der Menschheit etwas weiß, sondern organische, lebendige Harmonie verstehen will. Auf diese Harmonie aufmerksam zu machen, und in ihr jene Einheit des schaffenden und bildenden Gesetzes in historischer Art anzuzeigen, scheint im Allgemeinen die Absicht, der eben genannten kleinen Schrift zu sein, der diese Anzeige gewidmet ist. Ihre besondere Bedeutung findet dieselbe in den gegenwärtigen Zerwürfissen und Spaltungen der Schweizerischen Kantone und ihrer freien Bürger, für welche sie zunächst geschrieben wurde. Ref. tadelt deshalb nicht die etwas rhetorische Form der Darstellung, welche ebenhin der mündliche

Vortrag eines Festredners hienieden möchte. Weniger kann er es billigen, daß auch im Materialien der Geschichte, namentlich in der Schilderung des Zustandes, Geistes und Charakters der Griechischen Staaten vor und in der Zeit des Peloponnesischen Krieges, die Färbung zu grell und finster gehalten ist, obwohl sie sich überall 'treu' an den Ton der Thucydideischen Darstellung anschließt. Allein nicht nur die Alten, wie Dionysius von Halikarnass u. A., deuten mißbilligend auf die Bitterkeit und Schärfe der Thucydideischen Urtheils- und Ansichtsweise hin (*ἡ δὲ Θουκυδίδου διὰ τὴν αἰσθητικὴν καὶ πικρὰ*); sondern, wenn man auch diese Meinung eines späteren, schwächlichen und gesunkenen Zeitalters, welches das Große und Starke nicht mehr vorstellen und ertragen könnte, verwerfen will, so sprechen es doch die Zeugnisse wie die Geschichtserzählung älterer, fast gleichzeitiger Schriftsteller (Platon, Xenophon u. A.) deutlich aus, daß Thucydides, vom edlen Eifer für die Sittlichkeit und Mäßigung des alt-hellenischen Sinnes erhitzt, und darüber der schönen Pflicht des Geschichtschreibers, jener milden Ruhe und jener erhabenen, über der Zeit und ihren Interessen stehenden Gleichmuths der Anschauung vergessend, in der That zu hart und streng sein Zeitalter gerichtet habe, jenes Zeitalter, das freilich der Wendepunkt, zugleich jedoch auch der Gipfelpunkt Hellenischer Größe war. Jene erhabene Ruhe der Anschauung mag aber der Geschichtschreiber einer Zeit, in welcher eine mächtige, Alles durchdringende Bewegung der Völker nicht nur alle Leidenschaften und Begierden, und damit Laster und Verbrechen aller Art, sondern auch alle höheren Geisteskräfte und damit alle Irrthümer und Trugbilder des menschlichen Verstandes in den lebendigsten Umlauf setzt, nur durch den festen Blick auf den ganzen Kreis der Menschengeschichte und seinen göttlichen Mittelpunkt sich erhalten und bewahren. Thucydides, wie die Alten überhaupt, umfasste in seinem Gesichtskreise nur die ihn umgebende Welt seines Vaterlandes, der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit. Was er hier sah, galt ihm für allgemein-menschlich. Daher setzte er die menschliche Natur so tief herab, daß er meint, die großen und schweren Uebel des Peloponnesischen Krieges würden sich fortwährend wiederholen, so lange das menschliche Wesen sich selbst getreu bleiben werde, daß er letzteres schlechthin prahlüchtig und eitel nennt, und die menschliche Willensfreiheit nicht nur für beschränkt hält durch die Einflüsse der Naturgewalten und die Veränderungen, der großen, universellen Verhältnisse, sondern sie geradezu für unfähig erklärt, sich über Leidenschaften und Begierden zu erheben (III, 82. V, 68. III, 84. vergl. IV, 108. II, 8. VII, 68. VIII, 89 u. a.). Eben daher kann man aber auch, obwohl Thucydides selbst sich nirgend darüber ausspricht, dennoch mit großer Sicherheit annehmen, daß sein Blick für die Offenbarung des Göttlichen in der Geschichte getrübt war, daß die höhere Leitung menschlicher Dinge ihm in düsterer Ferne verschwand, und sein Glaube daran nicht zur historischen Klarheit und Sicherheit sich erhoben hatte (was Ref. schon an einem andern Orte gegen die Ansicht des Hrn. Verfs. ausgesprochen hat). Denn es ist ein merkwürdiges, aber sehr

erklärliches und natürliches Ergebnis der Geschichte, daß je tiefer eine Religionslehre, eine Philosophie oder die Volkmeinung einer Zeit, je tiefer die Weltanschauung eines Einzelnen die menschliche Natur, den Geist und das Wesen des Menschen herabsetzt, desto tiefer in derselben Religionslehre, Volksmeinung und Weltanschauung auch die Natur des Göttlichen gesetzt, desto schwankender und unsicherer der Glaube an eine göttliche Fügung menschlicher Dinge erscheint, und desto allgemeiner und verderblicher Unglaube und Atheismus um sich greifen. Achtung vor dem allgemein Menschlichen, welcher die Demuth des Einzelnen immer zur Seite steht, ist die nothwendige Bedingung der Achtung des Göttlichen.

Kann Ref. mit der Ansicht des Hrn. Verfs. über die Weltanschauung und religiöse Denkungsart des Thucydides nicht ganz übereinstimmen, so ist er andrer Seits mit der Durchführung des eigentlichen Themas dieser Schrift, Thucydides Stellung zu den Parteien Griechenlands betreffend, völlig einverstanden. In der That tritt in Thucydides Charakter, wie ihn sein Werk deutlich ausspricht, eine innige, lebendige Verschmelzung des tiefen, ernsten Gemüths des Dichters, und des hellen, schärf-sichtigen Geistes des Atheners hervor. In der That konnte er nur durch diese besonders glückliche Bildung seines innersten Wesens seinen schwierigen Standpunkt als Zeuge der Wahrheit in dem ihn umgebenden Gewirre Parteisüchtiger Berichte, Meinungen und Ansichten mit solcher Sicherheit, Festigkeit und Unbestechlichkeit behaupten. In der That erklären sich aus dieser besondern Mischung seiner Natur auch manche, sein Werk charakterisirende Eigenheiten, deren der Hr. Verf. nicht gedacht hat; so sein voller körniger Styl, der in Lakonische Kürze den reichhaltigen, vielseitigen Geist des Atheners zusammenzudrängen sucht; das eigenthümliche Helldunkel seiner halb-poetischen, halb-rhetorischen Darstellung, die den Schwung Dorischer Lyrik mit der Schärfe und Bestimmtheit Attischer Beredsamkeit vereinigt; endlich auch jene ernste, nur zu finstre und harte Weltanschauung und Lebensansicht, in welcher das feine, sinnige Gemüth des Dichters von der klaren Attischen Erkenntnis des gegenwärtigen Verderbens wie des zukünftigen, unvermeidlichen Verfalls Hellenischer Dinge gewaltsam erschüttert, sich abspiegelt.

Wenn der Hr. Verf. schließlich die Parallele, die zwischen den politischen Bewegungen und Ideen des Thucydideischen Zeitalters und unsers Jahrhunderts sich darbietet, nur andeutet, und das daraus zu ziehende Resultat ganz verschweigt, so kann Ref. darin nur die ächthistorische Bescheidenheit ehren, welche die Sachen und Thaten lieber selbst sprechen lassen, als durch wohlgesetzte Betrachtungen und Redensarten die weit mächtigere und ergreifendere Sprache jener in ein matten, subjektives Raisonement verflüchtigen will; er kann nur wünschen, daß gerade darum die kleine Schrift des Verfs. von denen, welche etwa berufen sind, in die Zeit und ihr Getriebe thätig einzugreifen, um so mehr gelesen und beherzigt werden möge.

Hermann Ulrici.

J a h r b ü c h e r f ü r w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

December 1833.

*Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heft-
lein.*

(Fortsetzung.)

Gelänge dieser Versuch, wie wir nicht zweifeln, daß er gelingen würde, wenn nur der Kritiker die dazu erforderlichen Eigenschaften mitbrächte, so hätten wir hiemit ein unverwerfliches Zeugniß, daß in des Dichters Geiste das Positive einer reinen und ächt lebendigen Kunstschöpfung vorhanden war, und daß, was den Genuß dieser Schöpfung verkümmert, nicht sowohl ein Mangel an genialer Begabung, als vielmehr ein entgegenstehendes Positive ist. Freilich würde hierbei auch noch vorausgesetzt, daß man zu dieser Untersuchung nicht etwa mit Forderungen hinkäme, die schlechterdings unerfüllbar sind, und die auch in den anerkannt größten und reichsten Dichtern nur eine verblendete Bewunderung derselben erfüllt finden kann. Man hat oft Jean Paul der Einförmigkeit und Wiederholung in der Schilderung der Charaktere von Helden und Heldinnen seiner Romane bezüchtigt, und nicht bedacht, daß eine gleiche Einförmigkeit, und überdies noch Unbestimmtheit oder Charakterlosigkeit, in Bezug auf die am meisten hervortretenden männlichen Charaktere, zwar nicht mit Recht, aber doch mit einigem Scheine von Recht, auch Goethen vorgeworfen worden ist, so wie, daß selbst der Meister, dessen Uerschöpflichkeit in dem Hervorhauchen der buntfarbigsten Individualitäten unter allen am höchsten gefeiert wird, der gewaltige Shakespeare, seine weiblichen Heldinnen vor einer sehr auffallenden Familienähnlichkeit nicht hat bewahren können. Daß ein Dichter, insbesondere ein Romandichter, allenthalben in den Vorgrund Charaktere, seinem eigenen verwandte, zu stellen liebt, und diese mit der größten Ausführlichkeit schildert, ist an sich noch kein Tadel, dafern er nur in der Art und Weise der Darstellung dieser Charaktere die objective und universelle

Weltanschauung bethätigt, welche den Charakter in wahrhaft organischem Sinne zum Gliede eines größern Ganzen macht. Es giebt Dichter, deren Genius, ohne darum niedriger zu stehen, als andere Genien, es sogar wesentlich zu fordern scheint, daß sie alles, was sie auf ächt lebendige und schöpferische Weise darstellen sollen, zuvor an sich selbst erleben müssen; und ihre Darstellung wird dadurch nur eine um so innigere und plastisch gediegnere. Gelingt es solchen Dichtern, den übrigen unendlichen Weltinhalt gleichsam auf der Spiegelfläche jener Individualitäten, die ihr eigenes objectivirtes Selbst darstellen, schwimmend, in theilweise, aber durchaus naturgemäße, gebrochener Gestaltung zu zeigen, so erreichen sie durch diese indirecte Schilderung dasselbe, was andere durch ihre mehr unmittelbare. Wegen dieser Subjectivität also dürfte unsers Erachtens Jean Paul nicht zu schelten sein; denn so sehr man in allen seinen Romanen (einige kleinere aus seiner spätern Lebenszeit, z. B. Katzenberger, der Komet u. a. vielleicht ausgenommen) ihn selber findet, so hat er für diese Schilderung seiner selbst doch durchaus einen höheren Maasstab und eine tiefere Quelle, als nur wiederum sein Selbst, und er bietet in den oft mit außerordentlicher Meisterschaft gezeichneten Gruppen der Nebencharaktere einen wahrhaften Weltinhalt. Was aber allerdings an ihm zu schelten ist, ist das Gepräge von krankhafter Ueberspannung, die nicht selten in Fratzenhaftigkeit ausartet, welches er den meisten seiner Charaktere und gerade denjenigen am auffallendsten und abstoßendsten ausdrückt, die er mit der größten subjectiven Vorliebe schildert. Eben von diesem Gepräge aber wagen wir zu behaupten, daß es weniger in der Conception, als in der Ausführung jener Gestalten liegt, die dadurch nicht selten (man denke unter andern an den Albano im Titan) ihrer ursprünglichen Anlage handgreiflich untreu werden; daß dem Dichter selbst, — weniger freilich im Einzel-

nen und Concreten (denn dann würde er sich von diesem Fehler haben befreien können), als im Abstracten und Allgemeinen, — ein Bewußtsein darüber nicht abgeht; und daß folglich in der Würdigung von Jean Pauls Gabe der dichterischen Menschenschöpfung davon abgesehen werden kann, wenn es auch für die allgemeine ästhetische Werthschätzung seiner Romane als Kunstwerke stets ein Flecken, und zwar ein häßlich verunstaltender, bleiben wird. Am leichtesten dürfte es sein, das der ächt schöpferischen Grundidee eines Charakters Angehörnde von dem der fehlerhaften Ausführung Angehörnden zu unterscheiden, bei solchen Charakteren, in denen das Element jener dem Dichter leider anklebenden Unnatur für ihn selbst objectiv geworden, und auf eine Spitze hinaufgetrieben ist, wo er es als ein böses erkennt und in diesem Sinne schildert; und dann bei solchen, an deren rein objectiven Darstellung die Leidenschaft des Dichters keinen Antheil hat. Als Beispiel für die erstere Art von Charakteren nennen wir den Roquairöl im Titan, in welchem wir das Element jener phantastischen, bis an die äußersten Gipfel der Verruchtheit herauführenden Zerrissenheit, der in unserm Zeitalter so viele hochbegabte Geister verfallen sind, mit noch nie erreichter Wahrheit und Tiefe geschildert finden; als Beispiel für die letztere die Lenette im Siebenkäs, über deren unübertrefflich gelungene Darstellung wohl unter Allen, die dem Dichter sich nicht ganz entfremdet haben, nur Eine Stimme ist.

Was die Composition im engeren Sinne der Dichter'schen Werke, die Fabel seiner Romane betrifft, so pflegte der Dichter selbst sich darüber zu beklagen, daß man die große Kunst, die er auf dieselbe gewandt, so wenig erkennen wollte, daß man sie meist für eine zufällig zusammengeworfene, den reichen und herrlichen Einzelheiten nur als Rahmen dienende, zu nehmen beliebte. Wir unsererits verkennen nicht, daß diese Composition allenthalben, namentlich in den größern Werken, mit ausdrücklichem Hinblick auf das Ganze des Weltzusammenhangs, und mit der Tendenz, ein Bild dieses Weltzusammenhangs im Kleinen zu geben, wie es allein des Genies würdig erscheinen kann, entworfen, und mit überaus kunstreicher, eben so tief-sinniger als besonnener Absichtlichkeit durchgeführt ist. Käme es bloß auf die Intensität des künstlerischen Bewußtseins und auf die Ideenfülle an, die in der Fabel

eines Romans auf entsprechende Weise, wie in der eines Drama, niedergelegt sein kann: so wären einige der Jean Paul'schen Compositionen nicht weniger, als es nur immer die tief-sinnigsten und gedankenreichsten Compositionen Shakespeares sein müßten, würdig, von philosophischen Denkern studirt und ergründet, und als Musterbilder für die Begriffe von Weltzuständen und Weltgesetzen benutzt zu werden. Aber hier nicht weniger, wie bei der Charakterzeichnung, wird der Mangel an Reinheit der dichterischen Produktionskraft zu einem Mangel an Wahrheit in der Auffassung und Durchführung der Weltverhältnisse. Die Fabeln Jean Pauls, während sie nicht selten durch die Großheit der Blicke in die Tiefe des Weltwesens und durch die Weite und Freiheit der Ueberschauung seiner Breite überraschen, beleidigen zugleich durch die allenthalben beigemischte Willkür und Sonderbarkeit, welche, in dem überreizten Streben, die Wirklichkeit zur Idee zu erheben, die Wirklichkeit vielmehr zur Caricatur verzerrt. Jean Paul ist viel mehr Philosoph, als es der Dichter zu sein braucht, insofern die Philosophie in der Ausdrücklichkeit des Selbstbewußtseins und in der überall sich eindringenden Reflexion besteht; aber dieses Zuviel schlägt unmittelbar in ein Zuwenig um: er ist weniger Philosoph, als der seiner selbst unbewußte; reine Künstler es ist, insofern nämlich die wahrhafte Philosophie des Künstlers in der bewußtlosen, allem durch den Instinct des Genies herbeigeführten Harmonie seiner Gebilde mit dem selbstbewußten Weltbegriffe des speculativen Denkers besteht. Jean Paul hat sich auch ausdrücklich viel mit wissenschaftlich philosophischen Studien beschäftigt; mehrere seiner früheren Werke enthalten höchst großartige Anticipationen der tieferen Natur- und Geistesansicht der Philosophie unserer Zeit, eben so, wie später seine Vorschule der Aesthetik, seine Levana und andere seiner größeren und kleineren Schriften wichtige Beiträge zur Ausbildung und Erweiterung dieser Ansicht; keine litterarische Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie ließ ihn unberührt; er suchte sich ihrer aller zu bemächtigen, und drang in ihren Sinn bis zu einem gewissen Grade nicht erfolglos ein. Dennoch gelangte er nie zur philosophischen Befriedigung; er brach an irgend einer willkürlich beliebten Stelle den wissenschaftlichen Faden eigenmächtig ab, und füllte die leeren Räume durch die sentimental-phantastische Maschinerie eines höchst

oberflächlichen Dualismus und eines fast roh zu nennenden grüßlichen Materialismus aus. Auf ganz entsprechende Weise sehen wir ihn in seinen romantischen Compositionen fast allenthalben die Idee, welche die Anlage der Fabel bedingt, durch die Hitze seiner trunkenen Leidenschaft bis zu einem solchen Grade der Ueberspannung aufreiben, bis der Faden des künstlerischen Gewebes auseinanderreißt, und dies durch irgend einen tollen Einfall, dessen Inhalt ein fratzenhafter, kümmerlich noch mit den Fetzen der Idee überklebter Mechanismus zu sein pflegt, zusammengeflocht werden muß.

Man hat den schriftstellerischen Grundcharakter Richters als *humoristischen* bezeichnet; und es lohnt der Mühe, sich über die Grenzen, innerhalb deren diese Bezeichnung ihre Richtigkeit hat, mit einigen Worten zu verständigen. Der dichterische Humor, diesen Begriff streng philosophisch aufgefaßt, ist das Element der Negativität in der Poesie, ihr feindliches Gekehrte gegen die Gestalten der gemeinen Wirklichkeit, ihre Kraft gleichsam des Zerfressens und Zerbeissens dieser Gestalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIV.

Lehrbuch der Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik, von Johann Paul Brewer, Prof. der Mathematik und Physik zu Düsseldorf. Düsseldorf bei Schaub 1832.

Ein erfolgreiches Studium der Mechanik setzt nicht allein eine gründliche Kenntniss der Mathematik, sondern auch einen beträchtlichen Umfang physikalischen Wissens voraus. Dieses lehrt uns die in der Natur vorhandenen Kräfte kennen; es liefert den Stoff, durch dessen Gebrauch die Anwendung der allgemeinen Gesetze des Gleichgewichtes und der Bewegung auf Gegenstände der Erfahrung bedingt wird. — Betrachtet man die Ausführlichkeit, mit welcher in dem vorliegenden dritten Theile des Lehrbuches der Mechanik von Hrn. Prof. Brewer die physikalischen Lehren behandelt werden, welche für die Hydrostatik von Wichtigkeit sind, so scheint es, daß der eben angeordnete Gesichtspunct hauptsächlich in dem Plane des Hrn. Vfs. gelegen hat. Indem das Werk auf diese Weise weiter in das Gebiet der Physik eingeht, und sich nicht begnügt, nur das Nothdürftigste aus derselben für den Gebrauch der Mechanik zu entnehmen, unterscheidet es sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft, und gewinnt nach einer Seite hin eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit. Freilich steht dagegen die mathematische Ausführung der mechani-

schen Lehren zurück, und um so mehr, da der Hr. Verf. sich den Gebrauch der Differential- und Integralrechnung gänzlich unterzogen und dieselbe in den Fällen, wo es nöthig war, durch andere algebraische Methoden ersetzt hat. Ref. glaubt nicht, daß diejenigen Stellen des Buches, welche in diesem Falle sind, durch die Einführung der Grenzmethode an Leichtigkeit gewonnen haben; vielmehr scheint es ihm, daß der Hr. Verf. Recht gehabt haben würde, bei denjenigen Lesern, welche nicht die Mühe scheuen, sich durch mehr oder minder weitläufige Summationen hindurchzuarbeiten, wie solche zum Ersatz der Integralrechnung eintreten müssen, eine elementare Kenntniss dieser Rechnung vorauszusetzen, welche gegenwärtig so leicht zugänglich ist und durch die mit ihrer Einführung verbundene Kürze und Einfachheit sich so sehr empfiehlt. Mit etwas größeren mathematischen Mitteln hätten sich viele Lehren allgemeiner und dabei nicht minder klar durchführen lassen. —

Wenn indeß der Hr. Vf., in Folge dieser in den Plan des Werkes gelegten Beschränkung, auf die Darstellung der, größeren mathematischen Mittel fordernden, Theile der Wissenschaft verzichtet hat, so zeigt sich in dem, was er giebt, ein selbstständiges Urtheil und ein Streben nach gründlicher Einsicht, sehr geeignet, zu weiterem Nachdenken anzuregen. — Um den Lesern Kenntniss von diesem Werke zu verschaffen, und das ausgesprochene Urtheil zu begründen, will Ref. eine Anzeige des Inhaltes mittheilen, und bei einigen Punkten desselben etwas verweilen, obgleich es ihm nicht möglich ist, auf alle die verschiedenen Gegenstände mit der nöthigen Ausführlichkeit einzugehen, auf welche der Hr. Vf. in der Vorrede besonders aufmerksam macht. —

Der Hr. Vf. geht, wie die meisten Schriftsteller über Hydrostatik, von der Eigenschaft der in Gefäße eingeschlossenen Flüssigkeiten aus, welche in der gleichmäßigen Fortpflanzung eines einseitigen Druckes nach allen Richtungen besteht. Diese Eigenschaft wird von ihm Elasticität genannt, und als der wesentliche Charakter der Flüssigkeit angesehen. Allein die einfachste Eigenschaft der Flüssigkeiten ist ohne Zweifel der Mangel an Cohäsion und die freie Beweglichkeit ihrer Theile, welche daher aus der gleichmäßigen Fortpflanzung des Druckes, als eine nothwendige Folge, müßte abgeleitet werden. Ref. findet nicht, daß der Hr. Verf. dies in seinem Werke gethan habe, und glaubt, daß vielmehr umgekehrt die gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes als eine Folge der freien Beweglichkeit der Theile betrachtet werden müsse. Lagrange leitet die Fortpflanzung des Druckes und die damit zusammenhängenden hydrostatischen Gesetze ab, indem er die Flüssigkeiten lediglich als Anhäufungen loser, beweglicher Theilchen ansieht (*comme des amas de molécules très-déliées, indépendantes les unes des autres, et parfaitement mobiles en tout sens*. Anal. Mech. S. 181. der zweiten Ausgabe). Da die gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes, eine allen Flüssigkeiten zukommende Eigenschaft, von dem Hrn. Vf. Elasticität genannt wird, — worüber nähere Erklärung zu wünschen gewesen wäre — so mußte die gewöhnliche Eintheilung der Flüssigkeiten, insofern sie von dem Dasein oder Mangel dieser Eigenschaft hergenommen wird, natürlich

wegfallen. Die Sache wird aber dadurch nicht verändert, indem die Flüssigkeiten in zusammenrückbare und nicht zusammenrückbare unterschieden werden, Ausdrücke, welche man, neben den hier verworfenen Namen elastische und tropfbare Flüssigkeit, auch sonst häufig braucht. Den Namen tropfbare Flüssigkeit weist der Hr. Vf. deshalb zurück, weil Tropfbarkeit keine einer Flüssigkeit allein zukommende, sondern nur durch das Zusammentreten von Flüssigkeiten verschiedener Art bedingte Eigenschaft sei. Nämlich das Wasser bildet Tropfen in der Luft, aber auch die Luft im Wasser (Luftblasen); also sind beide in gewissem Sinne tropfbar. Der Hr. Verf. verweist bei dieser Gelegenheit auf seine Schrift über die Natur der festen und flüssigen Körper, in welcher er diese Ansichten entwickelt hat. Ohne diese Schrift zu kennen, glaubt Ref. doch darauf hinweisen zu müssen, daß die Bildung des Wassertropfens und die der Luftblase auf ganz verschiedenen Ursachen beruhen. Die Luftblase wird durch den Druck der sie umgebenden Flüssigkeit zusammengehalten; der Wassertropfen dagegen entsteht durch die Anziehung der Theilchen gegen einander. Der Name tropfbare Flüssigkeit dürfte daher doch mehr Grund haben, als der Hr. Vf. bei der Verwerfung desselben voraussetzt.

Nachdem der Hr. Vf. die Flüssigkeiten in der angegebenen Weise unterschieden, behandelt er die Lehre von dem Drucke, den das Wasser auf die Wände des einschließenden Gefäßes, vermöge seiner Schwere, ausübt, und entwickelt die bekannten hierher gehörigen Gesetze. Nach einer sehr kurzen Andeutung über die Wirkungen der Capillarattraction folgt die Statik der luftförmigen Körper, in welcher zu den allgemeinen hydrostatischen Gesetzen das Mariottische Gesetz hinzutritt. Den mechanischen Wirkungen der Wärme ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, worin namentlich die Theorie des Thermometers ausführlich behandelt wird. Es folgt hierauf die Lehre von den Dämpfen und von der Mischung derselben mit Luft; und obgleich die Beschreibung von Maschinen im Allgemeinen aus dem Plane dieses Werkes ausgeschlossen ist, so ist doch eine Ausnahme zu Gunsten der Dampfmaschinen eingetreten, von welchen eine nähere, und wofern Ref. sich über diesen Gegenstand ein Urtheil zutrauen darf, sehr wohlgeordnete und verständliche Beschreibung gegeben wird. Ueberhaupt werden diese physikalischen Lehren gründlich und nicht ohne manche dem Hrn. Vf. eigenthümliche Bemerkungen vorgetragen. Der fünfte Abschnitt enthält die Theorie der schwimmenden Körper und des specifischen Gewichtes, worauf im sechsten Abschnitte die Lehre von den barometrischen Höhenmessungen folgt. Nach einer Bemerkung in der Vorrede scheint der Hr. Verf. einiges Gewicht darauf zu legen, daß er sich nicht begnügt hat, bei Ableitung der barometrischen Formel die Temperatur der Luft dem arithmetischen Mittel aus den Temperaturen an beiden Enden gleichzusetzen, sondern eine arithmetische Abnahme derselben anzunehmen. Dieses Verfahren ist theils nicht neu, theils hat es den Hrn. Vf. zur Aufstellung einer Formel geführt, welcher die Physiker, in Beziehung auf den Wärmecoefficienten, wahrschein-

lich nicht beistimmen werden. Bezeichnet man nämlich mit t und T die unten und oben Statt findende Temperatur der Luft, und mit f die Ausdehnung derselben für einen Wärmegrad, so ist bekanntlich der Wärmecoefficient in der barometrischen Höhenformel: $1 + f \frac{(t + T)}{2}$. Statt dessen giebt der Hr. Vf. seine

Formel den Coefficienten $\frac{1}{M}$, worin

$$M = \frac{1}{1 + f t} \left\{ 1 + \frac{f(t - T)}{1 + f t} + \frac{f^2(t - T)^2}{(1 + f t)^2} + \dots \right\}.$$

Diese Formel weicht von der gewöhnlichen auffallend ab; bei näherer Untersuchung aber zeigt sich, daß die Abweichung nur von der unvollendet gebliebenen Entwicklung herrührt; denn entwickelt man $\frac{1}{M}$ nach Potenzen des kleinen Bruches f , so

erhält man, mit Vernachlässigung der zweiten und höheren Potenzen von f , die gewöhnliche Formel. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die gewöhnliche Formel sich nicht bloß bei der Annahme einer arithmetischen, sondern auch einer geometrischen und jeder der Sache angemessenen Wärmeprogression wiederfindet, indem die verschiedenen Hypothesen erst auf die Glieder der zweiten und höheren Potenzen Einfluß ausüben. Diese Glieder sind daher eben so unsicher als jene Hypothesen. Sollte man indessen auch die Glieder der zweiten Potenz von f berücksichtigen wollen, so kann man dies auf eine für die Rechnung bequemere Weise thun, als in dem vorliegenden Lehrbuche angegeben ist, —

In der zweiten Abtheilung des Werkes, welche von der Bewegung der Flüssigkeiten handelt, konnte von der Theorie, welche bekanntlich auch bei Anwendung aller mathematischen Mittel zu den schwierigsten gehört, nur wenig mitgeteilt werden. Desto sorgfältiger dagegen ist der Hr. Vf. in der Darstellung der Versuche über den Ausfluß und den Stofs des Wassers gewesen, welche von Bossut, Venturi, Eytelwein u. Anderen angestellt worden sind; so daß diese Abtheilung als eine lehrreiche Zusammenstellung der genannten Versuche empfehlenswerth ist.

Am Schlusse der Vorrede bemerkt der Hr. Vf., daß er gern noch einen Abschnitt über die sphäroidische Gestalt der Erde beigelegt haben würde. Dies wäre allerdings zu wünschen gewesen; Ref. glaubt aber noch einen hierher gehörigen Gegenstand nennen zu müssen, welcher in den Lehrbüchern wenig berücksichtigt zu werden pflegt, und doch, bei dem gegenwärtigen Stande der Physik, zu den wichtigsten gehört, die Theorie der Wellen. Es wäre verdienstlich und nützlich, wenn der Hr. Vf., vielleicht in einer späteren Ausgabe, seinem schätzbaren Lehrbuche eine elementare Theorie der Wellenbewegung flüssiger Körper beifügen wollte, welche nach den vorhandenen Hilfsmitteln gegenwärtig nicht mehr unersührbar ist, wenn man die Erfahrung zu Hülfe nimmt. —

Dr. Ferd. Minding

December 1833.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heftlein.

(Fortsetzung.)

Er ist insofern unmittelbar Eins mit dem Talente der witzigen und komischen, der satyrischen und ironischen Darstellung, und kann von diesen Talenten nur insofern unterschieden werden, als man von dem eigentlichen Humoristen fordert, daß das Talent in ihm nicht bloß Talent, sondern zugleich Gesinnung sei, daß er in der, nicht sowohl gegen einzelne Gestalten der Wirklichkeit, als gegen das ganze sinnliche Universum gekehrt und durch diese ihre Universalität und die Kraft ihres Weltüberblicks selbst in positive Gestaltung umschlagenden, Negativität unmittelbar und ohne fremdartige Zuthat die Idee finde. So der Meister aller rein humoristischen Poesie, der unsterbliche Cervantes, dessen Scherz allenthalben der tiefste Ernst ist, und dessen Ernst, es müßte ihm denn ein Zusammenhang vorliegen, in welchem der Humor ausdrücklich keine Statt findet, nie anders als unter der Maske des Scherzes auftritt. Diesen wahrhaften Begriff des Humors hat Jean Paul auch vollkommen verstanden und so zu sagen in sich erlebt; er giebt eine scharfsinnige theoretische Auseinandersetzung desselben in seiner Vorrede der Aesthetik, und zwei seiner gelungensten Charaktere, Leißgeber oder Schoppe, im Siebenkäs und im Titan und Vult in den Flegeljahren, sind ächt lebendige, mit hoher Meisterschaft der Conception und großentheils auch der Ausführung dargestellte Humoristen. Aber um selbst Humorist zu sein, oder irgendwo in seiner Darstellung das humoristische Element nicht als den Gegenstand, sondern als den subjectiven Geist dieser Darstellung, rein hervortreten zu lassen, ist Jean Paul viel zu sehr jener Wirklichkeit befreundet, die er, wollte er diesen Charakter behaupten, unaufhörlich scherzend vernichten müßte. Es ist wahr, er läßt die reiche Ader seines komischen Talentes unablässig gegen allerhand

ihm verkommene Gestalten der Wirklichkeit spielen, er verlacht und verspottet diese Gestalten mit immer noch erschöpfendem Witze. Aber es ist eben so wahr, daß er diese Gestalten nicht darum mit dieser Waffe verfolgt, weil sie überhaupt da sind in dieser irdischen Wirklichkeit, sondern weil sie nicht so sind, wie er sie will, weil sie nicht dem Bilde entsprechen, welches er sich, zum Theil eigensinnig und willkürlich genug, von dem, was sie sein sollten, entworfen hat. Nichts kann mit dem Geiste des Humors in schrofferem Widerspruche stehen, als Jean Pauls gehässige und caricirte Zeichnungen von Gestalten aus der s. g. großen Welt, insbesondere aus der Umgebung der Höfe, obgleich ihnen komische Kraft und, die Uebertreibung abgerechnet, Wahrheit des Colorits gar nicht abzusprechen ist. Dem wahren Humor ist die Leidenschaft des Hasses eben so fremd, wie die Leidenschaft der Liebe, nämlich jener Liebe, die, wie die Liebe, die Jean Pauls sentimentale Kleinbilder oder Idyllenscenen, oder die seine glänzenden Schilderungen von der sinnlichen Herrlichkeit des Naturlebens eingegeben hat, statt des Allgemeinen oder der Idee bestimmte Gestalten und Situationen der äußeren Wirklichkeit liebt. — Man sieht wohl, daß wir weit davon entfernt sind, unserm Dichter das alles, was es bei ihm nicht zum reinen Humor kommen läßt, schlechthin als Tadel anzurechnen zu wollen. Vielmehr erkennen wir in ihm ein generisch von dem humoristischen verschiedenes, positiveres Talent der dichterischen Darstellung, dessen sich zu entäußern ganz und gar nicht von ihm gefordert werden konnte. Aber daß, was in ihm als Humor erscheint, zum Theil, statt ächter, gesunder Humor zu sein, vielmehr eine Wirkung jener krankhaften Anlage ist, welche bald die Gestalten, die in harmonischer Integrität vom Dichter erzeugt werden sollten, durch leidenschaftlich ungestümes Herauswerfen aus der schöpferischen Tiefe an der eernen Spiegelfläche der objectiven künstlerischen Darstellung scheitern macht,

bald das ihr Widerstrebende, statt dasselbe sanft und allmählig umbildend in den Aethen der Poesie herüberzuziehen, mit giftiger Wuth anfällt und gewaltsam zertrümmert, können wir uns keineswegs verheelen. Nimmt man solcher Gestalt nicht Richters Humor zum Maassstabe für das antihumoristische Element in ihm, sondern betrachtet man, was in ihm für Humor gilt, nur als eines der verschiedenen Phänomene seiner tiefer liegenden Naturbegabung, so wird es leichter, gegen ihn gerecht zu sein, als wenn man, in dem Wahne, daß er nichts als nur Humoristisches zu geben vermöge, auch nur den reinen Humor von ihm fordert. Keineswegs können wir daher in jene Ansicht über unsern Dichter einstimmen, welche diejenigen seiner Werke, in denen jener vermeintliche Humor vorherrscht, unter andern und zwar von allen am meisten den Siebenkäs, zuoberst stellt, und dagegen die heroischen Romane, z. B. selbst den Titan, einseitig verwirft. Annehmlicher, aber unsers Wissens noch von Keinem gemacht, wäre uns die Bemerkung, daß Richter in der zweiten Hälfte seiner schriftstellerischen Laufbahn dem reinen Begriffe des Humors sichtlich näher tritt, als in der ersten. So finden wir schon in den Flegeljahren einen harmloseren, heiterern und beruhigtern Humor, als in dem Siebenkäs, einen Humor, der sich hier, was in allen ältern Romanen nicht der Fall ist, sogar über die, leise an das Komische herantreffende, Schilderung der sentimental Hauptfigur erstreckt; der Katzenberger und der Schmelzle stehen an unbefangener Komik weit über dem Fixlein, dem Jubelsener und andern Kleinbildern der früheren Periode; das letzte Werk der Jean Paul'schen Laune aber, der Komet, scheint uns zugleich dasjenige, welches unter allen am meisten den Namen eines humoristischen verdient. — Wäre diese unsere Bemerkung gegründet, so würde sich in ihr eine Art von Reinigungsprocess angedeutet finden lassen, dem Jean Pauls Poesie in dem allmählichen Uebergange zu der Negativität und Resignation des wirklichen Humors sich unterzog; und es wäre dem edlen und sittlich kräftigen Willen des Dichters — wenn nicht seiner unmittelbaren und bewussten, doch seiner mittelbaren und unbewussten Thätigkeit, — die Ehre dieses Sieges über sich selbst zuzuschreiben.

Nach allem diesem können wir nun freilich nicht umhin, den Ausspruch zu thun, daß die Rechtfertigung für das Willkürliche und Sonderbare in Richters Styl, für das Gesuchte, Weitergeholte, Aeußerliche, oft nur

auf trockenen Verstandesanalogien Beruhende seiner Bilder und Gleichnisse, dem unaufhörlichen fieberhaften Wechsel von überfließender Wärme und schneidender Kälte, von glühender Begeisterung und mechanischer Berechnung, keineswegs, wie seine Verehrer oft zu thun pflegen, von dem Begriffe des Humors hergenommen werden darf. Auch der ächte Humor zwar giebt der Willkür des Dichters einen weitem Spielraum, als andere, mehr auf das Positive gerichtete Arten dichterischer Darstellung; auch durch ihn werden kockere Sprünge, gewagtere Wendungen, und die häufigere Herbeiziehung mancher wenigstens für den ersten Anblick prosaisch und stoffartig bleibender Elemente veranlaßt, als sonst wohl in Dichterwerken von ächt classischer Gedeihenheit statt finden. Aber hier ist, durch das durchgehende Walten des in den Tiefen der geistigen Negativität wurzelnden Genius, von vorn herein die Willkür selbst zum Gesetz, das Prosaische zum Poetischen geworden. Die humoristische Subjectivität ist, wie es Richter in den vorhin namhaft gemachten Humoristencharakteren sehr gut geschildert hat, von Grund aus mit der Farbe einer Poesie tingirt, die sich in allen ihren Aeußerungen, aber stets nur im ausdrücklichen Gegensatze zu der prosaischen Außenwelt, nie in irgend einer, sei es offenen oder versteckten, Art von Dienstbarkeit unter ihr, bethätigt. — Sollten wir die Eigenschaft Jean Pauls, die es nicht nur zu dem reinen Spiele des Humors bei ihm nicht kommen läßt, sondern durch die zugleich ausdrücklich jener krankhafte Halbhumor bedingt und veranlaßt wird, mit einem einzelnen Worte andeuten; so wäre unstreitig das auch sonst wohl schon zur Bezeichnung des Jean Paul'schen Charakters gebrauchte Wort *Sentimentalität*, hierzu das gezeichnetste. Wenn nach Aristoteles jede Tugend das lebendige Maas oder Mittlere zweier Extreme ist, die sich ihr gegenüber als Fehler oder Laster darstellen, so bethätigt sich die bei unserm Dichter vermischte ächte Künstler-tugend indirect an ihm durch das schroffe Hervortreten nicht etwa nur des einen jener beiden Extreme, deren Mittleres sie ist, sondern beider Extreme zugleich. Diese Extreme, die poetischen Laster unsers Dichters, sind, das eine, das Uebermaas an subjectiver Empfindung in der Darstellung solcher Gegenstände, wo entweder der Leser den Gegenstand, und nicht den Dichter, oder auch, wo er den Dichter erhaben über den Gegenstand, und nicht in ihn versunken oder an ihm festklebend, sehen will, das

andere der Mangel dieser Empfindung als des temperirenden Maasses in dem zersetzenden und combinirenden Verstande, als der Seele, die allenthalben den mechanischen und materiellen Theil der Dichtung, ihr Gerüste und ihr Aufsenwerk, beleben und zusammenhalten soll. Es gehört zu den tieferen Einsichten der Psychologie und der Ethik, zu begreifen, wie je das eine dieser krankhaften Extreme in übrigens tüchtigen, genialen Naturen nicht durch die Abwesenheit, sondern gerade umgekehrt durch das Vorhandensein und die Gegenwart des andern Extrems, wie durch polarische Erregung, bewirkt und hervorgerufen wird. Wo der Genius noch nicht die höhere sittlich schöpferische Kraft erlangt hat, die elementarischen Grundbestandtheile in jene vollendete organische Einheit, deren Ausdruck in der Kunst die eigentliche Schönheit ist, zusammennehmend, sie gegenseitig durch einander gleichsam zu sättigen, und hiedurch ihr ungestümes Durcheinanderwogen zu beschwichtigen: da läßt er nicht eines oder das andere, sondern alle zugleich frei und ungehindert walten, und ersetzt, was an innerlicher, gediegener Einheit fehlt, wenigstens quantitativ durch äußere Vollständigkeit. Es mag erlaubt sein, dann unter diesen Elementen das positivere, insofern es sich mit jener genialen Kraft vermählt hat, als das die andern ihm entgegengesetzten hervorrufoende zu nennen; und in diesem Sinne glaubten wir nicht zu irren, wenn wir die Quelle von Richters poetischer Krankheit in dem Uebermaasse des Empfindens und des Strebens nach Empfindung suchten. Es fehlt ihm jene künstlerische Resignation, welche eben so sehr sich selbst in dem Gegenstande zu verlieren und zu vergessen, wie auch umgekehrt, alle Ansprüche an die gegenständliche Welt fahren zu lassen und sich mit dem Gotte, der im Innern waltet, zu begnügen versteht. Er will mit Gewalt genießen und seine Leser genießen machen, sollte auch die Welt, das heisst eben jene poetische Gestaltenwelt, die nur um ihrer selbst und nicht um des Genießenden willen da ist, darüber zu Grunde gehen. Wäre nicht die tiefere und kernhaftere Anlage seines Genius, so würde er, wie die Helden der Siegwart'schen Periode, in dem aufgelösten Elemente jener Empfindungsaeligkeit zerfließen: — aber diese Anlage eben treibt den Gegensatz jener kalt berechnenden und eben so schneidend zersetzenden, als keck combinirenden Verstandesthätigkeit hervor, die, obgleich auch noch ihrerseits mit jenem Krankheitsstoffe behaftet, und an sich

keineswegs eine rein künstlerische oder sittliche, doch eben als der Gegensatz zu dem, worin der Urquell der Krankheit liegt, von Vielen, die diesen Quell erkannt haben, als das allein Aechte und Gesunde in Jean Paul angesprochen wird.

Wer auch an das Geistige eine Art von quantitativem Maassstab zu legen liebt, der kann sich leicht darauf hingeführt finden, Jean Paul für einen noch ideenreicheren Schriftsteller zu erklären, als selbst die anerkannt Größten unter den übrigen, so neuen wie alten Dichter, sind. Aber auch über dieses Gedankenreichthums Beschaffenheit und Grund dürfen wir uns nicht täuschen. So wenig er in dieser Fülle und zugleich, zum großen Theile wenigstens, in dieser Tiefe und Gediegenheit, vorhanden sein könnte ohne hohe und seltene Gaben des Genius, so wenig darf doch aus dieser Ueberschwänglichkeit auf eine wirkliche Erhabenheit des Jean Paul'schen Genius über den Genius anderer Dichter geschlossen werden.

(Der Beschluß folgt.)

CXLV.

Lustfahrten ins Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte, von Franz Xaver Bronner. Zwei Bändchen. Aarau, Sauerländer. 1833. 8.

Der Name des Verfassers, der zu einer gewissen Zeit unserer Litteratur nicht ganz ohne Klang war, ruft uns eine poetische Richtung und Gattung ins Gedächtniß zurück, die seitdem ebenso vergessen und vertönt ist, als es Hr. Bronner selber war. Die *Idylle*, die als ästhetische Kunstform immer sehr unbestimmt aufgetreten, ist den modernen Dichtern niemals sonderlich gelungen, am allerwenigsten den Deutschen; und der Grund davon beruht, dünkt uns, in der allzu sentimentalen Stimmung, deren sich die Neueren in dieser Dichtungsweise nicht leicht erwehren können, und wodurch sie gleichwohl den eigentlich idyllischen Charakter jederzeit wieder zerstört haben. Die Alten, deren *ιδύλλιον* zu gleicher Zeit die Stelle der modernen Romanze oder Ballade vertreten, hatten, obwohl auch bei ihnen der Kreis der demselben angehörigen Gegenstände keineswegs genau umgränzt war, doch die Naturfrische naiver Lebensansicht so glücklich darin niedergelegt, daß damit ein reiner Typus dieser Dichtungsart vorbildlich ausgedrückt erscheint. Bei der mehrfachen Bedeutung, die idyllischer Dichtung gegeben wird und ihrem Gegenstande nach zukommen kann, dürfen jedoch die späterer Zeit des Griechischen Lebens angehörigen, vorzugsweise sogenannten Bukoliker, wie Theokrit, Bion und Moschus, keineswegs lediglich als Darstel-

ler und Vertreter der idyllischen Seiten des antiken Charakters angesehen werden. Im Gegentheil, die ursprünglichere und frischere Volkidylle des antiken Lebens ist im Homerischen Epos aus den unmittelbarsten Zuständen der Nation heraus gedichtet, wo sich wirklich in der naivsten Jugendzeit volkstümlicher Verhältnisse jene seelige vorhistorische Lebensperiode abspiegelt, wie sie die Idylle, welche das Paradies menschlichen Bewegens und Genießens vor den eingetretenen Conflicten der Civilisation anschaulich machen will, am eigensten zu ihrem Grund und Boden hat. Und so sieht man auch, daß neuere Idyllendichter, vor allen Goethe und Johann Heinrich Voss, bei weitem mehr Homerische Formen und Farben abgelauscht haben, um ihren Darstellungen einen wahren idyllischen Anhauch zu geben, als daß es ihnen eingefallen wäre, jenen Bakolikern nachzuzahlen.

Die Idylle wurde von Deutschen Dichtern besonders in jener Periode lebhaft ergriffen, wo eine gewisse *Natur-Empfindsamkeit* in der poetischen Anschauung vorwaltete. Man trug sich in dieser sentimentalischen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts mit wunderlich weichmüthigen Ideen über die Verhältnisse des modernen Kulturzustandes, und während die Alten nur aus einem kräftigen Selbstgefühl ihrer Naivität idyllisch dichteten, war es bei den Neuern ein rückwärts liegendes Arkadien, zu dem sie in ihren Idyllen eine schwärmende Sehnsucht ausdrückten und ausmalten. Die Alten *hatten*, was sie dichteten, und blieben darum in ihrem Dichten haiv; die Neuern sehnten sich nach den eignen Welten ihrer Dichtung hin, und wurden darum mitten unter den naiven Naturzuständen der Idylle, die sie darstellen wollten, unwillkürlich doch sentimental. Diese vorherrschende Stimmung macht die Gessner'schen Idyllen meistens unerträglich, wenigstens für uns, die wir es heut nicht mehr sehnsuchtswerth finden, auch in Arkadien gewesen zu sein. Gessner schilderte in seinen Hirten Wesen, wie sie nie gelebt und nie leben konnten, und indem er die Idyllik ihrer Zustände zugleich als eine Idealität menschlichen Lebens hinstellt, muthet er seinen mitfühlenden Lesern zu, diese Leute in all der Schäferei ihrer Unschuld zu beneiden, und dabei auf das Elend der eigenen Civilisation, aus der jene Hirtenunschuld entflohen, jammernd zurückzublicken.

Während Gessner so für Hirten und Schafe schwärmte, suchte sich Franz Xaver Bronner, der älteste Freund und Anhänger seiner Muse, in der Fischerwelt ein besonderes Lieblingsplätzchen für die Idylle aus. Die ersten Fischergedichte Bronners gab Gessner selbst heraus, und jetzt haben in seinem hohen Alter die idyllischen Angewohnungen der Jugend noch so wenig Reiz für ihn verloren, daß er uns noch im Jahre 1833 wieder in die Gemüthlichkeit seiner zappelnden Fische zurückführt, und mit zwei neuen Bänden „Lustfahrten ins Idyllenland“ bedenkt. Mit altväterischer Schalkheit streift der sieb-

zigjährige Bronner nun wieder am schiffige Überbachten herum, kneift einer schönen Netzstrickerin in die bräunlichen Wangen, phantasirt über einen krabbelnden Hummer, und fährt mit dem sanften Medon oder dem redlichen Athis über den abendrothen Teich, um in geweihter Stunde der Freundschaft beim Karpfensfang über Tugend und Unsterblichkeit sich zu unterhalten. Wir wollen nicht läugnen, daß auch über der stillen melancholischen Welt eines Fischerdörfchens eine gewisse Poesie ruhen möge, aber man fühlt, bei längerem Verweilen in solchen Darstellungen, doch leicht ein gewisses frostiges Unbehagen, da, wie der Fischgeruch selbst, bis zum Ekel wächst. Schreibart und metrische Form Bronner's sind sonst gut und gediegen, obwohl nie ausgezeichnet, und an Neuheit der Erfindung, wie an Erfindung überhaupt, fehlt es ihm fast ganz. Eigenthümliches hat er kaum, wem schon er mitunter danach zu suchen scheint, indem er z. B. den Schauplatz seiner Idyllen öfter auf Griechische Inseln verlegt, und mit Griechischer Localität und Mythologie sich schmückt, ohne daß es jedoch dabei zu mehr als dem ganz Gewöhnlichen käme. Auch treibt er nicht selten ein abgeschmacktes Prunkten mit gelehrten Citaten, die er bald aus Plinius, bald aus Pausanias oder Diodor herbeischleppt, um sie, wie man es im vorigen Jahrhundert wohl häufiger bei Deutschen Dichtern antraf, dem Text seiner Fischerpoesie als ein Senkblei anzuhängen. Trefflich gemeint sind ebenfalls die Absichten auf Rührung und Gemüthlichkeit, die der Dichter überall kundgiebt, und wenn er seine Angel gar zu sichtlich dahach answirft, und zu offen solche Zwecke zur Schau trägt, so muß man es zugleich dem Geschmack seiner Zeit zuschreiben, wo die Poeten ihr eigenstes Geschäft darin erblickten, in ihren Versen auf eine sogenannte Veredelung des Herzens hinarbeiten.

Wir bedauern, daß diese „Lustfahrten ins Idyllenland“ im Ganzen keinen günstigeren Eindruck auf uns gemacht haben. Vielleicht hätten sie es zu jeder anderen Zeit gethan, als eben jetzt, wo man uns Alles, nur kein Eingehen in idyllische Schwärmungen, zumuthen sollte. Wenn geistige Zeitelemente im Kampfe liegen, stoße auch der Poet entweder in die Kriegtube, oder spreche, da ihm so oft das Wahrste und Innerste zu schauen vergönnt ist, von seinem Sonnenthrone herab leuchtende Worte der Weisheit in die Wirren der Gegepwart; aber er musizire nicht, wie zur Nachmittagsruhe der Völker, auf der friedlichen Panpfeife, deren Ton im Lärm der Zeit herauszuhören Niemand die Mufse hat. Selbst die Schweiz, die Wiege und Heimath Deutscher Idyllendichtung, macht heut kein idyllisches Gesicht mehr, und in die Alpenthäler und Sennerrüthen, wo sonst Myrtill und Daphnis mit ihren Turteltaubchen um die Wette kochten, ist ein zwieträchtiger Zeitgeist eingedrungen. Myrtill und Daphnis sind vielleicht Liberale geworden.

Th. Mundt.

December 1833.

*Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Acht Heft-
lein.*

(Schluß.)

Auch in ihr gewahren wir vielmehr ein Symptom von Krankhaftigkeit, und sind geneigt, sie für das charakteristische Phänomen eines Geistes zu erkennen, der, unvernünftig, die organische Gestalt, die aus seiner schöpferischen Tiefe hervorstieg, in objectiver Formbildung rein und klar auszuprägen, statt ihrer lebendigen und gesunden Integrität gleichsam ihre zertrümmerten und auseinandergeworfenen Bestandtheile giebt. In dem ächten Kunstgebilde sind die Gedanken- und Bildermassen, die Jean Paul alle einzeln und ausdrücklich giebt; — im dialectischen Sinne dieses Wortes, *aufgehoben*; d. h. sie sind darin gegenwärtig, aber nicht als einzelne und fürsichbestehende, sondern gebunden unter die negative Einheit des künstlerischen Ganzen; der lebendigen Totalgestalt, an der man so wenig, wie an dem gesunden Körper des lebendigen Menschen, die Eingeweide sehen kann. Daher der Schein von Trockenheit und Gedankenarmuth oft selbst an den höchsten und classischen Kunstwerken, z. B. an den Werken der Alten, von denen Jean Paul selbst, in einer hiemit nahe verwandten Beziehung, das treffende Gleichniß braucht, daß sie, gleich dem Erdboden, an der Oberfläche kalt erscheinen, aber je tiefer man in ihr Inneres dringt, desto höhere Wärme zeigen. Jean Paul ist nicht überall von dem Vorwurfe freizusprechen, daß er gern in Eingeweiden wühlt, sowohl in seinen eigenen, als in den Eingeweiden des von ihm Dargestellten. Seine Zergliederungen des Gemüths- und Seelenlebens, so tiefeindringend und geistvoll, ja in Wahrheit ganz neue Regionen dieser innern Welt dem sinnigen Beobachter aufschließend dieselben sind, haben doch oft einen Charakter von Peinlichkeit, der da nicht ausbleiben kann, wo die Seele, so zu sagen, zum anatomischen Präparate gemacht wird. Es bedurfte der ganzen Kraft des Richter'schen Genius,

um über dieser Detailmahlerei die großartige und gediegene Gesamtanschauung eines lebendigen Charakterbildes nicht zu verlieren; und doch ist ihm auch die schöpferische Ausprägung des letzteren oft wunderbar gelungen. In den meisten Fällen aber wird sich sowohl hier, als auch überhaupt in Bezug auf Styl und Darstellung seiner Dichtungen, der sinnige Leser des Eindrucks nicht erwehren können, als seien diese Werke, statt reine und glatte Spiegelflächen zu sein, worin das Universum und seine Sonne hell und lauter wiederscheint, vielmehr zerschellte Glas- oder Krystallmassen, welche das Lichtbild, das in sie hineinfällt, unendlich buntfarbig gebrochen, aber nicht in seiner ersten Reinheit und Integrität zurückstrahlen.

Dürften wir zum Schlusse dieser allgemeinen Andeutungen über Jean Pauls Dichtercharakter noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser: daß dieser Dichter mehr, als bisher, von wissenschaftlich und philosophisch gebildeten Lesern mit Liebe und Aufmerksamkeit studirt werden möge. — Geister, welche die Fähigkeit einer Unterscheidung der bei unserem Dichter vermischten Eigenschaften besitzen, sollten nicht erman- geln, sie auszubilden und zu gebrauchen; und welcher würdigere und fruchtbringendere Gebrauch könnte davon gemacht werden, als der Gebrauch zu Gunsten eines Dichters, dessen Dichtung auch, wenn alle Schlacken von ihr ausgeschieden werden, noch eine so herrliche Ausbeute des edelsten Metalles giebt? Es war eine Zeit, und sie ist vielleicht noch nicht vorüber, wo es nöthig schien, vor voreiligem Dareintappen mit dem eigenen, unzureichenden Urtheile zu warnen, und eine reine, vollständige Hingebung bei dem Studium tiefer und inhaltvoller Schriftsteller anzuempfehlen. Aber auch in dieser Hingebung kann zu weit gegangen und dadurch die höhere Freiheit des Geistes verschert oder gefährdet werden; — und um diese zu bewahren, möchte wohl kaum eine Uebung geeigneter sein, als jene, welche das Studium

solcher Geister gewährt, in denen man, ohne das, was sie geben, durchaus billigen zu können, einen tiefen und reichen Inhalt zu finden jederzeit versichert sein kann.

C. H. Weiss.

CXLVI.

Illustrazione d'una serie di monete dei Vescovi di Trieste fatta dal suo possessore C. D'O.^o Fontana. Trieste 1832. tipografia Weis. 55 S. 4to.

Die Numismatik hat in den jüngst verfloßenen Jahren den Verlust einer beträchtlichen Anzahl ihrer eifrigsten Förderer diesseit und jenseit des Rheines, diesseit und jenseit der Alpen zu beklagen. Die Namen Mäntor, W. G. Becker, Jos. Mader, Graf Franz Sternberg, Dinget, Graf Renesse Breidbach, die der Nachbarnen Töchon d'Annecy, Allier de Hauteroche, Cousinery, Gosse, Marchant haben in der Geschichte dieser Wissenschaft einen guten Klang, wie andererseits die Transalpinen Viani, Napione, Vernazza, Castiglione, Sestini nicht minder bedeutsam hervortreten. So ist es denn doppelt hart, einen neuen Verlust beklagen zu müssen, da auch der VI. vorliegenden Buches unlängst seinen Freunden und der Wissenschaft entrissen ist. Der Dank für diese seine letzte Gabe kann ihn auf Erden nicht mehr erreichen; so sei denn dem Gefühle ernster Pietät auf die Weise Genüge geleistet, daß wir auf dieses aus dem reichen Schatze ebenso geschmackvoller, wie gründlicher Gelehrsamkeit Dargebotene, die Aufmerksamkeit lenken. Es ist diese Schrift eine erfreuliche Frucht einer auf gehakvolle Monographien gegenwärtig in Italien gerichteten Thätigkeit, einer Thätigkeit, welche früherhin vornemlich von der realen Alterthumswissenschaft in Anspruch genommen, nun auch auf dem Gebiete der Kunde des Mittelalters, namentlich dem numismatischen immer mehr heimisch wird. Constantin Gazzera für Turin, Ludov. Cibrario, Dom. Promis, Zardetti, Vermiglioli, der Canonico Giulio Mancini di Citta di Castello für Lucca, (Giorn. Arcad. 32. 329 sq.) Monaldo Leopardi für Recanati sind einige der Männer, welchen theils rege Vaterlandsliebe, theils äußere günstige Verhältnisse Veranlassung wurden, sich dergleichen Untersuchungen mit entschieden günstigem Erfolge zu widmen, dergestalt daß, fährt man noch eine Reihe von Jahren auf diese Weise

fort, die numismatischen Zustände der einzelnen Gauen und Städte zu erforschen, die Zeit nicht mehr allzufern sein dürfte, aus dergleichen gehaltreich gründlichen Monographien, eine Doctrina mittelalterlicher italienischer Münzkunde entstehen zu sehen. —

Nach manchem Jahrhundert politischer Unruhen begann Italien etwa seit dem zehnten sich neu zu beleben, ungefähr seit dieser Zeit datirt sich auch die numismatische Wiedergeburt mancher Stadt, da denn die deutschen Kaiser, unter mehr oder minder ausgedehnten Beschränkungen, Münzrecht erteilten, Triest erfreuet sich solch' kaiserlicher Gnade erst ungefähr seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Im Allgemeinen gedenken die Triestiner Geschichtschreiber Padre Ireneo della Croce *) und Gius. Mainati **), so wie der fünfte Band des Ughelli welchem nach Blum. Iter I. 199 die sehr dürftigen *Monumenta Tergestini Episcopatus* zum Grunde liegen, von ihrem Standpunkte aus, dieser Verhältnisse; nach ihnen aber treten die Männer, denen italienische Numismatik im Großen Vorwurf rastloser erfolgreicher Thätigkeit war, in die Schranken, es geben Muratori, Graf Carl, Zanetti, de Rubis, Liruti u. a. treffliches Material; im endlich ein geborener Triestiner Andrea Giuseppe Benemo ***), im Jahre 1788 mit seinem ausschließlich den Münzen der Triestiner Bischöfe gewidmeten Werke auftrat. Seine gründlichen Untersuchungen über die Urkunde Lothars zu Gunsten des Bischofs Johannes über die rechtlichen Befugnisse der Bischöfe, über den Verkauf seiner Gerechtsame eben dieses Johannes an die Bürger, seine Forschung endlich über die Münzgeschichte Triests, so wie die reichen diplomatischen Beilagen hätten billigerweise von Seiten Fontana's eine mehr gerechte Würdigung verdient, als er ihnen zu Theil werden läßt. Zugegeben, daß seinem Vorgänger nicht selten

*) *Historia antica e moderna sacra e profana della Citta di Trieste. Venetia 1698. fol.* besonders für die ältere Geschichte wichtig.

**) *Chroniche ossia Memorie storiche sacro-profane di Trieste T. 1—6. Venezia 1817. 8. M.* forschte theils in Archiven, theils fand er die Materialien seines Vorgängers für dessen zweiten Band durch einen glücklichen Zufall vor. Er giebt die Geschichte seiner Vaterstadt nach der chronologischen Reihe der Bischöfe und zwar nicht, wie er anfangs wollte, von da an, wo Ireneo abbricht, sondern vom Giacinto (v. 44.) an.

***) *Sopra le Monete de Vescovi di Trieste. Trieste 1788. fol.* Bekanntlich gab er dasselbe unter seinem arcadischen Namen Orniteo Lusano heraus.

Autopsie fehlt, daß ihm nicht ein so reicher Münzschatz zu Gebote stand; so mußte doch der Umstand wenigstens dankbar anerkannt werden, daß Bonomo auf diesem sehr schwer zugänglichen Gebiete zuerst Bahn gebrochen und Licht geschaffen hatte. Fontana nun, bisher, wie bekannt, leidenschaftlicher Sammler antiker numismatischer Monumente (woher es denn kommt, daß er auch in der Einleitung zu unserer Schrift nicht unterlassen kann, vom Nutzen der alten Numismatik im Allgemeinen, so wie von den Aeginetischen Schildkröten, den *Quadratis incisus* u. dgl. m. zu sprechen), verschmäht es nun nicht mehr, auch das Mittelalter in die Reihen seiner Sammlung aufzunehmen, um uns durch diese erste dargebotene Spende nur um so mehr bedauern zu lassen, daß sie zugleich die letzte sein mußte. Denn wie er (und dies ist mit wenigen Worten, das Hauptergebnis seiner Untersuchung) historische Irrthümer vermöge seiner Münzreihen hinwegzuschaffen im Stande ist, so vermehrt er andererseits die Reihe der Bischöfe um mehrere Namen.

Zu Anfang des 13. Jhrts. beginnt Bischof Geberardo in Triest zu münzen, wie das durchaus gleichzeitig in Aquileja und Lubiana geschah. Den Beleg dazu liefert F. in den drei Münzen eben des Geberardo, des Patriarchen Volchero von Aquileja und des Herzogs Bernhard für Lubiana *). Alle drei sind sie von gleichem Gewicht, gleichem Gehalt und analoger Rückseite (wie denn Geberardo 1209, Volchero 1202 und Bernhard in demselben Jahre die Regierung antraten), so daß der Schluss, die Gleichförmigkeit habe den praktischen Nutzen leichteren Verkehrs durch gleiche Münze, zum Zwecke gehabt, um so mehr erlaubt ist, als dies sich für Triest und Aquileja wenigstens auch durch Urkunden beweisen läßt.

Fontana beginnt also mit dem Jahre 1209 mit dem Bischof Geberardo (dem neunundzwanzigten nach Mainati) die Reihe der Münzen, an deren Spitze er eine bisher unbekannte (Nr. 1.) mit $PI \infty COE + TRIE \infty E$ Rev. $+ CIVITA \infty + TRIE \infty E$ freilich ohne den Namen des Geberardo stellt. An diese schlossen sich zwei andere desselben Bischofs mit (Nr. 2.) $GIOBAR + PI \infty COE$

*) Letztere mit $+ BERNARDU \infty DU \infty$ in zwei Kreisen, der Herzog zu Roß zur Rechten reitend, die Fahne in der Linken, den Zügel in der Rechten. Rev. $DE + LEIBACEN \infty \infty$ in zwei Kreisen. Andeutung eines kirchlichen Gebäudes ist unseres Wissens ein *Ineditum*.

Rev. $CIVITA \infty + TRIE \infty E$ u. (Nr. 3.) Avers wie die früheren, Rev. dergleichen nur mit $CIVITA \infty$. A. $TRIE \infty E$. — Den Bischof kennt man aus zwei Urkunden, erstens tritt er als Zeuge in einer Urkunde Kaisers Otto IV. auf, in welcher der Kaiser 1209 dem Volchero von Aquileja seine Bestätigung über Friaul erteilt (vid. *Ughelli*. 5. 79 und *de Rubois: Monum. Aquilej.* p. 665); dann aber in einer zweiten Urkunde desselben Volchero in einer Streitsache zwischen dem Abt von Mosbach und einem Grafen von Görz vom J. 1211 (bei Colati V. 578). In der ersten derselben heißt er Geberardo, in der zweiten Gebeardo, wie auch Volchero — Valtero genannt wird. *) — Fontana bemerkt nun richtig, daß sein Vorgänger diese beiden Münzen (Nr. 2. 3.) zu kennen scheint, daß er aber nicht bemerkt, ob er die erste derselben (Nr. 2.) auch wirklich gesehen, die 2te (Nr. 3.) aber vom Gradenigo in einer Zeichnung erhalten habe; wenn er aber weiter geht und p. 15 die Lesung der von Bonomo gelieferten beiden Münzen, wo Givardus einmal (*Givardus Episcop.* — *Civitas Tergestum*) Bonomo dann (*Givardo Piscop.* — *Civitas Trieste*) Nr. 1. 2. ohne Weiteres für falsch und genau für die nämliche erklärt, welche er als seine Nr. 2. u. 3. vorlegt; so scheint diese Behauptung wohl zu dreist und zu wenig begründet, dies aber aus folgenden Gründen:

1) giebt Liruti (bei *Argelati II.* 174. *Tav. IV.* Nr. 72. auf der Originaltafel VIII. unter gleicher Numer, die Münze Nr. 1 des Bonomo als in seinem Besitz vorhanden.

2) führt die Beschreibung der Münzen des Gradenigo (*Zanetti II.* 458. Nr. 1. 2. Bonomo citirt die Sammlung) beide Münzen auf.

3) liegt die Münze (Bonomo 1.) in einem ganz wohl erhaltenen Exemplar dem Referenten vor;

so daß jeder von F. erhobene Zweifel über die Lesung Givardus als gehoben zu betrachten ist. Es bleibt also nur stimmungsfähigen Kennern zu erörtern übrig, ob die Münzen mit *Giohar* (Font. 2. 3.) und die mit Givardus (Bonomo 1. 2. 3.) einem und demselben Bischofe, dem Geberardo (1209) angehören, oder aber ob die drei des Bonomo sämtlich mit Givardus dem Givardus Arangone (1234) zuzutheilen sind, welchem Font. p. 20 unter Nr. 6 die eine Münze des Bonomo (Nr. 3) unbedenklich eignet,

*) Ueber diese verschiedene Schreibart derselben Namen s. Bonomo p. 29. 30.

ohne jedoch einen Grund dafür beizubringen. Da die dem Ref. vorliegende Münze mit Givardus die *Mitra bifida* und das nicht bekranzte Gewand zeigt, überhaupt die dargestellte Figur des Bischofs den Münzen des Font. (Nr. 2. 3.) hinsichtlich einfacherer und alterthümlicher Form, mehr als den Münzen aller folgenden Bischöfe gleicht, so dürfte sie wohl eher dem Geherardo (1209) als dem Givardus Arangoné (1234) gehören, wenn anders bei so geringer Zeitdifferenz diese Vermuthung nicht zu gewagt ist.

Es würde zu weit führen und den vergönnnten Raum überschreiten, wollen wir in ähnliche Einzelheiten fernhin eingehen, es genüge daher ein gedrängter Bericht des ferneren Inhalts, wie Fontana die Reihe der Bischöfe entwickelnd, diese theils durch ihre Münzen vervollständigt, theils wiederum bisher unsicheren Münzen ihre feste Stellung anweist. Seit 1214 erscheint Conrad v. Pertica, von ihm war nun eine Münze bekannt, F. besitzt deren zwei. Ob er aber mit dem Schlufs, es sei aus dem geringeren Metallgehalt der zweiten zu folgern, daß die Stadt damals in Noth sein müsse, nicht zu weit geht, bleibe dahin gestellt; jedenfalls wäre dieser Umstand für Triest dann der einzige, abgesehen davon, daß jedes andere Zeugniß dafür fehlt. Giov. Bonifacio nennt in seiner Geschichte von Treviso unseren Conrad mit Volcher von Aquileja zusammen, als Vermittler eines Vertrages zwischen den Trevisanern und Caminensern, auch nennt ihn de Rubeis in zwei Documenten aus den J. 1214 u. 1217, wie endlich Mainati I. 158 seiner erwähnt. Wenn aber F. p. 18 den Umstand als *neu* hervorhebt, daß in einer in seinem Besitze vorhandenen handschriftlichen Geschichte von Triest von der Hand des Canonico Vincenzo Scussa aus einem alten Document im Capitulararchiv der Todestag des Conrad auf den 11. Nov. 1230 festgesetzt wird, so muß dies befremden, denn anspruchlos giebt Mainati I. 171. Note dasselbe in den Worten: *Anno 1230 die XI Non. obiit Rev. DD. Conradus ecclesiae Tergestinae Episcopus, qui ut pater benignus tractavit Canonicos.* Von den Münzen des Givardo Arangone (1234) war bereits die Rede. Von ihm sind aus Mainati zwei Aktenstücke über die Zehentgerechtigkeit der Triestiner Canonici vom 8. Oct. 1234 u. 18. April 1235 bekannt. Daß aber Mainati diese und andere Belehrung aus dem 2. Thle. der handschriftl. Geschichte von Triest des Padre Ireneo schöpfte, verschweigt er. Es

befindet sich dieselbe im Triestiner Archive, auf ihren Umschlag hat Ireneo geschrieben: „*Lascio questi miei scritti al Capitolo della Cattedrale, acciò queste mei povere fatiche non vadino perse, e sono colla speranza che qualunqu de' miei posteri le darà alle stampe*“. — Einen Johann IV. (1236) giebt Mainati ihm zum Nachfolger, weiß aber von ihm nur zu melden, daß er in sehr stürmischer Zeit das Bischofthum übernommen; ihm pflichtet Rapiccio in seiner handschriftlichen Geschichte der Triestiner Bischöfe bei, mit dem Bemerken, daß von nun an eine merkliche Verminderung in den Reichthümern des Bischofsstuhles eingetreten sei. — Volrico oder Volrico de' Portis folgt. F. ist so glücklich, drei Münzen von ihm zu besitzen. Sonderbar ist, daß Mainati aus diesem einen arglos drei Personen macht, einen Volrico, Olderico und Roderlico, die Erlebnisse des einen unter seine drei vertheilt. Das einzige, was ihn dazu veranlaßte, sind die Fresken im bischöflichen Pallaste, welche ja die Portraits aller drei Männer darböten; allein diese sind entschieden ganz spät aus der Phantasie eines Mäneristen hingepinselte Machwerke. Volrico allein behauptet den Platz. Ihm folgt für wenige Monate (1253) Leonardo oder Leonida, dennoch kennt man eine Münze von ihm, dagegen ist von Gueriero — 1262 nichts bekannt, von Arlongo aber — 1282 besitzt F. acht Stempelverschiedenheiten. Volvino oder Ulvino de' Portis — 1286 ist bloß aus della Torre's Biographie bekannt, Münzen sind weder von ihm, noch von seinem Nachfolger Brissa di Troppo — 1299 beizubringen, obschon Mainati aus einem Instrument vom 10. März 1293. berichtet, daß er mit Reformen im Münzwesen umging. Johann V. — 1300 u. Heinrich III., beide aus der Familie Rapiccio, sind nicht numismatisch wichtig, Rudolf — 1303 nur einigermaßen. Uebrigens war nun die Zeit des Ungemachs für Triest angebrochen, während zwanzig Jahre hatte die Stadt drei Belagerungen von Seiten Venedigs auszuhalten, deren letzte über zwei Jahre lang dauerte. Muthig leistet Triest Widerstand „*ma (p. 34.) la forza umana non vale contro i decreti dell' alto. Assoggettasi la nostra Città nell' anno 1382, spontaneamente, sotto il potente e magnanimo scettro Austriaco, vi trovò quiete e prosperità durevole*“, so daß mit dem Anfange des 14. Jahrhds. Triest als autonome Münzstätte verschwindet.

Schließlich die Bemerkung, daß die Triestiner Münzen vor allen anderen italienischen sich dadurch auszeichnen, daß sie die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch, gehaltreich bleiben und künstlerisch durch eine gewisse Correctheit der Zeichnung beachtenswerth sind. Sehr dankenswerth endlich ist von p. 41—55 die *Biografia di quattro vescovi, che governarono la chiesa di Trieste nel XIII. secolo* vom Canonico *Michelo Conte della Torre e Valsassina di Cividale*, welche früherhin nicht gedruckt eine gehaltvolle Bereicherung der kirchlichen Litteratur ist.

Gottlieb Friedländer.

December 1833.

CXLVII.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg im Verlag von Fr. Perthes 1833. CXX u. 946 S. gr. 8.

Ein Versuch, wie der vorliegende, mufste in einer Zeit gemacht werden, wo das kirchliche Leben eine Bestimmtheit sucht, die auf dem Begriff der Sache selbst gegründet ist. Die Vertilgung äußerlicher Autorität in der protestantischen Kirche hat die Autorität nicht vertilgt, welche die Wahrheit sich selbst ist; außer sich erkennt sie nichts an; aber was sie ist, mufs sie in der Gewissheit, sich darin zu finden, anerkennen. Die Kirche hat sowohl die Zeit verlegt, in welcher die äußerliche Bestimmbarkeit, das Zutrauen zu dem geschichtlich Gegebenen herrschte, als auch die, worin die Willkür und Zufälligkeit subjectiver Einsicht den Inhalt des Glaubens nicht minder als die Form seiner Darstellung im Cultus schwankend machte. Wir sind von der Gewalt der Geschichte frei geworden, wir sind aber auch über die glückliche Behaglichkeit hinweg, die mit der sorglosen Ausübung subjectiver Theorien verbunden war. Indem wir so weder bestimmt werden, noch in unbefangener Naivität uns selbst bestimmen, der Nothwendigkeit der Bestimmung jedoch nicht entgehen können, sind wir übel daran; denn es bleibt uns nichts weiter übrig, als die Sache selbst ausfindig zu machen und sie gewähren zu lassen. Vortrefflich, könnte man freilich sagen, dafs wir dahin gekommen sind, nun müssen ja alle Gefahren schwinden, die mit den früher eingeschlagenen Wegen verknüpft waren; mit der Sache selbst sollen, können, müssen wir uns beruhigen, denn über sie hinaus können wir nichts Anderes, nichts Besseres suchen. Allein man würde ganz vergessen, dafs wir Menschen sind, wenn man meinen wollte, dafs die Sache selbst, d. h. der Be-

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

griff derselben, so leicht gefunden wäre. Er gerade ist als die einfache Wahrheit das Schwierigste. So müssen wir denn jede Bemühung mit Dank annehmen, welche zur Erreichung jenes Ziels einen förderlichen Beitrag liefert; als einen solchen haben wir das vorliegende Buch zu rühmen.

In keinem anderen ist so vollständig Alles zusammengestellt, worauf es bei Ausarbeitung eines Gesangbuchs ankommt; der Begriff desselben, die innere Organisation der verschiedenen Liederkreise, die Regeln für die Textbehandlung, ein Nachweis über die Hauptschulen des geistlichen Gesanges, über die einzelnen Dichter und über die aus ihnen entnommenen Gesänge, endlich eine sehr umsichtige Erörterung der Bedingungen, unter welchen ein Gesangbuch in den Gemeindegebrauch übergehen kann, das Alles ist hier geleistet. Der Verf. ahnt selbst, dafs seine Arbeit den Forderungen noch nicht genügen werde, die von allen Seiten her an ein solches Werk gemacht werden dürfen; er spricht dies bescheiden aus, hat es auch im Titel schon ausgedrückt. Aber dafs an seinen Versuch sich die mannigfachsten Untersuchungen anreihen werden, dafs er dafür die Grundsätze auf längere Zeit geliefert hat, ist unleugbar.

Ein kirchliches Andachtsbuch mufs dasjenige, was die Vergangenheit als eigenthümlichen Ausdruck der Frömmigkeit hervorgebracht hat, mit dem Geist der Gegenwart vereinigen. Die gegenwärtig existirende Kirche soll darin den christlichen Glauben in der ihr gemäfsen Form ausgesprochen sehen; diese Eigenthümlichkeit zu empfinden, zu kennen, dazu gehört ein offener Sinn für die Zeit, eine Gewöhnung, ein Tact. Ueber den dogmatischen Gehalt der Lieder und Gebete entscheiden für die Kirche deren symbolische Bücher und die Bibel; über das Colorit des Ganzen die Sprache der Bibel als die allgemeinste Norm des christlichen Ausdrucks; über die Richtigkeit der Wörter und Ver-

Grammatik und Metrik. In allen diesen Beziehungen ist etwas Festes, Objectives vorhanden. Aber die Entscheidung, ob ein Lied der früheren Zeit noch jetzt singbar sei, ob es noch jetzt dem Sinn der gegenwärtigen Bildung entspreche, ist dem wählenden *Subject* überlassen. Es muß sich so in die Kirche, in ihre verschwundenen wie noch dauernden Zustände eingelebt haben, daß es sich zutrauen darf, das *Allgemeine*, das *an sich Lebendige* zu erfassen. Unmittelbar muß es vom Wesentlichen angezogen werden, vom Unwesentlichen unberührt bleiben. Ob es nun in seiner Wahl sich geirrt, oder mit ihr das wahrhafte Bedürfnis der Zeit getroffen habe, kann nicht durch es selbst und nicht durch einzelne Stimmen über dieselbe entschieden werden, sondern wird das Werk des allgemeinen *Interesses*, was unausbleiblich die Erscheinung als aus dem Wesen der Sache hervorgegangen empfindet oder, ist dies nicht der Fall, sie an sich kalt vorübergehen läßt. Das *allgemeine Interesse* als der Richter über den Werth der Leistung darf daher nicht mit dem Interesse einzelner Personen z. B. der Litteratoren und Historiker, einzelner Parteien in der Kirche z. B. der pietistischen, oder auch einzelner Behörden, wie eines geistlichen Ministeriums u. s. f. verwechselt werden. Hat sich dies Andachtbuch wirklich auf die Höhe der Zeit gestellt, so wird es, wie alles wahrhaft Vernünftige, eine widerstandlose Macht sein, die — wie eine Ansteckung — unsichtbar sichtbar alle Gemüther für sich gewinnt; kein Widerspruch wird es in seinem Siege aufhalten, wogegen im anderen Fall keine Begünstigung es wird fixiren können, weder die der Kritik, noch die einer Behörde oder eines Fürsten. Was die Kritik betrifft, so wird sie sich anzustrengen haben, das allgemeine Interesse wahrzunehmen und zur Sprache zu bringen, aber keine wird sich als eine letzte Instanz ansehen dürfen, weil das *objective Urtheil* hier nur durch die *Vermittelung der Objectivität* selbst, der Kirche, allmählig sich hervorbilden kann. Vor nichts dürfte daher in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit mehr gewarnt werden, als vor irgend einer Ueber-eilung; der Verf. sieht dies auch ein und ist zufolge der Vorrede von dem Mißverständniß, den wir bei schlecht Unterrichteten wohl vernommen haben, frei zu sprechen, als wenn sein Versuch die Geltung eines *definitiven* allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs sich anmaßten wollte. Wir wünschen mit unserem Ur-

theil dem Verf. in seinem wackeren Bemühen, so weit wir vermögen, freundlich zu Hülfe zu kommen. Bemerkungen und Zusätze litterarischer Art, die wir geben könnten, lassen wir bei Seite, indem wohl zu hoffen steht, daß Hoffmann in Bielefeld als der durch seine Geschichte des Deutschen Kirchenliedes bis auf Luther und durch seine Darstellung von Ringwald und Schmolke dazu am meisten Befähigte, diesem Buch eine besondere Aufmerksamkeit widmen werde.

Das Ganze besteht aus einem Gesang- und Gebetbuch. Der Gedanke, ein *Gebetbuch* in der nämlichen cyklischen Organisation auszuarbeiten, wie das Gesangbuch, ist vortrefflich; die häusliche Andacht wird durch solche parallele Stellung mit der kirchlichen immer an das Princip ihres Lebens erinnert; sie kann sich nicht so in's Private fallen lassen, wie es viele der für die häusliche Andacht bestimmten Bücher thun; die Nützung, ohne den kirchlichen Cultus mit einer durch sentimentale Poesie und nützliche Reflexen bald dem schlaffen Gefühl bald dem Verstandesegoismus schmeichelnden Lectüre fertig zu werden, kann sich nicht so befestigen; es bleibt eine männlichere Religiosität lebendig. Der Verf. hat in die Reihe der Gebete auch eine Anzahl Lieder aufgenommen, von denen er glaubt, daß sie mehr dem einsamen Genuß, der häuslichen Betrachtung als dem gemeinsamen Gottesdienst und dem Gemeindengesang sich eignen; er nennt sie *Leselieder*, hat ihnen aber eine von den Nummern des Gesangbuchs an fortschreitende Zahl gegeben, so daß sie auch im öffentlichen Cultus angezogen und benutzt werden können, eine Einsicht, die wir billigen.

Bei der Anordnung der Massen eines Andachtbuches kann der Grund derselben nur im Verlauf des Kirchenjahres gegeben sein, den der Verf. auch befolgt. Allein zweierlei kann ihm hier zum Vorwurf gemacht werden, erstlich, daß er sich nicht streng genug an die *Ideen des Kirchenjahres* gehalten hat, und zweitens, daß er bei der besonderen Theilung der allgemeinen Liederkreise zu sehr in's Einzelne verfallen ist. Ueber das Erstere ist schon in diesen Blättern die Rede gewesen, doch können wir es nicht Umgang haben, die Sache noch einmal zu berühren. Der Verf. unterscheidet bekanntlich 1) Morgen- und Abendlieder; 2) Fest- und Zeitlieder; 3) Lieder für die Trinitatis- oder Kirchenzeit und 4) Feierlieder oder Lieder bei Abendmahl und Taufe so wie bei den anderen geistlichen Feiern und

Handlungen. — Bedenkt man, wie wichtig die Anordnung der Lieder für die Gemeinde ist, indem sie in deren Folge die Hauptmomente ihres religiösen Bewusstseins abgedrückt finden muß, so ist jene Theilung von einer bei weitem größeren Bedeutung, als derjenige sie nehmen mag, der den organischen Rhythmus des kirchlichen Lebens verkennt und das Gesangbuch als ein Aggregat von Liedern ansieht, die unter gewissen Kategorien zu einer ungefähren Einheit versammelt sind; kann man das Lied nur finden, auf das Wo kommt es nicht sonderlich an. Der Verf. ist von der hohen Bedeutsamkeit der Anordnung überzeugt; er hat eine Theorie für dieselbe entworfen, allein die einfachen Grundbestimmungen des christlichen Glaubens durch ein zu breites Heraussetzen von Nebenbestimmungen verdunkelt. Die drei Feste, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, auf den Vater, Sohn und Geist sich beziehend, müssen am hellsten hervortreten. Es würden sich darnach Adventlieder ergeben, die mit den Weihnachtsliedern schlossen; Lieder von Christo, die mit dem Himmelfahrtsfeste sich beendigten; sodann Pfingstlieder, welche in die Kategorie der allgemeinen Sonntaglieder vom selbst übergingen. Außer diesen Liedern würden wir nur noch eine Abtheilung von Festerliedern bei besonderen Gelegenheiten machen; Trau- und Ordinationlieder würden darin die wichtigsten sein; das Neujahr, das Andenken an die Reformation und an die Todten, so wie Erndte- und Friedenfestlieder würden wir ebenfalls hierher setzen, denn sie machen keine nothwendigen Momente des Kirchenjahrs aus; sie unter dasselbe zu subsumiren, ist eine Verunreinigung seiner Idee mit heterogenen Elementen. Hierher rechnen wir auch das Michaelisfest als das Fest der Engel. Dies Fest ist ganz unevangelisch; der Glaube an die Engel ist seit der Reformation immer schwächer geworden; in den Schmalkaldischen Artikeln wurde in dem Paragraphen *de invocatione Sanctorum* die Adoration der Engel als eine Idololatrie verworfen und in der Parenthese zu den Worten: *etsi Angeli in coelo pro nobis orant (sicut ipse quoque Christus facit)* der rechte Punct hervorgehoben, auf den es ankommt. Alles, was Engel für uns thun, was sie uns sein können, haben wir in Christo viel besser; Schleiermacher hat in seiner Dogmatik sogar sinnreich gezeigt, wie verderblich der Engelglaube für die Moralität sein könne; es ist also keine sub-

jective Ansicht, die wir hier vortragen, wenn wir behaupten, daß dieser Glaube, und zwar ohne allen Verlust für den christlichen Glauben, actus untergegangen und nur innerhalb der Poesie verblieben ist, wo er als Symbol ein beständiges Recht behaupten wird. Ausdrücke von den Engeln aber, wie in No. 233, wo sie *Helden* genannt werden, finden in dem „zur Allgemeinheit erstarkten Selbstbewusstsein“ unserer Zeit und in ihrer Phantasie gar keinen Anklang mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLVIII.

Ueber die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. Von Dr. Karl Schildener, Prof. in Greifswald. Greifswald bei C. A. Koch. 1833. 44 S. 8.

Vorliegende kleine Abhandlung vereinigt das doppelte Bestreben, durch welches der geehrte Hr. Verf. seit lange den Germanisten bekannt und werth geworden, in sich, die Bemühung, einestheils das Skandinavische Recht, andertheils das religiöse Element im Rechte uns näher zu bringen. Um so weniger versagen wir es uns, ihren Hauptinhalt und zugleich die Zweifel, die sich dagegen erheben lassen, in Kürze darzulegen.

Die Ergebnisse der hier angestellten neuen Untersuchung über die Natur des Sacramentalen- oder Hülfsbundes lassen sich auf zwei Sätze zurückführen.

1) Der Eid jener Helfer der schwörenden Hauptparthei ist ein Gottesurtheil. Urkunden, welche Dufresne s. v. *judicium* anzieht, nennen ihn *judicium dei*. Und was ist er selbst anders als „eine Entscheidung streitiger Rechtsachen durch den Ausdruck eines gemeinsamen religiösen Bewusstseins mehrerer Individuen. Diese religiöse Gemeinschaft ist wesentlich, sie eben ist es, die diesen Eid zum Gottesurtheile macht; von den Eiden Einzelner wird dieser Ausdruck nicht gebraucht“. Er galt nicht „als von individueller Willkür eingegeben, sondern vom Geiste religiöser Gemeinschaft erzeugt und getragen.“

Bemerken möchten wir hiegegen, zunächst, daß der aus äussern Zeugnissen entnommene Grund ganz hinwegfallen dürfte. Denn wenn die Stellen bei Dufresne das *judicium dei* noch für etwas Anderes als das eigentlich sogenannte Gottesurtheil gebrauchen, so geschieht dies für Eid überhaupt, und wohl in dem Sinne, daß der Schwörende sich dem, den Meinelid strafenden Urtheile Gottes unterwirft, nicht aber durch seinen Schwur Gottes Entscheidung ausspricht. So z. B., wenn in einer jener Stellen (L. Longobard. L. II. t. 52. §. 15.) der Richter: *homines credentes ad iudicia dei* schwören läßt, daß sie Verbrechen, die sie in Erfahrung bringen möchten, nicht verhehlen wollen, kann

nur eine gewöhnliche eidliche Verpflichtung von Beamten gemeint sein. Insbesondere aber ist in allen angeführten Stellen nur vom Eide *Einselner*, nicht der Consacramentalen die Rede; jedenfalls also wäre durch sie mehr und anderes dargethan, als vom Verf., der das Gottesurtheil aus der Gemeinsamkeit des Schwurs hervorgehn läßt, gewünscht wird.

Und was den innern Grund anbelangt, so kann man allerdings mit dem Verf. sagen: „wie die Alten gemeinsam beteten, opferten, schmausten, kämpften, so schwuren sie auch zusammen als Eidhelfer“; weil als Helfer regelmässig Verwandte, Genossen, sonst Nahverbundene auftreten. Aber sollte, da die äußern Zeugnisse uns gar keinen Anlaß geben, den Hülfs Eid ein Gottesurtheil zu nennen, ja da sie regelmässig *judicium dei* und *sacramentum* einander entgegensetzen, sollte die Bedeutung, die das Beweisverfahren dem Eidhelferschwur beilegte, nicht noch andre und näher liegende Erklärungen dulden, als die, daß das Gericht in ihm einen Ausspruch der Gottheit erkannt hätte?

Unsere Abhandlung führt 2) aus. Die nordische Formel des Hülfs Eides: *att. hina svuru sant och lagh reen och icke meen*, wörtlich: daß jener (der Principal) schwur wahr und gesetzlich rein und nicht mein (falsch), — ist die ursprüngliche, volksthümliche; dagegen die deutsche kürzere Formel: „daß der Eid jenes sei rein und nicht mein,“ ist eine spätere, durch Einfluß der Kirche zusammengezogene. Der Gegensatz beider aber, und der Sinn der vorgenommenen Aenderung ist dieser (S. 36.) Der nordische Eid ist ein *juramentum veritatis*, der den vom Principal beschwornen Gegenstand unmittelbar bestätigt, so daß die objektive Wahrheit nicht bloß erst eine Folge der religiösgenossenschaftlichen Entscheidung ist. In der deutschen Gestalt ist er *j. credulitatis*; der Mitschwörende bezeugt nur die subjektive Wahrhaftigkeit im Eide des Principals, und die Wahrheit des vom Principal beschwornen Objekts ist erst ein weiteres aus jener Abgeleitetes. Die Kirche entfernte nun aus dem Eide theils das „gesetzlich“, das sich auf die heidnische Form des Eides bezog, theils (was uns hier näher angeht) das „wahr“, weil es, die Wahrheit des Gegenstandes gradezu bekräftigend, das Seelenheil gefährdete. Sie drang jedoch im Norden nicht durch; die alte Formel und ihre Bedeutung als *juramentum veritatis* erhielt sich in Schweden, bis die Königin Christina im J. 1653 den Eid für *j. credulitatis* erklärte und zugleich dessen Formel änderte.

Auch gegen diese Ansicht erlauben wir uns einige Zweifel. Bekannt ist, daß man den Eidhelfern eine eigentliche Wissenschaft von dem, was der Principal beschwor, nicht zumuthete; war doch der Inhalt des Hauptschwurs regelmässig eine Negative, eine „Unschuld“. Hätten nun unsere Vorfahren den Hülfs Eid solcher, der Thatsache oft ganz fern stehender Personen, demungeachtet ganz entschieden auf diese Thatsache unmittelbar bezogen, so vermöchten wir dies allerdings nur durch die

Annahme zu erklären, daß sie in den Eidhelfern Inspiration, in ihrem Ausspruche ein Urtheil Gottes erblickten. Nach Obigem sind wir zu dieser Annahme nicht berechtigt, und die erste Stütze für des Verf. Ansicht fällt dadurch hinweg. Eine zweite scheint uns für sich allein nicht sicher und verlässlich genug. Sie besteht darin, daß die nordische Formel um das Wort *sant* (wahr) reicher ist. Uns dünkt, man könne bei einer unbefangenen Vergleichung dieser Formel mit der gedachten Deutschen, mit der Longobardischen: *juramentum ejus esse verum et non falsum*, mit der Angelsächsischen, daß der Eid: *is clæne and unmaene*, auf jenes *sant* ein so starkes und besonderes Gewicht nicht legen; es dürfe vielmehr dieses „wahr“ eben so gut als das „rein, unmein, *clæne*“ u. s. f. auf den Eid der Mitschwörenden bezogen werden.

Daß nun der Hülfs Eid, sonach auf die subjektive Wahrhaftigkeit des Hauptschwurs bezogen, doch noch eine doppelte Auffassung als *juramentum veritatis* und *credulitatis* leidet, erhält ziemlich leicht. Die erste hat Stjernhöök (p. 112), der auch vom Verf. für die altschwedische Ansicht angeführte Zeuge, wenn er, den Hülfs Eid *juramentum veritatis* benennend, dieses so erklärt: *Sacramentales vero ipsi non directis quidem de factum aut non controversam jurabant, ita tamen, ut non aliter consecratione necessaria accipi posset*. Der Hülfs Eid geht hiernach nicht auf die beschworne Thatsache, sondern auf den Schwur; dessen Wahrhaftigkeit aber wird nicht bloß geglaubt, gemeint, sondern gradezu auf den Eid behauptet, versichert; so daß aus dieser Assertion die Wahrheit der vom Principal beschwornen Thatsache nothwendig gefolgert werden muß, und wiederum die Falschheit des Haupteides den Meineid der Eidhelfer ohne weiteres nach sich zieht.

Im Gegensatz hiezu ergeben sich von selbst Sinn und Folgen des Eides, wie ihn das kanonische Recht vorschrieb: *pergitotes jurant, quod ipsi credunt cum verum jurasse*, oder wie er, in Schweden nach der Formel der Königin Christina lautet: *credo ex illa consuetudine, quam habui cum hoc virp. . . . tum juramentum esse purum et non falsum*.

Es mag schliesslich noch bemerkt werden, daß unsere Formel nicht nur von Eidhelfern gebraucht wird, sondern auch von demjenigen, der seine eigne Behauptung eidlich bekräftigt. Wir können hiefür Zeugnisse von weit auseinander liegenden Zeiten und Gegenden anführen: 1) *Westgöths. Lagor II. Ad. 12* §. 1, welche den Schwörenden noch einmal schwören läßt: daß er schwur *a rettom endagh med lagha munhaga* (am rechten Termin mit der gesetzlichen Eidesform) *reen oc eig men*; 2) ein Märkisches Erkenntniß von 1481 (v. Raumer *Cod. diplom. Brandenburg. Th. 2. S. 164*), wonach der Beklagte seine Verneinung des Inhalts der Klage so beschwört: daß solch neyn reyn und nicht meyn sei.

December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesangs- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

(Wir bemerken hier gleich, daß im Gebetbuch S. 494 das Gebet an die Engel noch anstößiger ist; es fängt mit den Worten an: „Herr Jesu, du großer Engel des Bundes“, eine Benennung, der, wie wir glauben, unsere Dogmatik gänzlich widerstreitet; was nun von der Thätigkeit und dem Wesen der Engel gesagt wird, muß einem evangelisch-christlichen Ohre matt klingen; z. B. „Deine Engel sind heilig und rein; hilf auch mir, daß ich sei heilig und unsträflich vor dir“. Warum nicht lieber an Christi Heiligkeit und Reinheit gedacht? Diese ist doch ein lebendiges Bild für uns; wir wissen von seinem Leben und Wandel, haben eine Brücke von dem unsrigen zu dem seinigem, aber die Engel? Wie unbestimmt und verschieden ist deren Vorstellung! Die Extreme kindlicher Selbstergebenheit und energischer Thatkraft, ohne doch eigenen Impuls zur That zu haben, springen hier für die Phantasie zur mannigfaltigsten Ausbildung hervor.) — In Hinsicht der Morgen- und Abendlieder schiene es uns zweckmäßig, sie theils, wo sie allgemeiner gehalten sind, dem Kreise der Trinitätslieder einzureihen, theils, wo die Beziehung auf die Tageszeit eigends hervorgehoben ist, sie der häuslichen Andacht zu überlassen; eine eigentlich kirchliche Bedeutung ist in ihnen eben so wenig als im Neujahrsliede zu finden.

Wir fordern demnach für die allgemeine Eintheilung die höchste Einfachheit und Natürlichkeit; noch mehr Einspruch müssen wir gegen die besonderen Abschnitte einlegen, in welche die Hauptkreise der Lieder zerfallen. Bei Allem, was der Popularität angehört, ist eine *al fresco* Manier nothwendig; eine zu *subtile* Ausbildung allgemeiner und nothwendiger Bestimmungen

verwischt dem Volke zu leicht diese selbst. So ist es offenbar eine ganz unnöthige Wiederholung, wenn im zweiten Abschnitt der allgemeinen Sonntagslieder für die Trinitätszeit A) von Gott im Allgemeinen; B) von Gott dem Vater, Schöpfer, Erhalter, Regierer und Herzenakündiger; C) von Gott dem Erlöser, D) von Gott dem Heiligmacher — Lieder zusammengestellt sind, denn vom Vater, Sohn und Geist als „Gegenstand des Glaubens“ ist ja schon in allen Festliedern vom Advent an die Rede. Und welche fremdartige Ueberschriften? Von Gott, dem Erlöser, dem Heiligmacher. Warum nicht von Christo, vom heiligen Geist? — Ebenfalls unnöthig ist die Wiederholung der Tauf- und Abendmahllieder, die erst ganz richtig im Kreise der Kirchenzeitlieder bei den Mitteln des Glaubens, dann noch einmal bei den Feierliedern zu besonderen geistlichen Festen vorkommen; wozu das? Eben so, warum in der zweiten Abtheilung VI, C, ein besonderes Lied zur Ostercommunion, als wenn das Sacrament an diesem Tage ein anderes wäre? — Ebenfalls unnütz ist es, für die Verbreitung des Christenthums und seiner heiligen Schrift aparte Lieder zu geben, welche den Vf. zu einem Anhang bei den Fest- und Zeitliedern gezwungen haben, denn, was hier 255 — 60 vorkommt, gehört das nicht zu den Liedern vom göttlichen Wort 365 — 73? — Ferner, warum sind die Lieder von No. 390 — 585 nicht, zufolge der Schrift und Dogmatik, nach dem Unterschied der christlichen Tugenden in Glaube, Liebe und Hoffnung eingetheilt? Ist IV, B, vom Verlassen des Irdischen und dem Streben nach dem Himmlischen nicht eine recht weitschichtige Kategorie? Ist sie aber ihrem Inhalt nach etwas Anderes, als die Opferlieder darbieten? Diese, 554 — 85, sind viel zu sehr zerapakt; die Differenzen A) der Sehnsucht der gläubigen Seele nach der Vereinigung mit Gott und Christo, B) der Hingabe des Herzens an Jesum und C) der eigentlichen (?) Opferlieder sind viel zu fein, um besondere Auszeichnung zu ver-

dienen. Nach unserer Meinung würde die Ueberschrift von der christlichen Liebe mehr sagen, und die Lieder von der Hoffnung 481 — 495 würden am besten die Reihe der Kirchenzeitlieder beschließen, wegen es hier auffällt, nach der Besingung des ewigen Lebens, nach den Liedern vom jüngsten Gericht, nach einer ganzen Folge christlicher Tugenden der Gottgelassenheit, Wachsamkeit, Tapferkeit, unter anderem auch der Liebe, noch von Lob-, Dank- und Selbstopfern zu lesen. Der Vf. legt auf diese Lieder ein besonderes Gewicht; auch in Tholucks litterarischem Anzeiger ist dies geschehen, als wenn der Gedanke des Opfers gleichsam untergegangen gewesen wäre und hier erst wieder in die Christenheit eingeführt würde; unbegreiflich, wie man dazu kommt. Was ist denn der christliche Glaube, wenn er nicht dem Menschen die Nothwendigkeit zeigt, daß er, um frei zu sein, von sich selbst und allem Endlichen loslassen müsse? Was ist die Liebe anders als die Verwirklichung dieses Begriffs? Die christliche Liebe ist nicht, wie die der Zöllner und Heiden, um der Gegenliebe willen; sie ist wesentlich Selbstverleugnung; und ist diese nicht ein Opfern seiner selbst, da „seine Grenze wissen sich aufopfern“ heisst? Warum also besondere Opferlieder? Der Gedanke des Opfers zieht sich so tief durch alle Momente des christlichen Glaubens hin, daß er auch in den crass rationalistischen Gesangbüchern nicht hat verwischt werden können, wenn auch die eigenthümliche Benennung solcher Lieder fehlte. Wir halten daher die Aeußerung in jenem Anzeiger für übertreibend, welche sagt: „Wohl ist der Verf. nicht der Erste und Einzige, der in unserer Zeit die Würde und Bedeutung des evangelischen Gottesdienstes so aufgefaßt und in's Licht gestellt hat: aber er hat das Verdienst, der Erste und Einzige zu sein, der die Einsetzung des öffentlichen Gottesdienstes in seine wahre Stellung nicht nur theoretisch gerechtfertigt, sondern auch practisch ausgeführt hat, indem die christlichen Opferlieder und entsprechenden Gebete nicht nur ihren Platz im Buche finden, sondern recht als der Culminationspunkt des öffentlichen Gottesdienstes hervortreten.“

Für die Anordnung der einzelnen Lieder in den besonderen Abtheilungen der großen Liederkreise hat der Vf. den interessanten Gedanken gehabt, sie nach der Folge ihrer chronologischen Entstehung zu ordnen, indem auf solche Weise von selbst eine naturgemäße Steigerung im Ausdruck des Grundgedankens eines je-

den Abschnittes sich ergeben müsse. Wir billigen diese historische Construction, weil durch sie allerdings die Entwicklung des Bewußtseins der evangelischen Kirche in ihren verschiedenen Abstufungen lehrreich vor Augen tritt. Die einfachen dogmatisch strengen Lieder der Böhmisches Brüder; die ebenfalls noch schlichten aber von dem Jubel des Sieges durchströmten Lieder der Reformationszeit; die stille Innigkeit Paul Gerhards, den der Verf. mit Recht als den Mittelpunkt des evangelischen Gesanges erhebt; die kunstreiche Reflexion und Mannigfaltigkeit der Schlesienschen Schule; die Wehmuth der Halleschen und Zartheit der Herrnhutischen; die anspruchlose Frömmigkeit, Biederherzigkeit und Deutlichkeit der Gellertschen Schule greifen unmittelbar ineinander ein. Der Verf. hat auch einige von den im Mittelalter schon verdeutschten Liedern der Lateinischen Kirche nach späteren Bearbeitungen mitgetheilt, von den neueren Dichtern aber, seit Klopstock, nur Weniges in Verhältniß zu dem, was er der Schlesienschen und Halleschen Schule entlehnt hat. Doch ist es immer genügend, um den älteren Gesang mit dem jüngeren zu vergleichen. Der dem Buch gemachte Vorwurf, es sei kein evangelisches, sondern nur ein pietistisches Andachtsbuch, ist ungerecht; die Uebersicht der Liederdichter und der von einem jeden entnommenen Lied legt den speciellen Beweis ab, daß keiner Richtung unseres geistlichen Gesanges ganz vorbeigegangen ist. Der Wunsch, von den neueren Dichtern seit Gellert und Klopstock eine größere, von der Halleschen und Schlesienschen Schule eine geringere Auswahl gemacht zu sehen, können wir freilich nicht unterdrücken, und der Vf. wird nach seinem eigenen Princip uns darin beistimmen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

CXLIX.

Handbuch der Französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen Französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler u. H. Nolte. Dritter Theil, enthaltend die Prosiker der neueren und neuesten Litteratur, bearbeitet von Dr. J. Ideler, herausgegeben von L. Ideler.

ter. Berlin, 1833. Nauck'sche Buchhandlung.
gr. 8.

Die um den litterarischen und sprachlichen Jugendunterricht vielfach verdienten Handbücher von Ideler und Nolte haben unbestreitbar den großen Werth, daß sie, statt die Jugend auf die einseitige und durch den stereotypen Gebrauch für Lehrer und Schüler bis zum Ekel trivial werdende Lectüre eines einzelnen sogenannten Schulbuches zu beschränken, ihr eine mit Erweckung des litteraturwissenschaftlichen Sinnes zusammengestellte Gallerie einer ganzen Volkslitteratur eröffnen, in welcher sich, neben anregender Abwechslung im Einzelnen, Entwicklung und Umfang einer zusammenhängenden geistigen Welt erkennen und überschauen lassen. So nur konnten sich bei der Lectüre Intelligenz und Fassungskräfte der Jugend, die man beim Unterricht nie als zu geisteseng voraussetzen sollte, erweitern, während sich sonst Lehrer und Lernende etwa bei ihrem Bellsair von Marmontel, den sie den ganzen Cursus hindurch zusammen interpretirten, ohne je damit fertig zu werden, in all der monotonen Langweiligkeit stumpf lasen. Auf die bequemste und angenehmste Art umfassende Litteraturkenntnisse zu erwerben, dazu war der Gedanke der Ideler-Nolteschen Handbücher ein sehr glücklich einschlagender, und hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch darin bewährt, sodaß wir eine bis auf die neueste Zeit hinausgeführte Fortsetzung des Handbuches der Französischen Sprache, das unter allen am meisten gebräuchlich und nützlich geworden, nicht anders als mit Dank willkommen heißen. Nachdem wir schon in einem früheren Blatt dieser Jahrbücher das zu ganz ähnlichem Zweck bestimmte Handbuch der Hrn. Büchner und Herrmann angezeigt haben, berichten wir auch über das vorliegende, das von einem Sohne des würdigen Hrn. Prof. Ideler ausgearbeitet ist, aus denselben damals ausgesprochenen Gesichtspuncten. Beide Bücher, welche die nämlichen Zeiträume der neueren Französischen Litteratur seit der Revolution von 1789 durchmessen, können, da sie einmal beide da sind, unseres Erachtens sich sehr gut zu einer gegenseitigen litterarischen Ergänzung dienen, und indem kein Zweifel ist, daß sie beide nebeneinander ihr Bestehen finden werden, möchte man sie am liebsten auf die Weise miteinander in Concurrenz treten sehn, daß sie, jedes verschiedene Seiten derselben Schriftsteller heraushebend, sich so zu einer allgemeinen Vollständigkeit des Litteraturbildes ausfüllen, und so der jedem einzelnen hinderlichen Schwierigkeit, den vielumfassenden Kreis, den sie sich vorgesteckt, in einem einzigen Buche erschöpfend zu umschreiben, gemeinsam begegnen. Dies hat in der That auch unwillkürlich bei den beiderseitigen Herausgebern Statt gefunden, indem Jeder nach seiner Individualität auswählte und zusammenstellte, und sich daher beide Handbücher auch für jeden gebildeten Leser zu einem belehrenden Panorama der neuesten Französischen Litteratur vereinigen. Diese neuere Litteratur der Franzosen, gegründet auf die geistige Volksumwälzung der ersten Revolution, sodann durch den unter der Restauration hervorgetretenen Romantizismus schon wieder weiter charakterisirt, und durch die Aufregung der neue-

sten politischen Zustände in einer fortwährenden Lebensbeweglichkeit und Aufnahmefähigkeit erhalten, ist auch eine so vielfarbige und vielgestaltige Welt der mannigfachsten Nationaläusserungen, daß man behaupten könnte, die ihr vorangegangene altklassische Litteraturperiode der Franzosen lasse sich eher als eine Welt in *succo* zusammendrängen, denn diese in zwei starken Octavbänden skizziren. Die Litteraturperiode Ludwigs des Vierzehnten ist bei weitem nicht so bedeutsam für eine wahrhaft nationale Abespiegelung des Französischen Volkscharakters gewesen, als es die neuere und gegenwärtige, in allen Farben der Nationalität schillernde Litteratur ist. Das litterarische *ancien régime* war doch nur eine prachtvoll erhabene Versteifung der Französischen Nationalität, und die gute goldene altklassische Zeit brachte Musterschriftsteller für die Bewunderung hervor, aber nichts, was als Ideen-Gemeingut in Herz und Blut des Volkes hätte eindringen können. Daher verdient gerade diese neuere Französische Litteratur eine doppelte Aufmerksamkeit für Jeden, der ein Interesse daran hat, den Französischen Volkscharakter selbst in seiner bewegtesten Mischung zu beobachten, was man z. B. von der Englischen Litteratur der neueren Zeit kaum in ähnlichem Sinne sagen könnte. Wenn dort auch von einzelnen Geistern Bedeutendes geschaffen wurde, so hat doch von Seiten des öffentlichen Lebens der monotone Wechsel zwischen Whigs und Tory-Verwaltung, der seit lange das einzige Prinzip der Bewegung gewesen, wenigstens keine neuen Nationaltypen der Litteratur aufdrücken können.

Wenn wir nun die beiden genannten Handbücher, welche jene reich ergossenen Ströme in ein überschauliches Bassin zu leiten versucht haben, mit einander vergleichen, so finden wir, daß sie, obwohl keines ganz vollständig, doch in der Fülle des Gegebenen wenig von einander abweichen. Büchner und Herrmann geben eine litterarhistorische Einleitung in den von ihnen behandelten Zeitraum, die sehr zweckmäßig ist und den Vortheil einer allgemeinen Uebersicht dessen gewährt, was nachher im Einzelnen vorübergeführt wird. Bei Ideler muß man eine solche Einleitung vermischen, obwohl dafür gesagt werden kann, daß dieser Herausgeber die Biographien der einzelnen Schriftsteller ausführlicher bearbeitet, sie unmittelbarer aus den Quellen selbst geschöpft und mit reicheren litterarischen Nachweisungen und kritischen Urtheilen begleitet hat. Auch hat er dem Text häufiger Anmerkungen beigegeben, und dadurch oft sehr gut nicht nur in den Zusammenhang Französischer Zustände und Localitäten eingeführt, sondern auch umsichtig dafür gesorgt, dem Leser mancherlei nützliche Kenntnisse und Winke bei der Lectüre mit auf den Weg zu geben. Es ist indeß auch zu bemerken, daß Hr. Ideler hier nicht selten des Guten zuviel gethan. In den Anmerkungen zeigen sich manche überflüssige Dinge, die an dieser Stelle zu gewaltsam herbeigezogen erscheinen, und wenn wir auch der Meinung sind, daß es wohlgethan, dem Lernenden schon immer mehr litterarisches Material in die Hände zu geben, als er selbst für jetzt brauchen kann, so ist doch in einem Buche dieser Art die Rücksicht auf Raum-Ersparnisse noch überwiegender. Auch in der Bearbeitung der Biographien hat sich Hr. Ideler hin und wieder gar

zu weitschweifig gehen lassen; die Biographie Volney's nimmt z. B. allein sieben enggedruckte Seiten des großen und breiten Formats ein, was nicht nur im Verhältniß der litterarischen Wichtigkeit dieses Schriftstellers zu viel ist, sondern auch für den vorgesteckten Zweck überhaupt. Die Artikel über die Stadt, über Humboldt und viele Andere sind in der zuletzt erwähnten Hinsicht ebenfalls zu ausführlich gerathen. Doch läßt sich nicht läugnen, daß in dieser ausgeführteren Darstellung, die nur in den Gränzen eines Handbuchs nicht angewandt scheint, nicht selten ein lebhafteres und interessanteres Bild der Individualitäten hervorgetreten ist, als in der kürzeren Behandlung bei Büchner und Herrmann. Die Kürze der biographischen Notizen, welche die Hrn. Büchner und Herrmann geben, ist indeß für die Zwecke, um die es sich hier handelt, höchst lobenswerth. Die Büchner-Herrmannschen Biographien sind klar, gedrängt, übersichtlich, und enthalten doch immer das Nöthige. Nur fällt bei ihnen unangenehm auf, daß sie oft unter ihren Quellen Bücher, wie das Brockhausische Conversations-Lexicon, als eine Gewähr und Autorität für ihre Angaben aufführen, was man Werken dieser Art, die, unbeschadet ihrer praktischen Nützlichkeit, doch schon an sich ein Verderben in der Litteratur sind, nie bei wissenschaftlichen Arbeiten zugestehen sollte. In der Reichhaltigkeit der Auswahlen war Hr. Ideler durch seinen, wie es scheint, compendiöseren Druck bevorzugter, dennoch haben die Hrn. Büchner und Herrmann in ihrem Bande schon prosaische Stücke von Victor Hugo und Alfred de Vigny gebracht, die auch nicht fehlen durften, und welche Hr. Ideler mit Unrecht auf den folgenden Theil seines Buches verspart hat, da er in dem vorliegenden doch bereits der prosaischen Litteratur einen gewissen Abschluß gegeben zu haben scheint. Dafür bringt Hr. Ideler eine ihm eigenthümlich angehörige Auswahl von dem geistreichen Lerminier, aus dessen *Lettres à un Berlinois*, worin der St. Simonismus, wenn auch nur im Allgemeinen, trefflich charakterisirt wird. Dies Stück ist um so passender hier gewählt, da der St. Simonismus eine zu bedeutende Stelle in der gesellschaftlichen Cultur des heutigen Frankreichs eingenommen hat, als daß er nicht auch in einem Handbuche der Französischen Litteratur eine Schilderung verdient hätte. Ferner gibt Hr. Ideler mit Recht etwas von dem jüngeren Ampère, der bei Büchner und Herrmann fehlt, aus dessen in mehreren Artikeln der *Revue de Paris* dargestellten Schwedischen Reise, doch ist der vorangeschickte Bericht über diesen Schriftsteller zu dürftig ausgefallen. Auch den luftigen Patron, den man in allen Pariser Journalen so graziös tanzen sieht, den angenehmen Schwätzer Jules Janin findet man bei Hrn. Ideler, mit einem nach seiner Art geistreich geschriebenen Aufsatz über den Verfall der heutigen Kunst und Poesie in Frankreich, und da der Herausgeber hiemit den prosaischen Theil seines Handbuchs zweckmäßig zu beschließen glaubte, so mag die Auswahl gerechtfertigt sein, die auch sonst wohl nicht auf Janin gefallen wäre. Endlich gibt Hr. Ideler noch einige kleine Anhänge, die Namen der Marschälle von Frankreich, und eine Notiz über die veränderte Zeitrechnung während der Revolution, enthaltend.

Ueberblicken wir die in dem Idelerschen Handbuche versammelten Autoren in ihrer Gesamtheit, so müssen wir es dem Herausgeber rühmend zugestehn, daß er mit geschickter Wahl keine bedeutende Seite der Litteratur unberührt gelassen hat. Besonders ist die Geschichtschreibung der Franzosen, wie es sich gebührte, mit einer gewissen Vollständigkeit vertreten; Mignet aus seiner Geschichte der Französischen Revolution, Mignet aus seiner *Histoire de France*, Capéfigue aus seiner berühmten Geschichte der Restauration, Dara aus seiner *Histoire de Venise*, Sismondi aus der Geschichte der Italienischen Republiken, der anmuthig naive Barante aus seiner Geschichte der Herzöge von Burgund, Michaud, Thiers, Thierry, Lemontey, haben sehr interessante Stücke hergegeben. Von Dupin (dem Präsidenten der Deputirten-Kammer in den letzten Sessionen) liest man das feinsinnig beredete Plaidoyer für Béranger; von Mirabeau einen *Discours sur le renvoi des troupes qui environnaient Versailles et la capitale au commencement de Juillet 1789*. Die Discours dieses gewaltigen Donnergottes der politischen Beredsamkeit sind allerdings sein Eigenstes, und auch in dem Büchner-Herrmannschen Handbuche ausschließlich berücksichtigt, doch wäre zu wünschen gewesen, daß man auch einmal etwas aus Mirabeaus Briefen, welche er an die Marquise Le Monnier geschrieben, (*Lettres originales de Mirabeau*, zuerst Paris 1792.) auszuheben gesucht hätte, in welchen sich sein merkwürdiger Privatcharakter auf eine höchst originelle Weise schildert. Ein anziehender Artikel ist der über den Bischof Grégoire. Von Salvandy bieten sich Abschnitte aus seinem *Alonso*, von Benjamin Constant eine Charakteristik des Abbé Sieyès, von P. L. Lacretelle (aus dessen *Fragmens littéraires et politiques*) ein lesenswerthes *Portrait de Frédéric II, roi de Prusse*, und ein *Portrait Mirabeaus* dar. Von Villemain, Guizot, dem Fürsten v. Ligne, Chateaubriand und De Gérando, welcher letztere auch zu den Wahlverwandten Deutschlands in Frankreich gehört, finden sich ebenfalls interessante Stücke. Männer wie Cuvier und Fourier (der Mathematiker und Secrétaire des *Institut de l'Egypte*) konnten zwar an diesem Orte gerade das ihnen Eigenthümlichste nicht beisteuern, da es der Sache nach, von einem Handbuche dieser Art ausgeschlossen bleiben mußte, doch ist es nicht unangemessen, sie hier mit einigen von ihnen gehaltenen akademischen Elogen auftreten zu sehn, den ersteren mit einem *éloge historique de M. Banks*, den anderen mit einer Lobrede auf Herschel. Auch aus dem weitberühmt gewordenen *Livre des Cent-et-un* begegnen uns einige mit Recht ausgehobene Stücke, namentlich von einem noch wenig gekannten Schriftsteller, A. Bazin, dessen humoristisch-allegorischer Nekrolog des Monsieur Mayeux mitgetheilt wird. Was die schöne Litteratur der Prosa betrifft, so ist diese von Hrn. Ideler offenbar zu sehr vernachlässigt und in den Hintergrund geschoben worden. — Schriftsteller, wie De Pradt, Kératry, Sainte-Beuve, St. Marc-Girardin, die ihrer trefflichen Prosa und geistreichen Gedanken wegen einen Platz verdient hätten, fehlen in beiden der miteinander in Concurrenz getretenen Handbücher.

Theodor Mundt.

December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesangs- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Fortsetzung.)

Denn bei der Einsicht, daß die spätere Gesangsschule zugleich auch den fortgeschrittenen Geist der Kirche ausdrücke, wird er zugeben, daß die unserer Gegenwart näherliegenden Lieder auch die unserem damaligen religiösen Bewußtsein angemesseneren sind. Geistlose, undichterische, unkirchliche, dem Wesen des Christenthums entfremdete Lieder sollen immer und überall aus einem classischen Gemeindegesangbuch ausgeschlossen bleiben, ein Kanon, der auch für die älteren vom Verf. vorzugsweise geehrten Schulen gilt und in welchem auch das Princip für die nothwendigen Aenderungen im Text der älteren Lieder liegt, ohne die wir sie unserer jetzigen Bildung nicht wohl als unmittelbar lebendige Elemente des Gottesdienstes würdigen aneignen können, denn wir dürfen bei den Gemeinden das wissenschaftliche Interesse nicht voraussetzen, das sich durch solche geschichtliche Entfaltung vorzugsweise befriedigt finden muß; die Gemeinde will etwas haben, das ohne Rücksicht auf seine Entstehung ihrem Gefühl, ihrer Anschauung Worte leihe. — Bleiben wir aber innerhalb der zur Vergangenheit mit Vorliebe hingeneigten Ansicht unseres Vfs. stehen, so scheint uns klar, daß jene oben schon gerügte Zersplitterung der Hauptabtheilungen in Unterabtheilungen seinem eigenen Zweck geschichtlicher Auseinanderlegung geschadet habe. Hätte er drei große Kreise von Gott als Vater, Sohn und Geist und außerdem nur noch einen Anhang besonderer Feierlieder zu Neujahr, Trauung, Ernte u. s. w., so würde er von jeder Epoche des Gesanges auf Einmal mehr Lieder zusammenstellen und damit einen entschiedneren Eindruck haben hervorbringen können, statt daß jetzt in den kleinen Abschnitten die Unter-

schiede entweder sehr schroff nebeneinanderstehen oder auch gar nicht fühlbar werden. Hätte der Vf. z. B. in der dritten Abtheilung drei Abschnitte gemacht, von der Kirche, von den Mitteln des Glaubens und von den christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung, so würde er in der Kategorie von der Tugend des Glaubens die Buß- und Beichtlieder 282 — 308, die von Gott dem Heiligmacher 355 — 58, von der Rechtfertigung 390 — 96, vom Vertrauen auf Gott und von der Ergebung in seinen Willen 420 — 53 gewiß in einer schöneren und eindringlicheren Folge haben zusammenfassen können, als sie jetzt zerstreut aufeinanderliegen. Dasselbe müssen wir von den Adventliedern sagen, wo der Vf. A) Lieder zur Eröffnung des Kirchenjahrs, B) Lieder über Christi Ankunft in's Fleisch, in's Herz und zum Gericht, C) besondere Adventlieder, 1) über Christi Ankunft in's Fleisch und Herz, 2) zum Gericht und 3) über Christi Menschwerdung im Fleisch unterschieden hat. Da die Ankunft Christi, die Menschwerdung Gottes, keine andere Beziehung hat, als die Erlösung vom Bösen, die Versöhnung der Menschen mit Gott, so fallen die Lieder der verschiedenen Rubriken doch oft ganz ineinander und heben so durch sich die gemachten Unterschiede auf. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn 67, 71, 78, 91 zusammengestanden hätten; und wiederum die jauchzenden Stimmen 70, 89, 90, 96 und 97! So hätte sich der Anfang dieses Abschnittes zu einem größeren Ganzen der Anschauung, die Mitte der anbetenden Betrachtung des Heils und das Ende des Entzückens über die kommende Erlösung zu einer in sich gerundeten Liederreihe abgeschlossen, wogegen jetzt die vielfachen Theilungen die Kraft des Eindrucks verschwächen. Der Verf. kann uns nicht entgegnen, daß diese Differenzen für den kirchlichen Gebrauch, für das Bedürfnis des Predigers nothwendig seien, denn bei demselben findet doch eine freie Auswahl der einzelnen Lieder nach den besonderen Stimmungen und Verhältnissen-

sen statt, welche durch keine noch so sorgfältige Sondernung zuvor erschöpft werden kann, weshalb wir darauf zurückkommen, die Abtheilungen einfacher zu machen. Die Bibel, Dogmatik, das Gesang- und Gebetbuch einer Kirche müssen in derselben Harmonie zusammenklingen. Die Bibel enthält im A. T. zuerst die Offenbarung Gottes als des Vaters; die Psalmen preisen ihn; die Propheten deuten auf die Zukunft des Messias; im N. T. steht zuerst die Geschichte Christi; ihr folgt die Erzählung vom Beginn der Kirche, die Darstellung von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Paulinischen Briefen und der Hinblick auf die endliche Verklärung der ganzen Geisterwelt durch die versöhnende Macht des Christenthums. Nach diesem Grundtypus hat auch die Dogmatik vom Wesen Gottes, von Christo, dem Sohn Gottes, von der Stiftung, Wirksamkeit und Vollendung der Kirche als der Stätte des heiligen Geistes zu handeln; die geschichtliche Aufeinanderfolge der biblischen Bücher stimmt unmittelbar mit der nothwendigen in sich bestimmten Folge der Momente des Begriffs überein, und nach eben derselben sollte auch das Andachtsbuch der Kirche nur drei große Abtheilungen mit nicht zu vielen Subdivisionen haben.

Vielleicht hätte diese stete Rücksicht auf Bibel und Dogmatik den Verf. auch davon abgehalten, so viel Lieder aufzunehmen, in welchen die *Versöhnung einseitig als durch den Tod Christi bewirkt* vorgestellt wird. Wir sind weit entfernt, das Anrecht der Poesie auf eine solche Darstellung zu leugnen, denn es ist nothwendig, daß die Stimmung, worin die unendliche Liebe, die uns Christus durch seine Aufopferung, durch sein Leiden und seinen Tod bewiesen hat, so recht innig empfunden wird, ihren feierlichen Ausdruck finde; die seelenvolle Anerkennung dieser göttlichen Liebe mag immerhin so sprechen, als wenn durch jenen Tod alle Sünde vernichtet sei. Wir sind noch weiter entfernt, die Wahrheit zu leugnen oder auch nur irgend zu beschränken, daß ohne den Tod Christi dem Werk der Erlösung das Siegel gefehlt haben und das Christenthum ohne ihn eine bloße Religionslehre gewesen sein würde; erst dieser Tod hat uns das Räthsel unserer Natur enthüllt und den Vorhang aller Mysterien zerrißen. Aber wir billigen es nicht, wenn die Vorstellung zu sehr genährt wird, als wenn das *Factum an sich, das Sterben Christi als solches*, den Menschen bereits von der Sünde und ihrer Schuld befreie; das

Ist aber mit vielen der hier gegebenen Lieder geschehen; daß die Wunden des Lammes, das Blutbad Christi uns von Sünden rein waschen, ist in so vielen Liedern und Gebeten ausgesprochen, daß bei der *überwiegenden Anzahl derselben sich in das Gesang- und Gebetbuch unwillkürlich, so zu sagen, eine dogmatische Unwahrheit eingeschlichen hat; daß wir selbst sterben*, daß wir den Proceß des Leidens und Sterbens Christi in uns erfahren und ohne diese Wandlung nicht mit ihm auferstehen können, dieser Gedanke der geistigen Wiedergeburt ist zu wenig ausgedrückt; selbst in den Opferliedern, wo dies Thema hauptsächlich vorherrschen sollte, wird diese *Arbeit des Menschen an seiner Eitelkeit* zu oft und zu breit in die Thätigkeit des Gottmenschen hinüberverlegt. Wir wollen keinen Pelagianismus, aber bei genauer Prüfung der Opferlieder wird der geehrte Verf. selbst finden, daß sie *mehr den Gegenstand des Opfers, als den Act des Opfern*, dem schmerzliche Umkehr unserer Natur, betreffen; sie rufen Jesum an als den heiligenden, kräftigenden Erlöser, erklären, daß er das Theuerste sei, was die Seel habe und sprechen das Vertrauen aus, daß er, die Petle, der Bräutigam, die Seelenweide, Himmelsspeise, Lebensquelle, Freudenlicht u. s. w., durch seine Todespein uns ein süßer Jesus sein wolle. Wir führen zu 560 Strophe 4 an, die den Sinn der meisten Opferlieder darlegt:

„Ich fall in deine Gnadenhände,
Und bitte mit dem Glaubenskuss:
Gerechter König! wende, wende
Die Gnade zu der Herzensbuss;
Ich bin gerecht durch deine Wunden,
Es ist nichts Sträfliches mehr an mir;
Bin aber ich versöhnt mit dir,
So bleib ich auch mit dir verbunden.“

Die geistliche Poesie unserer Zeit ist freilich oft so verweltlicht, daß im Kampf mit ihr, im Bemühen, den ächten Ausdruck des Christenthums wiederherzustellen, in der Beschäftigung mit der älteren Hymnologie, eine Vertiefung in die Weise der früheren Kirche entstehen kann, welche das Widersprechende derselben mit unserem gegenwärtigen Standpunct nicht so scharf fühlt. Die *Vorurtheile* unserer Zeit gegen *biblischen und bildlichen Ausdruck* in den Liedern sind verwerflich; wir stimmen in dieser Beziehung vollkommen mit dem überein, was Billroth in seinen Beiträgen zur Kritik der praktischen Theologie und unser Verf. zu

vielen Stellen darüber sagen. Das Volk hat mehr Sinn für Poesie und mehr Erinnerungen aus der Bibel, als jene nüchternen, leeren Köpfe, die uns ihre seichte Prosa, ihre dürftige Reflexion gern für das Heiligthum der „Bildung“ ausgeben möchten; sie können sich darum in die geistliche Liederpoesie am wenigsten finden; sie sehen nur rohe Ausbrüche einer überspannten Phantasie, Verirrungen einer obsoleten Orthodoxie darin, welche dem „ungebildeten“ Volke nur gefährlich sein könnten. Solche Ansichten und Declamationen stammen aber nicht selten aus Mangel an poetischem Gefühl und aus Unbekanntheit mit der Bibel her. Was nun den Zusammenhang zwischen der Sprache der letzteren und der des Gesangbuchs betrifft, so hat der Herausgeber die zweckmäßige Anordnung gemacht, über jeden Gesang eine ihm entsprechende Bibelstelle zu setzen; das Motto kann eben sowohl für eine Rechtfertigung des dogmatischen Gehaltes als der Form gelten. In poetischer Hinsicht stimmen wir nun wohl mit den Grundsätzen überein, welche Anhang II. mit vieler Umsicht entwickelt, aber mit der Ausführung können wir uns nicht immer vertragen. Der Rhythmus ist fast durchgängig wohlklingend und die Recension der Lieder verdient, in dieser Beziehung, der des neuen Berliner Gesangbuchs vorgezogen zu werden, worin oft viele Härten und unnöthige, verschwächende Sinnesänderungen sich tadeln lassen. Merkwürdig ist auch die Identität, welche in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht das neue Gesangbuch der reformirt-evangelischen Gemeinde zu Lübeck, das mit vorliegendem Versuch gleichzeitig ist, mit demselben beweist; wir sehen in dieser zufälligen Uebereinstimmung eine Bewährung von der Richtigkeit der im zweiten Anhang aufgestellten Regeln. Was wir aber mißbilligen, ist das Stehenlassen so vieler *undichterischen* Ausdrücke, die, wie wir glauben, ohne alle Wirkung oder aber befremdlich gesungen werden möchten. Wir erlauben uns, an einigen Beispielen unsere Meinung zu erörtern. No. 50, Str. 1 würden wir das Wort „beschnitten“ nach Anhang II, V, 4, verwerfen; beschnitten heißt mit Koth so besudeln, wie z. B. die Schwalbe dem alten Tobias that, und darum ist das Bild, vom Satan beschnitten zu werden, unsauber und gemein. — 68, Str. 3 „das laß bekleiben“ ist ein uns entfremdetes Wort; warum nicht: das laß uns bleiben! — 85 ist scheinbar poetisch durch eine bildvolle Sprache und hüpfende Bewegung

(No. 19 hat selbst einen opernhafteu, spielenden Rhythmus); allein die Bilder sind ohne Zusammenhang; Thau, Regen, Berge, Sonnenschein sind ohne alle Entwicklung neben einander gesetzt; Str. 4 „besetze unser dürr Gemüth, Verbinde das verrenkte Glied“ geht oder springt vielmehr unangenehm von der Dürre zur Wunde ohne Beziehung, abgesehen davon, daß eine Verrenkung nicht wohl zum Verbinden, sondern zum Wiedereinrichten paßt; Str. 5 ist ganz leer und überflüssig. — 108, Str. 2: „Wie könnt' ich dich, mein Herzelein, Aus meinem Herzen lassen?“ ist spielend; eine Gemeinde kann dies unmöglich singen; zur Privatandacht, die sich der Würde des Heiligen in ihrer Vertraulichkeit mehr begeben kann, eignet sich ein solcher Ton eher. —

(Der Beschluß folgt.)

CL.

Philosophie. Eine Rede von Ferdinand Delbrück. Gehalten in Bonn den 17. Mai 1832 bei Bröfönung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts. Von dem Verfasser dem Druck übergeben zur gelegentlichen Mittheilung an Gewogene und Ungewogene. Bonn 1832. 8.

Den Bildungsgang eines edlen Geistes von Stufe zu Stufe zu verfolgen, ist an sich ein hoher Genuß; von höchstem Reiz aber dann, wenn er selbst uns darüber die erwünschten Aufschlüsse giebt. Dieses ist in der vorliegenden kleinen Schrift der Fall. Geistreich, gehaltvoll, blühend, mit scharfem, markirtem Ausdruck sind die Züge des sich Bildenden aufgefaßt, in dessen Person zuletzt der Hr. Verf. sich selbst darstellt. Er nimmt zur Philosophie seinen Ausgang von Lessing und durch ihn aufgeregt, der mehr, als irgend einer, im Stande war, einen Geist zu befruchten, macht er die ersten, wiewohl noch erfolglosen Schritte. Es öffnet sich ihm hierauf der Tempel der Homerischen Dichtung, von deren heiligem Feuer entzündet die Liebe des Schönen in ihm entbrennt. Dies Leben in der Poesie hat sich seitdem auch in sein Philosophiren stark hineingezogen und sich auch nachher nie mehr ganz daraus verloren, was man allerdings, wenn man will, für eine Beeinträchtigung des reinen Gedankens ansehen kann, aber auch als Verschönerung desselben in der Erscheinung ehren muß. Doch auch das Schöne will philosophisch begriffen sein, und durch diesen Zusammenhang wird er auch in der Philosophie festgehalten. Die Idee des Schönen ist nicht zu fassen ohne die des Wahren und Guten, und so kommt er zur Kantischen Philosophie. Die Jacobi-Mendelssohnschen Bewegungen sind es ohne Zweifel, die ihn

dann zu Spinoza führen. Von der Grösse und Folgerichtigkeit dieses Systems angezogen, lebt er sich mit allen Gedanken in dasselbe hinein. Aber an seinem Gemüth scheitert der Beifall, den er denkend ihm zollen muß. Er wendet sich den sogenannten exacten Wissenschaften zu, aber sie vermögen ihn vollends nicht zu befriedigen. Die Kunstwelt hatte er auch in den Abgrund des All-Einigen hinabstürzen gesehen und das Bewußtsein der Vernichtung sich seiner bemächtigt. Da kommt er wieder zum Leben im Evangelium. Von da kommt in sein Philosophiren der Zug der Christlichkeit, welcher seitdem der edelste, schönste Schmuck seines Geistes ist. „Was die Geweihten zu ihm sprachen über die apostolische Bekenntung als des Lebens Gelohnis, des Hellen Verschreibung, der Gnade Versiegelung; über das Geheimnis der hochheiligen Dreieinigkeit; über Offenbarung, Wunder und Weissagungen; über Glauben, Hoffnung, Liebe; über Reinigung, Erleuchtung, Vereinigung der Seele — zog er sich ernstlich zu Gemüthe.“ S. 13. Man kann nichts Schöneres lesen, als diesen Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Christenthum. Mitten in der Mitte dieses christlichen Homer, steigt die alte Kunstwelt aus der Tiefe seines Innern in verklärter Gestalt hervor. Auch die erstorbene Liebe zur Wissenschaft lebt wieder in ihm auf. Nun war er im Stande, den Unterschied zwischen heidnischen und christlicher Dichtkunst und Denkart überhaupt zu erforschen. Mit diesem christlichen Auge konnte er auch das Große und Herrliche Platos und Ciceros entdecken und beurtheilen, und so im Umgang mit den Weisen Athens und Roms blieb ihm auch nicht fremd, was in der Gegenwart vorging. Aus seinem vorgerückten Alter erzählt der Hr. Verf. zuletzt noch einen sinnigen Traum, der ihm in schwerer Krankheit kam und dessen Inhalt für die Art und Weise seines Philosophirens durchaus charakteristisch ist. — An diese Darstellung schließt sich zuletzt eine rechtfertigende Anmerkung zu einer S. 15. befindlichen Stelle, wo er von seinem mit Schleiermacher angefangenen Streite spricht: denn diesen nennt er als den, den er aufs Korn genommen und auch in jener Stelle vor Augen gehabt habe. Allein die bekannte Zweideutigkeit und Schlüpfrigkeit der Wendungen desselben in seiner Verantwortung auf die Delbrück'schen Angriffe, welche in den „Studien und Kritiken“ steht, gab ihm auch die Ausflucht an die Hand: alle diese „auf seine Glaubenslehre gerichteten Angriffe sammt und sonders für nichts als Luftstreiche zu erklären, welche den wirklichen und wahrhaftigen Schl. gar nicht treffen, sondern einen scheinbaren, gespenstischen, welcher als Doppelgänger von jenem umherspuht.“ Hr. Schl. hat nämlich angefangen, aus dem Versteckensspielen jetzt aus Noth einen Ernst (wie aus der Wahrheit einen Spas) zu machen, und das Mittel erfunden, sich bei allen auch den treffendsten Widerlegungen seiner Lehre ausser dem Schufs zu erhalten, indem er sich Doppelgänger hält, welche alle Ladungen der Art auf sich nehmen müssen, indess er selbst stolz und keck, frank und frei hinter der Culisse herumgeht. „Es laufen, sagt Hr. D., unter ehrwürdigen Namen allerlei Irrdenker umher, pantheistische, sadducäische, gnostische, alexandrinische, cyrenaische, jesuitische, um überall, wohin sie kommen, Verwirrung anzurichten.

Er selbst aber ist ein verborgenes Wesen, gehüllt in einen Schleier, den niemand lüften kann“ u. s. w. Obgleich er aber keiner seiner Erwählten sei, sagt der Hr. Verf., so dürfe er sich doch rühmen, so viel von seinen Strahlen aufgefangen zu haben, daß er es als eine theure Pflicht erachte, jene Doppelgänger rüstig zu bekämpfen. Er selbst, Hr. Schl., habe auch erklärt: keine neue Schule oder Kirche stiften zu wollen, wegen jene doppelgängerischen Wechselbälge allerdings hierauf auszugehen scheinen. Würde diesem gespenstischen Unfuge nicht gesteuert, so würde es dem Meister ergehen, wie weiland Goethe's klassischromantischphantasmagorischer Helena, welche von sich klagt:

„Einfach die Welt verwirrt ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach, bring' ich Noth auf Noth.“

In besonderer Beziehung auf den jüngst ausgebrochenen Streit zwischen dem Meister und zwei seiner Breslauer Jünger bemerkt der Hr. Vf.: „Hierüber denke ich so: Wenn ein Verfasser, der zu den Gelehrten, den Denkern, den Forschenden, den Redekünstlern des ersten Ranges gehört, in Mittheilungen über höchste Gegenstände vieljährigen Nachdenkens, seiner eigenen Aussage nach, von schaustracks entgegengesetzten Seiten aus überall, das heisst doch wohl hier, von Theologen und Nichttheologen, von Rechtgläubigen und Mißgläubigen, von Philosophen und Unphilosophen, von Freund und Feind, von Anhängern und Gegnern ohne Unterschied, mißverstanden oder mißdeutet wird (Vorrede zu Schleiermacher's sechster Predigtsammlung S. IV.): so kann das schwerlich mit rechten Dingen zugehen; es ist alles zu verwetten, daß auch hier jene kriegköpfigen Doppelgänger die Hände im Spiel haben. Um den Kobolden hinter die Schliche zu kommen, wendete ich mich an ein in hiesigen Bergklüften einsam hausendes Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, an hellem, lichten Tage Gespenster zu schauen und gute Geister, welche Gott den Herrn loben, von bösen, welche Gott den Herrn schmähen, zu unterscheiden. Dieses hellseherische Bergmännlein verließ mir zu Liebe auf einige Stunden seine Trophoniushöhle und bestieg, von mir begleitet, den nahen Gipfel des Gebirgs. Hier beschied er sofort in meiner Gegenwart die Kämpfenden vor sich, um sie in reinem, von Rauch und Dunst ungetrübten Glanze der Mittagssonne zu beugen und zu belügen, worauf er mir batheuerte: allerdings umgaukelten in jenem Kriegestänzen den leibhaften Schleiermacher allerlei Truggestalten, aber von so täuschender Ähnlichkeit unter einander und mit dem Urbilde, daß es in einzelnen Fällen dem Meister selbst schwer fallen möchte, auszumitteln, wer von beiden er selber sei, und wer sein Doppelgänger. Grade so, füge ich hinzu, erging es weiland eben erwähnter klassischromantischphantasmagorischer Helena, zu welcher Phrykas spricht:

„Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Aegypten auch“

worauf sie erwidert:

„Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.“

December 1833.

Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebethuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch.

(Schluß.)

123, Str. 6. „Mit gebücktem Geist den Namen (Jesu) ewiglich anbeten.“ Man bedenke, *ewig mit gebücktem Geist* anbeten; wir glauben nicht, daß uns Protestanten, die wir vor unserem Gotte nicht *knien*, sondern als Freie *stehen*, dies Bild der Ehrfurchtsbezeugung im Gesang zusagen würde; warum nicht „mit *entzücktem* Geist?“ — No. 158 enthält einen falschen Schimmer von Poesie und ist darum zu verwerfen; z. B. Str. 2. „ich umfange, herz und küsse“; gut, aber was? „Die Zahl der gekränkten Wunden!“ Wie grenzenlos prosaisch! Str. 5 heißt es: „man solle die Füße Jesu halten, so gut man immer könne, und dazu solle er die Falten der Hände freundlich von dem hohen Kreuzesbaum anschauen.“ Diese Individualisirung, er soll die *Falten* der Hände anschauen, ist total unpoetisch; wenn es noch hieße, „die *gefalteten* Hände“, wie die *mater dolorosa* sie auf Bildern öfter hält. — 164 ist wohl poetisch, aber zu bluttriefend; im Eifer wird es selbst sinnlos, wie Str. 5: „Liebe, die mit so viel *Wunden* Gegen mich als seine Braut Unaufhörlich sich *verbunden*.“ Warum nicht: Ewig mir als seiner Braut Gnadenströmend sich verbunden; oder ähnlich. — 236 ist als historisches Denkmal merkwürdig, aber sehr prosaisch in der dritten Strophe durch das Bild vom Vogel, der dem Strick entgeht. — 277 ist als spielender Witz zu verwerfen; es ist ein Sonntagslied und schließt: „die Sonne deiner Gnad Kehr heute bei mir ein, So wird mir dieser Tag Ein rechter Sonntag sein.“ — In den Buß- und Beichtliedern hätten wir mehrfach die Vermeidung der Ausdrücke gewünscht, die in der Halleschen und Herrnhutischen Gesangschule vornehmlich sich festsetzten, von

Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

der Flucht zu Christi Wunden; wir können darin keine sonderliche Poesie entdecken, z. B. 290, Str. 10:

„Herr Jesu Christ, ich steh allein
Zu deinen tiefen Wunden;
Laß mich da eingeschlossen sein
Und bleiben alle Stunden.“

No. 369 ist ganz prosaisch: „Gesetz und Evangelium Sind beide Gottes Gaben, Die wir in unserm Christenthum Beständig nöthig haben; doch ihren großen Unterschied Allein ein solches Auge sieht“ u. s. w. Das ist nicht singbar; es ist eben so unpoetisch, als die kaltmoralischen Lieder neuerer Dichter, die der Verfasser mit Recht von seiner Sammlung ausgeschlossen hat; es ist eine trockene Orthodoxie, die durch die vorgesetzten Bibelworte nicht lebendig wird. — 441 ist in der ersten Strophe die Zeile: „Wie mich zu Zeiten beißt der Rauch“ als prosaisch auszumerzen; warum nicht:

„Wies Gott gefällt, mirs auch gefällt,
Und laß mich gar nicht irren,
Ob mich zu Zeiten drängt die Welt“ u. s. f.

483, Str. 4 erscheint die Spielerei mit Christi Wunden in dem Ausdruck: „Verbirg mein Seel aus Gnaden In deine offne Seit“ sehr widrig; wir können uns nicht überzeugen, daß diese Bilder, die einst große Geltung hatten, noch gegenwärtig in der Anschauung der protestantischen Kirche Existenz haben, daß sie noch gefühlt werden; vielmehr glauben wir, daß sie zu einer Beute des reflectirenden Verstandes werden, besonders wenn sie in der Crafsheit erscheinen, wie 594, Str. 3, wo es heißt:

„Wer bin ich, o Blutbräutigam?
Ich steck im tiefsten Sündenschlamm;
Doch komst du mich zu laden“ u. s. f.

oder spielend, 488, Str. 5.: „Mach mir stets *zuckerüß* den Himmel“ und Aehnliches, namentlich auch das oft vorkommende Bild, daß uns Gott oder Christus in das *Bündlein* der Lebendigen einbinden solle. Fast möch-

ten wir sagen, es sei nicht anständig, so zu sprechen; das „Häuflein“ der Gläubigen ist uns geläufig, denn Viele sind berufen und Wenige auserwählt, aber ein „Bündlein“ ist so mager und dünne für die Vorstellung, daß wir ihm zugesellt zu werden kaum der Mühe werth halten sollten. Wir könnten noch manche solcher Ausstellungen machen, wollen es aber bei diesen bewenden lassen, um nicht zu weitläufig zu werden. Wir können unseren Kanon für die Kritik des Poetischen zum Schluß etwa so ausdrücken: Jedes Lied, worin *büddlich-typische* Ausdrücke, wie Teufel, Aegypten, Lamm, Perle, Trauerhöhle, Schwermuthshöhle, Schlangenbiß, Wundenthür, Hochzeitkleid, Glaubenskerze, Sündenschlaf, Nachtgeschäfte, Wundenhöhle, Fleischgeschäfte, Schafstall u. s. w., u. s. w. vorkommen, ist einer *strengeren Prüfung* zu unterwerfen, als solche, wo dies nicht der Fall ist. Hier ist Eine Empfindung; die Gedanken sind klar; Ein Fluß der Sprache durchdringt es. Dort verbirgt sich hinter dem Glanz, der solche Bezeichnungen als typische umgibt, zu leicht eine *Armuth des Gemüthes* und es entsteht ein *Aggregat* von Phrasen, das oft sehr täuschend sein kann, jedoch der inneren Fülle der wahrhaften Poesie entbehrt; wir können den Verf. bei aller Sorgfalt, die er für die Scheidung des Dichterischen und Prosaischen gehabt hat, nicht davon frei sprechen, von jenem Schein sich öfter haben berücken zu lassen; im Gesang soll das Wahre auch als *schön* erscheinen, sonst ist es keine Poesie; er hat sich oft nur an das Wahre gehalten und oft auch das Spielende der Form mit ächtpoetischem Ausdruck verwechselt. Um nur Ein Beispiel zu geben, so ist 569 wahrhafte, innigempfundene Dichtung, 568 aber, worin dasselbe Thema behandelt wird, ist todt und spielend; Str. 2:

„Laß mich in den Armen
Deiner Huld erwarmen;
Laß mich dich genießen
Und in deinem Lichte,
Schönstes Angesichte,
Deine Lippen küssen.“

mag für eine Herrnhutische Gemeinde oder für einen Conventikel singbar sein, für eine *evangelische* Gemeinde ist sie es nicht. —

So viel von dem Gesangbuch. Das *Gebetbuch* befolgt im Ganzen die nämliche Organisation, wie jenes, nur daß es, als für die häusliche Andacht bestimmt, die

Bedürfnisse des Privatlebens zu berücksichtigen hat, wie in den Gebeten für Kinder, für Schwangere, Kranke u. s. f. Das Lobenswerthe jener Uebereinstimmung haben wir schon oben bemerkt. Auch ausserdem hätten wir dieselben Ausstellungen zu machen. Es sind zu viel Unterabtheilungen, die in's Kleinliche gehen, wie z. B. IV) vom Leben des Glaubens solche Abschnitte vorkommen, als „Sehnsucht und Heiligkeit im Hinblick auf Jesum, Seligkeit des Wandels vor den Augen Jesu, Christi Leben in uns, Grund unserer Freude, unserer Liebe, unseres Glaubens und unserer Hoffnung, die innere Herrlichkeit der Gläubigen“; No. 719 u. 720 sind sogar Leselieder auf das *Herz* und die *Brust* des leidenden Jesu; gar nicht zu duldende, traurig prosaische Verse z. B.:

„O süße Brust, thu mir die Gunst
Und fülle mich mit deiner Brust;
Du bist der Weisheit tiefster Grund,
Dich lobt und singt der Engel Mund;
Aus dir entspringt die edle Frucht,
Die dein Johannes bei dir sucht.“

Sodann haben wir die große Eintönigkeit zu tadeln, die aus der schon gerügten dogmatischen Ansicht des Vfs. entspringt, den Tod Christi *als solchen* für das Princip der Versöhnung zu nehmen und so Christi stellvertretende Genugthuung zu veräußerlichen. Was in No. 89 gesagt wird: „Ja, mein Heiland, es sei meine Noth so groß sie wolle, so habe ich keine bessere Arznei als deine heiligen Wunden. Wenn ich nur dieselbigen erreiche und mich hinein senke, so bin ich genesen. — Du weißt, daß ich auf das Verdienst deines Todes allein traue und alle meine Zuflucht darauf setze. Ich habe sonst keinen Werth, ich weiß sonst keine Zuflucht und kein Heil, als dieses dein Verdienst.“ Das klingt in gar zu vielen Gebeten wieder. Es sind viel treffliche Gebete mitgetheilt, recht im Charakter des Gebetes, doch würde es ein Verdienst gewesen sein, auch solche mitaufzunehmen, in welchen der *Gedanke*, die sinnige *Betrachtung* zur Sprache gelangen, denn da unsere Zeit einmal so ganz von der Reflexion durchdrungen ist, so hätte das Bedürfnis, diese zu beschäftigen, nicht ganz umgangen werden sollen. Sind die „Stunden der Andacht“ durch etwas Anderes so bedeutend geworden, als einzig dadurch, daß sie den Trieb, zu denken, denkend sich die Widersprüche der Welt aufzulösen, befriedigten? Wird sich das vorliegende Andachtsbuch nicht eben dadurch den Kreis seiner seg-

vollen Wirksamkeit vereinigen, daß es diese Richtung der Reflexion zu wenig beachtet hat —

Möge der Verf. in unseren Bemerkungen nur den ernstlichen Willen wahrnehmen, dem heiligen Werke der Verbesserung unseres Cultus hülfsreiche Hand zu leisten. Daß eine so interessante Erscheinung, wie sein Buch, wozu erfahrene und gelehrte Männer, wie H. Schmieder, R. Rothe, Tholuck und Friedrich v. Timplskirchen, ihm mit Rath und That beistanden, wirklich aus der Zeit hervorgegangen ist, und deshalb auch in der Zeit Anklang finden werde, dafür bürgen uns folgende Zeichen, die er zum Theil selbst mit in Anschlag bringt: 1) Es ist wahr, daß seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die *provinciellen* Eigenthümlichkeiten, die Stammesindividualitäten, immer mehr gegen eine *allgemeine* Bildung in Deutschland verschwunden sind, wodurch auch für die Form des Cultus eine größere Allgemeinheit möglich, ja nothwendig geworden ist. 2) In Folge der universelleren Bildung wurde die *Union* constituit, worin, wenn auch noch nicht überall in der That, doch dem Begriff nach die Auflösung der in der protestantischen Kirche bestehenden Unterschiede zu einer höheren Einheit, der evangelischen, ausgesprochen wurde. 3) Die Preussische *Agende* regte wenigstens dazu an, den Cultus einer Revision zu unterwerfen und die nothwendigen Elemente desselben so wie die dafür angemessensten Formen zu untersuchen. 4) Im Zusammenhang mit solchen Bestrebungen stand die Umgestaltung der *Gesangbücher*. Wie die *Agende* den Versuch machte, die liturgischen Formen in einer größeren Allgemeinheit zu entwickeln, so arbeiteten einzelne Gemeinden und Synoden an einer Umgestaltung des Gesanges. Seit 1817 sind eine Menge Gesangbücher nicht bloß erschienen, sondern die Kritik hat sich auch vielfach mit den Regeln abgegeben, die bei Abfassung derselben zu beobachten wären. Der bedeutendste Versuch, der bis jetzt gelungenste, ist das neue *Berliner Gesangbuch* von 1829. Sein Ursprung fiel mit der Feier der Union 1817 zusammen; Kenntniß des Vorhandenen, geschickte Umbildung des für die Sprache oder Empfindung Abgestorbenen, und besonders richtiges Ergreifen des gegenwärtigen Standpunctes der Kirche vereinten sich darin zu einer sehr vorzüglichen Leistung. Der vorliegende Versuch wurde gleichzeitig mit dem Berliner Gesangbuch begonnen; aber wenn sein Plan noch universeller, seine histori-

sche Reichhaltigkeit größer, seine Sprache gleichförmiger und wohlklingender genannt werden muß, überhaupt, wenn es gleichsam als ein Repertorium des evangelischen Kirchengesanges gelten kann, so ist es doch in seinem dogmatischen Standpunct beschränkter. Das Berliner, obwohl mangelhaft in der Feststellung älterer Texte, obwohl auch in der Wahl zuweilen mißgründend, trifft, ohne die heilige Ueberlieferung früherer Zeit zu verkennen oder zu verschmähen, mehr unsere *jetzige* Gefühls- und Anschauungsweise; es zieht das Alte in diesen Ton der Gegenwart hinüber. Das vorliegende stellt uns mehr in die Vergangenheit zurück; befreundet uns mit der Weise aller uns vorangegangenen Jahrhunderte bis zur Griechischen Kirche hin. 5) Wenn wir nun am Eingang dieser Anzeige aufseren, daß wir eine *Entscheidung* auch in dieser Angelegenheit weder von einer geschichtlichen Auctorität, noch von einer subjectiven Meinung, die durch das Gefühl u. s. w. sich bestimmen ließe, erwarteten, sondern darauf vertrauten, daß in dem Wechselgespräch der Geister aus der Einsicht in die Natur der Sache endlich die wahre Entscheidung resultiren müßte, so erinnern wir noch schließlic an die Versuche der *Wissenschaft*, es ebenfalls zu einer solchen Einheit und Allgemeinheit zu bringen, wie Schleiermacher und Marheineke, Hase, Hahn u. A., wenn auch auf verschiedenem Wege wollen. Wir wünschen, daß der Verf. auf diese Ausbildung unserer Dogmatik mehr Acht haben möge, weil er ohne sie das schöne Ziel, das er sich gesteckt hat, niemals mit Sicherheit erreichen dürfte; die Dogmatiken aber sind die untrüglichen Nulmesser vom Stande der Kirche, die Magnetnadeln, in allen Zonen und Richtungen der Zeit sich zu orientiren.

Karl Rosenkranz.

CLL.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdinand Wolf, Scriptor an der K. K. Hofbibliothek. Wien

1833. 8. 181. Auch unter dem Titel: *Ueber die alt-französischen Heldengedichte aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise von F. Wolf.*

Wir halten uns zur Anzeige des vorliegenden Werkes um so mehr verpflichtet, als dasselbe neben seinem selbständigen reichen Inhalte, Nachricht über die Leistungen der Franzosen gibt, die, da aus einer sonderbaren Grille derselben die Bücher dieses Faches in nur wenigen Exemplaren abgedruckt werden, dem deutschen Publicum oft entgehen müssen. Nichts destoweniger greift die Epik der verschiedenen Völker des Mittelalters so in einander, daß die Erforschung der einen ohne eine Bekanntschaft mit der anderen fast unmöglich ist, so daß wir die Fortschritte in der Kenntniß der epischen französischen Poesie des Mittelalters getrost, neben ihrem selbständigen Werth, als eben so viele Fortschritte in der Kenntniß unserer alten Epik betrachten können. Denn der substantielle Inhalt aller jener Sagen gehört selten einem Volke ausschließlich zu, und selbst wo dies, wie etwa im Arthurkreise der Fall ist, haben die großen Völkerbewegungen jener Zeiten so wie die gleichmäßige Stufenfolge ihrer Entwicklung durch dieselben Potenzen, das dem einen Stamme Eigenthümliche leicht den anderen so mitgetheilt, daß es bald vollkommen als Eigenthum der letzteren zu betrachten ist. Neben diesem fast gemeinsamen Inhalte, thut sich freilich bald eine Scheidung der Kunstformen nach verschiedenen Stämmen hin kund, das Nationale macht sich in der Sprache so wie im politischen und sittlichen Leben geltend, und diese Besonderheiten führen dann zur Bildung der verschiedenen selbständigen festen Litteraturen hin, die das Eigenthum der verschiedenen Völker werden. Wir haben früher schon für die deutsche Poesie eine Periode des Elementarischen vindicirt; diese, rein dem Inhalte nach zu würdigende, enthält an Volksglauben, Sagen, überlieferter fremdartiger (christlich-lateinischer) Bildung nichts, was nicht auch den anderen dem historischen Auftreten damals genäherten Völkerschaften in gleichem Sinne zukäme, und erst aus diesen Elementen heraus entwickeln sich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Völker des Mit-

telalters. Unter den Sagen, die als solche Grundlagen zu betrachten sind, nehmen die, welche sich um Karls Leben und Thaten reihen, nicht die unterste Stelle ein, und ihnen hat der Hr. Verf. in den vorliegenden ursprünglich den Wiener Jahrbüchern angehörigen Blättern zunächst seine Aufmerksamkeit zugewandt. Von 5 verschiedenen Abhandlungen, in die man diese Beiträge bequem theilen kann, knüpfen sich nur zwei an neuerdings von Franzosen herausgegebene Werke; die erste an:

Li Romans de Berte aus grans piés etc. par M. Paulin Paris. — Paris 1832 (nur in 220 Exemplaren abgezogen)

die letzte (p. 160) an die:

Dissertation sur le Roman de Roncevaux par H. Monin;

die drei anderen geben Auszüge und den Inhalt aus Bearbeitungen verwandter Sagen, von denen wir weiter unten sprechen werden. Im Allgemeinen zeigt sich nun in diesen Abhandlungen eine in diesem Fache ungemein schätzenswerthe Gelehrsamkeit verbunden mit einer seltenen Schärfe der Auffassung und, was mehr sagen will, einem feinen Takte, das einem jeden Kreise Angehörige herauszufinden. Es kann nicht unsere Absicht sein in das Specielle einzugehen, unseren Lesern wird es genügen, die Hauptzüge des hier Abgehandelten verfolgen zu können.

Nach einer kurzen Uebersicht des seither für die altfranzösische Epik Geleisteten, in welcher mit Recht die Verdienste des in jeglicher Beziehung wackeren Uhlands hervorgehoben werden, folgt Hr. W. dem französischen Herausgeber des ersten Romans in die einzelnen Theile seiner Einleitung, bald beistimmend, bald berichtend, erläuternd und belegend. Es werden die charakteristischen Unterschiede der fränkischen und bretonischen Gedichte ihrem inneren Gehalte wie der Form nach behandelt, die Frage über das Absingen der größeren Gedichte aufgenommen, und dabei die Untersuchung über das Rolandslied (*Chanson de Roncevaux*) mit Hrn. Paris und Monin untersucht, und gegen diese beiden Herren durch die Annahme eines ursprünglichen Volksliedes erledigt.

(Der Beschluss folgt.)

N^o 115.
J a h r b ü c h e r
 f ü r
w i s s e n s c h a f t l i c h e K r i t i k.

December 1833.

Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise, nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie von Ferdinand Wolf.

(Schluß.)

Die einseitigen Vorurtheile zu bekämpfen, welche die meisten Franzosen gegen diese Poesie immer noch hegen, scheint kaum der Mühe werth zu sein, wenigstens sind die von Hrn. Paris referirten Vorwürfe an sich so gehaltlos, daß er sowohl als Hr. Wolf sie zu widerlegen sich hätten überheben können. Doch sind die hierbei gelegentlich mitgetheilten Bemerkungen nicht ohne Interesse. Der folgende Abschnitt handelt über den Vf. des Romanes *Adenès le Roi* und seine Werke. Roquesforts Ansicht über den Grund jenes Beinamens (*le Roi*) scheint allerdings verwerflich, und von Hrn. Paris recht widerlegt zu sein. Seine Lebensumstände müssen trotz seiner Berühmtheit meist seinen eigenen Werken entnommen werden, nur eine Stelle aus dem Roman *de Witasse - le - Moine* führt Hr. Michel an, in dem unseres Dichters (*le roi Adan*) Erwähnung geschähe. Die einzelnen Werke des Dichters werden nun ihrem historischen Entstehen nach durchgenommen, und hierbei manche verjährte irrige Ansicht berichtigt. Nachdem Hr. Wolf noch kurz über Hrn. Paris kritische Weise sich ausgesprochen, geht er näher an die Entwicklung des Inhaltes des Romanes. Trefflich ist hier von Valentin Schmidt vorgearbeitet, und Hr. Wolf verfolgt eben deshalb die Sache nur bis zu ihrer Lösung, da dieser Theil des Gedichtes in der altfranzösischen handschriftlichen Paraphrase der Berliner Bibliothek, nach welcher Schmidt arbeitete, nicht durch jene Lücken leidet, die in der ersten Hälfte Schmidts Dar-

gung oft unvollständig lassen. Da die Sage von Bertha, der Mutter Karls, sehr weit verbreitet und vielfach behandelt ist, so ist es nicht wundersam, daß vielfache Abweichungen ja substantielle Verschiedenheit sich geltend machen. Des Hrn. Vfs. Absicht ist nun die, den Gang des Gedichtes erzählend zu verfolgen, in den beigeetzten Noten aber die Verschiedenheiten der anderen Bearbeitungen, als *Henrici Wolteri Chronica Bremensis*, der Weihenstephaner Chronik und der Fürterer'schen lat. Paraphrase, der *Realis di Francia*, und der *Noches de Inyerno* zu geben, so daß zuletzt über Alter und Werth jeder einzelnen Bearbeitung sich dem Leser ein festes Urtheil bilden könne. Die Heimführung Berthas durch Pipin, der Trug durch die Allste und deren Mutter Margiste, die Irren und das Leid der verstofsenen Königin, das Unglück ihrer Eltern, endlich Pipins nächtliches Abenteuer mit ihr der Unbekannten, ihre Anerkennung und die Strafe der Verräther sind die allgemeine Grundlage; aber die Durchführung und Anknüpfung, vor allen aber die Darstellung des sittlichen Gehaltes der einzelnen auftretenden Individuen sind so unterschieden, daß sich hieraus allerdings alle jene Folgerungen machen lassen, welche Hr. W. am Schlusse dieses Abschnittes uns vorlegt, und die wir bis auf einiges Einzelne vollkommen guthelfen. Ehe der Verf. zu der zweiten oben angeführten Schrift übergeht, giebt er in drei verschiedenen Abhandlungen das Inhaltsverzeichnis dreier seither wenig bekannter Werke, dem Sagenkreise Karls angehörig. Das erste ist ein auf der Wiener Bibliothek handschriftlich bewahrtes Gedicht [*Cod. Philolog.* 42. (2795)], seither nur aus Anführungen: „*Museum für AD. Litteratur* 1, 576. Graff. Deuliska 3, 349 bekannt, und hat den Titel: *Anonymi poema de Caroli M. origine et genealogia. Sec. XV.* Die Sage scheint, nach dem Verf., erst später dem Karolingischen Kreise angefügt, wie dies von Hagen von mehreren anderen Gedichten nachgewiesen

ist, und wälschen Ursprungs zu sein. Des Auszugs, den der Vf. giebt, ist nicht ohne Interesse. Die Tochter eines Grafen wird von Jugend auf mit dem Sohne eines Vasallen erzogen, die Eltern sterben früh, der zum Mann herangereifte Jüngling sucht das Mädchen durch großartige Ritterthaten zu erlangen, er kämpft in der Fremde mit Glück, befreit das Land seiner Herrin von dem Ueberfall des Grafen Wide von Áverne (Guy d'Auvergne) und erhält zum Lohne die Hand der Herrin; dies alles — an sich ein gewöhnlicher doch reicher Stoff — bildet eigentlich nur die Grundlage zu der folgenden im ascetischen Geiste des Mittelalters gehaltenen Ausführung, die reich an Verwicklung, selbst in dem uns vorliegenden Auszuge anziehend genug ist. Der Ritter in voller Gunst des Glückes glaubt Gott genügen zu müssen, indem er es aufgibt; in unsäglichem Elend wandern beide in der Irre, zwei Kinder sind ihr Trost und ihr Unglück; die Noth wächst, da entschließt er sich, sein Weib zu verkaufen, und wandelt mit dem Blutgelde und den Kindern fort. Aber die Fluth trennt ihn von den letzteren — ein Adler raubt ihm im Schlaf als letztes jenes, (vergl. ähnlich *Nalus*. IX, 16). Der Zufall läßt den Adler den Beutel, in dem das Gold enthalten, vor des Weibes Augen herabwerfen; — neuer Schmerz zu dem alten Jammer, sie wähnt den Gemahl vor Hunger in den Irren umgekommen. Unterdeß lockt ihre Schönheit den Laudesherrn, er sucht sie von ihrer Eigenthümerin zu erwerben, sie darf nicht widerstehen, verzweifelt ihrem Gemahl untreu werden zu müssen; er nimmt sie zur Gattin, kann aber wunderbar von seinen Rechten als Mann nicht Gebrauch machen. Ihm entdeckt sie sich, er behandelt sie gütig und hinterläßt ihr sterbend sein Reich. Bald wirbt Frankreichs König um sie, des früheren Weib entführt war, in ihrer Noth ermahnt sie eine Stimme Gottes, dem Antrag zu folgen, sie zieht nach Paris, die gefürchtete Nacht naht; doch ihre Angst war umsonst, auch der zweite Scheingatte hat, wiewohl aus andern Gründen, das Schicksal des ersten — nicht Mann sein zu können. Auch thut er ihr den Gefallen, bald zu sterben, und ihr das Reich zu lassen. Die Vasallen dringen in eine neue Verbindung, sie fordert ein Jahr der Wittwenzeit, und forscht vergebens nach dem Gemahl. Da bei der großen Trauerfeier erkennt sie ihn in einem Bettler an dem Krummfinger — der ihm in Folge einer Verwundung geblieben. Freude und Wonne, die Va-

sallen erkennen ihn als König, auch die Kinder finden sich wunderbar gerettet. Jetzt folgt erst der Name des Ritters und der Kinder, jenes Karelmann, dieser Karle und Pippin, offenbar irrig der Genealogie nach. Wir können mit Hrn. Wolf nicht die Aehnlichkeit mit Berta finden; nicht der gottergebene Sinn allein tritt hier als das Bewegende auf, sondern das Wesentliche ist einerseits der ascetische Gedanke der freiwilligen Entsagung alles Irdischen, andererseits aber die hohe reine Keuschheit der ehelichen Treue — die jeder Versuchung der Noth wie des höchsten Glückes kräftiglich und göttlich widersteht, und sich so der wunderbaren unmittelbaren Hülfe Gottes und seiner Heiligen erfreut. Diese Treue — das Hauptmoment des Gedichtes — fällt bei Bertha nothwendig fort. Wir dürfen bei einem so vielfach behandelten Stoff den Reichthum und die künstliche Eigenthümlichkeit der Entwicklung nicht übergehen, denn jenes Bewahren der Treue bei zwei Gatten hat nur für uns Auffallendes, im Grunde stützt es sich auf Motive, die im Mittelalter im Glauben des Volkes als unbezweifelt wahr galten. Die dritte Abhandlung theilt den Inhalt eines spanischen prosaischen Romans mit, der den Titel führt:

„*Historia de Enrique, fi de Oliva Rey de Jherusalem, Enperador de Constantinopla*. Sevilla 1498 (nur ein Exemplar dieser Ausgabe scheint erhalten auf der k. k. Bibliothek.)

Auch dieser Roman scheint nicht im nothwendigen Zusammenhange mit dem Karolingischen Kreise zu stehen, und der Vf. dünkt uns mit Recht zu behaupten, daß zwei ursprünglich getrennte Elemente in ihm vereint sind, das eine die Geschichte der Oliva umfassend, das andere Heinrichs von Flandern mit Fabeln verwebte Thaten darstellend.

Innerlich verbunden ist hingegen den Karolingischen Sagen der Inhalt der dritten Mittheilung eines Romanes in spanischer Prosa:

Hystoria de la Reyna Sebilla. Sevilla durch Juan cromberger 1532.

Der Inhalt des Gedichtes muß vielfach verbreitet gewesen sein, er findet sich ziemlich genau „als von französischen Sängern“, behandelt, in der Chronik des Albericus von Trois-Fontaines (in der Mitte des 13ten Jahrhunderts) aus Leibnitz *Accessiones histor.* Tom. II. Pars 1. p. 105—106 im vorliegenden Werk abgedruckt p. 156. Alle bekannten Personen treten in ihrem ge-

wöhnlichen Charakter auf, vom Karl herab bis zu dem treulosen Mahzern, auch das komische Element fehlt nicht in Baraque und dem schlauen Guisomar. Uebrigens bleibt dieses Gedicht und jene Stelle der Chronik auch in sofern merkwürdig, als sie auf die wahre Quelle jener bekannten Hundecomödie führen, die in unserer Zeit Goethe und jedem vernünftigen Menschen das Theater verleiden konnte. Die Vermuthung des Hrn. W. von einem altfranzösischen Gedicht, aus dem unser Roman geflossen, scheint uns sehr gegründet.

Das Werk beschließt eine Würdigung der oben angeführten Schrift des Hrn. Monin. Dieser letztere hat nur Auszüge aus dem Roman mitgetheilt, doch scheint das Ganze ziemlich den deutschen Bearbeitungen zu entsprechen. Es folgen nun Bemerkungen über Ursprung, Ausbildung und Fortpflanzung der Sage, Volksagen, nicht die Chronik des Pseudo-Turpin, die selbst erst aus jenen hervorging, sind als Quellen zu betrachten. In dem Streite über die frühere Ausbildung der provençalischen oder nordfranzösischen größeren Epik neigt sich Hr. W. wenigstens für den vorliegenden Stoff zur Seite der ersteren, und führt wichtige schlagende Gründe, namentlich aus dem Zustande der das Gedicht enthaltenden zwei Handschriften, an, die eine Redaction anderer (provençalischer) Quellen beurkunden; auch der Mangel des Prologs bleibt, wie die Hrn. Monin und Wolf bemerken, für diese Untersuchung nicht unwichtig. Endlich wird in Beziehung der deutschen Bearbeitungen Konrads und des Stricker der vorliegende Roman als die Quelle der deutschen Gedichte bezeichnet, obwohl eine völlige Vergleichung bis jetzt kaum möglich ist; um so wichtiger dürfte die Herausgabe dieses Romans, die Hr. Bourdillon versprochen, zur Aufklärung dieser und anderer davon bedingter Fragen, erscheinen. Möge der gelehrte Vf. recht bald, wie er in der Vorrede hoffen läßt, sich zu neuen Beiträgen in diesem schwierigen aber auch interessanten Gebiete entschließen.

Agathon Benary.

CLII.

Religionswissenschaftliche Darstellung der Ehe, von Anton Franz Sal. Rost, Priester der Prager Erzdiöces, Doct. der Philosophie. Wien J. P. Sollinger 1834.

Die „Petroapostolische Betonung“ seiner Arbeit, die Darstel-

lung der Ehe „nach dem Vortrage seiner Kirche“ gilt zwar dem Vf. als zur Beglaubigung des Inhalts seiner Schrift hinlänglich genügend, aber dennoch spricht er in der Vorrede zu wiederholtenmalen aus, daß er seine Darstellung „angemessen der Zeit“ und „wie es die Verhältnisse der Zeit erheischen“, darzustellen werde: „Wora eine solche herablassende Accommodation besteht und wie sie ausgeführt ist, wird eine kurze Schilderung des Werks selbst zeigen.“

Indem sich seiner Polemik zunächst die Ansicht von der Ehe als einem Vertrage darbietet, so nimmt der Vf. als *bonne prise* die Urtheile einiger Gelehrten über Kant's Naturrecht auf. Mit adorirender Dankbarkeit aber vindicirt er sich besonders das des Hrn. von Haller, und die ungerechtfertigte Annahme solcher Dankhabe begründet er (§. 20) durch den Charakter seiner Arbeit als einer traditionellen und kraft dieses Charakters läßt er die Widerlegung der Ansicht von der Ehe als einem Contracte durch eine Stelle aus Grotius Werke *de jure belli et pacis* über das Wesen des Vertrags geschehen; zumal jenes Kapitel des Protestantischen Werkes sich der Billigung Hrn. von Haller's zu erfreuen habe.

Selbst näher in die Sache einzugehen, steht sich der Vf. gezwungen, wenn er die Unauflösbarkeit der Ehe aus ihrem eignen Begriff herzuleiten sucht. „Es ist aber die Ehe, sagt er, im allgemeinsten und auch wohl unwiderleglichsten Verstande ein natürliches Verhältniß.“ Als solches beruht sie auf dem Naturgesetz. Je weniger dieses und das von der Natur Gegebene menschlicher Willkür anheimgestellt sei, desto leichter und eher seien bei so natürlichen Verhältnissen die allgemeinsten Regeln und Grundsätze ausfindig zu machen. Die Naturgesetze nun seien an sich einig und haben einen unveränderlichen Bestand. Wie daher nach einem Citat aus Haller der Ehestand durch inwohnende Triebe und freundliche Naturgesetze von selbst gegeben und ein Theil der ewigen unveränderlichen Ordnung Gottes sei, so sei nach demselben Naturgesetze die Ehe unauflöslich.

Zunächst unterscheidet sich eine solche Begründung der Ehe und ihrer Unauflösbarkeit aus dem Naturgesetze nur durch die subjektive Meinung des Vfs. von den Bemühungen derer, die aus demselben Naturgesetze dasselbe deduciren. Er mag die Rede des Herault-Sechelles, Präsidenten des Convents, in der er vor dem versammelten Volk auf dem Marsfelde an dem Orte, wo die Bastille stand, die Natur „Gebieterin des Wilden und der aufgeklärten Nationen“ anbetend apostrophirte, diese Rede mag der Vf. mit noch so viel Entrüstung neben seinen andern Citaten citiren, er läßt auf gleiche Weise im Schooß der Natur und in ihren heiligen Quellen die ewigen Rechte gefunden werden. Denn außerdem, daß er zwar zuweilen auf eine „richtige“ Erkenntnis der Natur dringt und von „Absichten“ Gottes, die in seinen Werken offenbar sind, redet, aber dennoch immer wieder die Ehe und ihre Unauflösbarkeit auf die Widerspruchslosigkeit, Einheit und ewige Ordnung der Natur basirt, kommt er auch zur gleich revolutionären Bewegung gegen den Staat. Denn, sagt er, da der Endzweck der Ehe bei allen Völkern und zu allen Zeiten derselbe und die Natur als unwandelbare Autorität die höchste Norm für die Ehe ist, der unfehlbare Unterricht über

die Natur aber der Kirche übergeben ist, so ist der weltlichen Gesetzgebung alle Normirung für die Ehe genommen. Das weltliche Gesetz, klingt der Appt gegen den Staat, ist, wie es die Unterthanen einmal von ihrem Oberherren erhalten haben, nicht nur zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern verschieden, sondern auch bloß zu äußern Zwecken gegeben. Auf der Ruine des Staats erhält dann die Kirche die Vollmacht, über das Eherecht ihre positiven und negativen Bestimmungen festzusetzen.

Seine eigne Strafe spricht der Irrthum über sich aus, indem der Vf. in der Darstellung der Ehe als Sakrament die Kirche auf gleiche Weise wie der Staat, auf die Seite treten und der Ironie der Selbstvernichtung sich preisgeben läßt. Denn die Ehe sei ein Sakrament nicht etwa durch die Einsegnung der Kirche, indem die Kirche aus dem Schatz des göttlichen Segens sie beschenkt und heiligt, sondern die gegenseitige Uebergabe des Leibes der Eheleute sei des Sakramentes Materie, die durch die Form der beiderseitig ausgesprochenen Uebereinstimmung rechtlich geworden sei. Die Kirche habe daher die Würde und Autorität dieses Sacramentes selbst dadurch anerkannt, daß sie auch heimliche ohne Assistenz eines Priesters geschlossene Ehen als wahrhafte und gültige ansehe. So weit bis zur totalen Auflösung aller weltlichen und göttlichen Gesetze läßt es die Ansicht von der Ehe; daß sie aus der Eingebung der Natur hervorgegangen sei und hierin ihre Bestätigung habe, kommen, und hilft selbst die Lehre der katholischen Kirche von der Sakramentlichkeit der Ehe einen solchen Irrthum auf seine höchste Spitze sich steigern und sie selbst zum Lohne dafür wenigstens momentan überflüssig machen.

Andera im Protestantischen Staat, der Protestantischen Kirche und in ihrer Einheit in der Wissenschaft. Hier wird als der Ausgangspunkt der Ehe zwar die Natürlichkeit gewußt, aber als ein solcher, der in ihr unmittelbar aufgehoben ist. Die Absicht, Weisheit Gottes, die der Vf. so unbestimmt hin und wieder neben dem Naturgebot cursiren läßt, wird hier dahin bestimmt, und so begriffen, daß in der Ehe als der unmittelbaren Realisirung der Sittlichkeit gerade der erste Sieg gefeiert wird über das freundliche Naturgebot und der objektive Geist in der Innigkeit der Gattenliebe zuerst zur Empfindung seiner selbst gelangt. Weil es sich hier wesentlich um den Geist handelt und zwar zunächst in seiner Existenz als Gefühl und er noch in der Tiefe der Empfindung verborgen ist, so ist es die eigne Forderung dieses geistigen Gehalts, durch den Segen des absoluten Geistes aus dem Partikulären seiner zufälligen Erscheinung, die noch von der eben so zufälligen Neigung ausgegangen ist, in sein eigenes Gebiet und zur offenbaren Sittlichkeit herausgehoben zu werden. In dieser Weihung durch die Kirche ist die Unauflösbarkeit der Ehe ausgesprochen, weil gerade das Natürliche, das in seiner Zufälligkeit beständig der Direktion und Zersplitterung anheimgegeben ist, als Moment und zwar im Geiste ideell

geworden nicht idealisirt gewußt wird. Da somit die Ehe in das Gebiet der objektiven Sittlichkeit getreten ist, so ist sie zwar nie auch nach ihrer Stiftung nicht von der Kirche losgetrennt, gehört ihr vielmehr im Innern der Gesinnung unablässig an, aber ist zugleich auch in das Reich des Staats als der bewußten Entwicklung der Sittlichkeit eingetreten. Da dieser als das Wissen von sich zum entwickelten Bewußtsein der Sittlichkeit ausgebildet ist, so gehört ihm die andre Entscheidung über die Ehe an, nämlich wenn es zur Frage kommt, ob sie eine wirkliche Ehe ist. Denn hier handelt es sich nicht mehr um das nur innere Gefühl, sondern um den Begriff. Entspricht die Ehe diesem nicht, so erklärt der Staat nicht, daß die Ehe getrennt sei und daher die Eheleute geschieden seien, sondern er spricht objektiv aus, was subjektiv vorhanden war, daß hier in diesem einzelnen Falle keine wirkliche Ehe gewesen sei. Indem daher die Protestantische Lehre nicht von der Natur als dem wahren und wirklichen Prius der Ehe ausgeht, sondern den Geist als das in der Ehe sich Bethätigende weiß, ist sie eben so auch über die Lehre der katholischen Kirche hinaus, die die Gemeinschaft der Ehe zu einem Sakrament macht. Denn nun macht nicht mehr die Kindererzeugung allein, nicht die Treue, das gegenseitige Vertrauen, die eheliche Keuschheit das Wesen der Ehe allein aus, sondern dieß Alles wird als Moment gewußt des Kreises, in dem der Geist sich seine Objektivität schafft.

In dem nach katholischer Weise einem „non obstantes“ obgleich folgenden „dennoch“ geschieht einem solchen Begriff der Ehe, wie ihn der Vf. nach der Anleitung seiner Kirche und nach seinem eignen Dafürhalten aufgestellt hat, kein geringer Theil seines Rechtes. Denn, schließt der Vf. sein Werk, wenn auch „die eheliche Gesellschaft eine ehrwürdige Gesellschaft“ ist und mit wiederholter Sünde gegen den Staat, gegen den aus dem Schooß der Familie zum hellen Licht und zur vollendeten Objektivität des Geistes herausentfalteten Staat, jeder bürgerlichen Ordnung vorzuziehen ist, so ist dennoch wiederum die Enthaltsamkeit von der Ehe dem Gute der Ehe vorzuziehen. Selbst bis zur gräulichsten Verwüstung und Degradirung der Ehe geht der Verf. fort, indem er endlich behauptet, das Institut der Ehelosigkeit sei weit höher zu schätzen, als ein „Haufe Kinder, von denen man nicht weiß, ob Räuber oder rechtschaffne Bürger aus ihnen werden.“ Die ewige Ordnung und das freundliche Gebot der Natur hat es also in der Ehe nur zu einem Haufen Kinder gebracht.

Die jede Beschreibung übersteigende Crudität der bisherigen Entwicklung unsers Verfs. wird am Ende in der That scurril, wenn er die abscheulichsten Ausschweifungen, die gottverlorenen Jungfrauen und geweihte Priester begingen oder „begehen werden“ daher ableitet, daß sie „als solche oder früher schon“ Wieland, Lessing, Schiller, Goethe „u. d. gl.“ gelesen haben. Wie der Protestantismus in der Tiefe des Glaubens gewurzelt alle Vorstellung eines partikulären Verdienstes überschreitet, so hat er in demselben Glauben, die unendliche siegreiche Macht über alle einzelnen Produktionen des menschlichen Geistes und statt gegen jene Dichter, in denen er den Tribut der Endlichkeit nicht erkennt, zu ergrimmen und sich an ihnen wie unser Verf. von seinen Sünden weißzubrennen, weiß er, wie sie aus seinem Prinzip hervorgegangen nicht wenig zur Ausbildung seiner objektiven Welt beigetragen haben und das in ihnen nichtige negierend, kommt er eben durch diese Negation zu einer höhern Stufe seiner Erscheinung. Denn dem Reich des Glaubens muß Alles durch seine Negation und Affirmation zum Besten dienen. Was aber seine Geistlichen betrifft, so versagt ihnen der Protestantismus außer dem Kreuz des Begriffs, das er ihnen mit absoluter Nothwendigkeit auflagt, auch das Kreuz der Ehe nicht. Er weiß, daß durch den Segen, der ein für allemal ans Kreuz geheftet ist, die Leiden und Schmerzen desselben die Geburtswehen des Geistes sind.

December 1833.

CLIII.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band. In Commission bei Löflund in Stuttgart u. Clafs in Heilbronn. 1831. Auch unter dem besondern Titel: Ulms Verfassung, bürgerliches und commercielles Leben im Mittelalter u. s. w. 774 S. in kl. 8.

Unter den neueren Schriften über die Geschichte einzelner deutscher Städte haben nächst den classischen Arbeiten Gemeiner's und v. Fichard's unstreitig die dahin gehörigen Werke des Pfarrers Carl Jäger in Bürg bei Heilbronn den meisten Vorzug diplomatischer Gründlichkeit und geistvoller Behandlung. In der Absicht, mit der Zeit einen *Codex diplomaticus* zur schwäbischen Geschichte auszuarbeiten, hatte er sich schon früher mit der Sammlung von Urkunden über das schwäbische Städtewesen beschäftigt, ehe er es wagte, die Geschichte einer dieser Städte zum Gegenstande besonderer Untersuchungen zu machen. Sein erster Versuch dieser Art war die Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres Gebiets (Heilbr. 1828); in welchem Werke er bereits zur Genüge zeigte, wie sehr er es verstände, nicht bloß die Reihenfolge der äußern Ereignisse, sondern auch die innern Bedingungen und Ursachen derselben, nach kritisch geprüften handschriftlichen Quellen, in pragmatischer Weise darzustellen. Darauf wurde er veranlaßt, die Geschichte der Stadt Ulm vorzunehmen, wobei ihm die zahlreiche Handschriften-Sammlung des Prälaten v. Schmid, welche sich gegenwärtig auf der Ulmer Stadtbibliothek befindet, treffliche Dienste leistete. Die übrigen Materialien zu dieser Arbeit wurden theils aus den mit dem K. Württemberg. Staatsarchiv verbundenen Archiven der Klöster Söflingen und Wiblingen,

theils aus auswärtigen Archiven entnommen. Von den Ulmischen Chroniken wurde Weniges, und dies Wenige meist aus Veit Martallers erst nach der Reformation abgefaßten Chronik benutzt. So entstand vorliegende Musterarbeit einer gründlichen Localgeschichte. Zu verwundern wäre es, daß dieses für die deutsche Städtegeschichte so wichtige Buch bis dahin noch von keinem unserer kritischen Institute einer Recension unterworfen wurde, wenn wir nicht wüßten, daß auch v. Fichard's ähnliche treffliche Arbeit: „Die Entstehung der Reichsstadt Frankf. a. M. und der Verhältnisse ihrer Bewohner“ dasselbe Schicksal erfuhr, daß das Interesse für Localgeschichte und Localverfassung leider noch immer zu wenig verbreitet ist. Aus Gründen, die in der Sache liegen, kann unsre Aufgabe hier zunächst nur sein, den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes im Allgemeinen anzudeuten, und ganz besonders hervorzuheben, wie trefflich Hr. J. seinen Hauptgegenstand, *die Geschichte der Verfassung Ulms*, von Anfang bis zu Ende des Mittelalters durchgeführt hat. Wir haben uns darüber auszugsweise Folgendes bemerkt. Nur beiläufig werden wir uns einige wenige Einwendungen erlauben müssen.

I. Abtheilung. Verfassungsgeschichte. Einleitung. Die Lage von Ulm in einer früherhin den Ueberschwemmungen der von der Iller und Blau angeschwellten Donau ausgesetzten Niederung macht es zweifelhaft, ob gerade diese Stelle schon von den Römern, ja selbst, ob sie überhaupt auch nur unter denselben zu einer Ansiedlung benutzt worden sei. Mühsame Uferbaue und Dammarbeiten hätten jedenfalls vorhergehen müssen; was unwahrscheinlich ist, da man zur Weiterführung der bekannten Römerstraße auf der linken Donauseite ja nur den vom Strom abgelegnen Höhenzug oberhalb Ulms zu wählen hatte. Und so geschah es auch vermuthlich, da man zunächst um Ulm keine Spur römischer Bauwerke, keine Münzen, Steinschriften, Geräthe und

Waffen findet, wohl aber etwa 4—5 Stunden weiter nördlich bei Urspring. Um so weniger kann hier die an und für sich schon problematische Frage zur Sprache kommen, ob auf die Bildung der späteren Stadtverfassung Ulms Ueberreste römischer Municipalverfassung einen Einfluss geübt, und wie weit?

I. Abschnitt v. J. 854—1268. A. Ulm als Villa und Palatium. Bald nach der Vereinigung der Alemanen mit dem großen Frankenreiche — wo nicht früher — müssen die ersten erfolgreichen Schritte für Ulms Anbau geschehen sein. Der auch durch die Völkerwanderungen nur wenig unterbrochene Handelsverkehr auf der Donau muß frühe die Aufmerksamkeit gerade auf diese Stelle der großen Wasserstraße geleitet haben, wo diese für die Schifffahrt zugänglich wurde. Dazu kamen politische Rücksichten, welche Ulms Lage auf der Grenze der beiden Nationalherzogthümer von Alemannen und Baiern in den Kämpfen der fränkischen Hausmaier um die Aufhebung derselben nicht minder, als während der Kriege Karls des Großen gegen Thasilo in Baiern, gegen die Sachsen und Avarn, eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit gaben. Dies alles mag den fränkisch-deutschen Regenten carolingischen Stammes zur Veranlassung gedient haben, gerade diese Gegend der Donau, welche übrigens höchst wahrscheinlich bereits Besitzthum der seit 749 gestürzten Nationalherzoge gewesen war, zu ihren Hof- und Kammergütern zu ziehen, in Ulm eine Pfalz zu erbauen, und sie nicht nur zum Mittelpunkt für die Bewirthschaftung der umliegenden Ländereien und Höfe zu machen, sondern auch daselbst in öffentlichen Gerichtssitzungen Recht zu sprechen und vielfältig die wichtigsten Angelegenheiten des Rechts zu berathen. In dieser Gestalt tritt uns jedoch erst im J. 854 Ulm zum ersten Mal entgegen, abwechselnd unter den Namen *Palatium*, *Placitum*, *villa*, *curtis regia* oder *imperialis*; von jetzt an aber werden die Zeugnisse dafür immer häufiger.

Die Lage und Beschaffenheit des alten carolingischen Palatiums und des dazu gehörigen Gebiets wird S. 19 ff. mit der dem Vf. der *Traditiones Hirsaugenses* eignen diplomatisch-topographischen Gründlichkeit nachgewiesen; nur können wir demselben nicht ganz beipflichten, wenn er S. 19 die in einer Urkunde v. 1342 vorkommende Erwähnung eines „Burchgrabens“ in der Gegend, wo ehemals das Palatium stand, auf eine frühere Ummauerung des letztern bezieht. Burchgraben be-

deutet a. a. O. wohl nichts weiter als Stadtgraben, und kann um so weniger auf jene Art gedeutet werden, als alle diese alten Palatien ihrer ersten Bestimmung und Einrichtung nach von der eigentlichen Villa nicht durch Mauern getrennt waren, sondern mit derselben nothwendigerweise ein Ganzes bildeten.

Der zum Palatium von Ulm gezogene und in unmittelbarer Anbauung, Nutznießung und Verwaltung der carolingischen Könige übergegangene Landstrich war begrenzt von dem Alpgau, Burgau, Ramgau, Illergau, dem Schwarzgau und dem Blaugau (Pleonungethal). Da nun der letztere Gau sich unstreitig bis zum Einfluß der Blau in die Donau erstreckte, so begriff er somit auch die ganze Umgegend von Ulm, und dessen Gaugraf mag in Ulm seinen Sitz gehabt haben, ehe die carolingische Familie sich hier eine Pfalz erbaute. Von diesem Zeitpunkt an behielten die Gaugrafen zwar anfänglich immer noch ihre Gerichtsbarkeit an den öffentlichen Wahlstätten des übrigen Gau- oder Palatialgebiets, wo nach alter Sitte unter freiem Himmel in gebotenen und ungebotenen Dingen in Gegenwart der Gaubewohner Recht gesprochen wurde; aber innerhalb des Palatiums (und bald auch der dazu gehörigen Villa) bildete sich nach dem Immunitäts-Recht des *Fiscus* ein Palatial- und Hofgericht, bei welchem die Könige oder in ihrer Abwesenheit ein von ihnen eigens gesetzter Vogt mit mehreren Hof- und Staatsbeamten, den sogenannten Dienstmännern des Palastes, zu Gericht saß. An die Stelle des Gaudings tritt allmählig ein Landding (Landgericht); und dadurch, daß zuletzt alles eximirt wurde, ging am Ende die ganze Gauverfassung in Trümmer.

B. Ulm als Oppidum. Erst im J. 1027 ist von Ulm als von einem mit Mauern umgebenen Orte (*oppidum*) die Rede; doch spricht Vieles und vor Allem die Nothwendigkeit einer zuverlässigen Abwehr der verheerenden Einfälle der Ungarn, für die Vermuthung, daß Ulm schon zu Anfang des 10. Jahrh. in einem ziemlich beträchtlichen Umfang mit Mauern versehen worden war.

S. 50 Anm. 17 citirt der Vf. eine „bisher mit Unrecht vielfach übergangene Stelle“ in *Goldasti Constil. Imp. I. p. 121* zum Beweise, daß eine solche in weitem Umkreise um eine Häuseranlage gezogene Befestigungsmauer den Zweck gehabt habe, nicht bloß einer regelmäßigen und gegen die Ungarn eben nicht sehr kleinen Besatzung, sondern auch ganz besonders der

Aufbewahrung von Vorräthen Raum zu geben. Wir würden es indess nicht wagen, auf jene Stelle ein solches Gewicht zu legen; indem Goldast in dem angeführten Werke bekanntlich manche Actenstücke mittheilt, die er augenscheinlich selbst gemacht, d. h. aus geschichtlichen Nachrichten in Gesetzesform zusammengetragen hat. So sind z. B. die zwei Turnierordnungen, welche er unter Heinrichs I. Namen auführt, offenbar späteres Machwerk.

Uebrigens wurde bei der bekannten Vorliebe des sächsischen Königsstamms für sein Erbland, während der ganzen Periode, da derselbe in Deutschland regierte, Ulm, -gleich den übrigen süddeutschen Reichspfälzen, nur wenig besucht. Ja es wurde sogar eine herzogliche Provincialverwaltung in Schwaben eingerichtet, und so erscheinen seitdem die Herzöge von Schwaben fast in allen Beziehungen als Stellvertreter der Kaiser, wenn wir auch einen Beamten des Königs, unter welchem die Pfalzministerialen der höhern Classe die Einkünfte der Kammer besorgten, wohl annehmen müssen.

C. Ulm als Civitas. Unter dem salisch-fränkischen Königsstamme, in jener überaus stürmischen Periode, während deren Schwaben den Mittelpunkt in dem langen, jetzt erst beginnenden Kampfe zwischen Kaiser und Pabst, den Welfen und Hohenstaufen bildete, wurde Ulm als Hauptstadt des Herzogthums und Sitz der Verhandlungen angesehen; doch zum Lohn für die Treue, welche es den Hohenstaufen bewies, mußte es von der feindlichen Partei sein Gebiet, seine Vorstädte, ja zuletzt selbst seine eignen Gebäude bis auf die Kirchen, niederbrennen, und viele seiner Bürger erschlagen, gefangennehmen oder zur Flucht genöthigt sehen. Nichts destoweniger erwachte gerade in dieser Periode unter vielen fördernden Umständen das städtische Leben zu kräftiger Selbständigkeit, und legte dadurch den Grund zu seiner künftigen Blüthe und Bedeutung. Eine Menge Königsleute *) siedelten sich, hinter den Mauern Ulms Schutz suchend, hier an, und bildeten nach und nach eine Gemeinde von Grundeigenthümern, die allmählig ihr anfangs nur nutzbares Eigenthum auf dem Palatialgebiet in wirkliches zu verwandeln wußten, über

welches ihnen nunmehr ein freies Verfügungsrecht zustand. Sie bildeten als Bürger (*Cives Ulmenses*) die Gemeinde (*Civitas*), den ersten Keim der freien Bürgerschaft der späteren Zeit, und waren somit die eigentlichen Altbürger. Ihre Geburtsrechte, welche sie das ganze Mittelalter hindurch behaupteten, werden schon jetzt durch die Bezeichnung *Praestantiores* angedeutet,

(Die Fortsetzung folgt.)

CLIV.

Lehrbuch der Botanik von L. A. Agardh, Professor der Botanik und Oekonomie in Lund. Zweite Abtheilung: Biologie. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. C. H. Creplin. Mit einer Vorrede von C. F. Hornschuch. Greifswald, bei L. A. Koch. VI. u. 479 S. in 8.

Des Verfassers *Lärobok i Botanik. Andra Afdelningen: Vext-Biologi*, Malmö 1830—32. oder: *Almän Vext-Biologi af C. A. Agardh*, verdiente eine Verdeutschung, für die Viele Hrn. Creplin Dank wissen werden. Er hat mit Gewandheit und Sachkenntniß übersetzt, und nur selten stoßen wir auf Stellen, wie S. 105 „deren grüne Kügelchen er u. s. w. sich mit einer zitternden Bewegung zu rühren anfangen sah.“

Wir wenden uns nun zu dem Autor selbst, dessen Werk den meisten unserer Leser doch wohl erst durch diese Uebersetzung bekannt geworden sein dürfte.

Was diese Pflanzenphysiologie oder Biologie vorzüglich auszeichnet, ist das durchgreifende Streben nach Einheit, nach Zusammenhang und Zusammenfassung des Mannigfaltigen. Der Verf. trägt eine große Masse von Thatsachen kurz und bündig vor, ordnet sie methodisch, schickt der Vorgänger Meinungen voraus und läßt die seinigen über alle Hauptfragen des Pflanzenlebens sich dergestalt anschließen, daß sie wie ein verbindender Faden den Ausgangspunct, — die im Eingang betrachtete pflanzliche Lebenskraft als Quell der Bewegung, — mit dem Endpuncte, — der pflanzlichen Selbstbildung und Zeugung, — verknüpft.

Daß bei einem solchen Verfahren auf dem gegenwärtigen lückenhaften Standpuncte der Erfahrung über das Pflanzenleben Manches sehr hypothetisch erscheinen müsse, läßt sich leicht denken.

Einzelnes darzustellen, ist hier der Ort nicht; fast nichts würde man aus dem gutgeordneten Ganzen hervorheben können, über das man sich nicht wohlgefällig verbreiten und dadurch die Grenzen unsers Blatts überschreiten würde; fast nichts könnte man anfechten, ohne in der kritischen Behaglichkeit, welche die klare Beleuchtung des Streitpunctes durch den geistreichen Vf. uns einflößt, das Ziel aus den Augen zu verlieren.

Wir wollen darauf aufmerksam machen, wie einfach Herr Agardh die Longitudinal-Bewegung der Säfte durch den Be-

*) So nannte man bekanntlich die freien Leute, welche hauptsächlich von dieser Zeit an aus dem Land in die königlichen Städte zogen, um unter dem Königsschutze dasselbst ansässig zu werden. (Kindlinger, Münsterische Beiträge II. 131. Note c.)

weis anfaßt: daß die pflanzliche Röhre an einem Ende (dem obern) nur verdunstet, am andern Ende (dem untern oder Wurzel-Ende) nur aufsaugt; wie er denn das, was im Ganzen vorgeht, vermöge des Wechsels und Verlusts in der Bildung an jeder Stelle, in jedem Punkte des lebenden Pflanzengewebes nachweist; wie er endlich zum zurückführenden, „dem, als verkürzt, in den Blättern concentrirten arteriellen System“ gelangt, und hier die eigentliche *Reproduction* in der Knospe zur Erscheinung bringt.

Für die bloße *Lebensbewegung* und Umwandlung aus Flüssigem in Festes wird bald ein anderer Ausdruck gefunden durch die Reflexion auf das, was hiebei im Conflict mit der Atmosphäre, und im Wechsel des Lichts und der Finsternis der Substanz angeeignet oder von ihr abgetrennt wird. Die Resultate des Tag- und Nachtlebens der Pflanze werden in den Bildungen mehr desoxydirter oder mehr oxydierter Producte, doch ohne die stets schwebende Wandelbarkeit der organischen Stoffe je aus den Augen zu verlieren, nachgewiesen, und die sogenannten nähern (der Vf. nennt sie *unmittelbare*) Bestandtheile der Pflanzen werden dem gemäß eingetheilt. Alles recht vollständig und mit vieler Belesenheit, auch mit Rücksicht auf Oekonomie, Medicin, u. s. w. Man fühlt sich überall geneigt, dem Verf. im Allgemeinen beizustimmen, während man im Einzelnen, in der Stellung dieses oder jenes Stoffs unter die Producte des Tag- oder des Nachtlebens Manches rügen und eine gewisse Willkür des Verfahrens erblicken möchte. Für die zweite Klasse der Stoffe, welche die specifischen Säuren und Basen (Alcaloide) in sich begreift, finden wir die Bezeichnung „*unterschiedne*“ nicht passend. Im Schwedischen steht zwar: *urskilda ämnen*; dieses aber offenbar mehr im Sinn des *Scheidbaren*, durch Kunst zu Sondernden, als des bloß ideal Unterschiedenen oder gar des Unterschiedenen überhaupt.

Die durch die lebendige Kraft im Stoffbilden beschränkte Bewegung führt zur Idee des *Lebensprozesses*. S. 114. „Der allgemeine Lebensprozeß der Pflanze ist Ein und dasselbe, wie das Keimen, Reifen und Aufgehen des Samenkorns.“ Die Durchführung dieses Parallelismus in zahlreichen treffenden Beweis-punkten ist die brillante Seite des hier zu rühmenden Werks. Durch sie, und um ihrer willen ganz besonders, sei dasselbe denkenden Lesern empfohlen.

Wer sich nicht über die bekannte Streitfrage: ob es in der Metamorphosenlehre Punkte gebe, wo *Bedeutung* und *Wesen* gleichgeltend seien, von vorn herein hinausphilosophirt hat, wer für oder wider Agardhs Schrift *de Metamorphosi Algarum* Parthei genommen, der wird nicht ohne Belehrung von S. 128 an Hrn. Agardh seinen Satz verfechten hören, und nur einige Spuren von allzu zarter Reizbarkeit gegen Hrn. Turpin wegwünschen. Die Ueberschrift dieser Paragraphen lautet: „Bestehen die Organismen aus einfacheren Organismen?“ „Bestehen die Pflanzen aus Algen?“ Uns dünkt, der Vf. hätte seine Lehre ins beste Licht setzen können, ohne sich darum gegen einige nicht minder haltbare Prinzipien seines Gegners feindselig zu verstimmen.

Wir wollen noch auf die Durchführung eines andern wichtigen Gesetzes aufmerksam machen: S. 152 „daß sich die Blumen im Herbst in den Knospen vermöge einer verminderten Lebhaftigkeit des Tagprozesses oder der Sauerstoffgas-Entwicklung bilden“, daß überhaupt (S. 194) Blüten und Fruchtansetzen Nachtprozesse sind, — wobei die Producte dieser beiden Functionen sehr einleuchtend erörtert werden. Das ganze dritte Capitel, von S. 293 an, ist die Exposition dieses Grundsatzes, und man begegnet hier vielen originellen Ansichten.

Ein Vorzug dieses Werks liegt noch in den, nur zuweilen etwas gewagten, Vergleichen des Thier- und des Pflanzenlebens; man sehe S. 208 die Vergleichung des Kreislaufes bei den Thieren und bei den Pflanzen.

Zum Schluß will ich noch eine persönliche Beschwerde führen, die mir, da wir in diesen Blättern auf Anonymität Verzicht leisten, vergönnt sein muß. Warum hat Hr. Agardh mein *Handbuch der Botanik*, das schon im Jahr 1820 erschien, und das er, wie ich glaube, kennt, nirgends citirt, während er doch seine Vorgänger, und zwar nicht bloß ihre Beobachtungen, sondern auch ihre Theorien, pünktlich anführt? Manches, was seit jener Zeit weiter verfolgt worden, habe ich dort, wie ich glaube zuerst, wissenschaftlich behandelt, und sehe mit besonderer Beruhigung bei Hrn. Agardh eine geistesverwandte Richtung mit reicherem Material einen neuen Bau vollführen. Da wäre es denn wenigstens für mich erfreulich gewesen, der Beziehungspunkte erwähnt zu sehen; ich will, beispielsweise, nur der Idee einer gesetzlich vorschreitenden, den Kohlungs- und Oxydations-Prozeß des Pflanzenlebens, (das Tag- und Nachtleben) in sich ausprägenden Metamorphose der Pflanzsubstanz, der Bedeutung des Schleims für die organische Natur, der automatischen Bewegung der Elementarkeime der tiefsten Wassergewächse, des Verhältnisses der Farben zu dem polaren Lebens- und Stoffbildungsgang der Pflanzen, der Gesetze ihrer Uebergänge und des schon von Aristoteles geahnten Parallelismus zwischen Farben und Gerüchen, (denen man unbedenklich auch noch, wie ich a. a. O. versuchte, die Geschmacksarten zur Seite stellen darf) gedenken. Was die Farben der Pflanzen und das Verhältniß derselben zum Lebensprozeß anbelangt, so hat sich zwar Herr Agardh mit vollem Rechte an Schüblers, auf eine umfassende Induction gegründete, Arbeiten über diesen Gegenstand gehalten; wohl wäre aber ein Seitenblick auf die große Uebereinstimmung dieser Resultate mit jener früheren, auf einige wenige einfache Erfahrungssätze gestützten Theorie erfreulich und an seinem rechten Orte gewesen. Schließlicb verwahre ich mich noch gegen den Verdacht, als wolle ich hiemit dem Verf. den Vorwurf eines schweigenden *Benutzens* meiner geringen Arbeit machen; über einen solchen Verdacht sind wir beide, wie ich hoffe, erhaben. Was ich äußerte, war nur ein freundschaftlicher Vorwurf, gerichtet an den Freund, dessen Beipflichtung ich für sehr ehrenvoll halte.

Nees v. Esenbeck.

December 1833.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Während dessen eigneten sich auch die Ministerialen in Ulm Erbllichkeit ihrer Lehen, ja selbst völliges Eigenthum derselben zu, und schmälerten somit den Grund- und Rechtsbesitz des königl. Fiscus. Daher zeigt uns schon die nächste Periode ein völlig ausgebildetes Eigenthumsrecht der Ministerialen, wie der Königsleute. Endlich gewann auch der noch im Stande der Hörigkeit lebende Handwerker an Gewerthätigkeit und Wohlstand und dadurch, daß ihm oftmals die Waffen in die Hände gegeben werden mußten, an Selbstgefühl und Selbstvertrauen. Dies bewirkten besonders die kriegerischen Zeiten Heinrichs IV, in welchen die Zuneigung und Treue der Städte eine eigne Wichtigkeit und Bedeutung erhielt; ebenso sehr aber auch der Handel Ulms, welcher an und für sich schon sehr bedeutend war, und überdies noch, seit sich hier 1096 eine große Menge von Kreuzfahrern auf der Donau eingeschifft hatte, eine Richtung erhielt, die, mehrere Jahrhunderte hindurch mit Glück verfolgt, Ulm unermesslich reich machte.

D. *Ulm unter den Hohenstaufen 1138—1268. Erweiterung der Stadt. Ausbildung der Municipalverfassung.* So sehen wir denn unter der Pflege der unterdeß zum Kaiserthron gelangten Hohenstaufen die Stadt bald herrlicher als je aufblühen; wobei die Vereinigung der Interessen des schwäbischen Herzogshauses mit den kaiserlichen in der Person der Hohenstaufen vor allem günstig einwirkte. Ulm gewann außer einer ansehnlichen Menge von Privilegien, welche jedoch leider die Geschichte nicht namhaft gemacht hat, viel Grund und Boden, der bisher zum Fiscus gehört hatte. Dieser wurde theils zur Wiederaufbauung der Stadt in einem beträchtlich erweiterten Umfange, theils zur Bildung ei-

nes Grundeigenthums der Gemeinde verwendet. Das monarchisch-aristocratische Element erhielt bald auf den Trümmern der Palatialverfassung ein entscheidendes Uebergewicht. Die gesammte Stadtbehörde besteht nun aus dem Reichsvogt, in doppelter Eigenschaft, als Vorstand des Stadtgerichts und als Landrichter, einem Untervogt, einem Reichsschultheissen, den Ministerialen, 12 Schöffen und einer Anzahl Rathmannen aus der Gemeindebank. Doch schon jetzt kündigt sich die Bildung eines abgesonderten Verwaltungspersonals unter einem Bürgermeister an, und auch der dritte Stand tritt um seine Emancipation in die Schranken.

II. *Abschnitt. Vom Interregnum bis 1314.* Diesem für die selbständige Entwicklung der deutschen Städte so wichtigen Zeitraum verdankt auch Ulm die Erwerbung der wichtigsten Rechte und die Ausbildung seiner Municipalverfassung. Das Resultat der Untersuchungen unsers Verfs. über diese Periode der Verfassungsgeschichte Ulms ist demnach nach seinen eignen Worten S. 216 folgendes: „An der Spitze der Stadt steht eine aus einer königl. und Municipalbehörde, dem Schultheissen, den immer seltner werdenden Dienstmannen, den Schöffen, dem Bürgermeister, den Rathmannen und der Zunftbank zusammengesetzte Obrigkeit. Die Vogtei besteht nur noch dem Namen nach und in der Ueberlassung der Schultheissenwahl an die Stadt tritt der Uebergang einer königl. Stadt in eine unmittelbare Stadt des Reichs immer stärker hervor.“

Die Bewohner Ulms bestanden fortan nur noch aus den sogenannten Geschlechtern oder den bisherigen Königsleuten, die sich ihrer dinglichen Unfreiheit immer mehr zu entziehen gewußt hatten, und den Handwerkern, die in dieser Periode die letzten Reste ihrer Hörigkeit, gegenüber vom Vogt, abstreiften, mit allen übrigen Gliedern der Gemeinde einen gleichen Gerichtsstand erhielten und sich mit Recht Mitbürger der Geschlechter nannten. Bei dem Uebergewicht indess, das die

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allwärts entwickelnden democratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, daß die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschließlich die Wahl des Schultheißen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mußten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschließlich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheißen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus“ d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indess je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommeneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 bis zum Schluß des Mittelalters. Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äußerlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indess nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht aus-

gebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, daß sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwispältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines großen Rathes, der zum größten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des democratischen Princips über das aristocratische. Der große Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indess wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, daß nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerklasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Rathes, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des großen Rathes nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesamtcollegium beider Räthe (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesamtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Außerdem saßen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäßig nach Verfluß von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im großen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheiß auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

der Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt hatte, war auch das monarchische völlig aus demselben verdrängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur obersten frei und unabhängig vom Könige sich bewegenden Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schultheiß war zugleich mit den Schöffen aus demselben entfernt und allein auf das Stadtgericht beschränkt worden. Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürgermeister belehnte nunmehr den Schultheißen mit dem Bluthann. Auf gleiche Weise waren fast alle königlichen Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze, das Umgeld, die Jüdingefälle, der Wildbann, das Mühlen- und Flosrecht u. s. w., veräußert worden. Endlich erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und Siegel darüber, daß sie sich selbst Gesetze geben dürfe. Und hatte sie das freilich schon seit langer Zeit ohne Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die Wahlacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so war doch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen Selbständigkeit gesetzmäßig von dem Reichsoberhaupt selbst ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir nun Ulm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung, welche sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu dem J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des Glanzes und der Macht zuellen, auf welchem wir diese Reichsstadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwestern zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, auf gleiche Weise wie die Geschichte der Verfassung, welche die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bildet, auch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach in vieler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilungen, das *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*, durchgehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf eine deutsche Stadt, den vollständigsten Special-Commentar zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhältnisse in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters darbieten, dessen äußere Eintheilung der Verf. im Wesentlichen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren Anzeige gehüge daher ein etwas ausführlicheres Inhaltsverzeichnis, welches letztere leider, sowie ein Register vom Verf. nicht beigegeben ist.

Als Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:

Finanzwesen. A. Besteuerung. (Grundzins. Reichsteuer. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewohner Ulms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteuerung.

Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse. Umgeld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.* (Marktrecht. Gold- und Silberwage. Zölle. (Die Handelsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen ungeheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatiummünze. Verpachtung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern, die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmtlich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familienstamme, und zwar dem angesehensten der damaligen Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J. 1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wechselgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wiewohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleuten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens einen geschwornen Wechsler, wozu gewöhnlich ein Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches Verbot der Zinsennahme; die Juden sind bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandleiher und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr 1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in Schutz. Unter Wenzels Regierung eignet sich die Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer antrichteten Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdünken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der Religionshaß, als die Erbitterung über ihren Wucher und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fußvolk und Reuter. In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wundarzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker, als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirthe (Panzermacher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allwärts entwickelnden demokratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, daß die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschließlich die Wahl des Schultheißen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mußten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschließlich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheißen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus“ d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indess je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommeneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 bis zum Schluß des Mittelalters. Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äußerlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indess nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht aus-

gebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, daß sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwispältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines grossen Rathes, der zum größten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des demokratischen Princips über das aristocratische. Der große Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indess wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, daß nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerclasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Rathes, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des großen Rathes nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesamtcollegium beider Raths (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesamtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Außerdem saßen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäßig nach Verfluß von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im großen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheiß auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

Der Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt hatte, war auch das monarchische völlig aus demselben verdrängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur obersten frei und unabhängig vom Könige sich bewegenden Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schultheiß war zugleich mit den Schöffen aus demselben entfernt und allein auf das Stadtgericht beschränkt worden. — Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürgermeister belehnte nunmehr den Schultheißen mit dem Blutbann. Auf gleiche Weise waren fast alle königlichen Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze, das Umgeld, die Jüdengefälle, der Wildbann, das Mühlen- und Flosrecht u. s. w., veräußert worden. Endlich erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und Siegel darüber, daß sie sich selbst Gesetze geben dürfe. Und hatte sie das freilich schon seit langer Zeit ohne Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die Wahlacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so war doch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen Selbständigkeit gesetzmäßig von dem Reichsoberhaupt selbst ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir nun Ulm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung, welche sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu dem J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des Glanzes und der Macht zueilen, auf welchem wir diese Reichsstadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwestern zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, auf gleiche Weise wie die Geschichte der Verfassung, welche die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bildet, auch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach in vieler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilungen, das *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*, durchgehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf eine deutsche Stadt, den vollständigsten Special-Commentar zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhältnisse in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters darbieten, dessen äußere Eintheilung der Verf. im Wesentlichen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren Anzeige genüge daher ein etwas ausführlicheres Inhaltsverzeichnis, welches letztere leider, sowie ein Register vom Verf. nicht beigegeben ist.

Als Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:

Finanzwesen. A. *Besteuerung.* (Grundzins, Reichsteuer. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewohner Ulms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteuerung.

Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse. Umgeld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.* (Marktrecht. Gold- und Silberwage. Zölle. (Die Handelsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen ungeheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatiamünze. Verpachtung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern, die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmtlich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familienstamme, und zwar dem angesehensten der damaligen Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J. 1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wechselgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wiewohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleuten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens einen geschwornen Wechsel, wozu gewöhnlich ein Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches Verbot der Zinsennahme; die Juden sind bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandleiher und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr 1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in Schutz. Unter Wenzels Regierung, eignet sich die Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer entrichteten Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdünken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der Religionshaß, als die Erbitterung über ihren Wucher und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fußvolk und Reuter. In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wundarzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker, als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirthe (Panzermacher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allwärts entwickelnden democratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, daß die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschließlich die Wahl des Schultheißen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mußten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschließlich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheißen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus“ d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indess je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommeneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 bis zum Schluß des Mittelalters. Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äußerlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indess nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht aus-

gebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, daß sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwispältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines großen Rathes, der zum größten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des democratischen Princips über das aristocratische. Der große Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indess wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, daß nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerklasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Rathes, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des großen Rathes nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesamtcollegium beider Räthe (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesamtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Außerdem saßen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäßig nach Verfluß von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im großen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheiß auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

Der Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt hatte, war auch das monarchische völlig aus demselben verdrängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur obersten frei und unabhängig vom Könige sich bewegenden Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schultheiß war zugleich mit den Schöffen aus demselben entfernt und allein auf das Stadtgericht beschränkt worden. — Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürgermeister belehnte nunmehr den Schultheißen mit dem Blutbann. Auf gleiche Weise waren fast alle königlichen Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze, das Umgeld, die Jüdengefälle, der Wildbann, das Mühlen- und Flosrecht u. s. w., veräußert worden. Endlich erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und Siegel darüber, daß sie sich selbst Gesetze geben dürfe. Und hatte sie das freilich schon seit langer Zeit ohne Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die Wahlacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so war doch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen Selbständigkeit gesetzmäßig von dem Reichsoberhaupt selbst ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir nun Ulm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung, welche sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu dem J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des Glanzes und der Macht zueilen, auf welchem wir diese Reichsstadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwestern zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, auf gleiche Weise wie die Geschichte der Verfassung, welche die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bildet, auch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach in vieler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilungen, das *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*, durchgehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf eine deutsche Stadt, den vollständigsten Special-Commentar zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhältnisse in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters darbieten, dessen äußere Eintheilung der Verf. im Wesentlichen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren Anzeige genüge daher ein etwas ausführlicheres Inhaltsverzeichnis, welches letztere leider, sowie ein Register vom Verf. nicht beigegeben ist.

Als Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:

Finanzwesen. A. *Besteuerung.* (Grundzins, Reichsteuer. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewohner Ulms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteuerung.

Aufgaben auf die ersten Lebensbedürfnisse. Umgeld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.* (Marktrecht. Geld- und Silberwage. Zölle. (Die Handelsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen ungeheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatiummünze. Verpachtung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern, die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmtlich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familienstamme, und zwar dem angesehensten der damaligen Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J. 1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wechselgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wiewohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleuten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens einen geschwornen Wechsel, wozu gewöhnlich ein Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches Verbot der Zinsannahme; die Juden sind bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandleiher und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr 1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in Schutz. Unter Wenzels Regierung eignet sich die Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer entrichteten Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdünken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der Religionshaß, als die Erbitterung über ihren Wucher und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fußvolk und Reuter. In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wundarzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker, als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirthe (Panzermacher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

Aristocratie während dieses Zeitraums über die sich allwärts entwickelnden demokratischen Elemente immer noch behauptete, war es natürlich, daß die Geschlechter, und zwar 63 derselben oder der Besseren (*Meliores*) der Stadt, wie sie im Gegensatz der Handwerker von Alters her genannt wurden, sich ausschließlich die Wahl des Schultheißen aneigneten. Unerachtet die Zünfte in ihren Ansprüchen sehr weit vorgerückt waren, so konnten sie es doch nicht wagen, auch Stellen im Schöffenstuhl anzusprechen, und sie mußten sich mit dem Antheil begnügen, den man ihnen an der Stadtverwaltung oder dem Stadtrath zugestand. Hier bildeten sie oder vielmehr nur alle diejenigen unter ihnen, deren Gewerbe auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse berechnet war, die dritte oder die sogenannte Zunftbank, während die 2 ersten Bänke, die der Richter oder Schöffen und die der Gemeinde oder Rathmannen ausschließlich aus den Geschlechtern genommen wurden. So hätten wir also für diese Periode einen städtischen Rath von 36 Beisitzern gefunden, nämlich 12 Schöffen, 12 Rathmannen aus der Gemeinde und 12 Zunftmeistern (halb aus den Geschlechtern, halb aus den wirklichen Zunftgenossen gewählt). Wie die erste Bank den Schultheißen, die zweite den Bürgermeister, so hat die dritte den Oberzunftmeister, der zugleich als solcher dem hauptsächlich aus den Zünften organisirten städtischen Heere vorstand, und den Titel „Capitaneus“ d. i. Stadthauptmann führte. Diese Verfassung stand indeß je länger je mehr im Widerspruch mit der ganzen Tendenz der Zeit nach einer vollkommeneren bürgerlichen Gleichstellung der 2 Hauptbewohner der Stadt, der Geschlechter und Handwerker. (Man vergl. S. 188 die sehr ausführliche und gründliche geschichtliche Entwicklung dieser Zeitverhältnisse, besonders in Beziehung auf die Geschichte der Zünfte.) Es bereiteten sich schwere Kämpfe vor, die sammt ihren Resultaten in die nächste Periode fallen.

III. und letzte Periode (Abschnitt) von 1314 bis zum Schluß des Mittelalters. Die nächste Veranlassung zu einer entschiedenen Verfassungsveränderung gab die zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich schwankende Königswahl, welche die nur äußerlich beruhigten Gemüther in völlige Gährung brachte. Wäre indeß nicht unter den Geschlechtern selbst, wovon die Mehrzahl auf Oestreichs Seite stand, die Minderzahl aber Ludwig anhing, Zwietracht aus-

gebrochen, so hätte jeder Versuch der Zünfte, sich noch mehr Gerechtsame zu erringen, an dem Widerstande der Geschlechter scheitern müssen. Aber so brachten es die Handwerker dahin, daß sie mit ihren Zunftmeistern statt 12 nunmehr 17 Stellen in dem Rath besetzten und auch im übrigen eine völlige bürgerliche Gleichstellung erlangten. Zu spät vereinigten sich jetzt die zwispältigen Geschlechter, und jeder neue Versuch gegen die Zünfte endete mit einem neuen Siege dieser. Und so erreichten endlich die Zünfte in der Niedersetzung eines großen Rathes, der zum größten Theil aus zünftigen Bürgern bestand, das Ziel, auf welches sie seit zwei Jahrhunderten hingearbeitet hatten: das entschiedene Uebergewicht des demokratischen Princips über das aristocratische. Der große Rath war als Gemeinderepräsentation aus 10 Geschlechtern und 30 Zünftigen zusammengesetzt; daneben bestand noch als oberste Regierungsbehörde der kleine Rath aus der bisher bestehenden Gemeinde- und Zunftbank aus 15 Geschlechtern und 17 Zunftgenossen. Indefs wurde eine Art von Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt, daß nach der persönlichen Mehrheit der Glieder einer jeden Bürgerclasse, nicht nach der Stimmenmehrheit sämmtlicher Mitglieder des Rathes, ohne Unterschied des Standes, beschlossen wurde. Der kleine Rath hatte die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; er war die eigentlich von der Gemeinderepräsentation des großen Rathes nur controllirte Regierungsbehörde. Die Gesetzgebung ging von dem Gesamtcollegium beider Räthe (zusammen 72 Personen) aus. In gewissen Fällen, die das Gesamtinteresse der Bürgerschaft zu nahe berührten, war auch wohl die Zustimmung der ganzen Gemeinde erforderlich, unter welcher alle nicht im Rathe sitzenden Bürger sowohl von den Geschlechtern als von den Zünften verstanden wurden.

An der Spitze der Regierungsbehörde selbst stand übrigens der immer nur auf ein Jahr gewählte Bürgermeister, der auch jedesmal zugleich Vorstand der Gemeindebank war. Außerdem saßen immer die 2 zuletzt gewesenen Bürgermeister, welche regelmäßig nach Verfluß von 2 Jahren noch einmal gewählt wurden, im großen Rath, und standen zugleich der Zunftbank vor, an der Stelle des früheren Capitaneus, der nun mit gleichem Recht auf das Kriegswesen beschränkt wurde, wie der Schultheiß auf das Gerichtswesen.

Noch früher, als sich auf die angegebene Weise

Der Stadtrath des aristocratischen Elementes entledigt hatte, war auch das monarchische völlig aus demselben verdrängt worden. Der Stadtrath hatte sich zur obersten frei und unabhängig vom Könige sich bewegenden Regierungsbehörde aufgeschwungen. Der Schultheiß war zugleich mit den Schöffen aus demselben entfernt und allein auf das Stadtgericht beschränkt worden. Auch die Vogtei war aufgelöst, und der Bürgermeister belehnte nunmehr den Schultheißen mit dem Blutbann. Auf gleiche Weise waren fast alle königlichen Hoheitsrechte: die Zölle, der Betrieb der Münze, das Umgeld, die Jüdingefälle, der Wildbann, das Mühlen- und Flosrecht u. s. w., veräußert worden. Endlich erhielt die Stadt von Carl IV. 1346 Brief und Siegel darüber, daß sie sich selbst Gesetze geben dürfe. Und hatte sie das freilich schon seit langer Zeit ohne Verwilligung der Kaiser gethan, indem sie ja die Wahlacte und die ganze Verfassung geändert hatte, so war doch nunmehr die Vollendung der reichsstädtischen Selbständigkeit gesetzmäßig von dem Reichsoberhaupt selbst ausgesprochen worden. Unaufhaltsam sehen wir nun Ulm, gestützt auf diese seine bürgerliche Verfassung, welche sich bis zum Ende des Mittelalters, ja bis zu dem J. 1548 unverändert erhielt, jenem Gipfel des Glanzes und der Macht zueilen, auf welchem wir diese Reichsstadt wie fast keine ihrer süddeutschen Schwestern zu Ende des 15. Jahrhunderts erblicken.

Wir bedauern, daß uns der Raum nicht erlaubt, auf gleiche Weise wie die Geschichte der Verfassung, welche die erste Abtheilung vorliegenden Werkes bildet, auch die beiden anderen, ihrem Gegenstande nach in vieler Hinsicht noch weit interessanteren Abtheilungen, das *bürgerliche* und das *commercielle Leben Ulms*, durchgehen zu können. Sie würden uns, in Bezug auf eine deutsche Stadt, den vollständigsten Special-Commentar zu der allgemeinen Darstellung dieser Verhältnisse in Hüllmann's Städtewesen des Mittelalters darbieten, dessen äußere Eintheilung der Verf. im Wesentlichen auch beibehalten hat. Statt einer genaueren Anzeige genüge daher ein etwas ausführlicheres Inhaltsverzeichnis, welches letztere leider, sowie ein Register vom Verf. nicht beigegeben ist.

Als Anhang zur Verfassungsgeschichte folgt zunächst:

Finanzwesen. A. Besteuerung. (Grundzins. Reichsteuer. Allgemeine Steuerverbindlichkeit aller Bewohner Ulms. Heranziehung der Geistlichkeit zur Besteuerung.

Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse. Umgeld (Eingangssteuer)). B. *Gewerbliche Nutzungen.* (Marktrecht. Gold- und Silberwage. Zölle. (Die Handelsgefälle, eine Hauptquelle, welcher Ulm seinen ungeheuren Reichthum im 14ten und 15ten Jahrhundert zu danken hatte.) Münzrecht. (Palatiummünze. Verpachtung derselben, vermuthlich um die Mitte des 13ten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Unternehmern, die sogenannten Münzerhausgenossen, welche sämmtlich einem, in verschiedene Zweige getheilten, Familienstamme, und zwar dem angesehensten der damaligen Geschlechter-Familien in Ulm, angehört zu haben scheinen. Verschwinden derselben bereits um das J. 1272. Münzverordnungen. Ulmische Münzen.) Wechselgeschäft (besonders in den Händen der Juden, wiewohl auch die Handelsgesellschaften, in welchen die Ulmer Kaufleute theils unter sich, theils mit Kaufleuten anderer Städte standen, daran Antheil nahmen; Ulm hatte, gleich anderen schwäbischen Städten, wenigstens einen geschwornen Wechsel, wozu gewöhnlich ein Goldschmied genommen wurde.) Wucher. (Kirchliches Verbot der Zinsannahme; die Juden sind bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die allein berechtigten Pfandleiher und Wucherer.) Judenschutzgelder (Zustand der Juden in Ulm überhaupt. Verpfändung der Judensteuer an Private seit 1324. Das grausame Verfolgungsjahr 1348. Der Rath nimmt sie gegen ein Schirmgeld in Schutz. Unter Wenzels Regierung, eignet sich die Stadt die bisher an die kaiserliche Kammer antrichteten Judenschutzgelder nebst dem Recht, sie nach Gutdünken besteuern zu dürfen, gesetzlich an. Weniger der Religionshafs, als die Erbitterung über ihren Wucher und ihr unaufhaltsames Eindringen in alle Zweige des gewerblichen Lebens brachte sie zu Ende des 15ten Jahrhunderts unter Max ganz um ihr Aufenthaltsrecht in Ulm.)

Kriegswesen. (Befestigung und Befestigungsrecht der Stadt. Die Zeiten des Interregnums machen die Anordnungen des gesammten städtischen Kriegswesens besonders nöthig. Verbindlichkeit aller christlichen Stadtbewohner zum Kriegsdienst. Fußvolk und Reuter. In gewissen Fällen werden auch Söldner in Bestallung genommen. Waffenvorräthe. Marställe. Städtischer Wundarzt. Kriegswerkzeuge und damit beschäftigte Handwerker, als: Armbrustschnitzer, Pfeilschifter, Salwirth (Panzermacher), Plattner (Haubenschmiede), Schwertfeger; seit

dem 14. Jahrhundert auch Büchsengießer, Büchsen-
schmiede, Verfertiger gegossener und steinerner Ku-
geln, Büchsenmeister. Sorgfalt für die Einübung der
städtischen Krieger. Schützengesellschaften mit genos-
senschaftlichen Einrichtungen. Turniere. Stechen. Pfer-
derennen.

(Der Beschluß folgt.)

CLV.

*Die Xenien aus Schillers Musenalmanach für
das Jahr 1797. Geschichte, Abdruck und Er-
läuterung derselben. Danzig, im Verlage der
Ewert'schen Buchhandlung, 1833. 220 S. in 12.*

Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 hat in der deut-
schen Litteratur Epoche gemacht, wie kein anderer vorher oder
nachher. Die demselben angefügten zahlreichen Epigramme,
Xenien genannt, das gemeinsame Erzeugniß Goethe's und Schil-
lers, brechen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte
und verschwächte Treiben, welches sich in dem Gebiete der
Geistesbildung üppig eingenistet hatte. Ein allgemeiner Schrei
des Schmerzes, der Angst, des Ingrimmes und der Gegenwehr
erschallte bei diesen Streichen, man rief Himmel und Erde zu
Zeugen an, daß dergleichen Gewalt ganz unerhört sei, man
hoffte die Friedensstörer ihren Frevel büßen und die gefeier-
ten Dichter als beschämte Buben heimkehren zu sehen. Was
die Schwäche und Gemeinheit sich angemafst hatte, sollte als
richtiger Besitz, ein dückelhaftes Behagen als unverletzlicher
Zustand gelten, und von der Gesamtheit geschützt werden.
Aber man hatte vergessen, daß in der Litteratur das Faustrecht
besteht, und kein Besitz und Stand gilt, als der mit den Waf-
fen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der
Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter, die
Geschlagenen und Gestraften mußten weichen, der Raum wurde
freier, und manche besudelte Stelle glücklich gereinigt. Die
Helden hatten ihre eigne Sache geführt, aber nicht für sich
allein, sie überließen den größten Theil der Eroberung einem
bessern Geschlecht neuer Ansiedler, die jenen Führern in gewis-
sem Sinn folgsam blieben, ohne sich gradezu pflichtig noch allzu
dankbar gegen sie zu verhalten. Die Xenien aber haben voll-
kommen gesiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbüchern lit-
terarischen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt.

Man hat früh das Bedürfnis empfunden, einem schon zwei-
ten und dritten Geschlecht, das auf die Zeitgenossen dieser
denkwürdigen Ereignisse gefolgt ist, den Zusammenhang und
das Einzelne der damaligen Kriegsthaten zu überliefern, und
die zum Theil dunkle und räthselhafte Haupturkunde verständ-
lich zu machen. Aber es war schwer und mißlich, diesem Be-
dürfnisse zu entsprechen. Eine von Goethe beabsichtigte Pracht-
ausgabe des Textes, den ein reicher Kommentar begleiten sollte,

unterblieb. Ein in Breslau vor mehreren Jahren veranstalteter
Privatabdruck gab nur den unerläuterten Text. Erst durch Er-
scheinung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller er-
gab sich mit vielen neuen Aufschlüssen die gesteigerte Anre-
gung, dieses wunderbare Gemeingut unserer beiden großen Dich-
ter hellbeleuchtet aufzustellen. Die vorliegende kleine Ausgabe
leistet in diesem Betreff die nöthigste Vorarbeit. Wir können
aber keineswegs sagen, daß damit schon alles gethan sei. Die
sorgfältige Zusammenstellung der in dem erwähnten Briefwech-
sel enthaltenen Aufschlüsse, die richtige Entzifferung der abge-
kürzten oder sonst versteckten Bezeichnungen, die genaue An-
gabe der persönlichen Bezüge und Umstände, alles dies ist ver-
dienstlich und dankenswerth. Allein wir hätten gewünscht, daß
der Herausgeber, der sich in allem Betracht so kundig erweist,
in die geistigen Richtungen dieses höchst wichtigen, mit allen
Angelegenheiten unserer Geistesbildung tief verflochtenen und
noch immer nicht ausgekämpften großen Kampfes auch geistig
mehr einzugehen, und seine wahre Bedeutung zu enthüllen ver-
sucht hätte.

Die deutsche Litteratur hat vor den Xenien und auch nach-
her Kämpfe und Strafgerichte genug gehabt, persönliche und
einzelne zu jeder Zeit überviel, in besondern Richtungen ma-
che bedeutende, ganz allgemeine doch selten. Die Xenien, ei-
nen Ritterzug der letztern Art darstellend, werden lange Zeit
noch unübertroffen bleiben, sie bilden für alles Nachfolgende
gleichsam ein homerisches Zeitalter, in welchem sich das Vor-
angegangene resumirt, und wohin das Spätere sich nothwendig
zurückbezieht. Sie haben auch mit den homerischen Erzeugnis-
sen das nicht leicht wieder zu erneuende Verdienst gemein, mit
einer naturkräftigen Ursprünglichkeit auch den vollen Reiz ei-
ner gebildeten Form zu vereinigen. Goethe und Schiller sind
hier ritterliche Helden, neben der Strenge fein und anmuthig,
sie schlagen das feindliche Gesindel aus dem Felde, aber las-
sen es dann laufen, ohne es zu Schmach und Marter einzufan-
gen, und nach dem Kriege noch erst einem hochnothpeinlichen
Halbgericht zu übergeben. In den spätern Zeiten haben wir
leider die letztere Erscheinung vorwalten, und in der Litteratur
wahre Hinrichtungen und Torquirungen ansehen müssen, statt
der Ritter die Scharfrichter in Thätigkeit! Es mag sein, daß
Zeiten und Umstände das Geschäft des Scharfrichters nöthig
machen, auch mag dieser wohl nur vollziehen, was wirklich
Rechens ist, und in der Litteratur kann manches Opfer fallen
müssen, das in der bürgerlichen Welt jede Achtung verdient,
und vielleicht hundertmal besser ist, als seine Richter und Quä-
ler; aber einen Autor, hinter dem doch zuletzt der Mensch in
jedem Falle steht, unter kaltberechneten Martern sterben zu lassen,
giebt immer einen widerlichen Anblick, und gern wendet man
sich von ihm zu der heitern und edlen Jagdfreude der Xenien
zurück, in welcher der Geist und die Laune nur zur Milderung
der unerlässlichen Geißelhiebe dienen, nicht aber aufgewendet
werden, den Schmerz und die Qual zu mehren! —

V. v. E.

December 1833.

Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Meist nach handschriftlichen Quellen samt Urkundenbuch von Carl Jäger. Erster Band.

(Schluß.)

II. Abtheilung. Bürgerliches Leben. Cap. 1. *Sicherheit und Ordnung.* (Oberaufsicht der Einungen, einer Art Polizeibehörde, und des Bürgermeisters. Bewaffnete Rathsdienner. Rathsglocke. Ordnungen für den Besuch der Wirthshäuser. Waffentragen. Hüten der Thore. Feuer-Verhütungs- und Löschanstalten.) Cap. 2. *Bequemlichkeit und Anstand.* (Verengung und Verdunkelung der Straßen durch den Vorbau von Erkern, Kellerhälsen und Gängen vor den Häusern. Bauordnungen überhaupt. Pflastern der Straßen (seit 1397). Brückenbau (seit 1240). Oeffentl. Reinlichkeit.) Cap. 3. *Gesundheit und Verpflegung.* 1) die Aerzte. Großes Ansehen derselben. Der erste erwähnte Arzt im J. 1409; der erste vom Rath berufene und auf 10 Jahre in Bestallung genommene Arzt im J. 1418. 2) Die Apotheker. Im J. 1327 wird der erste erwähnt. Ihr Verhältniß zu den Aerzten. Ihre Anzahl. Ihre Verbindlichkeiten. 3—5) Die Scheerer, die Bader und die Hebammen. 6) *Gesetze gegen Weinverfälschungen. Verhalten bei herrschenden Seuchen.* 8) *Die Begräbnisse in den Kirchen* hören leider erst in den Zeiten der Reformation auf. Der *Verpflegungsanstalten* gab es in Ulm mehrere; die vornehmste darunter war das (seit den Zeiten der Kreuzzüge kurz vor 1183 bestehende) Hospital z. h. Geist, bei dessen Entstehung, Geschichte und Einrichtung der Verf. etwas länger verweilt. Seit dem 13. Jahrhundert die Seelhäuser der Beginnen, die auch unter dem Namen der Schwestern in der Sammlung bekannt sind und sich der leiblichen Pflege und geistigen Erweckung der Kranken und Sterbenden widmeten. Cap. 4. *Gesetzgebung in Betreff des Luxus, der öffentlichen Sitten und Zucht über-*

haupt. (Unmoralität der Welt- und Klostergeistlichen, welche fast das ganze Mittelalter hindurch mit dem schlechten Beispiel vorangingen.) Das Leidigste für die einschreitende obrigkeitliche Behörde war der privilegierte Gerichtsstand des Clerus und das Asylrecht der kirchlichen Gebäude. Es mußte sich daher ein ernstlicher Kampf zwischen der städtischen Obrigkeit und der privilegierten Geistlichkeit um Sitten und Zucht in den Städten erheben, ein Kampf, in welchem zwar erst nach langem mühseligen Streit die Städte als Sieger hervorgingen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unterließ man es endlich gänzlich, die früheren Luxusgesetze noch länger vergebens zu erneuern. Dahin gehörten besonders die sogenannten Kleider-, Hochzeit-, Taufen- und Leichenordnungen, über welche der Verf. viele interessante Einzelheiten anführt. Sehr reichhaltig sind auch seine, stets aus urkundlichen Quellen geschöpften, Bemerkungen über die Gebräuche bei kirchlichen Festen, über die Fastnachtslustbarkeiten, die Narrenfeste, die genossenschaftlichen Gelage und sonstigen Festlichkeiten der Geschlechter und Zünfte, deren Stubengesellschaften, Trinkstuben und Tanzhäuser, besonders im Winter, die Mittelpuncte des geselligen Lebens waren; über die Gelage der kirchlichen Bruderschaften, welche meist ein ernsthafteres Aussehen hatten, über die Spielsucht, über die Frauenhäuser, deren damalige erstaunliche Aufnahme dem Beobachter der innern Lebensgeschichte des deutschen Mittelalters, wie so vieles Andere die Bemerkung aufdringt, daß in jenen Zeiten das Laster wie die Tugend sich kräftiger und entschiedener geäußert habe, als in unsern. Cap. 5. *Künste. Schulen. Bibliotheken.* (Unter den Künsten stehen die edle Steinmetz-, Bildhauer-, Holzschnitt- und Malerkunst oben an. In Ulm bestand schon frühe eine Steinmetzenhütte, urkundlich erweislich wenigstens schon zu Ende des 13. Jahrhunderts eine Steinmetzenzunft, eine Hütte und ein Meister der Steinmetzen (*magister*

Lapidarium), der hier wie auch anderwärts in den früheren Zeiten des Mittelalters eine höhere, auf den Ursprung des Freimaurerordens (?) hindeutende Würde besaß. Die Steinmetzenhütte in Ulm stand in steter Beziehung mit denen in Basel und Straßburg. — Es folgt nun nach den Bürgerbüchern und Steuerrollen (vom Ende des 14. Jahrhunderts an) ein Verzeichniß von Künstlernamen, das, obgleich sehr dürftig, doch für die allgemeine deutsche Kunstgeschichte nicht ganz unbedeutend ist. Matthäus Böblinger von Eßlingen, Steinmetzel, ist derselbe, welchen der Rath von Frankfurt 1483 von Ulm kommen ließ, um über den schwierigen Weiterbau des Domthurms seinen Rath zu vernehmen. — Die Meistersänger Ulms bestanden meist aus Webern, hielten in der sogenannten Barchentstube ihre Zusammenkünfte, hatten ihre besondern Ordnungen, versuchten sich in ihren Sangschulen an Sonn- und Feiertagen besonders an religiösen Gegenständen. — Schulen gab es in Ulm schon frühe; die älteste war die mit der Pfarrkirche verbundene; die andern befanden sich in den Klöstern. Freisinnigere Einrichtungen der Schulen fanden statt seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts. — Anlegung einer öffentlichen Bibliothek, seit dem J. 1443; bald vermehrt durch noch weitere Vermächtnisse.

III. *Abtheilung. Commercielles Leben. A. Obrigkeitliche Beaufsichtigung und Beförderung desselben.* (Gewerbliche Gesetzgebung, größtentheils in den Händen des Rathes, zum Theil aber auch in denen der Zünfte, welche überdies bis auf einen gewissen Grad die Gewerbspolizei zu verwalten hatten. S. 602 findet es der Vf. auffallend, „dass wir vor 1429 keine einzige könlgl. Urkunde über die Verleihung eines Jahrmarktsrechts finden; er vermuthet daher entweder, dass die dem Ulmer Marktrecht zu Theil gewordenen Privilegien verloren gegangen sind, oder, was wahrscheinlicher ist, dass Ulm von den Zeiten der Carolinger ein natürliches Marktrecht hatte.“ Sollte dem Verf. die für die Handelsgeschichte des Mittelalters so wichtige Bemerkung entgangen sein, dass die Zoll-, Münz- und Marktgerechtigkeit gewöhnlich zu gleicher Zeit in einem Privilegium ertheilt wurden, weil alle diese Freiheiten mit einander in der engsten Verbindung standen? B. *Benutzung des Bodens.* (Schon in den ältesten Zeiten befinden sich Rinderhöfe (Schweigen) auf dem jenseitigen Uferland der Donau, Kornhöfe (Mansen und Huben) auf dem diesseitigen. In dieser Beschaffenheit übernahm der

Fiscus das bis dahin von den Einheimischen und Römern behaute Land in der Umgegend von Ulm. Die Bewirthschaftung blieb stets dieselbe, auch nachdem unter Mitwirkung verschiedener Umstände das königliche Grundeigenthum in dem Gemeinde- und Privateigenthum allmählig völlig aufgegangen war. Nur wurde für die fleissigere und umsichtigere Benutzung des Bodens durch diese Vertheilung in kleinere Stücke unendlich gewonnen. Garten-, Hopfen-, Wein-, Safran-, Flachs-, Hanf- und Wiesenbau. Benutzung der Gemeinweide, über welche, sowie über andere den Feldbau betreffende Gegenstände eine Reihe von Verordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert existirt.) C. *Fabrikate. Gewerbsordnungen.* (Unter den Fabrikaten werden zunächst die in Ermangelung des Weins schon von den alten Alemannen bereiteten Getränke, Bier und Meth, genannt, wovon das erstere bis auf den heutigen Tag seinen guten Ruf erhalten hat. Sodann folgen auf das genaueste nach urkundlichen Quellen, hauptsächlich nach den Statuten im sogenannten rothen Buch, erörtert die verschiedenen Gewerbsordnungen.) Die Weber machten die älteste, zahlreichste, reichste und um das gemeine Wesen, den städtischen Reichthum und den blühenden Handel verdienteste Zunft aus, und waren theils Marner oder Loderer d. i. Wollenweber, theils Barchent- und Leinwand- oder Gülschenweber, theils endlich (seit Anfang des 16. Jahrh.) Sammetweber. Die Goldschmiede machten ebenfalls eins der ehrbarsten und am reichsten besetzten Handwerke in Ulm aus, und wurden erst zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Schmiedezunft gezählt. D. *Die Handelsleute.* (Lombarden und Juden trieben lange Zeit allein den innern Handel in den Donaustädten, bis von den letztern 1096 von den Kreuzfahrern bloß an der Donau 120000 erschlagen wurden. — Die Ulmer Handelsleute zerfielen in die Zunft der Kaufleute, der Krämer und der Messler. Die erste war die ehrbarste und reichste aller Zünfte; daher allen, welche ihr angehörten, der Besuch der Geschlechterstube verstattet war; sie waren jetzt schon und wurden später noch mehr die eigentlichen Großhändler, durch welche Ulms Handel jenen so außerordentlichen Schwung erhielt. Vorherrschend wurde unter ihnen, besonders seitdem durch den rheinischen und niederländischen Handel die Gewerbe in Schwaben in Aufnahme kamen, der Hang zu Handelsconsociationen, welche sie theils mit einander, theils und hauptsächlich

mit Kaufleuten aus andern Handelsstädten in der Nähe zum Zweck gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs eingingen. Bald aber erhob über den dadurch entstandenen Handelszwang im 14. u. 15. Jahrh. der übrige Handelsstand Klagen, welchen, so gegründet sie auch waren, der Rath nur halbes oder gar kein Gehör gab, weil die meisten Geschlechter einzelne Familienglieder selbst in solchen Verbindungen stehen hatten. — Die Krämerzunft war ebenfalls sehr zahlreich, da es außerordentlich schwer war, den Begriff der Krämerei zu bestimmen und sich daher in derselben die verschiedenartigsten Handwerker befanden. Aus demselben Grunde erlaubten sich die Krämer nicht nur vielfache Eingriffe in die Rechte anderer Handwerker, sondern andere Zünfte griffen auch in ihr Zunftrecht. — Die Merzler hatten den Kleinhandel (Merz, Gernerz von *merces*), besonders den Handel mit Lebensmitteln, und gaben durch die Art ihres Gewerbes zu manchen nicht ungerechten Klagen Anlaß; weswegen auch beschränkende Verordnungen nöthig wurden, um das schädliche Aufkaufen derselben, gleichwie in andern Städten, möglichst zu verhüten. — Die Käuferinnen waren Trödlerinnen.) E. Handelsgebiet. Ein- und Ausfuhr. 1) Die ältesten und bedeutendsten Handelswege für Ulm waren die Straßen nach Basel, von wo es weiter nach der Schweiz, nach Frankreich, ja sogar nach Spanien ging, und die großen Land- und Wasserstraßen der Donau, auf welchen hauptsächlich nach Regensburg, Enns (berühmt wegen seiner Pfingstmesse) und Wien, weniger (unmittelbar) nach Ungarn und der Türkei Handel getrieben wurde. Baiern wurde von den Ulmer Kaufleuten auf 3 verschiedenen Straßen durchzogen. Mit Augsburg stand Ulm in stetem gegenseitigen Verkehr. Seine Handelsverbindung mit Italien, besonders mit Venedig, Mailand und Genua, war an und für sich schon bedeutend und lebhaft, und gewann dadurch noch mehr an Wichtigkeit, daß damit der Handel mit Tyrol, Oberschwaben und der Schweiz in natürlicher Verbindung stand. Für den nördlichen Handel Ulms waren zahlreiche Straßen durch ganz Württemberg eröffnet. Den lebhaftesten Handelsverkehr unterhielt hier Ulm mit Frankfurt und Nürnberg; auch besuchten seine Kaufleute die Leipziger und Erfurter Messen. Unter allen Messen aber hatte die Nördlinger Reichsmesse die meiste Bedeutung für Ulm, weil es dahin das Geleit hatte. Von den Rheinstädten wurden besonders Straßburg, Speier, Worms, Mainz und Cölln

besucht, und vom Rhein aus verfolgen die Ulmer ihren Handel noch weiter bis nach Holland, die Niederlande und England. — 2) Was den Handelsartikel betrifft, so scheint sich der eigentliche Großhandel besonders auf die Ein- und Wiederausfuhr von Wein, Salz, Eisen, Leder, Baumwolle und Specerei beschränkt zu haben. Ulm hatte wohl den berühmtesten Weinmarkt im südlichen Deutschland. An einzelnen Markttagen sollen 300 Weinwagen den Weinhof angefüllt haben. Dagegen war aber auch die Ausfuhr des auf eigem Boden Gewonnenen (Barchent, Leinwand und Gölsch; Schmalz, Vieh, Korn, Holz, Mehl u. s. w.) sehr beträchtlich.

Von S. 719—749 folgt das Urkundenbuch, welches 20 verschiedene Stücke und darunter S. 729 f. das Stadtrecht von Ulm 1296 (*ex orig.*) enthält; sodann Einiges zur Geschlechtergeschichte von S. 730—774.

G. Lange.

CLVI.

Grundriss af den danske Retshistorie u. s. w. (d. i. Grundriss der dänischen Rechtsgeschichte. Zum Gebrauch für Vorlesungen. Zweite ganz umgearbeitete Auflage). Von J. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Dr. og Prof. i Lovkyndigheden ved Kjöbenhavns Universitet, extraordinær Assessor i Hofjesteret u. s. w. Kjöbenhavn. Gyldendal. 1832. Erster Theil, XVI u. 278 S. Zweiter Theil, 234 S.

Die Abweichungen der gegenwärtigen Ausgabe des interessanten Werks von der früheren, in den Jahren 1822 u. 1823 erschienenen, sind bedeutend genug, um ihnen eine besondere Anzeige zu widmen.

Zu berühren ist zunächst die Umänderung des früheren Titels *Lovhistorie* d. i. eigentlich nur *Gesetzgeschichte*, in den passenderen aber freilich in Dänemark ungebräuchlicheren: *Retshistorie*.

Die zweite und wesentlichere Aenderung betrifft die Anordnung des geschichtlichen Stoffes. Die der *Lovhistorie* war durchaus die synchronistische. In jeder der fünf Perioden kehrten die vier Abschnitte: Rechtsquellen, öffentliches Recht, Privatrecht (mit Prozeß und Criminalrecht) und Zustand der Rechtswissenschaft wieder. Der Vf. gewann nun die Ueberzeugung, daß es erspriesslicher sei, die einzelnen Institute in ununterbrochener Zeitfolge zu entwickeln, und dabei für das Privatrecht von einer durch alle Lehren durchgehenden Periodisirung abzusehen. So begreift nun das erste Hauptstück in fünf Abschnitten eben so viele Perioden der Geschichte der Quellen, und in einem sech-

sten die Geschichte der Rechtswissenschaft. Das zweite Hauptstück giebt das öffentliche Recht nach eben jenen fünf Perioden. In dem dritten ist das Privatrecht systematisch nach den fünf Abschnitten: Personenrecht (mit Familienrecht), Sachenrecht (mit Erbrecht), Obligationenrecht, Criminalrecht und Prozeß geordnet; so daß die Geschichte der einzelnen Institute in bestimmte Zeitabschnitte nur dann, wenn der Stoff es erforderte, und nicht streng nach obigen fünf Perioden geordnet ist. Es findet sich demnach, was über die Eidhelfer, über Diebstahl, Criminalprozeß u. s. w. in der *Lovhistorie* durch die verschiedenen Perioden hin zerstreut lag, nun zur Bequemlichkeit desjenigen, der über die einzelne Materie sich unterrichten will, in die besondern Paragraphen zusammengestellt. Wobei denn freilich jede Lücke in der Geschichte der Institute, welche die gegenwärtige Forschung noch nicht auszufüllen vermag, unverhohlenen als sonst vor Augen tritt.

Dafs diese Anordnung für den mündlichen Vortrag, zu dessen Behuf das Werk zunächst bestimmt ist, den Vorzug habe, kann keinen Zweifel leiden; und selbst im Druck gewährt sie, glauben wir, die grössten Vortheile. Denn weder kann der Gang der allgemeinen Geschichte und der Verfassung stets für die Entwicklung des Privatrechts maßgebend sein, noch mögen für die verschiedenen Institute des letzteren gleichmäfsig entscheidende Zeitmomente gefunden werden. Doch bleibt hiebei der eigenthümliche Werth jener früher befolgten Methode ja nicht ausgeschlossen, welche für eine bestimmte Periode den Zusammenhang der einzelnen Seiten des gesammten Rechtszustandes unter sich und mit dem allgemeinen Charakter dieser Zeit zur Anschauung bringt. Wir wollen hier nur daraus folgern, dafs die zweite Ausgabe den Gebrauch der ersteren nicht ohne weiteres aufhebe, und dafs die Hefügung eines synoptischen Inhaltsverzeichnisses beider Ausgaben, deren Paragraphen nicht nur in der Folge, sondern auch in der Zusammensetzung fast durchaus abweichen, sich manchen Dank gewonnen haben würde.

Uebrigens fragte es sich bei dieser entschiedenern Trennung des öffentlichen und Privatrechts um die Behandlung solcher Materien, welche, wie die Lehre von den Ständen, in beide Theile eingreifen. Der Vf. hat hier auf eine schickliche Weise die Zustände der Freien und Unfreien, wie auch das Verhältnifs der Pachtbauern dem Privatrecht, dagegen die Rechte des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes, als Momente der Verfassung, dem öffentlichen Recht zugewiesen.

Wir geben drittens die materiellen Aenderungen an. Seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe haben die dänischen Gelehrten fortwährend für die Geschichte ihres Rechts mit Liebe und Erfolg gearbeitet. Wir nennen nur des Vfs. eigne Ausgaben der alten königl. Verordnungen (1824), der Hof- und Stadtrechte (1827), die ihn zu manchen neuen Ansichten und Aufschlüssen führen mußten; von andern allgemeineren Arbeiten, Sohlegels Schrift über der alten Dänen Rechtsgewohnheiten und Autonomie (1827) und die theilweise dagegen gerichtete bedeutende Abhandlung von Larsen über die alten Dänischen Provinzialrechtbücher. Auch die neuen Ausgaben der altschwedischen Provinzialrechte, und der isländischen Gragas konnten, bei den nahen Beziehungen unter den skandinavischen Rechten, nicht ohne Berücksichtigung bleiben.

So haben denn in den Noten die Belegstellen und die litterarischen Angaben (unter denen Wilda's Gildenwesen noch nicht Platz gefunden) manche Bereicherung erfahren; so sind im Texte selbst Berichtigungen und Zusätze unentbehrlich geworden; Aenderungen, die freilich bei einem Werke, das doch nur die Resultate der Forschungen giebt, im Verhältnifs zum Ganzen immer nicht beträchtlich sein können. Einige derselben lieferte schon die im J. 1825 von dem Unterzeichneten besorgte deutsche Uebersetzung der ersten Ausgabe, nach freundlicher Mittheilung des Vfs.; von den übrigen geben wir die wichtigeren an.

In der Quellengeschichte sind die Verzeichnisse der synoptischen und partikulären Rechte vervollständigt, namentlich das der Stadtrechte im §. 30 (L. v. §. 84). Die Angaben über das so zweifelhafte Alter der vier Provinzialrechte des 12. u. 13. Jahrhunderts lauten anders. So stellt §. 18 (L. v. §. 31) mehr ins Ungewisse, dafs das Schonen'sche Gesetz vom König Waldemar bestätigt worden sei; der §. 19 (L. §. 33) spricht bestimmt aus, dafs Waldemars Seeländisches Gesetz jünger als das Jütische sei; Erichs Seeländisches Gesetz wird §. 20 (L. §. 32) mit Wahrscheinlichkeit zwischen die beiden letztgedachten gestellt; für den Erlafs des Jütischen Gesetzes endlich wird §. 21 (L. §. 31) nach Larsen das J. 1241 statt 1240 angenommen, und im §. 43 (L. §. 157) die frühere Meinung, dafs dies Gesetz im 16. Jahrh. allgemeines Ansehen für Dänemark erlangt habe, verworfen. Zugleich hat der Vf., der sonst die dritte Periode mit dem Jütischen Lov eröffnete, es nun in die zweite zu den übrigen Provinzialrechten gestellt.

Seltner sind Aenderungen in den Rechtsätzen selbst. Nach §. 61 (L. §. 13) ist der Vf. nunmehr geneigt, Dänemark in den ältesten Zeiten, als ein Erbreich, nicht als ein Wahlreich zu betrachten. Der §. 129 (L. §. 54) hält nicht mehr die Einwilligung der Erben bei Veräußerungen auf den Todesfall für nöthig, wenn diese das gesetzliche Maafs nicht überschritten. Der §. 143 (L. §. 61) vermuthet, dafs auch nach dänischem Recht die Satzung ein widerrechtliches Eigenthum gab. Die dem Uebersetzer als Berichtigung der ersten Ausgabe (§. 45) mitgetheilte Meinung, dafs legitimirte Kinder neben Achten nur erben konnten, wenn der Vater ihnen zuvor alles Gut aufgelassen hatte, ist jetzt (§. 94) wieder zurückgenommen. Manchen Bestimmungen des Jütischen Gesetzes, die früher als allgemein geltend aufgestellt wurden, mußte, bei veränderter Ansicht über das Ansehen dieses Gesetzes, eine nur particuläre Bedeutung beigelegt werden.

Endlich haben auch manche Parthieen eine weitere Ausführung und Zusätze erhalten. So ist namentlich der letzte Abschnitt des §. 93 der 1sten Ausg. über die städtischen Behörden im §. 60 näher entwickelt. Der alte §. 161 hat im §. 76 einen Zusatz über die seit 1660 eingeführte collegialische Behandlung der Regierungsgeschäfte. Die §. 61 über die Gerichtsbarkeit, insbesondere die Gerichtsbarkeit der Städte, §. 63 über ihre Abgaben, §. 153 über Gesindemiethe sind ganz neu hinzugekommen.

Vom Unterzeichneten möchten nun noch ein Paar Worte darüber erwartet werden, ob und wie Alles, was diese *Retshistorie* auch noch vor der Deutschen Bearbeitung der *Lovhistorie* voraus hat, Deutschen Lesern zugänglich gemacht werden könne. In einen Anhang wird sich dasselbe schwerlich fassen lassen. Eine neue Uebersetzung des Ganzen aber würde wenigstens der Unterzeichnete jetzt nicht unternehmen. Es scheint ihm überhaupt, dafs Kräfte und Kenntnisse von einigem Umfange, die jemand einer Behandlung des skandinavischen Rechts zum Frommen des verwandten Deutschen zuwenden wollte, nunmehr einem selbstständigen Weiterschreiten zu widmen wären.

Beschränkung einerseits auf gewisse Hauptmaterien, anderseits Erweiterung des Standpunkts durch gleichmäfsiges Umfassen aller Zweige des skandinavischen Rechts, und durch unmittelbare Beziehung des Gewonnenen auf die entsprechenden Germanischen und Altdutschen Institute, würde fruchtbringender sein, als, die treffliche Uebersicht, welche Rosenvinge's Arbeit durch das Dänische Recht in gewissem Grade für den ganzen Norden gewährt, noch einmal in andrer Form zu wiederholen. Hätten wir, dabei die Leistungen nordischer, besonders der Dänischen Gelehrten dankbar zu benutzen, so würde ein eignes Zurückgehn auf die Quellen doch eben so unerlässlich sein, als es in den letzten 10 Jahren um vieles thunlicher durch die oben gedachten neuen Ausgaben dieser Quellen geworden ist.

G. Homeyer.

December 1833.

CLVII.

- 1) *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. I. Hafniae 1829. 246 S. 4.*
- 2) *Meteorologische Beobachtungen angestellt zu Danzig in den Jahren 1807 — 1830 von Klee-
feld und vollständig herausgg. von der natur-
forsch. Gesellschaft zu Danzig. Halle 1831.*
- 3) *Ueber den stündlichen Gang des Barometers
und Thermometers im Jahr 1828 zu Salzuflen
im Fürstenthum Lippe - Detmold von R. Bran-
des und W. Brandes. Lemgo und Heidel-
berg 1832. 8.*
- 4) *The Climate of London deduced from Meteoro-
logical Observations made in the Metropolis
and at various places around it. by Luke
Howard, Gent. 3 vol. 8. London 1833 se-
cond much enlarged and improved edition.*

In einer Wissenschaft, welche, wie die Meteorologie, ihre Resultate nur aus einer grossen Anzahl von Beobachtungen abzuleiten hat, ist natürlich die Bekanntmachung der Originalbeobachtungen das Wünschenswerthe. Denn auch die geschickteste Bearbeitung derselben kann nicht alle Seiten gleichmässig berücksichtigen, nicht auf alle Gesichtspunkte eingehen, welche hier geltend gemacht werden können. So einleuchtend dies ist, so stehen doch der Realisation grosse Schwierigkeiten entgegen. Denn welcher Buchhändler übernimmt den Druck eines dicken Bandes von Zahlen, ohne für den Erfolg gedeckt zu sein, welchen Absatz darf er hoffen, da sie nur den interessiren, welcher in die Arbeit der Wissenschaft thätig eingreift, dem grossen Publicum es aber nur um die aus jenen abgeleiteten Resultate zu thun ist. Als die grossartige Freige-
Jahrb. f. wissensch. Kritik. J. 1833. II. Bd.

bigkeit des Churfürsten Carl Theodor die Manheimer Societät gründete, erhielten die, welche zu fortlaufenden Beobachtungen sich entschlossen, nicht nur vortreffliche Instrumente, sondern es wurden ihnen auch die Mittel an die Hand gegeben, die Ergebnisse ihres mühevollen Fleisses bekannt zu machen, indem die Manheimer Societät ihnen ihre Ephemeriden öffnete. Die umsichtige Redaction derselben, die passenden übersichtlichen Zeichen, welche als Symbole der einzelnen Erscheinungen gewählt wurden, der correcte und elegante Druck werden immer als Muster für ähnliche Unternehmungen gelten. Mit der Auflösung der Gesellschaft und dem Wegfallen aller dieser Hülfsmittel haben sich auch die Hindernisse wieder eingestellt, mit welchen die Meteorologie in ihrem Fortschreiten zu kämpfen hat. Desto mehr ist anzuerkennen, wenn gelehrte Gesellschaften sich der verwaisten Wissenschaft annehmen, wenn sie die Materialien erhalten und zugänglich machen, welche früher oder später zur Befestigung des allmählig aufsteigenden Baues verwendet werden sollen.

In dieser Beziehung haben wir nun zuerst der erfolgreichen Bemühungen der Copenhagener Akademie zu gedenken, welche die schönen Zeiten der Manheimer Societät erneuern zu wollen scheint. Nach den dänischen Colonien in Island, Grönland, Westindien, Guinea und Ostindien sind genaue Instrumente versendet, und so unter den verschiedensten Himmelsstrichen Beobachtungen eingeleitet. Dafs aber das so Gewonnene nicht in der Stille irgend eines Archivs vergessen werde, dafür ist ebenfalls durch die rasche Bekanntmachung derselben Sorge getragen. Der erste Band dieser Sammlung, dem wir recht viele Nachfolger wünschen, erschien im Jahr 1829. Er enthält in gr. 4. sehr schön gedruckt die in Apenrade in Schleswig von dem Doktor Neuber vom 1. Juni 1824 bis 1. Juni 1825 angestellten Beobachtungen unter dem Titel: *Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis Scientiarum*

Danicae edita. Fasc. 1 continens observationes D. Neuberi Apenroae institutas. Hafniae 1829. An jedem Tage wurde das Thermometer im Schatten und in der Sonne, das Barometer, das Daniell'sche Hygrometer, die Windfahne und die Himmelsansicht 10 Mal zu bestimmten Zeiten aufgeschrieben, außerdem gleichzeitig die relativen Grade des Saussure'schen Hygrometers bemerkt, 3 mal die Höhe und Temperatur des Meeres bestimmt, endlich die Nachtkälte am Thermometrographen. Die Barometerbeobachtungen sind unreducirt und reducirt mitgetheilt. Eine solche Ausdauer, ein solches sich selbst aufopferndes Hingeben an die Wissenschaften kann man nur anstaunen und bewundern.

Was die Art der Bekanntmachung dieser Beobachtungen betrifft, so scheint es uns unpassend, statt der deutschen Windzeichen S. W. N. O. die lateinischen einzuführen; N.N.W. ist ein weit anschaulicheres Zeichen als Sp. Sp. Oc. Besser wäre noch die allgemeine Einführung der englischen Bezeichnung, weil die Engländer, indem sie S. W. N. E. schreiben, die Mißverständnisse zwischen Deutschen und Franzosen, da jene S. W. N. O., diese S. O. N. E. schreiben, geschickt zu vermeiden wissen. Die Beibehaltung der Howard'schen Wolkennamen ist hingegen sehr löblich. Je erfreulicher die allgemeiner werdende Einführung dieser Bezeichnungen ist, desto mehr zu bedauern ist es, daß die eben so passenden, als natürlichen Zeichen für Schnee, Regen, Hagel, Gewitter u. s. w., deren die Manheimer Societät sich bediente, in späteren meteorologischen Journalen aufgegeben worden sind. Wie sehr wird dem, welcher diese Beobachtungen berechnet, die Arbeit durch sie erleichtert, wie viel Raum im Druck, wie viel Zeit im Aufsuchen gewonnen.

Den Beobachtungen geht eine kurze Einleitung voran, welche eine Beschreibung der angewendeten Instrumente und eine durch deutsche Uebersetzung erläuterte Erklärung der gebrauchten Kunstaussprüche enthält. Hinter den Beobachtungen folgt zuerst eine die täglichen Mittel enthaltende Tafel, von Neuber berechnet, darauf Zusammenstellungen von Hrn. Schouw in Beziehung auf den Einfluß und die Häufigkeit gewisser Erscheinungen. Die hiebei angewendete von den Franzosen eingeführte Vertheilung der Beobachtungen in Decaden scheint uns deswegen zu verwerfen zu sein, weil das Jahr dadurch in ungleiche Abschnitte getheilt wird. Wünscht man kleinere Abschnitte, so ist es am pas-

sandsten, fünf tägige Mittel zu nehmen, durch welche das Jahr in 73 gleiche Abschnitte getheilt wird, wie Poitevin und besonders Brandes es gethan. Nur auf solche gleiche Abschnitte läßt sich bequem eine Interpolationsformel gründen, welche die Erscheinung als periodische Function der Sonnenlänge darstellt.

Man kann diese nothwendige Rücksicht auf die Benutzung der Beobachtungen den Physikern, welche solche Arbeiten unternehmen, nicht genug empfehlen.

Die Bekanntmachung des zweiten Beobachtungs-Journals verdanken wir der Danziger naturforschenden Gesellschaft. Der 288 große, enggedruckte Quartseiten enthaltende Band unter dem Titel: Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Danzig in den Jahren 1807 bis 1830 vom Regierungsrath Dr. Kleefeld und vollständig herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft, Halle 1831, hat, um erscheinen zu können, ansehnliche Aufopferungen erfordert. Das Bewußtsein, der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben, wird sie dafür entschädigen.

Das Barometer, Thermometer und Hygrometer ist nebst der Windesrichtung und Stärke 3 Mal täglich beobachtet, außerdem zu denselben Zeiten 6 Uhr Morgens, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr die Himmelsansicht angegeben. Wünschenswerth für die Benutzung des Journals wäre es freilich gewesen, wenn den uncorrigirten Barometerständen die corrigirten hinzugefügt wären. Gegen die Zusammenstellung in Decaden ist dieselbe Bemerkung zu machen, wie oben. Papier und Druck sind sehr schön, was bei einem Beobachtungs-Journal nicht genug gelobt werden kann.

Das dritte Werk, welches wir zu erwähnen haben, ist ein besonderer Abdruck aus dem zweiten Bande der Annalen der Pharmacie von R. Brandes, Ph. Geiger und Justus Liebig, und enthält stündliche Barometerbeobachtungen vom 1sten Januar bis 1sten Juli Tag und Nacht angestellt, vom 1sten Juli bis Ende des Jahres aber von Morgens 5 oder 6 bis Abends 10 oder 11 Uhr und nur eine Nacht um die andere, weil die 5 Beobachter R. Brandes, W. Brandes, Ebeling, Schröter und Höcker zuletzt durch die Nachtwachen so erschöpft waren, daß sie sich diese Ruhe gönnen mußten. Diese Beobachtungen sind ein würdiges Seitenstück zu der großen Arbeit von Chiminello und zu den ebenfalls ein Jahr durch englische Offiziere auf Brewsters Veranlassung im Forth Leith ununterbrochen angestellten Beob-

sachtungen. Die Barometerstände sind sämmtlich auf gleiche Temperatur reducirt. Das künftige Erscheinen der gleichzeitigen Thermometer- und Hygrometerstände ist in einem zweiten Theile versprochen. Wir bitten die Herausgeber, dabei anzugeben, welche Beobachtungen in den 90 ausfallenden Nächten interpolirt sind. Dann wenn man eine Berechnung der Beobachtungen unternehmen will, so müssen nothwendig bei der Bestimmung der Constanten einer Interpolationsformel die auf andere Weise interpolirten Werthe ausgeschlossen werden.

Wir wenden uns zu dem 4ten Werk, der neuen Ausgabe des im Jahr 1818 zuerst von Luke Howard erschienenen „Klima von London“.

Howards Name ist berühmt geworden durch die Classification und Nomenclatur der Wolken, welche er im Jahr 1803 zuerst der *Askesian Society* vorlegte, die dann durch Tilhochs *Philos. Mag.* vol. 16, 17, durch den Artikel Cloud in Rees's Cyclopaedia, und den in Nicholson *Philos. Journ.* vol. 30 eingerückten Aufsatz bekannt geworden ist, und für welche Goethe sich in Deutschland so lebhaft interessirt hat. Wir dürfen daher hier eigenthümliche Untersuchungen mit Recht erwarten.

Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten im Wesentlichen nur durch die Fortsetzung des Beobachtungs-Journals, welches mit dem 10ten Novbr. 1806 begann, und mit dem letzten Juni 1819 schloß, nun aber bis zu Ende des Jahres 1830 in dem hinzugekommenen dritten Bande fortgesetzt ist. Die Einrichtung desselben ist überhaupt dieselbe geblieben, Untersuchungen der früheren Ausgabe nicht viel weiter fortgeführt. Zur Entschuldigung sagt Howard 1, 173: *I have now (I own it with regret, and with some degree of shame for my country) neither coadjutor nor encouragement. Science is become a mercenary scramble — there is no nobility of purpose left in it, or concern for the common good — every one seeks his own, and (what is worse) to bear down another und diese Verstimmlung unterdrückend fügt er hinzu: Well! Let posterity make use of the materials we have provided, and build on our foundations. I am not solicitous for further fame on earth; and I have learned to despise the senseless imputations cast, by too many, on studies of the nature of those in which I have been engaged.*

Fragen wir nun, welche Materialien uns der Vf. liefert, so ist dies vorzugsweise ein 26jähriges ununter-

brochtes Beobachtungs-Journal, enthaltend die täglichen Temperatur- und Barometrischen Extreme mit der Aufzeichnung der herrschenden Windrichtung, außerdem eine genaue Bestimmung der Verdunstung und Regenmenge. Diesen Zahlenangaben sind Bemerkungen hinzugefügt, welche über Wolkenbildung, überhaupt über alle Modificationen der Himmelsansicht genaue Details gehen und außerdem eine Menge Notizen über gleichzeitige Witterungserscheinungen theils aus Zeitungen, theils aus brieflichen Nachrichten enthalten. Oft auch wird irgend eine Bemerkung mitgetheilt, die der Vf. in einem andern Werk eben gelesen, ein Gedicht aufgenommen, welches sich auf Witterungserscheinungen bezieht: wie etwa folgendes auf drohenden Regen sich beziehende:

*The hollow winds begin to blow
The clouds look black, the glass is low
The soot falls down, the spaniels sleep,
And spiders from their cobwebs creep.
Last night the sun went pale to bed;
The moon in halos hid her head,
The boding shepherd heaves a sigh,
For see! a rainbow spans the sky.
Loud quack the ducks the peacocks cry;
The distant hills are looking nigh.
Low o'er the grass the swallow wings:
The cricket too, how loud it sings!*

Barometerbeobachtungen durch ein Maximum und Minimum angeheendes Instrument können, da sie für Temperatur zu corrigiren unmöglich ist, bei dem jetzigen Standpunkt der Meteorologie nur sehr geringe Aushaute geben. Daß die Engländer consequent diese unglückliche Angewöhnung festhalten, ist unbegreiflich. Welches Bedauern muß uns ergreifen, wenn wir eine solche Fülle von Beobachtungen aus der Hand legen müssen, ohne ein Resultat daraus mit Sicherheit ziehen zu können. Das gilt aber nicht von den Thermometerbeobachtungen, denn grade die Extreme der täglichen Temperatur sind für eine Menge von Untersuchungen von großer Wichtigkeit. Zur Construction einer thermischen Windrose, zur Bestimmung der Veränderungen, welche der thermische Werth eines Windes in der jährlichen Periode erleidet, zur Ermittlung des Einflusses, welchen der Regen auf die Temperatur in den verschiedenen Epochen des Jahres äußert, sind sie vorzüglich brauchbar, wovon wir uns durch Berechnung dieses Beobachtungs-Journals überzeugt haben. Zu bedauern ist, daß nicht immer die Regenquantität an dem Tage, wo er fiel, angegeben ist, sondern öfter das Ergebniss meh-

rerer Tage in eine Zahl zusammengefaßt. Der Einfluß der Windesrichtung auf die Quantität des Niederschlags läßt sich deswegen nur unsicher angeben.

Was aber die Wolkenbildung, die näheren Bedingungen des Regens, die sie begleitenden Veränderungen der Wärme und des Druckes der Luft betrifft, so haben wir in vielen Aeußerungen des Vfs. eine überraschende Uebereinstimmung mit den Ergebnissen eigener Untersuchungen gefunden. Wenn Howard den NO. und SW. *the very monsoons of our country* nennt, so sehen wir in diesem Ausspruch die Anerkennung zweier Ströme, deren Abwechselung mit einander die Witterungsveränderungen in unsern Gegenden erzeugt. Dafs aber durch dieselbe die Niederschläge vorzugsweise bedingt werden, dafs die südlichen Winde die nördlichen von oben herab verdrängen, die nördlichen jene von unten nach oben, wovon wir durch die Berechnung der thermischen, barometrischen und hygrometrischen Veränderungen innerhalb eines bestimmten Zeitraums bei verschiedenen Winden, und durch mehrjährige Beobachtungen uns und vielleicht auch einige andere überzeugt haben, mufs Howard, von ganz andern Gesichtspunkten ausgehend, doch anerkennen, und es möge gnügen in dieser Beziehung mit Weglassung seiner theoretischen Bemerkungen folgende Stelle 1, 127 anzuführen: *When after a suffocating heat with moisture, and the gradual accumulation of Thunder-clouds followed by discharges of Electricity, I observe a kind of Icicles falling from the clouds, then large hail, and finally rain: when after this I perceive a cold Westerly or Northerly Wind prevail, I have a right to infer, that the latter has been acting, as a cold body in mass, in a sudden and decided manner, on the warm air in which I was placed before the storm. Again, when after a cold dry North-East wind I behold the sky clouded, and feel the first drops of rain warm to the sense; and after a copious shower perceive the air below changed to a state of comparative warmth and softness, I may with equal reason conclude, that the Southerly Wind has displaced the Northerly; manifesting itself first in the higher atmosphere, and losing some of its water by refrigeration in the course of the change.*

Unter den Abhandlungen, welche der erste Band enthält, scheint uns die über die Modification der Wol-

ken, ihre Bildung, ihr Schweben und ihr Auflösen die bedeutendste. Die Zusammenstellung der Mittel ist ebenfalls von Interesse, wenn man auch häufig eine andere Art der Zusammenstellung und Berechnung wünschte. Auf die Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung werden wir in einer folgenden Anzeige zurückkommen; in welcher wir mehrere meteorologische Schriften auf gleiche Weise zusammenzufassen gedenken, wie wir es hier mit mehreren Beobachtungsjournalen gethan haben.

H. W. Dove.

CLVIII.

Ueber den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius, im Bezug auf Geschichte der römischen Litteratur; von Dr. Julius Held. Breslau, bei G. Ph. Aderholz. 1833. 44 S. 8.

Der Vf. meint, dafs die Neuern und Neuesten, welche über die Geschichte der römischen Litteratur geschrieben haben, die Briefe des jüngern Plinius nicht genug benutzt, und sich nicht unerheblicher Auslassungen schuldig gemacht hätten. Gegenwärtige kleine Schrift habe daher zum Zweck, das Mangelnde zu ergänzen, in so weit die Briefe des Plinius es erlaubten.

Von Schriftstellern des Zeitalters, deren Schriften noch vorhanden sind, soll hier nicht die Rede sein. Nur solche wären zu bezeichnen, deren Schriften theils gänzlich, oder bis auf geringe Fragmente verloren wären, theils solche, die als Verf. bestimmter Schriften bekannt wären, aber nicht ob sie publizirt wurden; oder auch solche, von welchen man wisse, dafs sie sich zwar litterarisch beschäftigten, aber nicht, ob sie die Absicht hatten, mit ihren Schriften öffentlich aufzutreten.

Der Vf. theilt solche von Plinius berührten Litteratoren in zwei Classen, in solche, die sich mit dichterischen Werken beschäftigten, und in solche, die in Prosa schrieben. Von den erstern werden zehn, und den zweiten neun Namen aufgeführt.

Ferner wird der Charakter des Plinius selbst geschildert, um zu beurtheilen, in wie fern man seitens von ihm gegebenen Nachrichten Zutrauen schenken könne. Hierbei meint der Verf., dürften drei Dinge nicht unbeachtet bleiben: erstlich die Bereitwilligkeit des Plinius im Loben, zweitens seine übertriebene Eitelkeit, und drittens der Mangel an republikanischem Sinn. — Aber sollten Lobsprüche in dem Munde eines so urtheilsvollen Mannes wie Plinius sehr täuschend? — Was das Eitelsein betrifft, sollte dieses so verdammlieh bei einem so edeln Charakter wie Plinius sein, der im Andenken der Besten seiner Zeit und der Nachkommen zu leben wünscht? — Republikanischen Sinn! — Welcher Verständige konnte im Zeitalter Trajans noch an ein Wiederaufleben republikanischer Zustände denken? — gewifs weder der vom Vf. so hoch gepriesene Tacitus, noch sein Freund Plinius. — Was weniger Erfahrung in den Worten des Tacitus als republikanischen Sinn ansehen, ist nichts anders, als ein Bestreben des Historikers das verdorbene Zeitalter mit schwarzer Farben zu malen, — nicht aber dadurch eine republikanische Zeit zurückzurufen.

Abgesehen von solchen jugendlichen Ansichten, scheint uns die Schrift mit Einsicht und Fleifs geschrieben zu sein.

A. H.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1833.

CLIX.

Commentar über den Brief Pauli an die Galater von Leonhard Usteri, Rector und Professor am Gymnasium zu Bern. Nebst einer Beilage in Beziehung auf Hermann's Programm de Pauli epistolae ad Galatas tribus primis captibus, und einigen Excursen. Zürich bei Orell, Füssli und Compagnie. 1833. XII und 252 S. 8.

Der rühmlich bekannte Verf. dieses Commentars ist uns im September dieses Jahres durch unerwarteten Tod entrissen; zu früh für Wissenschaft und Leben. Im Jahr 1799 geboren, erhielt Usteri seine theologische Bildung zu einer Zeit und unter Lehrern, welche ihn früh über die Einseitigkeit des bisherigen, in sich selbst zerrissenen Standpunkts der theologischen Wissenschaft aufklärten, und ihm sogleich die Richtung zu der tieferen und freieren Behandlungsweise der Theologie gaben, wodurch die neueste Entwicklungsepoche sich auszeichnet. Mit besonderer Vorliebe schloß er sich an die Schleiermacher'sche Richtung an, und suchte die Principien seines großen Lehrers in der kritischen und historisch-dogmatischen Behandlung des N. T. geltend zu machen. Bald hatte er sich einen ehrenvollen Namen in der theologischen Litteratur erworben durch eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen, unter denen, außer unserm Commentar und kleineren Aufsätzen und Recensionen in verschiedenen Zeitschriften, am bekanntesten sind seine „*Comment. crit. qua evang. Joannis genuinum esse ex comparatis IV. Evo. narrationibus de coena ultima et passione J. Chr. ostenditur etc.*“ Zürich 1823.“ und seine vortreffliche „*Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des N. T.*“ Zürich 1824.“ Die letztere Schrift erfreute sich eines so allgemeinen Be-

Jahrb. f. wissensch. Critik. J. 1833. II. Bd.

falls, daß im J. 1832 schon die vierte umgearbeitete Auflage erscheinen konnte. Zugleich beschäftigte sich Usteri, schon von Amtswegen, mit dem Studium der klassischen Philologie, und machte sich auch in dieser Hinsicht durch Bearbeitung einzelner klassischer Werke (Homer, Plutarch) hekannt. Sein Geist war in unbefangener, lebendiger Fortbildung begriffen; rege Thätigkeit, Wahrheitsliebe und ein edler, bescheidener Sinn, der eben sowohl fremdes Verdienst anerkannte, als über die eigene Vollendung freudiges Selbstbewußtsein zeigte, bespelten und leiteten ihn. In seinen letztern Lebensjahren zog ihn besonders die neuere wissenschaftliche Theologie an, welche die Hegel'sche Philosophie zu ihrem Grunde hat. Usteri war auf der einen Seite durch seine frühere Ueberzeugung vorbereitet, auf der andern durch seine Jugend unbefangen und biegsam genug, um diese neue Regung des Geistes nicht gleichgültig bei Seite zu stellen, oder gar ungehört zu verdammen. Zwar konnte er das großartige System nicht sogleich in seinem ganzen Umfange durchdringen, wußte aber die theologische Seite desselben so weit in sich aufzunehmen, daß sein eigener Standpunkt an Tiefe und Unbefangenheit augenscheinlich gewann. Dies zeigte besonders die vierte Auflage seiner Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes. „Was erst dem Ganzen — heißt es dort in der Vorrede p. VI. — die rechte wissenschaftliche Haltung giebt, nämlich die Nachweisung des Allgemeinen im Besondern, des bleibenden Inhaltes in der zeitlichen Form, der Ideen, die den Vorstellungen und Bildern zu Grunde liegen, dies war (in den früheren Auflagen) noch immer zu wenig in's Licht gestellt worden. Die Aufgabe war nämlich nicht die, über die dogmatischen Vorstellungen der Apostel aus dem Standpunkt unserer Vorstellungen Reflexionen anzustellen, und jene etwa einer negativen Kritik durch diese zu unterwerfen, sondern an dem Faden der positiven Einheit der Idee festhaltend, jene subjectiven Formen der

Auffassung als nothwendige Entwicklungsmomente der Idee zu erkennen. Für die biblische Dogmatik, in welcher Exegese und Dogmatik vereint sind, ist dies der einzige wissenschaftliche Standpunkt. Jedem Theile wird dadurch sein Recht gesichert. In der Exegese nämlich haben wir überwiegend die Richtung, die Subjectivität und Individualität der (ursprünglichen) Form zu erkennen, in der Dogmatik suchen wir die Identität und Wahrheit des Inhaltes; die Einheit beider Richtungen mit stetem Bewußtsein ihres Unterschiedes muß also die leitende Idee in der biblischen Dogmatik sein." Hierin ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, worin nach der Absicht des Verfs. der gegenwärtige Commentar zur Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffes stehen sollte. Mit einer gewissen Vorliebe widmete Usteri den Schriften des Paulus einen großen Theil seiner Muße, um diesen in der Entwicklungsgeschichte des christlichen Geistes so bedeutungsvollen Apostel nach allen Seiten zu erkennen und seinen Geist möglichst vollständig aufzufassen. Am nächsten lag ihm der Brief an die Galater, weil er so zu sagen ein Compendium der Lehre des Apostels enthält, mithin seine Erklärung sich unmittelbar an des Verfs. Paul. Lehrbegriff anschloß (Comment. p. V. ff.). Für die Auslegung dieses Briefes war schon manches Treffliche geschehen, besonders in Winer's Commentar; indess fehlte ein Werk, welches tiefer in den Inhalt und Ideenzusammenhang desselben eindrang. Dies letztere machten Usteri, Rückert und Matthies ungefähr gleichzeitig und unabhängig von einander zu ihrer Aufgabe, die beiden erstern in einem vollständigen Commentar, der letztere in einer kürzeren Auslegung, welche hauptsächlich zur Berichtigung des Winer'schen Commentars dienen sollte, weshalb die Darlegung des exegetischen Materials fehlt. Usteri sah es als Haupterforderniß eines brauchbaren Commentars über diesen in mancher Hinsicht schwierigen Brief an, „vorzüglichem Fleiß auf die Entwicklung des Zusammenhanges der Gedanken zu verwenden, ihren raschen Schritten und Uebergängen nachzugehen und sie zu beleuchten, und sodann auch die Einheit und Uebereinstimmung des Gedankeninhalts mit der theils im allgemeinen Geiste des Christenthums, theils in der individuellen Subjectivität begründeten Denkweise des Schriftstellers darzuthun" (p. VII.). Als Vorarbeiten benutzte der Verf. die Auslegungen von Chrysostomus, Theodoret, Oecumenius, Matthäi's Scholasten,

Calvin, Beza, Großus, Clericus, Hammond, Schöttgen, Kypke, Elsner, Chr. Wolf, Weistein, Kläuser, Schmidt, Morus, Rosenmüller, Koppe, Flatt, Vater, Winer, Paulus" (p. X.). An gelehrtem Material ist unser Commentar übertroffen durch Winer's und Rückert's Commentare, namentlich fehlt auch eine Geschichte der Auslegung des Briefes, ein besonderes Verdienst des Winer'schen Commentars; indess hatte Usteri gerade die bedeutendsten Vorgänger herbeigezogen, und war so im Stande, die wesentlichen Momente der Auslegung historisch darzulegen. Auf die letztern, nicht auf die rohe Masse des exegetischen Stoffes, kommt es ja an, und Usteri gebührt das Lob, daß er mit Umsicht und richtigem Takt den historisch-exegetischen Stoff auf eine Weise gewählt und eingeführt hat, welche die selbstständige Lösung der hermeneutischen Aufgabe nie in den Hintergrund treten läßt. Außerdem verdankte der Verf. seinem Freunde und Collegen G. Studer, Professor der griech. Lit. am Berner Gymnasium, die Mittheilung scharfsinniger und trefflicher Bemerkungen, die hie und da in dem Commentar eingeschaltet sind. Auch auf die Kritik des Textes wurde besonderer Fleiß verwandt, namentlich mit Rücksicht auf die Lachmann'sche Textrecension, in welche sich manche Ausleger, welche die historische (diplomatische, recensirende) und die innere (exegetische) Kritik nicht gehörig auseinander halten, immer noch nicht recht finden können. Der Verf. fand Gelegenheit, einige durch Lachmann aufgenommene Lesarten auch durch die innere Kritik zu rechtfertigen; andere dagegen von diesem Standpunkt aus zurückzuweisen. S. z. B. C. 4, 14. 15. C. 5, 14. C. 6, 2. Dagegen C. 3, 1. 23. C. 4, 7. C. 5, 19.

Der Commentar zerfällt in 3 Theile, wozu noch eine Beilage kommt. Der erste Theil (p. 1–6) enthält die allgemeine Uebersicht des Inhalts, um dem Leser einen vorläufigen Totaleindruck des Ganzen zu geben, ohne die einzelnen schwierigen oder streitigen Punkte hervorzuheben, worüber der Leser erst urtheilen soll, nachdem die hermeneutische Aufgabe gelöst ist. Der zweite Theil enthält die Auslegung des Briefes selbst p. 7–215; der dritte die Ergebnisse der Auslegung für die historische Kritik, also Untersuchungen über Verfasser, ursprüngliche Leser, Zeit und Ort der Abfassung, Zweck und Veranlassung des Briefes. — Diese Eintheilung des Ganzen stellt den einfachen Verlauf der hermeneuti-

sehen Thätigkeit dar, wie sie der Ausleger und jeder Leser beim ersten Studium des Briefes vollbringen mußte; der Leser des Commentars soll nochmals denselben Weg durchmachen. Die Eintheilung entspricht den Principien der Schleiermacher'schen Hermeneutik, und ist überhaupt in der Anlage exegetischer Werke zu wünschen, weil dadurch das Anticipiren von Resultaten, die sich erst in der Auslegung ergeben sollen, wegfällt. — Die Beilage p. 228 — 52 enthält zuerst eine Würdigung des Programm von G. Hermann: *De Pauli epistolae ad Galatas tribus primis capitibus*. Lips. 1832. 4. Dasselbe war dem Verf. erst zu Händen gekommen, nachdem der grössere Theil des Commentars bereits gedruckt war; die Beschäftigung eines so grossen Philologen mit Neutestamentlicher Exegese machte es dem Verf. indess zur Pflicht, die wichtigsten Bemerkungen daraus summarisch mitzutheilen und einer bescheidenen, vom theologischen Standpunkte angestellten Kritik zu unterwerfen. Ungeachtet mancher trefflichen Erklärungen Hermann's, besonders der schwierigen Stelle C. 3, 20, war der Vf. dennoch berechtigt den Schluss zu ziehen, „dass die Regeln des klassischen Sprachgebrauchs nur mit der grössten Behutsamkeit auf das N. T. angewandt werden dürfen, und dass, während die Philologen zwar allen Dank verdienen, zuerst den Theologen den rechten Weg der Auslegung gezeigt zu haben und noch immerfort zu zeigen, doch ihnen selbst bisweilen im Einzelnen die genauere Kenntniss des neutestamentlichen Sprachgebrauchs sowohl als Ideenkreises, wie natürlich, weniger bekannt sei“ p. 231. — Sodann enthält die Beilage Berichtigungen, Zusätze und Excurs. Der Excurs zu C. 3, 19 bezieht sich auf die Engellehre, und der Verf. sucht seinen schon früher aufgestellten Satz zu rechtfertigen: es sei unerweislich, dass im apostolischen Zeitalter der Glaube geherrscht habe, die Engel seien nicht nur Mittelpersonen, sondern sogar Urheber der mosaischen Gesetzgebung gewesen. Die Polemik des Verfs. ist gerichtet gegen das neuere wunderliche Werk des Dr. Schultheis: *Engelwelt, Engelgesetz und Engeldienst*, philol. und liter. erörtert und auf die evangelische Gnade und Wahrheit zurückgeführt. Zürich 1833., welches indess nicht genannt ist, um alle Persönlichkeiten zu vermeiden.

Wir werfen nun noch einen Blick auf die Auslegung des Briefs und auf die Resultate, welche der Vf. für die historische Kritik daraus zog. Es versteht sich

wohl von selbst, dass Usteri nach den strengern Anforderungen arbeitete, welche der gegenwärtiger Standpunkt der Neutestamentlichen Grammatik an den Exegeten macht. Er theilt in gedrängter Kürze seine eigenen grammatischen Bemerkungen mit, verweist aber noch öfter auf grammatische Werke, besonders auf Winer's Grammatik. Dabei zeigt er eine vorzügliche Kenntniss des Paulinischen Sprachgebrauchs. Noch mehr Sorgfalt ist auf die Entwicklung des Zusammenhangs und der Vorstellungen des Apostels verwandt. Die letzteren konnten, wegen der beschränkenden Form eines Commentars, nur bis auf einen gewissen Grad und Umfang entwickelt werden; der Verf. verweist dann gewöhnlich auf seine Entwicklung des Paulinischen Lehrbegriffs. Indess machte die Darlegung des Zusammenhangs dem Verf. auch weitere Erörterungen zur Pflicht, zumal, wenn es sich um Entwicklung der verschiedenen Momente der Auffassung handelte, die von frühern Auslegern einseitig dargestellt waren. Der Commentar bietet in dieser Hinsicht vieles Treffliche dar; z. B. C. 2, 19. C. 3, 14. 26. C. 4, 14. 18. C. 5, 14. C. 6, 1. u. a. In vielen einzelnen Auslegungen stimmt Usteri mit Rückert und Matthias überein, ohne dass gerade die Erörterungen und Beweise dieselben wären. Man wird in solchen Fällen meistens finden, dass des Verfs. Entwicklung sich durch grössere Umsicht, Klarheit und Gediegenheit auszeichnet. So lässt er auch manches unentschieden, was keine Entscheidung zulässt. So schliessen z. B. die neuern Ausleger aus dem Ausdruck *τὸ πρότερον* C. 4, 13, dass Paulus bei Abfassung des Briefes schon zwei Mal in Galatien gewesen sei; ohne die Sache selbst leugnen zu wollen, zeigt Usteri durch Parallelstellen, dass jener Schluss übereilt sei, da die Duplicität, welche in *τὸ πρότερον* liegt, auch den Gegensatz der frühern Anwesenheit und gegenwärtigen Abwesenheit bezeichnen kann, cf. Ev. Joh. 6, 62. In den meisten Erklärungen müssen wir dem Verf. beipflichten; zu den weniger gelungenen und wahrscheinlich unrichtigen zählen wir C. 2, 2, wo die Annahme eines Fragesatzes unnötig und gezwungen ist, S. Rückert; C. 3, 17. über die Zahl 430 C. 6, 9. *μὴ ἐκλυόμενοι*, wo die Erklärung „ohne müde zu werden“ wohl geradezu falsch ist; C. 6, 11. über die unförmlichen Buchstaben des Briefs; C. 4, 25 lassen Studer und Usteri das Wort *ἄρα* aus, welches auch in mehreren Auctoritäten fehlt; die Entscheidung

darüber ist in dieser allegorischen Stelle besonders schwierig, indeß möchten wir mit Rückert die recipirte Auslegung festhalten. Andere Einzelheiten übergeln wir, und fügen nur noch eine Bemerkung über die Zahl 430 hinzu C. 3, 17. Man faßt sie gewöhnlich als Ungenauigkeit des Apostels, da der Zeitraum zwischen Abrahams Verheißung und der mosaischen Gesetzgebung 630 Jahre betrug. Vielleicht hat aber der Apostel Rücksicht genommen auf die chronologische Hypothese des *Samarit. Pentat.*, welcher Exod. 12, 40. statt 430 215 Jahre als Dauer des Aufenthalts in Aegypten setzt, wahrscheinlich um die lückenhaften Genealogieen damit in Uebereinstimmung zu bringen. S. Gesenius *de Pent. Samarit.* p. 49. und Rosenmüller's Scholien z. d. St. Diese 215 Jahre zu den 215 Jahren der patriarchalischen Geschichte gerechnet, geben dann die Zahl 430. — Für die höhere theologische Auslegung hat der Verf. im Commentar im Ganzen weniger geleistet, als man erwarten sollte. Selten werden die Vorstellungen des Apostels auf Begriffe und Ideen zurückgeführt, obgleich der Inhalt des Briefes, besonders der großartige Gegensatz von Gesetz und Freiheit hinreichende Gelegenheit dazu darbot. Dieser Mangel erklärt sich indeß aus dem Verhältniß, welches der Verf. diesem Commentar zu seiner Entwicklung des Paul. Lehrbegriffes anwies. Der Commentar sollte vorzugsweise die ganze individuelle Sphäre der Vorstellungen erörtern, und so nur die Eine Seite bilden, die ihre Ergänzung in dem andern Werke hatte.

Bei den allgemeinen historisch-kritischen Untersuchungen über unsern Brief sind nur einzelne Punkte streitig, die ursprünglichen Leser, und noch mehr der Ort und die Zeit der Abfassung. In der erstern Hinsicht bekämpft der Vf. mit Recht die Hypothese, daß der Brief nicht an die eigentlichen Galater, sondern an die angeblich neugalatischen Gemeinden von Derbe, Lystra u. s. w. gerichtet gewesen sei. Der zweite Punkt läßt

sich nur vermuthungsweise bestimmen. Der Apostel Paulus war zweimal in Galatien Act. 16, 6. u. 18, 23. Frühere Kritiker nahmen zur nähern Bestimmung der Abfassungszeit noch 2 Kriterien zu Hilfe: einmal den Ausdruck τὸ πρότερον Gal. 4, 13, woraus man auf einen zweimaligen Besuch des Apostels bei den Galatern schloß, und den Brief deshalb nach Act. 18, 23 setzte; und dann den Umstand, daß der Apostel bei dem Gal. 2. erzählten Auftritt in Antiochien sich nicht auf das apostolische Dekret Act. 15. berufe, weshalb der Brief vor Act. 15. fallen müsse. Der Vf. zeigt die Unhaltbarkeit beider Kriterien, und vermuthet nur im allgemeinen, daß der Brief nach dem zweiten Besuch des Apostels Act. 18. geschrieben sei; so erhalte man einen hinreichenden Zwischenraum zwischen der Stiftung der Gemeinde und der Abfassung des Briefs, um sich die im letztern erwähnten Umstände zu erklären; dazu stimme dann auch, daß Paulus Gal. 4, 20 ff. nichts davon sage, daß er sie bald wieder zu besuchen gedenke. Der wahrscheinliche Ort der Abfassung ist dann Ephesus, wo der Brief um's J. 58 nach Christo geschrieben sein mag. In diesem Resultat stimmt der Vf. mit Hainlein, Hug, Eichhorn, de Wette, Winer u. A. überein. Zum Schluss widerlegt der Vf. noch die Hypothese von Schrader (der Apostel Paulus Th. I.) und Köhler (Versuch über die Abfassungszeit der apostolischen Schriften des N. T. und der Apokalypse Leipzig 1830), wonach der Brief erst später in Rom geschrieben sein soll. Der Willkürliche derselben wird befriedigend aufgezeigt.

Usteri hat auch in diesem Commentar ein schönes Denkmal seines Namens gestiftet, und die Wissenschaft muß seinen Verlust um so schmerzlicher fühlen, da er in der Folge auch andere Paulinische Briefe, sofern ihm Gott Leben und Kräfte schenkte, zu bearbeiten gedachte. Seine Verdienste um die Entwicklung des Paulinischen Geistes werden gewiß in Ehren bleiben! —

Lio. W. Vatke.

Anzeigebblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 1.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben den Geh. Justizrath und Professor Dr. *Mühlenbruch* zu Halle die nachgesuchte Entlassung aus Allerhöchst Dero Diensten zu Michaelis d. J. allergnädigst zu bewilligen geruht.

Der bisherige Prorector des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Professor Dr. *Engelhardt* ist zum Director und ersten Lehrer des Gymnasiums in Danzig ernannt, und durch das vorgesetzte Königl. Ministerium als solcher bestätigt worden.

Se. Majestät der König haben, auf den Antrag des Königl. Ministeriums der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, dem Professor und Herzogl. Altenburgischen Rath, Dr. *Zipser*, zu Neusohl in Ungarn, für die von ihm seit einer Reihe von Jahren für die inländischen Lehranstalten durch Versorgung derselben mit sehr schätzbaren oryctogeognostischen Sammlungen auf eine ausgezeichnete Weise bethätigte Theilnahme, den rothen Adlerorden dritter Klasse allergnädigst zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben den evangelischen Prediger und Professor *Budde* zu Düsseldorf, zum Consistorialrath und außerordentlichem Mitgliede des Rheinischen Provinzial-Consistoriums zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. *Habicht* in Breslau für die Geschenke, welche derselbe der dortigen Central-Bibliothek an Arabischen oder die Arabische Sprache betreffenden Schriften gemacht hat, die große goldene Medaille für Gelehrte und Künstler allergnädigst zu verehren geruht.

Se. Majestät der König haben den Professor *Eduard Gerhard* zum Archäologen beim Königl. Museum in Berlin allergnädigst zu ernennen geruht.

Die bisherigen Privatdocenten Dr. *Ritter* und Dr. *Klausen* in Bonn sind zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Münster Dr. *Stieve* ist zum Director des Gymnasiums zu Recklinghausen gewählt und bestätigt worden.

Des Königs Majestät haben die bisherigen außerordentlichen Professoren in der juristischen Facultät der Universität zu Königsberg, Dr. *Backe* und Dr. v. *Buchholz*, zu ordentlichen Professoren in der gedachten Facultät allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Director des Schullehrer-Seminars zu Potsdam, *Strietz*, zum

Schulrath bei der dortigen Regierung allergnädigst zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Ober-Consistorialrath und Professor der Theologie, Dr. *Augusti* in Bonn, das Prädicat eines Consistorial-Directors zu ertheilen geruht.

Als Privatdocenten haben sich mit Genehmigung des vorgesetzten hohen Ministeriums habilitirt, 1) an der Universität zu Berlin: der Dr. v. *Sommer* für die mathematischen Wissenschaften, der Dr. *Droysen* und der Dr. *Ubrici* für die klassische Philologie, der Dr. *Riedel* für die Geschichte und die Staatswissenschaften, der Dr. *Röer* für die Philosophie und der Dr. *Kugler* für das archäologische Fach; 2) an der Universität zu Königsberg: die Dr. *Rupp* und *Horck* für die philosophische Facultät; 3) an der Akademie zu Münster: der Dr. *Schmetlinck* für das Fach der chemischen Physik und Chemie.

Der Dr. *Trendelenburg* ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der Dr. *Stenzler* in London ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Breslau ernannt worden.

Der außerordentliche Professor Dr. *Ritschl* zu Halle ist in gleicher Eigenschaft und zugleich als Mitdirector des philologischen Seminars nach der Universität zu Breslau versetzt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Simson* in Königsberg ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Directoren und Mitglieder der wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen für das Jahr 1833.

I. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Königsberg in Preussen. Professor *Lobeck*, Director; Geh. Reg. Rath und Professor *Bessel*; Professor *Schubert*; Professor *Olshausen*; Director *Gottbold*; Mitglieder.

II. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Bonn. Professor *Diesterweg*, Director; Professor *Naecke*; Professor *Loebel*; Medic. Rath und Professor *Windischmann*; Ober-Cons. Director und Professor *Augusti*; Professor *Scholz*; Mitglieder.

III. Wissenschaftliche Prüfungs-Commis-

sion zu Münster. Consist. und Schul-Rath *Wagner*, Director; Professor *Grauert*; Professor *Gudermann*; Professor *Esser*; Consist. Rath und Kanonikus *Schmülling*; Mitglieder.

IV. Gemischte Prüfungs-Commissionen zu Greifswald. Professor *Schömann*, Director; Professor *Flecher*; Gymnasial-Director *Breithaupt*; Professor *Barthold*; Mitglieder.

V. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Berlin. Director und Professor *Koepke*, Director; Professor *Lachmann*; Professor *Heinrich Rüter*; Consistorial-Rath *Breschius*; Professor *Dove*; Mitglieder.

VI. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Breslau. Geh. Archiv-Rath und Professor *Stenzel*, Director; Professor *Branniss*; Professor *Scholz*; Domherr und Professor *Rüter*; Collegien am Magdalenen Gymnasio *Held*; Professor *Boehmer*; Mitglieder.

VII. Wissenschaftliche Prüfungs-Commission zu Halle. Professor *Scherk*, Director; Professor *Guerike*; Professor *Leo*; Professor *Bernhardy*; Professor *Rosenkranz*; Mitglieder.

Ministerial-Verfügungen.

Rescript des hohen Ministeriums der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an die sämtlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen:

Das Ministerium macht den Königl. Prüfungs-Commissionen zur Nachachtung hierdurch bekannt, daß nach §. 38. der von des Königs Majestät unter dem 12ten November 1832 allerhöchst vollzogenen Statuten der Akademie zu Münster den Studierenden der Theologie und diejenigen Studierenden, die sich dem Lehrfache auf Gymnasien widmen wollen, die Zeit, welche sie auf der gedachten Akademie seit ihrer Inscription bei der dortigen philosophischen Facultät zugebracht haben, auf die gesetzlichen Studienjahre anzurechnen ist.

Vom Königl. Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ist der nachfolgende Entwurf des Königl. Schul-Kollegiums der Provinz Brandenburg zu einer Verfügung wegen Beaufsichtigung solcher Zöglinge der Gymnasien, welche nicht im elterlichen Hause wohnen, genehmigt und den sämtlichen Königl. Provinzial-Schul-Kollegien mit dem Auftrage abschriftlich zugefertigt worden, unter Berücksichtigung der vorwaltenden provincialen Verhältnisse eine ähnliche Verfügung zu erlassen, jedenfalls aber dafür zu sorgen, daß bei den Gymnasien eine den örtlichen Verhältnissen angemessene Beaufsichtigung solcher Schüler, deren Eltern oder Vormünder nicht am Orte wohnen, stattfindet:

Verfügung des Königl. Schul-Collegiums der Provinz Brandenburg.

§. 1. In Gymnasien und ähnliche höhere Lehranstalten können nur solche junge Leute aufgenommen werden, welche unter der Aufsicht ihrer Eltern, Vormünder oder anderer zur Erziehung junger Leute geeigneter Personen stehen. Schüler, welche ohne geeignete Aufsicht sind, sollen auf Gymnasien und ähnliche Lehranstalten nicht geduldet werden. §. 2. Bei der Aufnahme junger Leute, deren Eltern oder Vormünder nicht am Orte wohnen, haben die Directoren der Gymnasien sich nachweisen zu lassen, auf welche Weise für die Beaufsichtigung derselben gesorgt ist. Halten sie die getroffenen Einrichtungen

nicht für ausreichend, so haben sie dies dem Eltern oder Vormündern zu eröffnen, und darauf zu halten, daß eine anderweitige, dem Zweck entsprechende Einrichtung getroffen werde. §. 3. Ohne Vorwissen des Directors darf kein Schüler in eine anderweitige Aufsicht gegeben werden. §. 4. Der Director ist so berechtigt als verpflichtet, von dem häuslichen Leben auswärtiger Schüler, entweder unmittelbar oder durch Lehrer der Anstalt Kenntniß zu nehmen, und wenn sich hierbei Uebelstände ergeben sollten, auf deren unverzügliche Abstellung zu dringen. §. 5. Findet der Director, daß die Aufsicht, unter welche auswärtige Schüler gestellt worden, unzureichend ist oder daß die Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, der Sittlichkeit nachtheilig sind, so ist er berechtigt und verpflichtet, von den Eltern oder Vormündern eine Aenderung dieser Verhältnisse binnen einer nach den Umständen zu bestimmenden Frist zu verlangen. §. 6. Eltern und Vormünder, welche ihre Söhne oder Pflegebefohlenen Behufs ihrer Aufnahme in ein Gymnasium in Kost und Pflege geben, sind verpflichtet, diese Bestimmungen zu beachten und die Aufsicht ihrer Söhne oder Pflegebefohlenen von selbigen in Kenntniß zu setzen. Es bleibt auch lediglich ihnen überlassen, für den Fall, daß eine Aufhebung des Verhältnisses von der Anstalt verlangt werden möchte, mit den Aufsehern ihrer Kinder und Pflegebefohlenen die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

Wissenschaftliche Institute und Unterrichts-Anstalten.

Vom Königl. Ministerium der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten sind in Gemäßheit einer diesfalsigen allerhöchsten Cabinetsordre die Statuten der Gesellschaft für Pommersche Geschichts- und Alterthumskunde in Stettin bestätigt worden.

Durch eine testamentarische Disposition des verstorbenen Kaufmanns *Zöfel* in Breslau ist dessen schätzbare Mineralien-Sammlung der dortigen Königl. Universität zugewendet worden.

Die von dem Physikus des Nieder-Barnimschen Kreises, Dr. *Nicola* zu Berlin, während seines Aufenthalts in Westphalen gesammelten Mineralien sind, seiner gemeinnützigen Absicht gemäß, nach einem Rescript des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, dem dasigen Königl. Mineralien-Kabinet einverleibt worden.

Der Professor *Rauch* zu Berlin hat dem Königl. Mineralien-Kabinet der dasigen Universität eine Bergkrystalldruse in Cararischem Marmor von seltner Größe und Schönheit zum Geschenk gemacht.

Das Königl. Ministerium der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten hat das Vermächtniß der zu Berlin verstorbenen Wittwe des Seilermeister, Schiffer, gebornen Kerkow, bestätigt, wodurch dieselbe ein Kapital von 6000 Thlr. dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster mit der Bestimmung zugewendet hat, daß von dessen Zinsen unbemittelten Schülern, welche sich dem Studium der protestantischen Theologie widmen wollen, bis zu der Zeit, wo sie das Gymnasium verlassen und zur Universität abgehen, Unterstützungen gewährt werden sollen.

Durch eine Verfügung des Königl. Ministeriums der geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten ist die Schenkung, welche mit einem E. W. unterzeichneten Schreiben dem Verein zur Erziehung sittlich verwahrloster Kinder zu Berlin für die Mädchen der Anstalt desselben zugegangen ist, bestehend in einer vierprocentigen Englischen Obligation über 160 Pf. Sterl., bestätigt worden.

Der hieselbst verstorbene Professor der Botanik, Friedrich Gottlob Hayne, hat nach Abzug einiger Legate für entfernte Verwandte sein Vermögen zu einem Stiftungsfonds testamentlich bestimmt, von dessen Revenuen nach dem Tode seiner noch lebenden Frau, geb. Fischer, bedürftige Töchter verstorbener Professoren der hiesigen Universität, auf ihre Lebenszeit, insofern dieselben sich nicht verheirathen, eine jährliche Unterstützung von 100 Thlr. ausgezahlt erhalten sollen. Mit der Verheirathung hört die Unterstützung auf; die bedürftigern haben den nächsten Anspruch. Diese Stiftung, welche durch allergnädigste Cabinetsordre Sr. Majestät des Königs bestätigt ist, soll mit der Professoren-Wittwen-Versorgungs-Anstalt der hiesigen Universität verbunden und von dieser, jedoch als für sich bestehend, verwaltet werden.

Uebersicht der Elementarschulen im preussischen Staate im Jahr 1831.

Provinzen.	Zahl der Schulen.	Zahl der Schulkinder		Zusammen.	Zahl der Einwohner.	Einwohner auf der □ Meile.
		Knaben.	Mädchen.			
Ost und Westpreußen . . .	3962	158803	163837	322640	2025927	1719
Posen . . .	1384	50077	43395	93472	1056278	1968
Brandenburg . . .	2897	118544	112974	231518	1579939	2161
Pommern . . .	2388	65313	59826	125139	912223	1608
Schlesien . . .	3540	194173	190576	384649	2464414	3322
Sachsen . . .	2710	124825	122916	247741	1449587	3146
Westphalen . . .	1806	106150	102125	208275	1261996	3433
Rheinprovinz . . .	3202	169590	154810	324400	2289596	4767
im ganzen Staat	21789	967476	930459	1917934	13038960	2576

An sämmtlichen Elementarschulen waren im Jahre 1831 angestellt: 22211 Lehrer, 2014 Hilfslehrer und 694 Lehrerinnen; die Gesamtzahl des Lehrpersonals belief sich somit auf 24919. —

Nach den neuesten statistischen Ermittlungen kommen in Europa auf 1000 Menschen 153 Kinder in einem Alter von 6 bis 14 Jahren. Nach Dupin's Angaben (*Forces productives de la France*) kamen in Frankreich auf 1000 Einwohner im Jahr 1826 nur 36 und im Jahr 1828 im Winter 43 und im Sommer nur 21 Schulkinder. — Obiger Uebersicht zufolge kommen im preussischen Staat auf 1000 Einwohner 147 Schulkinder in den Elementarschulen. —

An Mittelschulen bestanden im genannten Jahr im preussischen Staat 481 für Söhne und 349 für Töchter; ausserdem Gymnasien und höhere Realschulen 140. — Bei den Mittelschulen für Söhne waren angestellt 1173 Lehrer und 360 Hilfslehrer; bei den Töcherschulen 538 Lehrer, 299 Lehrerinnen und 471 Hilfslehrer und Hilfslehrerinnen; bei den Gymnasien und höheren Realschulen 1124 Lehrer und 369 Hilfslehrer.

Die Zahl der Schüler in den Mittelschulen betrug 56879, die der Schülerinnen 46596; die Gymnasien und höheren Realschulen wurden besucht von 26041 Schülern. Die Gesamtzahl der Schulbesuchenden in den genannten Unterrichtsanstalten belief sich somit auf 129628. — Da die große Mehrzahl dieser Elementarschulen bestimmten Alter steht, so dürfte sich die Gesamtzahl der schulbesuchenden Kinder des preussischen Staats im Alter von 6 bis 14 Jahren auf mehr als 3 Millionen belaufen.

Bibliographische Berichte.

England.

An neuen Büchern sind erschienen:

Historical Memoirs of the House of Russell; from the time of the Norman Conquest. By J. H. Wiffen. London, 2 Vol. in

8. mit Kupfern (3 L. 2 sh. bei Longman). Das Werk enthält mehrere interessante, bisher noch nicht bekannte Briefe zur Geschichte der Zeit von Heinrich VIII. bis Georg III. *Tours in Upper India.* By Major Archer. London 2 Vol. in 8. *Geology of the South-East of England: containing a comprehensive Sketch of the Geology of Sussex, and of the adjacent parts of Hampshire, Surrey and Kent; with Figures and Descriptions of the extraordinary Fossil Reptiles of Tilgate Forest.* By Gideon Mantell. London, 1 Vol. in 8. (21 sh.) *Astronomical Observations, made at the Observatory of Cambridge, for the Year 1832.* By George Biddell Airy. Cambridge, 1 Vol. 4. (15 sh.) *Historical Account of the Origin and Progress of Astronomy.* By Narrien. London, 1 Vol. in 8. (14 sh.) *Practice of the Criminal Law of Scotland.* By Allison. 2d Volume. London, 8. (18 sh.) *On Field-Fortification.* By Fenwick. 1 Vol. in 8. (6 sh.) Von Dr. Lardner's Cabinet Cyclopaedia ist der 43te Band ausgegeben worden, welcher enthält: *Treatise on Astronomy.* By Sir John F. W. Herschel.

Künftig werden erscheinen:

Von John Carne, dem Verfasser der *Letters from the East: Travels in Switzerland; in a Series of letters.* 1 Vol. 8. (bei H. Colburn.)

Vom Baron Haussez, dem ehemaligen Marine-Minister in Frankreich: *Sketches of Great Britain.*

Sketches of the Court of England etc. By Horace Walpole. Edited by Lord Dover.

Narrative of Voyages to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar. By Capt. W. F. W. Owen. 2 Vol. in 8. with Charts, Maps etc.

The internal structure of fossil vegetables described and illustrated by H. Thomson Maure Wilham.

Frankreich.

Zu Garcia de Tassoy's *Ruikens de la langue hindoustani* (Paris, 1829. 4.) ist jetzt ein *Appendice* erschienen, der Hindostanische Original-Briefe nebst einer französischen Uebersetzung enthält. Die Zeitschrift: *L'Europe littéraire* erscheint vom 1sten Juni ab auch in einer Octav-Ausgabe. Die Redaction hat für ihr Blatt die interessanten Memoiren der verstorbenen Marquise von Crégy an sich gekauft und wird auch in den nächsten Nummern mehrere bisher unedirte Briefe Mirabeau's mittheilen.

Von G. G. Brodow's kleiner Weltgeschichte ist eine französische Uebersetzung erschienen.

Alf. A. L. M. Velpeau, der bekannte Chirurg am *Hôpital de la Pitié*, hat herausgegeben: *Embryologie, ou Zoologie humaine, contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'œuf humain.* Paris, in fol. (25 frs.)

Von Achille Murat ist abermals ein Buch erschienen: *Exposition des principes du gouvernement républicain, tel qu'il a été perfectionné en Amérique.* Paris, in 8.

Das Feld der Geschichte wird in Frankreich noch immer vielfältig angebaut. In den letzten vierzehn Tagen erschienen unter andern: *Histoire de Napoléon, rédigée d'après les papiers d'état, les documents officiels, les mémoires et les notes secrètes de son contemporain; suivie d'un précis sur la famille Bonaparte, et précédée de réflexions générales sur Napoléon.* Par M. P. F. Tissot, membre de l'Académie française. Paris, 2 Vol. in 8. (14 frs.) — *Histoire de France, avec des documents inédits.* Par M. Delandine de St.-Esprit. Tome Ier. Paris, in 8. — *Histoire des révolutions de Madagascar, depuis 1642 jusqu'à nos jours.* Par M. Ackerman, chirurgien-major de la marine. Paris, in 8.

Von der neuen Ausgabe des *Thesaurus graecae Linguae* ab Henrico Stephano, welche Hass, Sinner und Fie besorgen, ist das late Heft des 2ten Bandes fertig geworden.

Von E. Lermier erschienen so eben: *De l'influence de la philosophie du dix-huitième siècle sur la législation et la sociabilité du dix-neuvième.* Paris, in 8. (8 frs.). Die Jahrbücher werden in Kürze ausführlich darüber berichten.

Litterarische Anzeigen.

Bei Ferd. Eismann in Minden ist erschienen:

Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehungswissenschaft und Kunst. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. Oder: Platon's praktische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. 2 Rthlr.

In dieser Schrift erhält das Publikum eine systematische Darstellung von Platon's Lehren auf dem Gebiete der Erziehung, welche bei ihm, weil er die Ethik und Politik noch ungetrennt läßt, nicht allein den Einzelnen von seiner Entstehung bis in sein späteres Lebensalter hinein begleitet, sondern auch das ganze Volk mittelst des Staates zu bilden und seiner Bestimmung entgegen zu führen hat. Daher konnte schon bei ihm die Identität der gesamten Erziehungslehre und der praktischen Philosophie von dem Vf. nachgewiesen werden; so daß die obige Schrift, in welcher übrigens mit Ausnahme der in Form von Anmerkungen und Excursen hinzugefügten Erläuterungen, bloß Platon, unter der genauesten Nachweisung der betreffenden Stellen, redend auftritt, eben so sehr den Philosophen und Staatsmann, als den Pädagogen interessiren wird.

Kapp, Dr. Ernst: Einheit des geschichtlich-geographischen Unterrichts. Mit 1 lithog. Tafel. 8 Ggr. oder 10 Sgr.

Derselbe. Hellas: historische Bilder für den Jugendunterricht. 8 Ggr. oder 10 Sgr.

Derselbe. Leitfaden für den geschichtlich-geographischen Unterricht in den untern Gymnasialklassen, in Real- und Bürgerschulen. 6 Ggr. oder 7½ Sgr.

Neue Verlagsbücher von I. L. Schrag in Nürnberg.

I. In der Jubilate-Messe 1833 ist erschienen:

Antho, E. F., Tabelle über die in Deutschland vorkommenden natürlichen Pflanzenfamilien. 6 Bogen in Folio auf Schreibp. 12 gr. oder 45 kr. oder 15 Sgr.

— Dessen Reagentien-Tabelle, oder tabellarische Uebersicht der gebräuchlicheren Reagentien und der Wirkung, welche dieselben mit den bei der Analyse unorganischer Körper gewöhnlich vorkommenden Stoffen hervorbringen. 6 Bogen in Folio auf Schreibp. 12 gr. oder 45 kr. oder 15 Sgr.

Bluff et Fingerhuth, Compendium Florae Germanicae, Tom. IV. 41 Bogen in 12. 4 Thlr. oder 6 fl.

Es ist damit eine vollständige Flora von Deutschland geliefert. Der Preis der 4 Theile ist 10 Thlr. oder 15 fl.

Buff, H., Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre. Zum Gebrauche bei Vorlesungen, so wie zum Selbstunterricht bearbeitet. Mit 77 eingedruckten Holzschnitten. 24 Bogen in gr. 8. 2 Thlr. 3 gr. oder 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 24 Sgr.

Fleischmann, Fr. L., Bildungshemmungen der Menschen und Thiere. Mit 2 Kupfertafeln. 27 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.

Günther, J. J., physische Geschichte unserer Erde und der vorzüglichsten Länderentdeckungen, seit Colon's bis auf unsere Zeiten, in Briefen an einen Freund. 8. 15 gr. oder 1 fl. oder 18½ Sgr.

Kittel, Dr. M. B., Grundzüge der Anthropologie oder der Lehre von dem Baue und Leben des menschlichen Leibes. 51 Bogen in gr. 8. 3 Thlr. 18 gr. oder 6 fl. 18 kr. oder 3 Thlr. 22½ Sgr.

Meyer, H. v., Tabelle über die Geologie, zur Vereinfachung derselben und zur naturgemäßen Classification der Gesteine. 84 Bogen in Umschlag. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 22½ Sgr.

Nees ab Esenbeck, C. G., Genera et Species Asterearum. Recensuit, descriptionibus et animadversionibus illustravit,

synonyma emendavit. 21 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 18 gr. oder 3 fl. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.

Taciti, C. C., de vita et moribus Cn. Jul. Agricola libellus. Mit Erläuterungen und Exkursen von C. L. Roth. 184 Bogen 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Wallroth, F. G., Flora Cryptogamica Germaniae. Pars II. 12 4 Thlr. oder 6 fl.

Die 2 Theile, 70 Bogen, getrennt von Bluffs Flora, kosten 6 Thlr. oder 9 fl.

II. Bis zur Michaelis-Messe wird folgen:

Antho, E. F., Handwörterbuch der chemisch-pharmaceutischen und pharmakognostischen Nomenklaturen oder Uebersicht aller lateinischen, deutschen und französischen Benennungen der chemisch-pharmaceutischen Praeparate, so wie der im Handel vorkommenden rohen Arzneistoffe, für Aerzte, Apotheker und Drogisten. Med. 8.

Brown, R., vermischte botanische Schriften; in Verbindung mit einigen Freunden ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. G. Nees von Esenbeck. Vter Band, mit 3 Zinktafeln. gr. 8.

Zur Erleichterung des Ankaufs will der Verleger die bisher erschienenen Bände, die aus 160 Druckbogen bestehen, komplett für 6 Thlr. 8 gr. oder 11 fl. 24 kr. oder 6 Thlr. 10 Sgr. erlassen. Der fünfte Band enthält unter andern einen Anhang zu Prodromus Florae novae Hollandiae etc.

Bushner, J. A., Grundriss der Physik, als Vorbereitung zur Chemie, Naturgeschichte und Physiologie. Mit 12 Kupfern und 16 Tabellen. Zweite umgearbeitete Auflage. 8. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr. oder 2 Thlr. 15 Sgr.

Bildet die dritte Lieferung seines Inbegriffs der Pharmacie.

— Dessen Repertorium für die Pharmacie. Vierzigster Band. Zugleich vierter Registerband. 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Preis eines complete Exemplars der 40 Bände ist auf 30 Thlr. oder 54 fl. ermäßigt.

— Dessen Repertorium f. Ph. Vier und vierzigster Band. 21 Bogen in 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Duman, J., Handbuch der angewandten Chemie. Für technische Chemiker, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende überhaupt. Aus dem Französischen mit Zusätzen von G. Alex. und Fried. Engelhart. 15te Lieferung. 10 Bogen. gr. 8. Subsc.-Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 20 Sgr.

Glocker, E. F., mineralogische Jahres-Hefte. Zugleich als fortlaufende Supplemente zu des Verfassers Handbuch der Mineralogie. Erstes Doppelheft für 1831 und 1832. In Umschlag. 8. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr. oder 22½ Sgr.

Thibault, J. T., Anwendung der Linien-Perspektive auf die zeichnenden Künste, aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Chapuis, und übersetzt von A. Reindel. In 4 Lieferungen, mit 54 Kupfertafeln. Royal Quart. Erste Lieferung, im ersten Subsc.-Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

III. Aus dem Frauenhols'schen Verlag angekauft.

Hoffmann, G. Fr., Vegetabilia in Hercyniae Subterraneis collecta iconibus descriptionibus et observationibus illustrata. 20 Bogen Text und 18 fein kolorirte Tafeln. Royal Folio. 1811.

Der frühere Preis dieses Prachtwerkes war 15 Thlr. Da dasselbe wenig im Buchhandel gekommen, und darum in den meisten Bibliotheken noch fehlen dürfte, so ist zur Beförderung des Ankaufs — aber nur bis Ende dieses Jahres — der Preis auf 8 Thlr. herabgesetzt, sodann aber wird der künftige Ladenpreis auf 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr. festgestellt.

Im Verlage der Theising'schen Buchhandlung in Münster ist erschienen:

Baader, Franz, über das Verhalten des Wissens zum Glauben. Aus einem Sendschreiben an Hrn. C. Schläpfer, Privatdocenten an der philos. Fakultät zu Münster. gr. 12. Geheftet 5 Sgr.

Anzeigebblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 2.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. *Lobeck* zu Königsberg das Prädikat eines Geheimen Regierungsraths beizulegen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Oberlehrer *Steiner* an der Gewerbeschule zu Berlin das Prädikat eines Professors beizulegen geruht.

Der Königl. Geheime Medicinalrath Dr. *Trüstedt* ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Fakultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Mausenbrecher* in Bonn ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Bei der juristischen Fakultät der Universität zu Berlin hat sich der Dr. *Otto Goeschel* als Privatdocent habilitirt.

Dem Oberlehrer Dr. *Kapp* am Gymnasio zu Soest ist der Titel eines Prorektors beigelegt worden.

Der Professor der Mathematik an der Universität zu Greifswald Dr. *Fischer* ist am 23sten Mai d. J. in Folge eines Schlagflusses gestorben.

Der Privatdocent und Repetent in der juristischen Fakultät der Universität zu Berlin, Commissionsrath Dr. *Rosberger* ist am 16ten Mai d. J. verstorben.

Zu Halle ist der Professor an der dortigen Universität Dr. *Musmann* am 30sten Juni d. J. verstorben.

Am 30sten Juni starb zu Berlin der wirkliche Geheime Ober-Finanzrath und Direktor im Finanz-Ministerio *Villatme*.

Am 1sten Juli starb ebendasselbst der wirkliche Geheime Rath und Präsident des Ober-Censur-Kollegii, Karl Georg von *Raumer*. (Vergl. über ihn: Gelehrtes Berlin im J. 1826. S. 205.)

Am 21sten Juli starb ebendasselbst der Gehelmte Hofrath Dr. med. *Jeremias Wolff*, 75 Jahr alt.

Im Juli starb Lord *Dover*, der Verf. des auch ins Französische übersetzten trefflichen Werkes: *the life of Frederick 2d., King of Prussia*.

Am 10ten Juli starb zu Prag der Professor der Physik am dortigen polytechn. Institut, Johann Joseph *Steinmann*.

Am 14ten Juli starb zu Amsterdam der berühmte Arzt *q. Roy*, im 83sten Jahre seines Alters.

Am demselben Tage ebendasselbst der Holländische Dichter *Barbaas*, im 68ten Jahre seines Alters.

Seine Majestät der König haben dem Hauptmann Dr. *Moritz Meyer* für sein Werk: *Vorlesungen über Artillerie-Technik*, 2 Thle., die goldene Medaille für Künstler und Gelehrte zu verleihen geruht.

Am 24sten Juli beging der berühmte Veteran der medicinischen Wissenschaften, der Königl. erste Leibarzt, Staatsrath und Professor Dr. *Christoph Wilhelm Hufeland* sein 50jähriges Doktor-Jubiläum, bei welcher feierlichen Gelegenheit ihm von Sr. Majestät dem Könige der ratho Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub verliehen wurde.

Se. Majestät der Kaiser von Rußland haben dem Chemiker *Berzelius* den St. Annen-Orden 2ter Klasse zu verleihen geruht.

Am 16ten Juli feierte der hochverdiente Arzt, der Königl. Stohische Leibmedikus, Hof- und Medicinalrath Dr. *Johann August Wilhelm Hedentus* sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei ihm von Sr. Königl. Majestät von Sachsen ein prächtiger Ring verehrt wurde.

Wissenschaftliche Institute.

Der im September 1832 verstorbene Pastor *Wilde* zu *Schlauke* hat die Universität zu *Greifswald* zur Universalerbin seines aus 12500 Thaler Geld und einigen Grundstücken und Mobilien bestehenden Vermögens mit der Bestimmung eingesetzt, daß die Zinsen dieses Vermögens namentlich zur Vermehrung der Universitäts-Bibliothek verwendet werden sollen.

Die öffentliche Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 4ten Juli zur Gedächtnisfeier von Leibnitz, eröffnete der erste Sekretär der physikalisch-mathematischen Klasse Herr Erman und las die Gedächtnis-Rede auf den verstorbenen Mitglied, Herrn Seebeck. Zu Korrespondenten der Akademie wurden ernannt die Herren *Farraday* in London, *Liebig* in Gießen, *Neumann* in Königsberg und *Wöhler* in Kassel für die physikalisch-mathematische Klasse, und Herr *Marguis de Chambray* in Paris für die philosophisch-historische Klasse. Die physikalisch-mathematische Klasse hatte im Jahre 1831 für das Jahr 1833 die Preisfrage gestellt: *welche sind die wesentlichen Unterschiede der verschiedenen Kohäsions-Zustände?* Eine mit dem Wahlspruch: *errare humanum est* eingegangene Ab-

handlung genügt nicht, da sie weder neue Thatsachen bringend, noch neue Ansichten eröffnend, den fraglichen Gegenstand in ein fast noch unbefriedigenderes Schweben zwischen Empirie und Spekulation versetzt, als es ohnedies war. Eine zweite Schrift mit dem Motto: *non videtur totum si totum fieri non potest*, konnte den Stand der Dinge nicht konkurriren, weil die nach Ablauf des streng einzuhaltenden Terms einlief. Als eine klare und ziemlich vollständige Zusammenstellung alles über diesen Gegenstand bereits bekannten hätte sie Anerkennung verdient, doch hätte der Mangel eigenthümlicher empirischer Forschung nicht unbemerkt bleiben können. Zu dem durch Legate gestifteten Preise für Oekonomie und Agronomie war der Gegenstand: „Darstellung der Veränderungen, welche die Pflanzen beim Uebergang in Torf erleiden.“ Eingegangen ist eine Schrift mit dem Wahlspruch: *non verbis sed factis*. Sie löst die Frage nicht in ihrem ganzen Umfange, so daß für den Prozeß der Torfbildung aus Pflanzen eine ganz allgemeine Form des Chemismus dieser Metamorphose festgesetzt wäre; doch giebt der Verfasser eine schätzbare Approximation hien, indem er einzelne Pflanzen vor und nach der Torfbildung analysirt, woran sich vortheilhaftende Schlüsse anknüpfen lassen. Einiges ließe sich allerdings gegen das Detail dieser an sich guten Analysen einwenden, so wie gegen einige Hülfsypothesen des Verfassers, namentlich gegen die postulierte Mitwirkung des Gefrierens durch Bereisung der Humussäure, da eines Theils diese Zersetzung nicht erwiesen ist, andere Theils Torfbildung stattdes in Ländern, wo der Boden nie gefriert. Da jedoch diese Arbeit viele mit Umsicht und Sachkenntnis durchgeführte Untersuchungen enthält, namentlich eine künstliche Bereitung von Torf, und da der Erfinder seine Stiftung eher bestimmte, im Allgemeinen die auf Agronomie gerichtete sehr wissenschaftliche Forschung zu beleben, als daß er streng erschöpfende Lösung einzelner Probleme gefordert hätte, so glaubt die Akademie in diesen Sinn einzugehen, wenn sie dem Verfasser den Werth des Preises zuzagt, als Anerkennung seiner realen Verdienste um die Sache, als gebührende Entschädigung für nicht geringe und nicht erfolglose Arbeiten, und in der Hoffnung, daß wenn der Herr Verfasser diese Abhandlung dem Publico darbringt, sie auch ohne das Prädikat einer ganz unbedingt gekrönten Preisschrift, belehrend und anregend wirken werde. Der eröffnete Zettel enthielt den Namen des Herrn Dr. A. F. Wiegmann, Professor in Braunschweig. Die philosophisch-historische Klasse bringt für das Jahr 1835 die Preistrage: Aus den über das Alexandrinische Museum vorhandenen sehr fragmentarischen Nachrichten mit Hülfe einer kritischen Kombination ein Ganzes zusammenzustellen, das eine anschauliche Idee von dem Zweck, der Organisation, den Leistungen und den Schicksalen dieser berühmten Anstalt gewähre. Die Abhandlungen müssen namenlos eingewendet werden, aber mit einem Motto überschrieben, welches auch ein versiegelter Zettel führt, welcher den Namen des Verfassers enthält. Der späteste und ausschließende Einsendungstag ist der 31ste März 1835, und der Preis von 50 Dukaten wird desselben Jahres am Tage der Leibnitz-Feier theilt. Hr. H. Ritter las eine Abhandlung: *Ueber das Verhältniß der Philosophie zum wissenschaftlichen Leben überhaupt.*

Preisaufgabe der Königl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, für das Jahr 1834, in welchem die Gesellschaft die erste 50jährige Epoche ihres öffentlichen Bestandes feiert. Bekannt gemacht im April 1833.

Die zur Analysis gehörige Frage: ob eine allgemeine Auflösung vollständiger literaler Gleichungen, welche von einem höhern als 4. Grade sind, mittelst eines endlichen Ausdruckes möglich sei, muß man noch immer als unentschieden betrachten. Denn einerseits sind die meisten der bisher erschienenen Versuche einer solchen Auflösung allgemein als mislungen anerkannt worden, andererseits aber läßt sich auch der neuerlich von *Buffini* gelieferte Beweis, daß eine solche Formel un-

möglich sei, nicht für befriedigend erachten. Gewiß ist es ein Uebelstand, daß man bei so vielen glücklich bei Schwierigkeiten in diesem Gebiete der reinen Mathematik selbst nachdem der so lange vergeblich gesuchte Beweis Satzes von der Zerlegbarkeit jeder ganzen rationalen Potenz in 4. Grade in eine einfache Formel gelangt, die von Scharrmann erfunden, und so echt elementarisch geführt ist, — über die obige Frage allein noch so im Dunkel stehen. Die Gesellschaft wünscht also, daß man nach vor-schickter kurzen und kritischen Würdigung einiger auf die Aufgabe sich beziehender Schriften, und namentlich „*Analyse des Equations déterminées, par M. Fourier*“, die Beiden leiste: „entweder auf eine vollkommen strenge Weise, daß nicht möglich sei, den Werth der Unbekannten einer vollständigen literalen Gleichung, die eines höhern als 4. Grades ist, durch einen geschlossenen Ausdruck stellen; oder man soll im Gegentheil eine dergleichen angeben, oder doch ihre Möglichkeit darthun.“

Der Preis für die beste Bearbeitung dieser Aufgabe ist 50 Dukaten in Gold nebst 250 Exemplaren von dem ersten der Gesellschaft gedruckten gekrönten Preisschrift, in deutscher, lateinischer, französischer oder italienischer Sprache verfaßten Aufsätze der Herren Konkurrenten müssen einer Tremblen Hand leserlich geschrieben, mit einem davor mit einem dasselbe Motto führenden, den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel vor Ende des Jahres 1834 an den unterzeichneten Sekretär der K. Gesellschaft frei eingesendet werden.

Die versiegelten Zettel jener Bewerber, die den Preis erhalten, werden verbrannt, die Handschriften aber gegen den Einsender nach dem Motto zurückgestellt.

Prag, den 25. April 1833.

Dr. Mathias Koller
v. Jawlkenstein,
Sekretär d. K. G. d. W.

Litterarisches.

R u g e.

Nicht ungerügt kann der Unterzeichnete die Zuversichtlichkeit des Hrn. Prof. W. e i s s e in Leipzig hingehen lassen, welcher nach wiederholten Malen öffentlich hingeworfen, die in den ersten der Hegel'schen Werke aufgenommene Abhandlung „Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt“ nicht von Hegel, sondern von Schelling. Glaubt Hr. W., daß Schelling schweigen würde, wenn man ihm seine Schriften als Werk eines Anderen abdruckte? Ehe Hr. W. so etwas in die Welt hineinspricht, hätte er doch Erkundigung bei dem einzeln sollen, dessen litterarisches Eigenthum so vertheidigt er unbedenklicher Weise übernimmt. Nicht ohne die unwiderleglichen äußersten Beweise ist diese Abhandlung als ein Werk Hegels abgedruckt worden. Es ist also eine ganz aus der gegriffenen Behauptung des Hrn. W., daß der Herausgeber nur nach inneren Gründen der Kritik entscheiden konnte. Wenn diese aber selbst betrifft, so sind sie in der That unabweislich. Und Hr. W., der doch mit beiden Philosophien vertraut zu sein vorgiebt, bekundet einen großen Mangel an Takte, wenn er lange über die Autorschaft in Ungeissen bleiben konnte, und nicht Schritt vor Schritt in diesem Satze, ungeachtet einer scheinbaren Annäherung an Schelling Hegel'schen Periodenbau und Gedankengang wiederfindet.

Michelt.

Bibliographische Berichte.

Deutschland.

Der Hofrath Dr. Förster zu Berlin, welcher bereits in mehreren Jahren in seiner Jugendgeschichte Friedrichs II. d.

Charakteristik der Regierung und der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. gab, ist damit beschäftigt, jene frühere Skizze weiter auszuführen und eine nach Möglichkeit vollständige *Regierungsgeschichte* und *Lebensgeschichte* Friedrich Wilhelms I. zu bearbeiten. Um diesen Zweck zu erreichen, spricht der Hr. Verf., welcher zufolge einer von der Verlagshandlung ausgegebenen Anzeige sich bereits im Besitz eines reichhaltigen historischen Materials befindet, die angelegentlichste Bitte aus, ihm auch aus Familien-Archiven und Privatsammlungen Mittheilungen für sein Werk zugehen zu lassen. Der Umfang desselben ist auf zwei Bände in gr. Oktav, wovon der erste noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, bestimmt. Beide Bände sollen gegen 60 Bogen in gr. Oktav enthalten. Subscriptionspreis auf feinem Papier 4 Thlr., auf weißem Druckpapier 2 Thlr. 25 Sgr.

Der Hr. Prof. Dr. *Swahl* zu Bonn wird „*Nestor's Chronik*“ nach der laurenischen Handschrift *Slawonisch* und *Deutsch*, nebst angefügten erläuternden Wort- und Sach-Erklärungen und einer Völkerkarte von Rußland im 9ten Jahrhundert, herausgeben und ladet in einer ausführlichen Anzeige zur Subscription auf dieses wichtige Werk ein. Der Subscriptionspreis ist auf 2 Thlr. und der Ladenpreis auf 3 Thlr. festgesetzt.

Der historische Verein zu Bamberg läßt jetzt einen Abdruck der Erlanger Pergamenthandschrift des *Kenners* von Hugo von Trimberg, vom Jahre 1347, besorgen, von welchem bereits drei Bogen ausgegeben sind.

Belgien.

Neu erschienen: *Principes de Logique, suivis de l'Histoire et de la Bibliographie de cette Science. Par le Baron de Reiffenberg.* Bruxelles, 1833. Haumann et C.

England.

Neu erschienene Bücher:

- Narrative of the Expedition to Portugal in 1832, under the orders of his Imperial Majesty Don Pedro, Duke of Braganza. By G. Lloyd Hodges, Esq. late Colonel in the service of her most faithful Majesty the Queen of Portugal.* London, 2 Vol. in 4. (21 sh.)
- Miss Aikin's Memoirs of Charles the First.* London, 2 Vol. in 8. 1 l. 8 sh.
- Fletcher — On the Influence of the Mind on the Health.* London, 8. 12 sh.
- Account of the manufacturing Population of England, its past conditions, moral, social and physical, and the changes which have arisen from the use of Steam Machinery.* By P. Gaskell. London, 8. (9 sh.)
- Sketches of Canada and the United States.* By W. L. Mackenzie, Member of the legislative Assembly of Upper Canada. London, 8. (10 sh.)
- Narrative of two Expeditions into the Interior of Southern Australia, made by order of Government during the Years 1828, 1829, 1830 and 1831; with Observations on the Soil, Climate, and general resources of the Colony of New South Wales; a description of the country that was explored, and of the several streams that were discovered, including the Darling, the Murray, and the Lindsey; also, an account of the inhabitants, interspersed with numerous interesting anecdotes; the whole replete with the most valuable and general information.* By Capt. C. Stuart. Illustrated with a large Map and beautiful Plates. London, 2 Vol. in 8.
- Sketches of the Court of England. Comprised in a Correspondance with Sir Horace Mann, by Horace Walpole.* Now first published from the Originals in the possession of Lord Waldegrave. Edited by Lord Dover. London, 3 Vol. in 8.
- Warpage of the British Empire; exhibiting its present state, and deducing the existing Descents from the ancient Nobility of England, Scotland, and Ireland.* 2 Vol. in 8. (1 l. 16 sh.)

Tropical Agriculture; a practical Treatise on the Cultivation and Management of various Productions suited to tropical Climates. By G. R. Porter. With numerous highly finished botanical plates. London, 8. (1 l. 3 sh.)

Turkey and its Resources; its Municipal Organization and Free Trade; the State and Prospects of English Commerce in the East. The New Administration of Greece, its Revenue and National Possessions. By David Urquhart. London, 8.

Miller, on Typhus Fever. London, 8. (5 sh.)

Transactions of the Provincial Medical Association. London, 8. (12 sh.)

Sir J. P. Smith's physiological and systematic Botany, by Hooker. London, in 8. (16 sh.)

Roscoe's Life of the late William Roscoe. London, 2 Vol. 8. (1 l. 10 sh.)

Memoirs of Mrs. Inchbald. Including her Correspondence with celebrated Persons, together with several dramatic Pieces now first published from the originals. By James Boswell, Esq. London, 2 Vol. in 8.

Das im vorigen Berichte zum Erscheinen angekündigte Werk des Capt. Owen ist nun heraustrgekommen.

Neue Romane: The Headsman of Berne, by J. F. Cooper. 3 Vol. — *England and the English,* by E. L. Bulwer. 2 Vol.

— *Eden Erskine, or, the Traveller,* by John Galt. 3 Vol. — *Gale Middleton,* by Horace Smith. 3 Vol.

Die so eben erschienene No. XXIII. des *Foreign Quarterly Review* enthält Recensionen folgender Deutschen Bücher: *Goethe's* nachgelassene Werke. Bd. 1—5. — Die Poesie der Troubadours und Leben und Werke der Troubadours von F. Diez. — *Wolffg. Menzel's* Reise nach Oesterreich im Sommer 1831. — *Sämmtliche Schriften von A. v. Trösch.* — *Reizsch Umriss zu Schillers Lied von der Glöcke.*

Frankreich.

Neue Bücher:

- Histoire des duchés de Lorraine et de Bar, et des trois évêchés (Meurthe, Meuse, Moselle, Vosges).* Par E. A. Huguier. Tome 1er. in 8. Nancy.
- Conséquences du système de cour diable sous François 1er., contenant l'histoire politique des grands officiers de la maison et couronne de France; des dignités de la cour, et du système nobiliaire depuis François 1er.* Par P. L. Bocheron. in 8. Paris.
- Mémoires du Maréchal Ney, duc d'Elchingen, prince de la Moskowa, publiés par sa famille.* Tomes 1. 2. in 8., avec 2 cartes. Paris. (16 fr.)
- De la Vendée militaire, avec cartes et plans.* Par un Officier supérieur. Livre premier. Statistique et historique in 8. avec 5 cartes et 1 tableau. Paris. (5 fr.)
- Lettres de Napoléon à Josephine, pendant la première campagne d'Italie, le consulat et l'empire, et lettres de Josephine à Napoléon et à sa fille.* 2 Vol. in 8. Paris. (15 fr.)
- Machiavel, son génie et ses erreurs.* Par A. F. Artaud. 2 Vol. in 8. Paris. (20 fr.)
- Histoire du prix fondé par le comte de Volney, pour la transcription universelle des langues, en lettres européennes régulièrement organisées, et pour l'étude philosophique des langues; contenant: 1. l'examen critique du système des transcriptions de Volney etc., etc.* Par M. de Brjéne. Paris in 4. mit 4 Kupfern.
- Lettres écrites d'Egypte et de Nubie, en 1828 et 1829.* Par Champollion le jeune. Collection complète, accompagnée de trois Mémoires inédits et planches. in 8. avec 6 pl. Paris. (8 fr.)
- Voyage de découvertes de la corvette l'Astrolabe, exécuté pendant les années 1826, 1827, 1828 et 1829, sous le commandement de M. Jules Dumont d'Urville. Observations astronomiques, météorologiques et de physique.* (Publié par le ministre de la marine.) in 4. Paris
- La Grande-Bretagne en 1832.* Par M. le Baron de Haussmann, dernier ministre de la marine sous le Roi Charles X. 2 Vol. in 8. Paris. (15 fr.)
- Souvenirs de Choléra, en 1832.* Par M. Hallé, médecin en chef de l'Hôtel-Dieu. in 8. Paris. (3 fr. 50 c.)
- Nouvel Aperçu sur la physiologie du foie, et les usages de la bile:*

- de la digestion considérée en général. Par Benjamin Voisin. in 4. Paris. (3 fr. 50 c.)
- Essai sur l'étude de l'homme considéré sous le double point de vue, de la vie animale et de la vie intellectuelle. Par Ph. Dufour. 2 Vol. in 8. Paris. (12 fr.)
- Etudes des passions appliquées aux beaux-arts. Par J. B. Deleure. in 8. Paris. (7 fr.)
- Physiologie de l'homme aliéné, appliquée à l'analyse de l'homme social. Par Scipion Pinel. in 8. Paris. (6 fr.)
- Traité complet d'anatomie chirurgicale, générale et topographique du corps humain, ou Anatomie considérée dans ses rapports avec la pathologie chirurgicale et la médecine opératoire. Deuxième édition, entièrement refondue et augmentée, en particulier, de tout ce qui concerne l'anatomie générale. Par Alf. A. L. M. Velpéau. 2 Vol. in 8. avec un atlas in 4. Paris. (25 fr.)
- Synonymia insectorum, oder Versuch einer Synonymie aller mir bisher bekannten Insekten. Von C. J. Schoenherr. Erster Band: Eleutherata oder Käfer. Viertes Theil: Fam. Curculionides. in 8. Paris. (9 fr.)
- Mélanges et correspondances d'économie politique. Ouvrage posthume de J. B. Say; publié par Charles Comte, son gendre. in 8. Paris. (7 fr. 50 c.)
- Leçons d'algèbre. Par Lefebure de Fourcy. in 8. Paris. (7 fr. 50 c.)
- Questions sur l'Astronomie, suivies de la proposition d'un nouveau système. Par J. P. Anquetil. in 8. avec 2 pl. Paris. (3 fr.)
- Zugleich ist auch eine Ausgabe in englischer Sprache erschienen.
- Traité de Chimie appliquée aux arts. Par M. Dumas. Tom. 4. in 8, avec la troisième, et quatrième livraison de l'Atlas in 4. Paris.
- Almanach royal et national pour l'an 1833. in 8. Paris. (10 fr.)
- Von F. Cousin *Fragments philosophiques* ist die zweite Ausgabe erschienen. (8 fr.)
- Künftig werden erscheinen:
- Synglousse européenne, ou étude comparative des quinze principales langues de l'Europe, considérées dans leurs rapports entre elles et avec la langue sanscrite de l'Inde. Par J. G. Eichhoff.
- Histoire de la Révolution française depuis 1814 jusqu'en 1834, par J. A. Dulaure, auteur de l'histoire de Paris. 4 Vol. in 8.
- Notices et extraits des Manuscrits italiens de la Bibliothèque du roi, par M. le docteur Marsand, professeur émérite de l'université de Padoue.
- Mémoires sur les quinze années de la restauration en France. 8 Vol. (Werden zu London gedruckt. Der Verf. soll mit mehreren hohen Personen in näherer Verbindung gestanden haben.)
- R u s s l a n d.
- Im nächsten Jahre wird ein Wörterbuch der mongolischen Sprache, mit russischer und deutscher Erklärung, vom Professor Schmidt in Petersburg erscheinen.

Literarische Anzeigen.

Bei Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und daselbst und in allen andern Buchhandlungen zu haben:

Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-äugen-ärztliche Institut der Universität zu Berlin, abgestattet vom Director der genannten Anstalt Dr. C. F. v. Graefe. 16te Folge, 1832. gr. 4. nebst 2 Kupfertafeln. 20 Sgr.

Dieser Bericht ist, abgerechnet die Nachrichten, welche er über die Wirksamkeit der Anstalt als Lehr- und Heilinstitut giebt, noch besonders wichtig durch die in demselben enthaltenen Mittheilungen über das neuere Ligaturwerkzeug und dessen Gebrauchsart. Derselbe enthält eine gedrängte Anweisung, wie das fragliche Instrument zur Heilung von veralteten Fisteln, zur Entfernung von großen Gewächsen auf der Oberfläche des Körpers, zu Abbindungen von in den Höhlen des Körpers befindlichen Polypen, zur Ligatur größerer Arterien bei Pulsader-

geschwülsten, und zur Tilgung mehrerer anderen Krankheiten benutzt werden kann. Auch enthält derselbe Nachrichten über die neuesten Versuche mit der *Aqua Binelli*, über die Gefäß-Torsion, über die Resultate der Anwendung des schwefelsauren Chins, und der Cocconsöl-Seife.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Königreichs Sachsen. Aus staatsrechtlichem und politischem Gesichtspunkte. Von Prof. Friedr. Bülow, Erster Theil. Verfassung und Verfassungsrecht. gr. 8. weiß Druckp. 1½ Thlr.

Ein sächsisches Staatsrecht und mehr als ein solches ist es, was hier geboten wird. Denn nicht bloß Rechte und Pflichten werden entwickelt, sondern auch Einrichtungen geschildert und gewürdigt. So dürfte dieses Werk eben so für den sächsischen Staatsbürger unentbehrlich, wie für den Nichtsachsen anziehend und lehrreich seyn.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes noch um den Subscriptionspreis zu beziehen:

Krug (Wilhelm Traugott),

Encyclopädisch-philosophisches Lexikon, oder Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben.

Zweite, verbesserte und vermehrte, Auflage. In vier Bänden. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 55½ und 60½ Bogen auf gutem Druckp. Jeder Band im Subscriptionspreise 2½ Thlr.

Ferner erschien in meinem Verlage:

Matthia (August),

Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 13½ Bogen auf gutem Druckpapier. ½ Thlr.

Die sich rasch folgenden neuen Auflagen und die Einführung dieses Lehrbuchs in mehreren Lehranstalten sprechen wol am besten für den Werth und die Zweckmäßigkeit desselben.

Leipzig, im Juli 1833.

F. A. Brockhaus.

In der Schnuphaschen Buchhandlung in Altenburg sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

A. Matthiae, vermischte Schriften in lateinischer und deutscher Sprache. gr. 8. (20½ B.) 1 Thlr.

F. C. F. Hauschildt, *Carmina omnia*. gr. 8. brosch. (6 B.) ½ Thlr.

Wichtiges Werk für Staatsbeamte und Juristen:

Die Juden im Preussischen Staate.

Eine geschichtliche Darstellung der politischen, bürgerlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Juden in Preußen, nach den verschiedenen Landestheilen

von

C. F. Koch,

Königl. Preuss. Ober-Landesgerichts-Assessor und Director des Land- und Stadtgerichts zu Calm.

gr. 8. 1833. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

zu haben in allen Buchhandlungen.

Die in verschiedenen literarischen Blättern enthaltenen höchst günstigen Recensionen sprechen für den Werth dieses Werkes.

A. Baumann in Marienwerder.

Anzeigebblatt

z u d e n

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 3.

Personal - Chronik.

Der bisherige Privatdocent in der medicinischen Fakultät der Berliner Universität, Dr. *d'Alton*, ist zum außerordentlichen Professor in dieser Fakultät ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Professor der Theologie an der Leipziger Universität, Dr. *Hahn*, zum ordentl. Professor in der evangel. theolog. Fakultät der Universität, und zum evangel. Konsistorialrath im Konsistorio zu Breslau zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentl. Professor bei der Berliner Universität, Dr. von *Schlechtendal*, zum ordentl. Professor der Botanik in der philosoph. Fakultät der Universität zu Halle, und zugleich zum Direktor des dasigen botanischen Gartens zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor an der Universität zu Halle, Dr. *Rosenkranz*, zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentl. Professor in der evangel. theolog. Fakultät der Universität zu Bonn, Dr. *Rheinwald*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den ordentl. Professor in der philosoph. Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *Weber*, zum Geheimen Hofrath zu ernennen geruht.

Der bisherige Kaplan an der katholischen Kirche zu Braunsberg, *Arent*, ist zum Direktor des Schullehrer-Seminars daselbst ernannt worden.

Des Königs Majestät haben dem Pfarrer *Bausch* in Koblenz ein vakantes Ehren-Kanonikat bei der Kathedral-Kirche zu Trier zu verleihen geruht.

Se. Majestät der König haben dem evangelischen Bischof Dr. *Drüske* zu Magdeburg, dem Superintendenten, Oberprediger *Boysen* zu Ermsleben, dem Prediger *Schieferdecker* zu Jeserich, im Regierungsbez. Potsdam, dem Prediger *Behrends* zu Hackenstädt im Regierungsbez. Magdeburg, und dem bei der Universität zu Berlin angestellten Registrator *Wernicke* den rothen Adlerorden 4ter Klasse, ferner dem Schullehrer *Kropf* zu Geisfeld, im Regierungsbez. Trier, dem kathol. Schullehrer *Bürgel* zu Liebau, im Regierungsbez. Liegnitz, und dem Kantor und Schullehrer *Reimann* zu Güntersbagen,

Grünberg'schen Kreises, das Allgemeine Ehrenzeichen zu verleihen geruht.

Die Herren *Ampère* der jüngere und *Rossi* (aus Genf) haben die durch den Tod der Herren *Andrieux* und *Say* erledigten Professuren am Collège de France zu Paris erhalten.

Seine Heiligkeit der Papst haben den Sekretär der Propaganda, Mons. Angelo *May* als Präsident der Studien des Collegio Urbano zu Rom bestätigt.

Am 1sten August starb zu Berlin der pensionirte Königl. Geheimé Ober-Baurath *Roths*, 75 Jahr alt. Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Beiträge zur Maschinenbaukunde“ (2 Hefte, fol. Berlin, 1827 ff.) bekannt gemacht.

An demselben Tage starb zu Halle der zeitige Dekan und Senior der theologischen Fakultät der dortigen Universität, Dr. *Michael Weber*, 78 Jahr alt.

Am 28sten Juli starb zu London der edle Menschenfreund, Wm. *Wilberforce*, 74 Jahr alt.

Im Juli starb zu Paris J. *Henri Lasalle*, Mitredakteur der Revue encyclopédique seit deren Entstehen (1819) und Verfasser mehrerer staatswirthschaftlichen Schriften (s. J. M. Quérard, la France littéraire, Tom. IV. p. 579. 580.), in seinem 74sten Jahre.

Ministerial-Verordnungen.

Verordnung des Königl. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 16ten Mai d. J.

Es sind hin und wieder an Geistliche und auch an Lehrer bei Gymnasien, Schullehrer-Seminarien, höhern und allgemeinen Stadtschulen, Heiraths-Konsense erteilt worden, ohne daß die betreffenden Geistlichen und Lehrer das nöthige Versprechen zur Erfüllung der ihnen nach den Bestimmungen der Allerhöchsten Kabinetts-Ordres vom 10ten December 1816 und 17ten April 1820 unbedingt obliegenden Verpflichtung zum Beitritt zur allgemeinen Wittwen-Verpflegungsanstalt abgegeben haben. Das Ministerium findet sich daher veranlaßt, die Königliche

Regierung hienit aufzufordern, hinführe in keinem Falle den Heiraths-Konsens ohne jenes bindende Versprechen, welches bei Nachsuchung des Konsenses jedesmal erforderlich ist, zu ertheilen, auch hierachst gehörig darauf zu halten, daß die Pensionversicherung wirklich erfolge.

Es ist ferner auch häufig der Fall vorgekommen, daß Pfarrer die Trauung verrichtet haben, ohne erst nach dem nöthigen Heiraths-Konsens zu fragen und sich solchen vorlegen zu lassen. Die Königliche Regierung hat demnach zur Vermeidung weiterer derartiger Mißgriffe durch ihr Amtsblatt noch besonders bekannt zu machen, daß und welche gesetzliche Verpflichtung für Geistliche und Lehrer an Gymnasien, Seminarien und höheren Stadtschulen hinsichtlich des Beitrittes zur allgemeinen Wittwen-Verpflegungsanstalt nach den obgedachten Allerhöchsten Kabinetts-Ordres besteht, wie der Heiraths-Konsens nicht ohne das Versprechen zur Erfüllung jener Verpflichtung ertheilt wird, und daß der kopulirende Geistliche die Trauung nicht verrichten darf, ohne sich erst von erfolgter Ertheilung des Heiraths-Konsenses durch Einsicht desselben überzeugt zu haben.

Wissenschaftliche Institute.

Am 12ten Juli, dem wiederkehrenden Stiftungstage der Universität zu Halle, legte in der Versammlung des akademischen Senats, der seitherige Prorektor, Professor Dr. *Pernice*, sein Amt nieder, trat aber dasselbe, von Neuem zum Prorektor für das Universitätsjahr 1833 bis 1834 gewählt, sofort wieder an, nachdem er dem Senat die übliche Rechenschaft über seine beendigte Amtsführung abgelegt. Es ergab sich aus derselben, daß die beim Antritt seines Prorektorats durch die auf Stadt und Land lastende Cholera bedeutend verminderte Anzahl der Studirenden, seit Ostern dieses Jahres, erfreulich wieder zugenommen, indem die Zahl der hier von ihm immatrikulirten auf 236 gestiegen, so daß gegenwärtig die Gesamtzahl aller sich auf 888 beläuft, wovon 548 der theologischen, 181 der juristischen, 62 der medicinischen und 77 der philosophischen Fakultät angehören. — Nicht ein einziger Student ist im Laufe des vergangenen Universitätsjahres mit der Strafe der Relegation belegt worden.

Am 8ten August hielt die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung, in der Herr *Kant* eine Vorlesung über die letzte Wiederkehr des Kometen von Pons hielt, und Herr *Ranke* den ersten Abschnitt einer Abhandlung zur Geschichte der Italienischen Poesie — zunächst über eine bisher noch unbekannte Fortsetzung der *Reali di Francis* — las.

Literarisches.

Oeffentlicher Wunsch.

Von Göschel's „Zerstreuten Blättern aus den Hand- und Hilfsakten eines Juristen“ u. s. w. ist bis jetzt nur der erste Theil erschienen. Daß der Fortsetzung dieses vortheilhaften Werkes von Vielen mit Verlangen entgegengesehen werde, läßt sich zur Ehre des wissenschaftlichen Geistes, der unsere Zeitgenossen belebt, voraussetzen. Solchem Verlangen entgegen zu kommen, hat sich der geehrte Herr Verfasser in der Vorrede zum ersten Theile (S. VII. und VIII.) auf so bestimmte und erfreuliche Weise bereit erklärt, daß wir annehmen dürfen, er erwarte nur — wozu er gewiß berechtigt ist — daß ihm der Wunsch seiner Leser deutlich erkennbar werde.

So sey denn, mit dem wärmsten Danke für die bereits empfangene reiche Gabe, die Bitte um baldige Mittheilung des weiter Verheissenen hier öffentlich ausgesprochen.

Wenn manchen Lesern das Buch als fremdartig und unverständlich erschienen ist, so wäre ihnen zunächst zu entgegen,

daß es von Anderen als Briefe aus der wahren Heimath, deren Bewußtsein sie nicht verloren, oder wieder gewonnen haben, anerkannt und aufgenommen ist. Mit dieser Versicherung wäre freilich jenen noch nicht geholfen; denn was sie nicht selbst sehen und finden, ist einestheils für sie nicht vorhanden. Aber die freudige Anerkennung der Anderen könnte ihnen doch ein Antrieb werden, näher zuzusehen, was sie denn an dem vermeintlich Verständlichen und ihrer Vorstellung Gelläufigen — im Gegensatz zu den ihnen verborgenen Schätzen jenes Buches — wirklich haben. Können sie dadurch zu Fragen und Bedenken, wie solche dem aus der Ruhe der Gedankenlosigkeit geweckten einzelnen Geiste sich nothwendig aufdrängen, und ihn tief bewegen, weil sie aus seinem eigenen Wesen hervorgehen, so würden sie inne werden, daß die Hülfe, welche der Verfasser der zerstreuten Blätter darbietet, gerade ihnen am nöthigsten sey. Wir sagen die Hülfe, indem wir weit entfernt sind von der leeren Anpreisung, als sey das Heil der Juristen in diesem Buche beschlossen und außer ihm nicht zu finden. Wie sollten wir auch dabei dem schlagenden Einwurde begegnen: wozu denn der Verfasser die Erkenntniß und Fähigkeit genommen habe, sein Buch zu schreiben, und wozu wir wissen und behaupten könnten, daß und wie weit dessen Inhalt gut und wahr sey? — Die Hülfe, deren wir erwähnen, ist vielmehr von der Art, wie sie unter andern Umständen der unbefangene Sinn ohne weiteres anerkennt und empfiehlt. Wer sich z. B. der Malerkunst oder Musik widmet, der wird an die Werke der großen Meister gewiesen, durch welche er die mit seinem Beruf verbundene Aufgabe am vollständigsten gelöst und verwirklicht finden könne. Dabei ist wohl Niemandem zweifelhaft, was auf Seiten des Betrachtenden dazu gelte, damit das Studium der Meisterwerke für ihn fruchtbringend werde. Auch wird der Ausspruch Luther's: „Besser machen, ist Keinem verboten,“ nicht bestritten.

Die Anzeige des ersten Theils der zerstreuten Blätter, welche in diesen Jahrbüchern (Septemb. 1833, Nr. 41. und 42.) gegeben ist, macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Herr Verfasser seinen innern und äußern Beruf nicht von einander geschieden und getrennt halte, sondern durch dieses Werk zeige, daß der theoretische und praktische Jurist, der gründliche und vielerfahrene Richter und Geschäftsmann in ihm einer und derselbe mit dem spekulativen Denker und mit dem gläubigen Christen sey. Nun wird zwar sehr häufig der Ausspruch vernommen, daß ohne Lust und Liebe zur Sache nichts gelinge, mithin auch keine Amtsführung, und es wird damit die Nothwendigkeit der Versöhnung der äußern und innern Berufs — als der Frucht wahrer Liebe — anerkannt. Aber, wenn es zum Treffen kommt, wird nicht selten die Sprache der Ohnmacht und Muthlosigkeit laut, die sich nicht schämt, den antlichen Beruf für eine unerträgliche Last zu erklären und zur eiligen Flucht zu rathen. Höchstens führt dann eine Regung des bessern Sinnes, oder die Wahrnehmung der Verkehrtheiten, wozu jene falschen Rathgeber treiben, einmal und öfter zu guten Vorsätzen. Indessen zeigt sich bald, daß mit dem Vorsetzen allein noch nichts gewonnen ist, sondern daß es aufs Nach- und Durchsetzen ankommt. Auf welchem Wege und durch welche Mittel das zu erreichen sey, ist unter andern aus Göschel's zerstreuten Blättern zu sehen. So treten denn hinzu, lieben Freunde, und lernet durch häufigen vertheilten Umgang — ohne welchen keine lebendige Gemeinschaft in Liebe ist — den mächtigen Geist erkennen, der sich als aus der Wahrheit und aus der Liebe seyend weiß, und uns mit freundlicher Besprechung entgegenkommt.

Dadurch könnte und würde denn auch hoffentlich eine heilbringende Auflösung solcher Differenzen erreicht werden, wie sie selbst in diesen Jahrbüchern, a. a. O., — über die Frage, ob jede Revolution Sünde sey — sich zeigen. Der Referent (*Weser*) macht dort bemerklich:

„oder könne die Durchbrechung einer bestehenden, unvollkommenen oder verdorbenen Rechts- oder Staatsform keinesweges für Sünde erkennen, wenn sie — nicht in der Absicht, denn die gute Absicht rechtfertigt nicht die schlimme That — sondern in dem Bewußtsein der Herstellung einer höhern oder vollkommeneren“

folge. Wäre jede Revolution in dem Sinne, wie der Verf. es ausspricht, Sünde, so hätte auch Christus gestraft, als er das jüdische Gesetz von der Heiligung des Sabbaths übertreten habe.

Wer in den vorerwähnten *Historie* (Th. I. S. 139–144.) den Abschnitt: „die Revolution“ aufmerksam durchliest, wie es der Herr Reformist ohne Zweifel gethan hat, der wird schwerlich im Ernste behaupten können, Göschel denke bei dem Worte Revolution nur an die äußerliche Erscheinung, ohne Rücksicht darauf, was Geistes Kind sie sey. Seine ganze Betrachtung, in welcher gerade die Ueberwindung aller unwahren Einseitigkeit mit bewundernswürdiger Tiefe und Sicherheit zu Worte gekommen ist, bewegt sich vielmehr auf dem Gebiete der Freiheit, also des Geistes. Es wäre geradehin unmöglich, das Göschel eine aus wirklichem Bessern — das kann doch, im Gegensatz der (bloß subjectiven) Absicht, nur heißen: in bewußter Uebereinstimmung mit Gottes Willen und zur Vollbringung desselben — hervorgegangene Umgestaltung abgestorbener Formen für ständliche Revolution erklärte. Warum also dem würdigen Manne eine solche Absurdität wenigstens implizite aufbürden? Es ist auch ohnehin schon gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, eine solche Umgestaltung, wie sie oben bezeichnet worden, Revolution zu nennen. Und die wahre Beschaffenheit der letzteren, nach ihrem Ursprunge aus hoffärtiger Mathhaberei des subjectiven Willens, so wie nach ihrer Richtung auf Aeußerliches und Nichtiges, indem sie ihre Befriedigung, die Freiheit, sucht, wo und wie sie nicht zu finden ist, hat Göschel so vollständig an's Licht gezogen, daß die Schuld jenes Mißverständnisses ihm wohl nicht treffen kann.

Neustrelitz, Juli 1833.

Weber.

Bibliographische Berichte.

Se. Majestät der König der Franzosen hat auf den Antrag des Großsiegelbewahrsers genehmigt, daß die von Herrn *Sédillot* hinterlassene französ. Uebersetzung von der Abhandlung des *Abul Hassan*: Ueber die astronomischen Instrumente der Araber, auf Kosten des Staats in der Königl. Druckerei gedruckt werde. Herr *Sédillot* der Sohn wird die Herausgabe besorgen.

Frankreich.

Neu erschienene Bücher:

- Catalogue des Coléoptères de la collection de M. le Comte Dejean. 2e. livraison. Paris. in 8. (3 fr.)*
Des fièvres intermittentes et continues. Par Raymond Fawc. Paris. in 8. (3 fr. 50 c.)
Mémoire sur l'état de la rate dans les fièvres intermittentes. Par M. Fiorry, médecin de l'hospice de la Salpêtrière. Paris. in 8.
Lithotripsie. Mémoires sur la lithotripsie par percussion, et sur l'instrument appelé percuteur courbe à marteau, qui permet de mettre en usage ce nouveau système de pulvérisation des pierres vésicales, le tout appuyé de nombreux exemples de guérisons bien authentiques, présentés à l'académie des sciences. Par le baron Heurteoup. Paris. in 8.
Considérations sur les maladies vénériennes et notamment sur la nouvelle méthode de Dronzy, pour les guérir radicalement, modifiées et perfectionnées par Henri Grunzier. Paris. in 8.
Essai topographique et médical sur la régence d'Alger. Par J. Fouquieron, chirurgien sous-aide-major employé à l'armée d'Afrique. Paris. in 8. (Ein Auszug aus dem Recueil des Mémoires de médecine et de chirurgie militaires, publié par ordre du ministre de la guerre.)
Souvenirs d'Orient. Par Henri Cornille. Constantinople, Grèce, Jérusalem, Egypte. 1831. 1832. 1833. Paris. in 8. (7 fr. 50 c.)
Éloge historique de l'abbé français Rozier, restaurateur de l'agriculture française, avec une Notice bibliographique de ses ouvrages tant imprimés que manuscrits. Par Arsène Thibaut de Berneaud. Paris. in 8.
Tableau de la distribution méthodique des espèces minérales, sui-

vis dans le cours de minéralogie fait au Muséum d'histoire naturelle, en 1833, par M. Alexandre Brongniart, professeur. Paris. in 8.

Diabète des Ducs d'Orléans. Par M. Laurentie. Tome II. Paris. in 8. (T. I. und IV. erschienen 1832.)

Chroniques bretonnes des 13e., 14e. et 15e. siècles. Par M. Cl. de Commaquiers. Paris. in 8. (7 fr. 50 c.)

Notice sur Andrieux. Par M. Ph. Dupin. Paris. in 8.

Caius Caligula. Drame en cinq actes. Par Charles d'Outrepont. Paris. in 8. (in Prosa!)

Von Paris, ou le liore des Cent-et-un, ist der zwölfte Band erschienen: er enthält fünfzehn Aufsätze.

Sur les trois systèmes d'écriture des Egyptiens. Par M. le Marquis de Fortia d'Urban. Paris. in 8. (eine kleine, nur einen Bogen starke Abhandlung).

Von S. F. Lacroix's *Traité élémentaire du calcul des probabilités* ist eine neue verbesserte (die dritte) Ausgabe erschienen.

Künftig werden erscheinen:

Histoire parlementaire de France, publiée par M. M. A. Lave et Alexandre Meunier. 6 Vol. in 4. Paris. (Preis jedes Bandes 30 fr.)

France pittoresque ou Description pittoresque, topographique et statistique des départements et colonies de la France, offrant, en résumé, pour chaque département et colonie, l'histoire, les antiquités, la topographie etc. Par A. Hugo. Paris. (Das Werk wird 3 Bände mit 120 Karten und 720 Vignetten umfassen.)

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschiffahrt, ihre neuesten Verbesserungen und ihre Anwendbarkeit auf die Gewässer des Preuss. Staats. Nebst einem Anhang über Dampfwagen als Förderungsmittel auf gewöhnlichen Kunststraßen. Von Dr. L. Kufahl. Mit 5 Kupferstafeln. geh. 22½ Sgr.

Diese kleine Schrift kann aus einem zwiefachen Grunde Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Publicums machen: zunächst wegen der Wichtigkeit, welche der behandelte Gegenstand für Handel und Verkehr überhaupt hat, und sodann, weil der Herr Verf. keinesweges bloß aus der Theorie redet, sondern, seit längerer Zeit bemüht, ein neues Dampfschiffahrts-System auf den Gewässern des belgischen Theils der Monarchie zu gründen, die seinem Unternehmen dienenden Mittel auf eine auch dem Laien verständliche Weise darlegt. — In dem Anhang zeigt der Herr Verf., wie die Anwendung richtig-construierter Dampfwagen auf Chausseen nicht bloß möglich, sondern höchst vortheilhaft ist.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik.

Herausgegeben und zum Theil selbst verfaßt von

Prof. Dr. Fr. H. Chr. Schwarz.

Als Nachträge zur Erziehungslehre. gr. 8. 24 Bogen: weißes Druckpap. 2 Thlr., Velinpap. 3 Thlr.

Daß der würdige Verfasser berufen ist, über Pädagogik zu schreiben, hat derselbe in seiner „Erziehungslehre“ und in dem Werke: „die Schulen“ zur Genüge dargethan. An beide Werke reihen sich die vorliegenden Darstellungen an, welche durch die gediegensten mannichfaltigen Abhandlungen jedem Schulmanne und Freunde der Erziehung nicht nur willkommen, ja selbst unentbehrlich seyn dürften.

In allen Buchhandlungen ist zu haben.

Alexis.

Eine Trilogie von K. Immermann.

1. Die Rejaren. 2. Das Gericht von St. Petersburg. 3. Eudoxia. 418 Seiten in 8. Mit einer Musikbeilage. Auf Velinpapier, in eleg. Umschlag gebunden. Düsseldorf, bei J. B. Schaub. Preis 2 Rthlr. 15 Sgr. (12 gGr.)

Diese Trilogie behandelt das letzte Aufstreben der Alt-Russischen Magnaten-Herrschaft gegen Peters des Großen Alleingewalt, den Prozess und Tod des Alexis, Peters des Großen letzte Lebensstunden und die Thronbesteigung Katharina's.

Die liter. Blätter haben diese Dichtung bereits als eine der vollendetsten gerühmt. Reichthum der Gestaltungen, scharfe Charakteristik, Fertigkeit und Kraft der Sprache u. s. w.

Schuldirektoren und Lehrer

erlauben wir uns beim bevorstehenden Anfange eines neuen Semesters auf folgende

Schulbücher

aufmerksam zu machen, welche bereits in mehrere hiesige und auswärtige Gymnasien und Schulen eingeführt worden sind:

Heinsius, Dr. Th., kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. 12te verbess. Ausgabe. 15 Sgr.

— — der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. 5te verb. Aufg. 22½ Sgr.

Wackernagel, Dr. K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 1 Thlr. 15 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 15 Sgr.

Frings, M. J., kleine theoretisch-praktische französische Grammatik für Schulen und Gymnasien. 20 Sgr.

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisen auf die Grammatik und Wörterverzeichnissen. 20 Sgr.

— — neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren französ. Schriftstellern, mit biograph. und literar. Notizen über die Verfasser und erklärenden Anmerkungen. 15 Sgr.

Büchner, K., und F. Herrmann, Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur; oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Prosaischer Theil. 1 Thlr. 10 Sgr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. 10 Sgr.

Als Handbuch für Lehrer, welche den Leitfaden beim Unterrichte zum Grunde legen, erschien von demselben Verfasser:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Erster Theil. Geschichte des Alterthums. 1 Thlr. 15 Sgr.

Roon, Albr. v., Grundlage der Erd-, Völker- und Staatenkunde, ein Leitfaden für höhere Schulen, zunächst für die Königl. Preussischen Kadettenanstalten bestimmt. Mit einem Vorwort von K. Ritter. In 2 Abtheilungen mit einem Anhang. Nebst 26 Tabellen. 2 Thlr. 20 Sgr.

(Einzeln die 2 Abthl. 1 Thlr. 20 Sgr. — Die 26 Tabellen 1 Thlr.)

Heussi, Jac., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Gymnasien und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht fassliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besonders Geschäftszweige. 4 Theile. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der dritte Theil auch mit dem besondern Titel: Sammlung arithmetischer Aufgaben. 12½ Sgr.

Lacroix, S. F., Anfangsgründe der Arithmetik. Nach der 17ten Originalausgabe aus dem Französ. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. 20 Sgr.

— — Lehrbuch der Elementar-Geometrie. Neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Ideler. Mit 7 Kupfert. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wilde, E., Geometrie für Bürgerschulen und die unteren Klassen der Gymnasien. Mit 9 Kupfertafeln. 1 Thlr. 5 Sgr.

Hirsch, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. 4te durchgesehene Ausg. 1 Thlr. 10 Sgr.

(Das Egen'sche Handbuch zu dieser Aufgabensammlung, welches eine Zeitlang nicht vollständig zu haben war, ist jetzt wieder zu bekommen, indem der 1ste Band so eben in zweiter verbesserter Auflage erschien. Preis beider Bände: 4 Thlr.)

Wöhler, Dr. F., Grundriss der Chemie. Unorganische Chemie. Zweite umgearb. Auflage. Mit Königl. Würtemb., Großherzogl. Hess. und der freien Stadt Frankfurt Privilegien. 20 Sgr.

Heinsius, Dr. Th., Vorschule philosophischer Studien. Zum Gebrauch höherer Lehranstalten. 20 Sgr.

Schuldirektoren und Lehrern, welche eines oder das andere der vorstehenden Bücher, Behufs der Einführung, näher prüfen wollen, sind wir sehr gern erbötig, ein Exemplar zur Ansicht zu überlassen. — Die Preise, welche zwar bereits sehr niedrig gestellt sind, sollen bei Abnahme einer Partie Exemplare noch ermäßigt, auch für arme Schüler Freie Exemplare beigegeben werden.

Duncker und Humblot in Berlin.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Zelter

in den Jahren 1796 — 1832.

Wir freuen uns dem Publicum anzeigen zu können, daß dieser, nach den letztwilligen Verfügungen der beiden edlen Freunde — „als ein Denkmal innigster Herzensergießung und ruhig-stetiger, ernst-leidenschaftlicher Richtung und Thätigkeit zweier an sich höchst verschiedener Naturen“ — zum öffentlichen Abdruck bestimmte Briefwechsel unverweilt, und zwar unter Redaction des Herrn Hofraths und Bibliothekars Riemer zu Weimar, in unserm Verlage erscheinen wird.

Das Ganze umfaßt 6 Bände groß Octav, jeden von 28—30 Bogen, und wird in drei Lieferungen, jede zu 2 Bänden, vertheilt werden, wovon die erste schon zur Michaelis-Messe dieses Jahres, die zweite bald nach Neujahr 1834, und die letzte längstens zu Michaelis 1834 erscheinen soll. Der Preis jedes Bandes wird etwa 2 Thlr. seyn.

Schwerlich dürfte unsere Literatur ein Werk aufzuweisen haben das geeigneter wäre durch die originelle Individualität der beiden Briefsteller, und durch die reichhaltige Mannigfaltigkeit der berührten Gegenstände das verschiedenste Interesse des Lesers zu fesseln und ihm nicht nur das getreueste Bild der Denk- und Sinnesweise seiner Verfasser, sondern auch die Zeit in der sie lebten, nach allen ihren Richtungen in lebendiger Anschauung vorüberzuführen.

Wenn es hier zuvörderst Dichter und Tonsetzer sind, die ihre Welt- und Kunstanschauung einander geistreich mittheilen und sich wechselsweise so zu sagen accompagniren, so bieten sie doch wieder auf der andern Seite den interessantesten Contrast dar.

Während der Eine, meist in beschaulicher Einsamkeit der Natur und der Kunst hingeeben, mit rastloser Thätigkeit sein stilles Museum belebt, treibt sich der Andere munter und unermüdet in den Elementen einer breiten, vielseitig aufgeregten Welt, einer volk- und genussreichen Residenzstadt umher; was der Eine lebensfrisch geleistet, genossen und erschaut, wird sogleich durch humoristische Mittheilung, Gemeingut des Andern, und weckt, in sinnigster Betrachtung zurückgespiegelt, alsbald wieder zu eigenthümlichster Thätigkeit und Erwidern auf. Wissenschaft, Literatur und Kunst, religiöse und sittliche Uebungen, die dramatischen und geselligen Interessen des Tages, Freuden und Sorgen des Augenblicks, die großen Bilder und Erinnerungen der Vorzeit wie die Hoffnungen und Bedrängnisse der Gegenwart, alles zieht in heiterster Mischung vorüber. Noch in keiner bis jetzt bekannten Correspondenz Goethe's hat sein Urtheil und sein

Gemüth sich so unbefangen ausgesprochen, soviel augenblicklicher guter Humor, so liebenswürdige Laune und so treuherzige Zuneigung sich offenbart.

Ganz besonders wichtig aber ist es, daß diese Briefe zugleich den sichersten Commentar zu seinen Schriften wie zu seiner ganzen Lebens- und Sinnesweise liefern, indem er sich wohl niemals darüber offener als eben in diesen Briefen ausgesprochen hat.

Ihm gegenüber sehen wir in Zelter, in diesem als Künstler in der musikalischen Welt längst mit Auszeichnung genannten, von seinen Mitbürgern, Schülern und Lebensgenossen geliebten und geehrten Manne, das fortwährend energischste Bestreben, sich zum vollen Verständniß seines genialen Freundes immer mehr hinauszubilden und sich für alles was er in dessen Liebe und Vertraulichkeit gewohnt, durch Treue, Geradheit, selbstständiges Urtheil und erfrischende Mittheilungen nicht nur innigst dankbar, sondern auch vollwürdig zu erweisen.

Gewiß der Mann, dem Goethe die geheimsten Schätze seines Geistes und Herzens öffnen mochte, den er Freund und Bruder nannte, muß noch weit mehr in sich gehabt haben als die gewöhnliche Ansicht in ihm wahrzunehmen verstand.

Und es wird kein geringer Ruhm für Berlin bleiben aus seiner Mitte, aus dem schlichten Kreise seiner Bürger, eine Persönlichkeit, einen Charakter aufgestellt zu haben der eines so einzig schönen Verhältnisses zu Goethe eben so fähig als würdig war, und diesem, mehr als dreißig Jahre hindurch nie getrübt Verhältniß das Siegel der Treue bis in den Tod, ja durch den Tod aufzudrücken verstand.

Wir glauben diese unsere Ansichten nicht besser bestätigen, das eigene Urtheil des Publicums nicht zuverlässiger begründen zu können, als wenn wir der gegenwärtigen Anzeige den Abdruck einiger Zelter-Goetheschen Briefe selbst hier folgen lassen:

An Zelter.

Weimar, den 4ten Januar 1831.

Heute producirt sich Fallstaff und alles ist im Schauspielhause. Die Weimaraner sind billig und hospital, und verdienen auch alles Gute, was ihnen geboten wird. Derriant hat den Vortheil, daß er ein merkwürdiges Individuum ist; freilich jetzt in Trümmern, doch immer noch respectabel; und so läßt er die Ahnung was er was entstehen, anzüglich für einen jeden, der etwas dergleichen noch fühlen kann. Was haben wir nicht um alte Burgen herumgesessen, um ihnen künstlerische Ansichten abzugewinnen!

Felix, dessen glücklichen Aufenthalt in Rom Du meldest, muß überall günstig aufgenommen werden. Ein so großes Talent, ausgeübt von einer so liebenswürdigen Jugend!

Und daß auch Du von Deiner Wirkung vernimmst, ist wohl kein Wunder. Ottilie liest mir die Abende unsere Correspondenz vor. Es ist doch in uns beiden eine ruhig-stetige-ernst-leidenschaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach aufsen wird wenig gefragt, jeder geht seinen Gang und läßt das Uebrige werden. Gestern lasen wir gar tröstliche Stellen über die natürliche Tochter.

In einiger Zeit langt auch Dein Exemplar der letzten Sendung meiner Werke bey Dir an. Ich dacht' es nicht zu erleben. Man darf übrigens nur Spargelbeets pflanzen und im dritten Jahre liegen die Pfeifen in der Schüssel.

Die zwei ersten Acte von Faust sind fertig. Die Exclamation des Cardinals von Este, womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte seyn. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Acts, nicht als Zwischenspielerin, sondern als Heroine, ohne Weiteres auf. Der Decurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter im vierten Acte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes, steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweiten Theil des Faust, von Anfang bis zum Bachanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen und sie werden etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluß. Ottilie sagt: unsere Correspondenz sey für den Leser noch unterhaltender als die Schillersche. Wie sie das meint und sichs auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde und so fernerhin

J. W. v. Goethe.

An Zeller.

Weimar, den 17ten Januar 1831.

Von dem unschätzbaren Niebuhr erhielt ich, vor ungefähr drey Wochen, einen schönen Brief, zu Begleitung seines zweiten Theils der römischen Geschichte; er war geschrieben in dem vollen Vertrauen, daß ich ihn kenne, daß ich sein Verdienst anerkenne. Das wichtige Buch traf mich gerade zu guter Stunde, wo ich auf alle Zeitungen Verzicht gethan hatte. Ich begab mich daher sehr gern wieder in jene alten Zeiten und las mich in das Werk anhaltend hinein, welches denn freilich nöthig ist, um von einer solchen Existenz umfassen zu werden.

Eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Absichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns aufbaut. Die sämtlichen Ackergesetze gehen mich im Grunde gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.

Er erscheint von jeher als ein Skeptiker eigener Art, nicht von der Sorte die aus Widerspruchsgeist verfahren, sondern als ein Mann, der einen ganz besonderen Sinn hat, das Falsche zu entdecken, da ihm das Wahre selbst noch nicht bekannt ist.

Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lobenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen und mich durch das Labyrinth von Seyn und Nicht-Seyn, von Legenden und Ueberlieferungen, von Märchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatskünstlern und deren Metamorphosen, und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlungen, und hatte mich wirklich bereitet, ihm eine freundliche Erwiderung zu senden, die er von keinem nahen oder fernem Collegen, von keinem Einsichtigen irgend einer Classe zu erwarten hatte.

Denn so wie ich um seinetwillen sein Buch las und studierte, so konnt' ich auch am besten sagen und ausdrücken, was er mir geleistet hatte, und das war gerade das, was er leisten wollte; denn mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte.

Dieses unerwartete Fehlgelchick ist mir bey dem Uebrigen, was mich betrifft und bedrängt, höchst widerwärtig; ich wüßte nun keine liebe leidige Seele mit der ich darüber conferiren möchte. Alle gemachten Leute haben ihr eigenes Wesen und sehen dieselbigen Dinge wenigstens als anders verbunden und verknüpft an; die liebe Jugend tastet und tappt umher und möchte wohl auch auf ihre eigene Weise finden, was recht ist; der

Wille ist gut, aber das Vermögen reicht nicht aus; zu meinen eigenen Ueberzeugungen find' ich keine Gesellen, wie sollte ich zu fremden Gedanken Einstimmung hoffen können? In diesem Zustande muß es mich trösten, mich, den es gar nichts angeht, wie es mit Rom und Latium, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebes jemals ausgesehen, doch dabey ein höchst bedeutendes allgemein Menschliches zu sicherer Auferbauung gewonnen zu haben, worin das Andenken des würdigsten Mannes aufs innigste versohlungen ist.

Am wenigsten würde Dich der wichtigste Theil des Werks, von den Ackermessungen handelnd, interessieren können, da Du mit sämtlichen Musikern Gött zu danken hast, durch eine gleich schwebende, dort nie zu erreichende Temperatur, auf Deinen Acker zu ruhiger wirthschaftlicher Benutzung gekommen zu seyn.

Und so fortan!

Goethe.

An Göthe.

Berlin, den 15ten Julius 1803.

Herr Geh. Rath von Wolzogen ist so willfährig gewesen, durch einen Bekannten sechs Exemplare meiner Lieder für Sie mit abgehen zu lassen. Eins davon war für Schillern und eins für den guten Ehlers bestimmt, die übrigen sollen Ihrer Disposition unterworfen seyn.

Seit meiner Zurückkunft von Weimar und Dresden hat sich ein neuer Zustand in mir eingefunden. Ich habe Ihren Cellini gelesen, den ich, theils aus Zeitmangel und anderer unerheblicher Ursachen wegen, unverantwortlicher Weise noch nicht gelesen hatte, obzchon ich wußte, daß der Cellini in den Horen schon vor Jahren erschienen ist. Ich habe das Buch mit unennbarem Antheil gelesen und bin davon durch und durch erschüttert. Alle Gedanken an die Dinge der Welt sind mir davon vergangen, und die Sehnsucht nach Italien hat sich meiner wieder so bemeistert daß ich nichts als weinen möchte. Herr von Wolzogen hat mit mir über die Thunlichkeit gesprochen mich in dies Vaterland der Musen zu führen. Ich habe seine wohlmeinende Absicht erkannt, woher sie kömmt. Was für Talente und Producte könnte ich verzeigen um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen? da alles noch in mir wie im Schoofs der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft die wohl niemals erscheint. Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bindern und Schienen die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten, und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd das zum ersten Mal seine Freyheit ahndet.

Beynahe dreyßig Jahre habe ich die Last und den Druck getragen die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht, und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen wo die höchste Anstrengung meines Leibes und Gemüths nicht sichtbar werden soll.

Hätte ich doch das Glück zwanzig Jahre eher ge-

Berlin, den 4ten Februar 1831.

habt in Ihren Kreis zu gerathen! Alles um mich her in dieser großen Stadt lebt von dem was es liebt, und ihm ist wohl bei dem was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen was ich liebe, und was ich bin soll ich nicht seyn. Was ich so machen kann wie es keiner macht, verlangt keiner, und was die meisten wenigstens eben so gut als ich können, giebt mir ein saures Brod, das ich, ohne Freude über vergossnen Schweiß, genieße.

Aus dieser Darstellung sollen Sie, mein ehrwürdiger Freund, beurtheilen was Sie mir werth sind, indem Sie mich werth achten. So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen. Von meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, denn was sollte ich wohl sagen? Nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie seyn könnte.

Wie mich manchmal die ungeheure Leidenschaft zur Kunst anpakt und mich nicht loslassen will, bis ich meine Kleinen ansehe. Dann giebt sich's wieder und ich bin wieder der alte.

Ich hätte billig vorher daran denken sollen meinen äußern Zustand zu verändern. Die Furcht ein unzulängliches Talent zu cultiviren, so wie der Mangel aller Ermunterung, haben mich fast erdrückt. Bey dem allen bin ich dahin gekommen in der Kunst das Bessere vom Guten zu unterscheiden; in der Kunst die eben so wie ich unter dem Druck einer populären Sensation erstickt.

Ihre natürliche Tochter ist bis heute zweymal gegeben worden. Was soll ich Ihnen davon sagen? Alle hier, thun was Sie können und jeder das Seinige, wie er nun ist. Dafs wir hier zu Lande dahin kommen etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht, doch kann es besser werden. Die Hoffnung ist schwach, aber nicht unmöglich. Eine totale Geschmacksfinsternis die nicht von der Stelle rückt; in die sich alles einfügt dem das Denken sauer wird; die ihren höchsten Genuß in der Mäkelrey, Vergleichungssucht, kurz die Lust in der Unlust zu finden meint, kann nur durch eine gewaltsame Explosion aus der stinkenden Ruhe in einen andern Zustand übergehen, und was dann draus wird muß man wieder hinnehmen. Wer von dem Undank unserer Kunstwelt will zu erzählen haben, darf sich nur um sie bemühen.

Brockmann aus Wien ist jetzt hier und hat im Clavigo den Beaumarchais gespielt. Er ist mit jauchzendem Beyfall empfangen worden. Meines Urtheils über sein Spiel enthalte ich mich, da er ein Mann ist, der einen großen Ruf für sich hat. Göt hat er in jedem Falle gespielt, doch nun verstehe ich erst ganz was der brave Fleck, der nichts recht machen konnte, für ein Mann gewesen ist.

Zelter.

Gestern Abend spät nach Hause gekommen, fand ich die eben angelangten letzten Bände (die neueste Ausgabe Göthescher Werke). Sogleich zu Bette und in bequemster Lage die Gemälde Philostrats nach einander durchgemastert, wo denn der alte Freund Herakles mich zu ruhigem Schlafe bereitet hat. So nur kann man sich hier bey alten guten Ehren bewahren und nach Tages Saus und Braus den zertheilten Sinn wieder zu Hofe sammeln. Jene Perustrationen sind wie ein mythischer Syntax, den ich mir auf meinen Boden trage und den alten Begriff festige, dafs es nur Eine Kunst giebt.

So manchmal habe schon gewünscht mit Dir zu wechseln und einen Theil Deiner Einsamkeit gegen unser Treiben auszutauschen, das nicht immer absolut freudlos ist. Vorigen Sonntag hatte ich einen längst ersehnten Wunsch zu erfüllen, den angenehmsten Mädchen, Matronen und Jünglingen meines Kreises einen Ball in meinem Saale zu geben, wo Du den alten Narren noch einmal als Grazioso gesehen hättest und die allerschönsten Küsse allerschönster Lippen theilen können, denn ich gesteh's: für Einen allein war es fast des Guten zu viel.

Uebersch' ich nun von hieraus mein freilich einfaches Leben, so müßte ich gräueln, dafs nicht mehr, und wundere mich, dafs doch manches geschehen. Seit 25 Jahren bin ich zum zweiten Mal Wittwer und hätte mich wieder verheirathen können. Ich war zweymal glücklich gewesen, das ist Viel; man soll Gott nicht versuchen. Ich hatte drey Söhne wie die Kegel; sie sollten mir Handwerker werden. Karl war schon in Lehrjahren ein tüchtiger Maurer; ich durfte ihm einen Eckpfeiler anvertrauen; er war stets sieben bis acht Schichten voran, er zeichnete allerliebst und schnell und kündete einen Architekten an. Georg sollte Zimmermann seyn; Adolf Tischler, Schlosser und dergl. Ich selbst bin kein Hexenmeister, das weißt Du, aber ich habe viel Geld erworben. In meinem Hause gings bürgerlich zu und offen, doch meine zwey Gerichte und mein Wein schmeckten solchen Leuten, von denen ich lernen konnte. Da kommt der Tod und der Krieg und holt mir die Mutter meiner Söhne und diese dazu und man hatte sich wieder zu rappeln. Diese Unbilden alle haben mir aber das Herz erworben, das kein Verdienst in mir hätte gewinnen können, und dieses Herz bist Du!

Lebe wohl und halte Dich Deinem

Zelter.

Auf die typographische Ausführung dieses Briefwechsels wird alle Sorgfalt gewendet, und derselbe hinsichtlich des Formats der letzten Octav-Ausgabe Goethe'scher Werke, zu denen er als ein Supplement betrachtet werden kann, angepaßt werden. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Berlin, am 28. August 1833.

Duncker und Humblot.

Anzeigebblatt

z u d e n

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N 4.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Breslau, Dr. *Braniß*, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentl. Professor in der katholisch-theolog. Fakultät der Universität zu Bonn, Dr. *Braun*, zum ordentl. Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Geheimen Ober-Regierungsrath und vortragenden Rath im Archiv *Tschoppe* zu Berlin, zum Direktor des Geheimen Staats- und Kabinet-Archivs, so wie der gesammten Archiv-Verwaltung zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den Regierungsrath von *Rammer* zu Berlin zum vortragenden Rath im Archiv zu ernennen geruht.

Se. Majestät der König haben dem, auch als jurist. Schriftsteller bekannten, Geheimen Justiz- und Ober-Landengerichtsrath, Dr. *Wachsmuth* zu Nannburg, den rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Geheimen Kirchenrath, Professor Dr. *Schwarz* zu Heidelberg, in Anerkennung seiner vielfältigen literarischen Verdienste im Erziehungswesen, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Se. Majestät der König haben dem Prediger *Kerzow* zu Weesow und Bönnicke bei Bernau, und dem katholischen Pfarrer *Schneider* zu Lewien in der Grafschaft Glatz, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Herr Professor *Herbert* zu Königsberg, ist unter Beilegung des Hofrath-Charakters zum ordentl. Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Göttingen ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Landgerichtsrath und Hofrath Dr. *Henke*, in Wolfenbüttel, zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Halle zu ernennen geruht.

Der Dr. *Ludwig Hendewerk* ist als Privatdocent der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg zugelassen worden.

An der Universität zu Breslau sind für das Jahr vom 1. October 1833 bis dahin 1834 der Professor Dr. *Schneider* zum Rektor, der Konsistorialrath Professor Dr. *Schulz* zum Dekan der evangelisch-theologischen, der Professor Dr. *Balzer* zum Dekan der katholisch-theologischen, der Professor Dr. *Gaupp* zum Dekan der juristischen, der Professor Dr. *Klose* zum Dekan der medicinischen und der Professor Dr. *Fischer* zum Dekan der philosophischen Fakultät erwählt und vom vorgesetzten hohen Ministerio als solche bestätigt worden.

Der bisherige Lehrer der Mathematik und Physik, Dr. *Müller*, am Gymnasium zu Torgau ist in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Brandenburg versetzt, und der Schulamts-Kandidat *Adolph Weber* zum Lehrer der Mathematik bei dem Gymnasium in Torgau ernannt worden.

Der Professor Dr. *Grunert* am Gymnasium in Brandenburg ist zum ordentlichen Professor der Mathematik in der philosophischen Fakultät in Greifswald ernannt worden.

Der bisherige Konrektor Dr. *Wiese* in Klausthal ist zum Prorektor des Gymnasiums in Prenzlau ernannt worden.

Dem Kaiserlich Russischen Staatsrath Professor von *Ledebour* in Dorpat haben des Königs Majestät den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Der Konrektor *Scharbe* am Gymnasium in Luccan hat einen Ruf als ordentlicher Professor der klassischen Philologie an die Universität in Kasan erhalten und angenommen.

Der Professor *Wiedasch* am Gymnasium in Wetzlar hat einen Ruf als Direktor des Pädagogiums in Ihlefeld erhalten und angenommen.

Der Professor Dr. *Nees von Esenbeck* zu Bonn ist zum Mitdirektor, und der botanische Gärtner *Simming* zum Inspektor des dortigen botanischen Gartens ernannt worden.

Dem Oberlehrer Dr. *Krüs* in Erfurt ist die Stelle des Bibliothekars an der dortigen Königl. Bibliothek übertragen worden.

Der außerordentliche Professor Dr. *Hoffmann* in Halle ist in gleicher Eigenschaft an die philosophische Fakultät der Universität zu Berlin versetzt worden.

Der Direktor Dr. *Eilers* am Gymnasium in Kreuznach ist zum Schulrath bei dem Königl. Provinzial-

Schulkollegium und der Königl. Regierung in Koblenz ernannt worden.

Der außerordentliche Professor Dr. Schlemm ist zum zweiten ordentlichen Professor der Anatomie an der Universität zu Berlin ernannt worden.

Der Dom-Kapitular und Regens des Erzbischöflichen Seminars zu Köln Dr. Schweitzer ist zum geistlichen und Schulrath bei der dortigen Königl. Regierung ernannt worden.

Der Rektor von Haar am Gymnasium in Hamm, der Rektor Schober am Gymnasium in Schleusingen und der Oberlehrer Brosius am Gymnasium in Düren sind mit Pension in den Ruhestand versetzt worden.

Am 6ten August starb zu Paris der Königl. Preussische Geheime Ober-Regierungsrath Maximilian Samson Friedrich Schoell, 67 Jahr alt.

Am 18ten August starb zu Breslau der bekannte dramatische Dichter Karl Schall, 53 Jahr alt.

Antikritik.

In den Berl. Jahrb. für wiss. Kritik, Jahrg. 1832, N. 116, findet sich eine Recension meiner Schrift: „*Joh. Reuchlin und seine Zeit*“ vom Herrn Fürstmann in Halle, deren Leichtfertigkeit, wie den sichtbaren Mangel an Quellenkenntnis, ich theils um der Wahrheit, theils um meinethwillen nachzuweisen mich verpflichtet sehe. Ich hatte um Aufnahme meiner Antikritik in diese Zeitschrift gebeten, aus Mangel an Raum wurde mir aber nur der Abdruck einiger weniger Artikel zugestanden und ohne weiter zu wählen, werde ich daher die ersten Artikel nach der Reihe mittheilen. Doch werde ich nicht versäumen, in einer andern Zeitschrift auch die übrigen Artikel noch mit aufnehmen zu lassen.

Zunächst kann ich mit Recht der Recension die Wissenschaftlichkeit absprechen, weil sie nur einseitig verfährt, nur das äußerlich Literarische umfaßt, die wichtigere Seite, nämlich die Beurtheilung des Geistes, mit welchem das Leben und die Zeit des R. aufgefaßt und wiedergegeben ist, durchaus gar nicht berührt.

Den ersten Tadel des Rec. zu S. 3. erkenne ich für richtig an und streiche in der Anm. Melanchthon. Dieser Art ist unter den etwa 12 ersten des Hrn. F. der einzig ganz wahre, wenn gleich sehr geringfügige. Zu S. 14. wirft mir der Rec. Unwissenheit im Lateinischen vor, und sucht dies zu beweisen, indem er einen falschen Brief citirt, den 3ten Br. des 2. B. S. 112, und vorgiebt, ich hätte durch Verwechslung der Worte *litterae tuae* und *litterae graecae* auf einen griechischen Brief geschlossen, den Hieronymus an R. geschrieben. Hat denn der Rec. nicht den andern Brief des Hrn. an R. gekannt? (Briefsammlung S. 46.): *ἐγὼ μὲν καὶ ἄλλοις ἑσπεύοντες σου τὴν το σπουδὴν καὶ εὐχαρίαν, ἣν περὶ τοῦ τῶν Ἑλλήνων λόγου ἔχουσ, καὶ εὖν τὰ πολὺ καὶ δεξιόμοως τὰ παρὰ σοῦ πρὸς μὲν νεμφοδίντα χάριματ' οὐκ ἄλλῃς εὐνοίας καὶ χάριτος μετὰ.* Hier ist offenbar von einem griechischen Briefe des R. die Rede, weshalb Hr. F. auch griechisch antwortet, wie er auf einen wahrscheinlich lateinischen Brief des R. jenen lateinischen schrieb. Ueberdies wäre es nicht der einzige griechische Brief des R., worüber man den Brief des Demetrius Chalcondylas an R. (l. c. S. 91.) vergleichen kann. — Gleich darauf macht mir Hr. F. zum Vorwurf, den Melanchthon (*anat. de Capniano in d. declam. tom. III. S. 286.*) mit Unrecht, wegen eines Irrthums in der Zeitbestimmung der Reisen R.'s angetastet zu haben, indem er sich

darauf beruft, weil Mel. keine Zeit angebe, auch nicht Verleitet der Majus (*vita Reuchlini*) zu einer falschen Zeitangabe sein könne. Allein dem ist doch so. Majus setzt die erste Reise des R. nach Rom in das J. 1487, und läßt ihn bis zum Jahre 1490 in Rom bleiben. Diese Angabe ist aber unrichtig, wozu auch der Rec., anerkennend, noch die Angabe des R. selbst (*de art. tabb. S. 2.*) anführt. Nachdem Mel. nun diese Reise ohne Zeitangabe erzählt, führt er so fort: *non multo post reditum legatus missus est ad Fridericum imperatorem, ubi inter medicos imperatoris erat Judaeus Jehiel Loans etc.* Mel. überschlägt also 10 Jahr, denn was er da erwähnt, ereignete sich zu Jahr 1492. Majus, der diese Worte *non multo post reditum* (nämlich von Rom 1482) wahrscheinlich besser beachtet hatte, als der Rec., liefs sich dadurch zu seiner Annahme verleiten. Auch an anderen Stellen läßt sich das Ungenau des Mel. in dieser Oratio beweisen. Doch der Rec. zeigt gleich darauf noch seine große Flüchtigkeit. Er greift die Aechtheit des Datums beider Briefe des Jac. Aur. v. Questenberg an R. an, indem er meint, der erstere müsse statt 1490 die Jahreszahl 1489 haben, und beruft sich für die Unsicherheit solcher Datumsangaben unter andern auf den zweiten Brief, wo offenbar statt MDII (1502) das Jahr MIIID (1498) zu verbessern sei; alhier der Rec. hat die Augen nicht recht geöffnet, denn es steht gar nicht MDII da, sondern wirklich 1498, seine Kritik war also ganz unnötig. Und was die Verbesserung der Jahreszahl des ersten Briefes 1490 in 1482 betrifft, so läßt sich der Rec. eines Anachronismus von 16 Jahren zu Schulden kommen, denn er hätte in 1498 verbessern müssen, weil Questenberg erst unter Alexander II. (1492–1503) nach Rom kam, wie es Petrus Af. binus in der *hist. Missae* und Majus (S. 284.) erwähnen. Der folgende Artikel beweist nun deutlich Hrn. F. gänzliche Unkenntnis der Quellen für das Leben des R., und dabei doch eine überaus große Dreistigkeit, (wie ich es am gelindesten bezeichnen kann) denn er wirft mir vor, Erzählungen erdichtet zu haben. Zu diesem Vorwurf kam er, weil er nur die eine zusammengezogene, oft nicht genaue Erzählung des Processes zu Mainz in den *Act. judic.* des Hrn. v. d. Harde kannte, gar nichts davon weiß, daß Majus zuerst eine neue Quelle über diesen Streit mit dem Briefe des R. an Wimpfeling bekannt machte, in welcher sich S. 390 das findet, was der Rec. für meine Erdichtung ausgiebt. Hätte er diese Quelle gekannt, so würde er nicht auf seine wieder unnötigen Verbesserungsvorschläge des Textes der *Act. jud.* gekommen sein, da sich beide Quellen ganz gut ergänzen, er hätte sich nicht Mühe zu geben nöthig gehabt, meine Erzählungen aus Unkenntnis der lateinischen Sprache hervorgeben zu lassen, und würde meine Worte über das Antidatiren des Briefes des Kapitals richtig gefunden haben. — Nur zum Zweck des Angriffs auf mich hat der Rec. die Quellen gelesen, und zwar meist nur die Orte, die ich in meinem Buche angezeigt, weshalb er auch die nicht kennt, welche ich nicht erwähnt. Dies zeigt sich bei seinem Angriff auf S. 167, wo er sich Mühe giebt, aus einer falsch citirten Stelle zu erklären, wie ich zu der Behauptung des Drucks der dort genannten deutschen Schrift gekommen wäre, und dabei ohne Weiteres diese Behauptung aus einem Mißverständnis seiner angeführten Stelle S. 112 der *act. jud.* aus Unkenntnis des Lateinischen entstehen läßt. Hätte der Rec. die *acta jud.* durchgelesen, so würde er S. 105 meine Behauptung begründet haben, wo eine ganze Columne lang auch sogar der Inhalt der deutschen Schrift angegeben wird. Ich will dem Rec., da er diese ganze Seite übersehen, doch die beweisenden Worte mittheilen: *conatus est (Reuchlin) pro nobis honoris et famae suae sollicitus: et sic contra praesumptum sine nullum, seu injustum, iniquum, injuriosum, infame iudicium in lingua germanica etiam in omnibus locis antiquis, processus eorum et nullitatem seu etiam iniquitatem ipsorum facis impressas litteras propagare.* Darauf folgt der Inhalt der Schrift.

Von einer tabellarischen Uebersicht der Unterrichts-Anstalten der Preussischen Monarchie folgt hier No. I, die Universitäten betreffend.

Nr. I. U e b e r s i c h t

der am Schlusse des Jahres 1832 bei den Königlich-Preussischen Universitäten angestellten Lehrers und der auf denselben befindlichen Studirenden.

No.	Universitäten zu	Anzahl der ordentlichen Professoren, nach den Fakultäten.					Anzahl der außerordentlichen Professoren, nach den Fakultäten.					Anzahl der Privat-Dozenten, nach den Fakultäten.					Sprach- und Exerctien-Meister
		evangelisch-theologische	katholisch-theologische	juristisch-theologische	medizinisch-theologische	philosophisch-theologische	evangelisch-theologische	katholisch-theologische	juristisch-theologische	medizinisch-theologische	philosophisch-theologische	evangelisch-theologische	katholisch-theologische	juristisch-theologische	medizinisch-theologische	philosophisch-theologische	
I.	Berlin	5	—	8	11	22	2	—	3	13	24	5	—	1	14	14	6
II.	Bonn	4	3	4	12	21	1	2	3	1	6	3	—	2	1	6	7
III.	Breslau	4	3	6	8	14	—	1	—	3	8	3	—	1	5	6	10
IV.	Greifswald	4	—	4	4	9	2	—	3	1	5	—	—	—	2	2	4
V.	Halle	8	—	6	7	16	3	—	2	3	10	2	—	2	—	8	9
VI.	Königsberg	4	—	2	5	13	3	—	4	2	4	—	—	3	3	9	5
VII.	Münster	—	6	—	—	4	—	1	—	—	3	—	1	—	—	3	—
	Summa	29	12	31	42	99	11	4	15	23	60	13	1	9	25	48	41

No.	Universitäten zu	Anzahl der Studirenden, nach den Fakultäten, darunter befinde sich:						
		evangelisch-theologische	katholisch-theologische	juristisch-theologische	medizinisch-theologische	philosophisch-theologische	Gesamtzahl aller Studirenden	Ausländer
I.	Berlin	569	—	885	320	258	1732	453
II.	Bonn	107	222	231	123	106	797	84
III.	Breslau	232	260	246	127	191	1046	1029
IV.	Greifswald	190	—	45	52	19	286	15
V.	Halle	530	—	169	89	81	869	151
VI.	Königsberg	184	—	108	58	102	452	21
VII.	Münster	—	213	—	—	79	292	54
	Summa	1742	687	1383	775	836	5423	792

Bemerkungen: A) Außer den bei der Universität zu Berlin aufgeführten 1732 immatriculirten Studirenden besuchten die auf gedachter Universität gehaltenen Vorlesungen, als dazu berechtigt, noch 413 Zuhörer, so daß also überhaupt 2145 Zuhörer an den Vorlesungen Theil genommen haben.
 B) Außer den bei der Universität zu Breslau aufgeführten 1046 Studirenden besuchten die auf genannter Universität gehaltenen Vorlesungen, als dazu berechtigt, noch 93 nicht immatriculirte Zuhörer, so daß sich also die Gesamtzahl derer, die an den Vorlesungen daselbst Theil nahmen, auf 1139 belief.

Wissenschaftliche Institute.

Die öffentliche Sitzung, welche die Königl. Französische Akademie am 9ten August hielt, ergab folgende Resultate: der Preis der Berothsamkeit, dessen Gegenstand der Bürgermuth war, wurde bis auf das nächste Jahr zurückgelegt. Der Preis der Poésie, dessen Aufgabe „der Tod Silvanus Bailly's“ war, wurde Herrn Emil Bannochose theilt. Dieses las das gekrönte Gedicht selbst vor, welches sich mehr durch ein sanftes Gefühl als durch Energie und Neuheit auszeichnet. — Herr Chevalier erhielt ein Accessit; zwei andere Konkurrenten wurden rühmlich erwähnt. — Den Preis der Tugend erhielten Madame Bertheau, die Directrice des Hospitals zu Elbeuf, und Suzanne Gera, verheirathete Giraud aus Florac; derselbe besteht in 6000 Fr. An neun Personen wurden Medaillen für tugendhafte Handlungen vertheilt. — Der Preis Monthyon, ist bekanntlich dem Verfasser des nützlichsten Werkes bestimmt. Die Akademie erkannte 6000 Fr. dem Werk: *l'Education progressive* (Paris, 1828. II. 2 Vol. in 8.) von Mad. Necker de Saussure, und demgleichen dem der Herren Beaumont und Tocqueville über das Straf-System der vereinigten Staaten zu. Ein Werk des Herrn Hiernie de Fommant über die Acker-Kolonien erhält einen Preis von 2500 Fr.

) Eine deutsche Uebersetzung von Dr. H. H. Julius ist vor kurzem zu Berlin (bei Eschke) erschienen.

Der Königl. Bibliothek zu Berlin ist durch die Vermittlung des diesseitigen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten von Seiten der Kaiserlich Russischen Regierung ein Exemplar der großen Russischen Gesetzsammlung in funfzehn Klein-Folio-Bänden und des „*Précis des notions historiques sur la formation du corps des lois Russes. Traduit du Russe. St. Pétersbourg 1833.*“ prachtvoll eingebunden, als Geschenk überwiesen worden.

Das Cisterzienser Kloster zu Paradis bei Meseritz ist aufgehoben und die Kloster-Bibliothek den bereits bestehenden oder zu errichtenden Gymnasien und Seminarien im Großherzogthum Posen überlassen worden.

Für das Gymnasium in Wesel ist von den Mechanikern Gebrüder Müller in Berlin, ein mathematisch-physikalischer Apparat angefertigt, und ist die zu Deckung der Kosten desselben erforderliche Summe von dem vorgesetzten hohen Ministerium außerordentlich bewilligt worden.

Von der Beschreibung der Reise des Dr. Adolph Erman um die Erde durch Nordasien und die beiden Océane sind auf Befehl Sr. Majestät des Königs sechzig Exemplare angekauft und an die Bibliotheken der Universitäten und Gymnasien vertheilt worden.

Mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs ist von dem hohen Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten auf dreißig Exemplare der Druckschriften des archäologischen Instituts in Rom für drei Jahre mit 420 Rthlr. jährlich subscribirt worden.

Die berühmte, von dem Geh. Rath v. Schlotheim in Gotha hinterlassene, Petrefacten-Sammlung ist um den Preis von 5500 Rthlr. für das mineralogische Museum in Berlin angekauft worden.

Dem Gymnasium zu Kötten ist zur Vervollständigung seines physikalischen Apparats die Summe von 130 Rthlr. außerordentlich bewilligt worden.

Der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin ist von Sr. Majestät dem Könige Allerhöchst Dem Büste von weißem Marmor mit decorirtem Piedestal zur Aufstellung in ihrem Sitzungssaal verehrt worden.

Das der Wittve Fischer in Breslau gehörige ehemalige Tuchfabrik-Etablissement ist für das anatomische Institut der dortigen Universität angekauft und die dazu erforderliche Kaufsumme mit 20,000 Rthlr., sowie zur baulichen Instandsetzung und Einrichtung die Summe von 16,343 Rthlr., zusammen die Summe von 45,343 Rthlr. aus Staatsfonds von Sr. Majestät dem Könige außerordentlich bewilligt worden.

Gelehrte Gesellschaften.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 10ten August sprach Hr. Hauptmann von Ledebur 1) über eine vom großen Kurfürsten beabsichtigte Wasser-Verbindung zwischen der Drahe, Rega und Persante in Bezug auf ein Relief der hiesigen Kustkammer, 2) über alte Walllinien zwischen der Mulde und Weichsel. Hr. Dr. Hörschmann sprach über einen, bei Steinfurth am Finow-Graben aufgefundenen Beiden-Kirchhof. Hr. Dr. Friedenberg las Mittheilungen eines in Tasmanland sich aufhaltenden Berliners über die dortigen und die Neuholländischen Papuas. Herr Professor Zeune sprach über das Pandach nach einer Stelle des Indischen Heldengedichts Maha-Bharata. Herr Major von Oesfeld sprach über die Telegraphen-Linie von Berlin nach Koblenz, unter Vorlegung einer darauf Bezug habenden Karte, und schenkte der Gesellschaft die Section 90 (Magdeburg) der Reymannschen Karte von Deutschland. Herr Dr. Erman übergab im Namen des Russischen Kapitain Lütke der Gesellschaft als Geschenk den von letzterem herausgegebenen Atlas des Bering-Meeres und der Karolinen-Gruppe. Zuletzt wurden noch mehrere neue Bücher und Karten vorgezeigt.

Bibliographische Berichte.

England.

Proceedings of the British Association for the Advancement of Science, at York, in the year 1831, and at Oxford in 1832. 1 Vol. in 8. London. (19 sh.) Der Band besteht aus 2 Theilen, von denen der erste die Angelegenheiten des Vereins bespricht und dessen Statuten mittheilt, der zweite aber die in der Versammlung zu Oxford im Juni 1832 gehaltenen Vorträge umfasst. Letztere handeln: 1) *On the progress of Astronomy during the present century* (vom Prof. Airy); 2) *on the Tides* (von J. W. Lubbock); 3) *on the present state of Meteorology* (vom Prof. Forbes); 4) *on the progress of Optics* (von Dav. Brewster); 5) *on the Phenomena of Heat* (vom Prof. Powell); 6) *on Thermo-Electricity* (vom Prof. Cumming); 7) *on the recent progress of chemical science* (von J. F. W. Johnston); 8) *on the state and progress of Mineralogy* (vom Prof. Whewell); 9) *on the recent progress, present state etc. of Geology* (von W. Concheare); 10) *on the history of the human species* (von Dr. Prichard). — Die dritte Versammlung der Gesellschaft fand am 24ten bis 28ten Juni d. J. zu Cambridge statt. Nach dem Berichte des Vorsitzenden hatte sich die Zahl der Mitglieder bis auf 1369 vermehrt. Als Ort der vierten Versammlung, im September 1834, ist Edinburg festgesetzt.

The philosophical Transactions of the Royal Society of London, for the year 1833. Part. 1. in 4. mit Kupfern. London. (1 L.) Enthält folgende Abhandlungen: 1) *Mr. Barlow, on the construction of a fluid Lens Refracting Telescope.* — 2) *Mr. James South, on the extensive Atmosphere of Mars.* — 3) *Mr. Lockhart, on the Tides.* — 4) *Dr. Faraday's experimental Researches in Electricity. 3d series.* — 5) *Dr. Philip, on the nervous and muscular Systems in the more perfect Animals.* — 6) *Dr. Philip, on the Nature of Sleep.* — 7) *Prof. Müller, on the existence of four distinct Hearts in certain amphibious Animals.* — 8) *Mr. Christie's Bakerian Lecture. — Experimental Determination of the laws of Magneto-Electric Induction.* — 9) *Dr. Doty, on the recent Volcano in the Mediterranean.* — 10) *W. Whewell's Essay towards a first approximation to a Map of Colidal Lines.* — *Meteorological Journal, June to December 1832.*

Family Letters and miscellaneous Papers of the celebrated Dr. Benjamin Franklin; now for the first time published. Edited by Jared Sparks. London. in 8. (7 sh.)

Sparks' Life and Writings of Governor Morris. 3 Vol. in 8. London. (1 L. 7 sh.)

Men and Manners in America by the Author of Cyril Thornton. 2 Vols. in 8. London. (1 L. 1 sh.)

Dramatic Scenes from real Life, by Lady Morgan 2 Vol. in 8. London. (1 L. 1 sh.)

The Domestic Manners and social Condition of the white, coloured, and Negro population of the West Indies. By Mrs. Carmichael, five years Resident in St. Vincent's and Trinidad. London. 2 Vols. in 8. (1 L. 1 sh.)

Eighteen Months in Jamaica; with Recollections of the late Revolution. By Theodore Foulke. London. in 12. (3 sh.)

On the Colonies and Ionian Islands, by Lieut-Col. Napier. in 8. London. (18 sh.)

Waltz's Statistical Survey of Roumania. in 8. London. (14 sh.)

Rhodes's ancient popular Poetry. in 8 London. (7 sh. 6 d.)

The internal Structure of fossil Vegetables found in the Carboniferous and Oolitic Deposits of Great Britain, described and illustrated, by Henry T. M. Whigham of Larington. in 4. London. (1 L. 1 sh.)

On Electricity, by R. Murphy. in 8. London. (7 sh.)

Laurance's Treatise on diseases of the Eye. in 8. London. (18 sh.)

Domestic Architecture, being a series of designs for Mansions, Villas etc. etc., with Observations on choice of site, etc. by F. Godwin. Part. 1. in 4. London. (2 L. 12 sh.)

History of the Stage. 10 Vol. in 8. London. (5 L. 10 sh.)

Künftig wird erscheinen:

The life of Sir Walter Scott, Bart. With Extracts from his Letters and Diaries. By J. G. Lockhart. London.

Literarische Anzeigen.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Sammlung architectonischer Entwürfe von Schinkel,
enthaltend
theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel.

Zwanzigstes Heft. Preis 3 Thaler.

Enthält: Sechs Entwürfe zu der jetzt in Berlin im Bau begriffenen allgemeinen Bauschule.

Vorbereitung
zu
philosophischen Studien.

Für den
höhern Schul- und Selbstunterricht
Von Th. Meiniasius.
gr. 8. 4 Thlr.

Anzeigebblatt zu den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 5.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den Regierungs- und Medicinalrath Dr. Augustin zu Potsdam zum Geheimen Medicinalrath zu ernennen geruht.

Der Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt, Dr. Thierack, ist zum Direktor des Gymnasiums in Dortmund ernannt worden.

Se. Majestät der König haben dem ersten Prediger an der evangelischen Kirche zu Zibelle, im Regier.-Bez. Liegnitz, Präpositus Jentsch, dem Pfarrer Esch zu Vluyn, im Reg.-Bez. Düsseldorf, und dem Pastor Naatz zu Suckow an der Plöme, im Reg.-Bez. Stettin, den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Professor Scherk in Halle ist ordentl. Professor der Mathematik, und Professor Heinrich Ritter in Berlin ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Kiel geworden.

Der Pastor Dr. Schmalz in Dresden ist an Bökele Stelle zum Pastor in Hamburg erwählt.

Se. Majestät der Kaiser von Oestreich haben den Professor der Dogmatik am Seminar zu Brescia, Demetrio Ferrari, zum Bischof von Brescia ernannt.

Der bisherige Privatdocent an der Universität zu Berlin, Dr. Pott, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität in Halle ernannt.

Dem Adjunkten Dr. Hanow am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin ist das Prorektorat am Gymnasium zu Cottbus übertragen.

Der Schulamts-Kandidat Dr. Mützell ist zum Adjunkten bei dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin ernannt.

Dem Dr. phil. Julius Ambrosch in Berlin ist Behufs seiner Vorbereitung zum höheren Lehrfache eine weitere Unterstützung von 500 Rthlrn. aus Staatsfonds bewilligt.

Der ehemalige Vorsteher einer Kupferstecher-Schule zu Wilna, Friedrich Lehmann, ist als Zeichner und Kupferstecher bei der Universität in Königsberg angestellt.

Der Professor Dr. Strauß ist als Rektor der Universität in Berlin für das bevorstehende Universitätsjahr bestätigt. Zu Dekanen sind gewählt und bestätigt: die

Professoren Hengstenberg, von Lancizolle, Busch und von der Hagen.

Der Professor Dr. Schirmer in Greifswald ist zum Rektor der Universität für das nächste Rektoratsjahr gewählt und bestätigt.

Bei der akademischen Lehranstalt in Münster ist der Professor Esfer für die nächsten drei Jahre als Rektor, sowie für das nächste Jahr der Professor Brockmann als Dekan der theologischen und der Professor Dr. Roling als Dekan der philosophischen Fakultät bestätigt.

Am 1sten Juli starb zu Breslau der Kanonikus Dr. Daniel Krüger, im 69sten Lebensjahre.

Am 18ten Juli starb zu Ballenstädt der Präsident Dr. Hurlbusch aus Wolfenbüttel.

Am 4ten August starb zu Stuttgart der Prof. Heigel, Lehrer an der Kunstschule und provisor. Vorsteher der dortigen Gewerbschule.

Der Professor der Literatur an der Fakultät der Wissenschaften zu Paris und Mitglied der französischen Akademie, Jean Louis Laya, ist am 25ten August in seinem 72sten Jahre verstorben.

In der Nacht vom 30sten zum 31sten August starb zu Göttingen der General-Superintendent, Professor Gottlieb Jacob Plank.

Ende August starb zu Dresden der Stadtgerichtsrath Reinhardt.

De Nombres Saint-Laurent, der Verfasser mehrerer dramatischen Werke, starb im August zu Boulogne.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Auf der Universität zu Upsala befinden sich gegenwärtig 1307 Studirende: 255 Theologen, 329 Juristen, 134 Mediciner, 340 Philosophen und 249, die sich noch für kein Fach entschieden haben.

Zum Ankaufe mehrerer, dem botanischen Garten in Berlin noch fehlenden Afrikanischen Gewächse und Sämereien aus den Sammlungen des Reisenden Ecklon zu Hamburg ist die Summe von 154 Rthlrn. außerordentlich bewilligt.

Dem Thüringisch-Sächsischen Vereine für Erforschung der

vaterländischen Alterthümer und Erhaltung der Denkmale in Halle ist die Portofreiheit für seine Korrespondenz bewilligt.

Das K. Ministerium der Unterrichts-Angelegenheiten hat auf 100 Exemplare des von dem Dr. Gloger in Breslau herausgegebenen Handbuchs der Naturgeschichte der Vögel Europas subscribirt.

Dem Vereine zur Beförderung des Taubstummen-Unterrichts in Cöln ist für das laufende Jahr ein Zuschuss von 600 Rthlrn. aus Staatsfonds bewilligt.

In der am 24sten August stattgehabten öffentlichen Sitzung der K. Bair. Akademie der Wissenschaften zu München wurden folgende Gelehrte als auswärtige Mitglieder oder Correspondenten proklamirt: Auswärtige Mitglieder: in der philosophisch-philologischen Klasse: Imm. Bekker in Berlin, Chr. A. Brandis in Bonn, Vict. Cousin in Paris, J. Grimm in Göttingen, Raoul-Rochette in Paris. — In der mathematisch-physikalischen Klasse: Ch. Babbage in London, A. Baumgärtner in Wien, S. Friedr. Hermbstädt in Berlin, Nath. Wallich in Calcutta. — In der historischen Klasse: Friedr. von Raumer in Berlin. — Correspondenten: in der philosophisch-philologischen Klasse: L. Döderlein in Erlangen, J. Kopp in Erlangen, Thad. Rixner in Amberg, Friedr. Rückert in Erlangen. — In der mathematisch-physikalischen Klasse: C. E. von Baer in Königsberg, Bazaine in St. Petersburg, Deudant in Paris, A. v. Ettingshausen in Wien, C. Kunth in Berlin, Mitscherlich in Berlin, M. Ohm in Berlin. — In der historischen Klasse: F. W. Dahl in Darmstadt (vor Kurzem gestorben), Ph. Fallmerayer in Landshut, Fr. Kurz in St. Florian in Ober-Oestreich, L. Ranke in Berlin, A. E. Steiner in Seligenstadt, J. G. Stenzel in Breslau.

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft am 7ten Sept. 1833 legte Herr Geh. Regierungsrath Engelhardt einen von ihm am Orte aufgenommenen Plan der neu gebauten Straße über das St. Gotthards-Gebirge mit einigen Bemerkungen über den Bau derselben vor, und Hr. Major von Oesfeld, die ihm von Hrn. Tuchen zu gleichem Zwecke übergebene neueste Karte der Lombardei. Hr. Dr. Meyen gab die Fortsetzung seines im Juli theilweise vorgelesenen Aufsatzes über das alte Peruanische Reich und über die Gründung des neueren durch die Inkas, in Beziehung auf die zwei verschiedenen Menschenrassen, die dasselbe bewohnen. Herr Direktor Diesterweg verglich verschiedene Nordseebäder in Beziehung auf das, was Natur und Kunst für sie gethan, und theilte Bemerkungen über Duden's Werk: „Europa und Deutschland, von Nordamerika aus betrachtet“, mit. Herr Professor Dove sprach über einige Ergebnisse der durch Hrn. Alexander von Humboldt angeregten, in Amerika, Europa und Asien gleichzeitig angestellten magnetischen Beobachtungen, und legte darauf sich beziehende Zeichnungen vor. Hr. Oberlehrer Walter sprach über die Wärmeänderungen auf der See, Hr. Dr. Philipp über die unbedeutende noch stattfindende Kultur des Zuckerrohres in Sicilien in Vergleich mit der im Mittelalter. Hr. Professor Ritter sprach über die Thätigkeit der dänischen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde und theilte außer mehreren literarischen Notizen auch die *Notes statistiques sur le Littoral de la Mer Noire* und *Saggio d'un Atlante Statistico dell' Italia* des Hrn. Grafen L. Serristori mit.

Ministerial - Verfügungen.

Verfügungen des Königl. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

I. Betreffend das Königl. Musik-Institut zu Berlin.

Das Königliche Musik-Institut zu Berlin hat den Zweck, junge Leute zu Organisten, Kantoren, Gesang- und Musik-Lehrern an Gymnasien und Schullehrer-Seminarien auszubilden.

Die Lehrgegenstände desselben sind:

- 1) Unterricht im Orgelspiel.
- 2) Vortrag über die Construction der Orgel.
- 3) Unterricht im Klavierspiel.

4) Theorie der Musik, bestehend

- a) in der Harmonielehre,
 - b) in der Lehre vom doppelten Contrapunkt und der Fuge.
- 5) Gesang-Unterricht.
- 6) Instrumental- und Vokal-Übungen zur Ausführung kleinerer Musikwerke.

Obgleich der Cursus nur 1 Jahr währt, nämlich von Ostern bis wieder Ostern, oder von Michaelis bis wieder Michaelis, so wird doch nach Umständen auch eine zweijährige Theilnahme an dem Unterricht in der Anstalt gestattet. Die Bedingungen zur Aufnahme in das Institut sind folgende:

- 1) ein Alter von wenigstens 17 Jahren;
- 2) daß der Aufzunehmende entweder ein Gymnasium bis Secunda besucht habe, oder mit dem Wahrfähigkeits-Zeugniß aus einem Schullehrer-Seminar entlassen sey.
- 3) daß er die nöthigen Vorkenntnisse in der Musik und die erforderliche Fertigkeit im Klavierspiel habe;
- 4) daß, obgleich sämtliche Unterrichts-Gegenstände unentgeltlich ertheilt werden, derselbe die Kosten seines Aufenthaltes in Berlin bestreiten könne;
- 5) daß derselbe außer den erforderlichen vorgenannten Attesten, einen von ihm selbst verfaßten Lebenslauf mit kurzer Erwähnung über seine Erziehung und Bildung sowohl in wissenschaftlicher als musikalischer Hinsicht 4 Wochen vor der Aufnahme an das Königl. Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten einreiche; von welchem er den weitem Bescheid zu erwarten hat;
- 6) daß derselbe vor seiner Aufnahme in das Institut sich einer Prüfung des unterzeichneten Direktors unterziehe.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Zahl der ordentlichen Zöglinge des Instituts sich nur auf 20 erstrecken darf, jedoch mit Genehmigung des Königl. Ministeriums, noch 6 angehenden Musikern, die nicht zu Organisten und Kantoren sich ausbilden wollen, die Theilnahme an den theoretischen Lecturen gestattet werden kann.

Berlin, den 20ten Juli 1833.

A. W. Bach,
Direktor des Königl. Musik-Instituts.
Papenstraße No. 10.

II. Betreffend die durch das Rescript vom 29ten März 1827 angeordneten Prüfungen.

Es ist dem Ministerium die Frage vorgelegt worden, ob auch Litteraten, die nicht Kandidaten der Theologie sind, oder in das Predigtamt einzutreten nicht beabsichtigen, zu den durch das Rescript vom 29ten März 1827 angeordneten Prüfungen zugelassen werden können. Wiewohl nicht einzusehen, wie die gedachte Verfügung habe mißverstanden werden können, so will doch das Ministerium hiermit ausdrücklich erklären, daß

- 1) alle mit genügenden Universitäts-Zeugnissen versehene Litterati, mögen sie sich der Theologie oder der Pädagogik vorzugsweise gewidmet haben, zur Prüfung für die Lehrstellen an städtischen Bürgerschulen, die nicht zu den in dem Reglement für die Prüfungen der Kandidaten des höhern Schulamts vom 20ten April 1831 §. 2. No. 3. bezeichneten gehören, in so fern an die Lehrstellen die Verpflichtung zum Predigen nicht geknüpft ist, nach dem Circular-Rescript vom 29ten März 1827 ohne Weiteres zuzulassen sind;
- 2) alle Kandidaten der Theologie, die sich für den Eintritt in die theologische Laufbahn bestimmt erklärt haben, und wie sie für die Lehrstellen, mit welchen die Verpflichtung zum Predigen verbunden ist, erforderlich sind, zu der Prüfung nach dem Circular-Rescript vom 29ten März 1827 nur dann zugelassen werden dürfen, wenn sie das theologische Examen *pro Candidatura* vor dem Consistorium bereits bestanden haben, und über dessen genügenden Ausfall sich durch ein Zeugniß ausweisen können.

Das Königl. Provinzial-Schul-Kollegium wird beauftragt, die betreffenden Prüfungs-Kommissionen von dieser Verfügung in Kenntniß zu setzen. Berlin, den 12ten Juli 1833.

Frankreichs Bibliotheken.

In den Departements haben nur 195 Städte öffentliche Bibliotheken; diese enthalten zusammen 1,600,000 Bände, was im Verhältnis zu der Bevölkerung der Departements (31,000,000), für 15 Einwohner 1 Band ergibt. Paris hat 5 öffentliche Bibliotheken, welche 1,378,000 Bände enthalten; d. h. 3 Bände für 2 Einwohner. Endlich hat Frankreich noch 893 Städte von 3000 bis 19000 Einwohnern, wo keine öffentliche Bibliothek vorhanden ist.

Bibliographische Berichte.

Frankreich.

Neu erschienene Werke.

- Des polypes et de leur traitement.* Par P. N. Gerdy. Paris, in 4.
- Dissertation sur les causes de déplacement dans les fractures, les moyens de prévenir l'action de ces causes et de s'opposer à leurs effets.* Par Aln. Lepelletier. Paris, in 4.
- Procédé nouveau pour guérir par l'incision les rétrécissements du canal de l'urètre.* Par M. Reybard. Lyon, in 8.
- Traité de la vaccine et des éruptions varioleuses ou varioliformes. Ouvrage rédigé sur la demande du gouvernement, précédé d'un rapport de l'Académie royale de médecine.* Par M. J. B. Bousquet. Paris et Londres, in 8.
- Du siège et de la nature des maladies mentales.* Par Alexandre Brette. Lyon, in 8.
- Traitement interne et rationnel de la cataracte, de plusieurs maladies des yeux et des douleurs rhumatismales.* Par F. Vulliel. Lyon, in 8.
- Précis élémentaire de Physiologie.* Par F. Magendie. 3e édition, corrigée et augmentée de 6 figures nouvelles. 2 Vol. in 8. Paris.
- Traité complet de Pharmacie théorique et pratique.* Par J. J. Kroy. 4e édition, augmentée de toutes les découvertes les plus modernes. 2 Vol. in 8. Paris.
- Recherches sur les eaux minérales des Pyénées.* Par M. Théophile de Borden. Pau, in 8.
- Dissertation sur la philosophie atomistique.* Par M. Lafaiest. Paris, in 8.
- Mémoires de l'Académie royale des sciences de l'institut de France.* Tome XII. Paris, in 4.
- Mémoire sur les vases panathéniques, adressé, en forme de lettre, à M. Hamilton, par le chevalier P. O. Brönstedt, et traduit de l'anglais par J. W. Bourgon.* Paris, in 4.
- Description des médailles antiques grecques et romaines etc.* par T. E. Mionnet. Supplément. Tome VI. Paris, in 8.
- Sexti Aurelii Propertii elegiarum lib. quatuor, cum nova textus recensione argumentaria et commentario novo, quibus accedunt imitationes et index verborum locupletissimus.* Paris, in 8. (Ist der 142. Band der Bibliotheca classica latina. P. A. Lemaire hat die Vorrede unterzeichnet.)
- Code de l'instruction primaire, contenant l'historique de la législation primaire depuis 1789; la loi du 18 Juin 1833, accompagnée de commentaires et d'observations; l'ordonnance du roi du 16 Juillet 1833; les circulaires et instructions ministérielles qui l'ont accompagnée; précédé d'une introduction, et suivi des ordonnances, circulaires, arrêtés, documents antérieurs etc.* Paris, in 8.
- La Grèce régénérée, ou Description topographique du nouvel état indépendant de la Grèce et des frontières qui lui conviennent; suivie de notes justificatives et historiques.* Par Ipiridion Balbi de Missolonghi. Paris, in 8.
- Lettres sur le Mexique.* Par J. R. Pacheco, avocat mexicain. Lettre première. Bordeaux, in 8.
- Histoire des Français.* Par J. C. L. Simonde de Sismondi. Tome XVII. Paris, in 8. (Enthält die Geschichte der Jahre 1538—1655.)
- Histoire de la Restauration et des causes qui ont amené la chute*

- de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état (M. Capesigue). Tomes IX. et X. Paris, in 8. (Diese beiden Bände führen die Geschichte bis zum Juli 1830.)*
- Gaule et France. Par Alex. Dumas. Paris, in 8.*
- Mémoires de Mademoiselle Arvillion, première femme de chambre de l'impératrice, sur la vie privée de Joséphine, sa famille et sa cour.* 2 Vol. in 8. Paris.
- Histoire de Paris, composée sur un plan nouveau.* Par C. Touchard-Lafosse. Paris. (Das Ganze wird 4 Vol. in 8. bilden, welche 16 frs. kosten werden.)
- Mémoires de Mademoiselle Adèle Boury.* Paris, in 8.
- De la Restauration de la société française.* Paris, in 8. (Im Geiste der Gazette de France.)
- Deux ans de règne. 1830—1832.* Par Alphonse Pepin. Paris, in 8.
- Traité complet de diplomatie, ou Théorie générale des relations extérieures des puissances de l'Europe, d'après les plus célèbres autorités.* Par un ancien ministre. 3 Vol. in 8. Paris.
- Oeuvres de Saint-Just, représentant du peuple à la Convention nationale; précédées d'une Notice historique sur sa vie et ornées de son portrait.* Paris, in 8.
- Traité des actions possessoires.* Par F. X. P. Garnier. Paris, in 8.
- Traité des minorités tutelles et curatelles de la puissance paternelle des émancipations, conseils de famille, interdictions, et généralement des capacités et incapacités qui naissent de ces diverses situations, suivant la nouvelle législation.* Par A. Magnin. 2 Vol. in 8. Paris.
- De la tutelle des impubères, et de la tutelle des femmes, en droit romain.* Par C. Vergé. Paris, in 8.
- Cours de droit français, suivant le Code civil.* Par M. Duranton, professeur etc. Tome XVII. Paris, in 8. (Das Ganze wird etwa 23 Vol. bilden.)
- Gedichte: L'ame et la solitude.* Par Achille du Clésieux. Paris, in 8. — *Pensées du ciel et de la solitude.* Par Justin Maurice, avec une préface, par M. Gustave Drouineau. Paris, in 8. — *Cinq nouvelles harmonies politiques et religieuses,* par Victor Lagrange. Lyon, in 8.
- Romane: Letha; par George Sand (Mad. du Devan). 2 Vol. in 8. Paris. — Marie, ou l'Initiation.* Par Francis Datur. 2 Vol. in 8. Paris. (Nach dem Journal des Débats vom 21. Aug. das mystische Produkt einer Dame.) — Künftig werden erscheinen: *Le Brasseur-Roi. Chronique romanesque du 14e siècle.* Par M. le Vicomte d'Arincourt. Paris. 2 Vol. in 8. und ein neuer Roman von Mérimé, dem Verf. des Theaters der Clara Gazul.

Künftig werden erscheinen:

- Histoire parlementaire de la Révolution française, ou Journal des assemblées nationales, depuis 1789 jusqu'en 1815, contenant la narration des événements, les débats des assemblées, les discussions des principales sociétés populaires, et particulièrement de la société des Jacobins; les procès-verbaux de la commune de Paris, les séances du tribunal révolutionnaire, le compte-résumé des principaux procès politiques, le détail des budgets annuels, le tableau du mouvement moral, extrait des journaux de chaque époque, etc.; précédée d'une introduction sur l'histoire de France jusqu'à la convocation des états-généraux.* Par Buchez et Roux. (Das Ganze wird 15 bis 20 Vol. in 8. bilden, von welchen alle vierzehn Tage eine Lieferung oder ein halber Band erscheinen wird. Der Preis des Bandes ist 4 frs.)
- Antiquités mexicaines. Relation des trois expéditions ordonnées par le Roi d'Espagne en 1805, 1806 et 1807, pour rechercher les antiquités antérieures à la découverte du Mexique, notamment celles de Milta et de Palenque; accompagnées des dessins pris sur les lieux et d'une carte du pays exploré; suivie d'un parallèle de ces monuments avec ceux de l'Egypte et de l'Indostan, et d'une dissertation sur l'origine de la population primitive des deux Amériques, ainsi que sur les diverses Antiquités de ce continent.* Paris. (Das Werk wird 12 Lieferungen umfassen, jede von 12 Kupfern in Fol. nebst Text in spani-

scher und französischer Sprache. Preis jeder Lieferung 40 fr. Die erste sollte am 15ten Septbr. erscheinen und dann alle sechs Wochen eine folgende.)

Mémoires de Georges Cuvier, publiés sur les documents fournis, par sa famille. Paris. 1 Vol. in 8.

Literarische Anzeigen.

Neue Verlagsartikel der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten sind.

Atlas, Neuer allgemeiner Schul-, über alle Theile der Erde. Nach den neuesten Entdeckungen und Grenzbestimmungen bearbeitet von A. A. Müller. 26 in Kupfer gestochene Karten, und eine Tabelle, die Zusammenstellung einiger Zahlenangaben, das Sonnensystem betreffend. Quer 4to. broch.

1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)

(Jede Karte einzeln 2½ Sgr. (2 Gr.))

Barth, Dr. C. W. A., Das Wissenswürdigste der Geographie für Schulen bearbeitet. gr. 8vo. 15 Sgr. (12 Gr.)

Becker, K. F., Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. 3 Theile mit Kupfern. Neue (5te) verbesserte Auflage. 8vo. sauber cartonirt. 3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)

1r Theil. Ulysses von Ithaka. 2r Theil. Achilles.

3r Theil. Kleinere griechische Erzählungen.

Calixtus, Georg, Briefwechsel. In einer Auswahl aus Wolfenbüttelschen Handschriften, herausgegeben von Dr. E. L. Th. Henke. gr. 8vo. 1 Rthlr. 7½ Sgr. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita; edid. Th. Ecktermeyer et Maur. Seyffert. Additae sunt ex latinis poetis recentioribus eclogae. 8 maj. broch.

20 Sgr. (16 Gr.)

Ciceronis, M. T., *selectarum orationum liber. Editio XVII. 8vo.* 10 Sgr. (8 Gr.)

Geschichte, neuere, der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsitzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 79s Stück oder 7ten Bandes 7s Stück. 4to. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Henke, Dr. E. L. Th., Georg Calixtus und seine Zeit. Erste Abtheilung, die Einleitung enthaltend. A. u. d. Titel: Die Universalität Heilmstadt im sechzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literaturgeschichte. gr. 8vo. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Hohl, Dr. A. F., Die geburtshülfliche Exploration. 1. Theil. Das Hören. Mit einer Kupfertafel. gr. 8vo. 1 Rthlr. 15 Sgr. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Lieder, Geistliche, und vermischte Poesien in lateinischen treuen Nachbildungen. Ein Versuch von J. C. W. Niemeyer. gr. 8vo. (In Commission). 1 Rthlr.

Vossii, G. J., Aristarchus, sive de arte grammatica libri septem. Edidit C. Foertsch. Pars I. 4 maj.

3 Rthlr. 15 Sgr. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Neue Bücher,

welche im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin, erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Heinsius, Thdr., Vorbereitung zu philosophischen Studien. Für den höhern Schul- und Selbstunterricht. 8. 20 Sgr.

Magnus, Ludw. Immanuel, Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie, Mit vier Kupfertafeln. gr. 8. 1833. 2½ Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Dritter Theil. Von Ludw. Imm. Magnus.

Dieses ein Lehrbuch der analytischen Geometrie in sich schließende Werk hat folgenden Inhalt: Abth. I. Bestimmung eines Punktes durch Coordinaten. — Transformation der Coordinaten. — Linien ersten Grades. — Von der Verwandtschaft der Collimation, Affinität und Aehnlichkeit. — Von der Reciprocität. — Vom Kreise. — Linien zweiten Grades. — Linien höherer Grade. — Transcendente Linien. — Abth. II. Von den Tangenten, Normalen und Asymptoten der Curven. — Von den Berührungen höherer Ordnungen. — Von den ausgezeichneten Punkten der Curven. — Von parallelen Curven. — Von den einhüllenden oder Grenz-Curven. — Von den Brennlinien. — Vermischte Aufgaben. — Abth. III. Die Quadratur der Curven. — Die Rectification der Curven. — Aufgaben, welche auf Differentialgleichungen erster Ordnung führen. — Aufgaben, welche auf Differentialgleichungen höherer Ordnungen führen.

Pischon, F. A., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten; für Lehrer und zum Selbstunterricht. Erster Theil: Geschichte des Alterthums. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (Als Handbuch für Lehrer, die desselben Verfassers Leitfaden zur allgemeinen Geschichte, 1r Theil, 1832, 10 Sgr., bei ihrem historischen Unterrichte zum Grunde legen.)

Studien, hyperboreisch-römische, für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

(Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungs-Berichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Delmos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhabenen Arbeiten am Friesse des Pronaos vom Thesustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope, von Dem. — 9. Die Enkaustik; von Dem. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.)

Theremin, Franz, Das Kreuz Christi. Predigten. Zweiter Theil. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

(Inhalt: 1. Die Eine köstliche Perle. 2. Die Zeiten unter Christi Leitung. 3. Wir müssen seyn in dem, das des Vaters ist. 4. Von der Hochzeit zu Kana. 5. Von der Salbung Christi. 6. Von der Kreuzigung des Christen. 7. Die Erweisungen Jesu Christi des Lebendigen. 8. Der gute Hirt und die gute Heerde. 9. Die Predigt. 10. Die Erbauung, ein Nachbild des Pfingstwunders. 11. Der Werth der Sündenvergebung. 12. Der verlorne Sohn. 13. Von der Bekehrung. 14. Von der Traurigkeit. 15. Es ist Euch gut, dafs ich hingehe.)

Historisch politische Zeitschrift;

herausgegeben von Leopold Ranke.

Zweiter Band. 1tes Heft.

Inhalt: Die großen Mächte. (Fragment historischer Ansichten). — Bemerkung über die *Mémoires d'un homme d'état*. — Zur Geschichte der Deutschen, insbesondere der preussischen Handelspolitik von 1818 bis 1828. — Der Schweizerische Band vom 7. August 1815. — Ueber die Veränderungen, welche die Benutzung und der Ertrag der Landgüter durch politische und wissenschaftliche Einflüsse und durch die Gesetzgebung in neuer Zeit erfahren haben.

Der Preis des Bandes, von ungefähr 50 Bogen, ist wie bisher 5 Thlr.

Anzeigebblatt zu den Jahrbüchern für wissensch. Kritik. 1833. II. No. 6.

Von der tabellarischen Uebersicht der Unterrichts-Anstalten der Preussischen Monarchie folgt hier No. II., die Gymnasien betreffend.

N II. Tabellarische Uebersicht

über die in dem Königlich Preussischen Staate befindlichen Gymnasien, der dabei angestellten Lehrer und deren Frequenz im Winter-Semester 1833.

Provinz	Gymnasien	Namen der Directoren, Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Abgang im Sommer-Semester 1832.		Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 1833	Frequenz im Winter-Semester 1833							Bemerkungen		
				a. zur Universität.	b. zu andern Bestimmungen.		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.			
Preussen. Die Einwohnerzahl dieser Provinz mit Einschluss des Mühlbais beträgt 2,026,927.	1	Friedr. Collegium zu Königsberg	Gotthold	14	267	10	30	18	25	41	56	53	45	23	245	
	2	Altstädt. Gym. zu Königsberg	Struve	14	380	12	99	30	44	86	67	66	57	49	368	
	3	Kneiphofsch. Gym. zu Königsberg	Lucas	14	305	—	24	60	35	48	66	72	71	52	441	
	4	Gymnasium zu Braunsberg	Gerlach	9	298	25	42	49	46	39	39	69	52	35	280	
	5	— zu Rastenburg	Krüger	11	263	3	19	27	30	43	58	60	42	37	270	
	6	— zu Tilsit	Coerber	12	266	13	21	37	24	35	58	58	66	28	269	
	7	— zu Gumbinnen	Prang	11	280	—	16	22	15	34	44	80	68	43	284	
	8	— zu Lyck	Rosenhaya	10	205	8	8	17	16	24	50	49	40	27	204	
	9	Lateinische Schule zu Rüssel	Präfect Dost	5	138	—	34	24	20	34	43	25	—	—	192	
	10	Gymnasium zu Danzig	Engelhardt	9	316	—	28	26	25	27	60	80	67	55	314	
	11	— zu Elbing	Mund	12	279	6	17	34	15	40	49	57	65	64	290	
	12	— zu Thorn	Brohm	12	166	—	4	6	9	11	43	53	53	—	168	
	13	— zu Könitz	Gahbler	11	253	—	20	34	10	43	56	68	50	69	297	
	14	— zu Marienwerder	Ungefug	10	189	—	11	14	11	20	28	48	62	33	199	
	15	Progym. zu Deutsch-Crone	Prorector Malkowski	6	78	—	8	13	7	10	26	40	—	—	83	
Summa				160	3712	79	311	408	332	532	744	879	728	515	3736	
Posen. Einwohnerzahl 1,056,378.	1	Gymnasium in Posen	Stock und Wendt	18	492	9	57	87	16	30	29	60	72	77	443	a) polnischer Citus. b) deutscher Citus.
	2	— in Lissa	(vacant)	14	296	—	22	11	17	27	43	75	90	53	365	
	3	— in Bromberg	Müller	10	210	3	28	26	7	14	43	62	72	—	205	
	Summa			42	928	12	107	144	40	64	115	217	261	255	953	
Schlesien. Einwohnerzahl 2,464,414.	1	Ritter-Akademie in Liegnitz	Becher	16	78	—	9	16	13	20	22	16	11	—	82	Die Anstalt in Liegnitz hat nur 5 Klassen. Der Recter und Professor Kluge ist am 21. Aug. 1833 verstorben. Diese Gymnasien haben nur 5 Klassen. hat ebenfalls nur 5 Klassen. Diese Anstalt besteht aus den 4 untern Klassen eines Gymnasii.
	2	St. Elisabeth in Breslau	Etzler	11	400	—	36	45	47	64	67	79	80	75	412	
	3	Maria Magdalena in Breslau	Kluge	13	411	18	25	40	44	61	112	66	67	58	408	
	4	Friedrichs Gymnas. in Breslau	Kannegiesser	8	237	—	31	40	31	39	50	63	49	23	255	
	5	Gymnasium in Brieg	Schmieder	10	262	7	21	25	25	25	44	36	51	78	259	
	6	— in Glogau	Klopsch	8	226	7	16	23	28	21	49	59	69	—	226	
	7	— in Goerlitz	Anton	8	294	1	24	11	77	32	62	71	38	—	280	
	8	— in Hirschberg	Linge	11	186	5	22	20	35	32	43	37	39	—	179	
	9	— in Lauban	Schwarz	7	116	—	4	8	23	16	23	30	28	—	120	
	10	— in Liegnitz	Pinzger	8	256	10	20	19	23	44	48	62	68	—	245	
	11	— in Oels	Körner	9	212	—	14	22	19	21	49	60	71	—	210	
	12	— in Ratibor	Haenisch	9	208	—	18	23	18	16	30	—	—	47	213	
	13	— in Schweidnitz	Schönborn	7	181	11	26	30	13	25	37	—	—	—	174	
	14	Kathol. Gymnasium in Breslau	Elronich	14	539	21	72	123	83	107	77	—	118	—	567	
	15	Gymnasium in Glatz	Müller	9	293	8	27	57	27	21	23	—	59	—	245	
	16	— in Gleiwitz	Kabalka	8	271	24	41	90	27	39	41	—	74	—	226	
	17	— in Gr. Glogau	Ender	9	164	4	20	45	16	25	21	—	37	—	185	
	18	— in Leobschütz	Wissowa	9	237	14	43	66	31	46	32	—	66	—	266	
	19	— in Neisse	Scholz	10	357	21	63	97	44	56	43	—	94	—	370	
	20	— in Oppeln	Pichatzeck	11	184	11	34	60	19	31	27	—	50	—	199	
	21	Progymnasium in Sagan	Scholz	3	19	—	8	8	—	—	—	1	—	—	22	
Summa				197	6086	167	673	877	643	743	901	1027	1187	791	5223	

Provinz	No.	Gymnasien	Namen der Directoren, Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832.		Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 1833	Frequenz im Winter-Semester 1833							Summa	Bemerkungen
						a. n. d. Uni- versität.	b. an- d. ande- ren Be- stän- den.		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.		
IV. Pommern. Einwoh- nerzahl 912,923.	1	Gymnasium in Stettin	Hassebach	20	400	12	29	55	48	53	57	95	98	63	—	414	
	2	— in Stargard	Falbe	11	245	5	15	20	23	30	36	59	60	39	—	245	
	3	— in Cöslin	Müller	9	209	4	13	19	16	31	33	37	43	31	—	191	
	4	— in Neu Stettin	(vacant)	8	201	14	17	30	19	42	51	49	24	15	—	200	
	5	— in Stralsund	Nitze	11	283	8	20	45	24	37	52	62	58	77	—	300	
	6	— in Greifswald	Breithaupt	10	190	9	16	25	39	28	29	77	39	18	—	180	
		Summa	—	69	1519	52	130	194	167	212	258	328	322	243	—	1530	
V. Branden- burg. Einwoh- nerzahl 1,579,939.	1	A. Gymnasien in Berlin.	Meinicke	32	304	8	11	28	4	—	—	43	34	13	—	284	
	2	Friedrich Wilhelms —	Spilleke	26	389	3	28	40	3	—	—	55	66	53	—	398	
	3	Französisches —	Palais	18	272	—	25	41	1	—	—	51	51	46	55	288	
	4	Berlinisches —	Koeppke	25	492	9	42	49	6	—	—	55	62	46	—	490	
												164					
	5	Friedrich Werdersches —	Ribbeck	17	252	6	15	30	2	—	—	52	51	30	—	261	
	6	Cölnisches Real —	August	27	352	3	44	60	1	—	—	60	58	58	—	365	
												155					
		B. Gymnasien in der Provinz.															
	7	Gymnasium in Potsdam	Blume	11	293	6	25	27	2	—	—	55	73	66	—	288	
	8	— in Brandenburg	Braut	10	205	4	13	40	1	—	—	58	52	55	—	228	
	9	Ritter-Akademie in Brandenburg	Schultze	12	67	—	1	8	—	—	—	29	10	—	—	74	
	10	Gymnasium in Prenzlau	Paulow	13	177	—	22	11	1	—	—	41	36	35	—	166	
	11	— in Neu Ruppin	Thormeyer	10	182	5	11	20	1	—	—	41	50	33	—	186	
	12	— in Cottbus	Reuscher	7	177	—	21	15	1	—	—	48	50	—	—	171	
	13	— in Frankfurt a. d. O.	Poppo	12	177	3	26	17	1	—	—	22	41	46	—	168	
	14	— in Guben	Richter	7	188	—	12	12	1	—	—	52	59	—	—	188	
	15	— in Königsberg Neum.	Arauld	10	153	5	30	15	1	—	—	29	33	34	—	153	
	16	— in Luccau	Lehmann	10	378	6	12	13	3	—	—	44	69	66	86	373	
	17	— in Sorau	Adler	11	126	—	8	6	1	—	—	34	30	—	—	124	
	18	Pädagogium in Züllichau	Steinbart	13	214	3	16	23	2	—	—	33	30	18	—	218	
		Summa	—	272	4388	61	362	456	381	481	956	1020	864	588	141	4431	
VI. Sachsen. Einwoh- nerzahl 1,449,587	1	Gymnasium in Aschersleben	Wex	9	87	—	6	2	9	9	11	28	26	—	—	83	
	2	— in Bieleben	Siebrat	9	179	4	18	10	19	19	26	45	34	23	—	166	
	3	gemeinsch. Gymnas. in Erfurt	Strass	15	200	2	15	17	20	25	37	43	31	—	—	193	
	4	kathol. Progymnas. in Erfurt	Hauser	6	56	—	7	—	—	—	10	11	17	11	—	48	Die Schulkosten hat sich im Laufe des Sommer-Semesters um 1 vermindert.
	5	Gymnasium in Halberstadt	Maafs	14	267	10	20	13	49	31	41	45	51	33	—	250	
	6	Vereinigte Haupt-Schule der Frankeischen Stiftungen in Halle	Niemeyer	17	374	11	46	29	43	42	52	55	71	84	—	346	
	7	Königl. Pädagogium in Halle	desgl.	10	94	1	8	10	23	27	11	15	15	—	—	91	
	8	Gymnasium in Heiligenstadt	Rinke	8	116	8	6	15	12	25	39	40	—	—	—	116	
	9	Dom-Gymnasium in Magdeburg	Mathias	15	460	7	26	28	29	37	65	64	97	80	31	453	Die Schulkosten hat sich im Laufe des Sommer-Semesters um 1 verm.
	10	Pädag. Kloster U. L. F. in Magd.	Solbrig	11	143	8	15	46	17	24	19	41	46	30	—	166	Dergleichen um 1.
	11	Gymnasium in Merseburg	Wieck	7	107	1	20	8	17	14	24	22	26	—	—	109	Dergleichen um 2.
	12	— in Mühlhausen	Graefenhan	10	439	3	14	2	17	23	31	54	—	—	—	124	
	13	Domschule in Naumburg	Werasdorf	6	106	3	3	7	26	19	18	32	13	—	—	107	
	14	Landesschule in Pforta	Kirchner	19	190	3	7	19	37	75	80	—	—	—	—	192	
	15	Gymnasium in Nordhausen	Schirlitz	11	313	7	33	25	26	61	46	44	61	54	—	301	
	16	— in Quedlinburg	Ranke	9	143	1	6	12	15	13	20	22	48	31	—	149	
	17	Klosterschule in Rosaleben	Wilhelm	7	72	5	7	8	11	26	32	—	—	—	—	68	
	18	Gymnasium in Salzweil	Dannell	11	191	9	7	17	12	16	37	31	51	52	—	198	
		Uebertragen	—	—	191	333	76	287	259	377	479	556	556	655	449	3159	

No.	Gymnasien	Rectoren u. s. w.	Zahl der Lehrer	Frequenz im Winter-Semester 1844	Aufnahme im Anfang des Winter-Semesters 1844	Frequenz im Winter-Semester 1844							Summa	Bemerkungen	
						I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.			
19	Uebersicht														
20	Gymnasium in Schleusingen	Schober	7	100	6	10	18	14	19	19	18	—	—	88	Der etc. Schober ist pensioniert und die Wiederbesetzung erfolgt Stelle im Werke.
21	— in Stendal	Hauske	9	123	2	10	16	18	19	37	21	38	—	133	
22	— in Tergau	Müller	6	115	—	6	7	20	13	45	38	—	—	116	
23	— in Wittenberg	Spitzner	7	122	4	12	6	21	25	23	43	—	—	119	
24	— in Zeitz	Kiesling	6	143	2	5	10	18	23	19	18	35	—	114	
	Summa		228	381	91	306	308	473	573	729	725	746	449	81	3722
VII. Gymnasien.															
1	Arnsberg	Baden	12	101	3	11	38	28	15	19	28	16	19	—	125
2	Bielefeld	Kronberg	42	217	5	17	33	43	34	36	44	43	28	—	298
3	Coesfeld	Säckelund	9	117	4	5	18	9	33	22	18	15	15	14	126
4	Dortmund	Steuber	6	432	3	23	17	20	13	20	19	22	30	—	124
5	Hamm	Kapp	19	104	2	8	20	7	7	25	26	20	29	—	114
6	Herford	Kiesel	6	91	2	16	14	8	10	18	28	23	—	—	87
7	Minden	Wessel	11	444	3	20	26	18	14	29	35	46	28	—	148
8	Münster	Nadmann	19	348	48	38	51	31	69	56	63	46	57	—	313
9	Paderborn	Gundolf	14	293	42	42	73	35	63	39	49	41	55	—	282
10	Recklinghausen	Stieve	7	79	5	13	15	18	14	10	18	8	8	—	76
11	Soest	Potze	12	203	7	8	18	9	13	16	11	21	36	—	106
12	Bielefeld	Schupmann	6	46	—	8	14	—	18	7	9	6	14	—	54
13	Warburg	Mörsch	4	50	—	1	6	—	—	—	20	12	23	—	53
14	Attendorn	Henne	2	34	—	10	8	—	—	—	6	7	6	13	32
15	Brilon	Föhner	6	52	—	14	12	—	—	4	11	12	14	9	50
16	Siegen	Lersch	3	52	—	6	16	—	6	15	14	12	15	—	52
17	Datteln	Kanne	7	25	—	7	16	—	2	2	6	4	5	8	38
18	Vreden	Hüppe	4	37	—	5	4	—	—	—	4	3	9	—	16
19	Rheine	Sammerich	5	32	—	9	4	—	5	7	3	4	4	4	27
20	Warburg	Wellingmeyer	5	55	—	4	8	—	9	4	18	10	18	—	51
	Summa		159	2084	123	264	405	216	316	323	430	365	413	49	2112
VIII. Gymnasien.															
1	Gymnasium in Aachen	Schön	13	295	7	32	50	48	—	—	63	45	40	—	344
2	— in Bonn	Biedermann	12	129	9	11	44	10	13	26	35	28	35	—	148
3	— in Clevs	Rigler	12	125	—	5	18	22	14	29	24	26	23	—	133
4	— in Coblenz	Klein	17	295	18	53	82	94	54	38	57	66	71	—	387
5	Kathol. Gymnasium in Cöln	Birnbaum	18	340	21	40	58	44	72	38	68	58	52	—	389
6	Evang. Fried. Wth. Gym. in Cöln	Grashof	14	151	12	15	36	24	37	—	23	19	26	—	160
7	Gymnasium in Cronsach.	Eilers	10	120	3	13	16	4	15	—	34	25	18	—	114
8	— in Duisburg.	Schulze	11	54	—	4	7	13	10	—	30	18	6	—	57
9	— in Düren	Meyer	10	160	16	18	26	26	32	—	30	31	26	—	162
10	— in Düsseldorf	Wöllner	16	273	10	11	51	27	70	—	68	62	48	—	302
11	— in Elberfeld	Hantsche (deterministisch)	12	77	—	11	10	13	11	—	13	12	18	—	78
12	— in Essen	Sarls	10	62	3	9	6	6	14	—	15	18	9	—	76
13	— in Münsterfeld	Katsch	8	135	12	18	38	39	30	—	26	28	26	—	136
14	— in Saarbrücken	Zimmermann	12	113	6	12	26	7	7	—	22	24	49	—	121
15	— in Trier	Wyttenbach	12	229	26	3	94	30	84	—	51	60	68	44	304
16	— in Weimar	Hart	11	98	9	19	8	16	12	—	27	19	—	—	95
17	— in Wees	Bischof	7	139	8	15	38	18	35	—	22	20	37	—	154
18	— in Emmerich	(vacant)	3	—	—	—	54	—	—	—	7	17	26	—	54
	Summa		168	2914	158	172	616	366	572	480	600	573	573	49	3137

Recapitulation

No.	Provinz	Anzahl der Gymnasien	Zahl der Einwohner	Zahl der Lehrer	Frequenz im Sommer-Semester 1832	Abgang im Sommer-Semester 1832		Aufnahme im Winter-Semester 1833	Frequenz im Winter-Semester 1833							Summa	Bemerkungen
						a. zur Universität	b. zu andern Bestimmungen		I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.		
I.	Preussen	15	2025927	160	3712	78	311	408	332	532	744	879	728	515	—	3730	
II.	Posen	3	1056278	42	928	12	107	144	40	64	115	217	261	256	—	953	
III.	Schlesien	21	2464414	197	5086	167	572	877	642	742	904	1037	1149	701	—	5923	
IV.	Pommern	6	912223	69	1518	52	130	194	167	212	258	328	322	243	—	1530	
V.	Brandenburg	18	1579939	271	4398	61	362	456	381	481	956	1020	854	598	141	4431	
VI.	Sachsen	23	1449587	228	3811	91	306	308	473	573	729	725	746	449	81	3792	
VII.	Westphalen	20	1261996	159	2094	123	254	403	216	316	323	430	366	413	49	2112	
VIII.	Rheinprovinz	18	2288596	208	2914	153	273	649	359	572	430	586	573	573	44	3137	
Summa		124	13038960	1334	24461	738	2326	3441	2611	3497	4456	5212	4968	3838	315	24838	

Preisfrage der philosophisch-historischen Klasse der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1835.

Bekannt gemacht im Jahre 1833.

Das von Ptolemäus Lagi und seinem Sohne Philadelphus in ihrer Residenz Alexandria gestiftete Museum, das unter wechselnden Schicksalen Jahrhunderte lang bestanden hat und nicht vor Eroberung Aegyptens durch die Araber gänzlich erloschen zu sein scheint, wird in allen Werken über Literaturgeschichte mit Recht als eine Anstalt gerühmt, die wesentlich zur Begründung mehrerer Wissenschaften unter den Griechen, und des wissenschaftlichen Studiums und Strebens überhaupt beigetragen hat. So oft aber auch das Verdienst dieses ältesten Gelehrtenvereins hervorgehoben worden ist, so sind doch die Begriffe, die man sich von dem eigentlichen Wesen desselben zu machen hat, noch immer sehr schwankend. Die Nachrichten, die sich darüber bei den griechischen und römischen Schriftstellern zerstreut finden, sind wenig befriedigend und lassen der Vermuthung einen weiten Spielraum. Bei dem Allen ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob sich der Gegenstand nicht noch weiter aufklären lasse, als es durch mehrere ältere Schriften, die man in Meusel's *Bibliotheca historica* (Vol. III, P. I, p. 16) genannt findet, und neuerdings durch Hrn. Matter's *Essai historique sur l'École d'Alexandrie* (Paris 1820, 2 Bände, 8.) geschehen ist. Die philosophisch-historische Klasse der Akademie empfiehlt daher folgende Preisfrage der Beachtung der Gelehrten:

„Aus den über das alexandrinische Museum vorhandenen sehr fragmentarischen Nachrichten mit Hilfe einer kritischen Combination ein Ganzes zusammenzustellen, das eine anschauliche Idee von dem Zwecke, der Organisation, den Leistungen und den Schicksalen dieser berühmten Anstalt gewähre.“

Es versteht sich, daß die einzelnen Wissenschaften, die dem Museum ihre Begründung oder Erweiterung verdanken, hervorzuheben, und die einzelnen Gelehrten des Vereins, die sich in dieser Beziehung verdient gemacht haben, anzuführen sind; aber es ist keinesweges die Absicht der Akademie, eine neue mit biographischen und bibliographischen Details über-

füßte Literaturgeschichte des spätern Griechenlands in's Leben zu rufen. Es kommt hier, wie man leicht sieht, auf etwas mehr als auf bloße Anhäufung eines literarischen Apparats an. Wer also nichts weiter als einen solchen zu geben vermag, verschwende seine Zeit nicht an eine Untersuchung, die dadurch wenig gefördert werden würde. Daß auch von den Schicksalen der berühmten alexandrinischen Bibliothek und ihrer angeblichen Katastrophe unter Omar die Rede sein müsse, versteht sich von selbst; es fragt sich nur, ob nach Bonamy's, Dedel's, Reinhard's und Augusti's Untersuchungen noch etwas Neues darüber zu sagen sein möchte.

Der Termin für die Einsendung der Beantwortungen dieser Preisfrage, welche, nach der Wahl der Bewerber, in deutscher, französischer, englischer, italienischer oder lateinischer Sprache geschrieben sein können, ist der 31. März 1835. Jede Bewerbungsschrift ist mit einer Devise zu versehen, und diese auf der äußern Seite des versiegelten Zettels, welcher den Namen des Verfassers enthält, zu wiederholen. Die Ertheilung des für die beste Beantwortung bestimmten Preises von 50 Dukaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Leibnizischen Jahrestage im Monat Julius des gedachten Jahres.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben dem Ober-Prediger *Haritz* zu Egeln, und dem bei der St. Stephans-Kirche zu Mainz angestellten ersten Pfarrer *Mex* den rothen Adlerorden dritter Klasse, und den Prediger *Vogler* zu Pletzlitz, Reg. Bez. Cöslin, *Rostkovius* zu Koronowo, Reg. Bez. Bromberg, *Schmölder* zu Soest, und *Walter* zu Groß-Schönebeck, Reg. Bez. Potsdam, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Se. Majestät der König von Hannover haben den Herren Hofrathen *Dahlmann* und *Stromeyer* zu Göttingen den Guelphen-Orden zu verleihen geruht.

Die berühmte englische Schriftstellerin Mrs. *Hannah Moore* ist im August in ihrem 88sten Lebensjahre verstorben.

Am 19ten September starb zu Berlin der Königl. Justizrath *Wilhelm Müla*, als Schriftsteller durch viele Werke bekannt.

Anzeigebblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 7.

Personal-Chronik.

Der bisherige Oberlehrer *Hentze* in Breslau ist zum Direktor des Schullehrer-Seminars in Potsdam ernannt.

Der Schulamts-Kandidat *E. G. Schulze* ist zum Lehrer am Pädagogium in Züllichau ernannt.

Dem Hofrath *von Langsdorff* in Wiesbaden ist der rothe Adlerorden dritter Klasse verliehen.

Der außerordentliche Professor *Dr. Rudorff* ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität in Berlin ernannt.

Dem Lektor der neugriechischen Sprache, *Paucker*, an der Universität in Breslau ist eine jährliche Remuneration von 60 Thalern bewilligt.

Der außerordentliche Professor *Dr. Kinsfeld* ist zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Chemie bei der Universität in Greifswald ernannt.

Der bisherige Professor *Dr. Reimnitz* am Gymnasium in Potsdam ist zum Direktor des Gymnasiums in Guben ernannt.

Dem *Dr. Meyen* ist zur Bestreitung der Kosten der Herausgabe seiner Reisebeschreibung die Summe von 1500 Thalern, und überdies auf zwei Jahre eine Unterstützung von 500 Thalern aus Staatsfonds bewilligt.

Dem Ober-Schulrath *Zeller* haben Se. Maj. der König dem rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

Dem Bischofe *Dr. Drüscke* in Magdeburg ist der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen.

Der bisherige Privatdocent *Dr. Robert Froriep* ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu Berlin ernannt worden.

Se. Majestät der König haben dem Prediger *Stöcker* zu Wegeleben, Reg.-Bez. Magdeburg, den rothen Adlerorden vierter Klasse zu verleihen geruht.

Professor *Warnkönig* in Löwen hat einen Ruf zu der durch Prof. *Rossi's* Abgang (s. Anzeigbl. No. 3) erledigten Professur der Jurisprudenz in Genf erhalten.

Am 14ten Septbr. feierte der Professor *Dr. Karl Gottlob Kühn* zu Leipzig sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum.

dalens in Breslau, Professor *Dr. Kluge*, ist am 21sten August verstorben.

Am 8ten Septbr. starb zu Bologna der Professor der Anatomie an der dortigen Akademie der schönen Künste, *Sabattini*.

Im September starb zu Göttingen der Professor der Rechte, *Gabinus de Wal*, 41 Jahr alt.

Im September starb zu Betm der Professor *Leonhard Usteri*, geb. 1799.

Am 22sten September starb zu Christiania der Professor *Niels Treschow*, 82 Jahr alt.

Am 14ten September starb zu Freiburg im Breisgau der außerordentliche Professor der Philosophie *Dr. F. J. Zimmermann*, 38 Jahr alt.

Wissenschaftliche Institute.

Von dem Apotheker *Dr. Martius* in Erlangen ist Behufs des Unterrichts bei der Königl. Universität in Berlin eine pharmalogische Sammlung für den Preis von 1000 Thlr. angekauft.

Der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, welche gegenwärtig ihren Sitz in Breslau hat, ist zur Herausgabe ihrer Akten die bisher gewährte Unterstützung aus Staatsfonds wieder für die Jahre 1834, 1835 und 1836 bewilligt.

Der ordentliche Professor der Physik, *M. Heinrich Wilhelm Brandes*, ist zum Rektor der Universität zu Leipzig für das nächste Universitätsjahr vom 31sten Octbr. 1833 bis dahin 1834 gewählt worden, und hat diese Wahl bereits die erforderliche Bestätigung erhalten.

Am 12ten September (n. St.) hielt die Kaiserl. Universität zu St. Petersburg ihre öffentliche Versammlung im Beisein des Hrn. Dirigirenden des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, des Hrn. Ministers des Innern und einer zahlreichen Gesellschaft von Standespersonen und Fremden. Der Sekretär des Universitäts-Conseils, Professor Staatsrath *Butyrski*, eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Uebersicht der Thätigkeit der Universität und ihres Lehrbezirks im J. 1832. Demnächst wurde verlesen: vom Professor Staatsrath *Pletnew* eine Abhandlung „über das Volksthümliche in der Literatur“ und vom Professor Staatsrath *Charmois* eine Abhandlung in französischer Sprache „über den Nutzen der orientalischen Sprachen beim Studium der Geschichte Russlands.“ Zum Schluss der Sitzung wurde die Liste derjenigen jungen Leute verlesen, welche nach Beendigung ihrer Studien auf dieser Universität jetzt als Kandidaten oder Studenten entlassen worden sind.

Bibliographische Berichte.

Frankreich.

Neu erschienen sind:
Des Quarantaines et des pertes qu'elles occasionnent au commerce,

Der Rektor des Gymnasiums zu St. Maria-Mag-

Mémoire présenté à l'Académie des sciences; suivi d'un extrait du rapport de M. M. Girard, Freycinet et Double. Paris, in 8.
Recueil de Mémoires de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires, faisant suite au journal qui paraissait sous le même titre, rédigé sous la surveillance du conseil de santé, par M. M. Laubert, Etienne et Bégin; publié par ordre de S. Exc. le ministre secrétaire d'état du département de la guerre. Trente-quatrième volume. Paris, in 8.

Journal des connaissances médicales, rédigé par M. M. Gillet de Grandmont, Tavernier, Fuster et Duclou. Premier numéro. 10 Août 1833. Paris, in 8. Preis des Jahrgangs 7 frs.

Journal des connaissances médico-chirurgicales, publié par M. M. Armand Trousseau, Jacques Lebaudy, Henri Gouraud. 1ère livraison. 1er Sept. 1833. Paris, in 8. Monatlich soll ein Heft erscheinen. Preis des Jahrgangs 6 frs.

Encyclopédie des sciences médicales. Paris, chez Laurent. Das Werk wird aus 100 Heften, jedes zu 9 Bogen für 14 frs. bestehen.

Essai sur la Brûture, et son nouveau traitement par l'usage des poils du typhé. Par E. T. Vignal. Paris, in 8.

Mémoire sur le prolapsus ou chute de la matrice, et tous les autres déplacements des organes génito-urinaires de la femme, guéris par l'emploi de pessaires en caoutchouc pur. Par Mad. Rondet. Paris, in 8.

Mémoires sur les réservoirs d'alimentation des canaux, et notamment sur ceux du canal du centre. Par L. L. Vallée. Paris, in 8.

Dictionnaire historique et topographique de la Provence ancienne et moderne. Par E. Garcin. 2 Vol. in 8. Draguignan.

Mémoires de Louis XVIII., recueillis et mis en ordre par M. le Duc de D. . . . Tomes XI et XII. Paris, in 8. (Letzte Bände dieses Werks.)

Mémoires de Madame la Duchesse d'Anbrantès. Tome XI. XII. 2 Vol. in 8. Paris.

Histoire constitutionnelle et administrative de la France, depuis la mort de Philippe-Auguste. Par M. Capesque. Première époque. De Louis VIII. à la fin du règne de Louis XI. 1223-1483. Tomes III. et IV. Paris, in 8.

*Les Réverbères. Chroniques de nuit du vieux et du nouveau Paris; publiées par la comtesse douairière de B^{***}, auteur des Chroniques de l'oeil de boeuf. Tomes I. et II. Paris. 2 Vol. in 8.*

La double Méprise. Par l'auteur du Théâtre de Clara Gazul (Mérind). Paris, in 8.

Littérature et voyages. Par Jean Jacques Ampère. Allemagne et Scandinavie. Paris, in 8.

Veland le forgeron. Dissertation sur une traduction du moyen âge, avec les textes islandais, anglo-saxons, anglais, allemands et français-romans qui la concernent. Par G. B. Depping et Franck Michel. Paris, in 8.

De la Littérature française au dix-neuvième siècle, considérée dans ses rapports avec les progrès de la civilisation et de l'esprit national. Par Cyprien Démarais. Paris, in 8.

Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. le Baron Cuvoier. Par G. L. Duvernoy. Strasbourg, in 8.

Institutes ou Principes des Lois civiles, avec les changements, corrections et améliorations dont les Codes civil et de commerce paraissent susceptibles. Par C. J. B. Anyot. Paris, in 8.

Notice sur la vie et les ouvrages de M. Champollion le jeune, lue à la séance publique des inscriptions et belles lettres, du 2 Août 1833, par M. le baron Silvestre de Sacy. Paris, in 8.

Monuments inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul Rochette, 5e et 6e livraisons. Paris, in fol. Mit diesen beiden Lieferungen ist der erste Band geschlossen, der 100 frs. kostet. Die Verlags-

handlung dieser Jahrbücher hat ein Exemplar der ersten Lieferungen vorrätig.

Souvenirs atlantiques. Voyage aux Etats-Unis et au Canada. Par Théodore Pavie. Paris, 2 Vol. in 8.

Mémoires présentés par divers savans à l'Académie royale des

Sciences de l'Institut de France, et imprimés par son ordre. Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. Paris, in 4.
Annuaire de l'instruction primaire, pour l'année 1833, publié avec l'autorisation de M. le ministre de l'instruction publique. Deuxième Année. Paris, in 8.

Annuaire de l'état militaire de France, pour l'année 1833; publié sur les documents du ministère de la guerre, avec autorisation du roi. Strasbourg et Paris, in 12.

Dictionnaire de l'industrie manufacturière, commerciale et agricole. Ouvrage accompagné d'un grand nombre de figures intercalées dans le texte. Par M. M. Baurimont, Blanqui aîné, D. Colladon, Coriolis, & Arcet, Paulin Desormeaux, Despretz, H. Gaultier de Claubry, Goullier, Th. Olivier, Pérent-Duchâtelet, Soulange-Bodin, Sainte-Beuve, A. Trebuchet. Tome 1er. Paris, in 8. (Das Werk wird ungefähr 10 Bände bilden und 80 frs. kosten.)

Éléments de Philosophie catholique. Par M. Combalot. Paris, in 8.

Maisons de ville construites à Paris; par Bourlier-Dubreuil, architecte, ou Traité de l'architecture théorique et pratique des maisons particulières, comprenant le toisé général des bâtimens, et accompagné de planches sur papier grand-raisin formant dix cahiers de chacun six feuilles. Paris, in 8. 60 frs.

Mémoires sur les fourneaux fumivores. Par M. Lefroy. Paris, in 8.

Mémoires de la société géologique de France. Tome 1er. 1ère partie. Paris, in 4.

On the natural and mathematical Laws concerning population, vitality, and mortality; the modifications which the law of mortality receives, when referred to different classes of people; and generally the movements of population, in its progress of renewal; with tables of mortality, applicable to five classes of each sex; and other tables, expressing the relations between capital and income, under the operation of compound interest; by Francis Corbux. Paris, in 8.

*Künftig sollen erscheinen:
 In der Königlichen Buchdruckerei zu Paris wird jetzt gedruckt:*

Harivansa, poème sanscrit, traduit en français par M. Langlois. 2 Vol. in 4.

Voyage d'un Iconophile. Revue des principaux cabinets d'estampes, bibliothèques et musées d'Allemagne, de Hollande et d'Angleterre. Par Duchesne aîné. Paris, 1 Vol. in 8.

Littérature et Philosophie mêlées, par Victor Hugo. Paris, 2 Vol. in 8.

Jupiter. Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monuments qui le représentent; ouvrage précédé d'un essai sur l'esprit de la religion grecque. Par Emeric David, membre de l'Institut. 2 Vol. in 8. Paris.

Collection de documents et témoignages tendant à établir la vérité dans l'histoire, ou Mémoires de tous. Das Werk wird 10 Bände in 8. bilden, von denen monatlich einer erscheinen und 7 1/2 frs. kosten soll. (Paris, bei Levasseur.)

Principes d'économie politique et de finances appliqués, dans l'intérêt de la science, aux fausses mesures du gouvernement, aux fausses spéculations du commerce, et aux fausses entreprises des particuliers. Par M. Ganilh. (Jährlich soll ein Band in 8. erscheinen und 12 frs. kosten.)

HOLLAND.

Rapport sur les recherches relatives à l'invention première et à l'usage le plus ancien de l'imprimerie stéréotype, faites à la demande du gouvernement, par le baron de Westvlieten de Tieland. La Haye. 1 Vol. in 8. (In holländischer u. französischer Sprache.)

Bekanntmachung.

Die Ansammlung naturwissenschaftlicher Arbeiten aus den verschiedenen Fächern bei Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft hat gemäß Beschlusses dieser Gesellschaft die Herausgabe von Schriften unter dem Titel:

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete

der beschreibenden Naturgeschichte, von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, herbeigeführt. Der erste Band davon erscheint im Laufe eines Jahres in drei aufeinanderfolgenden Heften, jedes zu circa 12 Bogen in Quart mit den nöthigen Abbildungen in der Buchhandlung des Herrn J. D. Sauerländer dahier. Es liegen für diese Hefte Arbeiten der Herren Dr. P. J. Cretschmer, Dr. G. Fresenius, C. v. Heyden, F. H. v. Kittlitz, Herm. v. Meyer, Dr. A. Reuss, Dr. Ed. Rüppell, Dr. W. Stümmerring und Anderer vor. Die Tendenz dieser Schriften ist, in unbestimmter Zeitfolge, und zwar heftweise, neue oder zuvor nur ungenügend gekannte naturwissenschaftliche Gegenstände gebührend zu publiciren. Der letzte Bogen des Bandes ist zur Aufnahme von kürzeren Notizen bestimmt. Das erste Heft wird in einigen Wochen ausgegeben und enthält: Beiträge zur Petrefactenkunde, von Herm. v. Meyer; Zoologische Miscellen, von Dr. A. Reuss; Beiträge zur Flora von Aegypten und Arabien von Dr. G. Fresenius, und Beschreibung von Fischen, gesammelt während einer Weltumsegelung, von F. H. v. Kittlitz.

Frankfurt am Main, im August 1833.

Die Redaction
des *Museum Senckenbergianum*.

Unter Beziehung auf vorstehende Bekanntmachung erscheint ferner kommende Ostermesse im Verlag des Unterzeichneten:

Die fossilen Knochen der Gegend von Georgensgmünd in Baiern und ihre Ablagerung, untersucht und abgebildet von Hermann von Meyer,

mit circa 15 mit besonderer Sorgfalt nach den Zeichnungen des Herrn Verfassers ausgeführten Steindrucktafeln. Dieses Werk, welches über Palaeomeryx, Palaeotherium, Dinotherium, Mastodon, rhinocerosartige, schweinsartige und andere fossile Wirbelthiere aus einer frühen Vorzeit unserer Erdgeschichte handelt, schließt sich, was Format, Druck und Papier betrifft, vorbemerktem *Museum Senckenbergianum* an, und wird auch als Supplement zu demselben zu haben sein.

Frankfurt am Main, im August 1833.

J. D. Sauerländer.

Literarische Anzeigen.

In der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und versandt:

Neu geordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. Nach den Grundgesetzen der Sprachentwicklung als durchgängige Hinweisung auf eine allgemeine Sprachlehre dargestellt von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Erster und zweiter Theil. Die Laut- und Wortlehre. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werk ist dem Verf., wie er in der Vorrede sagt, „durch das eigne Bedürfnis bei dem ihm früher obliegenden Sprachunterrichte veranlaßt, unter Gottes Beistand sehr allmählig unter den Händen von solcher Vollendung erwachsen, daß er damit zurückzubleiben nicht verantworten könnte.“ Den in solcher Consequenz ganz neu und eigenthümlich durchgeführten Hauptgesichtspunkt des Ganzen giebt schon der Titel an, indem ein darin enthaltenes System allgemeiner Sprachphilosophie als durchgängige Begründung des hebräischen Sprachbaues, welcher als dessen reinste und einfachste Darstellung erscheint, die Aufmerksamkeit aller Philologen überhaupt in Anspruch nimmt. Damit ist eine Genauigkeit und Vollständigkeit in Sammlung und Unterordnung des ganzen Sprachschatzes bis auf die einzelsten Anomalien verbunden, wie sie bisher noch nirgends zu finden war, und werden dadurch ohne ausdrückliche Polemik sehr viele Ungenauigkeiten der andern hebr. Sprachlehren berichtigt. Die in fortlaufenden Noten abgesetzten Beispiele und Belege, gleichsam ein *thesaurus in aures*, bieten überall sogleich die Rechtfertigung der vielen neuen Behauptungen dar, wie freilich nöthig war, und werden dem gründlichsten Studium kaum etwas zu ergänzen oder verändern übrig lassen. Ganz neu ist vorzüglich das Lautsystem, die

Entwicklung der Redetheile auseinander, wobei das *Nomen* in sicher geschiedenen Formen wieder die erste Stelle einnimmt, die Bestimmung der Bedeutungen für die *Verba derivata*, und die Behandlung der Partikeln. Ueberhaupt aber hat der Verf. gestrebt, in systematischer Ordnung, organischem Zusammenhang und bündiger Kürze und Klarheit hier zu zeigen, wie eine Grammatik nach seiner Vorstellung beschaffen sein soll, wovon es in der Vorrede heißt: „sie müsse ihren Zweck als erklärendes Repertorium des Vorhandenen bequem erfüllen, wie das Lexikon in seiner Art.“ Dabei ist zugleich durch Unterscheidung der Hauptregeln unter Hauptnummern von den ein- und zweimal eingerückten Anmerkungen wieder möglich gemacht, daß sich jeder Leser das Ganze gleichsam in einen ersten, zweiten und dritten Kursus theile und so vorläufig für den Schulgebrauch gesorgt, worüber ebenfalls die Vorrede eine aus eigner Praxis hervorgegangene Anweisung enthält; bis, wenn erst das neue System Eingang gefunden, ein Schulauszug nachgeliefert werden mag. — Der dritte Theil oder die Satzlehre des ausführlichen Lehrgebäudes wird sobald als möglich nachfolgen, während die bis jetzt vorliegende Laut- und Wortlehre auch schon ein selbstständiges Ganzes bildet, in welchem vieles bisher der Syntax Ueberwiesene schon seine Begründung findet.

Bei A. Hirschwald in Berlin erschien so eben: Bluff, O. M. J., die Leistungen und Fortschritte der Medizin in Deutschland. Erster Jahrgang. 1832. gr. 8. brosch. Preis 1½ Thlr.

Wird alljährlich erscheinen.

Mirus, A., (Verfasser des Preuss. Staatsrechtes) die Grundsätze der Preuss. Handelsgesetzgebung, mit Rücksicht auf die neuesten Verordnungen, systematisch dargestellt. gr. 8. 654 Seiten. 2½ Thlr.

Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach ihrer geschichtlichen Entwicklung von Dr. Gust. Friedr. Wiggers, Prof. der Theol. in Rostock. 2 Theile. gr. 8. Hamburg bei Fr. Perthes. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Der 1. Theil besonders (Gesch. des Semipelagianismus). 2 Thlr. 24 Sgr.

Die lang ersehnte Fortsetzung der Geschichte des Augustinismus und Pelagianismus ist jetzt in der des Semipelagianismus, während seines interessanten Kampfes mit dem Augustinismus bis zur Synode zu Orange erschienen, und so liegt also das Ganze in zwei Theilen vor. Die gründliche Quellenforschung und daraus hervorgegangene Objectivität der Darstellung, welche dem ersten Theile einen so ungetheilten Beifall erworben, tritt in dem zweiten nicht weniger hervor. Wegen des allgemeinen Interesse, welches der Gegenstand des Werks nicht bloß für den Theologen, sondern für jeden denkenden Christen hat, da sich in dem Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus die drei nur möglichen Richtungen der religiösen Denkart in den wesentlichsten Lehren des Christenthums aussprechen, ist es nicht nur ein erfreuliches Geschenk für den wissenschaftlichen Theologen, sondern auch für jeden, dem die Sache des Christenthums wahrhaft am Herzen liegt. Die Klarheit der Sprache wird auch den in theologische und philosophische Studien nicht Eingeweihten die Lesung desselben belehrend und anziehend machen.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben, von Dr. J. Rust, öffentl. ordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Erlangen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Mannheim, im August 1833.

Schwan- und Götz'sche Hofbuchhandlung.

Verlagsbericht 1833, von Leopold Voß in Leipzig.

Bericht über Goethe, vorgetragen in der allgemeinen Versammlung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg am 22. März 1833 vom Präsidenten der Akademie. Aus dem Franz. übersetzt von R. St. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Tabulae chirurgico-anatomicae, seu icones partium corporis humani, ratione perpetuo habita morborum et operationum chirurgicarum. Figurarum tum germanicam tum latinam descriptionem adjecit A. C. Bock. Etiam sub titulo:

Bock, A. C., Chirurg. anatom. Tafeln, oder Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers in Bezug auf chirurgische Krankheiten und Operationen. 13 Kupfertaf. in gr. Fol., gezeichnet und gestochen von J. F. Schröter, mit 40 Bogen lateinisch und deutscher Erklärung in gleichem Formate, elegant in englische Leinwand gebunden. Ausgabe I. mit ganz colorirten Abbildungen. 12 Thlr.

Ausgabe II. mit colorirt. Abbild. der Gefäße 10 Thlr.

Cellini, Benvenuto, *orefice e scultore fiorentino, Vita scritta da lui medesimo. Gusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con V tavole in rame. II Vol. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.*

Central-Blatt, pharmaceutisches. 4r Jahrg., für 1833. In wöchentlichen Lieferungen, mit Kupfern. gr. 8. 3 Thlr. 15 Sgr.

Choulant, Ludw., die Heilung der Scrofeln durch Königshand. Denkschrift zur Jubelfeier des Herrn Dr. J. A. W. Hedemus. gr. 4. geh. 7½ Sgr.

Fechner, G. Th., Repertorium der neuen Entdeckungen in der unorganischen Chemie. 3r Bd. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr.

—, Repertorium der neuen Entdeckungen in der organischen Chemie. 2r Bd. gr. 8. erscheint in kurzem.

Ledebour, C. F. a., *Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum, florae Rossicae, imprimis Altaicae, illustrantes. Tom. III. cum 100 tabb. lit. Folio maj.*

Mit colorirten Abbildungen 75 Thlr.

Mit schwarzen Abbildungen 43 Thlr.

Pellico von Saluzzo, S., meine Gefangenschaft in den Kerkern von Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Casematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Aus dem Ital. von r. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Pharmacopoea Borussiae. Die preussische Pharmacopoea übersetzt und erläutert von Friedr. Phil. Dulk. 3te, verb. u. verm. Auflage. 2 Bde. gr. 8. 8 Thlr. 22½ Sgr.

Radius, Just., *de Influentia morbo anni 1833. Commentatio qua Car. Gottlobo Kühn doctoratus in medicina impetrati semisecularia gratulatur.* 4 maj. geh. 7½ Sgr.

Reich, C. G., der erste Unterricht des Taubstummen. gr. 8. erscheint in kurzem.

Schweins, Ferd., Größenlehre, systematisch bearbeitet. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Scriptorum classicorum de praxi medica nonnullorum opera collecta. Vol. XVIIum. Etiam s. titulo:

Stahlian, G. E., *Theoria medica vera physiologiam et pathologiam tanquam doctrinas medicas partes vere contemplativas e naturae et artis veris fundamentis intaminata ratione et inconcussa experientia sistens. Editionem reliqua emendatorem et vita auctoris auctam curavit L. Choulant. Tom. III. Pathologia specialissima. 8. carton. 1 Thlr. 22½ Sgr. charta scripta 2 Thlr. 10 Sgr.*

Summarium des Neuesten aus der in- und ausländischen Medicin, zum Gebrauche praktischer Aerzte, von A. F. Hänel, fortgesetzt von W. Friedrich. Jahrgang 1833. in 24 Heften. gr. 8. 6 Thlr. 20 Sgr.

Unger, Karl, Beiträge zur Klinik der Chirurgie. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Wagner, Rud., zur vergleichenden Physiologie des Blutes. Untersuchungen über Blutkörperchen, Blutbildung und Blutbahn, nebst Bemerkungen über Blutbewegung, Ernährung und Absonderung. Mit 1 Kupfertaf. gr. 8. 1 Thlr.

Zeitung für die elegante Welt. 33r Jahrgang für 1833. (Re-

ducteur: Heinrich Laube). In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Dargestellt durch Dr. F. W. Barthold, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Greifswalde. Mit dem Brustbilde Frundsbergs, nach dem Original von Hans Holbein im berliner Museum, gestochen von Ferd. Berger. Hamburg, 1833 bei Fr. Perthes. gr. 8. X und 516 S. Preis 3 Thlr.

Von den vier Büchern, in welches dieses Werk zerfällt, schildert das erste die Umgestaltung des deutschen Kriegswesens durch K. Max I. und G. von Frundsberg, so wie die weitere Ausbildung desselben unter Karl V. Das zweite umfaßt Frundsbergs Jugendthaten; die Anwendung der neuen Waffenart im venetianischen Kriege; die Geschichte der Brüder von Ems, Gastons von Foix, den Abfall des Connetable von Bourbon; des grossen italienischen Krieg bis zum Jahre 1524. Das dritte den Krieg von Pavia. Das vierte erzählt Frundsbergs Antheil an Bauernkriegen; Bourbons Zug auf Rom und die Heimkehr der Deutschen.

Die Beilagen enthalten zwei alte historische Lieder über die Belagerung und die Schlacht von Pavia.

Neue Bücher und Kunstsachen, welche 1833 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Hirt, A., die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. gr. 8. 2 Thlr.

„Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten in diesem Fache, und empfiehlt sich besonders durch die Klarheit der That-sachen, einfache falsche Darstellung derselben, und ungewöhnliche Kenntniss der alten Denkmäler, allen Freunden der alten Kunstgeschichte. Namentlich möchten diejenigen, welche eine Hauptübersicht der alten Kunstgeschichte sich klar zu vergegenwärtigen wünschen, dieses in keinem uns bekannten Werke so leicht und gründlich zugleich erreichen.“ (Museum 1833. No. 32.)

Studien, hyperboreisch-römische, für Archäologie. Mit Beiträgen von K. O. Müller, Th. Panofka, Otto B. v. Stackelberg, F. G. Welcker. Herausgegeben von Eduard Gerhard. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Grundzüge der Archäologie; von Ed. Gerhard. — 2. Ausgrabungsberichte; von Ed. Gerhard und Th. Panofka. — 3. Deimos und Phobos; von Th. Panofka. — 4. Ueber das Zeitalter des Gitiades; von F. G. Welcker. — 5. Die erhobenen Arbeiten am Friesse des Pronaos vom Theseustempel zu Athen, erklärt von K. O. Müller. — 6. Der gefesselte Herakles; von Th. Panofka. — 7. Die Himmelfahrt des Herakles; von F. G. Welcker. — 8. Theseus und Antiope; von dems. — 9. Die Enkastik; von dems. — 10. Die Hermes-Grotte bei Pylos; von K. O. Müller. — 11. Epigraphisches; von Th. Panofka.

Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, bearbeitet und herausgegeben von Schinkel. Neunzehntes Heft: Sechs Entwürfe zu einem Denkmale Friedrichs des Grossen. Preis 3 Thlr.

— — Zwanzigstes Heft: Sechs Entwürfe zu der jetzt in Berlin im Bau begriffenen allgemeinen Bauschule. Preis 3 Thlr.

Anzeigebblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833.

(Zweites Semester.)

N^o 8.

Personal-Chronik.

Der Superintendent und Professor Schwarz zu Jena ist zum General-Superintendenten in Oldenburg berufen worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät zu Breslau, Dr. Klose, zum Regierungs- und Medizinalrath bei der Regierung zu Königsberg zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Königsberg, Dr. Dulk, zum ordentlichen Professor der Chemie in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu Berlin, Dr. Schultz, zum ordentlichen Professor in der gedachten Fakultät zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Geheimen Regierungsrath von Grävenitz zum Geheimen Ober-Regierungsrath zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben dem Professor Dr. Fricke in der theologischen Fakultät der Universität zu Halle das Prädikat eines Konsistorialraths beizulegen geruht.

Robert Brown ist zum Ehren-Mitglied der geographischen Gesellschaft in Berlin gewählt worden.

Charles Nodier ist an Laya's Stelle (s. Anzeigebblatt No. 5) zum Mitgliede der französ. Akademie erwählt worden.

Dem Geheime Rath von Schelling in München hat das Ritterkreuz des Ordens der Ehrenlegion erhalten.

Der Ober-Hofgerichtsrath Dr. Blümler zu Leipzig und der Hof- und Justizrath Winkler zu Dresden haben das Ritterkreuz des Königl. Sächs. Zivilverdienst-Ordens erhalten.

Der Konsistorialrath Hartmann, Pfarrer der evangel. Gemeinde zu Düsseldorf, hat bei Gelegenheit seines sechzigjährigen Amtsjubiläum von Sr. Maj. dem Könige die Schleife zum rothen Adlerorden dritter Klasse und von der Rheinuniversität das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie erhalten.

Sr. Maj. der König haben dem Ober-Schul- und Regierungsrath Dr. Zeller zu Bonn den rothen Adlerorden 3ter Klasse und dem Prediger Roße zu Dahlenwars-

leben, Reg.-Bez. Magdeburg, den rothen Adlerorden 4ter Klasse zu verleihen geruht.

Des Königs Majestät haben dem evangel. Schullehrer Kamphausen zu Mörmter, Reg.-Bez. Düsseldorf, das allgem. Ehrenzeichen zu verleihen geruht.

Sr. Maj. der König haben dem Professor Dr. Lehmann, Direktor des botanischen Gartens in Hamburg, den rothen Adlerorden 3ter Klasse zu verleihen geruht.

Sr. Maj. der König haben dem Prediger Scheiffen, an der deutsch-reformirten Kirche in Hamburg, den rothen Adlerorden dritter Klasse zu verleihen geruht.

An der Universität zu Königsberg ist zum Prorektor der Medizinalrath Prof. Dr. Unger, zum Dekan in der theolog. Fakultät der Konsistorialrath Profess. Dr. Rhess, in der juristischen der Prof. Dr. Sapio, in der medicin. der Hof- und Medizinalrath Prof. Dr. Burdach, und in der philosoph. der Regierungsrath Prof. Dr. Meigen gewählt worden.

Der Ober-Medizinalrath, Prof. Ringels ist zum Rektor der Universität München für das Jahr 1834 gewählt worden.

Am 1sten Aug. starb zu Meiningen der herzoglich sächs. Meiningische Hofrath und erster Bibliothekar Joh. Christian Friedr. Wilhelm Schenk im 77. Lebensjahre.

Anfang Oktober starb zu Marseille auf der Rückreise aus dem Bade der General von Schütz, Inspektor der Preuss. Garnison zu Luxemburg und Mainz und Verfasser der Geschichte der französischen Staatsveränderung unter Ludwig XVI. Lpzg. bei Bruckhaus.

Am 3ten Oktober starb zu Bologna der Theologe Msgr. Mariano Medici, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten an der dortigen Universität.

Am 4ten Oktober starb zu Paris der Bibliothekar der Deputirtenkammer, Bruon, 89 Jahr alt.

Am 10ten Oktober starb zu Frankfurt a. M. der bekannte Novellendichter Georg Döring, im 41sten Lebensjahre.

Am 17ten Oktober starb zu Tübingen der Professor der Chirurgie, Dr. v. Gärner.

Am 22sten Oktober starb zu Berlin der Geheime Ober-Medizinalrath, Dr. Sigismund Friedrich Herbstädt, geb. 1760.

Am 25ten Oktober starb zu Paris Victor Ducange, Verf. mehrerer Romane und dramat. Werke.

Am 28sten Oktober starb in seiner Residenz Limburg der Bischof Jakob Brandt.

Am 31sten October starb zu Halle der berühmte Anatom Meckel.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Von den auf die Preisfrage der *Société industrielle* zu Mülhausen (Frankreich): „Welches mag der vorzüglichste Plan zur Errichtung der Gewerbschulen sein?“ eingegangenen Abhandlungen sind die des Hrn. Dr. Siebenpfeiffer und des Hrn. Lebrecht Franzot, Direktors der Gewerbschule in Chemnitz gekrönt worden.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin, am 5ten Oktober, gab Hr. W. Beer einen historischen Ueberblick der geographischen Versuche zur Darstellung unseres Nebenplaneten. Hr. Direktor Klöden theilte die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die in den südbaltischen Ebenen zerstreuten Geschiebe mit. Herr Ing.-Geograph Wolff zeigte vier künstlerisch ausgeführte Alpenprofile vor. Hr. Major v. Oesfeld legte eine von ihm bearbeitete Karte des Weinbaues in der Schweiz vor; außerdem eine andere desselben Landes, welche alle geographischen Hülfsmittel zu einer neuen Karte durch Eintragung der bisherigen Aufnahmen enthielt. Mehrere Mittheilungen vom Prof. Ritter beschlossen die Sitzung.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 2ten November las Herr Geheimerath Engelhardt über die Versorgung Venedigs mit süßem Wasser durch die dortigen Katakomben, und legte eine darauf sich beziehende Zeichnung vor. Darauf sprach Herr Hauptmann v. Ledebur über die Wohnsitze der Thüringischen Angeln und Veriner. Zuletzt berichtete Herr Direktor Zeune über die Breslauer Naturforscher-Versammlung in Hinsicht auf Erdkunde. Mehrere Karten wurden zur Ansicht vorgelegt.

Nachdem des Königs Majestät durch die Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 20ten August d. J. die am 1sten desselben Monats geschehene Wahl des Professors, Hof- und Dompredigers Dr. Strauß zum Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin für das nächste Universitätsjahr Allerhöchstdigentlich bestätigt gerath hatten, fand am 21sten Octbr. im großen Hörsaal des Universitäts-Gebäudes die statutenmäßige Uebergabe des Rektorats statt. Der Professor Weiss, als zeitiger Rektor, eröffnete die Handlung mit einer lateinischen Rede, in welcher er von den wichtigsten die Universität betreffenden Ereignissen des verflossenen Universitäts-Jahres Nachricht gab. Durch den Tod hatte während desselben die Universität verloren: den ordentlichen Professor, Geheimen Medizinal-Rath Rudolphi und den Privatdocenten Dr. Rofsberger; durch Versetzung und Annahme eines anderweitigen Rufs, die Professoren von Schlechtendal, Jarcke und H. Ritter. Gewonnen hatte sie durch die Fürsorge des vorgesetzten hohen Ministeriums die ordentlichen Professoren Heffter und Müller; außerdem waren zu ordentlichen Professoren ernannt worden: in der juristischen Fakultät der bisherige außerordentliche Professor Dr. Rudorff; in der medizinischen Fakultät die außerordentlichen Professoren Sahlmann und Schultz; zu außerordentlichen Professoren in der medizinischen Fakultät die bisherigen Privatdocenten Dr. Trustedt, Dr. d'Alton und

Dr. Froriep; in die philosophische Fakultät waren zu außerordentlichen Professoren berufen worden: der Professor Dr. Hoffmann und der Dr. Trendelenburg. Die durch den Tod des Professors Zelter erledigte Musiklehrerstelle hatte der außerordentliche Professor Dr. Marx erhalten. Habilitirt hatten sich in der juristischen Fakultät der Dr. Göschel, in der medizinischen Fakultät die Doktoren Nicolai, Phöbus, Wilde und Troschel, in der philosophischen Fakultät die Doktoren Droysen, Kugler, Riedel, Roer, Schott, Schultz, von Sommer und Ulrici. Promotionen hatten statt gefunden in der medizinischen Fakultät 89 und in der philosophischen 9. Immatrikulirt wurden in diesem Rektorats-Jahre 1120 Studierende, davon 292 der theologischen, 449 der juristischen, 222 der medizinischen und 159 der philosophischen Fakultät angehören. Die Gesamtzahl der hiesigen Studierenden betrug im abgelaufenen Semester 1801.

Unter den Beweisen der vorzüglichsten Fürsorge, deren sich die Universität und die zu derselben gehörenden Anstalten auch in dem abgelaufenen Jahre von Seiten des vorgesetzten hohen Ministeriums zu erfreuen hatten, verdient eine ganz besondere Erwähnung der von Sr. Majestät dem Könige Allerhöchstdigentlich bewilligte Ankauf der Schmalz'schen Büchersammlung für die Universitäts-Bibliothek und der Schlottheim'schen Petrefakten-Sammlung für das mineralogische Museum. Das Betragen und der Fleiß der Studierenden waren im Allgemeinen lobenswerth; nur zwei Studierende wurden consilirt, und 20 mit der Unterschrift des Consiliums bestraft, ein Student wurde excludirt. Karnerstrafen wurden 9 Studierenden zuerkannt, von denen nur einer die Höhe von 14 Tagen erreichte. Verweise wurden 58 Studierenden ertheilt. Nach diesem beendigten Vortrage proclamirte der abgehende Rektor die Mitglieder des neuen Senats, welcher nächst dem Rektor Professor Strauß, dem Prorektor Professor Weiss, dem Universitäts-Richter und den für das beginnende Universitäts-Jahr erwählten und unter dem 3ten September d. J. von dem vorgesetzten hohen Ministerio bestätigten Decanen, nämlich für die theologische Fakultät dem Professor Hengstenberg, für die juristische dem Professor von Laves, für die medizinische dem Professor, Medizinalrath Ruach und für die philosophische dem Professor van der Hagen, noch bestehen wird aus den in der General-Versammlung aller ordentlichen Professoren am 19. d. M. erwählten Senatoren, den Professoren Steffens, Lachmann, Boeckh, Osann und Heffter. Hierauf wurden dem neuen Rektor von seinem Vorgänger die Urkunden der Universität übergeben und nach geschehener vorchriftsmäßiger Eidesleistung die Insignien und Attributen des Rektors überreicht, worauf der Rektor Professor Strauß die Verhandlung mit einer kurzen lateinischen Rede schloß.

Leipzig, den 31. Oktober. Heute fand der feierliche jährliche Rektoratswechsel statt. In Folge der neubegründeten Universitätsverfassung geschieht dies an dem Tage des Reformationsfestes in der Universitätskirche. Bei der Feierlichkeit selbst erinnerte der abgehende Rektor, Herr Dr. Haase, Professor der Therapie und Arzneimittellehre, in einer lateinischen Rede an die wichtigsten Ereignisse in dem letzten akademischen Jahre. Die Studierenden, zu denen während seines Rektorats 347 Inscripturte, nämlich 201 Inländer und 146 Ausländer gekommen waren, erhielten das Zeugniß, daß sie überhaupt eines gesetzmäßigen Betragens sich befleißigt hätten. Nach der hierauf erfolgten Uebergabe des Rektorats an den vom Senate erwählten und durch hohe Ministerial-Verordnung bestätigten neuen Rektor, den Professor der Physik, Hrn. M. Brandes, entwickelte dieser in einer lateinischen Rede den Begriff der wahren akademischen Freiheit und zeigte den rechten Gebrauch derselben.

Literarische Anzeigen.

ANKÜNDIGUNG

einer

zweiten verbesserten und wohlfeilen Ausgabe

VON

Joseph v. Hammer's

Geschichte des osmanischen Reiches.

*The splendid work is crown'd to day,
On which Oblivion ne'er shall prey
Nor Envy make her spoil.*

„Vollendet und gekrönt ist heute das strahlende Werk, woran Vergessenheit nie nagen, das der Neid nie verderben wird.“ Mit diesen Worten wand am 8. Mai 1788, dem Geburtstage Gibbon's, der Dichter Hayley einen Lorbeerkrans um die Schläfe des großen Geschichtschreibers, der Sinken und Fall des Römerreiches beschrieben hat. Mit vollem Rechte, ja in gesteigerter Bedeutung, mag, vierzig Jahre nach Gibbon's Tod, der gleiche Ausspruch gelten von der zu glücklicher Vollendung gediehenen „Geschichte des osmanischen Reiches durch Joseph von Hammer.“

Mit dem zehnten Bande, der noch in diesem Jahre in die Hände des Publicums kommen wird, ist ein Werk geschlossen, wie in solchem Umfang, von so welthistorischer Wichtigkeit, unter Besiegung so tausendfacher Schwierigkeiten in Stoff und Form, wohl noch nie ein ähnliches in gleich kurzer Zeit (1827 — 1833) aus der Feder eines Mannes gekommen ist.

Fast in den Tagen seines Verfalles hat das Reich der Osmanen unter den Abendländern einen Geschichtschreiber gefunden, der gewagten Aufgabe, die er sich stellen mußte, würdig und gewachsen. Sparsam flossen die Quellen, und ungerüstet traten ans Werk, die der türkischen Annalistik labyrinthische Pfade begehen wollten. Nur ein großer Orientalist, durch seltene Gunst der Umstände zu freyer Benützung sonst unzugänglicher Schätze gelangt, rastlosen Fleiß mit scharfer Kritik und richtigem Tact verbindend, durch vieljährige Vorstudien zum vollendeten Meister in der Darstellung gereift, konnte ein Unternehmen beginnen und durchführen, was eine ungewöhnliche Vereinigung von Kräften und Kenntnissen, einen entschiedenen Beruf, eine unablässige Ausdauer ansprach.

Entstehen, Gedeihen, Sinken eines grossen, seit vierhundert Jahren in die Geschicke der Menschheit und der Staatsverhältnisse Europa's tief eingreifenden Reiches waren bis jetzt nur höchst unvollständig bekannt. Die Wirkungen des wilden Völkerstromes — sein Daherausbrausen, Toben zwischen den Ufern, Austreten, Zerstören — lagen vor Augen; die Ursachen deckte oft dichter Schleyer, kaum gehellt durch die Mühen einzelner Gelehrten, deren Forsetzungstrieb stets an unbesiegbaren Hemmungen scheiterte.

Das innere Wesen, die geheimen Springfedern eines anti-europäischen, streng nationalen Regiments mit nie irrendem Auge zu erfassen; — die zu rechter Einsicht unentbehrliche Kenntniß zahlloser Einzelheiten nicht nur zu erwerben, sondern auch, was fast schwerer, ohne Erdrückung auch der gespanntesten Aufmerksamkeit geordnet mitzutheilen; — die pragmatische Darstellung mit der Genauigkeit eines Chronisten zu verbinden; — auf dem weiten Wege durch fünf Jahrhunderte nie zu ermüden, vielmehr auf den Schlachtfeldern, wie in Serail und Moschee, Waffenthaten und Thronumwälzungen mit gleichem Feuer und doch nie wankender Besonnenheit zu schildern — überall ein Heer von Zeugen zu mustern, langgelebte Angaben als nichtig nachzuweisen, Ort und Zeit mühsam zu entwirren, nach langer Anstrengung die geeigneten Ruhepunkte zu finden, den strengen Styl einfacher Erzählung mit den duftenden Blumen orientalischer Wortpracht zu durchflechten; — dieß und weit mehr noch, als hier angedeutet werden mag, war die unabweisliche Forderung an den Historiker, der Bahn zu brechen sich stark genug fühlte.

Die öffentliche Stimme und das Urtheil der Kunsttrichter haben laut erkannt, daß nun, Dank der Beharrlichkeit Joseph von Hammer's, die Jahrbücher der Osmanen dem Forscherblick der Kenner, wie der Wißbegierde der Geschichtsfreunde, aufgethan sind. Ein großes Nationalwerk ist vollendet, ein Werk, das wir mit Stolz den berühmtesten des Auslandes entgegenstellen können. Alles an diesem Werke, — Schreibart, Ausdruck, Anordnung, Wahl der Behandlung des Stoffes, Prüfungsgeist und Quellensichtung; — Philosophie des Lebens, der Gesetzgebung, der Regierungskunst; — unpartheyische Wahrheit, Kenntniß des menschlichen Herzens, Unbestechlichkeit der über Blendwerk, Heucheley und Bosheit richtenden Vernunft — Abscheu vor Tyranny unter allen Formen Schilde-

7
 rung folgenreicher Begebenheiten, den Leser fortreisend in das Getümmel gährender Völkerschaften; Mahlerey der Sitten; Charakteristik der Regenten, der Staatsmänner, Helden, Weisen und Dichter; — alles, alles trägt das Gepräge möglichster Vollendung.

Aber dieses Riesenwerk deutschen Geistes, es soll auch gemeinbares Nationalgut werden, was bey seinem zu zehn Bänden — über Siebentausend Großoctav-Seiten — angewachsenen Umfang und verhältnißmäßigen Preise nicht zu erwarten steht. Ueberdem ist auch die Auflage bis auf wenige Exemplare bereits vergriffen. Der unterzeichnete Verleger hat daher den Herrn Verfasser bewogen, zu einer neuen Ausgabe die Hand zu biethen, und dabey das Bedürfnis des großen Publicums der Geschichtsfreunde ins Auge zu fassen.

Durch ökonomische Druckeinrichtung, Weglassung der nur für den gelehrten Forscher wichtigen Beylagen, über welche sich der Herr Verfasser in dem Vorworte ausspricht, so wie durch anderweitige Concentrirung ist es möglich geworden, dieses einzig in der deutschen Literatur dastehende Geschichtswerk der möglichst größten Zahl von Lesern zugänglich zu machen durch nachfolgende

Subscriptions-Eröffnung

auf die zweyte verbesserte Ausgabe

von

Joseph v. Hammer's

Geschichte des osmanischen Reiches,

größtentheils

aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven.

Vier Bände in Großoctav auf Velindruckpapier,

mit 8 Karten und einem großen Plane von Constantinopel.

Bedingungen:

- 1) Das ganze Werk in vier Bänden, jeder gegen 50 Bogen, wird aus beyläufig 200 Druckbogen bestehen, welche in monatlichen Lieferungen, jede von 10 Druckbogen in Umschlag geheftet, und die Karten gehörigen Orts beygegeben werden.
 - 2) Jede solche Lieferung kostet 12 Groschen (15 Sgr.) ohne Vorauszahlung; jedoch macht man sich bey dem Eintritt in die Subscription auf die Abnahme des ganzen Werkes verbindlich.
 - 3) Es werden demnach beyläufig zwanzig Lieferungen in eben so vielen Monaten erscheinen, und zusammen nur an zehn Thaler betragen, während die erste Auflage gegenwärtig 60 Thaler kostet.
 - 4) Die erste Lieferung ist bereits erschienen und liegt zur Einsicht vor, die zweyte Lieferung wird am 1. Januar 1834, und dann am 1. jeden Monats eine folgende ausgegeben. Der geringe Subscriptionspreis bleibt bis zur sechsten Lieferung offen, dann tritt ein bedeutend erhöhter für spätere Abnehmer ein.
- Alle angesehenen Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Staaten nehmen Subscription an.

So wie der Unterzeichnete die erste Ausgabe dieses Werkes würdig auszustatten bemüht war, wofür ihm ehrenvolle Anerkennung zu Theil geworden, eben so hält er es für seine Pflicht, der hier angekündigten zweyten verbesserten Auflage seine umsichtige Aufmerksamkeit zu widmen, und nichts zu versäumen, um sich durch eine gleichförmige typographische Ausstattung und pünctliche Ablieferung die Zufriedenheit der Abnehmer zu sichern.

Pesth, am 15. Oktober 1833.

C. A. Hartleben.

Anzeigebblatt

zu den

Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1833

(Zweites Semester.)

Nº 9.

Personal-Chronik.

Die Universität der König haben dem französischen Professor *Urbowicki* zu Schwedt den Rothen Adlerorden 3. Klasse zu verleihen geruht.

Am 13. November feierte der Professor und ehemalige Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin *Dr. Bellermann*, sein fünfzigjähriges Doctor-Jubiläum, bei welcher Veranlassung ihm von Sr. Majestät der Könige die Schleife zum Rothen Adlerorden 3ter Klasse verliehen wurde.

Der als Schriftsteller bekannte *Ludwig Osinski* in Warschau ist zum Referendar des Staatsraths ernannt.

Am 4. Juli starb zu Darmstadt der großherzogl. Stabsmedicus *Dr. Heinrich Hoffmann*, geb.

Am 27. September starb zu Leipzig der Dr. jur. *Huldr. Karl Siegmund*.

Am 18. October starb in St. Gallen der gelehrte *Dr. von Arx*, Verf. mehrerer geschichtlichen Werke.

Wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften.

Die Zahl der in 7 Lehrbezirken vertheilten und unter 3, besonders, Inspektionen stehenden Unterrichts-Instanzen im Ausland, waren in den Jahren

	1830 und 1831
Universitäten	6
höhen, und andere hohe Schulen	3
Gymnasien	62
Realschulen	416
öblen, Pfarr- und Dorfschulen	718
Conversen, Konvikte u. s. w.	402
in Allem 1809	1276.

Die Bezirke sind: der St. Petersburgische, der Moskowsische, der Odessische, der Wilnasche, der Charkowsche, der Kasansche, je einer Universität, zuletzt der Weisereussische ohne Universität. Unter abgesonderter Inspektion stehen Odessa, Transkaukasien und Sibirien. Die Zahl der Lehrenden und Studirenden der Universitäten und im Pädagogischen Centralinstitute:

	Lehrer.		Studirende.	
	1830.	1831.	1830.	1831.
St. Petersburg	37	42	202	236
Moskau	79	78	754	814
Dorpat	72	73	619	529
Wilna	116	95	1321	120
Charkow	100	95	308	313
Kasan	56	54	113	146
Pädagogisches Centralinstitut	21	25	95	94
In Allem	481	462	3412	2252

Die Zahl der Lehrenden in allen Schulen waren 1830 4281, 1831 4170; die der Schüler 1830 79,420, 1831 68,367.

Der Universität zu Ferrara ist das alte Privilegium, akademische Würden in der Medicin und Chirurgie zu ertheilen, welches sie seit 1796 nicht mehr besaß, durch die Bemühungen des Magistrats von der Päpstlichen Regierung wieder gegeben worden, doch nur für die Jugend dieser Provinz.

Litterarisches.

Einzig Antwort auf die Antikritik des Herrn Dr. Mayerhoff zu Berlin gegen Dr. Förstemann zu Halle.

Herr Mayerhoff hat im 4. Anzeigeblatte des 2. Semesters dieser Jahrbücher unter der Aufschrift „Antikritik“ meine Recension seines Buches „Joh. Reuchlin und seine Zeit“ öffentlich angetastet. Er nennt sie ein Werk der Leichtfertigkeit und will an ihr den sichtbaren Mangel der Quellenkenntniß nachweisen; ja, er geht so weit, ihr geradezu alle Wissenschaftlichkeit abzusprechen, weil sie nur den litterarischen Theil des Buches umfasse. Da möchte ich denn billiger Weise zunächst fragen, ob denn bibliographische und litterarische Arbeiten nicht auch wissenschaftliche Leistungen sind? ob diese, auch wenn sie wirklich in Bezug auf andere wissenschaftliche Richtungen als einseitig erscheinen sollten, so geradezu unwissenschaftlich genannt werden können? Es wäre doch wahrlich weit gekommen, wenn man fleißige wissenschaftliche Bestrebungen der Bibliographen und Litteratoren mit so kecker Dreistigkeit ungestraft als unwissenschaftlich bezeichnen dürfte! Daß Hr. Mayerhoff zu solchen Aeußerungen fähig war, kam mir nicht unerwartet: es ist ja, dünkte ich, in meiner Recension hinlänglich gezeigt worden, daß er von dem Sinne und der Bedeutung der Wissenschaftlichkeit keine Ahnung habe. Eine gute wissenschaftliche Biographie Reuchlins kann, wie jede andere Arbeit der Art, nur auf die Kennt-

niss und wissenschaftliche Verdauung alles dessen sich gründen, dessen Mangel ich aber leider fast auf jeder Seite des Mayerhoff'schen Buches nachzuweisen genöthigt war, weil Hr. Mayerhoff ohne alles Gefühl von Wissenschaftlichkeit zu Werke gegangen ist. Wie gern hätte ich überall das Gegentheil gesagt! Von dieser litterarischen Basis des Ganzen mußte ich ausgehen, wenn ich gründlich verfahren wollte, und nicht so oberhin, wie es hier und da aus merkantilischen und Privat-Rücksichten immerhin zur großen Trauer aller wahren Wissenschaftlichkeit geschehen ist und noch ferner geschehen mag. Und ich glaube in dieser Beziehung Alles gethan zu haben, was man nur irgend von mir verlangen konnte: auch wird mir die Redaction bezeugen können, daß meine Derselben zuerst zugesandte Recension dieses Buches wenigstens noch einmal so stark war, als diejenige, welche im Druck erschienen ist. Sie ist im Verhältnisse zu dem Werthe des Buches schon viel zu groß geworden, und wo hätte ich also enden sollen, wenn ich mich auch über die Ausführung und Darstellung und ihre Mängel weiter hätte auslassen wollen! Jeder wird es gut heißen, daß ich gerade jene Basis ins Besondere aufgegriffen habe, ohne welche auf dem Gebiete der Wissenschaftlichkeit dieser Art nie etwas Ausgezeichnetes, selten kaum etwas Mittelmäßiges geleistet werden kann.

Was nun die Angaben selbst betrifft, mit welchen Hr. Mayerhoff meine angebliche Leichtfertigkeit und Quellenunkunde zu belegen gedachte, so bin ich erstaunt über die verkehrte Obatination und wahre Verblendung im egoistischen Dünkel, mit welcher Herr Mayerhoff in seiner Unwissenschaftlichkeit beharrt. Hr. Mayerhoff hätte sich doch ja meine Recension für die Zukunft zur Lehre nehmen sollen; er mußte einen andern Weg einschlagen, um künftig etwas recht Wissenschaftliches und Gründliches zu leisten. Jetzt tritt er so kühn auf und endet doch so matt, daß er nichts weiter erntet als eine neue Erfüllung des alten Spruches: „Parturiunt montes“ etc. Denn um mich angeblich zu widerlegen, um mir alles das aufzubürden, was ich eben als seine argen Fehler mit unwiderleglichen Beweisen hundertfach bewährt habe, macht er nichts wie neuen Wirrwarr. An seines Gleichen kann das nicht befremden; sie sind immer unverbesserlich, weil sie nicht die Einsicht haben wollen, sich von dem zu überzeugen, was ihnen vor allen Dingen Noth thut. Ich bemerke aber zu gleicher Zeit, daß ich mich nie wieder veranlaßt fühlen werde, Hrn. Mayerhoff auf die in andern Zeitschriften verheissenen Artikel zu antworten: meine Zeit ist mir viel zu kurz zugemessen, sie ist mir auch viel zu edel und kostbar, als daß ich sie mit der Widerlegung so nichtsnutziger Einwürfe und Erörterungen vergeuden sollte, zumal da ich mich doch versichert halten darf, daß jeder Sachkenner mein Urtheil über Hrn. Mayerhoff's Buch mit mir theilt, und daß Hrn. Mayerhoff dadurch nicht geholfen wird u. s. w. u. s. w. u. s. w.

(Die Societät für wissenschaftliche Kritik bedauert, den weitern speciellen Verhandlungen nicht Raum geben zu können.)

Bibliographische Berichte.

Amerika.

- The Biblical Repository, conducted by Edward Robinson.* 3 Vol. 8. (3 L. 12 sh.)
A new Theory of terrestrial Magnetism, by S. L. Mercalf, Esq. 8. (8 sh.)
Reminiscences of Spain, by C. Cushing. 2 Vol. 12. (12 sh.)
A History of the Florentine Republic, and of the Age and Rule of the Medici, by Lorenzo L. da Ponte. 2 Vol. 12. (12 sh.)
 Buttmann's griech. Grammatik, Jahn's bibl. Archäologie und Krummachers Parabeln sind übersetzt worden.

England.

- Neu erschienene Werke:
Mercantile Marine Architecture; with six plates of approved Merchant Vessels. By Thomas Richardson. 4to. (4 L.)

- Memoirs of Baron Cuvier.* By Mrs. Lee. 8. (12 sh.)
Biographia Borealis, or Lives of distinguished Northerners. (Andrew Marvell, Rich. Bentley, Lord Fairfax, James Earl of Derby, Lady Anne Clifford, Roger Ascham, John Fisher, W. W. Mason, Sir Rich. Arkwright, Will. Roscoe, Capt. Cook, Will. Congreve, Dr. Fothergill.) By Hartley Coleridge. 8. (16 sh.)
Memoirs of Bishop Heber. By the Rev. G. Bonner. 12. (3 sh.)
The Autobiography of John Galt, with a portrait. 2 Vol. 8. (24 sh.)
History of the Waldenses; with an introductory Sketch of the History of the Christian Churches in the South of France and North of Italy. By the Rev. Adam Blair. 2 Vol. 8. (1 L. 1 sh.)
Russell's History of Modern Europe; a new edition, brought down to 1832. 4 Vol. 8. (2 L. 12 sh.)
Duchess of Berri in la Vendée. 8. 10 sh. (Vom General Derrmoncourt. Uncastrirte Ausgabe.)
The Laws relating to the Poor; being a Supplement to Bell and Nolan. By J. T. Pratt. 8. (16 sh.)
Illustrations of Cooper's surgical Dictionary. By W. F. Tatham. 8. Vol. 1. (containing 119 sketches) (3 Vol. 2 L. 12 sh.) — Separately: *Dislocations and Fractures.* 45 Plates. 8. 3 sh. — *Amputations.* 24 Plates. 8. 13 sh.
B. Cooper's surgical Essays. Col. plates. 8. 15 sh.
A Treatise on Cholera. By Dr. Ayre. 8. 6 sh.
Earle on the Functions of the Nerves. 8. 7 sh.
Rev. W. Leigh's Account of the Cholera at Bilston, in 1832. 5 sh.
Dr. Uwins on Disorders of the Brain and Nervous System. 7 sh.
A Treatise on some Nervous Disorders. By E. Lee. 8. 5 sh.
Observations on Injuries and Diseases of the Rectum. By Mayo. 8. 7 sh.
An Essay on Inflammation. By P. Phillips. 8. 6 sh.
Bloxham's Anatomy of Hernia. Fol., coloured plates.
Pathological Anatomy. Illustrations of the Elementary Diseases. By Dr. R. Carswell. Fasc. 1 to 3. Fol. 1 sh. coloured.
A Treatise on Epidemic Cholera. By J. V. Asbury. 8. 7 sh.
A Compendium of Osteology. By George Wirt, M. D. 7 sh.
 Von Hahnemann's Organon der Heilkunst hat Strauss eine engl. Uebersetzung geliefert.
An Analysis of the Literature of Ancient Greece. By H. Ford. 8. 5 sh.
Junius, Lord Chatham, and the „Miscellaneous Letters“ be spurious. By John Swinden. 8. 5 sh.
 Von J. Otto's Abhandlung über den Bau der Bogen-Innenfläche (Jena 1828. 8.) ist eine engl. Uebersetzung von Th. M. dely erschienen.
Old Bailey Experience; Criminal Jurisprudence, and the working of our Penal Code. 8. 12 sh.
A Guide to the Choice of Books. 12. 6 sh.
The Prose Works of John Milton. Imper. 8. 25 sh.
The Epitomology of Australia, in a Series of Monographs. By George Robert Gray. Part. I. containing the general description. 4to. with 8 Plates and descriptive Letterpress. 10 sh. plain, and 21 sh. coloured.
The Description of a new Lightning Conductor, and Observations on Thunder Storms. By John Murray. 12. 3 sh.
Transactions of the Zoological Society of London. 4to. Part 1. 16 sh. plain. 19 sh. coloured.
Jackson's Observations on Lakes; with a view to the advancement of useful Science. 4to. 12 sh.
Hortus Woburnensis; a descriptive Catalogue of Plants cultivated at Woburn Abbey. By James Forbes. 8. 1 L. 1 sh. Part 1. 8. proofs 2 L. 2 sh. detto coloured. 2 L. 12 sh.
Illustrations of the Botany of the Himalayan Mountains. By James Forbes. Part. I. 4to. 1 L.
Traditional Stories of Old Families, and Legendary History.

tions of Family History. With Notes, historical and biographical. By Andrew Picken. 2 Vol. 8. 1 L. 1 sh.
Aurungzebe; a tale of Afroschid. 3 Vol. 1 L. 7 sh. — *The Heivens. A Novel.* 3 Vol. 1 L. 11 sh.; beide Romane von geringer Bedeutung.
The Provost of Paris. A Tale of the court of Charles VI. By W. S. Browning. 3 Vol. 12. 15 sh.
Character; or Jew and Gentile. A Tale. By Mrs. Leman Grinstone. 2 Vol. 8. 16 sh.
Introduction, and Notes, and Illustrations to the Novels, Tales, and Romances of the Author of Waverley. 3 Vol. 8. 24 sh.
The Poems of Drummood of Hawthornden; with Life by P. Cunningham. 8. 9 sh.
Poems by Hartley Coleridge. Vol. I. 8. 6 sh.
Tables of the Revenue, Population, Commerce etc. of the United Kingdom. Compiled from Official Returns. Part I. Fol. 15 sh.
Travels in the United States of America and Canada; containing some Account of their scientific Institutions, and a few Notices of the Geology and Mineralogy of those Countries. By J. Kiach. 1 Vol. 8. 12 sh.
Moralt's Narrative of four Voyages to the Chinese Seas, and the Atlantic and Pacific Oceans. 8. 15 sh.
Misc. Pardo's Traits and Traditions of Portugal. 2 Vol. 8. 1 L. 1 sh.

Unter der Presse ist:

History of the Revolution in England in 1688. By the Right Hon. Sir James Mackintosh. London. 1 Vol. 4to.

R u s s l a n d.

Vom 1sten Januar 1834 an soll die, einige Zeit unterbrochen gewesene, Herausgabe des Journals des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts wieder erneuert werden. Der Inhalt desselben wird folgender sein: 1. Alle das Ministerium betreffende Dekrete und Verordnungen, und am Anfange eines jeden Jahres eine allgemeine Uebersicht der Wirksamkeit des Ministeriums im letztvergangenen Jahre. 2. Litteratur, Wissenschaften und Künste. 3. Nachrichten von den gelehrten Anstalten und Lehrinstituten in Russland. 4. Nachrichten über ähnliche Anstalten im Auslande. 5. Geschichte der Aufklärung und bürgerlichen Civilisation. 6. Allerlei vermischte Nachrichten, als: von neuen schriftstellerischen in und ausserhalb Russland erscheinenden Werken u. s. w.

Der Jahresbericht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1831 enthält Folgendes: Im J. 1831 kamen unter der Censur des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts 20 Zeitschriften heraus; darunter 16 Zeitungen und 24 Journale. Von diesen erschienen: 1 täglich, 2 alle zwei Tage einmal, 9 zweimal die Woche, 1 alle fünf Tage, 10 wöchentlich einmal, 6 zweimal im Monat, 3 einmal im Monat, 2 alle zwei Monate und 6 alle drei Monate einmal. — Sechs Zeitschriften hatten nur Politik und Litteratur zum Gegenstande, 4 den Handel, die Manufakturen und die Bergwerke, 2 den Ackerbau und die Gewerbe überhaupt, 1 die Statistik, 4 die Militairwissenschaften. 3 die Naturgeschichte und Medizin. Ausserdem kamen noch folgende nicht unter der allgemeinen Censur stehende Zeitschriften heraus: der, invalide oder die Kriegszeitung, das Journal de St. Petersbourg, die St. Petersburgischen und Moskowiener Zeitungen, die Senats-Zeitung und verschiedene andere Blätter in einigen Grenzstädten.

Die Anzahl der im Jahre 1831 herausgegebenen Werke beträgt 600 Originalwerke und 124 Uebersetzungen.

Litterarische Anzeigen.

Bei Friedr. Perthes in Hamburg ist erschienen:

Geologisch-theologische Auslegung der Bergpredigt.

Christi nach Matthäus, zugleich ein Beytrag zur Begründung einer rein-biblischen Glaubens- und Sittenlehre von Dr. A. Tholuck. Groß 8. 35 Bogen. Preis 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese umfassende exegetische Monographie enthält alle Untersuchungen, die jemahls über diesen wichtigen Gegenstand angestellt worden sind, auf einen Punkt vereinigt, und zwar nicht als eine todte Masse, sondern durchgängig neu durchgearbeitet und zum Theil mit neuen Resultaten.

Ueber seinen Endzweck spricht sich der Herr Verfasser in der Vorrede so aus: „das Ziel welches dem Verfasser bey Abfassung dieses Werkes vor Augen stand, war dieses, an einem kleinern Stücke der heil. Schrift den Reichthum ihres Gehaltes zu zeigen, und damit zu einer immer gewissenhaftern, umfassendern, tiefern Durchforschung derselben einzuladen.“

Er widmet die Schrift vorzüglich praktischen Geistlichen, wie ja denn auch der Inhalt gerade der Bergpredigt so durchaus praktisch und in so vielen Punkten für den Geistlichen so bedeutsam ist.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Sir Isaak Newton's Leben nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen von Dr. David Brewster. Uebersetzt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von H. W. Brandes, Professor in Leipzig. Mit Newton's Portrait und einer Kupfertafel. gr. 8. 23 Bogen, Patent-Velinpapier. brosch. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk erntete in England bei seinem Erscheinen den größten Beifall, und erregte allgemeines Interesse. Mit Recht läßt sich daher erwarten, daß dasselbe auch in Deutschland willkommen seyn wird, da es über das Leben und Wirken dieses großen Mannes das klarste Licht verbreitet. Die Uebersetzung ist gelungen und gibt das Original getreu wieder. Die Anmerkungen des Herrn Professor Brandes enthalten theils Nachträge, theils einige Berichtigungen, und bilden eine sehr schätzenswerthe Zugabe. Das Portrait ist dem englischen Original ganz ähnlich, und von Fleischmann vortrefflich gestochen.

Im Verlag der Keyserischen Buchhandlung in Erfurt ist erschienen:

Die Geometrie des Euklid und das Wesen derselben, erläutert durch eine damit verbundene systematisch geordnete Sammlung von mehr als tausend geometrischen Aufgaben und die beigefügte Anleitung zu einer einfachen Auflösung derselben. Ein Handbuch der Geometrie. Für Alle, die eine gründliche Kenntniß dieser Wissenschaft in kurzer Zeit erwerben wollen. Von Dr. E. S. Unger. Mit 560 durch die Steinpresse eingedruckten Figuren. (gr. 8. 44 Bogen. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.)

Der Zweck des gegenwärtigen Werkes ist „die Geometrie gründlich und vollständig durch den Euklid zu lehren.“ Daß die Elemente gründlich und vollständig sind, davon wird auch der Anfänger durch die in den einzelnen Büchern beigefügten Uebersichten überzeugt; durch die in den Beilagen enthaltenen 800 Aufgaben und 250 Lehrsätze aber erhält derselbe zugleich Gelegenheit, den mannichfachen Gebrauch der

verschiedenen Sätze, so wie das Wesen und die Bedeutung derselben vollständig kennen zu lernen. Diese Aufgaben und Lehrsätze sollen daher als Uebungen dazu dienen, um dem Anfänger nach und nach eine Sicherheit in der Behandlung geometrischer Gegenstände zu verschaffen, die jeder sich erwerben muß, dem daran gelegen ist, mit der Wissenschaft vollständig vertraut zu werden.

Um die Benutzung dieses Handbuchs zu erleichtern, sind die 500 Figuren, fein lithographirt, unmittelbar dem Texte beigefügt, und ohneachtet des dadurch stattgefundenen Aufwandes der Preis äußerst billig angesetzt, damit auch Unbemittelte sich das Buch leicht anschaffen können.

Für Eltern, deren Söhne studieren wollen:

Versuch über die zu den Studien erforderlichen Eigenschaften und die Mittel dieselben am Knaben, Jüngling und Manne zu erkennen. Eine Abhandlung, welcher nach einer vom k. preussischen Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten veranlaßten Prüfung der Preis zuerkannt worden ist, von Theodor Fritz, Professor der Theologie in Strasburg. Hamburg, bey Friedrich Perthes 1833. gr. 8. Geheftet. Preis 1½ Thlr.

Dieser Titel spricht deutlich aus, was in diesem Buche zu suchen ist. Die Preisaufgabe hatte zum Gegenstande: Die Erforschung der zu den theologischen, juristischen und medicinischen Berufsarten erforderlichen Anlagen. Im dem Vorworte sagt der Herr Verfasser: „Die Leser, die ich während der Ausarbeitung vor Augen hatte, sind Personen der gebildeten Classe, und ich glaube, die Darstellung so gehalten zu haben, daß jeder Denkende unter ihnen leicht meinem Vortrage so folgen können. Dabey suchte ich zugleich, so viel wie möglich, die Anforderungen des Gelehrten zu befriedigen u. s. w.“

Bei Leopold Vofs in Leipzig erschien so eben:

Vita di Benvenuto Cellini, orfice e scultore Fiorentino, scritta da lui medesimo. Giusta l'autografo pubblicato dal Tassi. Con 5. tavole in rame. II. Vol. 8. (Preis: 1½ Thlr.)

Das insbesondere durch Goethe's Uebersetzung bei uns bekannt gewordene Leben des Florentiners Cellini, das für Kunst, Menschenkenntniß, Sprache und Geschichte eine so unendlich reiche Fundgrube darbietet, wurde bisher nur in Abdrücken gelesen, welche nach fälschlich und verstohlen gemachten Handschriften besorgt waren und zum Theil die darin befindlichen Fehler noch durch Druckfehler vermehrten. Auch Goethe's Uebersetzung ist nach einer solchen Ausgabe gemacht. Das echte Originalmanuscript, zum Theil von Cellini's eigener Hand, zum Theil von ihm dictirt, fand sich erst 1810 in Florenz vor, und nach ihm ist die werthvolle und typographisch-prächtige Ausgabe des Tassi (Florenz, 1829. 3 Bde. gr. 8.) veranstaltet. Ein correcter Abdruck ihres Textes ist die hier angezeigte Aus-

gabe, welcher eine vollständige bisher noch nirgends gegebene Bibliographie des Cellini'schen Werkes und ein alphabetisches Register beigegeben ist, das die zum Verständniß nöthigen Personal- und Realnotizen enthält. Die Kupfertafeln sind nach den Tassi'schen Tafeln von guten Künstlern copirt und stellen außer Cellini's Brustbild, einige seiner wichtigsten Werke dar: das Salzfaß, den Perseus, die Büste Cosmus d. von Medicis, und die Büste des Bindo Altoviti.

Im Verlage von Georg Friedrich Heyer, Vater, in Gießen sind ferner im Jahre 1833 bis zum November folgende neue Verlagsbücher erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

Mackeldey (Dr. Ferd.) Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts, 2 Bände. Zehnte durchaus verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. 54 Rthlr. oder 6 fl. 36 kr.

Krebs (Dr. Joh. Ph.) Lateinische Schulgrammatik für alle Klassen, dritte umgearbeitete Ausgabe von Dr. E. Geist. 35 Bogen in gr. 8. 14 Rthlr. oder 2 fl. 24 kr.

v. Gall (Carl) Der Anbau der Weiserte in Beziehung auf Landwirthschaft und Forstkultur. gr. 8. brosch. auf weiß Druckpapier 24 kr., auf Velinpapier 36 kr.

Schles (Dr. I. E.) Der Kinderfreund, Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. 4te verb. Aufl. 13 Bogen 24 kr.

Hüffell (Dr. L.) Katechismus der Glaubens- und Sittenlehre unserer evangelisch-christlichen Kirche. Dritte verb. Aufl. 8. 4 ggr. oder 5 Sgr. oder 18 kr.

Rau (Dr. G. L.) Geschichte und Bedeutung des homöopathischen Heilverfahrens in kurzem Abrisse dargestellt. gr. 8. 34 ggr. oder 44 Sgr. oder 15 kr.

Anleitung zum Schreibunterricht für Lehrer in Elementarschulen. Nebst 16 Mustorblättern in Kupfer. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 fl. 48 kr. Die Schreiblehre apart 30 kr. und die 16 Vorlegeblätter auf starkes Papier abgedruckt 1 fl. 18 kr.

Wagner (Dr. H.) Lehrbuch der griechischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsätzen, Iter Theil, Aesopische Fabeln mit erläuternder Einleitung und ein Wörterbuch enthaltend, 2 Hefte in grünem und gelbem Umschlage, brosch. 16 ggr. oder 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Unter der Presse befinden sich unter Anderm und werden zum Theil noch vor Ende dieses Jahres erscheinen:

Rau (Dr. L. G.) Beiträge zur homöopathischen Heilkunde etc. 1 Bd. gr. 8.

Zimmermann (Dr. F. G.) Lateinische Anthologie aus den alten Dichtern gesammelt. 6te verbesserte und vermehrte Ausgabe von Dr. L. Ch. Zimmermann.

Schmidt (Dr. I. E. C.) Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, fortgesetzt von Dr. F. W. Rettberg, 7ter Band. gr. 8.

Krebs (Dr. I. P.) Lateinisches Lesebuch für die ersten Anfänger etc. 6te umgearbeitete Ausgabe von Dr. E. Geist gr. 8.

Schles (Dr. I. F.) Evangelische Kirchen-Agende, mit musikalischer Beilage für Orgelbegleitung von Muck und Jäger. gr. 8.

Mittermaier (Dr. R.) Die Lehre vom Beweise im Strafprocesse nach ihrer Ausbildung im deutschen Verfahren, in Vergleichung mit der Beweislehre im französischen und englischen Processe, circa 36 Bogen in gr. 8.

Anzeigebblatt zu den Jahrbüchern für wissensch. Kritik. 1833. II. No. 10.

III. Tabellarische Uebersicht

der im Königreich Preussischen Staate befindlichen Schullehrer-Seminarien.

Provinz.	Seminarien.	Confessions-Verhältnisse.	Einkünfte der Seminarien.		Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit Einschluß des Direktors u. d. Hülflehrer		Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
			Aus Staatskassen.	Aus Besonderen Fonds.			Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.			
I. Preussen.	1 Waisenhaus und das damit verbundene Seminar zu Königsberg.	evangel.	3316 Thl.	3040 Thl.	1701, reorganisiert 1809.	A. E. Preufs.	5	1	42	2 Jahr.	30 bis 38 Freistellen im Waisenhaus.
	2 Seminar zu Karaisew.	evangel.	5968 Thl.	650 Thl.	1811 als Erziehungs-Anstalt und Schullehrer-Seminar. Nach der Allerhöchsten Kabinetts-Ordre vom 29. Juni 1830 hat diese Anstalt als Erziehungs-Anstalt aufgehört und die Bestimmung eines Seminars zur Bildung von Schullehrern für d. Provinz Litthauen erhalten.	Dir. Preufs.	6	3	60	3 —	Zur Unterstützung d. Seminaristen sind jährlich 2886 Thl. ausgesetzt.
	3 Seminar zu Klein-Dexen.	evangel.	2250 Thl.	596 Thl.	1767 gestiftet vom Kriegerath B. Fr. Genge. 1816 wurde dies Seminar bis auf 30 Zöglinge erweitert u. das bis dahin in Groß-Thierbach bestandene mit demselben zusammengezogen.	Pfarrer Riedel.	4	—	32, außerdem noch 15 bis 20 Hospites.	2 —	32 Seminaristen werden frei beköstigt, wofür jährlich die Summe von 1344 Thl. ausgesetzt ist.
	4 Seminar und Erziehungs-Institut zu Braunsberg.	kathol.	4099 Thl.	124 Thl.	1810.	Dir. Arent.	4	2	36	3 —	23 Freistellen.
	5 Conradi'sches Schul-Institut und Seminar zu Jenkau.	s.-m.-tan.	1211 Thl.	4282 Thl.	1798 gestiftet von dem Kammerherrn von Conradi.	Dir. Steeger.	3	2	25 Seminaristen und 25 Kinder.	unbestimmt.	50 entweder ganz oder halb freie Koststellen.
	6 Seminar zu Marienburg.	s.-m.-tan.	147 Thl.	—	Diese Anstalt verdankt ihr Dasein dem jetzigen Director, Prediger Haebler.	Schul-Inspektor u. Prediger Haebler.	7	3	44	3 Jahr.	1142 Thl. zur jährlichen Unterstützung von 42 Seminaristen.
	7 Seminar zu Grandenz.	kathol.	2050 Thl.	—	1817.	Seminar-Dir. Domherr Dietrich.	4	3	80 und darüber.	3 —	160 Thl. zur jährlichen Unterstützung von 44 Seminaristen.
	8 Polnisch-deutsches Seminar zu Angerburg.	evangel.	1300 Thl.	200 Thl. aus Kirchenkassen.	1820.	Pfarrer Schulz.	3	—	30	—	870 Thl. zur jährlichen Unterstützung der 30 Seminaristen.
	9 Schullehrer-Hülfs-Seminar zu Mülhausen.	evangel.	700 Thl.	—	1811.	Pfarrer Milsch.	2	—	7	3 —	384 Thl. jährlich als Kostgeld für 6 Seminaristen.
	10 Hülfs-Seminar und Präparanden-Anstalt zu Baldenburg, eine Privat-Anstalt.	s.-m.-tan.	Erhält eine unbestimmte Unterstützung aus Staatskassen.	Ohne eigene Einkünfte.	1830.	Vorsteher, Schul-Inspektor Ulrich.	1	—	53	—	—

Provinz.	No.	Seminar.	Confessions-Verhältnisse.	Einkünfte der Seminarien.		Jahr der Stiftung.	Name des Direktors.	Zahl der Lehrer mit einem Gehalt des Direktors u. d. Hülfsgeistl.	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthaltes.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
				a. Aus Staatskassen.	b. Aus besondern Fonds.							
M. Brandenburg.	1	Seminar und Waisenhaus zu Neuzelle.	evangel.	5509 Thl. für das Seminar, 4436 Thl. für das Waisenhaus.	3618 Thl. f. d. Seminar, 991 Thl. f. d. Waisenhaus.	1817 wurden die Seminarien zu Luckau u. Züllichau vereinigt, nach Neuzelle verlegt.	Dir. Crüger.	9	3	390 Seminaristen und 30 Waisenkinder.	3 Jahr	24 ganze und 22 halbe Freistellen.
	2	Seminar zu Potsdam.	evangel.	5430 Thl.	—	1748. als Privatanstalt zu Berlin gestiftet v. Ob. Cons. R. Hecker, 1758. officiell konstituiert, 1817 nach Potsdam verlegt.	Dir. Striez.	8	3	81	3 —	10 ganze und 10 halbe Freistellen. Außerdem sind zu außerordentlichen Unterstützungen jährlich 500 Thl. ausgesetzt.
	3	Neben-Seminar zu Alt-Doebern, Privat-Anstalt.	evangel.	200 Thl. jährliche Unterstützung.	240 Thl. als jährlicher fixirter Zuschuß.	1819.	Superintendent Kothe, Stifter u. Direktor.	7	2	30—40	2 —	
	4	Neben-Seminar zu Berge bei Nauen, Privat-Anstalt.	evangel.	100—150 Thl. jährl. Unterstützung.	—	1826.	Superintendent Mertz, Stifter.	3	—	15	3 —	
	5	Seminar zur Ausbildung von Zöglingen für Stadtschulen in Berlin.	evangel.	2000 Thl.	Jeder Seminarist zahlt beim Eintritt in die Anstalt ein Lehrgeld von 16 Thl.	1830.	Dir. Diesterweg.	2	3	50	3 —	
III. Pommern.	1	Seminar zu Alt-Stettin.	evangel.	3499 Thl.	515 Thl.	1735.	Schulrath Graßmann.	6	2	40	2 Jahr	Jeder Seminarist zahlt bei seinem Eintritt in die Anstalt 18 Thl. u. erhält Kost, Wohnung, Heizung und Unterricht frei.
	2	Seminar zu Cöslin.	evangel.	2900 Thl.	654 Thl.	1816.	J. W. M. Henning.	4	2	46	2 —	1128 Thl. jährlich zur Speisung der Seminaristen ausgesetzt.
	3	Seminar zu Greifswald.	evangel.	300 bis 350 Thl. jährlich. Zuschuß.	266 Thl.	1791.	Superintendent Dr. Ziemssen.	3	2	16	2 —	198 Thl. zur jährlichen Unterstützung der Seminaristen.
	4	Das mit dem Otto-Stifte bei Pyritz verbundene Neben-Seminar.	evangel.	419 Thl., außerdem die Unterhaltungskosten für das Gebäude.	—	Am 15. Juni 1827, als am Gedächtnistage der Einführung des Christenthums in Pommern und der Gründung des Otto-Stiftes eröffnet.	Rektor u. Prediger Amlong.	3	3	12	3 —	120 Thl. zur jährlichen Unterstützung der Seminaristen.
IV. Schlesien.	1	Seminar zu Breslau.	evangel.	387½ Thl.	668 Thl.	1768.	Lehrer Hientzsch interimistischer Direktor.	6	3	90	3 Jahr	90 Seminaristen erhalten freie Wohnung; 40 außerdem noch Beköstigung.

Pro- vinz.	No.	Seminarien.	Confessions-Ver- e.	Aus Staats- kassen.	Aus beson- dern Fonds.	Jahr der Stiftung.	Name des Direk- tors.	Zahl der Lehrer mit Einrechnung des Direktors u. d. Hülfslehrer.	Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufenthalts.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
IV. Schle- sien.	2	Das mit der Erziehungs-Anstalt und dem Waisen-hause zu Bunzlau verbundene Seminar.	evan- gel.	300 Thl. Zu- schuß.	3300 Thl. aus dem Sack- schen Stif- tungs-Fonds	1744, das Seminar seit 1816.	Dir. Kawerau.	11	3	127	3 Jahr	28 ganze und 20 hal- be Freistellen, wo- für 1080 Thl. jähr- lich ausgesetzt sind.
	3	Seminar zu Breslau.	ka- thol.	2301 Thl.	1351 Thl.	1765.	Dir. Wenzel.	9	3	131	3 —	90 Seminaristen er- halten freie Woh- nung; 37 freie Be- kösodung.
	4	Seminar zu Ober-Glogau.	ka- thol.	500 Thl. Zu- schuß.	2300 Thl. aus dem Neuzel- ler Stiftungs- Fonds.	1801.	Dir. Müller.	4	2	54	2 —	54 Seminaristen erhal- ten freie Wohnung; zur Verpflegung von 50 Sem. sind 942 Thl. jährlich ausgesetzt.
	5	Seminar zu Schlegel in der Grafschaft Glatz.	ka- thol.	785 Thl.	200 Thl.	1764.	Dir. Lieblich.	2	2	12	2 —	160 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
V. Posen.	1	Seminar zu Bromberg.	evan- gel.	2850 Thl.	—	1819.	Grützma- cher.	4	2	25	2 bis 3 Jahr.	686 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.
	2	Seminar zu Posen.	ka- thol.	4975 Thl.	70 Thl.	1804.	Dir. Grus- zynsky.	8	3	68	3 —	Zur Unterstützung von 50 Seminaristen sind 1440 Thl. zu außer- ordentlichen Unter- stützungen 135 Thl. jährlich ausgesetzt.
	3	Hülf-Seminar zu Fraustadt.	evan- gel.	200 Thl.	—	1826.	Vorste- her, Pre- diger und Rektor Fechner.	3	—	15	2 bis 3 Jahr.	10 Seminaristen erhal- ten jährlich 160 Thl.
	4	Hülf-Seminar zu Vordon.	evan- gel.	200 Thl.	—	1824.	Vorste- her, Pre- diger Ewald.	2	—	18	1 bis 2 Jahr.	
	5	Hülf-Seminar zu Trzemeszno.	ka- thol.	150 bis 200 Thl.	—	1825 zu Lobsens eröff- net; im J. 1829 nach Trzemeszno verlegt, und mit dem dort be- reits bestehenden Chorschul-Institut verbunden.	Vorste- her, Rek- tor Meis- ner.	1	—	13	1 bis 2 Jahr.	
VI. Sach- sen.	1	Seminar zu Magdeburg.	evan- gel.	650 Thl.	4120 Thl. worunter 2000 Thl. aus dem Kloster Berge'schen Fonds.	1790, reorganisiert 1824.	Dir. Kon- sistorial- u. Schul- rath Zen- renner.	13	2	64	3 Jahr.	Zu Freistellen für 34 Seminaristen sind jährlich 800 Thl. aus- gesetzt.
	2	Seminar zu Halberstadt.	evan- gel.	1050 Thl.	1950 Thl., worunter 1100 Thl. aus dem Kl. Ber- ge'schen Fonds.	1778, reorganisiert 1822.	Dir. Bre- derlow.	11	2	40	3 —	30 Seminaristen erhal- ten freie Wohnung; außerdem sind zur Unterstützung von 12 Semin. jährlich 360 Thl. ausgesetzt.

Pro- vinz.	No.	Seminar.	Confessions-Verhältnis.	Einkünfte der Seminarien.		Jahr der Stiftung.	Name des Direk- tors.	Zahl der Lehrer mit Einschluß des Direktors u. d. Hülfslehrer		Zahl der Klassen.	Zahl der Zöglinge.	Dauer des Aufstehens.	Zahl der Freistellen mit Angabe der Unterstützungen.
				a. Aus Staats- kassen.	b. Aus beson- dern Fonds.			Zahl der Lehrer	Zahl der Klassen.				
VI. Sach- sen.	3	Seminar zu Weissenfels.	evan- gel.	1758 Thl.	1857 Thl.	1794, reorganisiert 1823	Dir. Dr. Harnisch	11	2	65	2 Jahr.	672 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.	
	4	Seminar zu Erfurt.	evan- gel.	225 Thl.	3510 Thl.	1820.	Dir. Sickel.	13	3	74	3 —	Dies Seminar zahlen das zu Büren für 14 katholische Schul- Amts-Präparanden aus dem Reg.-Bez. Erfurt. jährlich 490 Thl. Für die Semi- naristen zu Erfurt sind 300 Thaler zu jährl. Unterst. aus- gesetzt.	
	5	Neben-Seminar zu Gardelegen.	evan- gel.	—	685 Thl. aus dem Kloster Berge'schen Fonds.	Von 1821 bis 1830 mit der großen Stadt- schule zu Gardelegen verbunden; seit dem letzten J. für sich be- stehend.	Prediger Kraemer.	5	—	24	2 —	Zu 10 Stipendien sind jährlich 200 Thl. aus- gesetzt.	
	6	Neben-Seminar zu Eisleben.	evan- gel.	300 bis 400 Thl.	—		Dir. Oel- ner.	3	—	14	unbe- stimmt.		
VII. West- pha- len.	1	Seminar zu Soest.	evan- gel.	3043 Thl.	2272 Thl.	Das Seminar war in Wesel und wurde 1806 nach Soest verlegt.	Dir. Ehr- lich.	6	2	70	2 Jahr.	1400 Thl. sind jährlich zu Unterstützungen ausgesetzt.	
	2	Seminar zu Büren.	ka- thol.	109 Thl.	5943 Thl.	1825.	Dir. Köch- ling.	5	2	82	2 —	82 Seminaristen erhal- ten freie Wohnung u. Beköstigung, wofür 3310 Thl. ausgesetzt sind.	
	3	Neben-Seminar zu Petershagen.	evan- gel.	300 Thl.	—	1831.	Dir. Vorm- baum.	3	2	30	2 —	Aus Stipendien-Stif- tungen werden jähr- lich 130 bis 140 Thl. vertheilt.	
	4	Seminar-Vor- schule und Ne- ben-Seminar zu Langenhorst.	ka- thol.	—	400 Thl. durch Bewil- ligung des Provinzial- landtags.	1830.	Vorste- her, Pfar- rer Müh- ren.	3	—	32	—		
VIII. Rhein- pro- vinz.	1	Seminar zu Meurs.	evan- gel.	3000 Thl.	—	1820, definitiv organi- sirt 1823.	Dir. Zahn.	4	2	30	2 Jahr.	Zur Unterstützung v. 30 Seminaristen sind 750 Thl. jährl. aus- gesetzt.	
	2	Seminar zu Brühl.	ka- thol.	6599 Thl.	200 Thl.	1823.	Dir. Pauli.	5	2	100	2 —	Zu Stipendien für 100 Sem. sind 2200 Thl. u. zu Kurkosten 250 Thl. jährl. ausges.	
	3	Seminar zu Neuwied.	evan- gel.	3000 Thl.	—	1816, definitiv organi- sirt 1823.	Dir. Braun.	3	2	38	2 —	650 Thl. sind jährlich zur Unterstützung ausgesetzt.	
	4	Seminar zu St. Matthias in Trier.	ka- thol.	735 Thl.	—	1810.	Schulrath Dr. Grätz, interimi- stischer Direktor.	3	2	45	2 —		

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1833 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. a) Fr. Ed. Beneke, Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. —
b) Desselben Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. — Febr. S. 197. — Schmidt.
2. Freystadt, Philosophia cabalistica et Pantheismus. — März. S. 364. — F. Benary.
3. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion. (Erster Artikel.) — Apr. S. 561. — Rosenkranz.
4. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion. 2 Bde. (Zweiter Artikel.) — Mai. S. 641. — Rosenkranz.
5. Göschel, Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Goethe. — Juni. S. 849. — Schmidt.
6. Pfner, Forschungen der Vernunft. Erster Theil. — Juli. S. 30. —
7. Umbreit, System der Logik. — Octob. S. 588. — Strauß.
8. Heinsius, Vorbereitung zu philosophischen Studien. — Octob. S. 606. — Kühne.
9. Fischer, die Freiheit des menschlichen Willens im Fortschritte ihrer Momente. — Novbr. S. 737. — Göschel.
10. Feuerbach, Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Spinoza. — Decbr. S. 841. — Erdmann.
11. F. Delbrück, Philosophie. Eine Rede. — Decbr. S. 902.

II. Theologie.

1. Fr. Rückert, Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert. — Jan. S. 1. — Kwald.
2. a) De la Mennais, de la Religion, considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil.
b) — — Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'Eglise.
c) — — Mélanges catholiques extraits de l'Avenir. — Febr. S. 161. — Carové.
3. Rückert, Commentar über den Brief Pauli an die Galater. — Febr. S. 311. — Matthies.
4. Brenner, über das Dogma. — März. S. 407. — Carové.
5. Schneckenburger, Beiträge zur Einleitung in's Neue Testament u. s. w. — März. S. 427. — Usteri.
6. Daub, über den Logos. — Apr. S. 511. — Marheineke.
7. Matthies, Erklärung des Briefes Pauli an die Galater. — Mai. S. 668. — Usteri.
8. Fr. v. Meyer, Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. — Juni. S. 931. — Billroth.
9. Höfling, Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich so genannte u. s. w. — Jul. S. 55.
10. Matthäi, der Mysticismus nach seinem Begriffe, Ursprunge und Unwerthe u. s. w. — Jul. S. 63.
11. Geisse, die Rechtfertigung durch den Glauben. — Juli. S. 103.
12. Daub, die dogmatische Theologie jetziger Zeit. (Erster Artikel.) — Jul. S. 137. — Marheineke.
13. Grotmann, über eine Reformation der protestant. Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen. — Aug. S. 166.
14. Hase, Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelischen Kirche. — Aug. S. 180. — Erdmann.
15. Ullmann, über die Sündlosigkeit Jesu. — Aug. S. 238.
16. Billroth, Commentar zu den Briefen des Paulus an die Corinth. — Aug. S. 257. — Matthies.
17. Daub, die dogmatische Theologie jetziger Zeit. (Zweiter Artikel.) — Aug. S. 292. Marheineke.
18. Richter, die Lehre von den letzten Dingen. — Septbr. S. 321. — C. H. Weisse.
19. Glückler, die Sakramente der christl. Kirche. — Septbr. S. 365.
20. Chr. R. Matthäi, neue Auslegung der Bibel. — Septbr. S. 413. — Billroth.

21. Tittmanni Opuscula ed Hahn. — Septbr. S. 430.
22. Olshausen, Biblischer Commentar zum Neuen Testament. 2 Bde. (Erster Artikel.) — Septbr. S. 452. — Kleinert.
23. Sartorius, Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre. — Septbr. S. 473. — E. Erdmann.
24. Lange, biblische Dichtungen — und Sack, die Göttlichkeit der Bibel. In fünf Gesängen. — Octob. S. 527.
25. Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs. — Octb. S. 550. — Marheineke.
26. Lengerke, Commentatio critica de duplici Psalmi XVIII. exemplo. — Octob. S. 573. — F. Benary.
27. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten u. s. w. (Erster Artikel.) — Octob. S. 601. — Marheineke.
28. Fr. Baader, über das Verhalten des Wissens zum Glauben. — Octob. S. 631. — Göschel.
29. Olshausen, Opuscula theologica ad crisi et interpretationem N. T. — Novbr. S. 645.
30. Maurer, Commentarius criticus in Vetus Testam. — November. S. 656. — F. Benary.
31. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmat. Gegensätze der Katholiken und Protestanten u. s. w. (Zweiter Artikel.) S. 662. — Marheineke.
32. Schilling, Briefe über die äußere Kanzelberedsamkeit. — Novbr. S. 687.
33. Gfrörer, kritische Geschichte des Urchristenthums. 1r. Bd. — Novbr. S. 717.
34. a) Schulthefts, Symbolae ad internam criticism librarum canonicorum etc.
b) — — de praesistentia Jesu ac de spiritu s. N. T. — Novbr. S. 732.
35. Johannsen, Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf symbolische Bücher und die Augsburg. Confession. — Novbr. S. 749.
36. v. Ammon, die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. — Novbr. S. 758.
37. Olshausen, biblischer Commentar über sämtliche Schriften des Neuen Testaments. (Zweiter Artikel.) — Nov. S. 769. — Kleinert.
38. Fr. Theremin, Abendstunden. — Decbr. S. 805.
39. Carové, die letzten Dinge des röm. Katholicismus in Deutschland. — Decbr. S. 814.
40. Versuch eines allgemeinen evangel. Gesang- und Gebetbuchs u. s. w. — Decbr. S. 881. — Rosenkranz.
41. Sal. Rost, religionswissenschaftliche Darstellung der Eho. — Decbr. S. 917.
42. Usteri, Commentar über den Brief Pauli an die Galater. — Decbr. S. 953. — W. Vatke.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. Birnbaum, die rechtliche Natur der Zehnten. — Apr. S. 552. — Albrecht.
2. Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit: Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn von Gagern. — Apr. S. 592. — Varnhagen v. Ense.
3. Wakefields, Facts relating to the punishment of death in the metropolis. — Apr. S. 633. — Mittermaier.
4. Loaré, la législation civile, commerciale et criminelle de la France. — Mai. S. 657. — Rauter.
5. Hüllmann, Römische Grundverfassung. — Mai. S. 697. — Göttling.
6. Mohl, die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. — Juni. S. 881. — Schön.
7. Des Abul-Hassan Achmed Ben-Mohammed Koduri von Bagdad Moslemitisches Eherecht. Herausg von Helmsdörfer. — Jul. S. 23. — Gans.

8. Severus Pertinax, über Verberbnis und Herstellung der Eidgenossenschaft. — Jul. S. 59. — Gans.
9. Koth, die Juden im Preussischen Staate u. s. w. — Jul. S. 143. — Gans.
10. Mirus, übersichtliche Darstellung des Preuss. Staatsrechts. — Aug. S. 183. — Gans.
11. C. v. Röder, Beiträge zu der Lehre von den Nichtigkeiten im Civil-Process nach gemeinem deutschem Rechte. — Aug. S. 270.
12. Abegg, Lehrbuch des gemeinen Criminalprocesses mit besonderer Berücksichtigung des Preuss. Rechts. — Aug. S. 283. — Heffter.
13. Baumstark, über Staatskredit, Staatsschulden und Staatspapiere. — Septbr. S. 403. — Joh. Schön.
14. Grohmann, über das Princip des Strafrechts. Desselben Bitte und Frage an die landständ. Versammlung des Königreichs Sachsen. — Octob. S. 521. — Abegg.
15. Leo, Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Abth. 1. — Novbr. S. 701. — Gans.
16. Schildener, kleine Aufsätze aus bedrängter Zeit. — November S. 726. — Göschel.
17. Bülow, Verfassung und Verfassungsrecht des Königreichs Sachsen I. Th. — Novbr. S. 774.
18. Schildener, über die religiöse Gemeinschaft der alten Mitschwörenden unter einander und mit dem Principal. — Decbr. S. 886. — G. H.
19. Kolderup-Rosenvinge, Grundriss af den danske Retshistorie (Grundriss der dänisch. Rechtsgeschichte). — Dec. S. 942. — Homeyer.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Niederländische Geschichtslitteratur. (Zweiter Artikel). — Jan. S. 61. — Müsch.
2. Tzschoppe und Stenzel, Schlesische Urkundensammlung. — Jan. S. 109. — Wilken.
3. C. Frhr. v. Vincke, die Schlacht bei Lützen den 6. Nov. 1632. — Febr. S. 167. — Rühle v. Lilienstern.
4. J. Voigt, das Leben des Staatsministers Grafen zu Dohna-Schlobitten. — Febr. S. 278. — Varnhagen v. Ense.
5. Böttiger, Geschichte Baierns. — März. S. 385. — von Rommel.
6. C. P. Cooper, Account of the most important Public Records of Great-Britain etc. — März. S. 460. — Lappenberg.
7. Mohammedi filii Chondachahi, vulgo Mirchondi, Historia Gasnevidarum etc. ed. F. Wilken. — Mai. S. 753. — von Bohlen.
8. a) Lochner, Nürnberger Jahrbücher. 1stes Heft.
b) Oestreicher, Denkwürdigkeiten der Fränkischen Geschichte u. s. w. 1—3. Heft. — Mai. S. 763. — Leo.
9. Staudenraus, Chronik der Stadt Landshut in Baiern. — Mai. S. 797. — Lange.
10. v. Bohlen, das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten. 2 Theile. — Juni. S. 889. — A. Benary.
11. Memoiren eines deutschen Staatsmannes aus den Jahren 1789—1816. — Juli. S. 39.
12. Meister Franz Rabelais, der Arznei Doctoren, Gargantua und Pantagruel u. s. w., verdeutscht durch Regia. I. Th. — Juli. S. 65. — Leo.
13. Memoiren eines Preussischen Offiziers Herausg. von Herlofsohn. — Aug. S. 175. — V. v. E.
14. Biographische Nachrichten von der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Erzählt von Dr. Fr. Cramer. — Aug. S. 199.
15. C. v. Clausewitz, vom Kriege. 2 Theile. — Aug. S. 201. — Rühle v. Lilienstern.
16. Zwei Jahre in Petersburg, Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten. — Septemb. S. 383.
17. De Lavarenne, Mémorial de l'Officier d'état-major etc. — Septemb. S. 463. — v. Brandt.
18. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben. — Septbr. S. 469. — Fr. Cramer.

19. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. 7ter Theil. 1ste und 2te Abth. — Octob. S. 500. — Aschbach.
20. Bulwer, England and the English. 2 Voll. — Octob. S. 566.
21. Huber, Skizzen aus Spanien. 2ter Theil und 3ten Theil. erste Abth. — Novbr. S. 607. — Mundt.
22. Barthold, George von Frundsberg, oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. — Decbr. S. 801. — Münch.
23. Jäger, Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters. Bd. I. Ulms Verfassung, bürgerl. und commercielles Leben im Mittelalter. — Decemb. S. 921. — Lange.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung von Dr. v. Müller. — Jan. S. 11. — Toelken.
2. A. Wendt, über die Hauptperioden der schönen Kunst. (Zweiter Artikel). — Jan. S. 33. — Hotho.
3. v. Rumohr, drei Reisen nach Italien. — Jan. S. 97. — W. Neumann.
4. Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Von Fr. v. Müller. — Febr. S. 191. — W. Neumann.
5. Solonis, Mimnermi, Critiae adorumque carminum quae supersunt ed. Bachius. — Febr. S. 214. — Kleine.
6. Melanchthon, oder Encyclopädie und Methodologie der Gymnasialstudien. Von Chr. G. Weiss. — Febr. S. 227. — Loers.
7. a) Diodori bibliotheca historica. Ex rec. Dindorfii.
b) Lectiones Diodorae. Conscriptit Krebsius. — Febr. S. 241. — Bach.
8. Homer's Werke im Versmaße der Urschrift übersetzt. 1ste Abth. Odyssee. Von E. Wiedasch. — Febr. S. 252. — Weber.
9. Ed. Gerhard, Thatachen des archäologischen Instituts in Rom. — Febr. S. 262. — Toelken.
10. Holtz, Geschichte der neuern Deutschen Poesie. — Febr. S. 267. — Rosenkranz.
11. Cabanis, Roman von W. Alexis. — Febr. S. 269. — W. Neumann.
12. M. Schmidtii commentatio de Pronomine Graeco et Latino. — März. S. 321. — Pott.
13. Grotendorf, ausführliche Grammatik der latein. Sprache. 2 Theile. — März. S. 344. — Hiecke.
14. a) Valery, Voyages historiques et littéraires en Italie. 3 Bde.
b) Scholler, Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. 2 Bde. — März. S. 374. — Zumpt.
15. Van der Chys, commentarius geographicus in Arrianum de expeditione Alexandri. — März. S. 471. — Droysen.
16. Rosellini, I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Parte prima, tom. I. — Apr. S. 519. — J. L. Ideler.
17. Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von H. Hoffmann. — Apr. S. 581. — Leo.
18. a) M. T. Ciceronis quae fertur oratio IV. in Catilinam a Cicerone abjudicavit E. A. J. Ahrens.
b) De authentia secundae orationis Catilinae scripta H. G. J. Cludius. — Apr. S. 603. — v. Gruber.
19. J. Baggesen's Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. 2 Theile. — Apr. S. 611. — Hinrichs.
20. v. Thümmel's sämtliche Werke. 6 Bde. — Mai. S. 686. — Mundt.
21. a) Il convito di Dante Allighieri con note etc. di Pedersini.
b) Vita nova di Dante Allighieri. Pesaro.
c) L'ottimo commento della divina commedia etc. dato alla luce per A. Torri. — Mai. S. 728. — Witte.
22. Heine, zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland. — Mai. S. 771. — Weiss.
23. Goethe's Faust. Zweiter Theil der Tragödie. — Juni. S. 801. — Rosenkranz.
24. a) H. Uirici, Charakteristik der antiken Historiographie.
b) Westermann, Geschichte der Griechischen Beredsamkeit. — Juni. S. 824. — Bernhardt.

25. Demosthenes Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt u. s. w. von Fr. Jacobs. — Juni. S. 870. — Schömann.
26. Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Rüstell. later und 2ter Bd. (Erster Artikel.) — Juni. S. 907. — Zumpt.
27. a) M. F. Quintiliani de institutione oratoria libri XII. Ed. A. G. Gernhard.
b) M. F. Quintiliani etc. ed. Zumpt.
c) M. F. Quintiliani de inst. or. liber. X. ed. Herzog. — Juni. S. 941. — Bonnell.
28. Goethe, aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit. 4ter Thl. — Juli. S. 1. — Varnhagen v. Ense.
29. France provinciale. Revue des lettres et des arts. — Juli. S. 7.
30. Bopp, Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache, und Desselben Grammatica critica Sanskritae linguae. — Juli. S. 17. — A. Benary.
31. Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen u. s. w. I. Th. u. II. Ths. erste Abth. (Zweiter Artikel.) — Juli. S. 81. — Zumpt.
32. Notice sur Goethe. — Juli. S. 87. — V. v. E.
33. Lepsius, de Tabulis Eugubinis. — Juli. S. 91. A. Benary.
34. Schubarth, über Goethe's Faust. — Juli. S. 110. — Varnhagen v. Ense.
35. J. E. Fyrrker, sämtliche Werke. I. Bd. — Juli. S. 123. — Mundt.
36. Sophokles, Oedipus auf Kolonos, übers. v. Stäger. — Juli. S. 128. — Droysen.
37. Fritsch, de obliquis Casus und die Präpositionen der griechischen Sprache. — Juli. S. 135. — A. Benary.
38. Wolff, die schöne Litteratur Europa's in der neuesten Zeit u. s. w. — Juli. S. 151.
39. Zohrab, The hostage. By the Author of the Hadji Baba. — Juli. S. 159.
40. Scipio Cicala. In 4 Bdn. — Aug. S. 161. — W. Neumann.
41. Caedmon's Metrical Paraphrase of parts of the Holy Scripture in Anglo-Saxon etc. by Thorpe. — Aug. S. 190. — Lappenberg.
42. Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774–1783. Herausg. von M. Hirzel. — Aug. S. 195. — Rosenkranz.
43. K. Büchner und Fr. Herrmann, Handbuch der neuern Französ. Sprache und Litteratur. Prosaischer Thl. — Aug. S. 245. — Mundt.
44. Sappho und Erinna nach ihrem Leben beschrieben und in ihren poet. Ueberresten übers. und erkl. von F. W. Richter. — Aug. 271. — Droysen.
45. C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Jul. Agricolae libellus. Mit Erläut. und Excursen von C. L. Roth. — Aug. S. 276. — Zumpt.
46. Th. Mundt, kritische Wälder. — Aug. S. 302. — A. B.
47. Sarah Austin, characteristics of Goethe. — Septemb. S. 334. — W. Neumann.
48. Lieder von K. Mayer. — Sept. S. 373. — F. G. Kühne.
49. Graff, althochdeutscher Sprachschatz. — Septemb. S. 393. — Pott.
50. Aristotelis de Republica II. ex rec. Im. Bekkeri. — Septemb. S. 425. — Ad. Stahr.
51. Reilstab, Erzählungen, Skizzen und Gedichte. 3 Thle. — Septbr. S. 439.
52. Levezow, die Entwicklung des Gorgonen-Ideals. — Septemb. S. 445. — A. Hirt.
53. Jean Paul Fr. Richter, Ein biograph. Commentar zu dessen Werken von R. O. Spazier. I. Thl. — Octob. S. 481. — Neumann.
54. Ptolemaei dialogi trans. Theagen, Amatores, Jo. ed. Knebel. — Octob. S. 512. — Petersen.
55. W. B. Griesenhardt, Bilder griechischer Vorzeit. — Octob. S. 525.
56. Der Gld. Ein Romanzenkranz im Versmaasse der Ur-schrift u. s. w. übersetzt von Duttenhofer. — Octob. S. 535. — Dietz.
57. Sophoclis Trachiniae. Recognovit etc. J. Apitzius. — Octob. 542. — Droysen.
58. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — Octob. S. 563. — Mundt.
59. Gr. v. Platen, die Liga von Cambrai. — Octob. S. 599.
60. Teatro español anterior a Lope de Vega, por el editor de la florista de rimas antiguas castellanas. — Octob. S. 632.
61. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien. — Novemb. S. 641. — Hirt.
62. James Tate, Horatius restitutus. — Novemb. S. 657. — Zumpt.
63. Blüten Neuböhmischer Poesie, übertragen von Wenzig. — Novemb. S. 678.
64. Goethe's Werke. Ausg. letzter Hand. 44 — 46ter Bd. (Nachgelass. Werke 4 — 6ter Bd.) — Novemb. S. 684. — Weisse.
65. Becker, das Wort in seiner organ. Verwandelung. — Novemb. S. 743. — Pott.
66. Lady Morgan, Dramatic Scenes from real life. — Novemb. S. 765. — A. Wagner.
67. Stier, Neugeordnetes Lehrgebäude der hebräischen Sprache. — Novemb. S. 782. — Ewald.
68. Des Aischylos Werke, übers. von J. G. Droysen. 2 Thle. — Decemb. S. 825. — Heydemann.
69. Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Acht Heftlein. (Erst. Artik.) — Decemb. S. 849. — Weisse.
70. Kozüm, die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands. — Decemb. S. 854. — Ulrich.
71. Brenner, Lustfahrten in's Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und Fischergedichte. 2 Bdn. — Decemb. S. 870. — Mundt.
72. Fontana, Illustrazione d'una serie di monete dei Vescovi di Trieste. — Decemb. S. 875. — Friedländer.
73. Ideler und Nolte, Handbuch der französ. Sprache und Litteratur. 3r Th. Prosajker der neuern und neuesten Litteratur. — Decemb. S. 892. — Mundt.
74. Ferd. Wolf, über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Nationalheldengedichte u. s. w. — Decemb. S. 910. — A. Benary.
75. Die Xenien aus Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797: Geschichte, Abdruck und Erläuterung derselben. — Decemb. S. 935. — V. v. E.
76. Held, über den Werth der Briefsammlung des jüngern Plinius, im Bezug auf Geschichte der röm. Litteratur. — Decemb. 952. — A. H.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. Steiner, Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander. I. Thl. — Mai. S. 673. — Minding.
2. The Algebra of Mohammed Ben Musa. Edited and translated by Fr. Rosen. — Mai. S. 712. — Schnacke.
3. Die Resultate des Maschinenwesens. Aus dem Englischen. — Juli. S. 45. — Klöden.
4. Francke, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik. — Septbr. S. 327. — F. Minding.
5. Grunert, Supplemente zu Klügels Wörterbuch der reinen Mathematik. — Septemb. S. 396. — F. Minding.
6. Littrow, die Wahrscheinlichkeitsrechnung u. s. w. — Septemb. S. 408.
7. Schweins, Größenlehre. — Octob. S. 486. — Stern.
8. Kufahl, theoretisch-praktische Abhandlung über die Dampfschiffahrt. — Novemb. S. 708. — Klöden.
9. Magnus, Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analyt. Geometrie. — Novemb. S. 726. — Plücker.
10. Brewster, Lehrbuch der Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. — Decemb. S. 861. — Minding.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

1. Uskert, Geographie der Griechen und Römer. Th. II. Abtheil. II. — Jan. S. 19. — Reinganum.

2. Richard and John Lander, Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. III. Vol. — Jan. S. 73. — Walter.
3. A. de Humboldt, Fragmens de Géologie et de Climatologie asiatiques. — Jan. S. 159. — Link.
4. Thurmann, Essai sur les soulèvements Juraiques du Porentray. — Febr. S. 300. — Hermann v. Meyer.
5. Rose, Handbuch der analytischen Chemie. 2 Bde. 2te Aufl. — März. S. 353. — Fischer.
6. Karsten, System der Metallurgie. — März S. 381. — Link.
7. Rüppel, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. — Mai S. 742. — Walter.
8. Leuckart, Allgem. Einleitung in die Naturgeschichte. — Jun. S. 119.
9. Frhr. v. Hauer, statistische Darstellung des Kreises Solling im Regierungsbez. Düsseldorf. — Aug. S. 225. — Dieterich.
10. G. H. Schubert, Lehrbuch der Sternkunde für Schulen u. s. w. — Aug. S. 310. — Stern.
11. Pohl, Reise im Innern von Brasilien I Thl. — Octob. S. 492. — Walter.
12. Schouw, Europa. Physisch-geogr. Schilderung. — Octob. S. 558. — Walter.
13. a) Collectanea Meteorologica sub auspiciis Societatis scientiarum Danicae edita. Fasc. I.
b) Meteorolog. Beobachtungen angestellt zu Danzig in d. Jahren 1807 — 30. v. Kleefeld.
c) R. u. W. Brandes, über den stündlichen Gang des Baromet. und Thermomet. i. J. 1828 zu Salzkufen in Lippe-Detmold.
d) Luke Howard, the Climate of London deduced from Meteorological Observations made in the Metropolis etc. — Decemb. S. 945. — Dove.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. De la Beche, A Geological Manual. — Jan. S. 49. — H. v. Meyer.
2. a) Bronn, Italiens Tertiargebilde.
b) Woodward, Synoptical table of British organic remains etc.
c) Hartmann, Versteinerungen Württembergs. — Jan. S. 147. — H. v. Meyer.
3. Nees v. Esenbeck, Agrostologia Brasiliensis und Genera et species Asteracearum. — Febr. S. 307. — Link.
4. Wagler, Natürliches System der Amphibien. — Febr. S. 388. — Wiegmann.
5. Dietrich, Flora regni Borussiae. I. Bd. 1 — 3 Heft. — Febr. S. 421. — Schultz.
6. Dument, Mémoire sur la constitution géologique de la province Liège. — Apr. S. 543. — Nöggerath.
7. Wiegmann und Ruthe, Handbuch der Zoologie. — Jun. S. 863. — Goldfuss.
8. Karsten, Archiv für Mineralogie, Geognosie u. s. w. 4. Bd. — Juni. S. 925. — Nöggerath.
9. v. Leonhard und Bronn, Jahrbuch für Mineralogie. — Juni. S. 956. — Nöggerath.
10. Pohl, Beiträge zur Gebirgskunde Brasiliens. — Aug. S. 206. — Nöggerath.
11. Goldfuss, Petrefacta Musaei Universitatis Regiae Borussiae Rhenanae Bonnensis etc. — Aug. S. 223. — Nöggerath.
12. Meisner, de amphibiorum quorundam papillis glandulisque femoralibus. — Septemb. S. 392.
13. a) Kaup, Description d'ossements fossiles de Mammifères.
b) Kaup et Scholl, Catalogue des plâtres d'ossements fossiles qu'on trouve dans le cabinet d'hist. nat. du Grand duc de Hesse. — Septemb. S. 419. — Goldfuss.
14. C. W. Hahn, die Arachniden. I. Bd. 1 — 5 Heft. — Octob. S. 510.
15. Davreux, Essai sur la constitution géognostique de la Province de Liège. — Octob. S. 596. — Nöggerath.

16. Autenrieth, über das Gift der Fische, mit vergl. Berücksichtigung des Giftes von Muscheln, Käse, Gehirn u. s. w. — Decemb. S. 830.
17. Agardhs, Lehrbuch der Botanik. Abth. 2. Biologie. Aus dem Schwed. v. Creplin. — Decemb. S. 926. — Nees v. Esenbeck.

IX. Physiologie und Medicin.

1. Rathke, Abhandlungen zur Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Thiere. I. Th. — Jan. S. 86. — Carus.
2. Stieglitz, pathologische Untersuchungen. — Jan. S. 134. — Matthäi.
3. a) Dzondi, die Funktionen des weichen Gaumens. u. s. w.
b) Bennati, recherches sur le Mécanisme de la voix humaine. — März. S. 337. — Purkinje.
4. Puchelt, das System der Medicin im Umrisse dargestellt u. s. w. — März. S. 441. — Naumann.
5. a) Ueber das Recht der homöopath. Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten u. s. w. von einem prakt. Juristen.
b) Caspari's homöopath. Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgeg. von Hartmann. — Apr. S. 481. — Schultz.
6. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's. — Mai. S. 719. — W. Neumann.
7. Burdach, Physiologie. Bd. 3, und 4. — Mai. S. 769. — Purkinje.
8. E. Hagenbach, disquisitiones anatomicae circa musculos auris internae hominis et mammalium etc. — Juli. S. 16.
9. Report of the Commission appointed by the sanitary board of the city councils to visit Canada, for the investigation of the epidemic Cholera etc. — Juli. S. 69.
10. Weber, Beiträge zur Anatomie und Physiologie. I. Bd. 1. Nummer. — Juli. S. 77.
11. Martin, die Kranken- und Versorgungs-Anstalten zu Wien u. s. w. — Juli. S. 128.
12. Jörg, de morbo pulmonum organico ex respiratore neonatorum imperfecto orto. — Aug. S. 184.
13. Löbisch, Allgemeine Anleitung zum Kinderkranken-Examen. — Aug. S. 216.
14. Hecker, der schwarze Tod im 14. Jahrhundert. — Aug. S. 252. — Naumann.
15. Leopoldt, über den Entwicklungsgang der Psychiatrie u. s. w. — Aug. S. 279. — Damerow.
16. Marshall Hall, an experimental investigation of the effects of loss of blood. — Aug. S. 286.
17. G. M. Sporer, Versuch einer systemat. Darstellung der steckhaft. Volkskrankheiten nach medicinisch-polizeil. Grundsätzen. — Aug. S. 318.
18. Eichhorn, das gelbe Fieber. — Septemb. S. 341. — C. Matthäi.
19. James Hope, von den Krankheiten des Herzens. — Septemb. S. 350.
20. Esquirol, Aliénation mentale, question médico-légale. — Septemb. S. 357. — H. Damerow.
21. Fleischmann, Bildungshemmungen der Menschen und Thiere. — Septemb. S. 474.
22. Beck, über den Kropf. — Octob. S. 582.
23. Oppenheim, über den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäisch. und asiat. Türkei. — Octob. S. 623.
24. Vogel, Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem gesammten Umfange. — Novemb. S. 670. — Eorinser.
25. Wagner, zur vergleichenden Physiologie des Blutes. — Novemb. S. 695.
26. v. Graefe, Jahres-Bericht über das klinische chirurgisch-äugenärztl. Institut der Universität Berlin. — Nov. S. 799.
27. Nasse, Untersuchungen über die Irren. Zur Pathologie, Therapie und gerichtl. Medicin. — Dec. S. 821. — Damerow.
28. Baltz, die phantastische und besonders die lebensgefährliche Seite der homöopathischen Theorie und Kurmethode u. s. w. — Decemb. S. 848.

(A n k ü n d i g u n g.)

E r k l ä r u n g

der

h e i l i g e n S c h r i f t e n

des

a l t e n u n d n e u e n B u n d e s

von

L e o p o l d S c h m i d ,

Lehrer der Gottesgelehrtheit und Subregens am Priesterseminar
zu Rimburg.

E r s t e A b t h e i l u n g :

D e r a l t e B u n d .

E r s t e r B a n d :

D i e B ü c h e r M o s i s .

M ü n c h e n 1 8 3 4 .

I n d e r T h e i l l i n g s c h e n B u c h h a n d l u n g .

(W i e n , b e i G r a n z W i m m e r .)

E¹⁰
H₅

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]**Form 410**

NOV 3 1924

